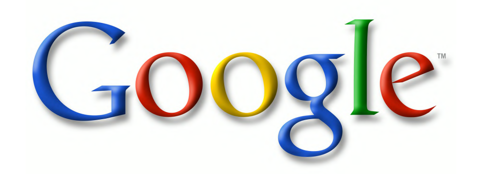
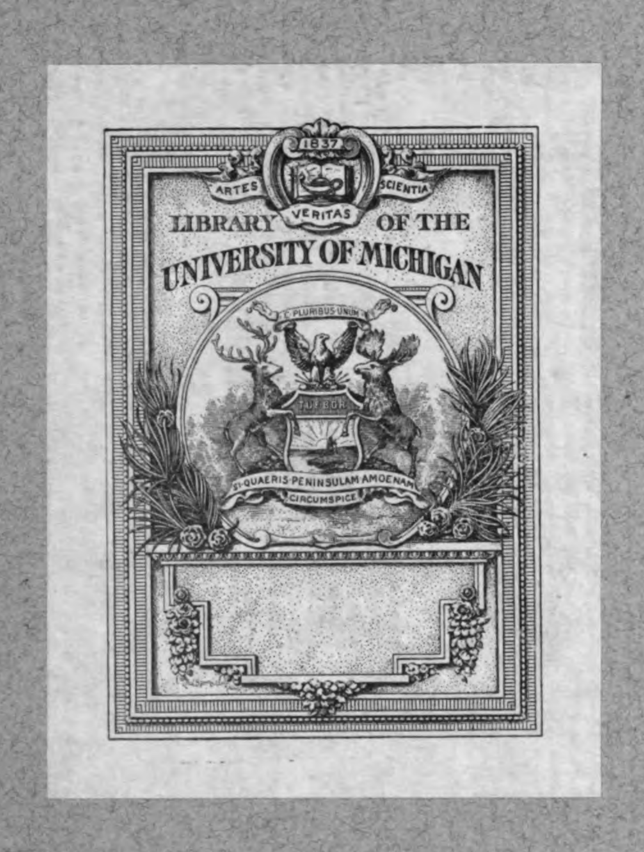





1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Neunundneunzigster Band.

Januar bis März 1900.



Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1900.

Inhaltsverzeichniß

des

99. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Aus Vergangenheit und Gegenwart der siebenbürgischen Sachsen.

Ein Nachklang der Teutsch-Feier
in Hermannstadt am 19. August 1899
von

Hans v. Schubert.*)

Es war im vergangenen Juni, als unsere Kieler Universität gleich den andern die Einladung des Landeskonsistoriums der evangelisch-lutherischen Kirche Siebenbürgens zur Theilnahme an der Enthüllung des Denkmals empfing, das man dem 1893 verstorbenen Sachsenbischof Teutsch in der alten Sachsenstadt Hermannstadt gesetzt hat. Es war nicht der überaus warme Ton dieses Einladungsschreibens, in dem auf die enge Verbindung der siebenbürgischen Kirche und ihres Bischofs mit der auf den deutschen Universitäten gepflegten Wissenschaft hingewiesen wurde, auch nicht eigentlich die ebenso warme Anerkennung dieser Thatsache aus dem Munde der Kollegen ohne Unterschied der Fakultät, was unser akademisches Plenum zu dem einmüthigen Beschluß veranlaßte, sich nicht mit der üblichen Adresse zu begnügen, sondern wirklich mit der gewünschten Entsendung eines persönlichen Vertreters zu antworten. Es war vielmehr im Grunde doch die allgemeine Theilnahme an dem kleinen tapferen Volke, das in seinem unentwegten Festhalten an der Väter Weise ein seltenes Beispiel deutscher Treue gegeben hat und giebt.

Dennoch, dem Vertreter, den man nun sandte, war es nicht anders gegangen, als vielen seiner Auftraggeber, mit denen er gesprochen. Man glaubte wohl allerlei zu wissen von jenem kleinen versprengten Zweige unseres Volksthums, man hatte von dem politischen Wirken seines großen Führers, der dabei dreifacher Ehrendoktor deutscher Fakultäten war, allerlei vernommen, vielleicht auch

---

*) Das Folgende giebt einen Vortrag wieder, den der Verfasser nach seiner Rückkehr aus Siebenbürgen, wohin er als Dekan der theologischen Fakultät deputirt war, am Beginn des Wintersemesters in der Aula der Kieler Universität zum Besten des Gustav-Adolf-Vereins hielt.

auf einem der Gustav=Adolf=Feste, auf denen er regelmäßiger Gast war, von seiner hochragenden Figur und seinem milden Ernste einen persönlichen Eindruck empfangen, man hatte sich auch allerlei sagen und sogar singen lassen von siebenbürgischen Studenten aus ihrer heimischen Art, ein lebensvolles Bild der merkwürdigen Wirklichkeit hatte sich nicht gestaltet. Ist es doch noch nicht lange her, daß dies ganze Land und Volk eigentlich erst von Neuem entdeckt wurde durch Wattenbach, den heimgegangenen Historiker des deutschen Mittelalters, der hier ein ergreifendes Stück Geschichte so wohl konservirt fand, daß es ihn nicht wieder los ließ und er seine Kraft dahinter setzte, auch Andere damit bekannt zu machen, um zu retten, was zu retten war. Von einer deutschen Literatur über den Gegenstand kann man doch nicht reden, und die umfangreiche und sehr achtungswerte einheimische Literatur der letzten 50 Jahre hat bei uns keine weitere Verbreitung*) gefunden. Gar zu fern erfüllen sich die Geschicke dieses Völkchens, und gar zu wenig hat ihr Schicksal zu bedeuten gehabt in der großen Entwicklung dieses scheidenden 19. Jahrhunderts. Scheint es doch jedem zunächst eine Tragödie zu sein, das Volk ein Opfer der neueren österreichisch=ungarischen Entwicklung, dem Untergang geweiht. Und dem Aufstrebenden, nicht dem Untergehenden gehört unser Interesse. So darf ich vielleicht doch sagen, daß sich gemeinhin auch für unsere Kenntniß die Puszta, die sich zwischen jenem Lande und uns ausbreitet, als verhängnißvoll erweist.

Wenn ich nun auffordere, mit mir einen Blick zu werfen auf das überraschend interessante Bild, das sich hinter der ungarischen Steppe aufthut, so erfülle ich damit zugleich eine Pflicht der Dankbarkeit gegen das gastfreundliche Land, gegen die vielen, lieben Menschen, die uns deutschen Professoren dort die Hände entgegengestreckt haben und mit deren Schicksal uns seitdem eine tiefe Sympathie verbindet.

Ein einziger Blick auf eine gute physikalische Karte Ungarns, wie ich deren eine in einem sächsischen Gymnasium Siebenbürgens entdeckte**), zeigt uns die Bodengestaltung des Landes. Man hat häufig

---

*) Das Meiste und Wichtigste ist in dem rührigen Verlage von W. Krafft, dem Schwiegersohn des jetzigen Bischofs Müller, in Hermannstadt erschienen. Derselbe läßt sich auch bereitwilligst auf Ansichtssendungen ein.

**) Diese kleine Wandkarte, im Maßstab von 1 : 1,800,000 von Pokorny Tódor, Budapest 1899, — bei dem sehr geringen Preis von $1^1/_2$ Kronen — ist ein Muster von Uebersichtlichkeit und Klarheit und erreicht nahezu die Plastik einer Reliefkarte.

die ganz falsche Vorstellung, als ob Ungarn wesentlich ein Land der baumlosen Ebene sei, angefüllt einestheils mit Weizenfeldern, die unseren Agrariern die fatale Konkurrenz machen, andererseits mit Prairien voll wild umherschweifender Roßheerden und malerisch gekleideter Roßhirten. Das trifft aber nur auf das Mittelstück zu beiden Seiten der Theiß zu, das südlich durch die Donau begrenzt ist; die kleine oberungarische Tiefebene von Preßburg bis Gran kommt kaum in Betracht. Der weitaus größte Theil ist von herrlichen Gebirgen durchzogen, kompakten Massen, östlich und westlich, die sich nördlich in einer Kette hoher Berge gegen Galizien und der Bukowina begegnen.

Steht man auf dem Schwabenberg bei Budapest auf der Ofener Seite, so ist man überrascht von dem Gewirr der Berge, durch die die Donau bricht, und an deren Rand hart beim Austritt des Stromes aus dem Gebirge in die Ebene sich die mächtig aufblühende ungarische Zentrale ausbreitet. Der Blick vom Kahlenberg bei Wien auf Wiener Wald und Marchfeld steht dagegen an Reiz noch zurück. Jenseits der ungeheuren Ebene aber, die, bei Pest anhebend, sich hier zu Füßen dehnt und in der Ferne verschwimmt, liegt ein zweiter, östlicher Gebirgstheil Ungarns, von dessen Umfang die Thatsache einen Begriff giebt, daß man wieder eine Tagereise von 12 Stunden mit dem schnellsten Zug braucht, um von Großwardein oder Arad aus bis Kronstadt und Predeal an der rumänischen Grenze die Gebirge zu durchqueren. Nur der südöstlichste Theil dieses Berglandes oder „Waldlandes“, wie Ungarn und Rumänen gleichmäßig es benannt haben, von Klausenburg bis Kronstadt, keilförmig in Rumänien hineingeschoben wie ein Vorposten europäischer Kultur, bildet das ehemalige Großfürstenthum Siebenbürgen — ein Hochland also, drei Mal so groß wie Schleswig-Holstein, „Transsilvanien“, d. h. jenseit des Waldgebirges, das aus der Ebene bei Großwardein, Arad und Temesvar aufsteigt, auf allen Seiten von 4000—8000′ hohen Bergen umringt, selbst wieder von Hügeln und Bergen durchzogen, in der Hauptsache die oberen Flußgebiete des Maros und Szamos, südwestlich begrenzt und in der Grenzwacht, hier gegen die Serben, unterstützt durch den Banat, in dem das Hochgebirge die Donau erreicht.

Grenzwacht! predigt die ganze Lage Siebenbürgens. Daß die ungarischen Besitzer der Ebene auch dieses Waldland besitzen mußten, dies natürliche Glacis gegen die walachische Donauniederung, sieht man leicht. Sind auch die westlichsten Gebirgszüge des

Bihar zwischen Großwardein und Klausenburg von der Höhe des Rigi, es flacht sich doch nach Westen und Norden ab, und der höchste Kamm bildet den südlichen Abschluß, fast bis zur Höhe des Watzmann ansteigend, grotesk, ein riesiger natürlicher Wall, der auf der Südseite sich rasch in die Ebene verläuft. Von dem Gipfel des Bucsecs schweift der Blick ungehindert bis zu der feinen Linie des Balkan. Vor der Alpenwelt lagert sich streckenweise ein Mittelgebirge von der Höhe des Schwarzwaldes und ebenso dicht bestanden, aber mit prachtvollen Buchen- und Eichenwäldern. Dahinter erhebt sich das Hochgebirge der Südkarpathen oder transsilvanischen Alpen, theils in breiten Massiven wie der Bucsecs, theils in schroffen Zacken und Wänden wie der Königstein. Das Ganze ergiebt ein Bild von so überraschend reicher Schönheit, daß die auf dem Rückweg besuchte hohe Tatra dem gegenüber nicht bestehen konnte.

Am Nordfuße dieser Mauer schlängelt sich, eine Reihe fruchtbarer Ebenen bildend, der Altfluß. Während aber nun das ganze übrige Hochland sich nach Westen und Norden öffnet, durchbricht der Alt südlich von Hermannstadt am Rothenturmpaß das Hochgebirge und fließt als Aluta durch die walachische Ebene auf dem kürzesten Wege in die Donau ab.

Die Beobachtung, daß man, um vor den Einfällen der wilden Völker von der unteren Donau her sicher zu sein, auch dieses Altgebiet besetzen und vertheidigen müsse, hat die ungarischen Könige zu der sächsischen Kolonisation im 12. und 13. Jahrhundert veranlaßt. Unmittelbar, fast senkrecht hinter Kronstadt aufsteigend liegt die Hohe Zinne; von dort grüßt eine der vielen Milleniumssäulen, die die Ungarn vor drei Jahren mit Hochgefühl setzten, eine Säule des Arpad, des Ungarnhäuptlings, der die Einwanderung dieses mit Finnen und Türken am Nächsten verwandten Volkes in die Donau- und Theißebene leitete und am Ende des 9. Jahrhunderts Gründer eines sogenannten Staates wurde. In Wirklichkeit hat Arpad mit Kronstadt nichts zu thun gehabt. Erst als Ungarn sich der abendländischen Kultur öffnete, um die Wende des Jahrtausends Stephan das Christenthum annahm, seine Nachfolger, zeitweise in Lehnsabhängigkeit vom deutschen Reiche, deutsche Ritter und Ansiedler mehr und mehr ins Land zogen und deutsche Institutionen übertrugen, gelang auch die Angliederung des östlichen Berglandes. Noch heute zerfällt Ungarn in sogenannte Komitate, d. h. Gaue, an deren Spitze ein Graf, comes, jetzt Obergespan genannt, stand: diese alte fränkische Verfassung, die Karl der

Große durchführte, um die Gewalt der früheren Stammesgewalten zu brechen, übertrugen damals auch die ungarischen Könige auf ihr Land, das sich nun erst zu einem wirklichen Staat entwickelte. Auch das nördliche und westliche Siebenbürgen bis zum Maros wurde zu „Komitatsboden", und bedeckte sich allmählich mit einer dünnen Schicht magyarischer Siedler, namentlich seitdem unter Ladislaus d. Heil. († 1095) Siebenbürgen in Weißenburg ein eigenes Bisthum erhielt. Im östlichen Theile saßen die Szekler, deren Abkunft lange zweifelhaft war: jetzt kann als entschieden gelten, daß sie ein abgesplitterter Zweig des ungarischen Stammes sind, der nur früher hierhin kam, vielleicht flüchtig um 900, und in Folge dessen sich eigenthümlich entwickelte. Außerdem überzog das Land eine spärliche, wie man sagt, slavische Bevölkerung, nomadisirend. Daß die Vorväter der heutigen Rumänen in Siebenbürgen gleichfalls schon dagewesen und wiederum darin die Nachkommen der alten dacischen Urbevölkerung zu erkennen seien, wird mit steigender Sicherheit geleugnet, obgleich es auf den ersten Blick fast selbstverständlich erscheint. Jedenfalls war das Land ganz schwach besiedelt, auch im Szeklergebiet, und nur bis zum Maros ging die ungarische Machtsphäre, südlich davon war ungerodetes Waldland, schon im Nebenthal des großen Kokel, vollends in den isolirten Thalniederungen des Altflusses, in denen Bären, Wölfe und Auerochsen sich tummelten.

In dieses herrenlose Gebiet, das der König als sein Eigenthum betrachtete, auf diesen Königsboden, rief Geisa II. deutsche Bauern in der Mitte des 12. Jahrhunderts. Es ist dieselbe Zeit Konrads III. und Friedrich Barbarossas, da in unser östliches Holstein und die angrenzenden Slavenländer Graf Adolf von Holstein und Herzog Heinrich der Löwe Ansiedler ins verödete Land riefen. Es ist also als eine Welle der großen Kolonisationsbewegung anzusehen, die vom 12. bis 14. Jahrhundert die Grenzen deutschen Volksthums über das weite slavische Ostdeutschland schob, wenn die Ungarn ihre natürlichen Bergfestungen mit deutschen Vertheidigungsmannschaften versahen und ihre Bastionen so weit vorschoben, wie möglich. In derselben Zeit haben sie gegen die Südpolen im heutigen Galizien die Deutschen in die Zips an der Tatra eingeführt, und die 16 freien Bergstädte entstanden, von denen die größte, Leutschau, noch heute ein kleines Nürnberg ist. Ungefähr aus derselben Gegend wie die Zipser stammen die Siebenbürger Sachsen, nicht eigentliche Sachsen, aber doch deren Nachbarn, von den

Gebieten, da sich fränkischer und sächsischer Stamm berührte, am Mittelrhein und weiter von der Mosel bis nach Luxemburg, Niederlothringen und Flandern hin. Mit den Kölnern und Luxemburgern können sich die Sachsen in ihrer Mundart verständigen. Also Eifel- und Ardennenbewohner! Teutsch hat in seiner „Sachsengeschichte"*) die Schilderung aus Helmold's Slavenchronik aufgenommen, wie die niederrheinischen Bauern auf Graf Adolf's Rede in Masse nach Ostholstein zogen, als Illustration für die Besiedelung Siebenbürgens, und man kann zweifeln, ob nicht besser auf unsere Heidegegend als auf das siebenbürgische Hochland das alte, schlichte Auswandererlied paßt, das, noch heute in Brabant gesungen, die Festvorstellung im Hermannstädter Theater einleitete:

Ins Ostland wollen wir reiten,
Hingehen ins östliche Land
All über die grüne Heide,
Frisch über die Heide,
Da ist ein besserer Stand.

Als wir ins Ostland kamen,
All' unter das hohe Haus,
Da wurden wir eingelassen
Frisch über die Heide,
Sie hießen uns willkommen sein.

Eine Fülle von Sagen und Erzählungen, die der jetzige Bischof Müller (Siebenbürg. Sagen, Hermannst. 2. Auflage 1885) gesammelt hat, sind noch heute im Umlauf. Ich erzähle nur die eine. In Radesch halten noch heute die „Knechte" d. h. die Burschen einen Umzug, wie Pilger gekleidet in wollenen Röcken, an der Seite die Taschen, den Streitkolben in der Faust, um die Fahne geschaart, voran ein Alter, der die Trommel schlägt. Fragt man sie, so gilt die Antwort: „Also sind einst unsere Vorfahren, freie Leute, aus Saxonia in dieses Land gekommen, hinter der Fahne und der Trommel her, die Waffe in der Hand und haben Dienste geleistet als Kriegsleute zur Kokelburg. Und weil wir diese Bräuche nicht selbst erfunden haben, auch unsere Vorfahren sie nicht erfunden haben, sondern sie sich fortgeerbt haben von Jahr zu Jahr, von Zeit zu Zeit, so stehen wir hier, dies Recht auch auf die kommende Zeit zu pflanzen."

*) Geschichte der Siebenb. Sachsen für d. sächs. Volk, I. 3. Aufl. Hermannstadt, Krafft. 1899, S. 14.

In Siebenbürgen wie in Westfalen aber ist die Rede bekannt, daß die siebenbürgischen Sachsen sich von den Kindern herschreiben, die, vom Rattenfänger von Hameln in den großen Berg gelockt, am andern Ende Europas wieder zu Tage getreten seien.

Die Einwanderung erfolgte gruppenweise. Zunächst wurde, wie es scheint, am Szamos und obern Maros zur Verstarkung der Szekler eine Gruppe Kolonisten angesiedelt, die Bistritzer Gruppe, die mit den Zipser viel engere Verwandtschaft hat, aber dann immer treu zu den anderen Sachsen hielt bis heute. Dann kam die eigentliche Einwanderung ins Altgebiet, dorthin wo der Altdurchbruch den Grenzschutz am nöthigsten machte. Zwei gekreuzte Schwerter stießen die Siedler in den Boden und schwuren dem Lande und sich treu zu bleiben: das wurde das Wappen der Stadt, die auf diesem Boden erwuchs, Hermannstadt. Zu diesem „Alten Lande“ kam dann durch die weitere Besiedelung westlich das „Unterland“ und nördlich das „Weinland“ am großen Kokel, Schäßburg, kurz das ganze jetzt so fruchtbare Gelände zwischen Maros und dem Hochgebirge, am spätesten das Stück, das heute die Perle des Sachsenlandes ist, das Burzenland, d. i. das Land an der Burze, einem kleinen Nebenflüßchen des Alt, mit Kronstadt. Da nämlich wo der Alt die große Wendung am weitesten nach Südosten macht, liegt, getrennt von der Hermannstädter Ebene durch einen sich dazwischenschiebenden Bergriegel, der eben jene große Biegung des Flusses veranlaßt, eine zweite höchst fruchtbare Altebene; von ihr aus laufen vier Pässe über das Gebirge, darunter der niedrige Tömöspaß, über den heute die Eisenbahn auf dem kürzesten Wege von Budapest über Kronstadt nach Sinaja und Bukarest führt. Diesen vorgeschobensten Posten besetzte am Anfange des 12. Jahrhunderts König Andreas II. mit dem Deutschritterorden, der seine Aufgabe im heiligen Lande verloren und seine neue an der Ostsee noch nicht gefunden hatte. Der Ritterorden aber rief seinerseits bäuerische Siedler, die den früheren verwandt waren. Als aber die Ritter übermüthig wurden und anfingen, Politik auf eigene Faust zu treiben, verjagte sie der König, nahm ihnen das Land und schenkte es auch hier den Bauern zum freien Eigenthum, ungefähr zur gleichen Zeit, da derselbe König den anderen Sachsen den großen Freibrief gab, 1224, der die Magna Charta der siebenbürgischen Sachsen bildet, die Grundlage ihrer

Eigenart bis heute. Auf 50 000 hat man die Zahl der sächsischen Höfe in Siebenbürgen um jene Zeit bereits geschätzt.

Was diese Tausende deutscher Bauern mit Weib und Kind aus der Heimath trieb, sich in unbekannter Einöde ein Land mit dem Pflug zu erobern, wissen wir nicht. Die Siebenbürgen legen sich's so zurecht:

Als an des Rheines Felsenstrand
Der Ritter Burgen baute,
Und vor des Eisenmannes Hand
Dem frommen Bürger graute,
Da beugte vor gewalt'gem Streich
Geknechtet sich die Menge;
Da ward's im heil'gen römischen Reich
Dem freien Manne zu enge.

Da zogen viele Männer aus
Ein neues Land zu finden:
Wir wollen uns ein neues Haus,
Ein Haus der Freiheit gründen!
Uns winkt des Urwalds freier Schooß
Im fernen Ungarlande;
D'rum reißen wir uns weinend los
Vom heimischen Verbande.*)

Und ein Haus der Freiheit haben sie sich wahrlich aufgerichtet! Das Land, das sie besiedelt, soll ihr Land sein, es heißt seitdem der „Sachsenboden“, auf dem nur sie Bürgerrecht haben; sie wählen sich die Richter und weltlichen Beamten wie ihre Pfarrer selbst, dem sie den Zehnten entrichten, wie andere dem Bischof; die Pfarrer wiederum wählen ihre Dechane, und „diese Gemeinden der freien Dechanate“ sind auch kirchlich von großer Selbständigkeit. Politisch ist nur einer ihr Herr, der König selbst oder der eine Richter, den er ihnen setzt, der Hermannstädter Graf, der Sachsengraf. Dazu erhalten sie Zoll- und Marktfreiheit.

Aber diese Freiheit ist Gemeinfreiheit, nicht die individuelle Freiheit, die wir heute darunter verstehen und nicht mehr entbehren können. Es ist zunächst volle Rechtsgleichheit. Sie ruht auf ursprünglicher Besitzgleichheit, der Hofbesitz giebt das Recht, aber die Hofstellen sind für Jeden gleich groß. „Noch heute ist's im sächsischen Dorfe erkennbar, daß sie einst gleich waren, nicht in

*) Aus dem schwungvollen Gedicht „Sachsenadel“ von G. Fr. Marienburg, vergl. „Bilder aus der vaterländischen Geschichte“, herausgegeben von Dr. Fr. Teutsch (dem Sohne des Bischofs), I, Hermannstadt 1895, S. 40 f.

jeder Gemeinde wie in der anderen, hier breiter, dort schmaler, aber gleich groß in derselben Gemeinde und so berechnet, daß Wohn- und Wirthschaftsgebäuden Platz finden und ein Garten sich anschloß für Rose, Lack und Nelke und das „Gewürz", d. h. das „Gemüse".*) Jeder Hofbesitzer nun hat das gleiche Recht an der gemeinen Mark, d. h. an Wald, Wasser und Weide — noch heute giebt es in den Sachsengemeinden keinen Privatwald, und die Weide ist noch bis heute Besitz der Gemeinde, fast ein Viertel des gesammten produktiven Bodens im Sachsenland ist noch ungetheilte Hutweide, und auch die zum Mähen bestimmten Wiesen waren bis vor Kurzem noch selten Privatbesitz. Ja auch das Feld ist vielleicht ursprünglich ganz gemeinsam, sehr lange jedenfalls zum großen Theile. Noch lange unterschied man das väterliche Erbe und die Erbtheile, die unter Reich und Arm immer wieder vertheilt wurden. Also nicht nur Markgenossenschaft, sondern sogar Feldgemeinschaft. Der oberste Eigenthümer ist die Dorfgemeinschaft: stirbt ein Hofbesitzer ohne Erben, so tritt die Gemeinde das Erbe an.

So umschließt das Dorf, oder die „Gemin", die Gemeinde, wie der Siebenbürger bezeichnender Weise dafür regelmäßig sagt, das Leben des Einzelnen vollständig. Dichtgedrängt, Hof bei Hof stehen die sächsischen Wohnungen die Dorfstraße entlang, in der Mitte Kirche und Pfarre, von Anfang an nicht weithin zerstreut über eine große Fläche wie unsere Bauernhäuser, sondern wie eine große Familie, in der Alle für Einen und Einer für Alle steht, nach innen zur Zucht und Regelung des Lebens, nach außen zu Erwerb und Vertheidigung.

Aber der Grundsatz ging weiter: Die Ansiedelung geschah, wie wir sahen, gruppenweise, in Gruppen von Dörfern. Wie das einzelne Dorf in sich, so bildeten wieder die einzelnen Dörfer einer Gruppe eine Markgenossenschaft; das Land, das zwischen ihnen lag, war Freiland und gemeine Mark für sie beide, und das Weiderecht z. B. hatte die Gemeinde auch beim Nachbarn. In das Freiland rückte dann allmählich eine innere Kolonisation vor. Wenn aber ein Sachse auf nicht-sächsischem Gebiet, also auf „Komitatsboden" sich Privatbesitz erwarb und dort sächsische Gemeinden

*) Fr. Teutsch, Die Art der Ansiedelung der Siebenbürger Sachsen in Beiträge zur Siedelungs- und Volkskunde der siebenbürgischen Sachsen (Sonderabdruck aus den Kirchhoff'schen Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde), Stuttgart 1895, S. 9. Dazu auch eine instruktive Karte der Ansiedelungen.



gründete (die späteren sogenannten unterthänigen Gemeinden), so herrschten auch dort dieselben Prinzipien der Gemeinschaft, soweit nicht der Grundherr sie beschränkte.

Und endlich, die Gruppen alle fügte der Freibrief des Königs Andreas bereits fest zu einer einzigen großen Volksgemeinschaft zusammen: universus populus unus sit populus et sub uno iudice censeantur.

So entstand hier an der Grenze des Orients ein germanisches Gemeinwesen, eine deutsche Bauerndemokratie von einer solchen geschlossenen Kraft, daß es Jahrhunderte Eigenart und Selbständigkeit behauptete. Wir begreifen und, da auch wir Deutsche sind, wir theilen den Stolz des Sachsenbischofs Teutsch, mit dem er in seiner Sachsengeschichte (S. 40), die Darstellung des goldenen Freibriefs abschließend sagt: „Auf seinem Grunde haben die Väter am Ende der Christenheit ein Gemeinwesen errichtet, das fern von Deutschland deutsch, umgeben von geknechteten Völkern frei geblieben ist und Wohlstand und Bildung errungen hat, wie sie diese Gegenden sonst nicht kennen. Darum wachet und sorget, daß es nicht schlechter werde!“

Ad retinendam coronam! „Zur Erhaltung der Krone!“ Auch das steht in jener Magna Charta: Die Sachsen erhalten zum Zeichen ihrer Einheit ein gemeinsames Siegel; zwei stehende Männer in langen Gewänden halten die Krone, nach der zwei halbnackende knieende greifen, darum als Umschrift Ad retinendam coronam. Der Sachsenboden, von dem die Bauern durch die Arbeit ihrer Fäuste Besitz ergriffen haben, ist dadurch der Krone fest verbunden und soll für sie erhalten werden. Das Interesse der ungarischen Krone und der Sachsen fiel zusammen. Indem sie dem König nicht nur Steuern zahlten, sondern den Kriegsdienst leisteten, zu dem sie berufen waren, vertheidigten sie ihre Freiheit. Bessere Grenzwächter hätte sich der König nicht wählen können! Diese Sachsengeschichte ist eine Kriegs- und Heldengeschichte voll so furchtbarer Opfer und so großer Züge geworden, wie es wenige giebt, von den Zeiten kurz nach König Andreas, da der Mongolenschrecken über Europa kam, bis zu den letzten Türkenkriegen am Ende des 17. Jahrhunderts und zu dem ungarischen Aufstand in der Mitte unseres Jahrhunderts, da der kleine Sachsenhaufe gegen das ganze Land mobil machte, ad retinendam coronam, um dem deutschen Herrscher aus dem Hause Habsburg die Krone zu erhalten. Noch heute trägt das Land alle Spuren seiner kriegerischen

Vergangenheit an sich. Wie nur an den Ufern des Rheins, auf den Höhen der Vogesen ist hier das Gelände mit Burgen und Festungen erfüllt. Nur daß die Besitzer nicht Pfalzgrafen und Erzbischöfe und hohenstaufische Ministerialen gewesen sind, sondern freie Bauern. Sie haben ihre Ansiedlungen mit einem wohlerkennbaren System von Burgen geschützt, im Burzenland die der Deutschritter, die noch jetzt weit ins Land schauen, übernommen, und wo die Natur nicht ausreichend hohe Punkte bot, da hat man die Kirchen in der Mitte des Dorfes in Festungen umgewandelt, in denen die ganze Gemeinde hinter haushohem Wall, in kleinen Stubenwohnungen, wie Schwalbennester anzusehen, Schutz fand. Bauernburgen und Kirchenburgen statt Ritterburgen sind die charakteristischen Wahrzeichen der siebenbürgischen Geschichte, und der Kirchthurm sieht nicht selten aus wie ein Belfried in den Ruinen am Rhein und an der Mosel.

Kein Wunder, daß aus der agrarischen Organisation eine politische, aus dem Gau der Sachsenbauern durch die Gunst der Könige die „sächsische Nation" herauswuchs. In dem 14. Jahrhundert, da die Anjous über Ungarn herrschten und für die Sachsen „den glücklichsten Zeitraum ihrer Geschichte" heraufführten,*) erscheinen auf dem Sachsenboden neben den kirchlichen Dechaneien die sieben Gerichtsstätten oder Stühle, gewiß den alten Ansiedlergruppen des Hermannstädter Gaues im Wesentlichen entsprechend, außer Hermannstadt, das als Oberstuhl und Sitz des königlichen Sachsengrafen nicht mitzählt; daß der Name Siebenbürgen selbst auf diese sieben Mahlstätten mit ihren Burgen zurückzuführen ist, bleibt doch wahrscheinlich. Noch bis in unsere Zeit sagte man in Kronstadt, wenn man nach Hermannstadt gehen wollte: ich gehe nach Siebenbürgen. Dazu traten dann außer dem Nösner Gau der Bistritzer Sachsen und dem Burzenlande noch zwei weitere Stühle, die einst von Hermannstadt mit Gewalt losgerissen waren, so daß es nun neun solcher Gerichtsstühle gab, an deren Spitze gleichfalls ein Sachse als Graf stand; ihm hatte der Hermannstädter die Gewalt zu übertragen, doch war sie häufig erblich in einer Familie (der „Erbgräf"). Das sind zugleich die Bauernschaften, aus denen unter dem Schutze der Burg durch Marktstätte und Markt, durch Handel und Gewerbe eine Bürgerschaft erwuchs. So entstanden die sächsischen Städte, Vororte des umliegenden Landes, die doch die Spuren ihrer bäuer-

*) Teutsch, Sachsengesch. S. 68.

lichen Abkunft in Anlage und Einrichtung deutlich an sich tragen, wie umgekehrt die reichen Dörfer des Burzenlandes mit ihren geschlossenen Hofreihen, ihren breiten sauberen Straßen und ihren 3000—5000 Einwohnern sich wie Städte ausnehmen, obwohl nur Bauern darin wohnen.

Immer mehr wurden alle Sachsen, die Hermannstädter sieben Stühle mit den anderen, zu einer Einheit und als eine solche von den Königen angesehen. Die kirchliche Einigung ging voran. Schon 1309 vertheidigten sich ihre Dechanten und Abgeordneten als die „geistliche Universität" gegen die Uebergriffe des Bischofs, bald unter der Führung eines Generaldechanten, des Dechanten von Mediasch. Nun aber kam mit dem 15. Jahrhundert die Türkennoth, die für volle drei Jahrhunderte nicht wieder verschwinden sollte. Dieser letzte große Mongoleneinbruch ließ die Grenzwacht wieder im Preise hoch steigen. Ein magyarischer Siebenbürge, Johannes Corvinus Hunyadi, wurde des Vaterlandes Retter, sein Sohn Matthias Corvinus wußte den Sachsen, der „ungarischen Könige einzigem und bestem Volke", nicht Gutes genug zu thun. Jetzt erhalten sie freie Wahl ihrer Grafen, selbst des Hermannstädter Königsgrafen, dessen Bestätigung sich der Herrscher nur vorbehält. Am Ende des 15. Jahrhunderts steht neben der kirchlichen die munizipale und politische „Universität" der Sachsen, die zusammen zum Reichstag geladen, zusammen mit Steuern belegt werden.

Gefördert wurde dieser Prozeß dadurch, daß man in der Noth der Zeit sich in Siebenbürgen wieder selbst helfen mußte und dann auch Magyaren und Szekler zur Anerkennung gezwungen wurden, der nervus Transsilvaniae liege bei den Sachsen. So kam es 1437 zum ersten Male zu einer Einigung der drei „Nationen" Siebenbürgens, die bereit waren, wenn nöthig, ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen. Und das sollte nur zu bald nöthig werden.

Es ist bestimmend gewesen für das Schicksal der Siebenbürgen, daß in derselben Zeit, da der Türke die Hand auf Ungarn legt, dieses durch Erbschaft an das deutsche Haus Habsburg fällt. Mit dem deutschen Herrscher, der die Krone des Reiches trägt, verbunden zu bleiben, mußte der Sachsen Sehnsucht sein, ebenso groß wie der Widerwille vor dem Sultan der Barbaren. Das ganze Heimweh nach dem Mutterlande spricht aus der schier unglaublichen Treue, mit der das kleine zersprengte deutsche Volk an der Hoffnung festhielt, „Dank vom Hause Oesterreich" zu empfangen. Während

sich in Deutschland die Welt durch die Reformation verwandelte und auf den deutschen Reichstagen fortwährend die Türkenfrage der Lutherfrage Luft machte, hat sich nach dem Fall des letzten eingeborenen Königs von Ungarn in der Schlacht bei Mohacz das Sachsenvölkchen in 10jährigem Heldenkampfe des Türken Osman und des Ungarn Zapolya zugleich zu erwehren gesucht, um dem Habsburger König Ferdinand zu seinem Rechte zu verhelfen.

Schließlich wurde Siebenbürgen unter einheimischen Fürsten ein selbständiger Staat unter türkischer Oberhoheit. Es hat eine Zeit gegeben, da es Großmachtspolitik trieb und die Sachsen etwas zu sagen hatten in der Welt: das war unter Bethlen Gabor, der während des 30jährigen Krieges den Protestanten die Hand reichte gegen den Kaiser und die vertriebenen lutherischen und reformirten Pfarrer in seinem Lande aufnahm, selbst ein überzeugter reformirter Protestant. Es ist vielleicht der Höhepunkt in der Geschichte Siebenbürgens, da Bethlen seine junge deutsche Frau, die Tochter des Kurfürsten von Brandenburg, durch die sächsischen Städte führte, unter unglaublichem Jubel der Bevölkerung über das „teutsche Geblüt".

Man kann nicht sagen, daß Habsburg zunächst mit Undank lohnte, als am Ende des 17. Jahrhunderts der Türke endgültig aus dem Lande geschlagen und Habsburg faktisch Siebenbürgens Herr wurde. Im Leopoldinischen Dekret von 1691, dem Staatsgrundvertrag zwischen Siebenbürgen und Oesterreich, ward den Sachsen unverletzliche Giltigkeit ihres Eigenrechtes zugesichert, und Maria Theresia, die neues deutsches Blut durch Ansiedelungen nach Ungarn führte — vgl. Mariatheresiopel — erhob Siebenbürgen zum Großfürstenthum.

Es konnte die andere Gefahr entstehen, daß es die Sachsen zu gut hatten, um ihre Eigenart zu bewahren, daß die Sachsennation allmählich sich verschmelzen würde mit den anderen, mit denen sie die Leitung des Landes theilten, den Ungarn und Szeklern. Und wirklich ist z. B. Klausenburg je mehr und mehr eine ungarische Stadt geworden, und sittliche Verderbniß hatte auch in die Sachsenstädte Eingang gefunden. Daß auch dieser innere Angriff abgeschlagen wurde, ist in erster Linie der siebenbürgischen evangelisch-lutherischen Kirche zu danken. Wie alles, was vom Mutterlande kam, erfaßte auch die Kunde von der deutschen Glaubensänderung, von dem deutschen Manne Luther die Herzen der fernen Deutschen. Weise und allmählich führte der Reformator

Honterus, dessen Standbild unter der Betheiligung der ganzen Sachsenbevölkerung im vorigen Jahre enthüllt wurde — es ist von dem Schleswig-Holsteiner Harro Magnussen —, die Nation in die neuen Bahnen und richtete zugleich sein Augenmerk auf die Schule, Religion und humanistische Bildung fest mit einander verknüpfend. Da im Leopoldinischen Dekret 1691 auch die Habsburger die volle Konfessionsfreiheit garantirten, so hat sich hier zwischen kalvinistischen und unitarischen Magyaren und griechisch-katholischen Rumänen ein lutherisches Kirchenwesen frei entwickeln können. Wie es nach außen die Einigung mit den religiös getrennten anderen Nationen verhinderte, hat es nach innen die deutsche Art, Zucht und Sitte festgehalten, veredelt und vertieft. Die uralten Einrichtungen der Nachbarschaft, der Bruderschaft und Schwesterschaft, Genossenschaften der konfirmirten Burschen und Mädchen, werden jetzt von der Kirche zum Zwecke sittlicher Erziehung in den Dienst genommen. — —

Man wird sich kaum irren, wenn man die Bedeutung dieses urgesunden, innerlich kräftigen deutsch-evangelischen Volksthums, das am äußersten Ende der Monarchie, den Ungarn dazwischen ein Vorbild, ein Beispiel treuen Festhaltens am bestehenden Recht und am fernen Herrscherhaus gab, für den Bestand der österreichischen Gesammtmonarchie recht hoch einschätzt. Die Schicksale von Habsburg und Siebenbürgen waren eng verknüpft. Als der jetzige Kaiser Franz Josef unter dem Sturme der Revolution, die den Sachsen neue Gelegenheit gegeben, Treue zu beweisen, den Thron bestieg, hat er an sein treues Sachsenvolk ein Manifest gerichtet, in dem er von dem Troste redet, den er bei der Musterung der ihm anvertrauten Völker am Anblick dieses Volkes empfunden habe, seinen kaiserlichen Dank ausspricht, da es wiederum den seit Jahrhunderten bestehenden Bau der Gesammtmonarchie und die Rechte des kaiserlichen Hauses mit Hingebung von Gut und Blut geschützt hätte, und verheißt, daß Thron und Staat die Bürgschaft zu schätzen wissen würden, die gerade „der vernünftige Gebrauch der unter Euch heimisch gewordenen Freiheit für den Glanz der Krone und den Bestand des Staates gewähren".

Mag er selbst sie zu schätzen gewußt haben, zu schützen hat er sie nicht vermocht. Der politische Niedergang Oesterreichs bedeutete den politischen Niedergang der sächsischen Nation. Das durch den Verlust der italienischen Besitzungen geschwächte, durch Königgrätz gedemüthigte Oesterreich ging 1867 den ungarischen Ausgleich ein, der jenen Bau der Gesammtmonarchie zertrümmerte,

den Dualismus aufrichtete und den Einfluß des Kaiser-Königs auf das parlamentarisch regierte, innerlich selbständige Ungarn außerordentlich beschränkte. Je mehr sich aber das deutsch-slavische Cisleithanien weiter zerklüftete, desto größere Gewalt erhielt in Ungarn der Gedanke der Centralisirung auf magyarischer Grundlage unter Vernichtung der anderen Nationalitäten. Nachdem die schon 1848 ausgesprochene Vereinigung des Großfürstenthums Siebenbürgen mit der Krone Ungarns 1868 ausgeführt und ein 8jähriger verfassungsloser und durch Plackereien und Uebergriffe unerträglich gewordener Zustand überstanden war, geschah durch den ungarischen Ministerpräsidenten Koloman Tisza 1876 der entscheidende Schritt, indem er einen Gesetzentwurf vorlegte, durch welchen die sächsische Nationsuniversität zertrümmert werden sollte. Vergebens hielten die sächsischen Reichstagsabgeordneten die scharfsinnigsten Reden über den Rechtsbruch, da bei der Union von 1868 Wahrung der alten Rechte ausbedungen und zugestanden sei —, vergebens rief einer der Ihrigen das schöne Wort in das Parlament: „Der Kampf um's Recht bildet die sittliche Seite des großen Kampfes um's Dasein und wer, im öffentlichen Leben wirkend, sich jenem Kampfe aus was für Gründen immer entzieht, der versündigt sich an dem Sittlichkeitsprinzip, auf dem alle Menschenwürde beruht*)." Das Gesetz ging durch, das mit einem Schlag den alten Sachsenboden in Komitate auftheilte, mit Ober- und Vizegespänen an der Spitze, und die Universität der Sachsen als Verwaltungsbehörde auflöste. Der verhaßte „Staat im Staate", wie man gern sagte, hatte damit aufgehört. Der König ging wenigstens selbst noch im gleichen Jahre nach Hermannstadt, den Getreuesten seines Hauses die Nothwendigkeit dieses Schrittes persönlich darzuthun. Seitdem hat die Magyarisirung noch eine ganze Reihe Anläufe und Fortschritte gemacht, unter denen einer der letzten und empfindlichsten der Ortsnamenerlaß von 1898, eine äußerliche Konsequenz der Einführung des Ungarischen als Staatssprache, ist. Kein deutscher Reisender findet sich seitdem auf einer ungarischen Karte aus, die alten guten Städte Hermannstadt und Kronstadt haben sich in Nagy-Szeben und Brasso verwandelt, und ein fortwährender latenter Kleinkrieg ist die Folge. Da aber die innerpolitischen Verhältnisse Oesterreichs sich

*) Bilder aus der vaterländischen Geschichte, II. Bd. Hermannstadt, Krafft, 1899. S. 367. Eine vortreffliche Darstellung der jüngsten Entwickelung in „Hundert Jahre sächsischer Kämpfe", 10 Vorträge von F. u. A. Schuller, Fr. Teutsch, Wittstock rc., Hermannstadt, Krafft, 1896.

so unglücklich wie möglich gestaltet haben, Ungarn daher den festesten und werthvollsten Theil in der österreichisch-ungarischen Monarchie für den Dreibund darstellt, auf dem wiederum die ganze europäische Position beruht, so kann, auch wenn er wollte, der Kaiser von Oesterreich weniger als je seine Hand gegen diese Magyarisirung ausstrecken. Ist also das Sachsenvolk nach 750jähriger Freiheit verloren und nimmt es denselben Weg, den die Zipser Stammverwandten nur zu bereitwillig gehen?

Und noch nicht am Ende der Bedrängniß! Zu der politischen Gefahr ist eine große soziale getreten. Nicht mehr sind Ungarn und Szekler die einzigen neben den Sachsen im Lande. Neben Armeniern und Zigeunern hat sich unmerkbar, aber unaufhaltsam seit dem 13. Jahrhundert eine wallachische Bevölkerung in das Land geschoben und im Lande in ganz ungewöhnlicher Weise vermehrt. Nun sie freie Bürger im freien Staate sind und anfangen, von den Sachsen in allerlei Weise zu lernen, beginnen sie den sächsischen Bauern gefährlich zu werden und ihn zu erdrücken durch ihre numerische Stärke. Jetzt sind es $1^1/_2$ Millionen im Lande. Und dagegen 220 000 Sachsen! — —

Wenn ich mich zum Schluß der Frage zuwende, was den Sachsen geblieben ist, und wie sie diesen Rest zu behaupten suchen, so will ich eine persönliche Wahrnehmung an die Spitze stellen. Wer da glaubte, ein niedergedrücktes, gedemüthigtes oder auch nur verbittertes Volk zu finden, der wurde seinen Irrthum bald gewahr. Wenn etwas, so war überraschend und überwältigend das Kraftgefühl, das sich uns überall offenbarte. Auf allen Gebieten ist ein Regen und Schaffen zu bemerken, trotz alles Enthusiasmus, der uns allen so wohlgethan, ein Bemühen, bei den maßgebenden Männern die wirkliche Lage zu sehen, die Blößen zu entdecken und zu helfen, wie man kann.

Da ist erstlich zu sagen: Trotz der kleinen Zahl — noch sind die Sachsen in Südsiebenbürgen im Besitz. Von der alten agrarischen Grundlage ist noch ein gutes Stück übrig geblieben: es ist noch immer ein Bauernvolk, von den 241 Orten sind 227 Landgemeinden. Und was für Bauern! Es ist ein Trotz und ein Stolz in diesen Leuten, wie nur bei unseren Marschbauern. Man muß in diese Häuser und Höfe geblickt haben, man muß die starken und selbstbewußten Männer und Frauen gesehen haben, wie sie in ihren kleidsamen Trachten herbeigeeilt waren, das Andenken ihres Bischofs zu ehren, ein lebendiges Kompendium aus dem

ganzen Sachsenlande, und damit die schmutzigen und ärmlichen Behausungen der Rumänen verglichen haben, um ganz zu empfinden, von der materiellen Macht der Sachsen ist noch recht viel übrig. Es giebt wohl sehr arme Gemeinden, ich war selbst in zwei solchen — aber ein sächsisches Proletariat giebt es nicht, und sächsische Bettler sieht man nicht. Wenn aber die Gemeinden jetzt in Gefahr sind, von den Rumänen verschlungen zu werden, so ist der Gedanke wohl zu erwägen, ob nicht durch Innerkolonisation zu helfen sei, durch Zuführung neuer deutscher Kraft. Und man ist bemüht, den Besitz zusammenzuhalten. Ueber das ganze Land ist ein Netz Raiffeisen'scher Sparkassenvereine ausgebreitet, und eben jetzt geht man darauf aus, nach deutschem Vorbild eingerichtete ländliche Produktiv-Genossenschaften daran anzuschließen. An der Spitze der Hermannstädter Sparkasse steht ein Mann, Dr. Wolff, der seine frühere Thätigkeit als politischer Parteiführer eingetauscht hat mit der friedlicheren, dem Volke neue Wege des Wohlstandes zu eröffnen. Die Berührung mit ihm gehört zu meinen werthvollsten Erinnerungen. Jenseits des Tömöspasses auf dem Wege nach Sinaja liegt Etablissement an Etablissement, unter des deutschen Königs Karl von Rumänien Initiative entstanden, Sachsen sind seine Werkmeister und Arbeiter. Die Großindustrie wird auch nach Siebenbürgen kommen, dann werden die Sachsen die Stunde verstehen müssen. Was aber das Wachsthum der Bevölkerung anlangt, so ist darauf hinzuweisen, daß die Volkszahl sich in den letzten 135 Jahren doch immerhin von 120 000 auf 220 000 vermehrt hat, daß die Gesammtbevölkerung Ungarns noch weniger gestiegen ist und — zuletzt ein tröstliches Beispiel: in der Nähe von Kronstadt ist ein Dorf, in dem bei einem Türkeneinfall nur fünf Menschen sich durch Verstecken erhielten, Wolkendorf — jetzt ist es eine blühende, volkreiche Gemeinde.

Ich nenne das zweite, was den Sachsen geblieben ist und ihr Volksthum schützt. Sie sind nicht ohne jede Organisation, wenn ihnen auch die politische zertrümmert ist. Als es geschah, war bereits an ihrer Stelle die kirchliche Organisation neugeschaffen. Wir haben gesehen, eine wie große Rolle von Anfang an in der katholischen und dann in der evangelischen Zeit die kirchliche Einheit, die „geistliche Universität" gespielt hat. Auf Grund alter Gemeindefreiheit mit ihrer freien Pfarrwahl hat sich unter dem Schutz und Einfluß moderner demokratischer Gedanken in den

50er Jahren der Neubau der Kirche zu einer vollendeten Gemeinde- und Volkskirche vollzogen. Daß gerade der ungarische Liberalismus, der auf der einen Seite den Siebenbürgen die politische Freiheit nahm, auf der anderen ihnen eine Gasse machte, sich völlig frei von den Einzelgemeinden bis zum Landeskonsistorium und Bischof hinauf durch ein System von Vertretungen eine Selbstverwaltung für die tiefsten Interessen ihres Volksthums zu schaffen, das kann einigermaßen versöhnen. Die religiösen, sittlichen und Bildungsinteressen finden in dieser Anstalt ihren Mittelpunkt und Hort. Vor Allem ist die alte reformatorische Verbindung mit der Schule die allerengste geblieben. Die Denkmale des Honterus vom vorigen Jahre in Kronstadt wie des Teutsch von diesem Jahre in Hermannstadt stehen zwischen Kirche und Schule, und bekannt ist es, daß der siebenbürgische Pfarrer zumeist seinen Weg durch die Schule macht. Dadurch ist eine Einheit des geistigen Lebens erreicht, die uns mit Neid erfüllt hat, als wir Reichsdeutsche ihren so kräftigen Hauch verspürten. Der Bischof dieser siebenbürgischen Landeskirche — denn hier hat sich auch der Gedanke an die territoriale Einheit erhalten — ist thatsächlich der Vater seines Volks. In seinen und des Landeskonsistoriums Händen ruht, was übrig ist von der alten Universität, nämlich das Nationalvermögen, das man ihr 1876, aber nur zu Zwecken der Kultur, gelassen. So ist auch diese geistige Macht mit einer materiellen doch noch verbunden. Man braucht nur durch eine deutsche Stadt wie Kronstadt oder Schäßburg und durch eine magyarische Landstadt wie Debreczen zu gehen, und das Bild einer höheren und einer niederen Kulturstufe ist gegeben.

Das Gesagte führt von selbst auf das Dritte. Die Sachsen sind im Besitze der Bildung: und diese Bildung ist unsere deutsche Bildung, die Bildung des Mutterlandes. Zu dem Ueberraschendsten, das ich dort gefunden, gehört die, wie ich glaube, sichere Beobachtung, daß diese Bildung in ihrem protestantischen Ernst und ihrer Gründlichkeit der reichs-deutschen viel näher steht, als der österreichisch-deutschen und auch der mittel- und norddeutschen näher als der süddeutschen. Es ist merkwürdig, wie heimisch es unsereinem unter den Menschen dort an der Grenze des Orients sofort wird. Bis auf die Lieder der Kinderstube weht uns der verwandte Geist an. Das Mittel aber, wie das alte Band immer frisch erhalten wird, ist bekannt genug. Es ist ein altes Gesetz, von der Zeit der Reformation an: der siebenbürgische Student muß wenigstens 2 Jahre

an deutschen Hochschulen studiren; verflucht ist, heißt es, wer diesen Satz aufhebt. Es ist in der That die Lebensader des Volks, auch für seinen Glauben. Seit in der Mitte des Jahrhunderts die politische Existenz gefährdet wurde, hat sich eine fortschreitende Vertiefung des ganzen geistigen Lebens vollzogen; in Geschichte und Sprachforschung besonders wird Vorzügliches geleistet, die Theologie strebt Schritt zu halten, die Poesie hat einen Aufschwung genommen, dies alles ist in der Tiefe bezogen und in Einheit verbunden mit dem sittlich-religiösen Leben. Von Decadence und fin-de-siècle-Stimmung war bei den Siebenbürger Sachsen, die doch dem Untergang geweiht sein sollen, nichts zu spüren. Gerade diese frisch-jugendliche Begeisterung zu sehen, mit zu erleben, war für uns ein geistiges Bad. Teutsch schließt seine Sachsengeschichte mit den Worten: „Wenn dieser Geist, der Geist der besseren Zeit der Väter unter uns waltet, dann ruht auch unsere Zukunft auf nicht unsicheren Stützen. Denn hierin ist die ehrenvolle Fortdauer jedes Volkes und Gemeinwesens bedingt, mehr als in Pergamenten und Verfassungsformen, die nur so lange kräftig sind, als der Mensch es ist, dem sie gelten". Einer ihrer besten Dichter aber, M. Albert († 1893), kleidet dieselbe Zuversicht zum Schluß eines schönen Gedichts in die Worte:

> Ob mancher Zweig ihm heut' verdirbt,
> Er treibt stets neue Glieder,
> Nur wenn der Baum von innen stirbt,
> Dann grünt er nimmer wieder!

Wer, fragen wir, will es wagen, von einem Volke, in dem solcher Geist von solchen Männern gepflegt wird, kurzer Hand zu sagen, es sei verloren? Und wer wollte nicht einer Regierung empfehlen, ein solches Kapital an edelsten und feinsten Gütern, das mit Treue in den Dienst des Vaterlandes gestellt wird, mit sorgsamer Hand zu pflegen?

Und nun noch ein Wort über den Mann, dem man das Denkmal gesetzt hat. Was Teutsch war und bedeutete, ist nun mit einem Wort zu sagen. Die Größe seines Lebens ist ohne den Hintergrund, den ich ihm gegeben, nicht wohl verständlich zu machen. Er war ein Schulmeister und ein Pfarrer zu Agnetheln bei Schäßburg, er hat die Geschichte seines Volkes erforscht und hat es vertreten im Parlament und Magnatenhaus, und er ist zuletzt und lange, seit 1867, evangelischer Bischof der

Sachsen gewesen. Aber das Alles ist es ja nicht. Er ist der Mann, der in der schwersten Zeit, da seinem Stamm die dreiviertel Jahrtausend gehütete Freiheit geraubt und die Axt an die Wurzel gelegt wurde, es verstanden hat, diesem Volk das neue Heim zu bauen, alte Ideale neu zu beleben, die Vergangenheit zu enthüllen, nur um der Gegenwart neue Ziele zu stecken und ihr den Geist einzuhauchen, der allein Fortbestand sichert, ein Kirchenvater und ein Bischof, wie nur je einer gewesen, und ein Vater seiner Sachsen. In ihm verkörpert sich die kritische Epoche, die das siebenbürgische Volk soeben durchlebt hat.

Als wir Professoren nach Hermannstadt kamen, waren keine Blumen mehr zu haben: wie dann bei der Enthüllung die Bauern mit ihren Riesenkränzen ankamen, wußten wir, wo sie geblieben. Indem ich die Geschichte seines geliebten Sachsenvolkes erzählt habe, und wie die Gegenwart und Zukunft doch eine echte, wenn auch stillere Fortsetzung jener ruhmreichen Geschichte zu werden verspricht, glaubte ich nachträglich einen Kranz niederzulegen an dem Denkmal dieses wahrhaft deutschen Mannes.

Christenthum, Humanität und Freimaurerei.

Von .•.

Es ist eine alte und, wie ich glaube, nicht unverdiente Ehre, welche der Freimaurerei von je her zu Theil geworden ist, daß sie der Gegenstand der heftigsten und mit Ausdauer durchgeführten Angriffe von rechts und links gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Die eigenthümliche, nicht in der Bewahrung besonderer Geheimnisse, sondern in ihrer Arbeit selbst begründete Abgeschlossenheit der Bauhütten läßt alle diejenigen nicht schlafen, welche auf Grund ihrer gesellschaftlichen oder wissenschaftlichen Stellung oder ihrer sicheren, mit der augenblicklichen Strömung in Wissenschaft oder Kirchen im Einklang stehenden Weltanschauung einen besonderen Vorzug für sich in Anspruch nehmen zu müssen glauben und deshalb auf den „Humanitätsdusel" und „Humbug" der Logen mit einiger Geringschätzung hinblicken, aber auch die nicht zur Ruhe kommen, die jede Exklusivität, auch die geistige, als Beeinträchtigung ihrer Menschenwürde ansehn. Kirchlicher und demokratischer Fanatismus und unerbittlicher Haß gegen diejenigen, denen man so gar nicht beikommen kann,

„Wie Viele hab' ich schon begraben,
Und immer cirkulirt ein neues frisches Blut"

thun das Uebrige, um diese immerwährende Fehde wach und im kräftigen Schwung zu halten, so wenig sie auch bisher den Mauern dieser geistigen Festung, auf deren stolzen Zinnen die güldene Fahne der Humanität in hellleuchtender Sonne flattert, im Laufe der Jahrhunderte hat anhaben können. Wir Brüder haben stets mit freudiger Genugthuung und unerschütterlicher Duldsamkeit auf diese Angriffe hingeblickt und nur höchst selten, wenn das lange

Schweigen allzusehr vom großen Publikum mißdeutet wurde, unsere Prinzipien allen böswilligen Umdeutungen und falschen Auslegungen zum Trotz ruhig, klar und offen dargelegt. Gegenwärtig würde, obgleich sich die Angriffe*) von beiden Seiten wieder mehren, kaum ein genügender Grund dazu vorhanden sein, wiederum die Feder zur Klarstellung der Sachlage in Bewegung zu setzen, da die Angriffe von links bedeutungslos sind, die von rechts aber kaum sich von denen unterscheiden, die erst vor wenigen Jahren unser erlauchter Protektor, Se. Kgl. Hoheit Prinz Friedrich Leopold von Preußen, in einem Briefe an Se. Majestät in kurzer, aber markiger Weise zurückgewiesen hat.**) Indessen möge es mir gestattet sein, an dieser Stelle einige Gedanken auszusprechen, die vielleicht unter den Gebildeten des nichtmaurerischen Publikums zur Aufklärung dienen können; denn leider giebt man sich in diesen Kreisen so sehr wenig Mühe, das wahre Wesen der Königlichen Kunst zu ergründen, die man, ohne sie zu kennen, geringschätzig von sich weist. Noch immer sind Vielen die Maurer „die Vertreter der immerhin seichten Aufklärung und schwächlichen Menschenliebe des vorigen Jahrhunderts.“ ***)

Anläßlich eines Antrages auf stärkere Betonung des Christenthums in einer der hiesigen Großlogen, von denen etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen war, hatte das Berliner Tageblatt Antisemitismus gewittert, sofort Lärm geschlagen und den Preußischen Logen die ganze ultraliberale Presse auf den Hals gehetzt.†) Dabei war dann die große Frage nach der Weltanschauung der Frei-

---

*) Berliner Tageblatt vom 14., 17., 18. Mai 1899, Ulk vom 26. Mai; Gerber, der „giftige Kern“ oder die wahren Bestrebungen der Freimaurerei. Berlin, Germania 1899 u. A. m.

**) Abgedruckt in dem vorhin zitirten Gerberschen Buche.

***) Gallwitz, „Vom deutschen Gott“ im letzten Hefte der Preußischen Jahrbücher S. 395. Wann wird denn diese tausend Mal widerlegte Verwechselung von Freimaurerei und Aufklärung endlich einmal ein Ende nehmen! Man denke doch nur an Herder, Göthe, Fichte, Gneisenau, Kaiser Wilhelm I. u. a. Br.˙. Waren das „Aufklärer“? Aber Herr Gallwitz ist Romantiker, seine Gegner sind eher die Humanisten, als die Anhänger der Aufklärung. Darum sympathisirt er auch mehr (S. 411) mit dem Materialismus, als mit der idealistischen Philosophie eines Platon und seiner Nachfolger bis auf Fr. Paulsen's idealistischen Monismus herunter, eine Weltanschauung, die der Freimaurerei so außerordentlich nahe kommt.

†) 14. Mai 1899. Die Art, wie der Rücktritt der beiden Großmeister, Prinz Schönaich-Carolath und Prof. Flohr, mit diesem Antrage in causale Verbindung gebracht wurde, was nun freilich nicht in der „Latomia“ stand, worauf das geschätzte Blatt sich berief, sondern freie Phantasie des Herrn Berichterstatters war, und das Hereinziehen des früheren Hofpredigers Stöcker in die Sache bezeichnet die Nichtsnutzigkeit des ganzen Angriffes.

maurerei, wenn auch nicht erörtert, so doch angeschnitten und von dem „Tageblatt“ ohne Weiteres im Sinne höchst=freisinniger Wünsche dahin beantwortet worden, daß „eine Verbrüderung der Menschheit ohne Rücksicht auf Stand, Rang, Reichthum, Staatsangehörigkeit angestrebt werde, wobei denn vernünftiger Weise bei der Aufnahme in die Loge kein Unterschied nach dem Glaubensbekenntniß gemacht werde.“ Wäre das richtig, so würde es allerdings keinem vaterlandsliebenden und frommen Manne zu verdenken sein, wenn er der Freimaurerei sehr energisch den Rücken kehrte. Es kommt mir das aber so vor, als wolle Jemand behaupten, das letzte Ziel des Christenthums sei es, eine „Verbrüderung“ der Kinder Gottes ohne Rücksicht auf Stand u. s. w. anzustreben. Wäre das wirklich der Zweck des Christenthums, so würde es völlig wertlos sein. Doch hätte jene Behauptung wenigstens insofern einen Schein von Vernunft, als solche Verbrüderung der Christen, wenigstens im Gegensatz zu den Nichtchristen, gewünscht werden könnte etwa zum Zwecke der Ausbreitung des christlichen Glaubens. Aber welchen Zweck sollte wohl eine „Verbrüderung der Menschheit“ haben? Doch nicht den, die Menschlichkeit unter Thieren, Pflanzen und Engeln auszubreiten? Oder gar den, die sittlichen Werthe Stand, Staat und Religion innerhalb der angestrebten Verbrüderung niederzureißen? Ich fürchte fast das Letztere. Aber meint man denn wirklich, Männer wie die unvergeßlichen Kaiser Wilhelm und Friedrich hätten um eines solchen Zieles willen den Hammer geführt? Ich meine, dazu wären sie nie bereit gewesen, auch nur die Hand zu bieten, viel weniger Zeit und Mühe zu opfern. Wem unbedingte Partei=Anschauung nicht gänzlich den geistigen Blick verschleiert, kann leicht einsehn, daß ein so unsinniger Gedanke, wie der der Verbrüderung der Menschheit, nicht die Absicht und der Zweck der Freimaurerei sein kann.

Die Arbeit der Königlichen Kunst liegt allerdings auf ganz anderen Gebieten. Nicht auf eine Verbrüderung, sondern auf Erziehung ist es abgesehen. Man sieht überall, daß die durch die Zufälligkeiten der Geburt, der Bildung und des Rechts hervorgerufenen, aber doch praktisch nie verwischbaren Unterschiede innerhalb der Menschheit gewisse Schäden für den Menschen selbst mit sich bringen, deren schwerster der ist, daß wir sehr leicht geneigt sind, in dem Mitmenschen nur den Fürsten oder den Arbeiter, den Neger oder den Germanen, den Christen oder den Nichtchristen, den Ge=

bildeten oder den Nichtgebildeten zu sehen und den Menschen darüber ganz zu vergessen. Es ist aber nicht nur für den, der unter jenem falschen Gesichtswinkel betrachtet wird, sondern auch für den Betrachtenden selber von der höchsten Wichtigkeit, daß der Blick immer wieder auf das „rein Menschliche" in allen Menschen zu schauen gewöhnt wird. Ja die Erziehung zur Menschlichkeit ist in der That eine der wichtigsten Aufgaben der ganzen Erziehung des Menschengeschlechts überhaupt, weil daran nicht nur die Stellung, sondern auch die ganze praktische Thätigkeit des Einzelnen innerhalb der menschlichen Gesellschaft und — last not least — der Charakter des Individiums beeinflußt wird. Menschlichkeit empfängt, indem sie giebt, zieht zu sich empor, indem sie hinabsteigt, sühnt und heilt zugleich alle Gebrechen, die dem Staubgeborenen nun einmal anhaften.*) In dieser Anschauung liegt die Versöhnung der Menschheit. Ich meine, in der Ausbreitung der Idee der reinen Menschlichkeit oder, wie der Kunstausdruck lautet, der Humanität liegt der wirkliche Fortschritt der Menschheit, der sich nicht nur in der Gründung humanitärer Anstalten, sondern vor Allem in aktiver und passiver Erziehung äußern muß. Und eben die Ausbreitung der Humanität ist die Hauptaufgabe der Königlichen Kunst.

Nun sieht aber P. Gerber**) gerade in der Idee der „reinen Menschlichkeit" den giftigen Kern der Freimaurerei, da sie religionslos, also gottlos sei. Zwar macht er einen Unterschied zwischen Humanitäts-Freimaurerei und christlicher Freimaurerei, doch ist er der Ansicht, daß das in seinem praktischen Ergebniß auf das Gleiche hinauskomme. „Das seitens der offiziellen Berliner Logenkreise und seitens mancher anderen Freimaurer vertretene „reine" Christenthum geht thatsächlich wieder nur in dem von den „Humanitäts-Maurern" vertheidigten „Rein-Menschlichen" auf, da Christus in demselben, unter Leugnung seiner Gottheit und übernatürlichen Sendung nur als der „Weise von Nazareth" aufgefaßt wird." (S. 70.)

---

*) Goethe: Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

**) Der giftige Kern der Freimaurerei. 1899. Das Buch sei allen Lesern auf das Angelegentlichste empfohlen. Nur bedenke man, daß das Buch von einem Gegner der Bauhütten geschrieben ist; auch lasse man sich nicht dadurch irre machen, daß aller in dem Laufe des Jahrhunderts auch in den Logen, wie in allen menschlichen Institutionen angesammelte Schmutz hier aus allen Ecken und Winkeln auf einen Haufen zusammengefegt ist. Der Kenner wird übrigens in den historischen Theilen leicht die oft gekennzeichnete Methode von Johannes Janssen wiedererkennen.

Das ist so schief, wie nur möglich; aber soll der ganze Streit nicht ergebnißlos bleiben, so müssen wir uns zunächst einmal über den Begriff der „Humanität“ verständigen.

Darüber kann kein Zweifel sein, daß der gemeine Mann unter einem humanen Menschen einen solchen versteht, der selbst an dem niedrigst Stehenden, dem Elendesten, den Werth des Menschen als solchen anerkennt, die Menschenwürde auch in diesem achtet, und ihn danach behandelt. Die gemeine Meinung legt in dem Begriffe, also von vorn herein den Ton auf die Willensseite des menschlichen Geistes und die praktische Anwendung der Idee. Wenn Gebildetere sich bei dem Worte Humanität seiner Abstammung und seiner Verwandtschaft mit Humanismus und Humaniora erinnern, so dürften sie nicht leicht die Richtung des Begriffes auch auf das Wissen, auf Bildung und ästhetisches Empfinden verkennen. Eucken, welcher dem Lebensideal der Humanität einen Abschnitt seines schönen Buches*) widmet, weist mit Recht darauf hin, daß Männer wie Goethe, Schiller, Herder, Schleiermacher, F. A. Wolf, Pestalozzi „in aller Emsigkeit der Verstandsarbeit der Aufklärung eine Erregung und Förderung des ganzen Menschen vermißten, man richtet sich also mit besonderer Energie auf das Ganze und seine innere Einheit.“ Jene führenden Geister der Nation um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts hatten also in dem Begriff der Humanität bereits das ganze geistige Wesen der Menschheit, ihr Wollen und ihr Wissen, zusammengefaßt und zum Lebensideal erhoben. Herder vollends, der große Prophet der Humanität, sieht darin den Ausdruck für „den Charakter unseres Geschlechts, den Schatz und die Ausbeute aller menschlichen Bemühungen, gleichsam die Kunst unseres Geschlechts überhaupt“.**) Hier ist also die Humanität nicht nur das Wesen der Menschheit selbst, das sie besitzt oder doch besitzen soll, sondern die Idee ist als Aufgabe in den Mittelpunkt alles Wirkens und Strebens gerückt und die Beförderung derselben das höchste und letzte Ziel des schaffenden Geistes. Für Herder wenigstens war in der That die Humanität der Ansporn zu allem Thun und zugleich das Ziel seines dichterischen und erziehlichen Schaffens immerdar. Menschlichkeit zu üben und zu fördern ist ihm Lebens-

*) Die Lebensanschauungen der großen Denker. 2. Aufl. Leipzig 1897. Seite 435.

**) Briefe zur Beförderung der Humanität: Br. 27 in der Suphan'schen Ausgabe. Bd. 17. S. 138.

arbeit und höchster sittlicher Lohn zugleich. Darauf richtete sich auch Pestalozzi's Wirken und Schiller's Dichten in gleicher Weise. Die Idee der Humanität hatte diesen ganzen Kreis erfaßt und hielt ihn in Bewegung. Denn darauf weist Hegel sehr zutreffend hin, daß Ideen von dem, was kommen soll, die bewegenden Kräfte in den Bestrebungen und Gedanken der Menschen sind.*) Es ist zwar die Menschheit, um deren Erziehung und Bildung es sich bei dem Problem der Humanität handelt, aber nicht, um die Menschen, wie sie nun einmal sind, auf ein mittleres Niveau zu bringen und hier gleich zu machen oder sie in dieses oder jenes Verhältniß zu einander zu bringen, sondern um sie ihrer Vollendung entgegenzuführen. Die Idee der vollkommenen Menschheit ist das Motiv und das Ziel und Agens der Humanität und der letzte Grund der Deutung des geistig-geschichtlichen Lebens, die sich Herder so sehr angelegen sein ließ.

Wenn damals nun aber Rousseau, der mit seinem lauten, auf dem Resonanzboden der französischen Revolution weithin erklingendem Rufe: „zurück zur Natur" das volle Vorhandensein der Humanität in dem natürlichen Menschen selbst behauptete, ja Seume die Menschlichkeit rein nur in dem von Europens übertünchter Höflichkeit noch nicht beleckten Menschen voraussetzte, so betont Herder demgegenüber mit voller Schärfe, daß die wahre Humanität uns nur in den Anlagen angeboren sei und dem Menschen eigentlich erst angebildet werden müßte. Diese Richtung sieht also alles Heil für den Aufbau und die Erhaltung des neuen Lebensideals in der Erziehung des Menschengeschlechts, in der Weiterführung der Bildung und der Ueberlieferung der so gewonnenen Kultur an künftige Geschlechter. Erziehung allein ist und bleibt ihr der Königliche Weg zur Vollkommenheit der Menschheit.

Der ganzen Anschauung der Zeit gemäß bestand zwar die Kultur noch wesentlich in litterarischer und philosophischer Bildung des Menschen, ihre Hauptarbeit in der Stylisirung ihres ästhetischen Empfindens und in metaphysischer Spekulation, aber man ahnt sehr deutlich das Wehen des Erkenntnisses in diesen Geistern, daß die Deutung der Geschichte von unendlich hohem Werth für die Ausgestaltung des neuen Lebensideals sei. Nur wenn man die Geschichte der Menschheit als eine einzige stetige Entwicklungs-

*) Paulsen, Einleitung in die Philosophie. S. 328.

reihe zur Menschlichkeit auffaßt, gewinnt man in Wahrheit sichere Kunde über die Richtung, in der die Vollkommenheit der Menschheit liegt. Denn mögen die Physik und die Chemie uns lehren, welches und von welcher Art das Wirkliche ist, mag die Ethik uns über die Gesetze des menschlichen Handelns unterrichten, die Astronomie uns den Ort zeigen, wo in dem Weltaufbau die Erde liegt, was der Ausgang und das Ziel der Menschheit sei, davon kann uns schließlich nur die Geschichte sichere Kunde geben. Will man nicht den Verlauf des geschichtlichen Lebens als einen rein zufälligen und ziemlich wüsten Kampf um Macht und reale Güter oder gar um die soziale Auslese ansehen, so wird man das geistige Wachsen unseres Geschlechtes im Werdegange der Geschichte leicht erkennen und als ein rückwärts gewandter Prophet die Zukunft der Menschheit entschleiert vor sich sehen, ihre Vollkommenheit deutlich in ihrem Werden begreifen. Was ein jedes Zeitalter aus dem Schatze der geschichtlichen Erfahrungen für sich herausnimmt, wie es die einzelnen Thatsachen bewerthet und einschätzt, welche Richtung es in den verschlungenen Wegen der Geschichte als die richtige erkennt, das macht seinen Werth aus, weil es allein seine Anschauung von der vollkommenen Menschheit formen kann.

Verstehe ich nun den Verlauf des geistig-geschichtlichen Lebens der Menschheit richtig, so läßt sich darin weder ein anderer Ausgangspunkt noch ein anderer Endpunkt nachweisen, als allein die Gottheit. Schließlich ist das geistige Sein der Menschheit und sein Wachsen doch nur eine Form, in der sich das Unendliche im Endlichen offenbart. Nur unter dem Gesichtswinkel des göttlichen Lebens und Wirkens läßt sich, meine ich, die Geschichte überhaupt in ihren tiefsten Strömungen verstehen. Nimmt man aber gar der Idee der vollkommenen Menschheit, zu der die Geschichte uns hinaufführen scheint, die Gottheit, so verliert sie nicht nur ihren Ausgangspunkt, die „reine" Menschlichkeit, sondern auch ihr Ende, die demnächstige Vollendung, wenn es keinen Kampf, kein Leid und keinen Tod mehr giebt. Das Gewisseste in der Idee der Vollkommenheit bleibt doch immer das Unendlichkeitsbedürfniß und der Unsterblichkeitswille der Menschen. Ich sehe aber nicht, wie man sich diese Dinge auch nur vorstellen will, als in einer Durchdringung des Ewigen im Zeitlichen, ein immerwährendes Fertigmachen des eigenen Wesens zu einer demnächstigen Wesensgleichheit mit der Gottheit; nur wenn ein Jeder bei jeder Handlung, bei jedem Gedanken fühlt, daß er einen Gottesdienst verrichtet, wenn

das Leben ein beständiges Gebet wird, ist Vollkommenheit und Unsterblichkeit möglich.

Gewiß ist die Idee, die Gottheit als Spitze der vollkommenen Menschheit zu begreifen, Sache des Glaubens und nicht des Wissens. Man kann sie streng genommen nicht beweisen, auch nicht aus der Geschichte; mir liegt aber auch nichts ferner, als eine Theodicee schreiben zu wollen. Aber das kann man nachweisen, daß, so lange die Humanitätsidee wirklich lebte und wirksam war, ihr der Glaube an die Gottheit innegewohnt hat. Herder wenigstens durchdrang religiöse Anschauung nicht weniger als ästhetisches Empfinden. Religion war ihm doch schließlich die „innigste Angelegenheit", das „Mark der Gesinnungen eines Menschen", der „Altar seines Gemüthes". Nur daß in diesem Kreise Religion allzusehr als Einschlag in das Gewebe der Idee der reinen Menschlichkeit aufgefaßt wurde, nichts Klares, man möchte sagen, nichts Selbstständiges war. Bei Herder, diesem „Oberpriester des Griechenthums", identifizirte sich Religion fast vollständig mit dem Begriff der Humanität.*)

Da war es nun Schleiermacher's gar nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst, daß er in seinen Reden über die Religion die Begriffe Moral und Metaphysik und Religion rein von einander trennte und dem religiösen Empfinden einen festen Platz im menschlichen Gemüthe anwies. Damit war der dritte Kontinent geistigen Lebens, wenn auch nicht entdeckt, so doch von Neuem besiedelt und für den Begriff der reinen Menschlichkeit fest gewonnen, ohne daß ein Verwischen und Vermischen der einzelnen Thätigkeiten des menschlichen Geistes eintrat. Neben den Lichtern geistigen Denkens und moralischen Wollens erstrahlte jetzt hell die Flamme religiöser Begeisterung, die alle drei, nur von verschiedenen Seiten her, die „reine Menschlichkeit" in ihrem Wesen erkennen ließen, eben als eine Form des Unendlichen im Endlichen. Daß es Schleiermacher so vorzüglich gelang, diesem Gedanken ein für alle Mal ein zweifelloses Recht zu verschaffen, verdankte er seiner Auffassung vom Wesen der Religion, das er im religiösen Empfinden, in einer lebendigen Anschauung des Universums, des Ewigen im Zeitlichen, nicht aber in der Anerkennung dogmatischer Lehrgebäude suchte und fand. Liegt der Werth einer Religion aber nur in der Tiefe des Empfindens, zu dem sie unmittelbar anregt, und nicht im Objekt des Verehrten, dann ist die Religion in Wahrheit für die Humanität gewonnen, ja eigentlich das oberste

*) Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts. S. 29.

und wesentlichste Stück auf dem Wege zur Vollkommenheit der Menschheit, weil ihr gerade die Aufgabe zufällt, das Edelste im Menschen, das Gemüth, anzubauen.

Dieser Anschauung hat David Friedr. Strauß entgegengehalten,*) sie habe sich mit ihrem Empfinden und Denken noch keineswegs bestimmt in der christlichen Religion angesiedelt. Schleiermacher's Virtuosität bestehe vielmehr darin, sich in alle wirklichen Religionen und noch einige andere bloß mögliche hineinempfinden zu können. Das ist der nämliche Vorwurf, den man der Freimaurerei bis auf den heutigen Tag macht, der auch in P. Gerber's oben citirten Worten, die christliche Maurerei komme auch zuletzt auf Nichts weiter als die „reine Menschlichkeit" hinaus, implicite enthalten ist.

Ich glaube, man thut Beiden damit sehr Unrecht. Schleiermacher hat sich gegen die sogenannte „natürliche Religion", wie sie etwa die Aufklärung gefordert und Robespierre in Szene gesetzt hatte, mit aller Energie gewehrt, weil sie nur allzusehr ein Konglomerat von Moral und Metaphysik sei, und eine „positive", d. h. doch geschichtliche Religion, ausdrücklich gefordert.

Unter den beiden Formen, die er in seinen Reden bespricht, Judenthum und Christenthum, entscheidet er sich mit voller Entschiedenheit für die letztere, als der „Religion aller Religionen". Es ist, meine ich, ein völliger Fehlschluß, wenn man aus der Duldsamkeit, mit der er das echte religiöse Empfinden auch in anderen Religionen anerkennt, darauf schließen will, Schleiermacher habe nicht voll und ganz auf dem Boden des Christenthums gestanden. Derselbe logische Fehler wird aber der Freimaurerei gegenüber gemacht. Weil der Orden duldsam ist, glaubt man behaupten zu dürfen, er sei nicht christlich; weil er mit Schleiermacher Religion ganz wesentlich als religiöses Empfinden ansieht und allen dogmatischen Aufbau als etwas für die Religion sehr Unwesentliches betrachtet, sagt man ihm nach, er stehe religiös nicht fest im Christenthum.

Es läßt sich im Gegentheil der strikte Nachweis führen, daß der spezifisch christliche Glaube die Grundlage aller Humanität bildet, weil er das Entgegenstreben des Endlichen zum Unendlichen am tiefsten empfinden läßt und am energischsten fördert, daß der **Gedanke der Humanität** die christliche **Lehre geradezu zur Voraussetzung** hat, ohne welche eine Vollkommenheit der Menschheit schlechterdings nicht zu begreifen ist.

*) Strauß, Charakteristiken und Kritiken 1844. S. 23.

Wie wir eben zeigten, ist das letzte Ziel unseres Geschlechts völlige Wesensgleichheit mit Gott. Dieses ideale Ende zu erreichen, steht uns die Sünde entgegen, die verderblich wirkt — nicht sowohl, weil sie für den Einzelnen und weiterhin für die ganze menschliche Gesellschaft schlimme Folgen hat, sondern weil sie Unfriede mit Gott ist und von dem Wege zur Vollkommenheit der Menschheit weit abführt. Umgekehrt bringt uns dem Ideal der Humanität nichts näher, als die Liebe, weil sie um Gottes und der Nächsten willen uns die Sünde abscheulich macht und die Förderung der Menschen unter einander zum Endziele unseres Geschlechtes bewirkt. Nun ist das aber doch gar nicht zu leugnen, daß dieser Gedankengang spezifisch christlich ist und sich nur in der christlichen Religion völlig aus- und durchgebildet findet. Der Hinweis auf die Liebe als das erste und oberste Gebot ist ja gerade die erlösende That Jesu Christi. Alle die Jünger, die an ihn und seine göttliche Botschaft glauben, sammelt er zu der Gemeinde der Liebe, in der Gott mitten unter ihnen ist, zum wahrhaftigen Reiche Gottes auf Erden. Diese Gemeinde aber ist nichts Anderes als die vollkommene Menschheit; das Lebensideal, dem die Gemeinde nachlebt, ist die Humanität.*) Die Predigt vom Reiche Gottes auf Erden aber ist die Stiftung der neuen Religion Jesu Christi; er selbst bezeugt sich als denjenigen, der das Reich Gottes auf Erden gebracht hat. Wer ihm nachfolgen will, muß immer erst seiner Gemeinde angehören.

Kaftan,**) der ebenfalls das Wesen der christlichen Religion in die Predigt vom Reiche Gottes setzt, hat darauf hingewiesen, daß dieses Gottesreich in den Aussprüchen des Herrn in doppelter Gestalt erscheint, einmal als das höchste Gut, der Schatz im Acker, die köstliche Perle, die der Kaufmann erworben hat, dann aber auch als das sittliche Ideal der Menschheit. Jenes ist überweltlicher Besitz, der von den Gläubigern wirklich erworben wird, dieses die Richtschnur ihres innerweltlichen Handelns. Wenn Kant also das Reich Gottes für die vollkommene moralische Gemeinschaft, für ein Reich der sittlichen Gerechtigkeit erklärt, so ist diese Definition ein wenig zu eng; es ist zugleich „eine der Welt verborgene und ihr unverständliche Fülle der Seligkeit und des Friedens innerhalb der Gemeinde der Jünger Jesu und die ewige jenseitige, nicht in der Zeit und im Raum beschlossene Herrlichkeit

*) Vergl. Paulsen, Ethik 4. Aufl. Bd. 1. S. 257.
**) Kaftan, das Wesen der christlichen Religion. 2. Aufl. S. 232 ff.



Gottes, die die Seinen sehen werden, wenn keine Natur und keine Welt mehr sein wird."*) Ueberall, diesseits und jenseits, wo Gott sein Wesen im Menschen entfalten kann, ist sein Reich: in den Herzen der Gläubigen und wiedergeborenen Christen, in dem geistig-geschichtlichen Leben der Menschheit; seine völlige Ausbreitung auf Erden ist das letzte Ziel der menschlichen Arbeit, ist die wahre Humanität.

Dieser so einfachen Predigt Jesu vom Reiche Gottes ist es nun wunderbar genug ergangen. Schon die Apostel hatten die falschesten Vorstellungen davon: des gekreuzigten und verklärten Meisters gewiß, machten sie aus der Predigt vom Gottesreiche die Verkündigung des auferstandenen und in den Himmel gehobenen Christus.**) Vollends bei Paulus füllt das Bild des verklärten Herrn geradezu den Ort aus, welchen in der Predigt Jesu das überweltliche Gottesreich einnimmt, das in seiner Person erschienen und durch den Glauben an ihn den Besitz seiner Jünger zugänglich geworden ist. Als nun nach der Wirksamkeit dieses gewaltigsten aller Apostel sein Gedankengang in den Bereich der griechischen Philosophie trat, wurde er bald genug das Objekt einer kniffflichen doketischen Deutelei und philosophischen Spekulation, die dann jene feitgefügten Lehrgebäude der Dogmatik aufrichtete, vor denen wir heute bewundernd und verwundert stehen, freilich nicht ohne uns kopfschüttelnd selbst zu sagen, daß sie oft leider mehr doketisch als fromm sind.

So sehr nun auch die Logen es als ihre Aufgabe betrachten, und zwar als ihre einzige Aufgabe, das Lebensideal der Humanität, das Reich Gottes auf Erden, nach aller ihrer Kraft verbreiten zu helfen und die Menschen zur Aufnahme desselben in sich fähig zu machen, so lehnt es doch die Freimauerei auf das Allerentschiedenste ab, sich mit der Dogmatik der christlichen Kirchen und Sekten in irgend einer Form zu beschäftigen***): Die Königliche Kunst hat ihren eigenen Weg, ihrer Aufgabe gerecht zu werden, eine Konkurrenz für die Bestrebungen der Kirchen bildet sie nicht. Aber auch die Rücksicht auf ihren Ursprung verbietet den Bauhütten auf die kirchlichen Lehrsysteme einzugehen; die Freimauerei müßte erst

*) Paulsen, Einleitung. S. 297.

**) Kaftan a. a. O. S. 251.

***) Die Statuten der Großlogen von Preußen verbieten das Eingehen auf religiöse und politische Streitfragen sehr streng, schon aus Gründen der Selbsterhaltung.



ihre ganze Geschichte verleugnen, ihr eigentliches Wesen aufgeben, wollte sie etwas Anderes als den Inhalt des Christenthums ansehen, als allein die Predigt vom Reiche Gottes.

Soweit sich die Geschichte der Freimauerei heute mit Sicherheit rückwärts verfolgen läßt*), kann man schwerlich verkennen, daß dieser breite geistige Strom zwei Quellflüsse hat, die allerdings von sehr verschiedenen Wasserreichthum für sie gewesen sind.

Weit hinterwärts jenes gewaltigen geistigen Gebirges, das wir mit dem Namen der Renaissance zu bezeichnen pflegen, liegen die noch unentdeckten Quellen der einen dieser Hauptströme; aber erst seit dieser Zeitkonnte die Freimauerei auf dem vom Humanismus frisch aufgeworfenen Boden kräftigst emporblühen. Ueber ganz Italien — aber nicht nur über dieses Land — erstreckte sich im 14. Jahrhundert ein Netz von Akademien, literarischen Sodalitäten, deren einziger Zweck die Pflege und Verbreitung der neuen Bildung zu sein schien. Sie standen unter sich in enger Verbindung, hatten in gewissen Lehrstätten Zentralpunkte, denen die lokalen Versammlungen unterstanden. Unmittelbar an den Stufen des heiligen Stuhles nistete sich eine solche Akademie ein, deren Mitglieder öffentlich in dem „Museum" des Fürsten Sanseverino, des Pomponius Laetus, wie ihn die Brüder nannten, oft zusammenkamen. Im Geheimen aber stiegen diese „Heiden" in die alten, stillen, damals vergessenen und vernachlässigten Kultstätten der ersten Christen, in die Katakomben**) hinab, wo sie einen Kult ausübten, der an die Andachtsübungen der alten Christengemeinden wieder anknüpfte. Einer von diesen „Atheisten" der Akademie, sagte am offenen Sarge des 1498 verstorbenen Pomponius, der als Pontifex Maximus (Großmeister) bezeichnet wird, er habe die alten Riten, welche Klugheit und religiöser Sinn eingeführt hätten, die aber durch langdauernden Mangel an Pflege und durch eine Art von Gedankenlosigkeit abgenutzt und gleichsam übertüncht waren, der gemeinsamen Kultstätte wiedergegeben, vermehrt und zu heiligem Gebrauch geeignet ge-

*) Vor Allem sind dafür die neuesten Forschungen von Ludw. Keller von Bedeutung, die in den Monatsheften der Comenius-Gesellschaft erschienen sind. Vergl. aber auch die beiden Geschichten der Freimauerei von Findel und Katsch. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn diese historischen Studien energischer als bisher betrieben würden, da ihre Förderung zugleich das praktische Interesse hätte, das Publikum über den Geist der Freimaurerei aufzuklären.

**) Siehe über diese Dinge Keller, Die römische Akademie und die christlichen Katakomben. Monatsh. der Comenius-Gesellschaft 8, S. 63.

macht.*) In den Katakomben von Rom, wo wahrlich jeder Stein von der Heldenzeit der christlichen Gemeinden predigte, fanden diese Männer eben den alten Gedanken des reinen Christenthums, die Predigt vom Reiche Gottes, auch gleichsam versteinert wieder, hier wies sie in der That Alles auf das alte Christenthum hin, allerdings auch von der modernen Kirche und ihrer Lehre weg. In Wahrheit konnten diese darum oft verfolgten Akademiker ihre Vorliebe für die „Ketzer," die Anhänger des reinen Christenthums, auch öffentlich kaum verbergen; wie alle diese „Katharer" nannten auch sie sich „Brüder." Die römische Kirche aber, die wohl nach manchen Fehlschlägen doch einsehen mochte, daß sie die Sodalitäten, wegen des hohen Ranges eines Theiles ihrer Mitglieder und ihrer weiten Verbreitung halber doch nicht völlig unterdrücken konnte, war genöthigt, die Akademien durch Verleihung von Privilegien gleichsam offiziell und damit im eigentlichen Sinne „unschädlich" zu machen. Der Ton wurde bei der offiziellen Arbeit jetzt wohl mehr auf die Verbreitung der „Bildung", in diesem Falle ästhetischer Bildung, gelegt, und der tiefere Zweck in ein Halbdunkel gebracht. Was nun in den Loggien der Reichen, wo man gern zusammen kam, verhandelt wurde, war so, daß die Kirche ihr tolerari potest aussprechen konnte.

Aber ihre alten Riten und Gebräuche behielten die Akademien doch ebenso bei, wie ihr der Gedanke des „reinen Christenthums" auch nicht verloren ging. Und in dieser Form fanden die Ideen der Akademien auch ihren Weg über die Alpen. Junge Leute, die ihrer Studien halber von den deutschen Burgen und aus den Städten nach Italien gekommen waren, ließen sich in die verschiedenen Akademien, die sich auch gern an die großen Bildungszentren der Universitäten anlehnten, häufig aufnehmen und brachten die in den Sodalitäten gepflegten Gedanken und Gebräuche dann mit heim.

Hier fanden sie eine Organisation vor, die ihren Zwecken ungemein günstig war. Schon von den italienischen Akademien läßt es sich nachweisen, daß sie, wie einst die altchristlichen Gemeinden mit den römischen Handwerkergilden in Verbindung gestanden und

*) Hic veteres ritus prudentissime ac religiosissime institutos, verum longa temporum incuria et quadam ingeniorum hallucinatione obsoletos et oblitteratos communi huic patriae sedulitate restituit, proque viribus et auxit et celebravit. Pomponius machte oft Reisen, deren Zweck zum Theil die Erfundung der alten Riten in fremden Ländern gewesen zu sein scheint. Erhalten hatten sich diese wohl seit der Urzeit des Christenthums immer. Keller a. a. O. S. 89.

in ihnen die Form gefunden hatten, in die sie untertauchen konnten, nun auch ihrerseits mit den mittelalterlichen Zünften Beziehungen gepflegt oder von ihnen doch wenigstens die Formen entlehnt haben; die Brüder trugen vielfach, wie die Mitglieder der Akademie zur Kelle in Florenz, ein Schurzfell um die Lenden, steckten eine Kelle in den Gürtel und arbeiteten, wie wir aus den Aussagen Eingeweihter wissen, nach Art fleißiger Bauleute.

Nun bestand in Deutschland in der zweiten Hälfte des Mittelalters eine reich mit Privilegien ausgestattete Genossenschaft, welche die Kunst, den gothischen Dom zu bauen, als Geheimniß unter sich bewahrte und fortpflanzte, die Zunft der aufgefreiten Steinmetzen, die sich zwar selbst eine Zunft nannte, aber sich doch deutlich von sonstigen gewerblichen Organisationen der Zeit unterschied. Während nämlich alle übrigen Bauhandwerker, Maurer Zimmerleute u. s. w. allen andern Zünfte gleich ansässig und in den Städten lokal abgeschlossen waren, zogen die Steinmetzen umher und schlugen ihre Bauhütte da auf, wo es gerade Arbeit gab. Sie waren gleichsam interurban. Um so mehr hatten sie Grund, sich vorzusehen, daß Niemand sich in ihre Genossenschaft unbefugt hineindrängte, da sie in ihrer Kunst und in ihren allmählich immer mehr anwachsenden Privilegien, vor allem in dem, daß sie vom lokalen Zunftzwange frei waren, sehr werthvolle Besitzthümer besaßen. Es lag daher in ihrem Interesse, gewisse Gebräuche einzuführen, an denen sich die Angehörigen der Brüderschaft — so nannten auch sie sich — sicher erkannten und diese Gebräuche ebenso streng geheim zu halten, als ihre eigentliche Kunst selbst. Es kam noch hinzu, daß die eigenthümliche Stellung, die sie einnahmen, sie auch zu einer etwas freieren Anschauung in religiösen und namentlich kirchlichen Dingen brachte, die man wohl besser den Augen der offiziellen Kirche verbarg. Ob sie direkt mit den altevangelischen Gemeinden in Verbindung gestanden haben, läßt sich nicht sicher nachweisen; doch war in ihrem Ritual, wie es scheint, Manches, was sich nicht gerade mit streng kirchlichen Gewohnheiten deckte und deshalb unter dem Schleier des Hüttengeheimnisses sicherer ruhte, als in offener Versammlung.

Ohne Zweifel haben die freien Steinmetzen sich denn auch sehr früh schon zu einem festen Hüttenverband zusammengeschlossen, der für seine Angehörigen besondere Ordnungen, feste Kassen und einen obersten Vorort in Straßburg hatte: der Meister vom Stuhl der dortigen Bauhütte war Großmeister aller deutschen Hütten.

Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß jener Albert v. Straßburg, von dem die ganze Organisation des Hüttenverbandes überhaupt entworfen wurde, kein anderer, als der berühmte Albertus Magnus gewesen ist. Jedenfalls war Organisation und Ritual, soweit wir das übersehen können, eine geistig hochbedeutende Arbeit und mehrte das schon im hohen Maße bestehende Ansehen der Bauhütten so, daß viele Leute, die höchstens als Bauherrn oder als Zunftverwandte mit der Steinmetzkunst zusammenhingen, aber durch die geistig- und religionsfreie Richtung in der Anschauung der Bauhütten sich angezogen fühlten, um Aufnahme in die Brüderschaft nachsuchten: die Nürnberger Tucher, Kaiser Max und Dürer, der Vertreter des dem Bauwesen verwandten Kunsthandwerks, waren Mitglieder der aufgefreiten Steinmetzenzunft.*)

Hier haben auch sicher die Akademiker zunächst Anschluß in Deutschland gesucht und gefunden, darauf weist Ritual und Nominalogie unabweisbar hin. Aber diese Verbindung kann weder lange bestanden haben, noch ist sie sehr nachhaltig gewesen. Die ersten Strahlen der Reformation, die hoffnungsfrohe Zeit der erwachenden geistigen Freiheit, wies auch wohl diese Elemente bald auf andere, auf eigene Wege. Wie mögen diese Männer wohl gehofft haben, daß mit dem Betonen der ersten christlichen Quellen auch die Anschauungen und das Leben der alten Gemeinden, ihr Leben, das sie so lange im Verborgenen geführt hatten, nun auch wieder in der ganzen Kirche lebendig werden möge. Aber diese Hoffnung schwand je länger, je mehr. Nach den glückverheißendsten Anfängen freier, echt evangelischer Auffassung des Christenthums schlief der Geist der Reformation in den Landeskirchen rasch ein und erstarrte zu duldungslosem fanatischen Orthodoxismus. Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts war für alle Anfänger des reinen altevangelischen Christenthums eine böse, trostlose Zeit.

Wieder waren alle diejenigen, welche für ihre freie Anschauung nicht büßen und dem fanatischen Eifer der Priester aller drei Kirchen zum Opfer fallen wollten, zum Nachleben ihres Lebensideals im Verborgenen gezwungen.

Möglich, daß man inzwischen den Zusammenhang unter einander ganz oder doch so gut wie ganz verloren hatte. Da entschloß sich dann Fürst Ludwig von Anhalt, der am 21. August 1600 in die Academia della Crusca in Florenz aufgenommen war, zu der

*) Keller, Zur Geschichte der Bauhütten und der Hüttengeheimnisse „Stern von Bethlehem“. S. 13.

Gründung einer eigenen Akademie auf deutschem Boden, die eigentlich eine erneute Zusammenfassung der versprengten und in der trostlosen Zeit verkommenden, den idealen Bestrebungen zur Verwirklichung der christlichen Humanitätsidee nach wie vor nachlebenden Männer, darstellte. Dem von Ludwig und gleichgesinnten Freunden 1617 gegründeten „Teutschen Palmbaum" folgte 1643 die Brüderschaft Philipps v. Zeesen, die drei Rosen im Kleinod führte, dann weitere Vereinigungen mit dem gleichen Streben. Daß Männer wie Comenius das erziehliche Moment in diesen Sodalitäten energisch betonten, hieß doch nur den ursprünglichen Grundgedanken festhalten und erneuern. Aber der deutsche Boden war im 17. Jahrhundert nicht mehr reif, nicht mehr tragfähig genug für solche Bestrebungen, mochten sich auch die edelsten Männer der Nation, wie Leibniz u. A. zu gleicher Arbeit zusammenthun und manches erst spät aufgehende Samenkorn ausstreuen. Nur in Holland gedieh der hier stets festgehaltene Gedanke vom Reiche Gottes auf Erden, vom neuen Jerusalem sehr wohl, und bei der engen Verbindung zwischen Holland und England in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch hier in vortrefflicher Weise. Es ist bekannt, daß es ein Engländer, Christoph Wren, der Erbauer der Paulskirche, war, der die Logen neu organisirte und der Freimaurerei wieder einen festen Halt gab*); von England aus ist sie dann auch in die deutsche Heimath zurückgewandert und hier neu befruchtet und belebt worden. Das erscheint aber ganz sicher, daß die Wiederbelebung der Königlichen Kunst niemals hier in dem Maße, wie es geschehen ist, gelungen wäre, hätten sich nicht in Deutschland noch eine Menge Leute befunden, die noch wohl wußten, daß das dieselben Bestrebungen waren, denen sie einstmals in ihren Akademien und litterarischen Sodalitäten nachgelebt hatten. Daß aber gerade England die Neubegründung der Logen in anderen Ländern so energisch förderte und sie unter sein Protektorat nahm — so ist z. B. die Großloge Royal York unter dem Protektorat des Herzogs Friedrich v. York gegründet — das hängt mit Englands Weltpolitik im Anfange des 18. Jahrhunderts zusammen. Aber daher stammt die Sage, die Logen seien englischen Ursprungs und Träger des englischen Deismus, was durchaus falsch ist.

Lessing behauptet**), daß die Freimaurerei schon so alt wäre, wie das Menschengeschlecht, da sie etwas Nothwendiges sei, das in

---

*) Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, I. S. 195.

**) Ernst und Falk. 1. Gespräch.



dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft begründet liege. Ist das richtig, so hat doch die Arbeit derselben ihr wahres Ziel erst seit der Predigt Christi vom Reiche Gottes auf Erden erhalten. Die Wiege der Königlichen Kunst stand in den Kultstätten der ältesten Christengemeinden und seitdem hat der Gedanke, ideale Bestrebungen auf diesen festen Grund der Lehre Christi zu basiren, allen Anstrengungen eifernder Dogmatiker und öder Moralisten zum Trotz nicht wieder aufgehört, mag sich die Geschichte dieser Geistesrichtung auch in sehr starken Wellenlinien und unter sehr verschiedenen Formen abgespielt haben. So viel steht aber unter allen Umständen fest, daß die Königliche Kunst ihr eigentliches Wesen verlieren würde, gäbe sie die Basis preis, auf welcher sie erwachsen ist, den Gedanken der Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden. Freimaurerei ohne Christenthum ist eine Leuchte ohne Licht.

Aber davon haben sich die Bauhütten nie überzeugen können, daß Religion und vor Allem die christliche Religion eine Sache sei, über die man metaphysische oder moralisirende Reflexionen machen müsse, um ihrer ganz theilhaftig zu werden, daß sie insbesondere ein Schatz des Wissens wäre, den man durch Erlernen erwerben und durch Lehren weitergeben könne, am wenigsten, daß in einer ganz bestimmten Reflexion über das Christenthum, etwa in der des heiligen Thomas oder in der des Calvin die ganze Wahrheit der Lehre Christi enthalten sei. Wäre das richtig, so hätte alles Christenthum bald ein Ende; denn dann müßte jeder Schlag, der von Seiten philologisch-historischer Kritik oder durch die physiologische Forschung auf die Grundlagen oder Folgerungen dieser Lehrgebäude geführt würde, auch das Christenthum selbst treffen. Das ist aber Gott sei Dank nicht der Fall. Dogmatik ist kein Christenthum, sondern eben nur Reflexion über dasselbe, und zwar für das Wesen unserer Religion ziemlich belanglose Reflexion. Denn theoretischen Werth hat das Christenthum überhaupt nicht. Darin wissen wir uns mit Schleiermacher völlig eins, daß Religion allein Sache des Gemüthes ist und allein in religiösem Empfinden besteht. Wollt Ihr über das, was Christus über das Reich Gottes gesagt hat, nachdenken und Eure Gedanken systematisch ordnen — gut, wir wehren Euch das ebenso wenig, als die Forschung über das, was über den Herrn geschrieben und gesagt ist; wollt Ihr aber über solche Gedanken streiten oder gar behaupten, Ihr hättet nun die ganze volle reine Wahrheit wirklich

entdeckt, und in Eurer Reflexion sei das wahre Wesen des Christenthums enthalten, so wenden wir uns weg: die Freimaurerei ist nicht der Ansicht, daß ein solcher Streit ersprießlich sei, oder daß es einem denkenden und freien Manne zukomme, in solchen Dingen wesentliche Stücke seiner Zugehörigkeit zum Christenthume zu sehen.

Aber, so wendet Herr v. Oertzen*) ein, „der erfahrene und überzeugte Christ wird nicht um der Form willen auch kurzweg den Inhalt verschütten, wird nicht in einem alles Greifbare verflüchtigenden Spiritismus, nicht im Latitudinarismus und in der Indifferenz-Union seine Zuflucht, sondern er wird die rechte Stellung zum Dogma suchen. Es besteht ein Begriff des reinen Apfels, im Gegensatz zu Pflaumen und Birnen; ein wirklicher Apfel wird aber niemals reiner Apfel sein, sondern er wird stets als Borstorfer oder als Gravensteiner oder sonstwie in die Erscheinung treten." Richtig verstanden, kann die Freimaurerei dieser Rede nur zustimmen. Innerhalb der Loge nimmt man weder zum Spiritualismus noch zum Indifferentismus, noch zum Naturalismus, noch zu sonst einer dogmatischen Richtung irgend welche Stellung, sondern allein zu der Predigt vom Reiche Gottes, und die rechte Stellung zum Dogma sucht die Freimaurerei eben darin, daß sie es jedem Einzelnen ebenso gut überläßt, sich mit den dogmatischen Spekulationen abzufinden, wie sie seinem eigenen Urtheil die ethischen Probleme des Hedonismus und Energismus anheimstellt. Was die Freimaurerei von ihren Angehörigen allein fordert, ist die Glaubensdemuth gegen den großen Baumeister aller Welten und die Glaubenszuversicht zu Jesu, als den Bringer des Reiches Gottes auf Erden, zu dem alle Menschen als Gottes Kinder berufen sind. Eben weil auch wir daran verzweifeln müssen, daß jemals ein reiner Apfel sein wird, verlangen wir von dem Borstorfer, daß er den Gravensteiner um seiner Gestalt und Art willen nicht scheel ansieht oder gar um seines Geschmackes willen schilt: sie sind ja Beide nicht die reinen Aepfel und die andern alle auch nicht. Duldsamkeit gegenüber fremden Auffassungen auch in religiösen Fragen ist die Grundbedingung für die ersprießliche Arbeit der Freimaurerei. Daß man, wie Oertzen fürchtet, mit der Gleichgültigkeit gegen die Form auch den Inhalt verlieren wird, glauben wir nicht besorgen zu müssen, da der Grundpfeiler des Christenthums, die Predigt vom Reiche Gottes, unverrückbar und

*) D. v. Oertzen, Was treiben die Freimaurer? 2. Aufl. 1882. S. 80.



unveräußerlich feststeht. Hat Jemand aber um solcher Dinge willen, wie es die Dogmen der christlichen Kirchen sind, Zweifel oder Gewissensbisse, so verweisen wir ihn ohne Weiteres an die berufenen Vertreter der kirchlichen Anschauungen und bitten ihn, die Freimaurerei als in diesen Dingen gänzlich unzuständig zu betrachten. Die Männer, die unseren Bund schufen, und die, die ihm heute beitreten, sind, wie Katsch nicht unzutreffend hervorhebt, „kampfesmüde Männer, die die Nutzlosigkeit eingesehn haben, die Ansichten verschiedener Individuen und vollends verschiedener Völker über metaphysische Probleme unter einen Hut zu bringen."*) Den „Königlichen Weg", den unsere Kunst als den einzigen zum Heile, zum Reiche Gottes auf Erden, führenden erkannt hat, ist Selbsterziehung und liebevolle Duldsamkeit gegen die Anschauungen Anderer. Haß und Fanatismus lassen wir nicht über die Schwelle unserer Tempel, in dessen Hallen man, wie Mozart singt, die Rache nicht kennt, sondern die Liebe selbst den gefallenen Menschen zur Pflicht zurückleitet. Den Ernst unserer Arbeiten, die den Weg zum Reiche Gottes für jeden Bruder bereiten sollen, garantirt vielmehr der unverrückbare Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und die Gewißheit, daß wir dermaleinst dem großen Baumeister Rechenschaft ablegen müssen über unser Thun und Lassen, über unser Denken und Fühlen. Denn nichts, auch nicht das kleinste Bruchstück unserer Gedanken giebt es, das nicht in unserer Seele seinen Eindruck hinterließe, wie der Prägestempel seinen Schlag auf das Goldstück; und diese Seele liegt da vor dem Auge des Allmächtigen wie ein aufgeschlagenes Buch jeden Augenblick, jeden Augenblick hier und in alle Ewigkeit.

Aber, fährt Herr v. Oertzen fort, „das Bekenntniß zum gekreuzigten und auferstandenen Heiland ist das dogmatische Minimum, welches als objektives Band einer christlichen Gemeinschaft gelten und nimmermehr durch den abstrakten Begriff der Liebe ersetzt werden kann. Dies Bekenntniß findet sich aber nirgends in der Freimaurerei." Ganz recht, aber es findet sich auch nirgends in den eigenen Worten Christi.

Ich fürchte sogar, daß strenggläubige Leute Herrn v. Oertzen sagen werden, er sei kein Christ. Denn an Stelle der Anbetung Gottes und an Stelle des Glaubens an Jesu als Heiland die Person des gekreuzigten und verklärten Meisters als Objekt der

*) Geschichte der Freimaurerei.



Verehrung einzusetzen, ist erst Paulus gelungen; das Bekenntniß aber anstatt der Liebe für das Band zu erklären, das die Christenheit umschlingt, ist überhaupt ein ganz unchristlicher Gedanke. Hätte also die Freimaurerei nicht alle Ursache, jedes Dogma, welches es auch immer sei, auf das Entschiedendste als nicht zu ihrer Arbeit und ihrer Kompetenz gehörig, von der Hand zu weisen, so würde sie das dogmatische Minimum des Herrn v. Oertzen allerdings am Wenigsten als solches anerkennen können.

Nicht minder entschieden müssen wir uns dagegen wehren, daß P. Gerber*) den Logen andichten will, daß die Freimaurerei unter Leugnung der Gottheit und übernatürlichen Sendung Christi den Herrn nur als den Weisen von Nazareth auffasse. Wie? Sollte eine Gesellschaft, die, wie wir gesehen haben, jedes religiöse Dogma, welcher Art es auch immer sei, von sich ablehnt und seinen Bau allein auf die Predigt Christi vom Reiche Gottes auf Erden stützt, das Objekt seiner Arbeit aber nur in der Menschheit als solcher sieht, nun auf einmal selber ein Dogma aufstellen, und zwar ein negatives, die Leugnung der Gottheit Christi und seiner übernatürlichen Sendung? Die Freimaurerei behauptet oder leugnet in Bezug auf die Eigenschaften des Wesens des Herrn überhaupt nichts, sie „weiß" davon rein gar nichts, jedenfalls nicht ein Wort mehr oder weniger, als das, was alle Welt jede Stunde in der Bibel lesen kann, nimmt es auch keinem Menschen, sei er, wer er will, übel, wenn er sich über das, was er gelesen hat, seine ureigensten Gedanken macht. Diese Dinge gehen eben die Loge gar nichts an; die Freimaurerei wird sich hüten, den Kirchen in das Handwerk zu pfuschen oder den Einzelnen in seiner Gedankenfreiheit zu beschränken. Man kann es nicht oft genug wiederholen, die Freimaurerei hat nicht den Zweck, Dogmatik zu lehren oder Moral zu predigen, sondern allein den, die Menschheit ihrer Vollkommenheit auf ihren als zweckmäßig erkannten Wegen entgegen zu führen. Dazu gehört unter Andern, um die Bildung des Gemüthes zu fördern, die Erregung des religiösen Empfindens, aber daß dazu irgend welche bestimmte Ansichten über die Person Christi gehören, glaube ich nicht, sehe auch nicht, wie das Jemand beweisen will.

Wenn dann Herr Superintendent Gallwitz**) behauptet, die Logen hätten in Deutschland weder durch Opferwilligkeit noch durch

*) Giftiger Kern, S. 70.

**) Vom deutschen Gott. Preußische Jahrbücher 98, S. 395.



Heldengröße sich einen Namen gemacht und verhältnißmäßig wenig gethan, eine neue Zeit heraufzuführen, so verkennt er Zweck und Geschichte des Ordens. Den Bauhütten liegt nichts ferner, als sich einen Namen zu machen, je stiller ihr Wirken ist, desto besser. Welchen Werth aber die Freimaurerei für die geistige Entwicklung Deutschlands gehabt und welchen Einfluß auf den einzelnen bedeutenden Bruder ausgeübt hat, mag daran ermessen, werden, daß ein Goethe „einen Hymus zur Verherrlichung der Maurer" sang, daß Carlyle sich „an dieser Goethe'schen Ode aufgerichtet" hat, sie „den Marsch nennt, nach dem das tapfere teutonische Geschlecht durch die Oede des ihm bestimmten Abschnittes der Ewigkeit marschirt". Der Einfluß der maurischen Ideen auf die hochseligen Kaiser Wilhelm und Friedrich ist auch Herrn Gallwitz wohl bekannt, und ob wir ohne Freimaurerei, ohne das Lebensideal der Humanität einen solchen Kulturfortschritt, wie den um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts überhaupt gehabt hätten, das wage ich billig zu bezweifeln.

Alles in Allem: Man lasse der Freimaurerei ihr Wesen und ihren Weg; sie besitzt weder einen „giftigen Kern" in ihrer Anschauung vom Christenthum, das sie allein in der Predigt vom Reiche Gottes sieht, noch Unduldsamkeit gegen Andere, die eine andere Auffassung vom Christenthum haben oder einen anderen Weg zur Vollkommenheit einschlagen wollen. Niemand wird von uns überredet, mit uns zu gehen, aber wir werden uns auch Niemand aufdrängen lassen, der die christliche Anschauung der Logen herabdrücken möchte auf das Niveau der Gesellschaft für ethische Kultur.

Unterricht und Wissenschaft an den höheren Lehranstalten in Preußen.

Von

Johannes Butzbach.

Von jeher gehörten die Schulmeister nicht zu den zufriedensten Menschen. Für das Alterthum mag der Hinweis auf den mürrischen Orbilius und dessen um dreieinhalb Jahrhunderte jüngeren Kollegen Libanios aus Antiochia genügen. Orbilius hätte doch wahrlich froh darüber sein können, daß ein Horaz ihm zu Füßen saß! Was ihm eigentlich die gute Laune so gründlich verdarb, ist noch nicht ausgemacht; jedenfalls ist aber das Problem wichtig genug, um in einer Dissertation oder Programmabhandlung eingehend erörtert zu werden. Auch Libanios, der übrigens seinen Jungen gegenüber minder „schlagfertig“ gewesen sein soll als der römische Altmeister praktischer Pädagogik, erfreute sich nicht immer rosigster Stimmung und konnte recht gereizt sein, wenn man etwa der Schule den, nebenbei gesagt, ganz modern klingenden Vorwurf machte, daß sie ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen sei. Ebenso unzweideutig spricht sich ein Schulmann des elften Jahrhunderts, der Scholastiker Gozechin von Lüttich, darüber aus, wo ihn der Schuh drückt: „Die Thätigkeit im Schulamte ist von weisen Leuten nur auf sieben Jahre festgesetzt, weil es unter der Sonne nichts Schwierigeres und Aufreibenderes giebt.“ Es ist also Ueberbürdung, über die der Mann sonderbar genug zu einer Zeit klagt, wo man sich doch sonst geistig nicht allzusehr anzustrengen pflegte, und es wird ihn wohl manchmal gereut haben, dem wenig angenehmen Schulamt nicht aus dem Wege gegangen zu sein: wie gut hätte er es z. B. als Kellermeister seines Stiftes haben können, zumal da

naturgemäß der Kellermeister sich größerer Beliebtheit und bedeutenderen Einflusses bei Hoch und Niedrig erfreuen mußte als der Schulmeister. Selbst der sanfte Magister Philippus, der Praeceptor Germaniae, litt an dem Erbübel seines Standes und war gewiß nicht in der zufriedensten Stimmung, als er das Büchlein von dem Elend der Schulmeister niederschrieb.

Und heute? Viel besser scheint es nicht geworden zu sein. Man kann es aus dem Munde von Ministern und Parlamentariern hören, daß der akademisch gebildete Lehrerstand trotz des Wohlwollens, mit dem ihm Regierung und Volksvertretung seit Jahren gegenüberstehen, in unbegreiflicher Weise fort und fort sich mißvergnügt zeige. Und wenn gar unter den Abgeordneten ehemalige Standesgenossen sich befinden, die den guten Rath geben, doch endlich mit dem grund- und zwecklosen Klagen aufzuhören, dann kann kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß man es hier mit reinem Uebermuth zu thun hat. Denn diese Oberlehrer haben wöchentlich höchstens 24, täglich also vier Unterrichtsstunden, mithin nur die Hälfte der von so vielen heiß ersehnten achtstündigen Arbeitszeit; ihnen blühen jährlich zehn volle Wochen Ferien; sie stehen zwar im Gehalte den Richtern nicht gleich und noch weniger den Verwaltungsbeamten, werden aber doch ihrer Vorbildung und ihren Leistungen entsprechend bezahlt. Das ist die landläufige Ansicht, die vielfach auch die theilen, die es besser wissen könnten. Meinte doch kürzlich ein geistlicher Herr auf dem Lande, der, um mit Heine zu reden, täglich über nicht weniger als 24 Mußestunden verfügt, ganz ernsthaft, die Ferien kämen eigentlich nur der Schuljugend zu, und es sei nicht mehr als billig, daß die Lehrer, die so wie so schon ein halbes Faulenzerleben führten, während dieser Zeit anderweit vom Staate beschäftigt würden.

So streng wie jener Landpastor sprechen nun freilich die meisten nicht, die sich ein Urtheil über die Thätigkeit der Oberlehrer zutrauen, aber man macht doch geltend, daß die Arbeitslast nicht sehr erheblich sein könne, da viele oder doch manche von ihnen neben der Schule noch Privatunterricht ertheilten, Bücher schrieben, öffentliche Vorträge hielten u. s. w. Daß dieser Schluß an Ungründlichkeit dem Urtheile des geistlichen Herrn thatsächlich nichts nachgiebt, sieht auch der ein, der nie ein Collegium logicum gehört hat, wohl aber über ein wenig natürlichen Verstand verfügt: also deshalb, weil einige die Noth treibt, sich die Mittel zu standesgemäßem Unterhalt ihrer Familie durch Nebenverdienst zu

verschaffen, weil hier und da eine besonders arbeitskräftige Natur ihrer idealen Gesinnung durch wissenschaftliche Beschäftigung oder gemeinnützige Thätigkeit Ausdruck verleiht, deshalb führt der ganze Stand ein Herrenleben! Dazu ist selbstverständlich von denen keine Rede, die diese Anstrengung mit dem vorzeitigen Zusammenbruch der geistigen und körperlichen Kräfte theuer genug bezahlen mußten.

Vielleicht änderte mancher von diesen Kritikern seine Ansicht ein Wenig, wenn er wüßte, was der jüngst verstorbene Francisque Sarcey, ein bekannter Gelehrter und Journalist, der in jungen Jahren einige Zeit Lehrer am Lyceum zu Grenoble war, über seine pädagogische Thätigkeit mittheilt. „Für uns waren", so schreibt er, „wöchentlich 24 Stunden Unterricht angesetzt, vier Stunden täglich . . . In der Praxis war dieses Uebermaß abgemindert worden: die Lehrer gaben in Wirklichkeit nur noch 15—16 Stunden, und man muß zugeben, daß dies schon eine bedeutende Arbeitsleistung ist. Die Angehörigen unserer gebildeten Klassen ahnen nicht, welche Ermüdung die Unterrichtsarbeit hervorbringt, wenn man sich ihr mit Leib und Seele hingiebt. Ich habe in meinem Leben zwei Berufe ausgeübt: den des Lehrers und den des Journalisten und Veranstalters von Vorlesungen. Gott weiß, daß das Handwerk eines Zeitungsschreibers, an den die Forderung, Artikel über die Tagesereignisse zu schreiben, unaufhörlich herantritt, Geist und Hand ermüdet. Ich besitze heute nicht mehr den unglaublichen Kraftüberschuß, den ich in jener Zeit ausgab, ohne damit zu rechnen, und doch fühle ich mich, nachdem ich eine fünfunddreißigjährige Journalistenthätigkeit ohne irgend welchen Urlaub hinter mir habe, aufgelegter, munterer und frischer, als ich es nach einjähriger Lehrthätigkeit war. Wenn der Monat Juli herankam, übermannte mich eine Abspannung, eine Art Zusammenbruch aller körperlichen und geistigen Kräfte. Ich brach an der Schwelle der Ferien zusammen wie ein Pferd nach einem Dauerritte."

Ich kenne den Unterrichtsbetrieb und die durchschnittliche Schülerzahl in den einzelnen Klassen der höheren Schulen Frankreichs nicht, kann aber nicht glauben, daß ein preußischer Oberlehrer mit wöchentlich 24 Pflichtstunden eine geringere Arbeitslast zu tragen haben sollte als sein französischer Kollege mit 14 bis 16. Auch in anderen Kulturländern weiß man besser als bei uns das Aufreibende in der Arbeit des Lehrers zu schätzen: in Oesterreich beträgt z. B. die wöchentliche Pflichtstundenzahl für die Lehrer der

sprachlichen Fächer höchstens 17, der andern 20; in Ungarn höchstens 18, in Belgien durchschnittlich ebenso viel, in den Niederlanden bis 21, in Italien 15, in Spanien gar nur 9—13½.*)

Auch in Preußen lagen früher die Verhältnisse günstiger. Die Zahl der Pflichtstunden war geringer; sie betrug nach der Rundverfügung vom 13. Mai 1863 für den (damaligen) Oberlehrer höchstens 20—22, für den ordentlichen Lehrer 22—24, wurde aber in der Regel nicht erreicht, und in der erwähnten Verfügung heißt es ausdrücklich: „Auch die Uebernahme der höheren Stundenzahl von 22 bis 24 kann nur so lange als zulässig erachtet werden, als die Frequenz der einzelnen Klassen eine geringe ist und nicht Korrekturen herbeiführt, welche viel Zeit in Anspruch nehmen.“ Nach dem Ministerialerlaß vom 30. Juli 1892 aber ist fortan „für jede Lehrkraft die vorgeschriebene Maximalstundenzahl in Ansatz zu bringen.“ Weiter heißt es da: „Wird die Entlastung einzelner Lehrer in der Maximalstundenzahl, sei es wegen andauernder Kränklichkeit, übergroßer Belastung mit Korrekturen oder aus sonstigen Gründen, für nothwendig erachtet, so ist dies unter Angabe der nachzulassenden Pflichtstunden näher zu begründen. In der Regel muß jedoch daran festgehalten werden, daß alle Lehrer thunlichst zur Maximalstundenzahl heranzuziehen sind.“

Daß der akademisch gebildete Lehrerstand durch diesen Erlaß, der das früher nur ausnahmsweise in Anspruch genommene äußerste Maß der Arbeitsleistung zur allgemein verbindlichen Regel machte, nicht gerade erfreut wurde, liegt auf der Hand. Denn hier spricht noch ein anderer Umstand mit. Als im Jahre 1863 jene Verfügung über die Maximalstundenzahl erlassen wurde, war die Schülerzahl der höheren Lehranstalten verhältnißmäßig gering, heute aber sind die einzelnen Klassen, namentlich die unteren, meist stark überfüllt. Daß es größerer geistiger und auch körperlicher Anstrengung bedarf, um 40 bis 50 lebhafte und bewegliche Jungen beständig im Auge zu behalten, ihre Theilnahme am Unterricht anzuregen und zu überwachen, ihnen bei der Verschiedenheit der geistigen Entwickelung und des Wissens in der gleichen Zeit die gleiche Summe von Kenntnissen beizubringen als etwa 20 bis 30, das begreift mit

*) Eingehendere Nachweisungen finden sich in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, I. Bd. 2. Abth. (München 1897), und bei Heinr. Schröder, Der höhere Lehrerstand in Preußen, seine Arbeit und sein Lohn, 3. Aufl. (Kiel u. Leipzig 1899). S. 42 ff.



einigem guten Willen auch der, der nie im Staub und Dunst der Schulstube gestanden hat.

Aber noch ein Anderes verdient beachtet zu werden. Daß die durch die Berliner Schulkonferenz von 1890 in's Leben gerufene Reform höhere Ansprüche an die Arbeitskraft des Lehrers erhebt, als bisher der Fall war, wurde damals von den Theilnehmern anerkannt, und auch der Kaiser betonte in seiner Ansprache, „daß bei Durchführung der neuen Reformpläne erhebliche Mehrforderungen an die Leistungen der gesammten Lehrerschaft gestellt werden müssen.“ Auch darin war man einig, daß 24 Wochenstunden ein Uebermaß bedeuten. Dabei ist es geblieben oder, richtiger gesagt, leider nicht geblieben, denn bald darauf erfolgte jener Ministerialerlaß, der die Pflichtstundenzahl noch erhöhte. Und während früher die höhere Schule, namentlich das Gymnasium, im Allgemeinen eine Anstalt nur für Befähigte und Strebsame war, die die unbrauchbaren Elemente, wenn sie einmal Aufnahme gefunden hatten, möglichst schnell wieder abstieß, nimmt man jetzt in Folge verschiedener Umstände, die hier nicht weiter zu erörtern sind, mehr als billig Rücksicht auf die Mittelmäßigkeit. Dadurch wird die Arbeit des Lehrers wesentlich vermehrt, denn ein schlechter Schüler macht ohne Frage ebenso viel Mühe als zwei gute.

Daß ein solcher Massendrill, wie man diese Art des Unterrichtens nicht übel genannt hat, nicht im Stande ist, die dem Gymnasium in früherer Zeit gesteckten Ziele zu erreichen, hat man freilich eingesehen und die Ansprüche an die Leistungen der Schüler vermindert. Das soll nicht verschwiegen werden, es steht aber in keinem Vergleiche zu der dem Lehrer aus dem veränderten Unterrichtsbetrieb erwachsenden größeren Anstrengung, namentlich wenn man die in Folge der erhöhten Schülerzahl erheblich vermehrte Korrekturarbeit berücksichtigt. Wer in den Sprachen unterrichtet, hat in der Regel in drei, vier oder mehr Klassen Heftkorrekturen, wobei es sehr in die Wagschale fällt, ob jede Klasse zehn oder fünfzehn Schüler mehr oder weniger zählt. Und gerade die Korrektur ist die schwierigste und mit Recht verrufenste Arbeit, ein „wahres Kreuz“ des Lehrerstandes. Es gehört ein gutes Stück Willenskraft und Ausdauer dazu, allwöchentlich 100 bis 150 lateinische, griechische, französische Arbeiten oder auch deutsche Diktate aus den unteren Klassen Wort für Wort, Buchstaben für Buchstaben durchzunehmen und die erforderlichen Fehlerzeichen und Bemerkungen anzubringen, weiterhin auch noch die von den Schülern in vielen

Fällen nicht mit der nöthigen Sorgfalt angefertigten Verbesserungen oder Abschriften zu prüfen, sodaß man oft eine Arbeit ganz oder theilweise dreimal aufmerksam durchsehen muß, und es anfängt, einem im Kopfe zu wirbeln und in den Ohren zu sausen. Aber was will das heißen gegen die Qual, die die Korrektur von 30 bis 40 oder mehr deutschen Aufsätzen aus den mittleren und oberen Klassen verursacht! Der Lehrer hat das Thema gestellt, die Disposition in gemeinsamer Arbeit von den Schülern finden und in einer der nächsten Stunden einige der von letzteren angefertigten Entwürfe vorlesen lassen und besprochen. Das genügt, um einem gewöhnlichen Sterblichen das Interesse am Gegenstande zu benehmen. Aber nun beginnt erst die eigentliche Arbeit für den Lehrer. Es gilt, einen fehlerhaften, in ungeschickter Ausdrucksweise abgefaßten, manchmal recht umfangreichen handschriftlichen Aufsatz von A bis Z dreißig- bis vierzigmal mit der Feder in der Hand durchzuackern. Wem dies keine Qual zu sein dünkt, der mache einmal den Versuch, irgend einen anregend geschriebenen Aufsatz in einer Zeitschrift ebensoviel Mal hintereinander oder doch in kürzeren Zwischenräumen zu lesen: er wird beim besten Willen kaum über das Dutzend hinauskommen. Mit der Korrektur ist natürlich für den Lehrer die Sache noch nicht erledigt; die Arbeit wird noch einmal in der Schule besprochen; dann fertigen die Schüler die Verbesserung oder nöthigenfalls eine Umarbeitung an, und erst mit der Durchsicht der letzteren ist der Lehrer für kurze Zeit erlöst. Occidit miseros crambe repetita magistros: Der so oft wiedergekäute Kohl bringt den armen Schulmeister ums Leben. Dies Wort Juvenals, der ja auch eine Zeitlang den Stab über die Buben schwingen mußte, ist also keine Uebertreibung.

War somit die Korrekturlast an und für sich schon zu schwer, so ist sie in neuerer Zeit durch die vorgeschriebenen kleinen Ausarbeitungen, eine Frucht der Berliner Schulkonferenz, noch erheblich gesteigert worden, selbst wenn dem Lehrer alle Vierteljahr nur zwei- bis dreimal die Aufgabe zufällt, den Inhalt der meist eilig hingeworfenen und liederlich geschriebenen Skizzen zu prüfen.

Man unterschätze auch nicht die Anstrengung, die ein täglich drei- bis vierstündiges Sprechen mit sich bringt. Es ist kein Unterhaltungston, in dem der Lehrer vorträgt und sich an den einzelnen Schüler wendet: auch der Schwerhörige wie der, der seinen Platz in der entferntesten Ecke hat, soll jedes Wort verstehen können. Und das will etwas heißen, denn es gilt nicht nur das unvermeid-

liche durch die Füße der Schüler, durch Räuspern und Husten hervorgerufene Geräusch, sondern auch den Lärm der Lastfuhrwerke und Straßenbahnwagen zu übertönen, der von draußen in das Klassenzimmer dringt. Dazu wissen die Wenigsten unter denen, die der Schule fernstehen, wie sehr der fortwährende, Tag für Tag, ja stündlich zu erneuernde Kampf gegen Trägheit und Unordnung, Zerfahrenheit und allerlei Unart, wie ihn nun einmal die Schule mit sich bringt, das ganze Nervensystem angreift und welches Maß von Mühe und Geduld erforderlich ist, um auch den wenig Begabten an das Ziel zu leiten. Es gehört schon eine derbe Natur und ein gutes Stück Selbstbeherrschung dazu, bei leidlich guter Stimmung zu bleiben, und nicht Jedem gelingt es, sich durch die tausenderlei kleinen und großen Widerwärtigkeiten glücklich zu dem Nil admirari durchzuschlagen.

Ein anderes wesentliches Stück der pädagogischen Berufsthätigkeit macht die Vorbereitung für den Unterricht aus. Die meisten von denen, die sich ein Urtheil über den höheren Lehrerstand zutrauen, können oder wollen nicht begreifen, daß für jede Unterrichtsstunde, und sollte es sich auch nur um die Erklärung eines deutschen Lesestückes in der untersten Klasse handeln, nicht mit Unrecht eine gründliche, oft mehrstündige Vorbereitung verlangt wird, schon deshalb, weil die Kenntnisse, die der junge Lehrer von der Universität mitbringt, nicht im Entferntesten hierfür ausreichen. Das soll keinen Vorwurf für den akademischen Unterrichtsbetrieb bedeuten, denn kein billig Denkender wird von dem Universitätsprofessor verlangen, daß er mit seinen Studenten die Hauptsachen der Weltgeschichte durchnehmen oder die Regeln der lateinischen und griechischen Schulgrammatik wiederholen soll. Wohl aber dürfte bei der Staatsprüfung nicht ohne Weiteres das Vorhandensein guter Kenntnisse elementarer Art vorausgesetzt werden, über die der Kandidat in manchen Fällen gar nicht verfügt. So kommt es denn häufig, daß ihm, wenn er anfängt zu unterrichten, trotz leidlicher Vertrautheit mit dem Stande der Forschung, den wichtigsten Hypothesen und Kontroversen auf einem bestimmten Wissensgebiete noch auf Schritt und Tritt eine bedauerliche Unsicherheit in den Anfangsgründen anhaftet und daß ein wißbegieriger Quartaner dem angehenden Pädagogen mit einer unerwarteten Frage bisweilen ein Bein stellen kann, über das dieser regelrecht stolpert. Der junge Lehrer entbehrt also im Beginne seiner praktischen Thätigkeit vielfach des nothwendigsten Rüstzeuges für den Unter-

richt und muß sich dieses noch nebenher zu erwerben suchen. Aber damit ist das Maß der Arbeit noch nicht erschöpft, am wenigsten für denjenigen, der das Ordinariat einer Klasse hat. Da gilt es, die Klassenbibliothek und allerlei sonstige Lehrmittel und Sammlungen zu verwalten, an Konferenzen und Prüfungen theilzunehmen, Zeugnisse festzustellen und zu schreiben, umfangreiche Schülerlisten anzufertigen und ein Heer anderer Obliegenheiten zu erfüllen, die zwar, jede für sich genommen, nicht gerade erheblich ins Gewicht fallen, in ihrer Gesammtheit aber dem schon überbürdeten Lehrer das Leben recht sauer machen. Zu diesen Pflichten gehört insbesondere auch der mündliche und schriftliche Verkehr mit den Angehörigen der Schüler; wieviel Besuche von wenig beschäftigten, redegewandten Müttern oder gar Großmüttern und Tanten, von entrüsteten oder verzweifelnden Vätern muß der Pädagoge nach des Tages Last und Hitze noch über sich ergehen lassen, wieviel Briefe beantworten, wie häufig sonst noch Auskunft ertheilen!

Auch das Kapitel des Nachbleibens gehört unter diese Rubrik. Wer alltäglich mit hundert oder mehr Schülern in Berührung kommt, der sieht sich, auch wenn er schon durch seine Persönlichkeit großen Einfluß auf die jugendliche Umgebung auszuüben versteht und nicht gern straft, oft in die Lage versetzt, der Trägheit und Unart durch Nachbleibenlassen zu wehren. In früheren Zeiten bekam der Schuldige meist eine schriftliche Aufgabe, die er im Klassenzimmer zu erledigen hatte, und der Pedell übernahm wohl die Beaufsichtigung, falls eine solche für erforderlich gehalten wurde; jetzt ist das nicht mehr erlaubt: wer die Strafe des Nachbleibens verhängt, ist auch verpflichtet, den Schüler zu überwachen. Vielfach sieht sich der Lehrer auch genöthigt, einen faulen oder nachlässigen Schüler in seine Wohnung zu bestellen, um dort das Pensum, das dieser nicht rechtzeitig gelernt hat, abzuhören, sich nachträglich eine Aufgabe vorzeigen zu lassen u. dgl. m. Rechnet man noch die öfter nöthig werdende Vertretung erkrankter Kollegen und die Arbeit hinzu, die die in unserer festfrohen Zeit recht häufig zu haltenden Schulreden (es sind jetzt nicht weniger als 3, 4, vielleicht gar 5 große Reden in jedem Jahr) und Ansprachen verursachen, dann wird man zugeben müssen, daß der Stand der akademisch gebildeten Lehrer in Preußen überbürdet ist. Ohne die häufige Unterbrechung durch die Ferien wäre diese Berufsarbeit überhaupt nicht durchführbar.

Hier thut eine erhebliche Entlastung noth, dringend noth, schon

aus billiger Rücksichtnahme auf die Gesundheit eines ganzen Standes. Ich gebe zu: es giebt Anstalten, deren Klassen eine so außerordentlich kleine Schülerzahl aufweisen, daß der Lehrer wöchentlich etwa zwanzig Unterrichtsstunden geben kann, ohne seinem Körper zu schaden; aber das sind doch nur Ausnahmen. Und was hier geleistet werden kann, sollte billigerweise denen nicht zugemuthet werden, die in überfüllten Klassen unterrichten. Aber leider werden hier Alle über einen Kamm geschoren: wer 20 oder 30 Schüler unter den Händen hat, dem wird dieselbe Stundenzahl auferlegt wie demjenigen, dem 150 Jungen das Leben sauer machen! Eine Statistik der Erkrankungen, namentlich solcher nervöser Art, des vorzeitigen Ablebens und der frühen Pensionirung würde hier ohne Zweifel Schäden in erschreckender Fülle aufdecken. Es wäre nutzlos, an dieser Stelle nochmals darauf zurückzukommen, nachdem so viel darüber geschrieben ist, nachdem seit Jahren angesehene Aerzte warnend ihre Stimme erhoben haben. Uns beschäftigt eine andere Frage: die Möglichkeit der wissenschaftlichen Fortbildung des Lehrers, eine Frage, die gleichfalls beachtet zu werden verdient.

Nicht von Jedem kann man verlangen, daß er die Wissenschaft durch die Ergebnisse eigner Forschung bereichere. Viele sind gewiß hierzu nicht im Stande. Und deshalb that die Schulverwaltung recht daran, daß sie die Forderung wissenschaftlicher Programmabhandlungen neuerdings fallen gelassen hat. Gar manche von diesen waren ja invita Minerva entstanden und konnten daher bezüglich ihres Werthes diesen Ursprung nicht verleugnen; vielfach holte man auch eine alte, längst vergessene Seminar- oder Prüfungsarbeit wieder hervor, der indes das Nonum prematur in annum wenig zu gute gekommen war. Auf der andern Seite aber soll man es Keinem, der Neigung und Kraft in sich verspürt, verdenken und noch weniger verbieten, sich an der Lösung wissenschaftlicher Aufgaben zu versuchen. Denn wer selbst die Schwierigkeit strenger wissenschaftlicher Arbeit kennen gelernt hat, der wird auch der Wissenschaft einen höheren Grad von Achtung und Liebe entgegenbringen als derjenige, der das Glück erfolgreicher eigner Forschung nicht kennt. Und wenn es als eine Hauptaufgabe der höheren Schulen betrachtet wird, in den Seelen der Jugend Respekt vor der Wissenschaft und Neigung zu ernstem Studium zu erwecken, dann sollten am allerwenigsten diejenigen Lehrer, die eine banausische Richtung vertreten, unfreundlich auf ihre unter den mißlichsten Verhältnissen wissenschaftlich arbeitenden Kollegen sehen.

Das geschieht aber vielfach. In den Augen dieser Leute sind es närrische Käuze, die ihre wenigen Erholungsstunden mit dem Studium eines Gegenstandes vergeuden, der ihrer Ansicht nach ganz außerhalb der dem Lehrberuf gestellten Aufgaben steht; das schadet schließlich der Schule mehr, meinen sie, als es nützt und bedeutet im günstigsten Falle nichts Anderes, als daß man seine Perlen vor die Säue wirft. Denn

> Das Beste, was du wissen kannst,
> Darfst du den Buben doch nicht sagen.

Hier gilt das Wort: Ars non habet osorem nisi ignorantem, und es bedarf keiner ausführlichen Darlegung, daß jener Argumentation eine sonderliche Beweiskraft nicht beizumessen ist. Sonst wäre ja für den Gymnasiallehrer das akademische Studium überhaupt überflüssig und er thäte besser, sogleich nach bestandenem Abiturientenexamen die Lehrkunst durch Unterrichten zunächst auf der unteren Stufe praktisch zu erlernen; werden doch auf ähnliche Weise die Lehrerinnen an den höheren Mädchenschulen erfolgreich herangebildet.

Aber nicht genug damit. Hin und wieder läßt man von dieser den Studien abholden Seite, wo man so gern von der Wissenschaft als der grauen Theorie spricht, gar noch den Gedanken durchblicken, als sei mit der wissenschaftlichen Arbeit nothwendig eine Vernachlässigung der amtlichen Obliegenheiten verbunden.

Diese Herren sind auf der Hochschule gewesen und haben dort Wissenschaft ohne jeden innern Zusammenhang, in alphabetischer Folge, wie Fichte sagt, getrieben. Glücklich in das Schulamt gelangt, spielen sie sich mit Vorliebe als Praktiker auf, während sie doch nichts weiter als Lehrhandwerker sind, und werfen alsbald die Bürde der Wissenschaft ab, die ihnen auf der Universität schwer genug auf den Schultern gelastet hat. Im günstigsten Falle mit ein paar didaktischen Rezepten ausgestattet, sind sie thatsächlich der Ansicht, auch ohne gediegene Kenntnisse so ziemlich in jedem Fache mit größerem Erfolge unterrichten zu können als der „gelehrte" Kollege, der ja über sein eignes Wissen stolpern muß. Als ob derjenige, der sich gründlich auf irgend einem Gebiet umgesehen hat, mit Nothwendigkeit ein unbrauchbarer Lehrer sein und als ob der, der am Wenigsten von der Sache versteht, den besten Unterricht darin ertheilen müßte! Das geht denn doch noch über die Theorie der alten Sophisten hinaus, und es ist Zeit, daß man

dieser rohen und anmaßenden Auffassung einmal entschieden in den Weg tritt.

Es wäre, wie gesagt, eine Thorheit, wollte man von jedem akademisch gebildeten Lehrer produktive wissenschaftliche Arbeit verlangen. Aber unbedingt erforderlich ist es, daß er durch unausgesetztes eifriges Studium mit seiner Wissenschaft im engen Zusammenhang verbleibt. Der Lehrer muß ein Gelehrter sein. Dies Wort des alten Nägelsbach gilt auch heute noch und wird so lange gelten, als es höhere Schulen giebt, die eine solche Bezeichnung wirklich verdienen. Wer sich von wissenschaftlicher Arbeit fernhält, wer nicht beständig seinen Geist an den Quellen der Wissenschaften nährt, der muß, weil er mehr ausgiebt, als er einnimmt, zurückkommen und geräth schließlich in die unwürdigste Mundschaft des Leitfadens; er vermag dann seinen Schülern kaum mehr als den dürren Inhalt des Grundrisses und vielleicht nur das darzubieten, was er eine Stunde zuvor erst selbst sich hat aneignen müssen.*) Und ist auf der andern Seite nicht der Lehrer, der gründliche Fachkenntnisse besitzt, viel eher im Stande, das Wichtige von dem Nebensächlichen zu unterscheiden, als der, der sich ängstlich an den Buchstaben hält und keinen Deut von dem abgehen will, was einmal im Lehrbuch gedruckt steht, eben weil er sich wegen seiner Unkenntniß kein eignes Urtheil zutraut? Mir sind aus meiner Schulzeit noch recht wohl solche Pedanten in Erinnerung, die nur mit der wortgetreuen Wiedergabe des geschichtlichen und selbst des grammatischen Pensums zufriedengestellt werden konnten oder die Uebersetzung eines Schriftstellers genau in dem Wortlaute vom Schüler verlangten, wie sie der Lehrer gegeben hatte. Die Folge hiervon war häufig, daß findige und gewitzte Köpfe unter den Schülern nicht ruhten, bis sich ihnen die nämliche Quelle erschloß, aus der der Lehrer ein gutes Theil seiner wissenschaftlichen Erkenntniß schöpfte: eine gedruckte Uebersetzung. Darf man alten Schülertraditionen Glauben schenken, dann kam es wohl auch vor, daß ältere Herren, die, um mit Wilhelm Freund zu reden, durch ihre Berufsarbeiten den Fortschritten der philologischen Wissenschaften nach allen Seiten zu folgen verhindert waren, selbst während des Unterrichts verstohlen von solchen Hilfsmitteln Gebrauch machten

*) Um hier nicht viele Worte über Dinge zu verlieren, die schon von Andern zur Genüge erörtert sind, verweise ich auf Paul de Lagardes Deutsche Schriften (Göttingen 1878 und 1881) I, 181. Sehr beachtenswerth sind auch die Ausführungen von Ottokar Lorenz in seiner Abhandlung: Ueber Gymnasialwesen, Pädagogik und Fachbildung (Wien 1879), S. 24 ff.

und aus diesem Grund nur nothgedrungen und ungern den sichern Port des Katheders verließen. Welches Gaudium aber mochte es für die Jungen sein, wenn der Gestrenge das Mißgeschick hatte, am Schluß der Stunde in einer Anwandelung von gelehrter Zerstreutheit den getreuen Helfer liegen zu lassen, und wenn dann einer der Schlingel ihm nachlief und das fatale Heft ihm wieder einhändigen durfte!

Das docendo discimus hat ohne Zweifel eine gewisse Berechtigung, aber wenn man, wie dies vielfach geschieht, nur die für die einzelne Unterrichtsstunde erforderliche Vorbereitung darunter versteht, so genügt das gewiß nicht, schon deshalb nicht, weil die für den bestimmten Zweck „zusammengeborgten" Brocken nimmermehr lebendiges und deshalb anregendes und belebendes Wissen sind. Es geht auch heute wirklich nicht mehr an, die Frage eines wißbegierigen Schülers mit der Antwort abzuthun: „Halte den Mund, dummer Junge, das gehört nicht hierher." Auch wenn man von dem Lehrer nicht verlangt, daß er auf alle, zum Theil gewiß müßigen Fragen eingehen soll, bedarf es hier — soll der Unterricht seinen Zweck erfüllen — doch eines gründlichen Wissens, das auch durch die sorgfältigste Vorbereitung von einer Stunde zur andern nicht gewonnen werden kann. Die Sache hat aber noch andere beachtenswerthe Seiten. Einem derartigen Unterricht fehlt die sittliche Wahrheit: „es ist eine unlautere Gesinnung, wenn man lehren will, was man ein paar Stunden zuvor selbst erst gelernt hat."*) Ebensowenig steht es aber auch im Einklang mit dem berechtigten Streben des akademisch gebildeten Lehrerstandes nach Anerkennung und Achtung. Wir wußten als Sekundaner schon recht gut, welche Lehrer in ihren Fächern gut beschlagen waren und welche nur den Inhalt des Schulbuches beherrschten. Die Schüler wachsen heran, und mancher von ihnen ist später in der Lage, die wissenschaftliche Bildung seiner ehemaligen Lehrer zu beurtheilen. Und gerade von dieser Seite muß man manches hören, was dem Stande nicht zur Ehre gereicht. Damit soll gewiß nicht der Meinungsäußerung unreifer Studenten eine Bedeutung beigemessen werden, die ihr nicht zukommt; ich bin auch durchaus nicht geneigt, ohne Weiteres jedem Universitätsprofessor beizupflichten, wenn es ihm beliebt, sich von oben herab über Lehrer und Unterrichtsbetrieb unserer höheren Schulen auszusprechen, aber das wird

*) Nägelsbach, Gymnasialpädagogik. Herausgeg. v. Autenrieth (Erlangen, 1862) S. 24.

man einräumen müssen, daß der Respekt vor dem Stande der akademisch gebildeten Lehrer nicht dadurch erhöht wird, daß diese sich um nichts weniger kümmern als um die Wissenschaft und ihre Fortschritte. Welchen Eindruck muß es zum Beispiel auf den jungen Studenten machen, wenn er im Verlaufe seines Studiums, vielleicht schon im ersten Semester, eine ganze Reihe von Vorstellungen als irrig aufgeben, wenn er Theorien als veraltet über Bord werfen muß, die ihm vom Gymnasium als Rüstzeug für sein späteres wissenschaftliches Arbeiten mit auf den Weg gegeben wurden. Die Schule sollte im eigenen Interesse doch endlich aufhören, das zu lehren, was die Wissenschaft schon längst in die Rumpelkammer gestellt hat, und dazu ist sie nur dann im Stande, wenn die Lehrer es wieder als ihre Pflicht ansehen, eifrig zu studiren.

Schon jetzt ist es dahin gekommen, daß zahlreiche Elementarlehrer in den Städten, wo sich ihnen Gelegenheit zur Fortbildung bietet, an Kenntnissen und Wissen auf einzelnen Gebieten ihren studirten Kollegen kaum nachstehen, an Eifer und Freude an wissenschaftlicher Arbeit aber sie weit übertreffen. Ist es da ein Wunder, daß man in diesen Kreisen nicht mehr recht an die wissenschaftliche Ueberlegenheit des Oberlehrers glauben will?

Nichts ist thörichter als die Besorgniß, die Schule möchte durch solches Studium leiden. „Für ihre Leistungsfähigkeit", sagt Ottokar Lorenz (a. a. O. S. 26), „ist der wissenschaftliche Stand der Lehrer das maßgebendste Moment. Ist man in der Lage, die Wissenschaft derselben zu heben und zu fördern, so wird sich nach alter Erfahrung der Unterrichtsgeschichte auch das Schulwesen in entsprechendem Verhältnisse heben." Ich glaube, man kann dies Wort getrost unterschreiben.

Aber auch den Vertretern der Wissenschaft an den Universitäten sollte die Sache nicht gleichgültig sein. Ist gleich das Band, das früher Hochschule und Gymnasium eng verknüpfte, jetzt vielfach gelockert, zerrissen darf es nicht werden. Unsere höheren Lehranstalten erblicken zwar in der Vorbereitung ihrer Schüler für die Universität nicht ihre vornehmste Aufgabe, thatsächlich aber schließt sich seit Alters für eine beträchtliche Zahl unmittelbar an den Unterricht das akademische Studium an. Ist es da nicht Pflicht beider Anstalten, diese Verbindung zum Wohle der Lernenden unter allen Umständen zu erhalten und womöglich noch enger zu gestalten? Ein solcher Zusammenhang besteht heute noch trotz aller Versuche, ihn zu zerreißen: erhält doch der Lehrer seine wissenschaftliche Ausbildung

auf der Universität und führt dieser fortwährend neue Schüler zu, so daß man hier mit Recht von einem beständig wiederholten Kreislauf hat sprechen können.

Diesen hohen Anforderungen kann nun der Oberlehrer keinenfalls genügen. Zunächst sollte man ihm nicht zumuthen, in den Mittel- und Oberklassen mehr als ein Fach, nur ausnahmsweise zwei zu lehren. Selbstverständlich muß hierbei vorausgesetzt werden, daß diese Fächer einigermaßen mit einander verwandt sind. Damit verträgt sich natürlich nicht die unwürdige Fakultätenjagd, wie sie namentlich in den achtziger Jahren betrieben wurde: es gab damals zahlreiche unternehmende Kandidaten und Hilfslehrer, die sich nach bestandenem Examen so ziemlich in jedem Semester eine neue Fakultät holten, um recht bald angestellt zu werden. Es war zum Beispiel gar keine Seltenheit, daß Mathematiker die Lehrbefähigung in der Religionslehre oder im Französischen für die mittleren Klassen erwarben, und auch die Schulbehörden sahen dies Streben nach Universalität der Bildung vielfach mit günstigen Augen an, wenngleich es ihnen bekannt sein mußte, daß die treibenden Kräfte hier nicht gerade in faustischem Wissenstrieb zu suchen waren. Es kommt mir nicht in den Sinn, den Unterricht an unseren höheren Schulen mit dem akademischen auf gleiche Stufe zu stellen und etwa den künftigen Gymnasiallehrer mit demselben Maß wie den jungen Gelehrten zu messen, der sich der akademischen Laufbahn widmen will: dazu sind die beiderseitigen Ziele und Aufgaben zu verschieden. Aber eins unterliegt doch keinem Zweifel. Während auf der Universität das Spezialisiren der Wissenschaften mehr und mehr um sich greift und demgemäß die Anforderungen an die Vorbildung der Studenten stetig steigen müssen, geht es auf den höheren Schulen gerade umgekehrt. Es ist gar keine Seltenheit, daß hier der Lehrer seine Schüler in vier oder fünf Fächern unterweisen muß, die er unmöglich auch nur einigermaßen beherrschen kann. Was dabei herauskommt, wenn der Altphilologe in den mittleren und oberen Klassen Französisch, der Religionslehrer Deutsch oder Erdkunde giebt, mag sich Jeder selbst ausmalen. Denn das ist doch der handwerksmäßigste Betrieb von der Welt und keine Lehrkunst mehr! Und wenn etwas geeignet ist, den Schüler zur Oberflächlichkeit, der schlimmsten Feindin wahrer Bildung, zu erziehen, dann ist es diese Art des Unterrichts.

Uebrigens trägt auch die Hochschule einen Theil der Schuld daran, daß die Kluft, die sie von dem Gymnasium trennt, immer

tiefer und breiter werden muß. Der moderne Universitätsunterricht hat sich leider von dem Ideale wahrer universaler Bildung zu sehr nach der Seite eines übertriebenen Spezialistenthums abgewandt; er vermag in der Regel nur einseitige und daher in gewissem Sinne sogar beschränkte Gelehrte heranzubilden, „die von Anfang an sich irgendwo eingraben und nun, in ihrem Schacht begraben, von Himmel und Erde nichts mehr sehen".*) Noch weiter, und zwar nach der entgegengesetzten Richtung hin entfernt sich der Studienbetrieb der künftigen Pädagogen von jenem Ideal. Hier ist die Wirkung der neuen, offenbar unter dem vorwiegenden Einfluß von Männern der Praxis ins Leben gerufenen Prüfungsordnung insofern ungünstig, als die Rücksicht auf den Beruf allzusehr in den Vordergrund und damit einer freieren, vielseitigen und dabei doch gründlichen Ausbildung hemmend in den Weg tritt: wer denkt hier nicht an das Brodgelehrtenthum, das Schiller in seiner Antrittsrede brandmarkt?

Diese Examenordnung wiederum ist ganz von dem heute an den höheren Schulen Preußens in unbestrittener Geltung stehenden sogenannten Klassenlehrersystem beherrscht, bei dem ein Lehrer den Unterricht in mehreren, vielleicht den meisten Fächern in einer und derselben Klasse in der Hand hat. Für die Schulverwaltung weist es insofern gewisse Vortheile auf, als die Verwendung der einzelnen Lehrkräfte wenig Schwierigkeiten macht und der Direktor in der Lage ist, einem Jeden sein volles Maß Pflichtstunden zuzutheilen. Ich gebe auch zu, daß es für die unteren Klassen recht wesentliche Vorzüge hat, nicht aber für die mittleren und besonders die oberen. Hier ist durchaus das Fachlehrersystem am Platze. Zunächst beherrscht der Pädagoge in ausreichendem Maße sein Gebiet, und das ist die Hauptsache. Da helfen alle Schulmeisterkniffe nichts, wenn die nöthige Sicherheit dem Stoffe gegenüber abgeht, wenn man nicht aus dem Vollen schöpft. Wie ist es ferner möglich, den Unterricht anregend und belebend zu gestalten, wo das eigene Interesse am Gegenstande fehlt! Unter Umständen kann es sich sogar empfehlen, daß von Sexta an nur ein Lehrer den gesammten Unterricht in einem Fache ertheilt. Das würde schon mit Rücksicht auf die Einheitlichkeit und Kontinuität große Vortheile haben. Unendlich Vieles geht verloren oder wird doch nicht weiter entwickelt, wenn, wie es beim Klassenlehrersystem nicht ausbleiben kann, nach

*) Fr. Paulsen, System der Ethik, I⁴, 401.

Verlauf weniger Jahre, vielleicht schon eines einzigen, ein anderer mit ganz abweichender Anschauungsweise bezüglich der Unterrichtsmethode, mit höheren oder geringeren Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Schüler ihn ablöst. Und sollte auch der Lehrplan bis ins Einzelne ausgeführt sein, so wird dennoch kein vernünftiger Mensch erwarten, daß der Nachfolger in denselben Bahnen wandeln werde, auch dann nicht, wenn der Lehrer sich seiner Individualität völlig entäußern, wenn er zum Lehrautomaten herabsinken würde. Daß eine solche Unterbrechung der Kontinuität nicht förderlich wirkt, leuchtet ein, und der Schaden wird um so größer sein, je mehr Lehrer im Laufe der Jahre an dem Schüler in einem Fache herumarbeiten.

Aber auch noch ein anderer Umstand verdient beachtet zu werden. Man spricht heute so viel von der geistigen Sammlung des Lehrers als einer unerläßlichen Bedingung gedeihlichen Unterrichts, und ich glaube, daß man mit Recht Gewicht darauf legt. Wie kann aber hiervon bei dem Lehrer die Rede sein, dem zugemuthet wird, im Laufe eines Morgens lateinischen, griechischen, geschichtlichen und wer weiß welchen Unterricht sonst noch zu ertheilen? Und wird nicht, um noch eines zu erwähnen, die Freude an dem Erfolge seiner Arbeit, aber auch das Gefühl der Verantwortlichkeit wesentlich gemindert, wenn der Lehrer schon nach kurzer Zeit den Unterricht in seinen Fächern einem andern überlassen muß?

Es liegt nicht in meiner Absicht, hier alle Vortheile aufzuzählen, die das Fachlehrersystem bietet*), ich möchte nur den Einwand näher beleuchten, den man gegen dasselbe zu erheben pflegt. Der Fachlehrer, so heißt es, bevorzugt in einseitiger Weise sein Fach auf Kosten der Uebrigen und nimmt die Arbeitskraft der Schüler in Folge dessen zu sehr in Anspruch. Dieser Vorwurf war früher bis zu einem gewissen Grade berechtigt, aber wo er zutraf, waren es in der Regel Theologen, die für das Lehramt weder eine wissenschaftliche, noch eine pädagogische Vorbildung genossen hatten. Die Kenntnisse, die nachträglich durch die Praxis ihr Eigenthum geworden waren, glaubten sie auch vom Schüler verlangen zu müssen, eben weil sie in Folge ihrer geringen wissenschaftlichen Einsicht das Wesentliche von dem Nebensächlichen nicht zu unterscheiden

*) Die Hauptsache legt in überzeugender Weise Ottokar Lorenz in der erwähnten Schrift dar.



vermochten und weil sie wohl nur auf einem Gebiete sich nothdürftig umgesehen hatten. Das ist aber bei der heutigen Organisation unseres höheren Schulwesens, wo jeder einzelne Lehrer sozusagen unter den Augen seiner Vorgesetzten arbeitet, schlechterdings nicht mehr möglich, ganz abgesehen davon, daß der Fachlehrer, wie er uns vorschwebt, schon vermöge seiner wissenschaftlichen Vorbildung es zu einer solchen Art des Unterrichtsbetriebes nicht kommen lassen kann. Gerade er, der über dem Lehrbuch steht, wird seine Schüler am Allerwenigsten mit unnützen Einzelheiten und mit übermäßiger Gedächtnißarbeit belästigen, weil er mehr auf das Wesen und den inneren Zusammenhang der Erscheinungen als auf tausend zufällige Aeußerlichkeiten Gewicht legt, weil er vermöge seines ausgedehnten Wissens die Lernenden „aus einer Scienz in die andere schauen" läßt, wie Lessing sagt.

Denn daß der Lehrer schon während des akademischen Studiums und auch später noch neben seinem Fache die angrenzenden Wissensgebiete pflegt, daß beispielsweise der Historiker sich auch philosophische, geographische, volkswirthschaftliche, literatur- und kunstgeschichtliche Kenntnisse aneignen muß, bedarf ebenso wenig einer weiteren Erörterung, wie die von Unkundigen hin und wieder aufgeworfene Frage, ob diese Art des universalen Studiums statt zur Vertiefung nicht vielmehr zur Oberflächlichkeit führe. Nur soll man nicht verlangen, daß der Pädagoge sich die Lehrbefähigung in jedem dieser Fächer, soweit sie als Unterrichtsgegenstände in Betracht kommen, zu erwerben habe oder ihm gar den Unterricht darin in den Mittel- und Oberklassen übertragen. Es dürfte genügen, wenn der Kandidat bei der Staatsprüfung sich über sein Wissen in diesen Nachbargebieten so ausweist, daß man Grund zu der Annahme hat, er werde im Unterricht Zusammengehöriges miteinander in Verbindung zu bringen und die Brücke zwischen den einzelnen Lehrzweigen zu schlagen verstehen.

Hierzu werden freilich die herkömmlichen drei Studienjahre nicht ausreichen, und ebenso wenig wird es bei den anderen Lehrgegenständen der Fall sein. Aber auch nach vierjähriger Studienzeit muß der Lehrer noch fortwährend eifrig arbeiten, um die Fühlung mit seinem Fache nicht zu verlieren, und ebenso nothwendig für ihn ist emsige Beschäftigung mit der Pädagogik. Man braucht nicht gerade Fachmann zu sein, um einzusehen, daß bei 22 bis 24 wöchentlichen Unterrichtsstunden von einem solchen Studium bei der großen Mehrzahl gar nicht gesprochen werden kann. Die

meisten werden nicht einmal im Stande sein, der nicht selten auf den Universitätszeugnissen sich findenden Bemerkung zu entsprechen, daß ihnen die Prüfungskommission die Lehrbefähigung in einem bestimmten Fache lediglich unter der ausdrücklichen Voraussetzung weiterer Studien auf diesem Gebiete zugesteht. Das wäre nur für außergewöhnlich starke Naturen ohne ernstliche Schädigung der Gesundheit auf kurze Zeit durchführbar. Deshalb sollte die Zahl der wöchentlichen Pflichtstunden bei denen, die ein Jahrzehnt im Dienste sind, nicht über 16, bei den übrigen nicht über 18 hinausgehen.

Damit wäre freilich die Ueberbürdung des akademisch gebildeten Lehrerstandes und die hiermit in engem Zusammenhang stehende Schädigung des höheren Schulwesens noch nicht völlig beseitigt, wenigstens so lange nicht, als die starke Ueberfüllung der einzelnen Klassen, namentlich der mittleren und unteren, bestehen bleibt. Schon allein die Erwägung, daß die modernen Riesenklassen den Lehrer zur Massenabrichtung zwingen, während doch die Pädagogik mit gutem Grunde die individuelle Behandlung der Lernenden als unbedingtes Erforderniß eines ersprießlichen Unterrichtes hinstellt, verdiente volle Beachtung. Doch darf man auf der anderen Seite in Anbetracht der enormen Geldmittel, die bereitgestellt werden müßten, und mit Rücksicht auf das, was der Staat in den letzten Jahren für die höheren Lehranstalten bereits gethan hat, wohl kaum so weit gehen, daß man stürmisch fordert, der an sich gewiß berechtigte Wunsch einer Beschränkung der Schülerzahl in den einzelnen Klassen müsse alsbald erfüllt werden; man kann zufrieden sein, wofern hier allmählich Wandel geschafft wird. So war es wohl auch gemeint, wenn auf der letzten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte die Herabsetzung der Zahl der Schüler in den unteren Klassen auf 30—40, in den mittleren auf 25—30 verlangt wurde, während die oberen nur 20—25 haben sollten. —

An jeder größeren Anstalt giebt es in der Regel einzelne Lehrer, die das Zeug zum Direktor zu haben vermeinen und auf das Direktorat lossteuern. Dagegen wäre an und für sich nichts einzuwenden, denn Direktoren können nicht entbehrt werden. Aber bedauerlich ist es, daß neuerdings gerade solche nicht ohne eine gewisse Berechtigung glauben dürfen, zum Anstaltsleiter berufen zu sein, die kopfscheu werden, sobald von Wissenschaft die Rede ist, und die sich im Uebrigen besser zum Drillmeister als zum Vorsteher einer Schule eignen, in der der Grund zum Studium so ziemlich aller Wissenschaften gelegt zu werden pflegt. Ich meine, der Direktor

einer höheren Lehranstalt sollte doch neben der nöthigen Willenskraft und Umsicht auch etwas von der Weihe der Wissenschaft haben; das würde ihm überdies besser stehen als der Heiligenschein, den mancher um sich zu verbreiten sucht.

Ein Zeichen dieses wissenschaftlichen Niederganges sind in gewissem Sinne auch die neuerdings aufgekommenen Lehrerkommentare und verwandte Hilfsmittel. Für den überbürdeten Lehrer bedeuten sie zunächst eine dankenswerthe Erleichterung, es fragt sich aber, ob er im eigenen Interesse und dem der Schule sich nicht besser selbst dieser Mühe des Sammelns, Sichtens und Verarbeitens unterzieht, statt den zum Unterricht nothwendigen Lehrstoff fix und fertig servirt zu bekommen. Zu einer solchen selbständigen Vorbereitung gehört freilich erheblich mehr Zeit, als dem heutigen Pädagogen in der Regel zur Verfügung steht, und es ist immerhin vorzuziehen, er benutzt diese bequemen Hilfsmittel, als daß er sich nur flüchtig präparirt. Doch, fürchte ich, wird man hierbei kaum stehen bleiben, und es dauert nicht lange, dann haben wir auch Handbücher der Geschichte, der Erdkunde u. s. w., die eigens für den Lehrer zugeschnitten sind. Dieser braucht sich dann nur je nach Bedürfniß einen Abschnitt nach dem andern anzueignen, um eine Stunde später das so gewonnene Wissen den Schülern als einen „Besitz für immer" zu übermitteln. Ein besonderes Fachstudium wird alsdann überflüssig, und auch einer möglichst vielseitigen Verwendung des einzelnen Lehrers oder, richtiger gesagt, Lehrautomaten steht nichts mehr entgegen. Verträgt sich dies aber mit der Forderung der sittlichen Wahrheit, die nirgends mehr als gerade bei der Erziehung der Jugend die unverrückbare Grundlage sein und bleiben muß?

Wir steuern in der That auf solche unheilvollen Klippen los, die das Schiff zum Scheitern bringen müssen. Soll es dahin nicht kommen, dann darf die Regierung nicht zögern, durchgreifende Mittel anzuwenden. Nur eine beträchtliche Entlastung der akademisch gebildeten Lehrer durch Verminderung der Zahl der wöchentlichen Pflichtstunden, woran sich eine allmählich durchzuführende Herabsetzung der für die einzelnen Klassen festgesetzten Schülerzahl zu schließen hätte, kann im Verein mit einer Beschränkung der Lehrthätigkeit in den mittleren und oberen Klassen auf ein, höchstens zwei Fächer helfen; sie hat aber dann zweifelsohne nicht nur eine erfreuliche Hebung des Standes zur Folge, auch das gesammte höhere Schulwesen wird nennenswerthen Nutzen daraus ziehen. Auf diesem Wege läßt sich fernerhin durch unsere Gymnasien und verwandten

Anstalten eine bedeutende Zahl von Mittelpunkten geistigen Lebens im Lande schaffen, und von hier aus wieder wird eine Fülle von Anregung auch auf die Stände und Berufsklassen ausgehen, die wohl höhere Schulen, aber keine Universitäten zu besuchen pflegen.

Vor einiger Zeit las man in den Tagesblättern, daß das Unterrichtsministerium die akademisch gebildeten Lehrer veranlassen wolle, den Schülern der Oberklassen und womöglich auch deren Angehörigen von Zeit zu Zeit Vorträge aus ihrem Wissenschaftsgebiete zu halten. Diese Mittheilung wurde damals in den Kreisen, die sie zunächst betraf, mit vollem Rechte kühl aufgenommen: wie sollte denn der abgearbeitete Oberlehrer auch noch diese Last tragen können! Weiteres ist übrigens in dieser Angelegenheit bis jetzt nicht verlautet, und es hat den Anschein, als ob man an maßgebender Stelle davon abgekommen sei. Wie sehr man dies auch unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen billigen muß, bedauerlich ist es, daß eine Einrichtung nicht ins Leben treten kann, die nicht nur in Hinsicht auf die wissenschaftliche Fortbildung der Oberlehrer höchst ersprießlich wirken, sondern auch dem Ansehen des ganzen Standes förderlich sein müßte. Aber vielleicht wird das Ziel doch noch einmal erreicht, und dann soll es sich zeigen, welche tüchtigen und arbeitsfreudigen Kräfte letzterer aufzuweisen hat, die bisher von der Bürde der täglichen Arbeit niedergehalten und in ihrer freien Entwicklung gehemmt wurden.

Das indische Märchen.

von

Friedrich von der Leyen.

Indien ist die Heimath des Märchens. In doppeltem Sinn: *Einmal* sind die meisten europäischen Märchen in Indien entstanden und von dort aus durch die Welt gezogen.*) Ich will hier darüber nicht sprechen; diese Märchenwanderungen sind außerordentlich komplizirt, auch haben sich die Ansichten darüber im Einzelnen noch nicht so geklärt, daß man sie weiteren Kreisen ausführlich mittheilen darf. — *Zweitens* hat man in Indien das Märchen gehegt und gepflegt, wie sonst in keinem Land. Schon in den Hymnen des Rigveda — den ältesten uns erhaltenen indischen Dichtungen — entdeckt die Forschung jetzt eine Märchenspur nach der andern; in sehr vielen Liedern sieht man, daß die einzelnen Verse ursprünglich eine verbindende prosaische Erzählung voraussetzen, die in der Ueberlieferung verloren ging. Die Form der ältesten indischen Dichtung war eine aus Prosa und Poesie gemischte, später hat man die Verse für sich und die Prosa für sich gesammelt. Die Sammlung der Verse ist erhalten, die der Prosa — und das waren eben die Märchen — bis auf geringe Reste verschwunden, die sich nun in anderen Dichtungen verstecken.**)

Zur Zeit des Buddhismus sehen wir das Märchen wieder in üppiger Blüthe. Die Legenden, Fabeln und Märchen, die wir ihm verdanken, scheinen, besonders im Gegensatz zu den späteren, ein=

---

*) Das hat zuerst Theodor Benfey erkannt und in seinem großartigen Werk über das indische Fabel= und Märchenbuch Pantschatantra (1859) erwiesen.

**) Hermann Oldenberg hat diese Dinge zuerst klar ausgesprochen. (Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, 37, S. 54. 39, S. 52.) Vgl. ferner Geldner in „Pischel und Geldner, Vedische Audien 1, s. 243/95. — 2, s. 1—57. 292—307.

fach und ursprünglich. Benfey hielt sie darum für die ältesten indischen Märchen überhaupt, er meinte den Ursprung des Märchens im Buddhismus gefunden zu haben, in dem Bedürfniß eines phantastischen, erfindungsreichen Volkes, das sich die ihm verkündeten religiösen Lehren durch Beispiele aus dem Leben oder durch dichterische Fiktionen anschaulich machte. — In den folgenden Jahrhunderten wird die Entwicklung stetig reicher, um den Anfang unserer Zeitrechnung herum entstehen weitschichtige Sammlungen, die sich in den späteren Zeiten vermehren und vergrößern. Die wichtigsten darunter waren anscheinend die Birhatkatha („die große Erzählung") des Gunadhja und die älteste Form des Pantschatantra („Fünfbuch"). Im 12. und 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung etwa erhielten die Märchen ihre letzte Redaktion. Damals wurden sie endgiltig in Sammlungen untergebracht. In dieser Form lebten sie fort, in dieser sind sie auch ins Neuindische, in die heut noch lebenden Dialekte übertragen; in dieser sind sie heute massenhaft verbreitet, finden sogar als Schulbücher vielfache Verwendung. So hat das indische Märchen, wenn wir den Rigveda — sehr vorsichtig und wahrscheinlich viel zu spät — ins Jahr 1000 vor Christus setzen, eine mindestens 3000jährige literarische Geschichte.

Es blieb uns von indischen Märchen recht viel erhalten: Eine große Anzahl buddhistischer Geschichten, die sogenannten Dschataka (Geschichten der verschiedenen Existenzen, eig. „Geburten" Buddhas) und Awadana (eig. „Heldenthaten Buddhas") — das Pantschatantra, der Hitopadeca („die nützliche Anweisung", eine Bearbeitung des Pantschatantra), die cukasaptati („70 Erzählungen des Papagei"), das Wikramatscharita („Thaten des Königs Vikrama"), Wetalapantschawimschati (die „Fünfundzwanzig Erzählungen des Geistes"), und vor allem das umfassendste Werk, der Kathasaritsagara (d. i. der „Ozean von den Strömen des Märchens") des Somadewa. Wir wissen, daß ungefähr ebensoviel verloren ging, wir besitzen z. B. einige indische Märchen nur in mongolischer, arg entstellter, andre nur in tibetischer Fassung; für die besonders zur Zeit des Mittelalters im Abendland weit verbreiteten „Erzählungen der sieben weisen Meister" hat Benfey gleichfalls ein indisches Original erschlossen, das bisher auch noch nicht gefunden wurde.

Man muß sich nun nicht vorstellen, daß diese indischen Sammelwerke jedes etwas ganz Neues, von anderen Unabhängiges enthielten. Im Gegentheil: eine große Anzahl von Märchen tauchen

in verschiedenen Sammlungen auf, oft ganz gleich, oft wesentlich verändert, namentlich die buddhistischen Geschichten hatten in dieser Hinsicht merkwürdige Schicksale. Die späteren Sammlungen enthalten am wenigsten Originales; da eine festgesetzte und oft ziemlich große Anzahl von Erzählungen erreicht werden mußte, nahmen die Kompilatoren das Gute, wo sie es eben fanden, sie plünderten die vorhandenen Werke. Es war das in Indien nicht verboten, individuelles geistiges Eigenthum kannte man dort kaum. Die großen Werke, wie der Kathasaritsagara, nehmen sogar kleinere, wie die Wetalapantschawimschati, das Wikramatscharita u. s. w. ganz in sich auf; wir besitzen darum mehrere Sammelwerke in verschiedenen, zeitlich oft weit auseinanderliegenden Fassungen. — Dieselben Geschichten begegnen außerdem innerhalb eines Werkes oft drei bis vier Mal, so findet man dort bisweilen alte und junge Bestandtheile im friedlichsten Nebeneinander.

Für den Märchenforscher sind diese Zustände ein großer Gewinn. Sie ermöglichen ihm, die Entwicklung und Ausgestaltung der indischen Märchen oft Schritt für Schritt, oft wenigstens in den Umrissen, zu verfolgen.

In den älteren Märchenbüchern reihen sich die einzelnen Geschichten zwanglos an einander, ohne engeren und inneren Zusammenhang; beispielsweise bei den buddhistischen Dschataka. Spätere Zeiten bestrebten sich größere Komplexe von Geschichten herzustellen; sie schachtelten immer eine in die andere ein und bemühten sich mit wachsender Virtuosität diese Einschachtelungsmethode zu kompliziren. Die Technik der Rahmenerzählung (d. h. die Eigenthümlichkeit, daß sich im Rahmen einer Geschichte eine Reihe von anderen abspielen), die wir aus 1001 Nacht, aus Hauff, aus Boccaccio kennen, auch sie ward in Indien erfunden. Die Entwicklung dieser Technik läßt sich in verschiedenen Fällen beobachten. Eine buddhistische Fabel erzählt z. B., wie zwei befreundete Thiere, ein Löwe und ein Stier, durch die Tücke eines Schakals verfeindet wurden. Im Pantschatantra ist daraus eine ausführliche Rahmenerzählung geworden (die des ersten Buches, Verfeindung von Freunden betitelt), in die die verschiedensten Erzählungen von Hinterlist, Betrug, Schlauheit, Mangel an Vorsicht u. s. w. eingefügt wurden; in diese Geschichten selbst sind oft wieder andere, in diese wieder andere eingekapselt. Genau in derselben Art erweiterte — man möchte sagen auseinandergerissene — Fabeln sind die drei folgenden Bücher des Pantschatantra. — In der Wetala-

pantschawimschati ist dieselbe Technik viel feiner. Das zu Grunde liegende Märchen ist uns erhalten und verlief ungefähr so: Ein Bettler schenkt einem König eine Frucht mit Juwelen; er verlangt dafür, daß er ihm einen Leichnam bringe, in dem sich ein zauberkräftiger Geist befindet. Der König holt den Leichnam, erfährt aber von dem innewohnenden Geist, daß der Bettler Böses gegen ihn plane, tödtet ihn darum und wird selbst der Zauberkräfte theilhaftig, die der Geist verleihen kann. — Um dies Märchen zu einem Rahmenmärchen machen zu können, erfand man nun, daß der König den Geist nur dann an seinen Platz bringen kann, wenn er unterwegs schweigt. Aber der Geist erzählt ihm unterwegs Geschichten, die alle in einer so drastischen und unerwarteten Pointe enden, daß der König seinen Gefühlen unbedingt Ausdruck geben muß. Im selben Moment verschwindet der Geist, der König läuft hinter ihm her, ihn wieder zu holen — und wie er ihn hat, hört er ein neues Märchen. Das wiederholt sich 24 Mal.*) — Auch diese Form schien späteren Generationen nicht fein genug: Man ließ die Märchen in Fragen enden und der Geist bedroht den König mit dem Tod, wenn er diese Fragen, die er oft absichtlich dumm und unwissend stellt, nicht beantwortet. Der König giebt dann seine immer geistreiche Entscheidung, durch die er beweist, daß er die Märchen viel tiefer auffaßte als der Geist selbst. Z. B.: Drei Brüder lieben ein Mädchen. Es stirbt und wird verbrannt. Der eine baut sich bei ihren Gebeinen eine Hütte, der zweite trägt ihre Knochen in den Ganges, der dritte sucht sein Leid in der weiten Welt zu vergessen. Auf seiner Wanderfahrt sieht er im Haus eines Brahmanen, wie ein verbranntes Kind durch Hersingen von Zaubersprüchen aus einem Buch wieder belebt wird; er stiehlt das Buch, eilt zum Grab der Geliebten, an dem er auch die beiden andern trifft, und belebt die Verbrannte. Sie ersteht schöner wie vordem, alle drei Brüder streiten um ihren Besitz. Wem soll sie gehören, fragt der Geist? Der König antwortet: Der sie belebte, wäre höchstens ihr Vater, der ihre Knochen in den Ganges trug (das war in Indien Kindespflicht) wäre ihr Sohn; der auf ihrer Asche ruhte, müße ihr Mann sein. — Oder (ich spreche nachher noch über das Märchen): Ein Mann, ein früherer Liebhaber und ein Räuber bewiesen sich edelmüthig gegen eine schöne Frau. Wer war der Edelmüthigste? fragt

*) So der Verlauf in der mongolischen Form der Geschichte, die hier, wie ich mit Benfey annehme, das ältere gegenüber der andern, in Fragen endenden, Fassung des Rahmens repräsentirt.

der Geist. „Der Räuber," antwortet der König, „denn die beiden andern band den einen ein Versprechen, den andern Furcht, der Räuber aber war das Stehlen gewohnt, er mußte sogar davon leben; wenn er der Frau nichts anthat, brachte er wirklich ein Opfer." — Endlich erlöst der Geist den König, indem er ihm eine Frage vorlegt, die sich wirklich nicht beantworten läßt: Ein Vater und Sohn haben eine Mutter und Tochter geheirathet; aber der Vater die Tochter und der Sohn die Mutter; beide Paare bekommen Kinder, die sich wieder heirathen, — wie sind diese Kinder und Kindeskinder unter einander verwandt?

Sehr künstlich weiß auch die cukasaptati die Spannung aufrecht zu erhalten. Das buddhistische Märchen, aus dem sie entsprang, war gleichfalls ein ganz einfaches: ein Kaufmann verreist und läßt seine Frau im Schutz eines Papageienpaares zurück. Die Frau sündigt sofort, der jüngere Papagei warnt trotz Abrathen des älteren und wird umgebracht, der ältere schweigt, erzählt dem rückkehrenden Kaufmann Alles und fliegt davon. In der cukasaptati wird der unbequeme Warner — es ist eine Krähe — gleichfalls umgebracht, dann kommt die Erweiterung. Der Papagei räth der Frau nämlich, ihre Jugend zu genießen. Geh — sagt er, wenn Du jedoch ertappt wirst, so sei so klug wie . . . und nun erzählt er eine Geschichte, meist vom Ehebruch. Im entscheidenden Moment hält er inne: Was wird sie nun thun? fragt er. Und er giebt seine Antwort nicht eher, bis die Frau ihm versprochen, den Besuch beim Liebhaber auf den folgenden Tag zu verschieben. So geht es siebzig Mal, bis der Mann zurückkehrt und Alles in Ordnung ist. — So geschickt aber auch der Papagei seine Erzählung in Scene setzt, so erfindungsreich er auch immer wieder neue Ausflüchte ersinnt, um die Entscheidung hinauszuschieben, es wird doch auf die Dauer ermüdend, daß sich dieselbe Pointe so sehr oft wiederholt, das Raffinement scheint uns durch sich selbst in seiner Wirkung aufgehoben. Das ist eine indische Eigenthümlichkeit: ich will darüber ausführlicher sprechen, denn man muß sich in allen indischen Geistesprodukten mit ihr abfinden, wir werden sie auch im Märchen noch wiederholt antreffen.

Schon die ersten Ritualbücher für Opfer u. s. w. hat priesterliche Kunst zu einer Komplizirtheit, zu einer Fülle von Vorschriften gebracht, die für unser Empfinden mit der heiligen Handlung in schlechtem Einklang steht, deren Kenntniß aber dem Eingeweihten

eine nicht zu unterschätzende geistige Uebermacht in die Hand gab,*) dem Laien auf's Höchste imposant schien. In späteren Kommentaren zu religiösen und philosophischen Schriften zeigt sich Aehnliches. Es ist oft ein hoher Genuß, sie zu studiren — wie dort alle Möglichkeiten gegeneinander abgewogen werden, die einer schwer verständlichen Stelle Sinn geben können, mit welch' umfänglicher Belesenheit und sicherem Scharfsinn der Erklärer den Sinn vertheidigt, der sich ihm als der richtige ergiebt — darin zeigt sich wie Freude an verwickelten Gedankengängen, zugleich eine Dialektik und Interpretationskunst, die den Vergleich mit den glänzendsten philologischen Leistungen des Abendlandes nicht zu scheuen braucht. Andererseits treffen wir auch hier Tüfteleien von ganz überflüssiger Spitzfindigkeit; es führt dieser Hyperscharfsinn auch zu dem seltsamsten Schematismus und zu Systematisirungen — als ob man das Leben beherrschte, wenn man es in Formeln bannte. Alle Lebensäußerungen, alle Künste, alle Wissenschaften sind in Indien in ein System gebracht worden, — in Indien entstand z. B. ein riesiges Lehrbuch der Liebe mit unendlich viel Paragraphen — damit hängt natürlich eine Zahlenspielerei und Zahlensymbolik der ausgebildetsten Art zusammen. Der Liebesgenuß wird z. B. in acht große Abtheilungen und jede dieser wiederum in acht Unterabtheilungen registrirt, dann wiederholt sich im ganzen Buch die Komplikation acht mal acht fortwährend und das ist noch ein harmloser Fall. — Besonders der Buddhismus — darum auch die buddhistischen Märchen — war in Zahlenspielerei groß; wenn wir unendlich, unbegrenzt, unzählbar sagen, um die Vorstellung des unfaßbar Vielen zu erwecken, so spricht der Inder von 10 mal 100 000 oder von 5 Billionen oder je nachdem; alles im Leben hat seine bestimmte Zahl, Buddha z. B. ward 550 Mal geboren.

Schon von hier aus wird begreiflich, wenn im Indischen oft das Kindischste und Absurdeste hart neben einfachen und tiefen Erkenntnissen steht, wenn das Denken nicht des Lebens mühseligen Ernst gewohnt war, sondern wie im Spiel und Traum zu seinen Ergebnissen gelangte. Und als ob man es doch gefühlt hätte, daß man das Leben so nicht meistern dürfe, als müsse man sich für immer darin verstricken, wie ein Produkt selbstquälerischer Grübelei, die nicht anders kann als sich immer verfolgen, klingt

*) Vergl. auch Hermann Oldenberg, Buddha. 3. Aufl. S. 13—24.

die Lehre der Inder von der Seelenwanderung: von der endlosen Wiederkehr der Geburten und dieses Lebens in allen seinen Gestalten. Die Philosophie, die Befreiung von dieser Welt, von der ewigen leidvollen Verkettung der Dinge kündet — wie muß sie als Erlösung empfunden sein!

Also diese Klügelei, diese Spitzfindigkeit, die Begier, das Einfachste künstlich zu verwirren, dies Raffinement, mit dem sie sich ihre schönsten Erfindungen verdarben, weil ihnen jedes Gefühl für Maß und Form abging — all' das erkennen wir auch im indischen Märchen wieder; es ist ihm so oft zum Verhängniß geworden! Es macht einen ganz merkwürdigen Eindruck, wenn man ältere und jüngere Fassungen der gleichen Märchensammlung nebeneinander liest; etwa die ältere und jüngere Rezension des Pantschatantra. In der älteren wickelt sich Alles so ruhig und einfach ab, in der jüngeren erdrückt uns die Ueberfülle der Geschichten und verwirrt uns vollständig. Wirklich künstlerische Anlage der Rahmenerzählung, so daß die einzelnen Geschichten einander innerlich ergänzen und wirkungsvoll steigern, läßt sich nur in seltenen Fällen beobachten. Beabsichtigt scheint sie mir zweifellos im fünften Buch des Pantschatantra. Die Geschichten, die darin einander folgen, sollen die Verderblichkeit des Handelns ohne sorgfältige Prüfung darthun. Die erste Erzählung berichtet nun von einem verarmten Kaufmann, den im Traum ein Mönch auffordert, ihn zu erschlagen, wenn er sich ihm am nächsten Morgen in der gleichen Gestalt zeige; er werde sich dann in Gold verwandeln. Wirklich zeigt sich dem Kaufmann am folgenden Tag ein Mönch und macht ihn in der verheißenen Weise reich. Aber ein Barbier sah den Vorgang. Er lud daraufhin eine ganze Reihe Mönche zu sich und erschlug sie. Das wurde ruchbar, er berief sich auf den Kaufmann, dieser erzählte seinen Traum: der Barbier ward wegen Mangels an Ueberlegung geköpft. — Die zweite Geschichte erzählt von einer Frau, die fortgeht und ihr Kind in der Hut eines treuen Hausthiers, eines Ichneumons, zurückläßt. Dies Ichneumon tödtet eine Schlange, die auf das Kind los wollte; es kommt der zurückkehrenden Mutter stolz, mit noch blutigem Mund, entgegen, worauf diese in der Meinung, es habe ihr Kind gefressen, das muthige Thier erschlägt. Nachher bereut sie ihre Uebereilung umsonst. — Die dritte Geschichte erzählt von einem Brahmanen, der allzu gierig war und allzu klug sein wollte, darum die deutlichen Warnungen des Schicksals überhörte. Während seine drei Brüder

durch ein Zauberknäuel zu Stellen geführt wurden, an denen der eine Kupfer, der zweite Silber, der dritte Gold fand, geht er in Gier nach Diamanten weiter, findet aber einen Mann, auf dessen Kopf sich ein Rad dreht. Dies Rad springt sofort auf sein Haupt und erlöst jenen, er muß nun hören: „Von dem Gott der Schätze ist aus Furcht, daß ihm seine Schätze geraubt werden, dies als Schutzmittel gegen die Zauberer aufgestellt, damit ja Niemand hierher komme. Wenn aber einer mit Mühe und Noth bis hierher gelangt, so hat er, frei von Hunger, Durst und Schlaf, weder alternd noch sterbend, nichts weiter zu genießen, als eben diesen Schmerz." — Eine vierte und fünfte Erzählung illustrirt sodann den Unterschied von natürlicher Klugheit und todter Gelehrsamkeit, von Bücherweisheit und Mutterwitz, eine sechste verspottet allzugroße, ihrer selbst allzu sichere Klugheit, die im Fall der Noth nichts ausrichtet, während der einfache Verstand triumphirt. So wird allmählich nach feiner Differenzirung der Fälle und steter Steigerung das Handeln ohne sorgfältige Prüfung mit der zweifelnden Rathlosigkeit gleichgesetzt, die sich aus allzu sorgfältiger Prüfung ergiebt. Es folgen eine Reihe ähnlicher Geschichten, die besonders auseinandersetzen, wie die Gier nach Schätzen und Gold den Verstand verdunkelt. Als ihr Abschluß erscheint ein Märchen, das in raffinirt gekünstelter Weise ausführt, wie das Schicksal menschlicher Einsicht spottet und alle menschliche Berechnung zu Schanden macht. Einem König wird eine dreibrüstige Prinzessin geboren; um sich von ihr zu befreien, giebt er sie einem Blinden zur Frau, dieses Blinden Freund ist ein Buckliger. Die Prinzessin und der Bucklige wollen den Blinden bei Seite schaffen und bereiten ihm aus Schlangengift eine Speise. Er rührt sie um, der giftige Dunst löst ihm die Haut von den Augen, so sieht er die Schlangenstücke und merkt den Anschlag gegen sein Leben: voller Zorn packt er den Buckligen und schleudert ihn gegen die Prinzessin. Da treibt dieser der heftige Anprall die dritte Brust in den Körper zurück und jener verliert dabei seinen Buckel.

Für die einzelnen Märchen gilt dasselbe wie für die Rahmenerzählung; wir beobachten bei ihrer Entwickelung das gleiche Streben zu verfeinern und zu verkünsteln. Ich gebe wenigstens zwei Beispiele.

Ein buddhistisches Dschataka erzählt von einem Schüler, den Buddha die Kunst lehrte, Todte zu beleben und der sich dessen vor seinen Mitschülern rühmte, als er einen todten Tiger sah.

Diese warnen ihn; als er trotzdem darauf bestand, sich zu produziren, brachten sie sich vorher in Sicherheit. Der erstandene Tiger stürzte sich brüllend auf den gelehrten Thoren, verschlang ihn und fiel dann selbst wieder todt zu Boden.

Wie wir dies Märchen wieder finden (bei Somadewa), erzählt es von vier Brüdern, deren jeder eine Kunst gelernt hat. Der eine kann, wenn er die Knochen eines Thieres findet, das dazu gehörige Fleisch erzeugen. Der zweite zeugt zu diesem Fleisch Haut und Haar, der dritte die Glieder, die zu den Knochen gehören. Der vierte giebt dem entstandenen Gebilde Leben. So ersteht vor dem Auge der Unglücklichen ein mächtiger Löwe, der sie alle auffrißt. Somadewa stellt die vier Brüder nicht als Thoren dar, eher als arme, vom Unglück verfolgte Narren, die gar nicht wissen, was sie thun, und denen die einzige Kunst, die sie lernten, zum Verderben wird.

Ganz anders pointirt das Pantschatantra dieselbe Geschichte. Drei Brahmanen haben alle Wissenschaften gelernt, der vierte besitzt nur Einsicht. Sie sehen die Gebeine eines todten Löwen; der eine fügt sie zusammen, der zweite verbindet sie durch Fleisch und Blut, der dritte will sie grad beleben, da hält ihn der vierte zurück: es wird ja ein Löwe, und er wird uns Alle verschlingen. Der dritte lacht ihn ob seiner Unwissenheit aus, doch der Einsichtige erklettert rasch einen Baum und sieht von dort zu, wie sich seine Prophezeiung erfüllt.

Wieder eine buddhistische Fabel erzählt: Eine Krähe beschmutzt, trotzdem eine andere ihr dringend abräth, einem Brahmanen den Kopf. Der gelobt, sich zu rächen.

Nun bewacht eine Sklavin Reiskörner und schläft dabei ein. Ein Bock benutzt das, um von dem Reis nach Kräften zu fressen. Sie wacht auf, treibt ihn fort; als sie wieder einschläft, stellt er sich wieder ein. Da nimmt sie eine brennende Fackel, stellt sich schlafend und zündet ihm, als er noch einmal erscheint, seine Zotten an. Er wälzt sich, um seine Schmerzen zu lindern, im Heu des Elephantenstalles, das hell aufbrennt und die Elephanten bedenklich ansengt. Der König fragt den beschmutzten Brahmanen um ein Heilmittel; er schlägt Krähenfett vor. So beginnt ein großes Krähenmorden, bis endlich Buddha, damals König der Krähen, dem König vorstellt, die Krähen hätten ja kein Fett, weil sie immer vor den Menschen flöhen.

Das Pantschatantra hat dies Märchen in folgender Form:

Ein König hält zum Spiel für seine Söhne eine Heerde Affen, deren Oberherr sich durch ungewöhnliche Klugheit auszeichnet. In dem Palast befand sich gleichzeitig eine Widderheerde; ein Widder aber drang stets in die Küche, wo er Alles fraß, was er sah, und wo er von den Köchen mit Allem geprügelt wurde, was sie nur bekommen konnten. Als dies der Affenherr sah, dachte er sich, es könnte sich auch einmal ereignen, daß die Köche, wenn nichts Anderes zur Hand ist, mit einem Feuerbrand nach ihm schlagen. „Dann wird der Widder wegen der Menge seiner Wolle schon durch sehr wenig Feuer in Brand gerathen. Dann wird er brennend in den in der Nähe befindlichen Pferdestall laufen und dieser wird wegen der Menge Stroh in Brand gerathen. Dann werden die Pferde Feuer fangen. Nun aber hat Salihotra gesagt, daß ein durch Feuerbrand entstandes Uebel bei Pferden vermittelst Affenmark geheilt wird. So steht uns denn sicher der Tod bevor." — Er warnt die Affen, die ihn natürlich auslachen; aber seine Voraussage wird wahr und die Affen alle getödtet. Er, der sich vorher in Sicherheit brachte, weiß sie später am König zu rächen.

Wenn die indische Fabel diese Voraussicht als eine so besondere bewundert, muß ich unwillkürlich an „die kluge Else" der Gebrüder Grimm denken, die in den Keller geschickt wird, Bier zu holen, über sich grad eine Kreuzhacke erblickt, welche die Maurer da aus Versehen hatten stecken lassen, zu weinen anfängt und spricht: „wenn ich den Hans kriege, und wir kriegen ein Kind und das Kind ist groß, und wir schicken das Kind in den Keller, daß es hier soll Bier zapfen, so fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägt es todt."

Das klassische Werk der indischen Erzählungskunst und zugleich ihr Höhepunkt ist Somadewas Kathasaritsagara. Bei Erzählungen, die wir in verschiedener Form besitzen, ist seine immer die einfachste und zugleich die dem Wesen der Geschichte am besten entsprechende — nur seine Darstellung bringt oft den tiefen Ernst, die schmerzliche Tragik und wieder den lachenden Uebermuth der Märchen zur rechten Geltung. Nirgend sonst erscheint solche Pracht der Erfindung, solch unerschöpfliche Fülle von Vergleichen, eine solch reife und hohe Lebensauffassung. Ich habe das in meinen „Indischen Märchen" (Halle, Hendel 1898) mehrfach zu zeigen versucht und will mich hier nicht wiederholen, ich theile dafür hier zum Schluß ein aus ihm übersetztes Märchen mit. Natürlich auch dieser Dichter entrichtet dem Geschmack seiner Zeit seinen

Tribut; er bescheert uns oft Wortspielereien, durch die man sich kaum hindurch findet, in denen jedes Wort einen doppelten oder dreifachen Sinn hat und in denen sich diese Bedeutungen außerdem noch vielfältig verschlingen. Es ist sein Stolz, hier Alles möglichst auszutüfteln und bis in die entlegensten Einzelheiten auszuführen. — Auch den Bildern und Vergleichen Somadewas merkt man an, daß er sich darin nach den Gesetzen einer bestimmten poetischen Technik richtet, sie in den meisten Fällen einem vorhandenen, großen, für die Dichter eigens bestimmten Vorrath von Gleichnissen entnimmt, daß er die Lehrbücher der Poetik sehr gut kennt. Doch bleibt er bei seiner Auswahl immer geschmackvoll; er weiß das Bekannteste eigen zu gestalten, seinen Bildern immer wieder eine neue Form zu geben; es ist geradezu erstaunlich, mit welch entzückten, immer anderen Worten er etwa die Schönheit seiner Frauen schildert, oder wie er für Frühling und Sommer, für Abend und Morgen, für die Unergründlichkeit des Meeres und Schicksals immer andere Gleichnisse weiß. Ein paar Beispiele! — Der Schöpfer mußte sich schelten, daß er sie so schön machte, heißt es, denn seinen himmlischen Frauen gab er solche Schönheit nicht. — Sie war so schön, daß Gott aus der überströmenden Lieblichkeit ihres Gesichtes den Mond geschaffen haben muß, der nun alle Welt erquickt. — Sogar eine Blume, die Wind und Hitze nicht ertragen kann, würde verlieren im Wettkampf mit der Zartheit dieser Frauenleiber. — Sie war wie eine Woge vom Meer der Schönheit, die der Wind der Jugend hebt und senkt. — Sie tanzte wie eine Ranke am Baum der Liebe, die der Wind der Jugend bewegt, wie eine Blume schüttelte sie ihren Schmuck, und bog ihre Hand wie Blüthenzweige. — Sie sah aus wie die Nacht, die den müden Augen der Welt Ruhe schenkt, weil sie nicht mehr nach den tausend Dingen blicken muß, auf die des Tages Licht fällt. Und so bleibt sie regungslos in diesen Stunden. — Als ein sehr schönes Mädchen durch den Garten geht, singen die Vögel auf den Zweigen ihre schönsten Lieder, die Ranken streben ihr wie Arme halb entgegen, leis im Wind bewegt, ein Blüthenregen fällt herab. — Der Frühling wird mit einem Löwen verglichen, um den üppige Blumenkränze wild hängen wie die Mähne, dessen Tatzen die Mango-Blüthen sind so stürmt er siegtrunken durch die Wälder. — Wenn der Abend kommt, erklimmt der bleiche Mond das Firmament, als wolle er das Dach eines Hauses besteigen; er küßt die Göttin der Nacht, daß ihr Antlitz lächelt. Während dem

schmiegt sich noch die Dunkelheit in Thäler und Höhlen, sie streichelt mit weicher Hand ihre geliebten Blumen. — Ein Sturm beginnt zu blasen, furchtbar wie das Schicksal selbst, das Leichte emporschleudernd und das Schwere niederschmetternd.*) — Seit Somadewa geht es abwärts. Spätere Sammlungen verrathen allzudeutlich das Bedürfniß, den vorhandenen Märchenschatz einzuordnen, zu schematisiren und nur dies Bedürfniß. Wo Schilderungen begegnen, sind sie selten etwas Anderes als mechanisches und pedantisches Aneinanderreihen von Eigenschaften oder Vergleichen, wer etwa die Schönheit eines Mädchens darstellt, vergleicht der Reihe nach jeden Körpertheil mit einer Blume, einer Koralle, einem Diamanten u. s. w. Den ohnehin schleppenden, durch fortwährende Einschiebsel aufgehaltenen Gang der Erzählung machte man noch schleppender, indem man Sprüche über Sprüche einschob. Diese sind z. B. in den jüngsten Partien des Pantschatantra so übereinander gehäuft, daß die Märchen selbst darunter fast ersticken, übrigens passen sie sehr oft gar nicht zur Situation. Der Inder will an ihnen seine Belesenheit zeigen, seine Disputirkunst üben. Etwa wie wir bisweilen zitiren oder uns auf Sprüchwörter berufen. Da seine Sprüche dem Leben und der Erfahrung entsprangen, läßt sich mit ihnen fast jede Handlung und jede Ansicht rechtfertigen; es ist oft sehr spaßig, wie streitende Parteien wetteifernd ihre Meinungen durch möglichst viel Sprüche zu stützen suchen. Auch sonst gehören die Sprüche zum indischen Märchen, insofern nämlich grad ihr massenhaftes Auftreten uns wieder ein Zeugniß für das Bemühen des Inders ist, dem Märchen das Beste zu geben, was er hat — seine reifsten Maximen, seine schönsten Vergleiche, seine beste Weisheit. Ich gebe hier nach Benfeys Uebersetzung eine kleine Auswahl der Sprüche, die sich im ersten Buch des Pantschatantra finden:

„Der Starke, der seine Kraft nicht zeigt, wird von den Menschen verachtet; das Feuer, so lang es im Holze wohnt, wird übersehen, nicht aber, wenn es brennt."

„Wer in der Nähe ist, an den hängt sich der König, sei er auch unwissend, niederen Stammes und unbekannt, denn Könige, Frauen und Schlinggewächse umschlingen, was ihnen zur Seite steht."

*) Einen ähnlichen Gedanken drückt Friedrich von Logau so aus:
„Die Weltgunst ist ein See,
Darinnen untergeh
Was wichtig ist und schwer,
Was leicht ist, schwimmt daher."

„So wenig wie die lichtspendende Sonne ohne Strahlen erglänzen könnte, so wenig die Fürsten ohne das Gesinde, das seine Gunst der Welt vertheilt."

Ueber Fürstendienst:

„Wer ungerufen herbeieilt, stets an der Thür steht und, befragt, mit wenigen Worten die Wahrheit sagt, der ist Königen zu dienen werth."

„Wer geschlagen, hart angefahren, selbst bestraft von seinem Herrn, dennoch nicht auf Verrath sinnt, der ist Königen zu dienen werth."

„Wer durch Ehre nicht aufgebläht wird, durch Vernachlässigung nicht gekränkt, sondern immer sich treu bleibt, der ist Königen zu dienen werth."

Und von der andern Seite:

„Die, die sich Fürstendienst weihen, deren Glück hängt von Andern ab, ihr Herz ist nimmermehr ruhig, selbst ihr Leben ist in steter Gefahr."

„Ewige Armuth, in jedem Leben wiederkehrend zu schwerem Leid, gegen Fürstendienstnahrung ist sie die unendlich kleinere Qual."

„Sie essen nicht vor Diensteifer, stehen ungeschlafen wieder auf, mögen furchtlos kein Wort reden — lebt da ein Fürstendiener noch?"

„Die, welche Fürstendienst ein Hundeleben nennen, reden falsch: der Hund bewegt sich freiwillig, der Fürstendiener auf Befehl."

Weiter. „Menschen, die ohne Ehrgefühl und Halme haben gleiches Loos: sie beugen sich aus Mangel an Kraft, aus Mangel an Saft sind sie zu leicht."

„Den schwachen Halm, der sich überall hin beugt, entwurzelt Sturmesgewalt nie; sie schmettert nur den hohen Baum nieder, denn der Gewaltige begehrt Kampf einzig mit dem Gewaltigen."

„Wo Zwieträchtiges zu versöhnen, zeigt sich des Politikers, bei Lebensgefahr des Arztes Kunst; steht Alles gut, so ist jeder klug."

„Wozu ereifert sich der Mann und wird unverschämt, der sich doch nicht zu rächen vermag? Die Erbse, springt sie auch noch so hoch, bricht doch die Pfanne nicht entzwei."

„Was Gutes oder Böses in den Herzen der Menschen ruht, und wär' es auch noch so heimlich, im Rausch und Traum wird's ausgeschwatzt."

„Feuer wird nicht satt der Spähne, der Ozean nicht der Flüsse, der Todesgott nicht aller Wesen, die Schönäugige nicht der Männer."

„Lautlos, farblos, furchtsam blickend, mit zusammengesunkener Kraft wird der Mann, der Böses gethan hat, erschreckt durch seine eigene That."

„Schwankenden Schrittes schreitet er mit entfärbtem Gesicht heran, auf der Stirne stehn ihm Schweißtropfen und stotternd kommt sein Wort heraus."

„Auf heißem Eisen ist vom Tropfen auch nicht eine Spur zu sehen; derselbe Tropfen, wenn er auf des Lotos Blatt ruht, strahlt in Perlengestalt; er wird selbst zur Perle, wenn er zu glücklicher Stunde in des Meeres Auster fällt; so folgt gewöhnlich aus der Umgebung hoher, mittlerer und niederer Stand."

„Die Urnatur läßt sich durch keine Kunst verändern; sogar sehr heiß gemachtes Wasser wird in kurzer Zeit wieder kalt."

„Vor den Gaben des Hochedlen schwinden selbst Begabter Gaben; bei Nacht erstrahlt des Lichtes Flamme, nicht aber, wenn die Sonne scheint."

„Kraftlosen Männern dient ihr Zorn zum eignen Verderben; ein über die Maßen glühender Topf verbrennt zumeist die eigenen Hände."

„Was verloren, versäumt, todt ist, beklagen die Klugen nicht; durch das grade unterscheiden sich Kluge von Thoren."

„Kein einziger Mensch erweist einem andern irgend eine Gefälligkeit, ausgenommen aus Furcht, Habsucht oder aus einem anderen Grund."

Damit sei es genug — es wäre leicht, solche weisheitschweren Maximen zu häufen.

Seit sich der Buddhismus des Märchens bemächtigt, finden wir darin diesen Ernst. Die Dschataka erzählen Geschichten früherer Existenzen Buddhas, um die ewige Wiederkehr der Dinge, um die ewige Begrenztheit des Menschendaseins zu predigen, dem Märchen wird geradezu ein pädagogischer Werth zuertheilt. Das Pantschatantum war ursprünglich ein Fürstenspiegel, ein Lehrbuch der hohen Politik. Wie indisch ist das doch! Welch feine Schmeichelei für einen Fürsten, daß er, was Andre nur mühsam und systematisch erlernen, spielend erfassen kann, wenn er nur geruht, den Märchen und Thierfabeln zu lauschen, mit denen die Weisen ihn zu ergötzen streben. Und welch eine schöne Gelegenheit wieder, in Thierfabeln

bittere Wahrheiten zu verstecken — da kann man ruhig sagen, daß nichts auf der Welt so falsch ist wie ein Fürst oder ein Weib, daß Beide die Treue am schlechtesten lohnen — es bleibt ja ein Märchen, in dem die Fürsten sich so benehmen. Auch in späteren Märchensammlungen sollen die Märchen fast immer etwas beweisen oder bezeugen — sei es die Allmacht des Schicksals und die Ohnmacht des Menschen, sei es, daß auch die festeste Freundschaft sich durch fortdauernde Intriguen untergraben läßt, oder daß umgekehrt die von Natur feindlichsten Wesen die besten Freunde werden können; oder sie sind Beispiele für ungewöhnliche Kühnheit, Entsagung, Schlauheit, Edelmuth, Niedertracht u. s. w.

Das ist eben das eigentliche Wesen des indischen Märchens, eine wundersame, kaleidoskopisch sich immer neu zusammensetzende Mischung von Ernst und Spiel im weitesten Sinn — von Traum und Leben, von Wirklichkeit und Phantasie, von Wahrheit und Dichtung. Es fließt das Alles in einander über; die Grenzen lassen sich nirgend ziehen, nirgend wird das Eine als scharfer Gegensatz des Andern empfunden; der Inder träumt sein Leben und lebt seine Träume, ihm wandelt sich unbewußt die umgebende Welt in schillerndes Spiel, ewig vergehend, ewig wiederkehrend; ebenso wirklich und unwirkich wie das, was er sich ersinnt und erfindet.

Es ist ein Schauspiel ohne Gleichen, wie sich im buddhistischen Märchen alle kindliche Lust an krauser Phantastik, an wirrer und bunter Fabelei, an der schönen, sinnbethörenden Wunderwelt verwandelt.

Im täglichen Leben der Gemeinde ereignet sich irgend etwas. „Ja," sagt Buddha, „früher war das ähnlich, ich weiß es wohl." Nun erzählt er eine seiner früheren Geburten, eine Fabel, eine Legende, ein Märchen, darin die Handelnden sich ungefähr betrugen wie seine Jünger oder in denen sie thaten, was ihnen später zu Lohn und Strafe ward, gleichviel, ob sie damals Thiere, ob Götter, ob Dämonen, ob Heilige gewesen. Buddha selbst tritt auch in allen Geburten auf, als kluges und wachsames Thier, als kühner Räuber, als Heiliger, der der Versuchung erliegt, als milder und großmüthiger Herrscher, auch als Gott. — So wird das Märchen in die Alltäglichkeit hinabgezogen und diese wieder zu ihr emporgehoben, es ist auf einmal verflochten in die buddhistischen Lehren, in die Lehre von der Seelenwanderung, von der ewigen Wiederkehr der Dinge, von der Vergänglichkeit der Welt. Man stelle sich nur die Wirkung der Thierfabel auf diesem Hintergrund vor; zu-

mal wenn sie ein Mann erzählt, dem seine Zuhörer glauben, daß er durch alle Geburten hindurchging, von denen er zu berichten weiß.

Dieser Grundton blieb den Märchen; sie wurden nur, wie ich schon hervorhob, weit reicher und gehaltvoller. Sie umfassen das ganze Leben; wie es uns auch entgegentritt, als alltägliches Dasein und in der Ueberfülle der Schönheit. Gar zu hübsch ist es, an welchen harmlosen kindlichen Geschichtchen die Inder bisweilen Freude finden; auch sie besitzen einen ganzen Schatz von Narrenstreichen. Da erzählen sie eben von Affen, die in einem Garten größere Bäume besser an den Wurzeln begießen sollen als die kleinen und die, um sich genau von der Größe der Wurzeln zu überzeugen, die ganzen Bäume ausreißen. Oder die Geschichte von dem Burschen, der mit der Axt nach seinem Vater schlug, um die Fliege von seiner Stirn zu verscheuchen. Oder die von einem Andern, der eine Kanne mit Oel, die ein kleines Loch hat, vorsichtig zuhalten soll und der, um zu sehen, wo dies Loch sei, die ganze gefüllte Kanne umkehrt. Oder die von einem armen Kerl, der bei Allem, was er nur anfängt, immer das komischste Mißgeschick erlebt. — Dann wieder spaßhafte Betrügereien: Einem Musiker wird der Lohn versprochen, aber nicht ausgezahlt. Warum auch? sagt der Schuldner, Du machtest mir ein kurzes Vergnügen mit Deiner Musik, ich Dir ein ebenso kurzes mit dem Versprechen, Dich zu belohnen — wir sind also quitt. — Jemand sagt zu einem Schuster, der ihm ein paar Schuhe gemacht: ich werde Dich zufriedenstellen. Als jener sein Geld verlangt, theilt er ihm mit, daß dem Stadtoberhaupt ein Sohn geboren sei. Bist Du nun zufrieden? fragt er. Wenn der Arme sagt nein, so zeigt er ihn natürlich wegen rebellischer Gesinnung an.

Es ist auch in diesen Märchen Alles so natürlich, ohne jeden moralischen Beigeschmack, in seiner Art so ganz rein. Ohne jede Scheu spricht der Inder von den natürlichen Leidenschaften und Bedürfnissen, er kennt kein Heucheln und kein Verschweigen — wenn heilige Einsiedler, die so schreckliche Flüche ausstoßen, daß selbst die Götter zittern, die den Menschen in die niedrigste Existenz verwünschen können, sobald man sie in ihrer Andacht stört — wenn sie also menschlichen Versuchungen erliegen, betrachtet er sie nicht mit höhnischer Schadenfreude, viel eher mitleidig lächelnd und ganz begreifend; ebenso lacht er die Scheinheiligkeit herzlich aus, wenn sie sich verräth, und betrügt den Betrüger. Er scherzt anmuthig

mit dem ganzen Sein, auch mit seiner Philosophie: ein Gauner, der verurtheilt werden soll, setzt dem König auseinander, daß die Welt eine große Einheit sei, er aber ein Theil des Ganzen, daß sie sich darum sehr vermindern müsse, wenn er sterbe. Der König entläßt ihn darauf lachend.

Und so scheinen uns die indischen Märchen wie Klänge aus einer besseren längst entschwundenen Welt, wo sie am einfachsten und natürlichsten sind.

In diesen Märchen werden die handelnden Menschen fast immer mit Namen genannt; die Ereignisse spielen sich fast immer an Orten ab, die jedem bekannt sind, so sehr ist die Fiktion des Wirklichen beibehalten. Und weil sie so oft vom Leben selbst erzählen, werden sie später den Forschern noch unschätzbare kulturhistorische Ausbeute gewähren. Er wird sich daraus über die Stellung des Königs unterrichten, über das Leben und die Intriguen an indischen Höfen, über begehrliche Priester und herrschsüchtige Minister, die es lieben, sich als die Klugen, Unentbehrlichen darzustellen und die Könige als die Dummen, über die Begriffe von Fürstendienst und Fürstengunst, über den der Treue des Dieners gegen den Herrn. Diese ist ganz anders als unsere deutsche, die im tiefsten Grund doch immer auf gegenseitige Achtung beruht; sie findet klaglose, vollkommene und unbedingte Aufopferung des Knechtes etwas Selbstverständliches, das eigentlich kaum des Rühmens werth ist. — Das Märchen schildert auch gern das Leben der reichen Kaufleute, ihre weiten Reisen über Land und Meer, die zu abenteuerlichen vielverschlungenen Erlebnissen so willkommenen Anlaß bieten; es verweilt ebenso — namentlich die späteren Erzählungen, die Alles in Allen viel demokratischer im Ton sind als die älteren — gern bei dem Leben der Bürger und Bauern, der kleinen Handwerker; ihrem Jagen nach Gewinn und fortwährendem gegenseitigen Betrug. Diebe und Räuber spielen eine sehr beträchtliche Rolle; es scheint bisweilen, als seien sie ein offiziell anerkannter Stand gewesen; man erzählt von ihren kühnen Streichen mit besonderen Behagen, wie ja auch der alte Herodot mit merklichem Wohlgefallen von dem schlimmen Dieb berichtet, der die Schatzkammer des Rhampsinit bestahl. Im Indischen gelangen Diebe oft zu höchsten Aemtern und Ehren; — einer, das ist besonders gelungen, wird, nachdem er zufällig eine Unthat entdeckt, allerhöchst zum Polizeichef ernannt.

Die reichsten Aufschlüsse aber giebt das Märchen über die Stellung der Frau, über ihr Leben im königlichen Harem, über

ihr Leben als Hetäre, über ihr Leben als Gattin. Die indische Märchenpoesie hat Frauengestalten geschaffen, die so zart, so rührend, so keusch sind, so edelmüthig und so opferfähig wie nur irgend eine Griseldis und Genovefa. Auch wenn sie von großer natürlicher Klugheit berichten, sind es fast immer die Mädchen, die sie besitzen, die die Männer darin übertreffen oder ihnen helfen.

Im Allgemeinen freilich, namentlich zu Zeiten des Buddhismus, gilt die Frau als das eigenste Abbild der Welt, ihrer Schönheit und ihrer Tücke, als Grund und Wurzel alles Bösen, ewig lockend, ewig räthselhaft, ewig verführerisch. Ihnen opfern die Männer umsonst Alles und werden zum Lohn betrogen oder mißhandelt, sie bleiben immer hartherzig, und kein Mann vermag sie zu hüten.

Unzählig sind die Geschichten, in denen Frauen eifersüchtige Männer überlisten, die sie argwöhnisch in Schloß und Riegel halten oder in denen sie die besten Männer schamlos hintergehen. So übertrieben sie aber für uns klingen mögen, es zeigt sich darin eine Frauenkenntniß, die ich tiefer nirgends gefunden; es ist auch nirgends ein Urtheilen und Verdammen darin, es wird Alles nur erzählt, wie es sich begeben, und man versucht, es zu begreifen. So oft klingen sie in die herbe Weisheit aus, daß Betrügen und Unersättlichkeit nun einmal der Frauen Natur ist, an der sie selbst nichts ändern können. — „Kein Weib ist nur einem Manne treu", heißt es in einer buddhistischen Geschichte. Bei Somadewa sagt eine Frau zu ihrem Mann, sie liebe ihn am meisten, „die Treulosigkeit ist uns nun einmal eingeboren." Aehnlich entschuldigt Buddha eine Königin, die ihrem Mann unzählige Mal die Treue gebrochen: die Leidenschaften der Frau sind unersättlich und sie that nur nach dem, was ihre Natur ihr gebot." „Frauen sind unergründlich", lesen wir an anderer Stelle, „unerforscht wie der Weg der Fische im Meer; sie halten Wahrheit für Lüge und Lüge für Wahrheit, unersättlich wie die Krähe suchen sie nach immer neuer Speise, sie sind unbeständig wie der immer zerrinnende Sand, grausam wie die Schlangen, in aller List erfahren." „Die Frauen," sagt Somadeva, „sind wie die Wässer, die in Schluchten fallen. Sie stürzen nach unten, in tollen Sprüngen, sprühend und glitzernd, wenn du sie von weitem siehst — doch immer dem Schlamme nah — es ist so schwer sie zu behüten, wie jene Wasser auszutrinken." Und im Pantschatantra heißt es einmal: „Nicht allzu sehr soll man an Weibern hängen, unmäßig wird sonst ihre Gewalt; und wie mit Krähen, deren Flügel gestutzt sind, spielen sie mit

allzu ergebenen Männern. Sie reden mit freundlichem, schönem Mund und greifen mit eisigem Herzen an. Honig ruht auf der Frauen Lippen, aber im Herzen nichts als Gift." — Ich finde nur bei einem abendländischen Dichter eine Weisheit, die ich mit dieser vergleichen möchte: bei Shakespeare, wie er seine Cressida schildert. Keine Frau hat junge, heiße, unschuldsüße und starke Liebe so schlimm gelohnt wie sie — und doch, wir können sie nicht verdammen; sie that, was sie thun mußte.

Spätere Zeiten nahmen es weniger tragisch. Sie ergötzten sich lieber an der Frauen gewundenem Treiben, sie jubelten ihren Listen zu und lachten der betrogenen Männer, — man stellt sich kaum vor, wie erfinderisch die Inder ihre Frauen gemacht haben, welch tolle Listen, welch kühne Schlauheit, welch freche Geistesgegenwart sie ihnen angedichtet. Es begegnen in diesen Märchen Situationen und Motive von einer Verwegenheit, die auch die modernen französischen Erzähler nur selten erreichen, grad' diese Stoffe sind denn auch am weitesten gewandert und besonders von Boccaccio begierig aufgegriffen worden.

Etwa: eine Frau, deren Mann verreist ist, bittet eine Kupplerin, sie doch zu andern Männern zu führen. Diese verspricht ihr einen besonders schönen, kann ihn aber am bestimmten Abend nicht auftreiben. Die Frau, die sich nun einmal in dem verdächtigen Haus befindet, verlangt nach irgend einem — da bringt sie ihr den ersten, der ihr begegnet — das ist natürlich der eben zurückkehrende Mann. Die Frau faßt sich sofort und fährt ihn an: sie habe ihn auf die Probe stellen wollen, nun müsse sie ihn gleich auf solchen Wegen ertappen. — Eine Frau geht in der Nacht zu ihrem Liebhaber. Dabei merkt sie, daß ihr Mann sie verfolgt. Sie opfert rasch einer Göttin deren Bild am Weg steht. „Sie habe geträumt, erklärt sie dem verwunderten Gatten, daß, wenn sie daß nicht thäte, er sterben müsse, — die Göttin habe ihr das befohlen"; da schließt er sie gerührt in seine Arme. — Oder: eine Frau hat einen jungen Liebhaber bei sich, da kommt dessen Vater, mit dem sie ähnliche Beziehungen unterhält. Sie versteckt den Sohn — in dem Moment kommt ihr Mann. Da weist sie den Alten an, mit zorniger Geberde zu verschwinden und dem Mann erklärt sie, der Vater habe seinen Sohn verfolgt und sie diesen doch vor ihm schützen müssen.

Soviel vom Leben, wie es wirklich ist. In diese Welt ragt nun von allen Seiten das Wunderbare. Es schwirrt in den

indischen Märchen von Dämonen, halb und ganz göttlichen gespenstischen, koboldgleichen und vampyrartigen, unheimlichen Wesen — Hexen, die Kinder fressen und in großen Schaaren durch die Lüfte sausen; den Rakschasa, die einen ganz besonderen Appetit auf Menschenfleisch haben und sehr schwer zu überlisten sind; den Vetalas, Geistern, die in die Körper Verstorbener fahren und dort scheußlichen Spuk treiben, aber muthig und schlau sind, Helden auch gern Dienste leisten; den Widhjadharas, die besonders gern fliegen, halbgöttlichen Wesen, die bevorzugte Menschen in ihrer Mitte willkommen heißen, ihnen sogar die Herrschaft über sich einräumen — der vielen kleinen und großen Götter ganz zu geschweigen, die seit alter Zeit existiren. Mit diesen Wesen allen geht der Mensch um wie mit seinesgleichen, sie helfen ihn bei seinem Betrug besonders gern und sind immer auf Seiten des Siegers, erstaunen sogar über außerordentliche menschliche Schlauheit, ebensowenig zürnen sie über Mißbrauch ihres Namens bei Gottesurtheilen. Eine reizende Geschichte des Pantschatantra berichtet von einem Weber, der sich in eine Königstochter verliebte. Sein Freund, ein Zimmermann, verfertigte ihm einen Wagen, der durch die Luft flog, und versah ihn mit den Attributen des Gottes Wishnu. So besuchte der Weber seine Geliebte. Das wurde natürlich im königlichen Palast ruchbar; als der Vater der Prinzessin aber hörte, welch vornehmen Gast seine Tochter empfing, ward er nicht nur glückselig, sondern nahm sich auch gegen seine Nachbarn viele Frechheiten heraus, im Vertrauen auf die Macht des Gottes. Diese besiegten ihn; er, von dem Weber getröstet, verlor den Muth nicht, doch von seinen Ländern schwand eins nach dem andern. So gestaltete sich die Lage immer kritischer, sie kam schließlich auch zu Ohren des Gottes. Dieser überlegte sich, daß sein Ansehen auf Erden beträchtliche Einbuße erleiden würde, wenn er es zuließe, daß man den König ganz besiege, er verlieh also dem Weber Macht über die Feinde — Alles klärte sich in Freuden auf, der Weber ward Schwiegersohn des Königs.

Solch kurioses Durcheinander von göttlichen und menschlichen, der wirklichsten und phantastischen Dinge findet sich im Indischen Märchen oft; uns überrascht auch immer wieder, wie sich die Inder im himmlischen Reich heimisch fühlen und sich dort ohne jede Scheu bewegen.

Dem Märchen keines andern Volkes sind auch Wunderdinge so wenig entbehrlich wie dem indischen. Es steigert einerseits die

Gaben des Menschen ins Außerordentliche, Wunderbarste, mit amüsanter, in sich selbst förmlich schwelgender Uebertreibung. Ein Mann spürt in einer Speise Leichengeruch; es stellt sich heraus, daß der Reis, aus dem sie bereitet wurde, in der Nähe eines Todtenfeldes wuchs; ein anderer findet an einem sehr schönen Mädchen Bocksgestank — man ermittelt, daß sie in ihrer Jugend einmal mit Ziegenmilch genährt wurde; — einem dritten drückt ein Haar durch acht Matratzen ein Mal in seinen Körper. — Einer Königin zerbricht eine fallende Blume den Fuß, auf dem Körper einer zweiten erzeugen die Strahlen des Mondes Geschwüre, die dritte wird vom Geräusch einer hölzernen Mörserkeule ohnmächtig.

Anderseits kennt das Märchen die Dinge in Hülle und Fülle, die den Menschen jeden Wunsch gewähren oder einen bestimmten; etwa Kappen, die unsichtbar machen, oder Waffen, die jeden Feind treffen, oder Speisen, die niemals alle werden, oder Siebenmeilenstiefeln oder Hüte, aus denen man Heere hervorzaubert, Dinge, die immer Gold geben, u. s. w. Um sie entbrennt der wildeste Kampf, entsteht der hartnäckigste Betrug; ein ewiges, oft sehr komisches Ablisten und Abjagen aber sie sind dem Menschen verhängnißvoll wie nichts Andres; er ist ihres Besitzes fast nie werth und wird seiner fast nie froh; ihr Segen und Göttliches wird ihm zum Unheil. Gerade mit ihrer Hilfe erreicht man am wenigsten; um wirkliche Wunderthaten zu vollbringen, müssen immer viele ihre Gaben zusammenlegen und streiten sich dann noch um das Erreichte, nichts bringt die fortwährende Abhängigkeit, Komplizirtheit, die unvermögende Ohnmacht des Menschen schmerzlicher ins Bewußtsein als diese Gaben.*)

Man besitzt sie nur, um ihren Verlust hinterher doppelt zu betrauern, man weiß auch nicht mit ihnen umzugehen — ich erinnere hier an die Legende, die Goethe in seiner Frau des Paria behandelt — in der die Frau begnadet ist, ihren Mann und Bruder, die sich geköpft, zu beleben, und in der sie ihnen die Köpfe verkehrt aufsetzt, so daß sie dann nicht weiß, wem sie eigentlich gehört — darum ist es ganz im indischen, speziell im buddhistischen Geist, wenn die Märchensammlung Wikramatscharitam fast nur davon erzählt, wie sich ein König fortwährend für Andere opfert

*) Ich muß hier immer an das Schachspiel denken, das ja die Inder auch erfanden! Dies Spiel, so scharfsinnig und fein, so komplizirt und schwer, so mannigfaltig und so abwechselungsreich wie kein anderes, in dem auch immer eine Figur den Schutz der andern suchen muß und die Mächtigsten können diesen Schutz am wenigsten entbehren — und es bleibt alles doch Spiel.



und zum Lohn Dinge mit wunderbaren Eigenschaften in Hülle und Fülle erhält, doch keines davon behalten mag, sie alle fortschenkt um sich davon zu befreien, seine Unterthanen damit zu beglücken.

Es giebt ein indisches Märchen von einem König, der über seinen Frauen sein Land ganz vergaß. Damit er sich wieder ans Regieren gewöhne, verließ ihn sein treuer Minister; unterwegs, an dem weiten Meer, sah er ein himmlisch schönes Mädchen aus den Wassern steigen und wieder darin verschwinden; sie sang ein Lied von des Schicksals Unentrinnbarkeit. Er erzählte seinem Herrn davon, als er zurückkam. Der ließ um sie sein Reich, stürzte sich der Erscheinung nach in die Fluthen, fand sie, hörte, daß sie in Folge eines Fluches in die Tiefe des Meeres verbannt sei; er erlöste sie und sie wollte nun zu ihrer himmlischen Heimath zurück. Doch er wußte sie zu überlisten und nahm sie in sein Reich. Da sah sie, daß sie die Kraft, zurückzufliegen, verloren hatte und trauerte nun ihrer entschwundenen Göttlichkeit nach. Dem treuen Minister aber brach vor Kummer sein Herz: wenn der König schon um irdischer Frauen Willen sein Reich vergaß, dachte er, wie soll es denn nun werden, wo er eine Himmlische sein Eigen nennt? Und ich, der ich mein Land retten wollte, hab' es nun erst recht ins Unheil gebracht.

Wir kommen hier zu der tiefsten Einsicht des indischen Märchens: Göttliches und Menschliches können sich nie vereinen, auch in der Welt des Wunders nicht, das bleibt die eigentliche Tragik des menschlichen Seins, daß Alles, was wir am Höchsten begehren, am Heißesten wünschen, uns zum Fluch werden muß, weil wir es nicht verdienen, daß des Lebens höchstes Glück und größte Schönheit zugleich sein bitterster Schmerz ist.

Die Weisheit vom ewigen Leid dieser Welt, die Weisheit, daß der am Glücklichsten zu preisen sei, der sich von ihr befreit hat, der es lernte, zu entsagen — sie ist in Indien älter als in irgend einem anderen Land. Sie klingt auch zu allen Zeiten durch das indische Märchen, wie oft es auch scheint, daß sie über diesem Leben, dem in sich ruhenden Genießen und dem übermüthigen Erfinden vergessen ward. Die indischen Märchenhelden lachen und weinen gern im Moment ihres Todes; weinen, weil sie die menschliche Thorheit betrauern, die sie überlebt, lachen, weil sie selbst erlöst sind. — Wer alle Genüsse dieser Welt bei Seite schiebt, Reichthum, Herrschaft, Ehren als gleichgültige Dinge fortwirft, der ist des höchsten Ruhmes werth. Immer wieder hören wir auch

Töne einer tiefen Resignation, der herben Erkenntniß von der Eitelkeit alles menschlichen Thuns, vom ewigen Undank und ewiger Schlechtigkeit der Welt, vom unbarmherzigen Schicksal, das sich gerade die als Opfer auswählt, deren Handeln das reinste, deren Wollen das edelste war.

Ich berichte zum Schluß noch über zwei Märchen, die mir in dieser Hinsicht bedeutsam scheinen.

Ein Mädchen wird kurz vor ihrer Hochzeit von einem ihr fremden Mann erblickt. Ihre Schönheit bringt ihn so außer sich, daß er sie kniefällig um ihre Gunst bittet und sie nicht losläßt, obwohl sie ihn tiefernst zurückweist. Sie gehöre einem Anderen. Endlich, damit er doch geht, schwört sie ihm, sie werde, sobald die Trauungsfeier vollzogen, sich erst ihm und dann dem Gemahl nahen. Sie beichtet wirklich ihrem Mann am Hochzeitsabend das Erlebniß — da ein Eid sie bindet, läßt er sie gehen. Ihr Leid hat damit noch nicht sein Ende; unterwegs naht ihr begehrlich ein Dieb; sie gesteht auch ihm Alles und auch er läßt sie frei, damit sie ihr Wort erfülle. Als sie zu Jenem kommt, rührt ihn ihre Treue so, daß er sie gleich wieder fortschickt. Der Dieb, der auf sie gewartet, thut ihr auch nichts zu leid, begleitet sie sogar, damit sie sicher gehe, zu ihrem Mann zurück. Doch er, dem sie sich glückstrahlend naht, heißt sie gehen. Ihr Blüthenschmelz ist für ihn dahin. Ein unbedachtsamer Schwur, mehr als entschuldbar durch die Noth des Augenblicks — und an seinen Folgen geht das arme Weib zu Grunde. Umsonst ihre rührende Schönheit und Treue, die einen Räuber erweicht, — die drei Menschen zu einem Edelmuth zwingt, den sie von sich aus nie besitzen — was für das Empfinden einmal beschmutzt oder zerstört ist, das ist unwiderbringlich verloren, es läßt sich durch keine menschliche Kunst herstellen. Und das Schicksal kümmert sich weiter nicht darum.

Die andere Geschichte. Ein reicher Kaufmann bietet einem König seine sehr schöne Tochter zur Gemahlin an. Er schickt seine Priester zu ihr; des Mädchens Schönheit macht sie sinnlos; als sie wieder zu sich kommen, beschließen sie, dem König zu sagen, sie sei seiner nicht werth; denn sie fürchten, daß er über sie Reich und Unterthanen vergessen werde. Der König giebt sie also einem treuen Diener.

Das Mädchen aber kann die ihm angethane Schmach nicht verwinden. Bei einem Frühlingsfest, als der König durch die Stadt zieht, und als sich kein Weib zeigen darf, zeigt sie sich ihm.

Er wird auch für eine Zeit ohnmächtig; erfährt dann, wer sie sei und zerquält sich in Sehnsucht. Seine Umgebung verlacht ihn, der Gemahl der Frau fleht, er möge sie doch nehmen; aber der König fährt ihn zornig an: wer den Gesetzen die Ehrfurcht wahren solle, wenn er selbst sie verhöhne. Umsonst wiederholt auch das ganze Land die Bitte des Dieners — er will kein Unrecht thun, er stirbt an seiner Sehnsucht und seinem Edelmuth. Sein treuer Diener folgt ihm in die Flammen. —

Als Anhang zu diesen Ausführungen theile ich hier zwei von mir übersetzte indische Märchen mit, aus den beiden bedeutendsten Märchensammlungen, dem Pantschatantra und Somadewas Kathasaritsagara je eines. Das erste ist schon vor mir ins Deutsche übertragen worden*), aber für mein Empfinden nicht so, daß sein eigentliches Wesen zum Vorschein kommt; das zweite existirt meines Wissens noch nicht in einer deutschen Uebersetzung. Beide Märchen handeln von Frauen; das eine von Frauenschlechtigkeit, das andere von Frauenklugheit und Frauentreue; beide veranschaulichen in ihrer Art auch gut die verschiedene Erzählungsart der Werke, in denen sie enthalten sind. Die des Pantschatantra sehr schmucklos, nur andeutend, so knapp, als sei es eine Inhaltsangabe, die jeder Erzähler nach Belieben ausschmücken dürfe — die des Somadewa leicht, in anmuthigen Plaudereien sich verbreitend, mit der echten Freude des Erzählens.

Der Frauen Dank.

In irgend einer Stadt hat einmal ein Brahmane gelebt. Seine Frau ist ihm lieber gewesen als das eigene Leben. Aber sie fing Tag für Tag mit seiner Familie Streit an und wollte sich dann nie zufrieden geben. Er konnte das Gezänk nicht vertragen, deshalb verließ er um ihrentwillen die Seinen. Beide zogen weit, weit fort. Mitten in einem großen Wald sprach die Frau: „Herr, der Durst quält mich. Bitte, geh, such Wasser und bring es mir.“ Er lief sofort, holte Wasser, kam wieder: da sah er, daß sie unterdeß verschmachtet war. Seine Liebe zu ihr hatte keine Grenzen — er war nun ganz verzweifelt und stöhnte laut auf. Da sprach eine Stimme über ihn in den Lüften: „Wohlan, Brahmane, wenn Du deinem Weib die Hälfte der Zeit giebst, die Dir noch zu leben be-

*) von Benfey (Pantschatantra II, 303) und Ludwig Fritze. Die Uebertragung Benfey's ist durchaus vorzuziehen.



stimmt ist, so wird sie wieder aufleben.“ Er hatte es kaum gehört, so wusch er sich, wie es der heilige Brauch vorschreibt und versprach feierlich drei Mal, ihr die Hälfte seines Lebens zu geben. Noch während er sprach, kehrte ihr Leben zurück. Sie beide tranken Wasser, aßen von den Früchten des Waldes und gingen weiter. Endlich kamen sie an eine Stadt. Der Brahmane brachte seine Frau in ein Blumengärtchen. „Herz“, sprach er, „ich will nun gehen, uns zu Essen holen, dann komm ich sofort wieder — nicht wahr, so lange wartest Du hier auf mich?“ Damit eilte er fort. In diesem Gärtchen aber drehte ein Krüppel das Schöpfrad und sang dabei mit himmlischer Stimme ein Lied. Da drang die Liebe tief und sanft in das Herz der Frau, sie ging gleich zu ihm. „Begnadeter“, sprach sie, „wenn Du mir nicht Deine Liebe schenkst, so wirst Du mich tödten und also eines Frauenmordes schuldig sein.“ Der Krüppel antwortete: „Was soll ich denn Dir — ich, der ich mit Krankheit behaftet bin?“ Sie erwiderte: „Wozu sagst Du das? Du sollst mich umarmen, ich will es“. Da that er, was sie ihm gebot. Und während sie sich noch umschlangen, sprach sie wieder: „Von nun an gehört mein Leib Dir, so lang ich lebe. Nun mußt Du auch immer mit uns Beiden gehen, hörst Du?“ Jener antwortete: „Also sei es“. Der Brahmane hatte unterdeß Speisen bekommen, er kehrte zurück und beide fingen an zu essen. Sie sagte nun: „Diesen Krüppel hungert. Gieb ihm auch ein paar Bissen.“ Der Brahmane ließ ihn am Essen theilnehmen; die Frau fuhr fort: „Brahmane, ohne einen Freund bist Du in die Fremde gezogen. Wenn Du einmal fortgehst, hab ich daher auch Keinen, mit dem ich reden kann. Darum laß uns diesen Krüppel nehmen und mit ihm weitergehen.“ Er entgegnete: „Du kannst dich selbst ja kaum schleppen. Wie willst Du denn noch den Krüppel dazu tragen?“ Sie antwortete: „Ach, ich thu ihn in einen Korb, dann trag ich ihn ganz leicht.“ Er ließ sich durch ihre gleißnerischen Worte den Sinn bethören und gab seine Einwilligung. So zogen sie zu Dreien weiter.

Eines Tages ruhte sich der Brahmane am Rand eines Brunnens aus. Da gab ihm sein Weib, das nur noch für den Krüppel lebte, einen Stoß und stürzte ihn hinunter. Sie ging mit dem Krüppel in ein andres Land. An der Grenze sahen die Grenzwächter des Königs, die, um Betrügereien zu verhüten, nach allen Seiten ausschwärmten, den Korb auf dem Kopf der Frau. Sie nahmen ihn ihr mit Gewalt und brachten ihn zum König. Als der ihn öffnete,

bekam er den Krüppel zu Gesicht. Er fragte die Frau, die wehklagend den Wächtern auf den Fersen gefolgt war, was denn das bedeuten solle. Sie antwortete: „Das ist mein Mann. Krankheit quält ihn. All seine Verwandten haben ihn bedroht. In meinem Herzen lebt nur die Liebe für ihn. So hab ich ihn auf meinem Kopf fortgetragen und steh nun vor Dir." Als er das hörte, rief der König „Brahmanin, sei meine Schwester". Er schenkte ihr zwei Dörfer, sie lebten von deren Einkünften und hatten keinen Mangel.

Der Brahmane aber war von einem mitleidigen Wanderer aus dem Brunnen gezogen worden — das Schicksal wollte es so. Er war dann lange Zeit herumgeirrt; endlich kam er grad in die Stadt, in der seine Frau lebte. Sie sah ihn, zeigte ihn sofort dem König und sprach: „Herr, der da eben kommt, das ist der Erzfeind meines Mannes." Der König ließ ihn greifen; er befahl, ihn sofort zu richten. Er aber sprach: „Herr, jene nahm etwas, das mir gehört. Wenn Du Gerechtigkeit übst, so befiehl, daß sie es mir wiedergiebt." Der König sagte: „Liebe Schwester, wenn Du etwas genommen, das ihm gehört, so gieb es ihm wieder." Sie entgegnete: „Herr, ich hab ihm gar nichts genommen." Der Brahmane aber rief: „Die Hälfte meines Lebens, die ich Dir dreimal feierlich versprochen und gegeben, gieb sie mir wieder." Da sagte sie aus Furcht vor dem König: „Das Leben, das Du mir feierlich dreimal versprochen und gegeben, hier ist es." Bei diesen Worten stürzte sie entseelt zu Boden. Der König rief voller Staunen: „Was begiebt sich hier?" Da hat er von dem Brahmanen von Anfang an Alles erfahren, wie es sich in Wirklichkeit zugetragen.

Darum steht geschrieben:

Heimat und das halbe Leben,
Beides hab ich ihr gegeben,
Sie betrog mich — ohne Reue.
Wer entringt den Frauen Treue!

Das Märchen ist buddhistischen Ursprungs; es wird in Indien oft erzählt, die Fassung des Pantschatantra scheint mir die tiefsinnigste. Sehr merkwürdig ist die Form, die uns die mongolische Nachbildung aufbewahrt. Darin hört die Frau in wilder Felslandschaft eine Stimme, so wunderbar, daß sie ihren Mann darum tödtet und ihr nachgeht, — aber sie findet einen Kranken, der stöhnt

und wehklagt, das Echo der Felsen hatte diese Laute so seltsam verwandelt.

Die Geschichte einer klugen und treuen Frau.

. . . Da sprach Muladewa, der dicht bei dem König stand: „Herr, giebt es nicht auch treue Frauen unter den vielen Treulosen? Gewiß, viele Früchte sind giftig, giebt es denn aber nicht köstliche Mangofrüchte? Willst Du geruhen, das anzuhören, was ich einmal erlebte?

Ich ging vor langen Jahren mit Cacin nach Pataliputra; denn ich wollte den Ruf der Stadt gern prüfen, die ja als die Domäne weltmännischer Klugheit gilt. Vor dem Stadtthor an einem Teich sah ich eine Frau Kleider waschen. „Wo wohnen hier denn Wandrer?" fragte ich sie. „Hier wohnen die Enten am Ufer, die Fische im Wasser, die Bienen in den Blumen — wo die Wandrer wohnen, weiß ich nicht." Mich machte diese Antwort der Alten ganz verdutzt. So ging ich mit Cacin in die Stadt selbst.

Dort stand in einer Hausthür ein Knabe vor einer Schüssel mit einem heißen Reispudding. Er weinte: „Aber Du bist doch ein dummer Bub", sprach Cacin. „Warum ißt Du denn nicht den Pudding, der Dir vor der Nase steht? Warum heulst Du anstatt dessen so herzzerbrechend? Du hast ja gar keinen Grund dazu." Als der Knabe das hörte, wischte er sich die Thränen ab und lachte. „Ihr seid freilich zu dumm", sagte er, „um einzusehen, wozu mein Heulen gut ist. Der Pudding kühlt sich unterdeß ab und wird wohlschmeckend, außerdem hab ich noch den Vortheil, daß mein mir angeborenes Phlegma sich mindert. Darum wein ich und nicht aus Dummheit; ihr Bauerntölpel seid die Dummen, daß Ihr nicht einmal meine Absicht merkt." — Wir fühlten uns förmlich bestürzt über unsere Dummheit, ganz konfus kehrten wir um und gingen in anderer Richtung weiter. Nun sahen wir ein sehr schönes Mädchen, das auf dem Ast eines Amrabaumes stand, Amrafrüchte pflückend, während ihr Gefolge unten am Baum wartete. „Schönes Fräulein", riefen wir, „gebt uns doch auch ein paar Amrafrüchte". „Wollt Ihr warme haben oder kalte?" rief sie herunter. Ich wollte wissen, was sie damit meinte, darum antwortete ich, „Herrin, gebt uns erst warme, dann kalte." Sie warf nun die Früchte auf die Erde in den Staub, wir aßen sie, nachdem wir erst den Staub fortgeblasen. Da lachten sie und ihr Gefolge laut auf. „Nun werf ich Euch erst die Früchte hin", rief sie, „damit sie warm

werden, Ihr aber pustet nach Leibeskräften, bis sie glücklich kalt sind und eßt sie dann. Hier fangt diese in Euren Gewändern auf, die sind schon kalt, die braucht Ihr nicht nicht erst abzupusten." Damit warf sie einige Früchte in unsere Gewänder.

Wir nahmen sie, gingen weiter und schämten uns über uns selbst; endlich sprach ich zu Cacin und meinen anderen Begleitern: „Es geht nicht anders, ich muß dies kluge Mädchen zur Frau haben, wenn ich ihr nicht einmal den Spott heimzahle, den sie mit mir getrieben, darf ich nicht länger der kluge Muladewa heißen." — So erfragten wir denn das Haus ihres Vaters. Am anderen Tage gingen wir hin, nachdem wir unser Aeußeres unkenntlich gemacht. Dann lasen wir in den heiligen Schriften. Da kam des Mädchens Vater, Jadschnaswamin, auf uns zu und fragte: „Wo kommt Ihr her?" — „Wir kommen aus Mayapuri, uns der Weisheit zu befleißen." — Er stand einen Augenblick in Gedanken. „Bleibt doch vier Monate bei mir," bat er dann, „erweist mir die Ehre, Ihr hattet einen so weiten Weg." Wir entgegneten: „Gern wollen wir Deinen Wunsch erfüllen, Brahmane; — wenn Du uns giebst, worum wir Dich nach Ablauf dieser Zeit bitten." Jadschnaswamin antwortete: „Wenn es in meiner Macht steht, Euren Wunsch zu erfüllen — mit Vergnügen." Als er also eingewilligt, blieben wir in seinem Haus.

Nach Verlauf der vier Monate sprachen wir wieder: „Wir gehen nun, gieb uns also bitte, worum wir Dich gebeten." — „Was soll es sein?" fragte er. Da zeigte Cacin auf mich und sprach: „Gieb unserem Führer Deine Tochter." Jadschnaswamin, den sein Wort band, überlegte einen Augenblick: „Sie haben mich überlistet. Zugegeben. Aber was schadet das? Er ist ein tüchtiger Mann." So bekam ich denn die Tochter, nachdem die vorgeschriebenen Ceremonien erfüllt waren.

Als die Nacht kam, sprach ich lachend zu meiner Frau im Brautgemach: „Erinnerst Du Dich noch an die warmen und kalten Amrafrüchte?" Da erkannte sie mich wieder und antwortete mit überlegenem Lächeln: „Ja, ja — so ergeht es Euch Bauern, wenn Ihr Euch mit uns Städtern einlaßt." Ich erwiderte: „Bleib Du nur, wo Du bist — in Deiner klugen Stadt. Ich hab' mir versprochen, Dich zu verlassen, ich geh' morgen zu meinen Bauern, zu denen ich gehöre. Als sie das vernahm, versprach sie feierlich ein Anderes. „Nun gut! Dich soll einmal gegen Deinen Willen der Sohn zurückbringen, den ich von Dir empfangen, das hab' ich mir

gelobt.“ Dann legte sie sich zum Schlafen, das Antlitz mir abgewandt. Als sie entschlummert war, steckte ich meinen Ring an ihren Finger. Darauf traf ich mich mit meinen Freunden, die mit mir in meine Heimath Udschajini zurückkehrten. Ich war begierig, zu erfahren, wie groß ihre Klugheit war.

Als die Tochter des Brahmanen Morgens erwachte, sah sie mich nicht, wohl aber meinen Ring, auf dem mein Name stand, an ihrem Finger. Sie dachte: er hat mich verlassen und ist fortgegangen — er erfüllte sein Versprechen, nun muß ich das Meine auch erfüllen, dabei darf ich keine Rücksicht kennen. Hier auf dem Ring steht sein Name: Muladewa, sicherlich war es also der Muladewa, den sie den Klugen nennen. Der aber wohnt, wie alle Welt weiß, in Udschajini. Wenn ich demnach mein Ziel erreichen will, muß ich dorthin gehen und dort klug sein. — Als sie sich darüber klar geworden, ging sie zum Vater, dem sie folgendes Märchen erzählte: „Väterchen, mein Mann verließ mich, als die Hochzeit kaum zu Ende war und ging ganz fort. Wie kann ich aber ohne ihn glücklich sein oder hier bleiben? Laß mich, bitte zu den heiligen Wallfahrtsorten pilgern, um dort meinen sündigen Leib zu kasteien.“ Ihr Vater wollte sie nicht freigeben, aber sie rang ihm nach langem Mühen doch die Erlaubniß ab. So machte sie sich denn auf mit all' ihren Schätzen und all' ihren Dienern. Sie ließ sich ein kostbares Kleid machen, wie es sonst die Hetären tragen, so kam sie endlich nach Udschajini, als größte Schönheit dieser Welt. Sie weihte ihr Gefolge in ihren ganzen Plan ein; zunächst nahm sie den Namen Sumangala an. Ihre Diener aber sprengten in der ganzen Stadt die Kunde aus: „Es kam aus Kamarupa die berühmte Hetäre Sumangala, deren Gunst sich nur durch fürstliche Freigebigkeit gewinnen läßt.“

Die erste Hetäre der Stadt, Dewadatta, trat ihr für ihren Gebrauch ihr Haus ab, das mit königlicher Pracht ausgestattet war. Dorthin schickte ihr mein Freund Cacin einen Diener mit folgender Botschaft: „Der Glanz, der von Dir ausstrahlt, hat auch mich geblendet; bitte, laß mich Dir ein kostbares Geschenk verehren.“ Aber sie sandte den Diener mit der Antwort zurück: „Der Liebhaber mag mich besuchen, der sich meinen Befehlen fügt, ein Geschenk will ich nicht — und auch nicht andere Männer, die ja doch bloß Thiere sind.“ — „Schön,“ erwiderte Cacin. Bei Anbruch der Nacht wanderte er in ihr Haus.

Er kam zur ersten Thür und ließ sich dort melden. Der Thür-

hüter sprach zu ihm: „Thut, was unsere Herrin gebietet. Auch wenn Ihr ein Bad genommen, nehmt noch eins — sie läßt Euch sonst nicht zu ihr.“ Cacin verbeugte sich zustimmend. Er ließ sich von den Dienerinnen baden und mit köstlichen Salben salben — unterdeß verging das erste Viertel der Nacht. — Dann kam er zur zweiten Thür. Dort sprach der Thürhüter: „Du hast nun ein Bad genommen, laß Dich also mit Gewändern schmücken.“ — „Gewiß.“ — Die Dienerinnen schmückten ihn, das zweite Viertel der Nacht verrann. Er kam zur Thür der dritten Umfriedung. Dort sprachen die Hüter: „Geh hinein, ein Mahl ist für Dich bereitet.“ Er folgte der Aufforderung gern; so setzten ihm die Dienerinnen die herrlichsten Speisen vor. Dabei verging auch das dritte Viertel der Nacht. So kam er zu den Gemächern, die die Herrin selbst bewohnte, erst, als das letzte Viertel schon angebrochen war. Der Thürhüter aber fuhr ihn an: „Tölpel von einem Liebhaber! Pack' Dich, sonst laß ich Dich hinauswerfen. Seit wann ist denn das letzte Viertel der Nacht die passende Zeit für den ersten Besuch bei einer Dame?“ Damit schob er ihn fort, er schien dem Cacin wie die böse Zeit selbst. Mein armer Freund schlich beschämt fort, alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen.

Die Brahmanentochter als Hetäre Sumangala betrog so noch viele Besucher. Als ich das erfuhr, ward auch ich neugierig. Ich ließ mich bei ihr durch meinen Diener melden, hüllte mich in meine prächtigsten Gewänder: so ging ich zu ihrem Palast. An jeder Thür gab ich den Hütern reiche Geschenke, so waren sie mir gern gefällig und ich gelangte ohne Hindernisse zur letzten Thür, der vor den von ihr bewohnten Gemächern. Da ich zur rechten Zeit eintraf, erlaubten mir die Wärter auch dort den Eintritt, ich erblickte nun meine Gemahlin, ohne sie zu kennen, sie trug ja die reichen Kleider einer Hetäre. Sie aber erkannte mich sofort, kam mir freundlich entgegen, bat, ich möge mich auf das Ruhebett legen, — kurz die kluge Frau empfing mich, wie eine Hetäre einen Besucher. Dann verbracht ich mit ihr, der einzig schönen, die Nacht. Am folgenden Morgen hielt mich die Liebe fest, ich konnte nicht aus ihrem Haus gehen. Auch sie war von der Liebe gefangen und wich nicht von meiner Seite. Im Lauf der Zeit färbten sich die Spitzen ihrer Brüste schwarz und sie ward schwanger. Da kam sie mit einem Brief zu mir, den sie selbst geschrieben: „Mein Herr, der König schickt mir diesen Brief“, sprach sie, „lies ihn“. — Ich öffnete den Brief und las „der er-

lauchte Manasimha, Herr in Kamarupa, der begnadeten Stadt, entbietet der Sumangala seinen Gruß. Warum bleibst Du so lange fern? spricht er. Kehre schnell zurück, Du sollst nicht länger am Reisen Vergnügen finden." — Sie fuhr nun fort, als sei sie sehr betroffen „Sei mir nicht bös! Ich muß gehen, ich bin ja nicht meine Herrin." So kehrte sie denn nach Pataliputra zurück, die klug ersonnene List glückte ihr vollständig. Ich folgte ihr nicht, wie sehr ich sie auch liebte; ich glaubte ja fest, sie sei von Anderen abhängig.

In Pataliputra gebar sie einen Sohn. Der entwickelte sich kräftig, ihm wurde Alles gelehrt, was ein Knabe nur lernen kann. Als er nun zwölf Jahr alt war und mit einem Altersgenossen, einem Fischerssohn, spielte, schlug er ihn im Uebermuth mit einer Gerte. Da gerieth dieser in Zorn, heulte und rief „Du schlägst mich? Du, von dem man nicht einmal weiß, wer Dein Vater war? Du, dessen Mutter sich Jahre lang in der Fremde herumtrieb? Die dort Gott weiß mit wem Umgang hatte?

Der Junge lief sehr beschämt zu seiner Mutter. „Wer ist mein Vater, Mütterchen? Wo ist er? Sag's mir." Sie sprach nach kurzer Ueberlegung „Dein Vater heißt Muladewa. Er verließ mich und ging nach Udschajini." Dann erzählte sie ihm vom Anfang an Alles, was sich begeben. Der Knabe versicherte ihr sofort, „Mütterchen, ich gehe. Ich will Dir den Vater als Sklaven bringen, ich will wahr machen, was Du gelobt." So tröstete er sie.

Sie sagte ihm, woran er mich erkennen könne. Dann machte er sich auf und kam nach Udschajini. Er sah mich dort, — denn die Beschreibung seiner Mutter paßte auf mich — mit Anderen Würfel spielen. Er trat zu uns, spielte mit und gewann uns all' unser Geld ab — wir erstaunten Alle sehr, daß er in so frühem Alter schon solche Schlauheit entwickelte. Das Geld, das er von uns gewonnen, gab er alles Bettlern. Als die Nacht gekommen, schlich er sich vorsichtig zu mir, schob mich, da ich fest schlief, behutsam auf einen Haufen Baumwolle und stahl meine Matratze. Als ich mich am Morgen wiederfand, ohne Matratze, auf einem Lager von Baumwolle, schämte ich mich eigentlich, mußte aber doch lachen. Mich erstaunte auch wieder diese Schlauheit.

Herr, ich ging nun auf den Markt. Als ich dort plauderte und die Bekannten grüßte, sah ich den Burschen, wie er gerade die Matratze verkaufen wollte. Ich trat auf ihn zu. „Um welchen

Preis ist Dir die Matratze feil?“ fragte ich. Der Knabe antwortete: „Du Oberschlaukopf, für Geld ist sie mir überhaupt nicht feil. Aber wenn Du mir etwas so Wunderbares erzählst, daß ich es nicht glaube, so sollst Du sie haben.“ Ich sagte nun „Schön. Ich will Dir etwas Wunderbares erzählen. Wenn Du es doch enträthselst und mir es deuten kannst, magst Du die Matratze behalten. Dünkt es Dich aber unwahr, sagst Du, „ich glaub' es nicht“, so mußt Du unehrlich sein und die Matratze wieder hergeben. Ist Dir das recht? — Ja? — Nun, so höre:

Im Land eines Königs war einmal eine große Hungersnoth. Da half der König den Feldern, indem er auf den Rücken der Geliebten des Ebers große Massen tröpfelnden Regens aus den Wagen der Blitze niederschickte. Und siehe da, die Aehren sproßten aus dem Boden, der König wurde reich, er machte der Hungersnoth ein Ende, und seine Unterthanen liebten ihn nun noch herzlicher als vordem.“

Als ich zu Ende war, lachte der Knabe und sprach „Die Wagen der Blitze sind die Wolken, die Geliebte des Ebers ist die Erde. Denn als Wischnu die Gestalt eines Ebers angenommen hatte, war die Erde seine Gemahlin. Und wenn die Aehren sprossen, nachdem Regen auf die Felder gefallen, wo ist da das Wunderbare?“

Ich konnte nur wieder erstaunen. Der Knabe aber fuhr fort: „Nun will ich Dir etwas Wunderbares sagen. Wenn Du es verstehst und glaubst, geb' ich Dir die Matratze; sonst mußt Du mein Sklave werden.“ „Gut,“ sprach ich. Und er hub an:

„Herr der Klugen; in der Stadt Udapadi lebte ein Knabe. Der machte mit der Last seines Fußes die Erde zittern, als er kaum geboren war. Und, wie er alt geworden, setzte er seinen Fuß in den Himmel.“

Ich wußte mir das zuerst nicht zu erklären, darum rief ich: „Das ist nicht wahr. Ich glaube davon kein Wort!“ Aber er antwortete: „Als Lewa geboren war und noch ganz klein, erbebte da nicht die Erde? Als er älter wurde und größer, schritt er da nicht in den Himmel? Also — Du bist von mir besiegt und mein Sklave. Alle Leute auf dem Markt sind Zeugen unserer Vereinbarung. Wohin ich nun auch gehe, Du mußt mir folgen.“ Damit packte er mich mit festem Griff beim Arm; alle Leute aber, die herumstanden, bezeugten ihm, daß er im Recht sei.

Wider meinen Willen, durch mein eignes Wort gebunden,

mußte ich ihm folgen. Er führte mich nach Pataliputra zu seiner Mutter. Wie sie mich erblickte, begrüßte sie mich mit folgenden Worten: „Edler Herr, auch ich habe jetzt mein Versprechen erfüllt. Wider Willen hat Euch der Sohn hierhergeführt, den ich Euch geboren.“ Damit erzählte das treue Weib den ganzen Zusammenhang von Anfang zu Ende.

Ihre Verwandten und Freunde sagten ihr alle die ehrerbietigsten Glückwünsche, daß sie durch ihre Klugheit ihr Ziel erreicht und daß ihr Sohn alle bösen Gerüchte über sie zerstört hätte. Wir feierten ein großes Fest, ich blieb eine Zeit lang bei Gattin und Sohn; später kehrte ich hierher nach Udschajini zurück.

Du siehst, König: es sind nicht alle Frauen schlecht. Es giebt noch manche gute, die ihrem Gatten treu anhängen.“

Dies Märchen hat auch eine lange Geschichte. Ich erwähne davon nur, daß es sich bald mit ähnlichen vermischte, und daß es in dieser Mischform die Quelle für Boccaccio Giletta von Narbonne wurde. Eine englische Uebersetzung des Boccaccio lag Shakespeare vor für seine Komödie „Ende gut, Alles gut“.

Am Ende der indischen Märchensammlungen kehren fast regelmäßig die Worte wieder, daß der selig sein solle und gefeit gegen alles Unheil, der diese Märchen kenne. Das ist in indischer Art übertrieben: vielleicht machen meine Mittheilungen und Ausführungen aber doch verständlich, daß sich in dieser Uebertreibung ein tiefer Sinn verbirgt. Vielleicht lassen sie auch erkennen, warum diese Märchen von der Nation als köstliches Gut gehütet werden, warum ihr Reiz und ihre Frische unvergänglich sind.

Advokatur und Rechtsanwaltschaft.

Von

Alfred von Weinrich.

In der Zeit vom 7. bis 9. September 1899 war der Deutsche Anwaltstag zu Mainz zusammengetreten, um über Interessenfragen der Rechtsanwaltschaft zu berathen. Zwischen diesem und dem letzten Anwaltstage, welcher im Jahre 1896 zu Berlin stattgefunden, steht der internationale Advokatenkongreß in Brüssel, welcher in umfassender Weise über die Verhältnisse der Advokatur in den Kulturstaaten Aufschluß ertheilt hat. Ueber denselben habe ich bereits an anderer Stelle Bericht erstattet.*) Hier handelt es sich vorzugsweise darum, diese Ergebnisse zu verwerthen, um angeben zu können, in welcher Weise die Rechtsanwaltschaft die ihr im Rechtsleben zukommenden Aufgaben zu erfüllen vermag. Es erscheint dies um so mehr gerechtfertigt, als die Literatur über die Advokatur, insbesondere in Deutschland, sehr wenig umfangreich ist.

Die Vorarbeiten zum Kongresse bestanden in einer Enquete über die Verhältnisse der Advokatur der verschiedenen Kulturstaaten. Es wurden von der „Fédération des avocats belges“, einem über das ganze Land verbreiteten Advokatenverein, in ca. 4000 Exemplaren ein Fragebogen an alle Justizbeamte, Rechtslehrer und Advokaten Belgiens und an einzelne hervorragende Advokaten, alle Advokatenkorporationen und Vereine, sowie alle juristischen Fakultäten des

*) Zeitschrift für Deutschen Zivilprozeß. Bd. XXV, S. 251 ff. — Vergl. über unsere Frage auch Lesse: Der internationale Advokatenkongreß zu Brüssel und seine Nutzanwendung für den Deutschen Juristen. Deutsche Juristenzeitung III, S. 398 ff.

Auslandes über jene Verhältnisse geschickt. Antworten liefen aus allen europäischen Staaten mit Ausnahme von Rumänien sowie aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika und aus Japan ein. Die Antworten wurden von belgischen Advokaten ins Französische übersetzt. Die ausführlichen Antworten wurden in Heften,*) die minder eingehenden und einzelne Ergänzungen in dem zu Brüssel erscheinenden Journal des tribunaux veröffentlicht.**) Außerdem sind zu den Vorarbeiten noch zu rechnen die von Kongreßmitgliedern überreichten Denkschriften,***) weil sie gleichfalls eine Beantwortung des Fragebogens enthalten.†)

Wie wir im Folgenden sehen werden, scheidet sich die Advokatur in zwei strenge von einander geschiedene Gruppen, die Advokatur im engeren Sinne und die Rechtsanwaltschaft. Diese sollen nun zunächst im Allgemeinen ganz kurz skizzirt, daran anschließend diejenigen Einrichtungen untersucht werden, welche beiden gemeinsam sind, und diejenigen, die jede Gruppe besonders aufzuweisen hat. In einem dritten Theile ist zu prüfen, welcher von beiden nach Maßgabe der historischen Entwickelung und der sozialen und politischen Verhältnisse die Zukunft gehört. Wir werden finden, daß die Advokatur von der Rechtsanwaltschaft, trotz der höheren politischen und sozialen Bedeutung jener, ausgenommen in England, aufgesogen wird. Die Aufgaben der Advokatur bleiben aber bestehen und sind von ihrer Erbin, der Rechtsanwaltschaft, zu erfüllen. Bei Untersuchung der Frage, wie das am Besten zu geschehen hat, soll am Schluß dieser Arbeit (D) den deutschen Verhältnissen eine besondere Berücksichtigung zu Theil werden.

---

*) Das erste Heft enthält die gestellten Fragen und Allgemeines. Der Titel lautet: „Fédération des avocats belges. Bulletin du congrès international des avocats. Bruxelles—août 1897. Exposé—Questionaire—Premiers résultats. Die übrigen Hefte enthalten die Beantwortung des Fragebogens. Réponses au questionnaire. Bruxelles 1897. Es wurden ausgegeben je ein Heft über die Antworten aus: Belgien, Deutschland, England, Frankreich, Griechenland, Holland, Luxemburg, Oesterreich, Serbien, Spanien, die Türkei und Ungarn. Die drei skandinavischen Reiche sind in einem Heft vereinigt.

**) Vom 25. Juli und 1. August 1897.

***) Pezold: Ueber Verleihung des Armenrechts in der Schweiz. Malcolm: De quelques différences entre le Barreau anglais et les Barreaux français et belges. Compte rendu Bruxelles 1897. S. 58—63, bezw. 215—232. Dieser Rechenschaftsbericht (Compte rendu) bildet mit den in voriger Note erwähnten Publikationen ein Ganzes.

†) Da sich diese Arbeit zur Zeit des Erscheinens der Festnummer der „Kosmodike“ zum Heidelberger Anwaltstag bereits in Händen der Redaktion befand, so konnten die darin veröffentlichten Aufsätze hier nicht mehr berücksichtigt werden.

A. Begriffsbestimmung.

Das trennende Moment zwischen der Advokatur und der Rechtsanwaltschaft bildet die Verbindung mit der Prokuratur. Diejenigen Advokaten, welche gleichzeitig Prokuratoren sind, sollen daher im Gegensatz zu den Advokaten als Rechtsanwälte bezeichnet werden. Der Sprachgebrauch macht zwischen Advokat, Anwalt, Rechtsanwalt keinen Unterschied. Man unterscheidet wohl zwischen Advokat, der die Parteirechte vor Gericht ausführt, und Prokurator, dem gerichtlichen Stellvertreter der Partei. Aber als Advokat wird sowohl derjenige bezeichnet, der die Prokuratur nicht ausübt, als auch wer beide Funktionen in sich vereinigt. In einer Reihe von Staaten wird offiziell Letzterer Advokat genannt. Dagegen bezeichnete man vor 1879 in den Rheinlanden, Hannover und Braunschweig als Advokaten den, der diese Funktion allein versah, mithin nicht Prokurator war, Anwalt entsprach in den Rheinlanden dem Avoué. Da aber die Anwälte dort gleichzeitig Advokaten waren, so hießen sie: Advokat-Anwälte, in Hannover und Braunschweig Gerichtsanwälte. Im Jahre 1879 wurde für die Advokat-Anwälte, Gerichtsanwälte der Ausdruck Rechtsanwälte offiziell. Es ist also Rechtsanwalt, wer beide Stellungen gleichzeitig inne hat. Da nun die Trennung von der Prokuratur der Advokatur einen wesentlich anderen Charakter aufzwingt, so erscheint, um dies richtig zu erfassen, dringend geboten, die Ausdrücke Advokat und Rechtsanwalt strenge auseinander zu halten.

Der juristische Charakter der Advokatur wird bestimmt durch das Verhältniß des Advokaten zu seinem Klienten. Dasselbe ist ein reines Schutzverhältniß. Daraus ergeben sich eine Reihe von Konsequenzen, die wir in der Folge des Nähern kennen lernen werden, insbesondere die prinzipielle Unentgeltlichkeit der Dienstleistungen des Advokaten, die Unvereinbarkeit seiner Berufsausübung mit Mandaten zur Grundlage habenden Geschäften, die hohe politische und soziale Stellung und eine Reihe von Handlungen, welche den Schutz der Persönlichkeit zum Gegenstand haben.

Auch die Rechtsanwaltschaft ist kein Mandat im eigentlichen Sinne. Der Rechtsanwalt ist bei Ausübung seiner proprozessualen Funktionen nicht von dem Willen der Partei abhängig. Es steht völlig in seinem Ermessen, wie er den Prozeß führen

und welche Akte er in demselben vornehmen will. Allein die Idee des Schutzverhältnisses, das die gesammte Berufsthätigkeit des Advokaten regiert, tritt beim Rechtsanwalt in den Hintergrund, und darum fällt auch das Prinzip der Unentgeltlichkeit für seine Leistungen fort. Der Gesichtspunkt des Erwerbs tritt mehr hervor. Es ist demnach auch die *Freiheit des Advokaten* etwas ganz Anderes als die des *Rechtsanwalts*. Jene bezieht sich auf die politische Stellung, die Aufnahme in den Beruf,*) die Ausbildung der gesammten heranwachsenden Juristengeneration, also nicht der angehenden Advokaten allein. Die Thätigkeit des Advokaten greift über seinen eigentlichen Beruf hinaus, während der Rechtsanwalt auf diesen beschränkt ist und im politischen Leben keine besondere Stellung einnimmt.**) Die Freiheit des Rechtsanwalts bezieht sich nur auf die Ausübung der Praxis und eine gewisse Autonomie.

Eine *Advokatur* besitzen nur: *England*, *Frankreich*, *Belgien* und *Spanien*. In *Italien* und *Holland* giebt es zwar Advokaten, allein, da dort die Verbindung mit der Prokuratur eine fakultative ist, haben sie wenig zu bedeuten und erscheint die Rechtsanwaltschaft als das Vollkommenere. In den übrigen *Kulturstaaten* ist diese Vereinigung obligatorisch, und giebt es

*) Man drückt dies in Frankreich mit der Phrase aus: „L'ordre est maitre souverain de son tableau."

**) Es sei gestattet, hier die von *Lorenz von Stein*: Gegenwart und Zukunft der Rechts- und Staatswissenschaft in Deutschland. Stuttgart 1876, S. 38 und 39 in Bezug auf den deutschen Rechtsanwalt im Vergleich zum englischen und französischen Advokaten gemachten Aeußerungen anzuführen: „Die Gemeinsamkeit des deutschen Advokatenstandes besteht höchstens in dem Bewußtsein der gleichartigen Funktion und Stellung, aber nicht in dem, worin sie eigentlich bestehen sollte, *in der Gemeinsamkeit des Gefühls, das Recht des eigenen Volkes zu vertreten und weiter zu bilden*. Dem Advokaten in Deutschland fehlt dadurch das, was den Advokaten in Frankreich und England so stark und so stolz macht, das Bewußtsein, nicht bloß ein Anwalt in Rechts- und Geschäftsfragen des Einzelnen, sondern zugleich ein Träger der Rechtsbildung seiner Nation zu sein, in der Mitte des Rechtslebens des Ganzen zu stehen, mit der Mühe und dem Ernst der Sache auch in ihr Ruhe und Befriedigung zu finden, für sie mit Einsetzung aller Kraft wirken zu können. Auch unser Advokatenstand ist ein örtlicher, *ihm fehlt das Bewußtsein der wahren höhern Bedeutung seines Standes*, er ist Kläger und Beklagter, Vormund und Geschäftsmann, aber *er hat im Rechtsleben Deutschlands keine Initiative*. Er ist gänzlich in den Hintergrund gedrängt durch die theoretische Literatur, er ist ihr gegenüber völlig wort und machtlos geworden, und in dem Gefühle, daß dem so ist, ist er im Begriffe, *von einem Beruf zu einem Geschäft herabzusinken*." Im Original ist das hier gesperrt Gedruckte nicht hervorgehoben.

daher in denselben auch keine Advokaten, sondern Rechtsanwälte. Jedoch ist auch in Frankreich und Belgien die Trennung keine vollständige. Dort giebt es am Kassationshof nur Rechtsanwälte, welchen allerdings von Napoleon der Titel: Advokaten verliehen wurde und die auch in Einzelheiten von den Avoués abweichen. Ferner fungiren an den vierzehn kleinsten Tribunalen Belgiens Rechtsanwälte und haben in Frankreich die Avoués an den Gerichten, an deren Sitz sich keine Advokaten befinden, die Plaidirbefugniß, welche ihnen von Jahr zu Jahr verliehen wird.

Zu erwähnen ist noch, daß in England, im Gegensatz zu den anderen Eingangs erwähnten Staaten, der Prokurator nicht dominus litis ist. Auch kann der Advokat dort für die Partei handeln, was hier gleichfalls unzulässig erscheint.

B. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche.

I. Gemeinsame.

1. Mit der Berufsausübung vereinbare Thätigkeiten.

Welche Thätigkeiten mit dem Beruf des Advokaten bezw. des Rechtsanwalts vereinbar sind, welche nicht, ist schon lange Gegenstand des Streites. Die in den verschiedenen Staaten hierüber bestehenden Anschauungen sind sehr mannigfaltig. Bald soll der Advokat bezw. Rechtsanwalt auf die Ausübung seines Berufes beschränkt, bald soll ihm ein geringerer, bald ein größerer Kreis von Geschäften verstattet sein. Die Anschauungen wechseln in den einzelnen Staaten und Provinzen, ja sogar zwischen den Städten eines und desselben Landes bestehen bezüglich der Frage der „Inkomplabilität" verschiedene Meinungen.

Am reinsten ist die Advokatur in Paris,*) indem dort sich die Angehörigen dieses Berufes auf Grund einer Jahrhunderte alten Tradition auf Konsultationen und Plaidoyerie beschränken und aller Geld- und Rechnungsgeschäfte sich enthalten. Aber schon in den französischen Departements und mehr noch in Belgien und Spanien herrschen bezüglich dieser Frage weniger strenge

*) Welch' schwere Nachtheile dieses für die Ehrenhaftigkeit des Advokatenstandes mit sich bringen kann und wie begründet das in der französischen Advokatur bestehende Verbot ist, derartige Stellungen einzunehmen, zeigt der Gründerprozeß Hooley, welcher im Sommer 1897 in London verhandelt wurde, und wobei allerhand unlautere Manipulationen von Barristern zu Tage kamen.



Grundsätze, indem sich dort die Advokaten mit Konkursverwaltungen und Liquidationen befassen. Auch in England beschränken sich die Advokaten nicht auf Konsultationen und Plaidoyerie. Dieselben redigiren dort auch Verträge und Testamente und fungiren als Direktoren und Verwaltungsräthe von Aktiengesellschaften.*) Auf der anderen Seite ist die Etiquette der englischen Advokaten (Barrister) eine so strenge, daß der Parteiverkehr nur in Beisein des Prokurators (Attorney oder Sallicitor) zulässig ist und der Barrister von diesem das Honorar ausbezahlt erhält.

Bei den Rechtsanwälten ist der Kreis der ihnen verstatteten Nebengeschäfte ein großer und, da der Gesichtspunkt des Erwerbs hier schärfer hervortritt, sind bei diesem Berufe die Anschauungen in unserer Frage laxere. Am strengsten scheint hier Griechenland zu sein, indem der Rechtsanwaltsberuf mit allen öffentlichen, kirchlichen und militärischen Aemtern sowie mit Handelsgeschäften unvereinbar ist. Ein von dem Deputirten Philaletes mehrfach umgearbeiteter und von diesem wiederholt (zuletzt am 7. März 1897) der Deputirtenkommer vorgelegter Entwurf geht noch weiter, indem er sogar die Stellung eines Universitätsprofessors und eines Deputirten mit jenem für unvereinbar erklärte. Reformbestrebungen bezüglich der Einengung der mit der Rechtsanwaltschaft vereinbaren Thätigkeiten werden noch aus Portugal und Genf berichtet. Dort soll die Rechtsanwaltschaft mit allen öffentlichen Aemtern und der Leitung von Handelsgesellschaften unvereinbar sein. Der Genfer Bericht äußerte sich ähnlich, nur will dieser die Professur und den Gemeindedienst ausnehmen.

Einem Handels- und Agenturgeschäft nähert sich die Rechtsanwaltschaft in einigen Schweizer Kantonen und in Nordamerika, wie denn überhaupt die Demokratie einer noblen Berufsauffassung nicht günstig ist. „Grace à l'allure commerciale de leur vie judiciaire“, heißt es in dem Bericht, „les Americains ignorent les multiples questions d'étiquette et d'usages parfait si delicates, qui nous préoccupent.“

Eine Verbindung mit dem Amt des Notars besteht in dem größten Theile von Deutschland, den drei skandinavischen

*) Vgl. über diese Frage: v. Weinrich: Die Trennung des Notariats von der Rechtsanwaltschaft und die Errichtung eines Reichsnotariats. Archiv für öffentliches Recht XII. S. 405 ff.; daselbst auch Literatur 415 f. In dem aus Deutschland vorliegenden Berichte äußert sich Rausnitz gegen diesen Mißstand.

Reichen, der Mehrzahl der Schweizer Kantone und in Nordamerika, was in gleichem Maße für das Notariat wie für die Rechtsanwaltschaft verderblich ist. Bei dieser ungesunden Verkoppelung kann weder der eine noch der andere der beiden Berufe gedeihen.*)

2. Trennung nach Gerichten und Klassirung.

Bezüglich der Advokaten besteht eine solche in Belgien, wo die bei den Tribunalen zugelassenen nicht bei den Appellhöfen und dem Kassationshofe plaidiren dürfen. Die innerhalb der belgischen Advokatur in jüngster Zeit hervorgetretenen Reformbestrebungen sind jedoch auf Beseitigung dieser Beschränkungen gerichtet.**) In Spanien ist es den Advokaten nur vor den Gerichten zu verhandeln gestattet, welche sich am Sitze ihres Barreaus befinden, was jedoch dadurch umgangen wird, daß ein Advokat häufig mehreren Barreaus angehört. Zu erwähnen sind noch die geistlichen Gerichte, welche in Ehesachen und in Verbrechen gegen die katholische Kirche entscheiden. Vor diesen dürfen nur katholische Advokaten plaidiren, und es muß in diesem Falle der Advokat schwören, daß er die ihm durch die Kirchengesetze auferlegten Verpflichtungen getreulich erfülle.

Eine Klassirung der Advokaten kennt auch England. So unterscheidet man: Common law und Chancery barristers, je nachdem sie vor den Gerichtshöfen des gemeinen Rechts oder vor dem Kanzleigerichtshof auftreten. Außerdem giebt es noch nach verschiedenen anderen Gerichtshöfen benannte Barristers, wie admiralty and divorce court, criminal und parlamentary barristers. Die Chancery barristers theilen sich in die plaidirenden Advokaten und conveyancers, welche Verträge und Testamente aufsetzen. Gewisse Chancery barristers: leaders fungiren nur an bestimmten Kammern des Kanzleigerichtshofes. Diese verschiedenen Klassen begründen keinen Rangunterschied. Ein solcher findet sich zwischen den Räthen der Königin (Queen Counsels) und den gewöhnlichen Advokaten (Outer barristers). Neben diesen giebt es noch Counsels mit dem Recht des Vortritts vor den Outer barristers.

*) Es sind deren drei, nämlich in Brüssel, Gent und Lüttich.

**) Orde des avocats à la Cour d'appel de Bruxelles, Reformes professionelles. Rapport de la commission du conseil de l'ordre. Bruxelles 1894. Vorschlag von La Fontaine und Schönfeld. S. 15: Entwurf des Ehrenraths. S. 26 und 43.



In Italien und Deutschland bestehen Beschränkungen nur bezüglich der Prokuratur, indem die Rechtsanwälte nur bei denjenigen Gerichten, bei welchen sie als Prokuratoren zugelassen sind, diese Funktion auszuüben befugt sind, dagegen können sie als Advokaten vor allen Gerichten plaidiren. In Deutschland und Italien besitzen in Zivilsachen die beim Reichsgericht bezw. den Kassationshöfen*) zugelassenen Rechtsanwälte ein Privilegium auch für die Plaidoyerie. In Frankreich, Belgien und Spanien sind die Prokuratoren streng nach Gerichten geschieden.

Eine strenge Scheidung nach Gerichten besteht in Griechenland. Ein Rechtsanwalt am Kassationshof muß als solcher vorher drei Jahre beim Appellhof und ein Rechtsanwalt beim Appellhof drei Jahre bei einem Kollegialgericht I. Instanz thätig gewesen sein. Wer acht Jahre bei einem Kollegialgericht I. Instanz die Rechtsanwaltschaft ausgeübt hat, kann ohne das Durchgangsstadium des Appellhofes gleich beim Kassationshof zugelassen werden. Außerdem giebt es noch besondere Rechtsanwälte für die Friedens-, Handels- und Verwaltungsgerichte.

Außer, daß wie hier, auch in Norwegen und Dänemark die Zulassung bei den oberen Gerichten eine mehrjährige Praxis als Rechtsanwalt bei den unteren zur Voraussetzung hat, besteht in den beiden zuletzt genannten Staaten für obere und untere Gerichte ein verschiedenes Examen, und können diejenigen, welche zwar das Examen für die oberen Gerichte abgelegt, aber ein ungünstiges Prädikat erhalten haben, nicht vor diesem auftreten. Anders, wie in Griechenland, können in beiden nordischen Reichen die bei den oberen Gerichten zugelassenen Rechtsanwälte auch bei den nicht in derselben Stadt befindlichen unteren fungiren. Indeß besteht eine große Unzufriedenheit mit dieser Einrichtung, und in Norwegen haben die Rechtsanwälte einen Entwurf auf Ausgestaltung der Rechtsanwaltschaft nach deutschem Muster ausgearbeitet. In Rußland unterscheidet man vereidete und nicht vereidete Rechtsanwälte. Nur die ersteren können vor den oberen Gerichten plaidiren. Nicht unerwähnt soll hier der Vorschlag des Franzosen Philippert bleiben, wonach neben dem eigentlichen Barreau noch eine zweite Klasse von Advokaten oder von Rechtsanwälten für die unteren Gerichte be-

*) Dieselben befinden sich in Rom, Florenz und Neapel.



stehen soll, welche weniger strengen Grundsätzen bezüglich des Nachweises ihrer Befähigung und Berufsausübung unterworfen wäre, als die erste Klasse.

In Serbien treten die Rechtsanwälte nur vor den Gerichten I. Instanz, nicht aber vor dem Appellhof auf.*)

3. Freiheit der Praxis.

Man versteht darunter ein Doppeltes, daß entweder Jedermann die Rechtsanwaltschaft ausüben darf, oder daß dies nur demjenigen gestattet wird, der einen Befähigungsnachweis hierfür erbracht hat. Eine Freiheit der Rechtsanwaltspraxis im ersten Sinne besteht in nachfolgenden Schweizer Kantonen: Unterwalden, Schwyz, Glarus, Zug, Basel (Stadt und Land), Schaffhausen, Appenzell (Außerrhoden), Graubündten und St. Gallen, wo übrigens ein Entwurf auf Einführung einer juristisch vorgebildeten Rechtsanwaltschaft vorliegt. In diesen Kantonen genügt zur Ausübung der Rechtsanwaltschaft der Besitz des Aktivbürgerrechts. Bis in die neueste Zeit war dies auch in Zürich der Fall. Das Gesetz von 1898 verlangt jedoch den Nachweis einer juristischen Vorbildung. Dagegen wird in allen anderen Saaten eine theoretische und praktische Vorbildung oder die eine oder andere verlangt. Die Zahl der Advokaten bezw. Rechtsanwälte ist nirgends beschränkt und hatten alle in dieser Hinsicht hervorgetretenen Bestrebungen keinen Erfolg.**) Wer die vom Gesetze geforderten Eigenschaften besitzt, muß zur Rechtsanwaltschaft zugelassen werden. Die Freiheit der Praxis ist ein Axiom des internationalen Rechtsanwaltsrechtes. Bei der Advokatur hängt dies von dem Ermessen des Ehrenraths ab (s. vor). In einigen Staaten giebt es jedoch Ausnahmen für obere Gerichte. In Deutschland hängt die

*) Dies klingt so unglaublich, daß es geboten erscheint, die einschlägigen Stellen im französischen Text hier wiederzugeben: „Les avocats, comme représentants en justice, ne functionnent qu'auprès des tribunaux de première instance ..... Les affaires portées devant la Cour d'appel, aussi qus les causes arivées devant la Cour de Cassation sont jugées sans présence des parties: aussi les avocats n'ont ils à y jouer aucun rôle. Réponse au Questionnaire (Serbie) S. 3. Das hier Hervorgehobene, ist dies nicht im Original.

**) Dies gilt für Deutschland von dem Vorschlage des preußischen Justizministers, für Belgien von dem Vorschlag Jaquet: Réformes professionelles S. 10 u. 37. Befürwortet wird der numerus clausus noch von dem Griechen Philanetes und einigen dänischen Rechtsanwälten.



Zulassung als Rechtsanwalt beim Reichsgericht, in Italien bei den Kassationshöfen und in Griechenland bei dem Kassations- bezw. Appellhofe von dem guten Willen dieser Gerichte bezw. Höfe ab.

Dagegen besteht der numerus clausus bezüglich der Avoués in Frankreich und Belgien. In Frankreich sind übrigens noch deren Stellen käuflich.

4. Disziplin.

Mit Ausnahme derjenigen Schweizer-Kantone, in denen die Ausübung der Advokatur von dem Erwerb des Aktivbürgerrechts abhängt (3), und der Vereinigten Staaten von Amerika unterstehen in allen Kulturstaaten die Advokaten bezw. die Rechtsanwälte einer Disziplinargewalt. Diese wird in England durch die Innungen, in Belgien, Deutschland, Frankreich, im Kanton Genf, Holland, Italien, Japan, Luxemburg, Portugal, Oesterreich, Spanien und in Konstantinopel in I. Instanz durch einen aus Advokaten (Rechtsanwälten) gebildeten Ehrenrath, in II. Instanz durch das Gericht ausgeübt. In Deutschland werden in der Berufungsinstanz, als welche das Reichsgericht fungirt, bei demselben zugelassene Rechtsanwälte zugezogen. In Holland und Italien unterstehen die Rechtsanwälte als Advokaten der Disziplinargewalt ihres Ehrenrathes und als Prokuratoren den Gerichten, ein Mißstand, der mit Recht getadelt wird. In Rußland besitzen nur die vereideten Rechtsanwälte in St. Petersburg, Moskau und Charkow einen Ehrenrath, nicht aber die an anderen Orten des Reichs wohnhaften. Diese unterstehen in disziplinarer Hinsicht, wie die nicht vereideten, den Gerichten.

Zu bemerken ist noch, daß nach einem Entwurf des Ehrenrathes des Brüsseler Barreaus vom Jahre 1894, ein aus Advokaten bestehender Gerichtshof als Berufungsinstanz in Disziplinarsachen in Belgien eingeführt werden soll.

5. Vereinswesen.

Da, wie im Laufe der Darstellung gezeigt werden wird, dem Vereinswesen für die Stellung des Advokaten und des Rechtsanwalts eine sehr große Bedeutung zukommt (B. I. 6), so erscheint es geboten, desselben an dieser Stelle zu gedenken. Da kommen zunächst die über ganze Staaten sich ausdehnenden

Advokaten bezw. Rechtsanwaltsvereine in Betracht. Solche bestehen in Belgien (Fédération des avocats belges), welche den internationalen Advokatenkongreß berief (s. Einleitung), Dänemark, Deutschland (Deutscher Anwaltsverein), Griechenland, Oesterreich, Ungarn und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Neben diesen bestehen noch in Dänemark und Deutschland Unterstützungs- und Hilfskassen für bedürftige Rechtsanwälte und Wittwen und Waisen von solchen, Einrichtungen, denen namentlich in sozialer Hinsicht für die Hebung des Standes eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zukommt. Außerdem giebt es noch in verschiedenen Städten Advokaten- und Rechtsanwaltsvereine. In Deutschland gehören dahin die in fast allen Großstädten bestehenden Anwaltsvereine, le jeune Barreau zu Brüssel, Antwerpen und anderen Städten Belgiens, von denen namentlich das Brüsseler jeune Barreau einen großen politischen Einfluß ausübt (B. II.), weiter verdienen hier Erwähnung der Rechtsanwaltsverein zu New York, der ein eigenes Haus mit Klublokalitäten und eine sehr große Bibliothek besitzt, endlich die: „Associaçao dos Advogados“ in Lissabon, auf deren Einladung*) im Jahre 1897 die internationale kriminalistische Vereinigung dortselbst tagte.

Die englischen Juristeninnungen, die Konferenzen- und Armenbureaus Frankreichs und Belgiens, die Kolonnen in Paris, in Belgien: die Comités de défense des enfants traduits en justice sind, wenigstens zur Zeit noch, besondere Einrichtungen der Advokatur, und werden dort (B. II, 1) einer näheren Besprechung unterzogen werden.

6. Internationale Beziehungen.

Eine große Bedeutung dürfte dem Vereinswesen für die internationalen Beziehungen der Advokatur und der Rechtsanwaltschaft zukommen. Dieselben stecken freilich noch in den Kinderschuhen, obgleich sie geradezu unentbehrlich sind. Das Verkehrswesen hat in jüngster Zeit eine bisher unbekannte internationale Bedeutung erlangt, und die Fragen des internationalen Rechts mehren sich von Tag zu Tag. Stellen, in denen sich die ein Land berührenden internationalen Fragen konzentriren, erscheinen mithin Bedürfniß. Bis jetzt hat sich die private Initiative der Sache bemächtigt

*) Mittheilungen der J. K. V. V. 277.



und wurden internationale Rechtsbureaus behufs Konsultation für Ausländer über inländische Rechtsfragen, Besorgung von deren im Inlande zu führenden Prozesse und Erledigung verschiedener internationaler Rechtsangelegenheiten in England, Frankreich, Italien und Nordamerika eingerichtet. Im Deutschen Reiche sind solche Bureaus im Entstehen begriffen. Sie besitzen in der Zeitschrift „Kosmodike“*) ein eigenes Organ. Solche internationalen Rechtsbureaus, welchen dann auch noch die Regelung der gegenseitigen Beziehungen der Advokatur bezw. Rechtsanwaltschaft der verschiedenen Länder obliegen würden, sollen durch die Advokatur bezw. Rechtsanwaltschaft selbst eingerichtet werden. Es lagen in dieser Hinsicht dem Advokatenkongreß Vorschläge aus Deutschland, Frankreich, Spanien und Belgien vor. Die Nothwendigkeit solcher Bureaus wurde in den Berichten und im Kongreß allgemein anerkannt. Vorzugsweise hatten sich diese mit Auskunftsertheilung über die Gesetzgebung und Rechtsprechung des Staates ihres jeweiligen Sitzes, vielleicht auch noch mit der Besorgung des Armenrechts für Ausländer, nicht aber mit der Bezeichnung von Spezialisten für einzelne Rechtsfragen und Vermittelung von Prozessen zu befassen. Greifbare Gestalt haben bis jetzt alle diese Vorschläge nicht angenommen, da über die Einzelheiten der Ausführung die Meinungen noch nicht geklärt sind. Uebereinstimmung besteht nur über das Prinzip. Nicht unerwähnt darf jedoch der Beschluß des Kongresses bleiben, weil derselbe möglicher Weise den Ausgangspunkt für die internationalen Beziehungen der Advokatur bezw. Rechtsanwaltschaft wird.

Derselbe lautet folgendermaßen:**)

„1) Es wird die Einsetzung eines Komitees zum Zwecke der Vorbereitung des nächsten internationalen Advokaten-Kongresses beschlossen, indem den auf dem Kongreß zu Brüssel entwickelten Ideen Folge gegeben wird. Das Komitee wird ein Blatt (bulletin) herausgeben, in welchem es seine Studien und Entwürfe sowie die von Seiten der Theilnehmer des Kongresses zu Brüssel und von solchen, welche sich für die Sache interessiren, ihm gegenüber gemachten Bemerkungen veröffentlicht.

*) Zeitschrift für internationalen Rechtsverkehr. Frankfurt a. M. und Paris. Erster und zweiter Jahrgang 1898 und 1899.

**) Vergl. dazu meinen in Note 1 angeführten Bericht a. a. O. S. 256.



2) Das permanente Komitee hat seinen ständigen Sitz in Brüssel.

3) Das Komitee wird den Ort für den nächsten Advokatenkongreß bestimmen."

7. Die Frauenfrage.

Wie die auf Regelung der internationalen Beziehungen der Advokatur (Rechtsanwaltschaft) gerichteten Bestrebungen, so muß auch die Frage, ob diese Berufe der Frau eröffnet werden sollen*), als ein Ergebniß der neuesten sozialen Entwickelung angesehen werden. Erfolglose Versuche, Frauen zur Advokatur bezw. Rechtsanwaltschaft zuzulassen, wurden in Rußland, Italien und Belgien gemacht. In Rußland wurde die Sache vor den Kaiser gebracht, der durch ein Ukas vom 9. Januar 1876 bestimmte, daß die Ausschließung der Frauen vom öffentlichen Dienst sich auch auf die Rechtsanwaltschaft erstrecken soll. Aehnliche Erwägungen führten im Jahre 1883 den Kassationshof zu Florenz dahin, den Frauen den Zutritt zur Advokatur zu versagen, er hob u. A. hervor, daß, wenn man Frauen die Advokatur eröffne, ihnen den Zutritt zum Richteramt gewähren müsse. Im Jahre 1889 hat sich auch der belgische Kassationshof im gleichen Sinne ausgesprochen, während sich die vom Brüsseler Barreau zur Einführung von Reformen eingesetzte Kommission für die Zulassung weiblicher Advokaten erklärte**), ohne daß bis jetzt diesen Beschlüssen Folge gegeben wäre. Auch in Norwegen wird zur Zeit die Frage einer weiblichen Rechtsanwaltschaft erwogen. Mehr Erfolg haben dagegen diese Bestrebungen in Nordamerika, Rumänien, Schweden und dem Kanton Zürich. In Nordamerika sind zum Theil nach einem langen Kampfe, insbesondere in den Neu-England-Staaten, die Frauen mit ihren Ansprüchen auf Zulassung zur Rechtsanwaltschaft, seit 1879 selbst beim obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten in Washington, fast überall durchgedrungen. Im Westen wurden weiblichen Rechtsanwälten niemals Schwierigkeiten bereitet.***) In Rumänien sind seit 1893 und im Kanton Zürich seit 1898 durch Gesetz den Frauen die Rechtsanwaltschaft eröffnet. In Schweden existirt seit 1898 ein weiblicher Rechtsanwalt, und in ebendiesem Jahre wurde eine Frau, nachdem sie in Paris mit ihrem Anliegen ab-

*) Ostrogorski: Die Frau im öffentlichen Recht (Uebersetzung von Maria Steinitz). Leipzig 1897. S. 139 ff. Anna Mackenroth: Weibliche Advokaten. „Kosmodike" 1898 (Juliheft).

**) Réformes professionelles. S. 41.

***) Ostrogorski a. a. O. S. 154 ff.



gewiesen worden war, in einer französischen Provinzialstadt zur Advokatur zugelassen.*)

Ob es sich de lege ferenda empfiehlt, den Frauen die Advokatur oder Rechtsanwaltschaft einzuräumen, ist doch recht zweifelhaft. Jedenfalls widerstreben weibliche Advokaten (Rechtsanwälte) unserem natürlichen Gefühl, und daß in der That hier die Natur eine Schranke setzt, zeigt der Umstand, daß der Zudrang von Frauen zum Studium der Jurisprudenz ein äußerst geringer ist, und weibliche Advokaten (Rechtsanwälte) auch da, wo es gesetzlich zulässig ist, wenigstens in Europa, Ausnahmeerscheinungen sind. In Amerika, wo die Rechtsanwaltschaft zu einem Gewerbe herabgesunken ist und allerhand ungesunde Bestrebungen in die Halme schießen, scheinen weibliche Parteivertreter häufiger vorzukommen. Indeß zum Richteramt, speziell zum Geschworenendienst, werden seit 1887 Frauen auch dort nicht mehr zugelassen.**)

8. Ausbildung.

Als Vorbedingung für die Zulassung zur Advokatur bezw. Rechtsanwaltschaft wird in den meisten Staaten Universitätsbildung verlangt. Doch sehen auch manche hiervon ab. Dies gilt zunächst für Nordamerika, wo man eine zweijährige Beschäftigung bei einem Rechtsanwalt (lawyer, auch attorney oder councellor) als genügend ansieht. In den oben (3) erwähnten Schweizer Kantonen wird nicht einmal dies verlangt. In Schweden, wo die Rechtsanwälte durch die Gerichte gewählt werden, bedarf es gesetzlich weder einer theoretischen noch praktischen Vorbildung. Doch besteht dort die Sitte, daß in der Regel nur gewählt wird, wer Vorstudien gemacht und bei Gerichten oder Rechtsanwälten praktisch gearbeitet hat. Nur praktische Vorbildung verlangt außer Amerika bis 1899 noch Bulgarien***).

In England erfolgt die Ausbildung in den Innungen. Neben den Vorlesungen besucht der Kandidat das Kabinet eines Barristers, und nach Absolvirung von zwölf Mahlzeiten, welche auf drei Jahre vertheilt sind, hat er ein Examen über englisches Recht vor dem

*) Anna Mackenroth a. a. O.

**) Vordem waren übrigens weibliche Geschworene selbst in Amerika Gegenstand des Spottes. Ein damals erschienenes Pasquill sagte:
„Kindchen, Kindchen, weine nicht,
Deine Mutter sitzt mit im Schwurgericht."
Ostrogorski a. a. O. S. 137. Note 1.

***) Dies ist seitdem geändert, indem auch hier Universitätsbildung verlangt wird. Schichmanew in der Kosmodike. II. 228.

Council of legal education abzulegen. Für die Prokuratoren (Attorney, Sollicitor) besteht das Lehrlingswesen, verbunden mit Prüfungen vor der Incorparted Law Society. Auch in Kanada arbeitet der angehende Rechtsanwalt neben dem Besuch der Vorlesungen bei einem Angehörigen dieses Berufs. Es bestehen dort juristische Examina.

In Dänemark, Deutschland, Griechenland, Japan, Luxemburg, Rußland und Ungarn, jetzt auch in Bulgarien, hat der Kandidat nach drei- bis vierjährigem Universitätsstudium vor einer aus Universitätsprofessoren oder Praktikern oder auch aus Beiden zusammengesetzten Kommission eine Staatsprüfung behufs Eintritt in die Vorbereitungspraxis abzulegen. Für die Rechtsanwaltschaft bei den unteren Gerichten ist in Norwegen eine Stage nicht erforderlich. Einige Staaten verlangen den Erwerb akademischer Grade, nämlich Portugal das Baccalaureat, Frankreich, Spanien und die beiden Schweizer Kantone Genf und Waadt das Lizentiat, Belgien und Holland das Doktorat.

Bezüglich der Ausbildung des Rechtsanwalts und der Voraussetzung für die Ausübung dieses Berufes herrscht in der Schweiz die bunteste Mannigfaltigkeit. Von den bereits erwähnten Kantonen abgesehen, verlangen Bern, Freiburg, Aargau, Neuchatel, Wallis und seit 1898 auch Zürich Universitätsstudium und Stage verbunden mit einem Examen. Luzern, Uri, Solothurn, Appenzell (Innerhoden) und Thurgau begnügen sich mit einer nicht sehr schwierigen Prüfung ohne weitere Voraussetzung. Tessin fordert Universitätsstudium und Stage, aber kein Examen.

Die praktische Ausbildung erfolgt in Deutschland, Griechenland, Italien, Japan, Serbien, Ungarn und Bulgarien bei Gerichten und Rechtsanwälten, in den beiden zuletzt genannten Staaten alternativ, woran sich dann ein Staatsexamen reiht. In der Schweiz wird, wo eine Vorbereitungspraxis besteht, meist deren Absolvirung bei einem Rechtsanwalt gefordert.

In den nachfolgenden Staaten fehlt die zweite Staatsprüfung. Und zwar erfolgt in England, Holland, Spanien und Portugal sowie dem Kanton Genf die Zulassung zur Advokatur bezw. Rechtsanwaltschaft ohne weitere Vorbereitungspraxis. In Genf hat man übrigens mit dem Fehlen der Stage sehr üble Erfahrungen gemacht, weshalb man dort deren Einführung beabsichtigt.

In Belgien und Frankreich muß der Advokat drei Jahre

Stageadvokat gewesen sein, bevor er in die Advokatenliste (tableau) eingeschrieben werden kann. Stageadvokat ist nicht gleichbedeutend mit unserm Referendar. Jener ist wirklicher Advokat, hat aber noch nicht alle Rechte eines solchen. Das System der Stageadvokaten besteht auch in Luxemburg. Doch findet hier nach Beendigung der Stage ein Examen statt. Wie aus den Verhandlungen des Kongresses sich ergiebt, ist in Belgien eine auf Einführung eines zweiten Examens bestehende Strömung vorhanden, ohne jedoch bis jetzt allgemeinen Anklang gefunden zu haben.

Besondere Erwähnung verdienen die Verhältnisse in Oesterreich. Vermuthlich um den Zudrang zur Rechtsanwaltschaft einzudämmen und Rechtsanwälten juristisch gebildete Hilfsarbeiter zu verschaffen, dauert dort die Vorbereitungspraxis sieben Jahre. Während der ersten vier Jahre sind drei Examina (Rigorosum) abzulegen, nach deren Bestehen der Doktortitel verliehen wird. Innerhalb der letzten drei Jahre ist dann die „Advokaturs-prüfung" zu machen. Von den ersten vier Jahren sind ein Jahr bei Gerichten und drei bei Rechtsanwälten zu absolviren. In den letzten drei Jahren haben die Kandidaten die Wahl, ob sie bei Gerichten oder Rechtsanwalten arbeiten wollen. Dieselben heißen: Konzipienten. In Deutschland erstrebt ein großer Theil der Rechtsanwaltschaft die Einführung des Konzipiententhums.

Zum Schluß sei noch Rußland erwähnt, wo die vereideten Rechtsanwälte vor ihrer Zulassung fünf Jahre als Hilfsarbeiter thätig gewesen sein müssen. Ferner arbeiten in Frankreich Stageadvokaten zum Zwecke ihrer Ausbildung als Cleres bei Prokuratoren (Avoués).

II. Besonderes.

1. Der Advokatur.

Bereits bei Bestimmung der Begriffe Advokat und Rechtsanwalt und des gegenseitigen Unterschiedes dieser beiden Berufe (A) wurden die Besonderheiten der Advokatur erwähnt. Außerdem habe ich mich in einem im Archiv für öffentliches Recht publizirten Aufsatze speziell mit diesem beschäftigt.*) Doch sollen des Zusammenhangs der Darstellung wegen, sowie um jene Ausführungen zu ergänzen, diese Besonderheiten auch hier besprochen werden.

*) Zur Enquete des preußischen Justizministers betreffend die Freizügigkeit der Rechtsanwaltschaft. Band XI. S. 1 ff., speziell S. 7—11.

a) Das Verhältniß des Advokaten zu seinem Klienten und die daraus sich ergebenden Konsequenzen.

Die Grundidee der Advokatur ist die Annahme eines Schutzverhältnisses zwischen dem Advokaten und seinem Klienten. Daraus ergiebt sich dreierlei: α) Die Unzulässigkeit der Honorarklage; β) Die Immunität; γ) Einrichtungen innerhalb der Advokatur zum Schutze der Armen vor Gericht.

α) Die Unzulässigkeit der Honorarklage.

Daß der Advokat sein Honorar nicht soll einklagen dürfen, ist eine ideale Forderung, die mit der „Noth des Lebens" in Widerspruch steht. Da sie aber der Idee des Schutzverhältnisses allein entspricht und auf ihr das Ansehen des Standes beruht, so wird sie in England und Frankreich mit großer Strenge gehandhabt. Konsequenter ist das Prinzip in England ausgebildet, wo die Gerichte keine Honorarklage annehmen, als in Frankreich, wo dies zwar der Fall, aber das Einklagen mit Streichung von der Liste bestraft wird. In Belgien ist die Honorarklage nur mit Genehmigung des Ehrenraths zulässig. Was Spanien anlangt, so ist diese Klage ohne Weiteres statthaft, wie denn dort die Trennung von der Prokuratur lediglich eine Nachäffung französischer Verhältnisse ist, ohne Verständniß von ihrer Bedeutung.*)

β) Die Immunität.

In England können die Barrister wegen der vor Gericht gethanen Aeußerungen nicht belangt werden. In den übrigen Staaten ist dies zwar zulässig, jedoch besitzen im Allgemeinen die Advokaten vor Gericht eine große Redefreiheit. Auch bildet hier die strenge Standesdisziplin ein starkes Korrektiv.

γ) Einrichtungen zum Schutze der Armen.

Dahin gehören die in Frankreich und Belgien von Advokaten gebildeten Armenbureaus in Zivilsachen und die unentgeltlichen Vertheidigungen. Die Vertheidigungen Mittelloser in Zivil- und Strafsachen dienen der Ausbildung der Stageadvokaten und sind außerordentlich häufig. Nach einer dem Kongreß gemachten Mitthei-

*) Ein interessantes Streiflicht auf die politischen Zustände in Spanien wirft die Diskussion der Frage, ob man einen Minister nach seinem Rücktritt zur Advokatur zulassen soll. Man befürchtet nämlich eine Befangenheit der Richter und ein Ueberlaufen des in die Advokatur eingetretenen Ministers durch das Publikum.



lung hat im Jahre 1895/96 das Armenbureau in Brüssel sich mit 1434 Armensachen beschäftigt. In Strafsachen wurden im gleichen Zeitraum 1274 unentgeltliche Vertheidigungen geführt. Handelt es sich hier um ein angeklagtes Kind, welches das sechzehnte Lebensjahr noch nicht erreicht hat, so geht die Aufgabe des Vertheidigers über die Gerichtsstelle hinaus. In verschiedenen Städten Belgiens haben nämlich die Advokaten Komitees gebildet, welche einem solchen Kinde einen Vertheidiger stellen. Derselbe hat über die persönlichen und sozialen Verhältnisse des Kindes eine eingehende Untersuchung anzustellen. Auf Grund derselben hat der Advokat entweder dessen Rückgabe an die Familie oder die Ueberweisung in eine Zwangserziehungsanstalt zu beantragen. Mag nun das Eine oder Andere beschlossen werden, so bleibt ihm der Vertheidiger stets als eine Art Vormund zur Seite und sorgt dafür, daß es einen Beruf oder ein Handwerk erlerne und ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft werde. In den Jahren 1893—1897 wurden in Brüssel 450 solcher Untersuchungen vorgenommen und zur Zeit des Kongresses 300 Kinder überwacht.*)

b) Die Ausbildung.

Diese unterscheidet sich von der des Rechtsanwalts dadurch, daß die Advokaten den Novizen Unterricht in der Standesmoral und in Seminarien in der advokatorischen Praxis ertheilen. Derselbe erfolgt in England in den Innungen, in Frankreich und Belgien in den Konferenzen und bezüglich der Standespflichten in Frankreich in den Kolonnenversammlungen. Bezüglich der Einzelheiten wird auf meinen Aufsatz im Archiv für öffentliches Recht XI. 9[10] verwiesen. Ergänzend sei beigefügt, daß in den beiden zuletzt genannten Staaten die in den Konferenzen stattfindenden praktischen Uebungen im Plaidiren bereits verhandelter oder fingirter Prozesse bestehen, wo je ein Stageadvokat die Prozeßparteien vertritt und einer als Staatsanwalt fungirt. Nach einer eingehenden Besprechung der Sache erfolgt die Abstimmung der Versammlung. In Spanien fehlt jede praktische Ausbildung (I. 8), ja man hält dort sogar das Stagiren mit der Freiheit der Advokatur für unvereinbar (!).**) In Rußland hat man übrigens, da

*) Näheres in meinem Aufsatz: „Die Einrichtungen zum Schutze angeklagter Kinder in Belgien" in den Mittheilungen der internationalen kriminalistischen Vereinigung. Bd. VII. 176.

**) Colmonares bei den Verhandlungen des Kongresses. Compte rendu. S. 130.



wo die vereideten Rechtsanwälte einen Ehrenrath besitzen, Konferenzen nach französischem Muster eingerichtet, deren Besuch für die Konzipienten obligatorisch ist.

c) Das Verhältniß zum Richteramt.

Die praktische Ausbildung der Richter erfolgt durch Advokaten in den Innungen und Konferenzen und gehen mithin jene prinzipiell aus den Advokaten hervor. In England werden die oberen Richterstellen nur mit Queen Counsels (I. 2) besetzt und in Frankreich und Belgien muß jedes Mitglied eines Kollegialgerichts Stageadvokat gewesen sein. Auch sind dort die Ergänzungsrichter an diesen Gerichten nur Mitglieder des Barreaus.

2. Der Rechtsanwaltschaft.

Als solche Besonderheiten sind der Anwaltszwang und das Gebührenwesen anzusehen. Ferner ist das Verhältniß der Rechtsanwaltschaft zum Richteramt ein anderes als das der Advokatur.

a) Der Anwaltszwang.

In Zivilsachen führt der Advokat nur die Ansprüche der Parteien aus, der Anwalt vertritt sie. Dieser nimmt alle gerichtlichen Handlungen statt der Partei vor, und an ihn ergehen alle gerichtlichen Akte, nicht aber an den Advokaten. Deshalb muß letzterer auch stets einen Anwalt haben. Die Nothwendigkeit, sich vor Gericht durch einen Anwalt vertreten zu lassen, bezeichnet man als Anwaltszwang. Derselbe ist kein Privilegium der Anwälte, sondern existirt in gleichem Interesse des Gerichts wie der Parteien.*) Er besteht nicht überall, so z. B. nicht in England, wo über dessen Fehlen geklagt wird. Der Anwaltszwang existirt in: Belgien, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Holland, Italien, Japan, Luxemburg und Spanien.

b) Honorare und Gebühren.

Da das Verhältniß des Rechtsanwalts zu seiner Partei ein dem bezahlten Mandat (mandat salarié) ähnliches ist**), so hat derselbe ein Recht auf Gebühren bezw. Honorar. Diese sind klagbar und in einigen Ländern tarifirt. Solche Tarife bestehen in: Deutschland, Griechenland, Holland, Rußland,

*) Vergl. hierüber v. Weinrich: Zur Reform der deutschen Rechtsanwaltschaft. Straßburg 1891. S. 47.
**) Vergl. über dieses Verhältniß Archiv XI. 18.

Serbien, den schweizer Kantonen: Appenzell (Innerrhoden), Aargau, Thurgau, Luzern, Schwyz, Waadt und Genf; sodann in Ungarn und der Türkei. Mit Ausnahme von Serbien, Griechenland und der Türkei (hier bei einem Streitwerth von 5000 Piastern) sind Honorarverträge zulässig. In Deutschland und Ungarn müssen dieselben schriftlich abgefaßt sein. In allen übrigen Staaten besteht völlige Honorarfreiheit. Uebrigens geht man in Oesterreich damit um, die Rechtsanwalts-Honorare nach deutschem Muster zu tarifiren.

Eine Eigenthümlichkeit Dänemarks und Norwegens sind die Armenanwälte, welche in allen Fällen, in denen sie Bedürftige vertreten, aus der Staatskasse bezahlt werden. Das Gleiche gilt für die Honorare der Rechtsanwälte, welche im Armenrecht vor dem Schweizer Bundesrath auftreten. Auch einzelne Kantone kennen die Bezahlung von Honoraren in Armensachen aus der Kantons-, Graubündten aus der Gemeindekasse. Im Deutschen Reiche werden die als Offizialvertheidiger fungirenden Rechtsanwälte aus der Staatskasse bezahlt.

c) Das Verhältniß zum Richteramt.

Wohl werden auch Rechtsanwälte zum Richter berufen, aber sie sind nicht die Lehrmeister der künftigen Richter. Seminarien, in denen die Richter durch Rechtsanwälte ausgebildet werden, giebt es nicht. Als eine Remiscenz an die früher bestandene Trennung der Advokatur von der Prokuratur werden in Luxemburg die Stageadvokaten nach Ablegung eines Examens als Richter angestellt, sofern sie nicht Rechtsanwälte werden wollen. In Griechenland bildet die Rechtsanwaltschaft eine Vorstufe für das Richteramt. Wer zwei Jahre Rechtsanwalt gewesen, wird nach Ablegung einer besonderen Prüfung zum Ergänzungsrichter und dann zum Richter ernannt. Rechtsanwälte mit achtjähriger Praxis können zu Staatsanwälten ernannt werden. Außerdem werden in diesen Ländern ältere Rechtsanwälte in höhere Richterstellen berufen. Das Gleiche gilt für Norwegen, wo auch, wie in Dänemark, das Amt des Staatsanwalts durch Rechtsanwälte versehen wird. In Portugal werden gewöhnlich Rechtsanwälte zu stellvertretenden Präsidenten der Handelsgerichte ernannt.

Daß in Nordamerika und der Schweiz häufig Rechtsanwälte in höhere Richterämter gelangen, hängt mit der republikanischen Verfassung dieser Staaten und der Wahl der Richter durch

das Volk zusammen. Für die Schweiz läßt sich aber, namentlich in neuerer Zeit, eine den Juristen feindliche Strömung nicht in Abrede stellen, und kommt es in Folge dessen nicht allzu selten vor, daß da, wo die Wahl der Richter durch das Volk selbst erfolgt, Laien den Berufsjuristen vorgezogen werden.

In den meisten anderen Ländern, da wo die Rechtsanwaltschaft mehr und mehr geschäftliche Allüren annimmt, fehlt jedes engere Band zwischen dieser und dem Richteramt. Insbesondere hört man in Deutschland Klagen über die zunehmende Verschlechterung der zwischen Richtern und Rechtsanwälten bestehenden Beziehungen.

C) Advokatur oder Rechtsanwaltschaft?

Durch das Prinzip der Unklagbarkeit des Honorars wird in der Advokatur ein Geist der Uneigennützigkeit großgezogen, ihre Eigenschaft als Lehrmeister der gesammten heranwachsenden Juristengeneration zwingt die Advokaten mit der Wissenschaft in Fühlung zu bleiben, und die Vortragsübungen in den Konferenzen führen zur Ausbildung der gerichtlichen Redekunst. All diese Dinge bewirken ein innigeres Verhältniß zwischen Richteramt und Advokatur, eine Stärkung der letzteren und einen wirksameren Schutz der Parteirechte. Trotz der bedeutenden Vorrechte, welche die Staatsanwaltschaft in Frankreich und Belgien genießt, kann diese in den beiden eben genannten Staaten wegen des durch das Vorhandensein eines lebenskräftigen Barreaus bestehenden Gegengewichts nicht den Einfluß auf die Rechtsprechung gewinnen, wie in Deutschland.*) Die Erziehung der Richter durch den Advokatenstand ist von günstiger Wirkung auf die Rechtspflege, wie dies ein Vergleich der französischen mit der deutschen Rechtsprechung darthut. Die französische Rechtsprechung steht zwar wegen der Ueberlegenheit der deutschen Universitätsbildung in wissenschaftlicher Hinsicht weit hinter der deutschen, auch nimmt jene es mit dem Gesetzestext nicht genau, ja man kann sogar, ohne auf Widerspruch zu stoßen, behaupten, daß die französische Jurisprudenz und Rechtsliteratur, den code civil vollständig umgewandelt haben,**) allein auf der anderen Seite zeigt

*) Vgl. dazu meinen Aufsatz: Ein Heilmittel für unsere Strafrechtspflege. Preußische Jahrbücher. Bd. 89. S. 27—44 passim.

**) Vgl. über diese Frage die interessanten Ausführungen von Laurent: Cours élémentaire du droit civil. I. Bd. Brüssel u. Paris 1878. S. 82 ff.

sie einen freieren Blick und berücksichtigt mehr die thatsächlichen Verhältnisse und die vielseitigen Gestaltungen des Lebens, wie die deutsche.*) Die Folge davon ist, daß in Frankreich und auch in den Ländern, wo die französische Rechtspflege ihren Einzug hielt, man allgemein mit der Rechtsprechung zufrieden, während im Deutschen Reiche bereits eine ganze Literatur von Klagen über Mängel der Strafrechtspflege vorhanden ist. Mit der Zivil-jurisprodenz ist man auch bei uns im Großen und Ganzen zufrieden.

Bei der Rechtanwaltschaft tritt im Gegensatz zu der Advokatur der Gesichtspunkt des Erwerbs in den Vordergrund. Die Rechtsanwälte beschäftigen sich neben der Prozeßführung in der Regel auch mit der Besorgung fremder Vermögensangelegenheiten. Daß in Folge dessen die Rechtsanwaltschaft gewinnbringender ist als die Advokatur, steht außer Frage. Daher kommt es denn auch, daß trotz der hochbedeutsamen politischen und sozialen Stellung der Advokatur die Rechtsanwälte keineswegs darauf bedacht sind, die einer solchen hinderliche Prokuratur aufzugeben und sich als Advokaten nur mit Konsultationen und Plaidoyerie zu beschäftigen. Rechtsanwälte als Lobredner der Advokatur, wie Prischl,**) Löwenfeld,***) Waskowski†) und Kruse††) sind Ausnahmen. Das Gros der Rechtsanwälte will nichts von einer Trennung wissen, wie das völlige Todtschweigen des mit so großer Emphase vorgetragenen Prischl'schen Vorschlags auf das Deut-

*) Als Beispiel hierfür sei aus der Zivilrechtspflege: Die Ueberspannung des Mündlichkeitsprinzips und aus der Strafrechtspflege der Diebstahl an Elektrizität erwähnt. Während, was jene anlangt, der deutsche Richter nichts berücksichtigen darf, was in den Akten steht, und im Thatbestand ängstlich darauf achten muß, daß ja Alles auch vorgetragen wurde, nimmt es der französische damit nicht genau. Die Advokaten übergeben in Frankreich und auch in Belgien nach Schluß des Plaidoyers die Handakten ihrer Anwälte (Avoués) und wenn sie etwas Wichtiges vergessen haben, so kann es der Richter darin finden. Freilich besteht, um Mißbräuche zu verhüten, in diesen Ländern die Sitte des Aktenmittheilens, was die Prozeßführung ganz ungemein vereinfacht und eine Menge Schreibereien erspart. Voraussetzung hierfür bildet die Diskretion und Ehrenhaftigkeit des Advokatenstandes. Ueber den Diebstahl an Elektrizität existirt in Deutschland eine ganze Literatur. Bald soll derselbe überhaupt keine strafbare Handlung, bald Betrug, bald sogar Sachbeschädigung sein, während die französische Rechtsprechung mit richtigem juristischen Takt in der Wegleitung des elektrischen Stromes die Entziehung eines Vermögenswerthes und damit einen Diebstahl erblickt.

**) Advokatur und Anwaltschaft. Berlin 1888.

***) In den Gutachten aus dem Anwaltstande über die erste Lesung des Entwurfs des Bürgerlichen Gesetzbuches. Berlin 1890. S. 931.

†) Organisation de la profession d'avocat. 2. Theile. St. Petersburg 1893.

††) Richteramt und Advokatur. Leipzig 1897.

lichste beweist. Nur Griechenland, dessen Rechtsanwaltschaft wegen ihrer strengen Theilung nach Gerichten*), der absoluten Beschränkung auf Konsultation und Prozeßführung, sowie wegen ihres Verhältnisses zum Richteramt innerhalb der gesammten Rechtsanwaltschaft am höchsten steht (B. I. 1 u. 2 u. II. 2. c.), nimmt den gegentheiligen Standpunkt ein. Auf Vorschlag des Deputirten Rechtsanwalt Philaretes hat die Kammer einen Entwurf auf Einführung der Advokatur nach französischem Muster in erster und zweiter Lesung angenommen, der dritten Lesung widersetzte sich der Ministerrath**).

Andererseits streben die Advokaten selbst nach Erweiterung ihres Wirkungskreises, wie die Reformbewegung in Belgien darthut. Dort sind eine Reihe von Vorschlägen auf Verbindung der Advokatur und der Prokuratur aufgetaucht.***) Wohl hat die Kommission des Ehrenamts des Brüsseler Barreaus in ihrem Bericht an diesen die Vorschläge verworfen†), allein da das jeune barreau, also die Jugend, besonderen Nachdruck auf die Vereinigung der beiden Berufe legt††), so dürfte dieser wohl die Zukunft gehören. Außerdem wird auch für Brüssel, freilich ohne Erfolg†††), die Uebertragung von Konkursen und Liquidationen an

---

*) Diese Theilung besteht auf dem Gegensatz zwischen factum und jus, indem der Natur der Sache gemäß in der I. Instanz das Thatsächliche, in dem Oberen das rechtliche Moment in den Vordergrund tritt. In jener hat der Anwalt den Prozeß von Anfang an zu instruiren, er wächst unter seiner Hand zu einem Ganzen heran. Es bedarf hier in zahlreichen Dingen eines sehr intensiven Parteiverkehrs und einer mühevollen Untersuchung von Detailfragen, wodurch ein sehr großer Theil der Kraft des Rechtsanwalts verbraucht wird und bleibt ihm in Folge dessen keine Zeit sich wissenschaftlich zu beschäftigen und weiterzubilden, dazu kommt die Thätigkeit nach dem Prozeß: Zwangsvollstreckung, Kostenwesen, Komptabilität. Anders liegen die Dinge bei den oberen Instanzen, wo der Rechtsanwalt den Prozeß als Ganzes überliefert erhält. Die Ergänzungen, die hier in thatsächlicher Hinsicht zu machen sind, sind meist einfacher Natur. Die Prokuratorengeschäfte treten mehr in den Hintergrund, es überwiegt die advokatorische Thätigkeit. Aus diesem Grunde sind die Rechtsanwälte an den oberen Gerichten in besonderem Maße dazu berufen, die der Rechtsanwaltschaft obliegenden Aufgaben der Advokatur (D) zu erfüllen. Vorzugsweise gilt dies bezüglich der praktischen Vorbildung der jungen Juristen in den nach französischem und belgischem Muster einzurichtenden Seminarien (Konferenzen) und des Unterrichts in der Standesmoral. Von den Vorzügen einer solchen Theilung war übrigens schon Gans: Vom Amt der Fürsprecher bei Gericht, Celle 1827 (2. Aufl.), S. 237 ff., überzeugt.

**) Réponse au questionnaire Grèce. S. 7.

***) Réformes professionnelles. S. 9. 672 ff.

†) A. a. O. S. 15 u. Reponse au questionnaire Belgique. S. 38.

††) A. a. O. S. 62.

†††) A. a. O. S. 87.

Advokaten gefordert. In der Provinz besteht sie in Belgien schon längst. Ferner beschäftigen sich in den französischen Departements — Paris bildet eine Ausnahme — die Advokaten gleichfalls mit solchen Geschäften. (B. I. 1). Von der Besorgung fremder Vermögensangelegenheiten ist aber nur ein Schritt zur Prozeßprokuratur.

Dazu kommt, daß die Technik des Zivilprozesses und die Verminderung der Kosten für die Rechtsanwaltschaft sprechen. Dies ist selbstverständlich und bedarf keines Beweises. Es war auch der Hauptgrund, daß der IV. deutsche Juristentag sich gegen die Trennung erklärte.*)

Weiter ist der Zeitgeist gegen die Barreaus. Einerseits beschäftigen sich diese mit einer Funktion, die dem Staate zukommt, und die ihr eigentliches Lebenselement bildet, nämlich die praktische Heranbildung der ganzen juristischen Jugend, andererseits sind sie eine dem Mittelalter entstammende Korporation. Nun strebt man aber die Funktionen des Staates in unserer vom Sozialismus angehauchten Zeit immer mehr auszudehnen und die nivellirende Gegenwart perhorreszirt priviligirte Stände.**) Die Radikalen stellten denn auch in letzter Zeit in der französischen Kammer drei Anträge auf Beseitigung der Barreaus, während sie bezeichnender Weise die „eigentlichen Ausbeuter", die Avoués unbehelligt ließen.***) Diese Anträge wurden übrigens von der Kammer abgelehnt. Alle diese Umstände sind der Justizbureaukratie günstig, welcher es keineswegs wünschenswerth erscheinen kann, daß nicht sie, sondern die Barreaus die Heranbildung der jungen Juristenwelt übernehmen und die Advokatur den Ausgangspunkt für das Richteramt bilde.

Die geschichtliche Entwickelung weist daher auf ein Zurückdrängen der Advokatur durch die Rechtsanwaltschaft hin. Bis zum achtzehnten Jahrhundert bestanden auch in

---

*) Verhandlungen Bd. I. S. 44, Bd. II. S. 294, 320.

**) Bei den Verhandlungen des Kongresses beklagte sich der Pariser Advokat Clunet, daß man die Barreaus in Frankreich vielfach als veraltete Einrichtung betrachte. Compte rendu. S. 129.

***) Weß Geistes Kind übrigens die Antragsteller sind, zeigt folgende Aeußerung eines derselben namens Pontois: „L'avocat pourra, si est a lieu convient, exercer tel metier ou qu'elle profession lui plaira; il pourait être officiellement épicier et avocat à ses moments perdus." Réponses au questionnaire. France. S. 36.



Deutschland Advokatur und Prokuratur als getrennte Berufe. Im Laufe des erwähnten Jahrhunderts hat sich wohl vorzugsweise durch den Einfluß des schriftlichen Verfahrens der Vereinigungsprozeß zur Rechtsanwaltschaft vollzogen.*) In der französischen Revolution gingen die Advokaten und Prokuratoren unter. An ihre Stelle traten: Hommes de loi oder agents d'affaires, welche die Rechtsanwaltschaft nach amerikanischer Art ausübten. Dies führte zu unerquicklichen Zuständen. Die alte Ordnung der Dinge wurde wiederhergestellt. Den Endpunkt der Entwickelung bildete das Dekret vom 14. Dezember 1810, welches die Advokatur in Frankreich und in allen zum Napoleonischen Weltreich gehörigen Gebietstheilen wieder einführte. Die Ordonnanzen von 1822 bildeten sie im Sinne des alten Barreaus nachweisbar aus. Nach Auflösung dieses Reiches begann dann in den von Frankreich abgetrennten Landen ein Kampf der Idee der Rechtsanwaltschaft gegen die der Advokatur, der fast überall Erfolg hatte. Zuerst wurde in den wieder deutsch gewordenen Provinzen in den Jahren 1815 und 1816 die Rechtsanwaltschaft wieder eingeführt, dann folgte 1834 der Kanton Genf. Das Gesetz vom 8. Juni 1874 führte in ganz Italien, wo bis dahin in einigen Gebietstheilen noch die Trennung der Advokatur von der Prokuratur bestanden hatte**), die fakultative Vereinigung beider Berufe ein. 1879 erfolgte diese in Holland und 1885 in Luxemburg. In Belgien wurde die Rechtsanwaltschaft in den Tribunalen III. Klasse (Gerichte mit nur einer Zivilkammer und einem Zuchtpolizeigericht.) 1891 eingeführt. Die auf Vereinigung obiger Berufe, auch an den übrigen Gerichten vorhandenen Bestrebungen wurden bereits erwähnt. Bezüglich Frankreichs ist zu bemerken, daß die für die Ausarbeitung eines neuen code de procedure civile eingesetzte Kommission für die Gerichte I. Instanz die Rechtsanwaltschaft in Vorschlag brachte, während für die Appellhöfe die Advokatur weiter bestehen soll. Von diesen Vereinigungsbestrebungen macht nur das konservative England eine Ausnahme, wo Barrister und Solicitor, nach wie vor unangefochten weiter bestehen.

---

*) In Preußen wurde die Rechtsanwaltschaft durch die Verordnung vom 16. April 1725 eingeführt, welche verfügte, daß keine Prokuratoren mehr angestellt werden sollen.

**) In Italien gab es früher in Piemont und im Kirchenstaat eine Advokatur nach französischem Muster. Prüchl a. a. O. S. 325.

D) Nutzanwendung für die Rechtsanwaltschaft mit besonderer Berücksichtigung deutscher Verhältnisse.

Ist auch, wie im Vorstehenden (C) gezeigt wurde, die Advokatur auf dem größten Theile des europäischen Kontinents und speziell in Deutschland verschwunden; so bleiben dennoch die von ihr zu erfüllenden Aufgaben bestehen und sind auf ihre Erbin, die Rechtsanwaltschaft, übergegangen. Ein Mittel hierzu findet sie in Deutschland in ihrem hochentwickelten Vereinswesen. Wir besitzen nämlich nicht nur einen über das ganze Reich verbreiteten Anwaltsverein, sondern auch in einer Anzahl großer Städte lokale Anwaltsvereine. Diese Letzteren könnten manches leisten, was in Frankreich und Belgien die Advokatur geleistet hat. Als solche Leistungen, wie sie uns der Brüsseler Advokatenkongreß vorgeführt, kämen in Betracht die Heranbildung des juristischen Nachwuchses, unentgeltliche Konsultationsbureaus und Vertheidigung Mittelloser, endlich Einrichtungen zum Schutze angeklagter Kinder.

1. Die Heranbildung des juristischen Nachwuchses durch die Anwaltsvereine.

Das „Jeune Barreau" in Brüssel ist eine rein private Schöpfung. In demselben ertheilen, durchaus freiwillig, ältere Advokaten den Stagiären Unterricht über die Rechte und Pflichten des Advokatenstandes und halten praktische Uebungen im Plaidiren ab. Warum sollten nicht unsere Anwaltsvereine das Gleiche können? Man klagt so sehr über die mangelhafte praktische Vorbildung der Referendare. Diesen Klagen könnte dadurch abgeholfen werden, daß von hervorragenden Rechtsanwälten in den Vereinen an Referendare Vorträge über rechtswissenschaftliche Gegenstände verbunden mit praktischen Uebungen nach französisch-belgischem Vorbild gehalten würden. Die Anwaltsvereine wetteifern mit der Veranstaltung von Vorträgen über das Bürgerliche Gesetzbuch durch Universitätsprofessoren. Wäre es denn nicht möglich, daß, nachdem dasselbe in Fleisch und Blut unserer Juristen übergegangen, die Rechtsanwälte gleich den französischen und belgischen Advokaten die praktischen Lehrmeister des heranwachsenden Juristengeschlechts würden. Das Konzipiententhum genügt allein nicht. Dies bildet

nur den Routinier, nicht den wissenschaftlich gebildeten Praktiker und Gerichtsredner. Auch ist keineswegs eine Garantie dafür vorhanden, daß der Konzipient von seinem Prinzipal in den Standespflichten und in der rechtsanwaltschaftlichen Delikatesse unterrichtet werde. Es steht viel eher zu befürchten, daß seine Arbeitskraft ausgenützt und er dazu gebraucht werde, die Praxis seines Chefs zu erweitern. Dieser so nothwendige Unterricht könnte ebenfalls in den Anwaltsvereinen erfolgen.

2. Die unentgeltlichen Konsultationsbureaus und die Vertheidigung Mitteloser*).

Es haben sich an verschiedenen Orten Deutschlands, vielfach gegen den Willen der Rechtsanwälte, unentgeltliche Konsultationsbureaus aufgethan. Ihr Vorhandensein beweist das Bestehen eines Bedürfnisses. Nicht überall sind dieselben unter sachverständiger Leitung, und es steht zu befürchten, das daraus das Winkelkonsulententhum Nutzen ziehe. Es wäre daher gewiß zu wünschen, wenn die Rechtsanwälte die Sache in die Hand nehmen würden**). Für die Referendare, die hier ähnlich den belgischen Stageadvokaten als Sekretäre fungiren könnten, wäre dies ein vorzügliches Mittel zu ihrer Ausbildung.

Was die Vertheidigung Unbemittelter, denen das Gesetz keinen Offizialvertheidiger zur Seite giebt, anlangt, so wäre es gewiß nicht schwer, wenn sich die Anwaltsvereine derselben annehmen und ihnen einen Vertheidiger stellen würden.

3. Der Schutz angeklagter Kinder.

Auch hier zeigt uns das Vorbild Belgiens, was das Vereinswesen zu leisten vermag. Wie dort, findet sich auch in Deutschland eine erschreckende Zunahme der Kriminalität der Jugendlichen, und ergiebt sich auch bei uns die Nothwendigkeit ihrer Bekämpfung. Da hätte nun die Rechtsanwaltschaft einzugreifen, wie dort die Advokatur. Auch bei uns könnten die Rechtsanwälte Komitees nach belgischem Muster bilden, die dem Kind einen Vertheidiger geben, der nicht nur dessen Rechte an der Gerichtsstelle wahrzunehmen, sondern auch dafür zu sorgen hätte, daß es ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft werde.

*) Vergl. dazu: Goldschmidt: Zur Reform der Armenrechtspflege in den Veröffentlichungen des Berliner Anwaltvereins (Heft XI), Berlin 1899.

**) Vergl. über diese Frage die interessanten Ausführungen bei Goldschmidt a. a. O. S. 36 ff.

Schlußbetrachtungen.

Ende des Jahres 1898 wurde auf Anregung des Vorsitzenden des Berliner Anwaltsvereins, Justizraths Goldschmidt, der Versuch gemacht, unentgeltliche Konsultationsbureaus ins Leben zu rufen. Anfänglich schien auch die Bewegung Erfolg zu haben. Es sind jedoch Gegenströmungen aufgetaucht, welche diese beachtenswerthen und so sehr im Standesinteresse gelegenen Bestrebungen im Keime erstickten. Auch fanden dieselben an anderen Orten keinerlei Nachahmung. Immerhin giebt jener Versuch der Annahme Raum, daß sich auch in unserer Rechtsanwaltschaft die Erkenntniß, wenn auch langsam, Bahn bricht, daß die Rechtsanwaltschaft in der einfachen Parteivertretung vor Gericht und der Besorgung sonstiger Rechtsangelegenheiten keineswegs ihre Aufgabe vollständig erfüllt, sondern daß sie, um ihre Stellung im Rechtsleben zu behaupten, weitergehende Ziele verfolgen muß. Diese Ziele befinden sich auf politischem wie auf sozialem Gebiete. Dadurch, daß unsere Rechtsanwaltschaft, nach Art der Advokatur, Theil nehmen würde an der Heranbildung der juristischen Jugend, wäre es möglich, die Berücksichtigung der Individualrechte mehr zur Geltung zu bringen und dem vielbeklagten Einfluß der Staatsanwaltschaft auf die Strafrechtspflege ein Gegengewicht zu schaffen, die unentgeltlichen Konsultationsbureaus und der Schutz mittelloser Angeklagter würde die soziale Bedeutung des Rechtsanwaltsstandes stärken und jenen Geist der Uneigennützigkeit wecken, welchem die französische und belgische Advokatur ihre Macht und ihre großartigen Erfolge verdankt. Von diesen Erfolgen haben die Besucher des Brüsseler Advokatenkongresses durch unmittelbare Anschauung Kenntniß bekommen, und müssen die auf Errichtung unentgeltlicher Konsultationsbureaus in Berlin zu Tage getretenen Bestrebungen als ein Ergebniß dieses Besuches aufgefaßt werden. Aber auch auf den dem Mainzer Anwaltstage vorgelegenen Antrag: die Juristische Wochenschrift zu einem Organ für die idealen Bestrebungen und die Interessen der Rechtsanwaltschaft umzugestalten, dürfte der Brüsseler Advokatenkongreß nicht ohne Einfluß gewesen sein. Ist diese Annahme richtig, dann bestände zwischen diesen beiden „Tagen“ ein gewisser innerer Zusammenhang und läge darin ein erneuter Beweis für die Solidarität der Advokatur und der Rechtsanwaltschaft in allen Kulturländern.

Allein auf der anderen Seite zeigt auch der Widerstand, der

den Bemühungen Goldschmidt's entgegengesetzt wurde, und daß derselbe schließlich durchgedrungen ist, daß es sich bei diesen Bemühungen um eine Einzelerscheinung handelt, und daß der Geist, welcher die Advokatur Frankreichs und Belgiens beherrscht, noch nicht Gemeingut der deutschen Rechtsanwaltschaft geworden ist. Das Gleiche gilt von dem Schicksal des Antrages bezüglich der Umwandlung der juristischen Wochenschrift, der nach einigen schönen Redensarten begraben wurde. Dieselbe bleibt nach wie vor ein Präjudizienbuch, wird aber kein Organ des Anwaltsstandes. Daß aber ohne ein solches, daß sich vorzugsweise mit Standesfragen beschäftigt, die Rechtsanwaltschaft die ihr im öffentlichen Leben zukommende Stellung nicht zu erringen vermag, liegt auf der Hand.

Das Problem des Tragischen.

Von

Max Lorenz.

Keinem, der die dramatischen Werke der modernen Kunstrichtungen auch nur flüchtig betrachtet hat, kann es entgangen sein, daß Wesen und Begriff der Tragödie wieder einmal in Verwirrung gerathen und verwandelt worden sind. Um diese Wandlung klar zu begreifen, ist es nöthig, zunächst einmal den überkommenen Begriff der klassischen Tragödie kurz ins Auge zu fassen.

Menschenschicksal mit leidvollem Ausgang — das ist die äußere Grundform alles Tragischen, in der modernen Dichtung sowohl wie in der klassischen. Darüber giebt es nirgends eine Meinungsverschiedenheit. Welches ist nun die Ursache des sich zum Leide wendenden Menschenschicksals? Die klassische Auffassung der Tragödie legt diese Ursache in die Menschenbrust. Der Mensch wird schuldig. Diese Schuld heischt Sühne. Die findet statt durch den Untergang der tragischen Person. Die Begriffe Schuld und Sühne sind nur denkbar innerhalb einer als sittlich angenommenen Weltordnung. Eine durch ein allgemein giltiges und ewig verbindliches Sittengesetz geregelte Weltordnung ist aufs innerste und engste verknüpft mit dem Begriff der menschlichen Freiheit. Denn muß der Mensch stets das Gute thun, so steht er jenseits des Bösen, mit dem er demnach gar keine Berührung hat. Müßte er dagegen das Böse thun, so weilt er wiederum jenseits des Guten, und ihn dann für sein Abirren vom Pfade des Guten strafen zu wollen, wäre sinnlos. Die Begriffe der menschlichen Freiheit, der Schuld und Sühne, der poetischen Gerechtigkeit als des Abbildes einer ewigen Weltgerechtigkeit — das sind die

Bestandtheile der klassischen Tragödie. Ihre Wirkung auf den Zuschauer ist so beschaffen: Die Welt war nahe daran, zerrüttet zu werden. Aber sie hielt stand und wahrte die Harmonie. So erhalten wir ein beglückendes Gefühl der Lebenseinheit. Dieses Gefühl ist um so kräftiger, als es die Reaktion ist auf unser Mitgefühl mit dem tragischen Helden, durch das in uns zugleich die Furcht sowohl für den Helden als auch für uns als Mitfühlende und darum Mitschuldige erregt war. Mitgefühl führte uns an einen Abgrund, in den der Held gestürzt ist. Schon fürchteten wir, mitzustürzen, da sehen wir uns plötzlich in den Bannkreis einer himmelhoch über allem Menschenleid erhabenen, unerschütterlichen Welt- und Lebensordnung erhoben. Wir sehen in der Tragödie sich ein Geschick vollziehen, ohne reell an diesem Vollzug Theil nehmen zu müssen. Wir bleiben unversehrt und erhoben, gerettet. In der Wirkung der Tragödie liegt etwas von einem Fegefeuer, aus dessen reinigender Qual wir zur Seligkeit himmlischer Ordnung und Festigkeit emporsteigen.

In großen Zügen dürften hier Wesen und Wirkung der klassischen Theorie des Tragischen richtig wiedergegeben sein, aber eben nur in großen und allgemeinsten Zügen. Man weiß, daß über die einzelnen Punkte von Lessing an bis auf den heutigen Tag tausend Kontroversen bestehen. Vor Allem sei darauf hingewiesen, daß die obige Darlegung eigentlich zwei Theorien, die für sich begründet sind, bestanden haben und noch bestehen, in eins zusammengeschweißt hat: die Aristotelisch-Lessing'sche und die Kant-Schiller'sche. Jene kann als naturalistisch-psychologisch, diese als idealistisch-philosophisch bezeichnet werden. Die Aristotelisch-Lessing'sche stützt sich auf den bekannten und besonders in zweien seiner Worte hart umstrittenen und vielfach kommentirten Satz im sechsten Kapitel der Aristotelischen Poetik. Demnach beruht die Wirkung der Tragödie darin, „durch Furcht und Mitleid die Reinigung von so gearteten Affekten — τῶν τοιούτων παθημάτων — hervorzubringen." Die sehr schwierige und entscheidende Frage ist nun die: wie kommt diese Reinigung zu Stande? Lessing schreibt darüber: „Da, um es kurz zu sagen, diese Reinigung in nichts Anderes beruht, als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei jeder Tugend aber, nach unserem Philosophen, sich diesseits und jenseits ein Extremum findet, zwischen welchem sie inne steht: so muß die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden

Extremen des Mitleids zu reinigen vermögend sein; welches auch von der Furcht zu verstehen. Das tragische Mitleid muß nicht allein, in Ansehung des Mitleids, die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, sondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein, in Ansehung der Furcht, die Seele desjenigen reinigen, welcher sich ganz und gar keines Unglücks befürchtet, sondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste, auch das unwahrscheinlichste, in Angst setzet. Gleichfalls muß das tragische Mitleid, in Ansehung der Furcht, dem, was zu viel, und dem, was zu wenig, steuern: so wie hinwiederum die tragische Furcht, in Ansehung des Mitleids." Gegen diese Werthung des Tragischen haben schon vor Jahrzehnten Männer wie August Wilhelm Schlegel und der berühmte Philologe Hermann Widerspruch erhoben. Das hindert aber nicht, daß sie immer wieder aufgenommen, geglaubt und gelehrt worden ist und noch heute besteht, höchstens um einige Nuancen bereichert, unter denen am interessantesten vielleicht die pathologisch-dionysische von Bernays ist. Georg Günther kommt Lessing wieder sehr nahe, nur daß er an Stelle des moralischen Elements mehr ein günstiges Allgemeinbefinden der Seele als Wirkung der Tragödie annimmt, eine „Gemüthsklärung", d. h. eine Abänderung des Seelenzustandes „auf das rechte mittlere Maß durch Ausscheiden des Ueberschüssigen." Indem Günther aber das Moralische preisgiebt, fällt er vollends der plattesten Flachheit anheim. Man sollte es kaum glauben, daß eine Menschenseele den Schlußeffekt der tragischen Wirkung so platt zu empfinden vermag, wie Günther, wenn er erklärt: „Wir haben menschliches Elend gesehen, menschliche Größe zerscheitern geschaut, was weiter? Was nehmen wir mit hinaus? Vorsätze der Tugend, es ebenso zu machen, wie jener edle Dulder, aber nicht so, wie jener Bösewicht? Wer doch solche Märchen glaubte! Wir gehen hinaus heiter und vergnügt, angeregt und zu Scherz geneigt und das nach einer Tragödie! Mehr noch, gerade nach einer guten Tragödie findet sich diese Stimmung ein und fast noch sicherer als nach einem Lustspiel, wo wir bereits viel Lachstoff verbrauchten. Das erinnert wenig an eine moralische Besserungsanstalt und stimmt wenig zu der gemessenen Miene eines verkörperten Imperativus. Wie geht das also zu? Die Wahrheit kurz zu sagen: wir fühlen uns so recht einträchtig mit der Welt, wir befinden uns gar wohl in diesem Dasein, Muth und Lebens-

kraft sind gestärkt und erhoben. Dies ist die Wirkung der tragischen Kunst. Welch' großes Verdienst derselben!" — „Jetzt erst geht man in rechter Stimmung zum Stammtisch, um bei gemüthlich witziger Unterhaltung mit den guten Bekannten sorglos den Abend zu vollbringen", müßte Günther in psychologischer Folgerichtigkeit eigentlich noch hinzufügen. Um auch unsererseits die Wahrheit kurz zu sagen: Solche Auffassung des Tragischen wäre roh, wenn sie nicht platt wäre. Man sieht an diesem Fall aber doch recht deutlich, wohin die Aristotelisch-Lessing'sche Theorie — und garnicht auf so großen Um- und Abwegen — führen kann und geführt hat.

Gegen diese naturalistisch-psychologische Furcht- und Mitleidstheorie ließen sich eine große Reihe von Einwenden erheben und sind auch erhoben worden. Einen Generaleinwand möchte ich hervorheben. Ich bestreite es überhaupt, daß Furcht, Mitleid und die Reinigung davon die Begriffe sind, die das Wesen der tragischen Wirkung, die tragische Seelenstimmung zutreffend kennzeichnen. Beim Anschauen einer Tragödie „fürchten" wir garnichts, im Gegentheil. Auf diese ketzerische Behauptung komme ich noch zurück. An dieser Stelle sei noch folgender Spezialeinwand gemacht: Angenommen, die Furcht- und Mitleidstheorie wäre richtig. Dann müßte auch jedes Rührstück des Iffland und Genossen, wie schon Hermann in seinem Kommentar der Aristotelischen Poetik eingewandt hat, die tragische Stimmung in unserer Seele erzeugen. Ja, noch mehr, um den Fall ganz kraß zu beleuchten: Wenn ein Anderer und ich bei starkem Verkehr über den Potsdamer Platz gehen wollen, der Andere von einem Wagen erfaßt und schwer verletzt wird, ich aber vorsichtig und unverletzt zurückgeblieben bin, so treffen hier genau die aus Furcht, Mitleid und der Reinigung davon resultirenden Seelenstimmungen ein; von Tragik aber ist nicht die Spur vorhanden. Man wird sicherlich den angeführten Fall lächerlich und kleinlich finden und einwenden, nicht irgend ein Beliebiger dürfe von irgend einem Unfall betroffen werden, sondern darauf kommt es an, daß eine über den Durchschnitt ragende, ausgezeichnete und bemerkenswerthe Persönlichkeit durch Verfehlung — Hamartie, nennt es Aristoteles — ein unabwendliches Schicksal erleide. Ganz recht, das mag wohl zur Wirkung des Tragischen gehören. Aber damit ist diese Wirkung dann auch durch eine bestimmte Seelenstruktur des sogenannten „tragischen Helden" bedingt und nicht allein durch unser Reinwerden von den Affekten der

Furcht und des Mitleids. Diese Katharsis ist also garnicht die differentia specifica des Tragischen; sie gehört nur neben manchem Anderem auch dazu, sie ist eine von mehreren Bedingungen. Erst das Zusammentreffen mehrerer Bedingungen erregt die tragische Wirkung, das heißt aber: diese ist eine Art Mosaik, kunstvoll berechnet und hergestellt. In Wahrheit aber gleicht die tragische Stimmung vielmehr einem Akkord, der zwar aus mehreren Tönen besteht, die aber innerlich und organisch zusammenhängen, so daß eine einzige Klangwirkung entsteht. Das Mosaikartige der Aristotelischen Theorie tritt ganz deutlich hervor, wenn man den berühmten Definitionssatz in der Poetik ins Auge faßt: „Die Tragödie ist Nachahmung einer Handlung", und nun folgen acht nebeneinander gereihte Bestimmungen. Diese Bestimmungen sind natürlich Abstraktionen aus den vorliegenden Tragödien. In ihnen walten diese und jene Bedingungen ob, also ist dies und jenes die Bedingung des Tragischen. Es ist das ein objektives Verfahren. Es besteht noch eine andere Möglichkeit. Man kann nämlich, wenn man, ganz gleich woher, die tragische Wirkung erfahren hat, die tragische Stimmung der Seele analysiren. So käme man zu einer subjektiven Definition. Welcher von beiden Wegen der erfolgreichere und darum vorzüglichere ist, darüber wird später noch zu reden sein. Jetzt wenden wir uns noch ein Wenig der idealistischen, auf Kant basirenden Theorie Schiller's zu.

Schiller schreibt über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen: „Das Rührende und Erhabene kommen darin überein, daß sie Lust durch Unlust hervorbringen, daß sie uns also, da die Lust aus Zweckmäßigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entspringt, eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit voraussetzt. Die moralische Zweckmäßigkeit wird am lebendigsten erkannt, wenn sie im Widerspruch mit anderen die Oberhand behält; nur dann erweist sich die ganze Macht des Sittengesetzes, wenn es mit allen übrigen Naturkräften im Streite gezeigt wird, und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menschliches Herz verlieren. Unter diesen Naturkräften ist Alles begriffen, was nicht moralisch ist, Alles, was nicht unter der höchsten Gesetzgebung der Vernunft steht, also Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenschaften so gut, als physische Nothwendigkeit und das Schicksal. Je furchtbarer die Gegner, desto glorreicher der Sieg; der Widerstand allein kann die Kraft sichtbar machen." Nach Schiller kann das höchste Bewußtsein unserer moralischen Natur nur in einem

gewaltsamen Zustande, im Kampfe erhalten werden und das höchste moralische Vergnügen muß stets von Schmerz begleitet sein. Für die Tragödie wird daraus folgender Schluß gezogen: „Diejenige Dichtungsart, welche uns die moralische Lust in vorzüglichem Grade gewährt, muß sich eben deswegen der gemischten Empfindungen bedienen und uns durch den Schmerz ergötzen. Dies thut vorzugsweise die Tragödie, und ihr Gebiet umfaßt alle möglichen Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische Zweckmäßigkeit der anderen, die höher ist, aufgeopfert wird." Schiller nimmt also ein Natürliches und ein Geistiges an. Das Wesen des Geistigen ist Sittlichkeit. Das Reich der Natur und das der Sitte stehen im Gegensatz zu einander. Dort herrscht dumpfe Nothwendigkeit, hier Vernunft und Freiheit. Im Kampfe mit der Natur kommt das Geistige zum Bewußtsein seiner selbst, seiner Kraft und seiner Freiheit. Der Mensch gehört sowohl dem Leben der Natur als dem des Geistes an. In der Tragödie leidet er als natürliches Sinnenwesen und geht als solches zu Grunde. In seinem Untergange aber offenbart sich triumphirend die Selbstherrlichkeit des freien und vernünftigen Geistes. Innere Geistesfreiheit siegt über äußere Nothwendigkeit. Der Mensch fühlt sich um den Preis seines natürlichen Seins als freies und sittliches Wesen — das ist die erhebende Schlußwirkung der Tragödie. „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren."

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese idealistische Auffassung des Tragischen von einem bedeutenden Gedanken beseelt und von einem erhabenen Gefühl getragen ist. Dennoch melden sich auch dagegen ein paar Widersprüche, die übrigens schon mit Recht aus der Hegel'schen Schule laut geworden sind. Den absoluten Gegensatz zwischen dem Reiche der Natur und dem des Geistes vermögen wir nicht zuzugeben. Auch im Reiche der Natur wirken gleiche Kräfte, wie in dem des „Geistes". Geist ist auch in der Natur. Auch den Gegensatz zwischen Freiheit und Nothwendigkeit vermögen wir nicht mehr so aufzufassen, wie ihn Schiller gemeint hat. Daß eine Zweckmäßigkeit einer anderen höheren „aufgeopfert" wird, können wir wohl verstehen. Es geschieht noch immer, sogar im alltäglichen Leben. In der Tragödie aber muß doch eine gewisse Dissonanz unsere Seele peinigen, wenn das Gute einfach zurückgeschlagen, abgeschlachtet wird um des Besseren willen. Gewiß empfänden wir das Umgekehrte noch fataler. Am höchsten aber

wäre doch die Lustempfindung, wenn das weniger Vollkommene und Zweckmäßige nicht einfach negirt würde, sondern synthetisch in einem Höheren sich auflöste. Einen merkwürdigen Gebrauch macht Schiller auch von dem Worte Schicksal. Er zählt es zu den Naturkräften, also untergeordneten Mächten, über die der geistige Mensch zu triumphiren vermag. Wir verbinden mit dem Begriff Schicksal eine unabwendliche Macht, die stets den letzten Trumpf auszuspielen vermag. Es kann nichts geben, das da gewaltiger wäre als das Schicksal.

Wenn nun die klassische Theorie des Tragischen uns weder in ihrer naturalistischen noch in ihrer idealistischen Ausprägung völlig befriedigt, wie können wir denn das Wesen des Tragischen im Sinne unserer Zeit begreiflich machen? Man könnte den Weg gehen, den auch Aristoteles gegangen ist, nämlich durch Untersuchung der tragischen Werke das Wesen des Tragischen zu abstrahiren suchen. Wir könnten bei solcher Untersuchung von der Hoffnung geleitet sein, mit größerem Scharfsinn oder reicheren, der Zeit entsprechenden Kenntnissen befriedigendere Resultate zu erzielen. Man könnte vor Allem auch die Werke der modernen Kunst in den Kreis der Betrachtung ziehen, wie es z. B. Volkelt in seiner Aesthetik des Tragischen in sehr vollkommener und objektiver Weise gethan hat, und so aus modernen Werken eine dem modernen Empfinden zusagende Art des Tragischen zu gewinnen hoffen. Aber dieser Weg wäre doch immer nicht der direkte zum Wesen des Tragischen. Das nämlich ist scharf zu bedenken: ehe die tragischen Werke waren, muß das tragische Empfinden dagewesen sein. Aus der tragische Stimmung der Seele, aus der tragischen Auffassung gewisser Lebensvorgänge ist das tragische Werk geboren. Das Werk, die Tragödie — oder wo sonst sich Tragisches finden mag — ist das Sekundäre, die der tragischen Stimmung fähige Menschenseele aber das Primäre. In der Menschenseele, in unserer Seelenstruktur liegt die Quelle des Tragischen. Daraus folgt, daß man dem Wesen des Tragischen am nächsten kommen wird durch die Analyse der tragischen Seelenstimmung, insoweit wir ihrer subjektiv theilhaftig geworden sind. Dieser Weg zum Tragischen ist der direkte und kürzeste. Aber er wird auch am ängstlichsten zu beschreiten sein. Die gewaltige Schwierigkeit liegt hier nämlich in der weitgehenden Subjektivität der Methode. So wird man es denn verzeihen nicht nur, sondern sogar selbstverständlich finden, daß ich, zunächst wenigstens, von meinen eigenen subjektiven Empfindungen

rede. Auch wer sie nicht theilen und damit zu einer gewissen objektiven Gültigkeit erheben sollte, wird doch immerhin das Vorgetragene als Material eines psychologischen Falles zu verwenden wissen.

Spielt im Entstehen der tragischen Stimmung die „Furcht" irgendwelche Rolle? Gar keine. Während sich das tragische Geschick in den einzelnen Stadien abwickelt, ist auch nicht ein Moment der Furcht vorhanden, im Gegentheil, es besteht das heftige Verlangen, das Geschick soll sich möglichst gewaltig vollziehen, die betreffende Persönlichkeit soll zu Grunde gehen. Doch die Furcht im Aristoteles-Lessing'schen Sinne soll ja die für uns selbst sein. Aber auch so besteht sie nicht, sondern es herrscht vielmehr der Wunsch: wenn mich doch ein entsprechendes Schicksal träfe. Wenn keine Furcht vorhanden ist, so kann es natürlich auch kein Mitleid geben in dem Sinne, daß man sagte: „der arme Kerl, was muß er leiden; wenn ich das leiden müßte!" Furcht und Mitleid als Unlustgefühle spielen in der Entstehung der tragischen Stimmung nicht die mindeste Rolle. Das sei zunächst ganz scharf betont. In anderem Sinne aber ist doch Mitleid vorhanden, nämlich als Mitempfinden, als Fähigkeit, die eigene Seele mit der des Anderen in gleicher Weise in Schwingung zu setzen, das Seelenleben des Anderen zu verstehen und seine Seelenbewegung mitzumachen. Dabei gilt aber wieder folgende Einschränkung: das individuelle Leid der tragischen Person wird nicht mitempfunden, sondern nur allgemeines Leid. Es ist wirklich eine Art unindividuelles, musikalisches Mitschwingen der Seele. In manchen Fällen begegnet es mir sogar, daß sich der individuelle Fall des Anderen in einen meines eigenen Lebens umsetzt. Um ein ganz krasses Beispiel beizubringen: in Zeiten, in denen ich gerade politisch sehr interessirt bin, setzt sich mir ein Liebesschicksal auf der Bühne in ein politisches um. Aber nicht immer findet ein solcher Austausch statt. In den meisten Fällen kommt es nur zu einer starken Schwingung und Erregung der Seele, einer Erregung, die einfach nach Aktion, nach irgend einer Bethätigung verlangt. Die Lust zur That — das ist's, was ganz allgemein erzeugt wird. Das Individualitätsbewußtsein fühlt sich aufs Aeußerste gespannt und gehoben, eine heroische Stimmung greift Platz, die vor keiner Gefahr, keinem Schicksal zurückschreckt, die im Gegentheil dem gewaltigsten Schicksal gegenüberstehen möchte, die von einer geheimnißvollen Sehnsucht nach etwas Ungeheurem, Unendlichem erfüllt und durchwogt ist.

Wenn nun das den Helden auf der Bühne zermalmende Schicksal sich vollzogen hat — was wird dann aus jener heroischen Stimmung mit ihrer Sehnsucht?" — Nicht etwa tritt dann eine Ebbe der Stimmung ein — im Gegentheil: die Sehnsucht scheint erfüllt, nichts mehr bleibt dem Wunsche übrig. Mit einem merkwürdigen Salto mortale, das aber, statt zum Tode, wie zu erwarten wäre, zu einem wie ewigen Leben führt, schnellt das Gefühl der höchsten Macht in das der tiefsten Ruhe über. Das Individualitätsbewußtsein weitet sich ins Unendliche zu einem geradezu pantheistischen Allgefühl. Die Klarheit, Sicherheit und Ruhe der Seele ist ganz unvergleichlich. Das eingetretene Schicksal wird nicht im Mindesten als hart und schrecklich, sondern als süß und ersehnt empfunden; die Seele steht so eng zu ihm, als ob sie eins mit ihm wäre, selber zu unanfechtbarer Schicksalshöhe erhoben. — Das ist die tragische Stimmung, wie ich für meine Person sie habe. Ich habe allerdings und selbstverständlich die Stimmung in ihrer ausgeprägtesten Art zur Analyse gewählt, wie ich sie vor Allem gegenüber den Wagner'schen Musikdramen empfinde, dann aber auch bei Shakespeare'schen Stücken, wie Richard III. und Macbeth; von deutschen käme am ehesten Schiller's Wallenstein in Betracht. Von einigen modernen Dramen spreche ich nachher in aller Kürze.

So also ist die Stimmung. Wie aber ist sie möglich? Worauf beruht sie? Wie kann es geschehen, daß Macht- in Ruhegefühl umschlägt, ausgebildetes Individualitätsbewußtsein in kosmisches Allempfinden sich wandelt? Was kann das für ein Schicksal sein, das zugleich zermalmt und das göttliche Ruhegefühl eines ewig unerschütterlichen Lebens verleiht?

Fangen wir mit dem Schicksal an! Was kann denn überhaupt die moderne Welt mit ihren Menschen als Schicksal anerkennen? Sich selbst. Die moderne Welt, d. h. die Welt in moderner Auffassung, ist ihr eigenes Schicksal. Aha — höre ich einwenden — in unserer Brust sind unseres Schicksals Sterne. Also hat Schiller doch Recht. Doch nicht so ganz. So ist's nicht gemeint. Schiller stellte die Menschheit als übergeordnet der Natur, d. h. der untermenschlichen Welt, gegenüber. Wir stellen die Menschheit in die Welt als zu ihr gehörigen Bestandtheil mit hinein. Die Welt ist die Darstellung eines einzigen, in sich und allen Theilen organisch sich vollziehenden Entwickelungsprozesses. Ein einziges Gesetz geht durch alles Seiende und verbindet es zu einer Einheit. Alles ist

von einer einzigen vorwärts treibenden Kraft beseelt. Aus dem niedrigsten Organismus, aus einer Zelle entwickeln sich in stetem Zusammenhange die höheren Organismen bis zu den höchsten. Im Niedrigsten ist die Entwickelungsmöglichkeit zum Höheren und Höchsten von Anbeginn enthalten; es ist als Möglichkeit, ja, als Nothwendigkeit das Höchste zugleich mit und in dem Niedrigsten gegeben. Ich senke ein Samenkorn in den Boden. In diesem Samenkorn ruht die Möglichkeit nicht nur, sondern die Nothwendigkeit zu einem mächtigen Baum. Also ist in dem und mit dem Samenkorn der Baum dem innersten Wesen, der Idee nach gegeben. Auf die Gesammtheit des Weltprozesses übertragen, heißt das, daß die Welt mit ihren fernsten und vollkommensten Entwickelungsmöglichkeiten von vornherein beschlossen und vorhanden ist. Anfang und Ende des Weltprozesses fallen in einen Punkt. Die Welt ist eins, durch ein und dieselbe immer fortwirkende Kraft zusammengehalten und beseelt. Wenn die Fülle und Höhe aller Entwickelung in ihrer Möglichkeit und Nothwendigkeit von vornherein gegeben war, wenn also Anfang und Ende alles Seienden und Werdenden in einen Punkt zusammenfallen, dann sind für das Wesen der Welt, für das lebendige, beseelte Weltsein Raum und Zeit aufgehoben. Die Weltseele ist nicht Werden oder Gewordensein, sondern nichts als absolutes Sein. Da dieses absolute Weltsein alle Entwickelungsmöglichkeiten in sich enthält und erschöpft hat, so kann es keine Sonderinteressen, kein Streben, kein Wollen haben. Sein Wesen ist Ruhe in sich selbst, Anschauung seiner selbst, und — da dieses Selbst das in sich vollendete All ist, Anschauung des Alls, Allbewußsein, Allwissenheit. Da ferner dieses absolute Weltsein das Weltgesetz zugleich mit seiner Erfüllung in sich schließt, es selber ist, so kommt ihm Allmacht zu. Dieses absolute Weltsein ist Weltschicksal. Da dieses Weltschicksal in sich vollendet ist, in sich selbst befriedigt, ohne Wunsch und ohne weitere Entwickelungsmöglichkeit, so werden hier die Begriffe Freiheit und Nothwendigkeit aufgehoben und wesenlos. Da dieses absolute Weltsein organische Einheit ist, so kommt ihm Individualität zu. Da es die Fülle aller anderen Möglichkeiten des Seins und Werdens in sich schließt, ist es auch pantheistischer Natur; also sind auch Individualismus und Pantheismus in ihm aufgehoben. Es bedeutet aber noch eine weitere Synthese: Das Weltschicksal verhält sich der Summe aller möglichen Entwickelungsprozesse gegenüber immanent, im Ver-

hältniß zu jedem einzelnen Entwickelungsfall aber ist es transcendent. Also sind auch Pantheismus und Theismus in eins verschmolzen. Von solcher Beschaffenheit ist das in sich selige Weltschicksal.

Wie verhält sich nun die lebendige Kreatur und speziell das Menschenwesen zu diesem Weltschicksal? Als Menschen repräsentiren wir für unser Bewußtsein die Höhe der bisherigen Entwickelung. So sind wir in gewissem Sinne Schicksalsmacht aller Kreatur auf niedrigerer Entwicklungsstufe. Im Hinblick darauf könnten wir stolz, ruhig, glücklich sein. Wir wissen aber auch, daß wir selber keine absolute Höhe, keinen Endpunkt der Entwickelung bedeuten. Wie das Samenkorn in sich den Baum, die Eizelle das Thier enthält, so enthalten wir in uns nicht nur alle früheren, sondern auch alle kommenden Entwickelungsmöglichkeiten. Im Keim, in der Idee ist in uns das absolute Weltsein, die höchste Schicksalsmacht eingeschlossen, nur unentwickelt wie der Schmetterling in der Raupe. Darum hat unsere Seele die Fähigkeit, das Weltschicksal mit seiner vollkommenen Glückseligkeit ahnend zu empfinden und sich danach zu sehnen. Wir möchten die Fülle und das Endergebniß aller Entwickelung vorausnehmen, die verschiedenen vorliegenden Entwickelungsstufen nichtachtend überspringen. Wir möchten den Einzelfall und das Einzelschicksal der Entwickelung negiren. Wir kämen so auf den Standpunkt Schopenhauer's, der im vierten Buch seines Hauptwerks schreibt: „Wenden wir aber den Blick von unserer eigenen Dürftigkeit und Befangenheit auf diejenigen, welche die Welt überwanden, in denen der Wille, zur vollen Selbsterkenntniß gelangt, sich in allem wiederfand und dann sich selbst frei verneinte, und welche dann nur noch seine letzte Spur mit dem Leibe, den sie belebt, verschwinden zu sehen abwarten; so zeigt sich uns statt des rastlosen Dranges und Treibens, statt des steten Uebergangs von Wunsch zu Furcht und von Freud zu Leid, statt der nie befriedigten und nie ersterbenden Hoffnung, daraus der Lebenstraum des wollenden Menschen besteht, jener Friede, der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüths, jene tiefe Ruhe, unerschütterliche Zuversicht und Heiterkeit, deren bloßer Abglanz im Antlitz, wie ihn Raffael und Correggio dargestellt haben, ein ganzes und sicheres Evangelium ist."

Es ist Schopenhauer zuzugestehen, daß er das Wesen und Weben der Weltseele sehr stark und richtig in sich empfindet. Wenn er aber die Verneinung des Willens zum Leben als praktische Forderung hinstellt und meint, nur diese Verneinung führe zu der

abgeklärten Seligkeitsstimmung, könne sogleich und gänzlich jeden dahin führen, der sich von seiner Lehre überzeugen lasse, so irrt er völlig. Er anticipirt für die Gegenwart, was erst als Schluß einer Entwickelungsreihe Realität gewinnen kann. Er ignorirt völlig die Welt, insofern sie ein Entwickelungsprozeß ist. Die einzelnen Stadien dieser Entwickelung sind der Reihe nach zurückzulegen, um schließlich in das Gefilde der Seligkeit zu gelangen. Was im großen Ganzen vorwärts treibende Kraft der Entwickelung ist, bedeutet für den Menschen das, was wir Handlung nennen. Weil auch der Mensch Entwickelungsgeschöpf ist, im Entwickelungsprozeß steht, ist er handelnder Mensch. Die Handlung setzt Willen voraus. Der Wille ist die den Entwickelungsprozeß im Menschen fördernde Kraft, die anderwärts Trieb oder sonst irgendwie heißen mag. Also gerade der Wille, seine Bethätigung in der Handlung, seine Objektivirung als That führt den Entwickelungsprozeß weiter, dem seligen Ende entgegen. Der Wille führt schließlich zur Erlösung, nachdem der Entwickelungsprozeß in der unendlich großen Zahl seiner Fälle irgend einmal abgelaufen ist.

Das nun aber ist besonders zu beachten, daß die Entwickelungsgesammtheit sich äußerlich als eine Unzahl von Einzelfällen darstellt, von denen kein Fall dem andern gleicht, überhaupt garnicht gleichen kann. Denn wenn wir wirklich eine Entwickelungsreihe vom Niedrigsten zum Höchsten aufsteigend annehmen, so folgt daraus logisch oder liegt vielmehr darin eingeschlossen, daß kein Fall dem andern gleichen kann, da er doch eine Folge des anderen auf höherer Stufe der Entwickelung ist. Das Prinzip der Entwickelung enthält nothwendigster Weise in sich das Prinzip der Individualität. Das ist übrigens nicht nur eine logische Folge, sondern auch eine Erfahrungsthatsache. Wir sehen es: kein Mensch gleicht dem andern, nicht Geschwister, nicht Eltern und Kinder, nicht Blätter desselben Zweiges. Jedes Einzelne hat seine eigene Art. So ergiebt sich nun folgender Gegensatz, der für alles Seiende besteht: Jedes, das ist jeder Keim, jeder Mensch oder was es sonst sei, ist ein Individuum und besitzt und führt ein Leben für sich. Als Glied der Entwickelungsreihe aber enthält es alle Entwickelungsmöglichkeit in sich und damit alle Entwickelungsfülle, das Entwickelungsresultat, wie vorher ausgeführt ist. Daß alles, was ist, zugleich Einzel- und Allwesen ist, das ist der wahre und objektive Grund des Tragischen. Der Weltprozeß an sich, der Weltverlauf, die Weltausgestaltung bis zur höchsten Vollendung hinauf ist ein tragisches

Drama. Dieser hier vorgetragenen Auffassung ist man schon in der Hegel'schen Schule sehr nahe gekommen. Vischer hat in seiner Auffassung des Tragischen den Begriff der „Vereinzelung" mit dem einer „Urschuld" zusammengebracht. Man könnte nun übrigens diese „Urschuld" in der Verführungsszene des Paradieses symbolisch dargestellt finden und die Vereinzelung auf die Vertreibung aus dem Paradiese zurückführen. Die Strafe Adams war die Verurtheilung zur Individualität. Doch ich will auf diesen Gedankengang keinen Werth legen, vielmehr einem anderen nachgehen.

Diese „Verurtheilung zur Individualität" ist garnicht nur als Schmerz bereitende Strafe anzusehen und die Eigenschaft, Individuum zu sein, verhängt garnicht nichts als Leid über alle Kreatur. Man wäre wohl versucht, die Meinung zu hegen, daß das Individuum wegen seiner Unvollkommenheit im Verhältniß zum Allwesen, zum absoluten Weltsein in Trauer versenkt wäre und sich in Sehnsucht nach Erlösung, d. h. nach Aufnahme ins All verzehre. So könnte man wohl den Grund der tragischen Trauer darstellen. Das wäre möglich. Es giebt auch gut wirkende Tragödien dieser Art.

Es besteht aber noch eine andere interessantere und sogar, wie mich dünkt, wahrscheinlichere Möglichkeit. Die Weltentwickelung ist ein organischer, d. h. in allen seinen Theilen einheitlich zusammenhängender Prozeß. Das schließt wohl in sich, daß diese einzelnen Theile für sich auch Organismen, d. h. mit allen Gliedern innerlich zusammenhängende Einheiten sind, die nicht nur als Entwickelungsglieder, sondern auch für sich in Selbständigkeit bestehen. Das liegt eigentlich schon in dem Worte „Individuum", das etwas bedeutet, das bei Gefahr der Vernichtung, nicht gewaltsam getheilt, zerrissen werden darf. Das Individuum führt als Einheit, als Welt für sich, sein selbständiges Leben nach eigenem, persönlichem Lebensgesetz. Als solche Einheit mit eigenem Leben ruht es in sich und kann mit sich zufrieden, d. h. glücklich sein. Sein Glück besteht gerade darin, sich persönlich durchzusetzen mit höchster Kraftbethätigung. Wir haben dafür den trefflichen Ausdruck „sich ausleben". Im Empfinden des sich kraftvoll auslebenden Individuums ist *seine* Welt *die* Welt. Das Individuum fühlt sich als Herrn, als Lenker seines Schicksals und des der umgebenden Personen; es wähnt sich Gott. Dazu hat es subjektiv ein Recht. Denn es ist ja das Abbild des absoluten Weltseins. „Gott schuf den Menschen sich zum Bilde", das ist der symbolische Ausdruck für das Wesen des Individuums und für sein Verhältniß

zur absoluten Weltseele. Das Individuum ist Gott für sein subjektives Bewußtsein, objektiv in seiner Weltstellung betrachtet, ist es ein Abbild Gottes, eine Gottheit im kleineren Maßstabe. Wenn das Individuum sich göttlich, selbstherrlich fühlt, hat es zugleich Recht und Unrecht, welche Begriffe aber nicht im Entferntesten moralisch gemeint, sondern nur die Substantiva für richtig und unrichtig sein sollen. Es ist also Gott und auch der Widersacher Gottes. Es ist am besten zu bezeichnen mit dem griechischen Worte „Dämon", worin zugleich der Begriff des Göttlichen und Ungöttlichen, Heiligen und Unheiligen liegt. Der in diesem Sinne dämonische Mensch ist am vollkommensten geeignet, das tragische Schicksal zu erfahren. In stolzestem Persönlichkeitsgefühl meint er, sich seines Lebens und seines Schicksals eigene Gesetze selbstherrlich geben zu können. Das ist aber ein Wahn, da er doch nur Glied in der Kette der allgemeinen Weltentwickelung, Durchgangsstation der Weltseele ist. Gerade im Augenblick seiner höchsten Vollendung gelangt das Individuum an die Grenze seines Seins, ist weiter nicht mehr nöthig, hat seinen Zweck erfüllt und erweist sich schließlich in seinem Untergang als bloßes Mittel zum Zwecke eines anderen Seins auf höherer Stufe. Im Hinblick auf das individuelle Sein meint Shakespeare einmal irgendwo, das Leben sei „ein Komödiant, der auf der Bühne 'ne Stund' sich bläht, stolziert und dann verschwindet." Es ist nicht unbedingt nöthig, daß die tragische Person selber sich über den wahren und tiefinnersten, im Weltsein und Weltwerden wurzelnden Grund ihres Untergangs klar wird. Unter allen Umständen muß diese Einsicht aber der Zuschauer gewinnen, um zur tragischen Stimmung gelangen zu können. Es verstärkt jedoch die Wirkung, wenn auch die tragische Persönlichkeit zuletzt hellseherisch im deutlichen Bewußtsein ihres Zusammenhangs mit der Weltseele ihr Ende als Individuum erleidet. Das Umschlagen der Persönlichkeitsseele in die Weltseele ist es, was die tragische Stimmung erzeugt. Nach diesen Darlegungen ist es wohl begreiflich, wie das geschehen kann, was wir vorher über die Art der tragischen Stimmung behauptet haben: Macht- schlägt in Ruhegefühl um, ausgebildetstes Individualitätsbewußtsein wandelt sich in kosmisches Allempfinden. Wir haben es mit einem Schicksal zu thun, das, indem es das Individuum zermalmt, doch zugleich das göttliche Ruhegefühl eines ewig unerschütterlichen Lebens verleiht.

Wenn das Tragische auf dem Gegensatz zwischen Persönlichkeits- und Weltseele beruht, so folgt daraus, daß der Träger des tragischen

Verhängnisses aus innersten Gründen — garnicht erst um der äußeren Wirkung willen — eine starke Individualität, ein „Held" sein muß. Dieser „Held" aber braucht durchaus nicht, wie Aristoteles und seine Gläubigen es verlangen, eine Mischung von guten und schlechten Eigenschaften in sich zu enthalten. Er kann so gemischt sein; er kann aber auch ganz schlecht oder ganz gut geartet sein. Die Begriffe gut und böse kommen für die hier verfochtene Auffassung des Tragischen garnicht in Betracht. Nur Eins ist zu verlangen: da er Individuum ist, d. h. ein in sich einheitliches, organisches Gefüge, kommt ihm die Eigenschaft zu, ein Charakter zu sein. Denn das heißt Charakter sein, wenn alle Eigenschaften der Seele innerlich mit einander untrennbar verbunden sind. Man kann auch sagen: Das Instrument der Seele muß in allen Saiten auf einen Ton gestimmt sein. Die größten Tragiker haben sich übrigens auch garnicht um jene Aristotelische Forderung gekümmert. Was haben denn Antigone oder Cordelia oder Emilia Galotti und selbst auch Desdemona verschuldet? Ich weiß natürlich sehr wohl, wie man auch aus ihnen mit kleinlicher Sophistik eine Schuld herausgetüftelt hat. Aber das ist eben Tüftelei.

Ein Beispiel dafür, wie auch jemand, der uns als vollendeter Bösewicht erscheint, die tragische Wirkung vollkommen erzielen kann, ist Richard III. Ueber ihn findet sich ein bis zu gewisser Linie geistvoller Aufsatz von A. Brausewetter im Februarheft 1897 der „Preußischen Jahrbücher". Sehr treffend wird zunächst auseinandergesetzt, daß dieser Richard ein Charakter ist, dessen Wesen sich aus den beiden Grundeigenschaften, dämonischer Häßlichkeit und dämonischer Größe, organisch zusammensetzt. Nun aber lese man die gekünstelte Interpretation, mit der Brausewetter Mitleid und Furcht aus Richard's tragischem Geschick herauszuholen sucht! Wenn er aber nun gar die erhabenste Wirkung darin zu verspüren meint, daß schließlich auch diesen frechsten Bösewicht „das Strafgericht des ewigen Rächers" vor sein Tribunal zieht, so muß man sich wirklich fragen: wie konnte man es aber erst zu solchen ungeheuerlichen Missethaten kommen lassen? Wollte der „ewige Rächer" nur zeigen, daß er stärker sei als selbst der stärkste aller Uebelthäter? Das ist ja das Schlimme und Unbefriedigende, daß nach der alten Auffassung in der Tragödie immer so eine Art Ringkampf stattfindet. Wenn nun selbst hierbei die „gute", göttliche Macht auch siegt, ist es nicht schon ein Zeichen der Ohnmacht, eine Konzession an das Böse, überhaupt in

den Kampf sich begeben zu müssen? Gegenüber dieser dualistischen Auffassung des Weltgeschehens, wobei wir schließlich doch immer nur zu dem Schluß von der Dunkelheit der göttlichen Wege kommen, scheint mir die hier vorgetragene Auffassung nicht nur den Vorzug der größeren Verständlichkeit, Schlichtheit und Helligkeit, sondern auch fast den der höheren Frömmigkeit zu haben, die in der Gottheit die unbedingteste Allmacht und Alleinherrschaft erkennt, ohne daß das „Böse" als selbstständiges und bedrohliches Element auch nur in Betracht kommen könnte. Wenn der furchtbar schreckliche Richard schließlich in die Klage ausbricht:

„Kein Geschöpf liebt mich,
Und sterb' ich, wird sich keine Seel' erbarmen",

so ist das der Ausdruck des Empfindens, daß doch auch er mit aller Kreatur verwandtschaftlich als Glied der Entwickelung zusammenhängt. Dieser Zusammenhang heißt für das menschliche Gefühl eben „Liebe". Richard ist auf den Punkt gekommen, auf dem die Persönlichkeitsseele an die Weltseele umschlägt.

In den Dramen modernster Kunst ist die pantheistische Weltseelenstimmung oft zu ergreifendstem und deutlichstem Ausdruck gekommen. Ich erinnere vor Allem an Maeterlinck und besonders an dessen früher von mir behandeltes Drama „Die Blinden". Die Gestalt des alten Priesters ist ein möglichst vollkommener Ausdruck pantheistischen Weltempfindens. Auch Hauptmann besitzt in hohem Grade, wie ich gleichfalls früher dargelegt habe, die „Meeresstille des Gemüths". Aber die Fähigkeit, einen tragischen „Helden", eine ihrer selbst bewußte Individualität hinzustellen, fehlt diesen Künstlern. So erreichen sie denn in Wahrheit auch nur die Hälfte der tragischen Wirkung. Von den Modernen ist Sudermann am besten im Stande, starke Individualitäten mit leidenschaftlichem Wollen hinzustellen. Das Schicksal des Prinzen Witte in den „Drei Reiherfedern" ist im tiefsten und wahren Sinne tragisch.

Sehen wir von den Gestalten der Dichtung ab und werfen einen Blick auf das Leben, so möchte ich ganz flüchtig wenigstens zwei tragische Figuren hervorheben. Die eine ist Schopenhauer. Die Stimmung der Weltseele besitzt er wie selten einer. Dieser selbe Mann nun aber, der nach seiner eigenen Lehre die Welt und den in ihr hausenden Dämon des Willens in der „Meeresstille des Gemüts" überwunden haben müßte, war bekanntlich eine durch und durch leidenschaftliche Persönlichkeit, die besonders in einem doch wirklich ganz und gar anti-schopenhauerschen Hasse gegen anders

Gesinnte, Hegel vor Allem, das Aeußerste zu leisten im Stande war. Man könnte sich versucht fühlen, diesen Widerspruch zwischen Lehre und Leben lächerlich zu finden. In Wahrheit aber ist er tragisch und entspricht dem Schicksal des Menschendaseins, das gerade in seinen bedeutendsten Vertretern auf dem Gegensatz zwischen Persönlichkeitsbewußtsein und Allgefühl beruht. Die zweite tragische Persönlichkeit, die ich im Auge habe, ist Maupassant. Ich darf mich begnügen, auf die ausführliche Analyse des „Problems Maupassant" zu verweisen, die ich früher gegeben habe, und bemerke hier nur ergänzend und aufklärend, daß das, was Maupassant als das „zweite Gesicht" so ergreifend schildert, nichts Anderes ist, als das Weben und Regen der Weltseele in dieser so sehr starken Individualität.

Zum Schluß kann ich es mir nicht versagen, von der hier gegebenen Auffassung des Menschendaseins und seiner Welttragik ein Licht fallen zu lassen auf die unstreitig dunkelste und furchtbarste Persönlichkeit der ganzen Weltgeschichte. Ich meine Judas in seinem Verhältniß zu Jesus. Ist es denkbar, daß dieser Jünger seinen Meister um 30 Silberlinge verrathen hat? Solcher Verrath um solchen Preis könnte nur die That eines seelisch Defekten, eines halben Thieres, kurz gesagt, eines stumpfsinnigen Idioten sein. Wie kam aber der in die Lage, Jesu Jünger zu werden? Der Heiland hat doch unmöglich wahllos die kleine Zahl der vor allen Menschen Auserlesenen um sich vereinigt. Und sollte Jesus ein so ganz schlechter Seelenkenner gewesen sein? Wie aber könnte ein solcher Seelen erlösen? Und außerdem wußte er ja, daß Judas ihn verrathen würde, und er hat es wohl kaum erst in jener heiligen Stunde gewußt, da er es laut aussprach. Warum duldete er nun den Verräther um sich? Dies ist der Grund: Jesus ist die Weltseele, die Individuum geworden ist, um menschlich unter Menschen zu wandeln und um durch die höchste That, die einem Menschen möglich ist, durch das bewußte Opfer der Individualexistenz, die Individuen zu erlösen. Judas hingegen ist das Individuum schlechtweg, der Vertreter der Individualexistenz, wie wir sie vorher gekennzeichnet haben. Die Welt bedarf in ihrer Entwickelung des Individuums mit unumgänglichster Nothwendigkeit. Jesus und Judas nun — sie sind die Pole des Menschen- und Weltseins. Der Dämon Judas will seine Individualität um keinen Preis aufgeben. Er wähnt, Herr bleiben und Gott in die Schranken fordern zu können, selbst sein eigner Gott zu sein. Der Jünger fühlt sich dem Meister eben-

bürtig, als seines Gleichen, sozusagen verwandt. Und doch haßt er, muß hassen den Gegenpol seines Wesens, den, in dem auf- und unterzugehen auch er bestimmt war. So übt er denn den Verrath durch einen Kuß, d. h. durch das Zeichen verwandtschaftlicher Zugehörigkeit. Judas gehört zu Jesus. Denn wenn Judas nicht wäre, d. h. wenn die Weltentwickelung nicht in der Reihenfolge sich ablösender Individualitäten vor sich ginge, dann brauchte es keines erlösenden Gottes. Das also ist die ideelle Bedeutung, die für die Entwickelung der Welt und der Menschheit die düstere tragische Gestalt des Judas Ischariot besitzt, der dann später nicht ohne innersten Grund mit Ahasverus, dem rastlosen, todtmüden Weltenwanderer zusammengeworfen ist.

Notizen und Besprechungen.

Ein alter Vertheidiger der Kriegsrüstungen im Sinne der Friedensidee.

Einer der ausgezeichnetsten deutschen Philologen zu Anfang dieses Jahrhunderts war Philipp Buttmann. Seine Verdienste liegen allerdings mehr auf Seite der Pädagogik als auf dem der Forschung, wiewohl des Mannes wissenschaftliche Werke auch heut zu Tage noch nicht übersehen werden können.

Philipp Buttmann (geboren den 5. Dezember 1764 zu Frankfurt a. M., gestorben den 21. Juni 1829 in Berlin), stammte aus einer Hugenottenfamilie, war Sekretär an der Königlichen Bibliothek in Berlin und Professor der griechischen Sprache am Joachimsthalschen Gymnasium, legte aber 1808 die Lehrstelle nieder, nachdem er im Jahre 1806 Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften geworden war. Von 1803 bis 1812 redigirte er die Haude-Spener'sche Zeitung.

Abgesehen von einigen Abhandlungen zur griechischen Götterlehre, die er später im „Mythologus" sammelte, ist sein wissenschaftliches Hauptwerk der „Lexilogus oder Beiträge zur griechischen Worterklärung". Georg Curtius, der ihn später überholt hat, vergaß nie, seines Vorgängers Verdienste auf Schritt und Tritt zu würdigen. Was den „Lexilogus" auszeichnet und ihn selbst jetzt noch unentbehrlich macht, das ist die Fülle und Feinheit der Aperçus im griechischen Sprachgebrauch. Mehr noch aber als durch den „Lexilogus" ist Buttmann's Name auf die Nachwelt übergegangen durch seine „Griechische Grammatik", die, zuerst im Jahre 1792 erschienen, im Jahre 1869 die 22. Auflage erlebte. Der Auszug daraus, die „Griechische Schulgrammatik", die zuerst 1816 herausgekommen war, im Jahre 1875 aber die 17. Auflage nöthig machte, ist in Gymnasialkreisen ein so zu sagen populäres Buch geworden, so zwar, daß „Buttmann" fast ein Synonym für griechische Grammatik wurde.

Als Schriftsteller ist Buttmann nicht aufgetreten, aber auch heute scheint uns noch der Beachtung werth seine „Rede über die Nothwendigkeit

der kriegerischen Verfassung von Europa, am Geburtstage des Königs, den 3. August 1804, gesprochen im großen Hörsaale des Joachimsthalischen Gymnasiums von Philipp Buttmann, Professor, Berlin. In der Mylinsschen Buchhandlung 1804."

Die 40 Oktavseiten dieser merkwürdigen Rede enthalten die Grundgedanken dessen, was im vergangenen Frühling von Kaiser Wilhelm II. und in ausführlicher Begründung von Prof. Delbrück im Maiheft der „Preuß. Jahrb." gegen die Form, nicht gegen das Ziel der Friedensbestrebungen des Haager Kongresses eingewendet worden ist. Doppelt interessant freilich nehmen sich die Buttmann'schen Ideen aus im Hinblick auf die zwei Jahre nach deren Aeußerung erfolgte Invasion der Franzosen, die zur Schlacht von Jena führte, sowie mit Rücksicht auf den gegenwärtigen, ganz napoleonischen Einfall der Engländer in die südafrikanische Republik, unmittelbar nach der Friedenskonferenz im Haag.

Der Festredner entschuldigt sich zunächst, daß er seine Augen „nur auf einen Punkt unserer glücklichen Lage" werfe, „auf die ehrenvolle Ruhe, deren wir, mitten unter dem, was andere Länder bisher bedrückte oder beschämte, so lange schon genießen. Die Quelle dieses Glückes, wo können wir sie sonst suchen, als in der weisen, unseren Staat vor anderen eigenthümlichen Einrichtung, das Streben nach Frieden durch einen Wehrstand zu unterstützen, der auch den mächtigsten Gegner in Ehrfurcht erhalten muß?"

Indem der Redner dann vorläufig seinen Standpunkt in der Angelegenheit feststellt, knüpft er auch sofort die damals wie heute gleich nöthige Frage daran: „Soll ich es wagen, mich vielleicht einem ungünstigen Vorurtheil meiner Zuhörer auszusetzen?" Und dann schildert er die Gefahren, die der Völker harren, wenn sie, in blindem Vertrauen auf die Friedensliebe ihrer gesitteten Nachbarn, den wilden Eroberungstrieb der Dschingiskane vergessen. „Neben allem dem vielfachen Verluste, den der gesittete Theil der Menschheit durch seine inneren Kriege erfahren hat, ist ein Gewinn, den wir davon haben, unleugbar; ein Gewinn, den auch der erklärteste Feind des Krieges gern unbestritten läßt: die Vervollkommnung unserer — Kriegskunst." Denn, so erklärt der Redner: „Nicht weil ein Odoaker, ein Genserich und zuletzt ein Attila kam, wurden die Länder verwüstet, die unter der römischen Macht so lange und so sicher geruht hatten: weil die römische Macht erschlaffte, dadurch entstand ein Odoaker, ein Genserich, und endlich ein Attila.

Und so kann, so muß es nach ewigen Gesetzen immer wieder sich ereignen, wenn eine ähnliche Erschlaffung eintreten sollte. Jetzt freilich können wir, und ich weiß es gewiß, auch unsere Kinder und Enkel, lange hin sicher ruhen, und leere Schreckbilder wären jene Greuel (Dschingiskans in Zentralasien), hätt' ich, um wirklich zu schrecken, sie angeführt. Aber was gewährt uns diese Sicherheit? — Unsere Wachsamkeit und unsere Kriegskunst."

Und dann schildert Buttmann, die Völker im Auge, aus denen einst Dschingiskan und Timur hervorgegangen waren, die Unbändigkeit der Millionen in Zentral- und Hochasien herumziehenden Reitervölker. „Seit Jahrhunderten tummelt sich im Osten manch freches Gezücht, ihre Schläge treffen sie selbst: leicht fällt es einem solchen Haufen ein, auch den gesitteten Nachbar zu beleidigen, ein wiederholter glücklicher Erfolg im Kleinen, und die ganze, erst unter sich uneinige Masse, stürzt auf einmal über uns her." Aber, so fügt der Redner auch gleich hinzu: „Fürchtet nichts, Europäer! Ein Riese bewacht im Nordosten eure Grenzen."

Er deutet damit auf Rußland hin, das damals und wiederum für viele noch in den letzten Jahrzehnten dieses ablaufenden Jahrhunderts, als die große Kulturgefahr der Zukunft galt. Man denke nur an Platens: „Ketten dräu'n, wie sie nie geklirrt, der Menschheit." Buttmann meinte, die Wissenschaft habe der Russen Sinn gemildert und ihre wilde Natur gebändigt. „Von Stund' an also haben wir von einem solchen Volke wenig mehr zu befürchten als von unseren europäischen Brüdern selbst. Sie gehören mit in den Verein gesitteter Völker gegen die Barbarei. Anbetenswürdig erscheint uns hier die Vorsehung, welche die Vervollkommnung in der Kunst des Krieges mit einer Bedingung verknüpfte, die den Keim des Friedens in sich trägt."

Wenn nun aber trotz der Abwendung dieser Jahrhunderte lang drohenden Gefahr eines Welteroberungszuges der Völker Hochasiens dennoch Kriege entstanden sind und entstehen, so entstammen sie „dem Ehrgeiz der Mächtigen, der Eifersucht der Nationen." Aber auch diese Kriege haben neben all' ihren Schrecknissen doch auch wieder ihre Lichtseiten. „Völker Europens! eure Kriege, die ernsthaften, die blutigen, sie sind die große Heerstraße eurer Macht unter den Augen der Gottheit, die durch kleinere Uebel euch in Stand setzen will, größere unmöglich zu machen." Aber es gilt, solche Ansichten nicht zu mißdeuten. „Was ich aus inniger Ueberzeugung heute gesagt, leere Sophismen wären es, wenn es Jemand einfiele, sie zur Rechtfertigung derer anzuwenden, die den Krieg b e f ö r d e r n. Uebung im Krieg bildet zum Helden, aber Liebe zum Kriege entwürdigt zum Thiere . . . Es muß Krieg sein auf Erden, aber wehe dem Menschen, durch den der Krieg kommt! Wehe selbst ihm, der nicht Alles, was an ihm läge, zur Abwendung dieser furchtbaren Geißel beitrüge! Gesegnet sei dagegen der Fürst, dessen Leben auf Krieg, dessen Sinnen auf Frieden geht! Gesegnet sei der edle Weise, der, wäre es auch durch eine liebenswürdige Selbsttäuschung, die Möglichkeit eines ewigen Friedens den Völkern zeigt, der sie befeuert, dies Ziel zu erstreben — Preußen! der Fürst ist dein! der entschlafene Weise ist dein!"

Dann folgt eine, uns jetzt schier unverständlich gewordene Vertheidigung des Kriegerstandes, der in Preußen bis 1806, in England noch bis in die neueste Zeit mit Mißachtung zu kämpfen hatte, mit einer gesellschaftlichen

Minderwerthung, von der natürlicherweise der Offizier, wie zu allen Zeiten, nicht zu leiden hatte. Es gebe, sagt der Redner, überall, wo Menschen zusammen wohnen, auch „der wilden Naturen viel", und vor diesen müßten sich ihre gesitteten, friedliebenden Kreise schützen, da man sich vor dem Ausbruch der Wildheit keinen Augenblick sicher fühlen dürfe.

„Nur die Unvernunft derer bekämpf' ich, die, bei angeblich ruhiger Erwägung solcher Fälle, Anlaß davon nehmen, um in empörende Vorwürfe auszubrechen. Die Schamlosigkeit derer bekämpf' ich, die, selbst vielleicht sich entziehend jeglicher Sorge für's öffentliche Wohl, nicht karg sind mit Forderungen an den Staat. Und mit welchen Forderungen? Mit solchen, die nur dann erfüllt werden, wenn einst die Zeiten Kayumaraths, (des ältesten Perserkönigs), wiederkehren, unter dessen gerechter Regierung der Magnet das Eisen nicht raubte und die Ambra (der Bernstein) den Strohhalm liegen ließ."

Dr. Hermann Brunnhofer.

Literatur.

Mistral und die Feliber.*)

Die merkwürdige Erscheinung einer kräftig sich entfaltenden Blüthe neuprovenzalischer Dichtung in dem heutigen zentralistischen Frankreich, das alle landschaftliche Besonderheit völlig aufzusaugen schien, ist auch bei uns zu Lande, und nicht blos von den Vertretern romanistischer Philologie, mit warmem Interesse verfolgt worden. In dem Buche Nic. Welter's liegt uns nun eine sehr eingehende Studie des Lebens und der Werke des bisher bedeutendsten Dichters und Führers dieses berechtigten Regionalismus vor. In der That ist Frankreich trotz allen Nivellirungen des Jahrhunderts der Revolution keine volkliche Einheit — die staatliche tastet kein Mensch an —; der Norden spricht eine andere, abgegriffenere, zerschlissenere Sprache (die langue d'oeuil = hoc (est) illud = ja) als der Süden, der sein dem Italienischen ganz nahe gebliebenes Provenzalisch, das auch der heutige Piemontese noch gut versteht, die langue d'oc = hoc (est) bewahrt hat und nun durch eine wahrhaft staunenswürdige literarische Renaissance gegen die Verwüstungen des französischen Schulmeisters in ihrer vollen Berechtigung aufzuweisen verstanden hat. Von den keltisch-bretonischen Resten sprechen wir hier nicht, mit dem Süden aber hat das offizielle Frankreich, das viel an ihm gesündigt hat, sich nun in Frieden auseinander zu setzen. Und das wird auch hier ungeachtet einiger ängst-

*) Frederi Mistral, der Dichter der Provence. Von Nicolaus Welter. Mit Mistral's Bildniß. Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1899. 356 S. 8⁰.

licher und befangener Akademiker eben so gut möglich sein, als bei uns die unsere Sprache wohlthätig erneuenden Zuflüsse aus der nordischen Waterkant sowohl, als aus den Alpenländern, und bald wird der Pariser — freilich der gebildete Pariser — nicht mehr nöthig haben, daß man ihm die Gedichte und Erzählungen der Aubanel, Roumanille, Mistral noch erst in seine Sprache übersetze, wie wir ja Klaus Groth, Fritz Reuter, Rosegger, Adolf Pichler, Hebel, Kobell, Stieler ohne besondere Schwierigkeit uns zu eigen zu machen wissen. Der Abstand scheint vorerst in Frankreich größer, da das offizielle Französisch der Gesetzgebung, der Zeitungen und das Dictionnaire de l'Académie doch nicht entfernt die schöpferisch-ausgleichende Gewalt der Bibelübersetzung Luther's haben konnte. Aber der Orden der Félibres, der bereits in Paris und anderen Städten des Nordens seine begeisterten Anhänger hat, sogar im Schoße der vierzig Unsterblichen der Akademie, braucht, glauben wir, nicht zu verzagen, falls er sich vor einer großen Gefahr sorgsam zu hüten weiß, auf die wir weiter unten zu weisen für geboten halten. Hier zunächst die kurze Andeutung derselben in einem Worte: vor dem Klerikalismus.

Am 8. 9. 1830 ward in dem zwischen Avignon und Arles gelegenen Orte Maiano (frz. Maillane) Frederi Mistral geboren. Der Name wird eher von magistralis abzuleiten sein, als von ministerialis. Mistral heißt auch an der italienischen Riviera der böse Alpenwind, wie in der Provence der vorherrschende sturmartige Nordwest.

Es ist klassischer Boden. Auf alter griechisch-römischer Kultur entfaltete sich hier im Mittelalter eine einzigartige Blüthe der Poesie, die ritterliche Lyrik der Troubadours, die nicht nur der Ausgangspunkt der italienischen Literatur (Dante, Petrarca, Boccaccio) werden sollte, sondern auch erobernd in den Norden und dann östlich hin in unser Vaterland befruchtend übergriff. Unsere großen Romanisten Diez, Wilh. Wackernagel, vor Allen K. Bartsch, haben uns gelehrt, wie eng die Verknüpfungen der Troubadour-Dichtung mit unsern großen mittelalterlichen Lyrikern war.

Die jugendliche heißgeliebte Mutter ward auch Mistral, wie Goethen und so manchem gepriesenen Dichter, die Erweckerin des poetischen Genius. War doch schon Roumanille, geb. 1818, der bald auf dem Lyceum zu Avignon der Lehrer und der dauernde Freund des Knaben Frederi werden sollte, seiner Mutter zu Liebe der Begründer der neuprovenzalischen Dichtung geworden. Er zuerst behandelte die Muttersprache mit der ihr gebührenden Ehrfurcht. Ist er auch als Dichter überwiegend lehrhaft, so war er doch die Morgenröthe, deren die weiche, bildbare Seele harrte, um zum Lichte zu erwachen. 1847 von der Schule entlassen, wandte sich Mistral als Student der Rechte, nach Aix, wo er 1851 den Grad eines Lizentiaten der Rechte erwarb. Aber mit dem Tode des Vaters war diese Laufbahn für ihn abgeschlossen; er ging zur Mutter

nach dem geliebten Maiano und ward Bauer, wie sein Vater. Wie hoch das Verdienst Roumanilles auch anzuschlagen ist, der in seinem Sammelwerk Li Prouvençalo (1852) den talentvollen Schüler eingeführt hatte, für Frankreich und die Welt entdeckt hat den damals 22jährigen Dichter doch zuerst der geistvolle Kritiker Saint-René Taillandier (siehe dessen Études littéraires 295).

Es war Ende August 1852, daß die Freunde, alle begeisterte Verehrer ihres schönen Heimathlandes, seiner großen und ernsten Geschichte und seiner liederreichen Volkssprache, sich in Arles zu einer Art Kongreß zusammenfanden und aus dem Streit um die angemessenste Fixirung der Laute dieser ihrer Heimathklänge erwuchs hier der Bund des Felibrige. Man einigte sich auf die Grundsätze Aubanels.

Was heißt Feliber, ist oft gefragt worden. Keiner giebt genügende Auskunft, auch der Verfasser unseres Buches weiß uns nur zu berichten, daß ein altes Mütterchen, die Marthe, ein altes Lied zu singen wußte von der Disputation des Jesusknäbleins im Tempel und wie seine klugen Fragen und Deutungen die Schriftgelehrten in Erstaunen gesetzt. Diese heißen in ihrem Text li sèt Felibres de la lèi, die sieben Feliber des Gesetzes. Aber weder die alte Marthe, noch die gelehrten Herren des Kongresses, noch später die Weisen und Lexikographen Frankreichs hätten, heißt es, bisher eine Erklärung des Wortes gefunden, das nun eben des geheimnißvollen Klanges wegen als Bezeichnung der Bündler sich empfohlen habe.

Das scheint uns auffallend, ja kaum recht glaublich. Liegt denn nicht nahe genug, daß die alte provenzalische Auflehnung der Geister wider römisch-hierarchische Knechtung und Ausbeutung, die sogenannte albigensische Ketzerei, die bald so grausam, ja teuflisch, in wahnsinnigen Verfolgungen vernichtet ward, liegt es nicht nahe, fragen wir, daß sie sich ihrer Zeit als der freie Glaube la fé libera bezeichnet habe, daß im Volke — es hat ein gar zähes Gedächtniß — sich diese Bezeichnung erhalten habe und so denn auch die des Predigers und Auslegers der fé libera als, ihres felibrista? Wir mögen uns schwer vorstellen, daß dieser einfache sprachliche Zusammenhang all den klugen Herren wirklich sollte verborgen geblieben sein. Aber es mag wohl den heutigen Felibern, die keine Felibristen sein wollen, mit Einschluß solcher deutschen Romanisten, die immer mit dem Ultramontanismus liebäugeln, wie der bekannte Don Juan Fastenrado in Köln alias Dr. Johann Fastenrath, unbequem sein, an eine so fatale Etymologie denken zu müssen, also non liquet, es weiß kein Mensch, was Feliber besagt und wir sind Felibres vom reinsten römischen Wasser. Einen Schriftgelehrten, einen Lehrer des Gesetzes hat der Text der alten Martha, doch ganz unzweifelhaft verstanden und sie kann das Wort nicht erfunden haben.

Seit 1855 erschien der Armana (d. i. Almanach) Prouvençau. „Wir

sind frei-fröhliche Gesellen, sang Mistral im Eingang. Der erste Kalender ward in 500 Exemplaren abgezogen, heute erscheint der 44. Jahrgang in über 10 000.

Mit der prächtigen epischen Dichtung Mirèio, an der er sieben Jahre gearbeitet hatte, war der Ruhm Mistrals für immer begründet. Durch die Uebertragung August Bertuchs*) 1893, seit 1896 in zweiter Auflage vorliegend, ist diese rührende Dorfgeschichte auch in Deutschland mithin bekannt geworden. Sie scheint auch das bedeutendste, am meisten erlebte der größeren Gedichte Mistral's geblieben zu sein. Die Wahl des Stoffes, sagt Welter, könne den Erfolg nicht erklären,**) auch die Komposition sei nicht die starke Seite des Gedichtes. Es schlinge sich aber um den schlichten Faden der Erfindung in wunderbarer Fülle ein hohes Lied der Provence. Sei auch öfter allzuviel hineingezogen, so feiere doch eben in der Darstellung des provenzalischen Lebens der Dichter seinen Triumph. Triumphator war er wirklich bald (1859) in Nimes. In Paris, wohin er mit Ans. Mathieu zog, legte Gounod das Buch einer gern gehörten Oper zu Grunde. „So wie sie vorliegt, mit ihren kleinen Mängeln und großen Vorzügen, ist „Mirèio" die erste und duftigste Blume, die der Blüthenbaum der provenzalischen Renaissance getragen hat." (S. 87.)

Wir können dem Verfasser hier auf der Durchmusterung der Dichtungen der Genossen nicht im Einzelnen folgen. Es genüge, Ans. Mathieu's „Farandole" (La Farandoulo), einen Kranz loser Liebeslieder, zu nennen. Mit den Blumenspielen (zuerst in Ayx) und sogenannten Liebeshöfen tritt u. E. die Genossenschaft auf eine bedenkliche Bahn, sich mit erquälter Romantik Reklame zu machen. Daß Herr Dr. Fastenrath den Unsinn in Köln nachmachte, kann keine Rechtfertigung sein für kindliche Aeußerlichkeiten, die der Südländer nun einmal nicht gern entbehren mag.

Neben dem edlen stolzen Roumanille, der in dem Schüler in der Pension Dupuy 1845 das Talent Mistral's entdeckt, und Aubanel, der 1860 den „halben Granatapfel" (Miougrano entreduberto), ein von glühender Leidenschaft erfülltes Gedicht, herausgegeben hatte, blieb doch der eigentliche Feldherr der Gesellschaft der junge Mistral. Bedeutungsvoll ward ihm die Freundschaft mit Alphonse Daudet und dem excentrischen reichen Sonderling Lord William Bonaparte Wyse.

Wir übergehen die Beziehungen zu den sprachlich der Provence so nahe stehenden Kataloniern in Barcelona, erwähnen nur, daß die Ueberschwänglichkeit dieser neuen Freunde den auch in klerikalen Kreisen Italiens

*) Ihm ist das Buch Nic. Welter's gewidmet.

**) Viel that freilich dazu die begeisterte Aufnahme bei Lamartine, der einen „griechischen Dichter in Avignon" entdeckt zu haben verkündete.



Anklang findenden Gedanken von dem lateinischen Bündel (il fascio latino sagten auch die italienischen Radikalen alsbald) zu fördern schien.

Die Gluth der Verbrüderung „der drei katholischsten Nationen unter Führung der Provenzalen" scheint sich abgekühlt zu haben. Wäre es so weiter gegangen mit den Wallfahrten zur allerheiligsten Jungfrau von Montserrat, so war die an sich so schöne Bewegung vollständig dem Klerikalismus ausgeliefert gewesen. Die Pfaffen selber sorgten dafür, daß man sich auf das Statut „Politik und Religion sind von den Erörterungen des Bundes ausgeschlossen", gern zurückzog. Zum ersten Mal betheiligten sich auf dem Blumenfeste von San Roumié auch Pariser Schriftsteller und Journalisten. Und die Feier des Petrarca-Jubiläums in Avignon (1874) lenkte die Aufmerksamkeit auch des Auslands — die Königin von Rumänien durfte nicht fehlen — auf die Feliber.

Die zweite große Dichtung Mistral's, Calendau (1867) war trotz den lobenden Kritiken ein Mißerfolg. Die Erfindung des ganzen Gedichtes, das stark an unsere Romantiker Eichendorff und Fouqué gemahnt, können wir nicht mit bewundern; sie ist recht absichtlich unmodern, und der Aufwand glühender sinnlicher Farben zur Empfehlung asketischer Jugendführung sogar recht bedenklich. Auch Welter sieht das ein. Wenn auch wider die versuchte allegorische Deutung der drei Hauptfiguren, der Prinzessin Esterelle, des Banditen Severan und des heldenmüthigen jungen Fischers Calendau, der Dichter sich mit Fug*) verwahrte, schon daß man darauf verfallen konnte, zeigt den großen Mangel an gesundem Realismus. Der Hauptreiz liegt in den schildernden Episoden.

Unser Verfasser betont geflissentlich „den erhabenen Ernst der Gedanken", die „weihevolle Steigerung der Gedanken und die Klärung der Gefühle." Also die moralisirende Tendenz. Besonders gefällt ihm der Satz:

Arbeit, die nicht andern frommt,
Das ist Arbeit ohne Segen.

Das ist sehr schön, aber wir verwechseln immer wieder den Dichter mit dem Prediger. Wir sagten schon, weshalb wir das Buch, das eine „Fülle kernigster Grundsätze" enthält, ein „Codex der Ehre" sei, doch nicht einmal als Konfirmationsgeschenk empfehlen möchten. Ein schöpferisches Dichtwerk und ein gleichwerthiges Gegenstück zu der Mirèio ist es nicht.

Größer steht Mistral da als Lyriker. Unter dem Titel „Die Goldinseln" (Lis isclo d'or) gab er eine Art Anthologie. Welter preist besonders das elegische Gedicht auf die Ruine des Schlosses Roumanie und die Gemeinschaft der Heiligen als eine Perle der Legendendichtung. Das berühmteste, wie Heine's Grenadiere der Napoleonischen Legende dienend, blieb „Der Tambour von Arcole". Wir brauchen nicht mit zu verhimmeln,

*) Aber auch aus Besorgniß: denn man hatte ausgewittert, der schuftige Blaubart Severan bedeute Nordfrankreich und speziell Paris!



so was hätte unser Fontane besser gemacht. Es ist gar nicht abzusehen, warum der arme alte Tambour gleich todt hinfallen muß, als er sein eigenes Marmorbild von David im Fries des Pantheon erblickt. Fontane hätte ihn vielleicht sagen lassen: „Det soll wol ick sind?“ Nun, das ist eben französisch. — Schön ist „Der Tod des (alten) Schnitters“, doch zu lang und zu viel reflektirend in den Reden des Sterbenden, im Grunde ein auseinandergefasertes Epigramm. Erheblicher sind die historischen Rückblicke auf die teufliche Ermordung der Vorfahren, der alten Albigenser. Daß der Dichter darin mehr einen Rassenkrieg erblickt, der Nordfranzosen wider den Süden, ist nicht ganz unberechtigt, aber es zeigt doch auch eine gar zu zarte Schonung der römischen Kurie. Die Gräfin (la coumtesso) ist in der That ein gewaltiges Protestlied des sonnigen, poesiefrohen Südens wider das nivellirende Franzosenthum des Nordens.

Die politische Bedeutung des Felibrige drückt der Dichter selbst (S. 195) so aus: „Das Felibrige, das Kind der Provence, erweckte singend den schlafenden Süden. Dem Volke rettete es Sprache und Namen, flößte ihm Achtung ein für die alten Gebräuche und Ehrfurcht für den Glauben; es wurde der Priester des Vaterlandes, das von ihm gesegnet ward.“

Gewiß, das Geheimniß der Volkssprache und ihrer Macht haben diese Männer erkannt. Ist Mistral zudem frei von Parteilichkeit und doch auch als Provenzale ein treuer Patriot, so mag ihm wohl das Lob gebühren (S. 217). „Nicht leicht dürfte man in der neueren Literatur einen Mann finden, dem es gelungen, sein Dasein zu solch idealer Einheit und olympischer Ruhe auszugestalten. Wie human steht Mistral da in seiner reichen Liebe zu seinem Volk, in seiner Begeisterung für das frisch pulsirende Leben der Gegenwart!“

Ueber die Verherrlichung Victor Hugo's (1885) — freilich ein „schmetternder Trompetenstoß“, aber auch weiter nichts — schlüpfen wir hinweg, eben so über die Zauberfeste am Genfer See, sie gehören dem gesellschaftlichen Klatsch der sogenannt guten Gesellschaft, des internationalen high-life. Sollen wir wirklich glauben, daß dem Dichter „mitten in der Blüthe der Pariser Aristokratinnen“ und in der Verschwendung des Vorbeers, wie sie bei uns zu Lande höchstens die bescheidene Gilde der Mimen übt, wohl geworden ist dabei?

Ein sehr werthvolles, ja unschätzbares Geschenk machte Mistral seinem Volke und der Wissenschaft (1888) noch mit dem großen Provenzalischen Wörterbuche. Trésor dóu Felibrige nannte er es. Es umfaßt, das Ergebniß zwanzigjähriger Arbeit, den Wortschatz der gesammten lengo d'O (= longue d'oc).

Noch folgt eine Dichtungsgabe Nerto (d. i. die Myrthe). Hier ist nun die Fabel ganz schnurrig. Nerto soll, um den in Avignon belagerten Papst Benedikt XIII (1334—1342) zu retten, ihn auf unterirdischem Gange in ihr väterliches Schloß Reinard geleiten. Damit hofft sie zugleich ihre

Seele vom Satan zu befreien. Wir hören, der Teufel sei das Schulhaupt der Gelehrten. Mistral muß es wissen, aber er kann auch wissen, daß die Wissenschaft es lange gewohnt ist, sich solche Insolenzen ins Gesicht sagen zu lassen. Sie denkt vedi e passa, sieh hin und geh deines Weges. Nun, da der Dichter sogar den Erzengel Gabriel und den Satan persönlich in Aktion setzt, wundert's uns nicht, daß es dem Papste nicht schwer wird, das hysterische Ritterfräulein vom Bösen frei zu machen. Ungeachtet ihrer Liebe zu Rodrigo, dem gewaltigen Löwenbesieger in Arles, will sie nun Nonne werden, der Papst selber bestimmt sie dazu. Dem Rodrigo aber baut der Satan das Schloß der sieben Todsünden, damit er und die frommen Leser doch einigen Spaß haben.

Wenn wir trotzdem bei Welter lesen: „Nerto ist also ein in jeder Beziehung einwandfreies Kunstwerk, das allen Anforderungen der Poetik gerecht wird, und steht nach dieser Seite über den andern Gedichten Mistral's“, so können wir nur sagen, das ist starker Tabak und suchen die in Anwendung gebrachte „Poetik“ in den Schulen der Jesuiten und in Maria Laach. Vielleicht weiß uns der P. Keiten, der von Welter gelegentlich als Eideshelfer zitirt wird, den genauen Titel besagter „Poetik“ anzugeben. — Für vernünftige Leser grenzt es nahezu an Gotteslästerung, mit dem Dichter Mistral anzunehmen, daß ein so dummer Teufel solche Gewalt über die arme Kreatur Gottes habe. Der Unsinn war denn auch alsbald (1886 im ersten Heft) ein gesundenes Fressen für die „Stimmen von Maria Laach“. Armer Mistral! Aber diesmal hat er's verdient.

In den frommen Schafstall der Feliber schlichen sich zwei räudige Schafe ein, Xavier di Ricard und Aug. Fourès. Zwar ihre größte Sünde wird nicht gewesen sein, daß sie die Gleichberechtigung des Dialekts der Langue-d'oc mit dem Provenzalischen forderten, denn die ursprüngliche Identität wird schwerlich zu bestreiten sein, wenn auch die Provence vor den Einsickerungen des Französischen besser gewahrt geblieben ist. Nein, ihr Hauptverbrechen scheint zu sein, daß sie „Freidenker und Republikaner“ waren und, entsetzlich zu sagen, sich auf die den Jesuiten verhaßte Histoire Albigeoise Nap. Peirals bezogen. Davon hören die heutigen frommen Albigenser nicht gern reden. Das wäre also die äußerste Linke des Felibrige. Wir erfahren als ihren Kriegsruf: „Nieder mit Monfort und seinen Horden!“ In diesem Rufe werden unsere Leser auf ihrer Seite stehen, zu der auch Felix Gras sich gestellt hat, ein gewandter Prosaerzähler. Verfolgen sie aber wirklich die utopischen Ziele der Autonomisten und Federalisten, so ist nicht schwer, ihnen zu prophezeien, daß sie sich die Köpfe dabei einrennen werden. Die Deputirten Amouretti in Paris und Marius André, der dem Programm der Pariser Freunde beigetreten war, wurden in einer freilich schwächlichen Erklärung der Feliber desavouirt (s. S. 275). Und vorläufig herrscht, so versichert Welter, wieder Einhei trotz sehr verschiedenen politischen und religiösen Anschauungen.



Die letzten Arbeiten Mistral's, eine angebliche Tragödie: Königin Johanna (von Neapel 1343), die Freundin Boccaccio's, und das „Rhonelied“ zeigen ein schnelles Sinken der poetischen Gestaltungskraft. Zum Dramatiker fehlte ihm die Ader überhaupt und in der trottelhaften Figur des Prinzen von Oranien im Rhoneliede, das gleichwohl in den Landschaftsbildern noch außerordentliche Schönheiten aufweist, hat er „die haltloseste seiner Gestalten“ geschaffen. Die undinenhafte Figur der Anglore ist ihm besser gerathen, doch bleibt es wohl bessere Schablonenarbeit.

Der Leser wird uns bezeugen, daß wir ohne irgend welche protestantische Voreingenommenheit, auch ohne nationale Antipathie an einen Dichter herangetreten sind, der als solcher und als begeisterter Freund seines Heimathlandes Bewunderung und Hochachtung verdient. Die sehr prononzirte Betonung seines und seiner Freunde katholischen Glaubens hat uns in der freudigen Anerkennung des poetischen Gehaltes seiner Dichtungen sowie seiner sprachschöpferischen Bedeutung keineswegs beirrt, sie nöthigt uns aber doch schließlich zur Vorsicht, wenn wir wahrnehmen müssen, wie der römisch-jesuitische Partei-Fanatismus zur Reklame seiner Zwecke sich des Mannes und seines Werkes zu versichern weiß. Wer das Volk wirklich liebt, der ehrt auch schonend seinen naiven Glauben und und achtet seine absichtlose Frömmigkeit. Und der Katholizismus hätte wohl Grund, uns zu beneiden, daß uns diese — nun ja Humanität, nicht von unserer Kirche noch schwerer gemacht wird, als sie im Ganzen wohl sein mag. Möchte es dem Bunde der Feliber gelingen, ihrem schönen, edlen Programme getreu, nach wie vor eine Art wahrhaft volksthümlicher, allem geistigen Leben in Kunst, Wissenschaft und Pflege der Volkssitten und Sprache ausdauernd zugewandter Freimaurerei zu sein, möchte er sich rein bewahren vor dem Klerikalismus, dem sein väterlicher Boden schon einmal zum Opfer gefallen, aber auch vor dem gewissenlosen politischen Radikalismus. Das haben die Herren ja bereits erfahren müssen, daß mit der römischen Kirche als politischem Faktor in puncto Schönheit und Lebensfreude, ungeachtet all der begeisterten Hymnen, die ihr wenigstens die ältere Trias Roumanille († 24. 5. 1891), Aubanel († 31. 10. 1886) und Mistral gesungen haben, schlecht Kirschen essen ist. So sei denn als hoffentlich heilsame Lehre der Geschichte aus des frommen Welter's Buche noch mitgetheilt, was wir S. 288 schaudernd lesen:

„Aubanel hatte im Jahre 1885 sein zweites Hauptwerk: li fiho d'Avignoun (die Töchter Avignons) veröffentlicht, einen Band Gedichte, der die Vorzüge des „Halbgeöffneten Granatapfels“ in noch erhöhterem Maße aufweist, und aus dem besonders zwei, dem Preise der Schönheit gewidmete Stücke: La Venus d'Arle und La Venus d'Avignoun, rauschenden Beifall gefunden hatten. Verschiedene angebliche Freunde Aubanel's aber nahmen Anstoß an der Leidenschaft, womit der Dichter die Reize des Weibes besang, und verklagten ihn beim Erzbischof von

Avignon wegen Immoralität. Der Prälat ließ Aubanel vor sich kommen und zwang ihn durch Androhung einer Maßregel, die seiner Familie die größten Nachtheile gebracht hätte, mit der Veröffentlichung der Filho inne zu halten, und die noch vorräthigen Exemplare zu verbrennen. (Man kann sie jetzt in der von Ludovic Legré besorgten neuen Auflage dennoch lesen. Paris 1891 bei Savine.) Aubanel unterwarf sich, aber er war und blieb innerlich gebrochen: seine Freude war dahin und seine Muse blieb stumm. Im Laufe desselben Jahres traf ihn zum ersten Mal der Schlag, der ihn bald nachher wegraffen sollte." — Wir führen das an, nicht um pharisäisch auszurufen: wir danken dir, Gott, daß wir nicht sind wie jener Erzbischof. Ach Gott, es braucht nicht gerade ein Erzbischof zu sein, es giebt auch andere Potenzen genug, die den Keim des Schönen ersticken.

Weimar, Mitte November 1889.

Franz Sandvoß
(Xanthippus).

Erzählungsliteratur.

1.

Gern wählte ich als Ueberschrift „Erzählungskunst", leider verbietet das der Grundsatz: a potiori fit denominatio, und das potius ist im vorliegenden Falle Routine, Mache, ja entschiedene Unkunst.

Da ist gleich eine wahrscheinlich gern gelesene Schriftstellerin, der man nachrühmt, in der ersten Reihe ihrer Gilde zu stehen, Frau Bernhardine Schulze-Smidt mit einem mächtigen zweibändigen Romane „Die Drei".*) „Lesenswerth", sagt ein gutmüthiger Kritiker, der vergaß hinzuzufügen: für ganz müßige Leute, die gar nicht wissen, wie sie die Zeit todtschlagen sollen. Es ist die Kunst und die Weltanschauung der gebildeten Gouvernante, die in den Kreisen wohlhabender Weltenbummler Gelegenheit gehabt hat, deren Jargon vollständig sich anzueignen, ihre häuslichen Einrichtungen kennen zu lernen und hinter die Geheimnisse ihrer Toilette zu gelangen. Blätter von der literarischen Höhe der „Gartenlaube", „Ueber Land und Meer" u. a. haben diese Kunst gepflegt und hoch gebracht. Sie können manchen Ritter beschämen, diese in der That vielseitig gebildeten Damen, sie wissen so ziemlich Alles, haben Alles gesehen und gehört, was Bädeker's Reisehandbücher anpreisen; sie reden und lassen reden mit derselben beneidenswerthen Sicherheit über Bach und Gluck, wie über Richard Wagner und Brahms, über Renaissance und Barock, über Rennsport und exquisite Cognacmarken, über Bergfexerei und chinesische Porzellane. Unser Roman, der im Ganzen hoch über der Collegin Ossip Schubin steht, um anderer zu geschweigen, weiß z. B.

*) Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1899. Groß 8°. Band 1. 219 S. Band 2. 256 S.

(2, 141) ganz genau, wie die englischen Jockeys aussehen, wenn sie in Civil sind, und giebt Unterricht in Pariser „Pschütt". Das ist natürlich ein wesentlicher Bestandtheil feinerer weiblicher Bildung. Sie unterrichten, so ganz nebenher, ohne alle pedantische Aufdringlichkeit, über vieux français-Majoliken, über Stoffe und Gobelins, über alle Modeblumen und Parfüms der Welt. Auch in den großen Hotels und Restaurants der eleganten Welt sind sie selbstverständlich zu Hause, und mit Kennerschaft wissen sie Cigaretten und Champagnermarken zu taxiren. Gewiß, das wird dereinst der Kulturgeschichte als werthvolles Material willkommen sein. Die eigentliche Triebkraft ihrer Lust zu fabuliren ist jedoch lediglich die Spekulation auf den ganz verödeten Zeitgeschmack, von dem wir ungern glaubten, daß er noch tiefer sinken könne, so wenig wir auch den kindischen Aberglauben theilen, wonach das neue Jahrhundert mit seiner zufälligen Zahl die Menschheit umzubilden im Stande sein werde.

Doch, das hätt' ich beinahe vergessen, unsere schriftstellernden Damen — nicht alle, aber ein gut Theil — sie haben sogar esprit und sentiments, man könnt' es ja auch auf Deutsch sagen, aber es ist so verständlicher und richtiger. Darin bekundet sich denn doch eine gewisse geistige Erhebung über die Misere des Alltäglichen, hätten sie nur auch pensées, die aus dem Herzen kommen, oder gar ein Fünklein Humors, so möchten sie wohl auf die Schwelle treten, die in das Heiligthum der Poesie führt. Vereinzelte poetische Brocken giebt es ja auch in unserem Roman, ich rechne z. B. dahin die prächtige Schilderung des heraufdämmernden Spätfrühlingsmorgens (2, 157 ff.), doch das ist nur ein Requisit, das Hauptsächlichste, das Mitschwingen des eigenen Herzens, bleibt man uns schuldig.

Was ist doch im Grunde die ganze, reiche Gotteswelt für diese meinetwegen anständigen Menschen der „upper ten", denn ein buntes Kaleidoskop? Vor der anderen Welt ihrer armen Mitgeschöpfe verbarrikadiren sie sich sorgfältigst. 2, 99 lesen wir: „Jedes Heim — will sagen, jede Villa des vornehmen Fremdenwinkels am Pariser Boulevard Montmorency beim Bahnhof von Auteuil — hat etwas so vollkommen in sich Abgeschlossenes, daß die einzelnen Haushaltungen einander als Regel (in der Regel) fremd bleiben. Nur bei Noth- und Hilfsfällen tritt wohl das freundnachbarliche Verhältniß ein, und vielleicht ist's gerade recht und gut so. Denn in den jetzigen Zeiten allgemeiner Unterwühlung des Bestehenden und Beunruhigung der Gemüther durch verbotene oder schwer zu pflückende Früchte sollte das Haus mehr als je als Schrein und Burg des stillen Familienglücks bedeuten und den festen Boden bilden, auf dem die Produkte des Schlammes und des losen Sandes verderben müssen." — Nun ja, Volk giebt es für dieses fahrende Volk nicht, allenfalls, des angeblich komischen Kontrastes wegen, Domestiken.

Ich darf mich dieses Ortes von Mittheilungen der „Fabel" dieses

Romans dispensirt halten, und brauche nur zu sagen, sie ist herzlich alltäglich bei allerdings zum Theil sehr geistreicher Charakterzeichnung. Keine der handelnden Personen, auch nicht die junge Heldin Muschi, die vergeblich von dem Adoptivater, dem alten, etwas mikoschartigen Majoratsherren zum Weibe begehrte Adoptivtochter, zeigt eine Spur ideellen oder sittlichen Gehaltes. In ausstudirter Langweiligkeit gehen die Bilder dieses müßiggängerischen high life an uns vorüber. Da wird uns u. a. keine Anlandestelle der Bosporus-Dampfer ausgelassen, denn es gehört doch zum guten Ton, daß man nicht bloß in Venedig, Rom und Neapel, sondern auch in Konstantinopel gewesen sein muß, keine Straßenecke bei der Spazierfahrt durch Paris wird uns geschenkt, der Einkauf in einem Blumenladen mit der Feierlichkeit eines Ereignisses geschildert. In der Botanik sind bekanntlich unsere heutigen Fabulistinnen überaus stark, sie nehmen es mit jedem Apotheker auf. Man könnte eine Grammatik des Ungeschmacks aus modernen Romanen — ich sage nicht, lediglich aus Frauenromanen — mit Leichtigkeit zusammenstellen, einen ästhetischen Antibarbarus.

Daß der Frauenroman unserer Tage im Ganzen — mit schrecklichen Ausnahmen freilich — immer noch erträglicher und anständiger ist als der Männerroman, das ist nicht sowohl das spezielle Verdienst der Frauen, als die Schuld der Männer, die sich dem niedrigen Erwerbszweige der Unterhaltungsliteratur hingeben ohne inneren Beruf, ohne Lebenserfahrung, ohne sittlichen Ernst, ohne auch nur das Technische ihrer Halbkunst gelernt zu haben. Jeder glaubt dazu Talent genug zu haben, aber wahrlich, wenige haben es. Im Erfassen des „Milieus“ jedoch, auf das die heutige „Wirklichkeitskunst“ so großen Werth legt, sind ihnen die Frauen von Natur weit überlegen. Poesie — eigentliche Poesie, nicht Tendenz — haben sie alle beide in der Regel nicht, allenfalls eine gewisse Uebung im An- und Nachempfinden.

2.

Das alte Julian Schmidt-Freytag'sche Rezept für die Romandichtung, das Volk bei seiner Arbeit aufzusuchen, dabei es denn nicht so reinlich und manierlich aussah, als es im Grunde doch ist und sich im Sonntagsrock und bei seinen Freuden ausnimmt, hat allmählich seine Auferstehung gefeiert, aber auch eine wesentliche Erweiterung oder Vertiefung erfahren dadurch, daß das letzte Drittel des Jahrhunderts bestimmt scheint, die längst in Gährung gebrachten sozialen Schichten zu, Gott gebe! friedlicher Setzung und Klärung zu bringen. Das fühlt doch Jeder, der härtest gesottene Kapitalist so gut wie der überzeugteste „Sozi“ oder „Genosse“, der Appell an den wirklichen Bürgerkrieg kann für beide Parteien, und somit für das Vaterland und die Kultur der Welt, lediglich unermeßlich unheilvoll werden.

Es ist eine harte, friedlose, unbehagliche Zeit, in der wir leben, und was uns von dem rapid zuströmenden Reichthum unseres Volkes vorgepredigt wird — noch eben zur Motivirung der neuen Flottengründung — vermag doch die bange Frage nicht zu schweigen: sind wir denn aber glücklicher?

Es darf uns nicht wundern, daß die Gegensätze des sozialen Lebens, die jeden denkenden und fühlenden Menschen berühren müssen, auch in unserer Literatur und Kunst sich spiegeln. Man hat nicht ohne Grund behauptet, das soziale Problem beherrsche zur Zeit nicht nur die Politik, sondern auch die Wissenschaft und die schönen Künste, das Theater und das Gespräch gesellschaftlicher Zirkel. Da wird der Roman sich nicht ausschließen. In der That schießen soziale Romane wie die Pilze hervor. Es ist leider viel Bofist dabei. Nicht ganz mit Unrecht macht Paul Heyse den jüngeren Zeitgenossen den Vorwurf, daß sie sich „in bewußter Spekulation als soziale Nothhelfer unseren Dank zu verdienen" suchten. Ich zweifle gleichwohl nicht, daß die Romandichtung befugt und als wirkliche Poesie behandelt, das heißt, als ein sub specie aeternitatis erschautes Wiederspiel der aufgeregten Zeitkämpfe, auch befähigt ist, zum Frieden, dem die Musen einmal zugeschworen sind (denn inter arma silent Musae) recht erfolgreich beizutragen.

Dazu wäre freilich künstlerische Gestaltung und pectus, Menschenliebe, uninteressirte Objektivität erstes Erforderniß.

In allen diesen Forderungen aber hapert es bedenklich in dem sozialen Roman Arthur Sewetts*), der uns ein Wenig beschäftigen soll.

„Der Kommerzienrath stand vom Schreibtische auf", mit dieser merkwürdigen Begebenheit beginnt der soziale Roman. Der junge Gefängnißprediger hatte sich zum Besuche gemeldet, um sich als Mitbewerber um die erledigte Pfarrstelle dem Mitgliede des Kirchenvorstandes vorzustellen. Der Fabrikherr fühlt natürlich bald heraus, daß der Bewerber zu dem „Gift der sozialen Strömung," das auch unsere Arbeiter bereits ergriffen habe, nicht diejenige Stellung einnehme, die ihn in seinen Augen zu der Pfarre befähigte. Hatte doch der Gefängnißprediger, jede Schlangenklugheit beiseite setzend, erklärt, daß ihm sein Amt zu hoch und heilig sei, um es in den Knechtsdienst irgend welchen Nutzens oder gar des Kapitals zu stellen (vielleicht hat er biblischer von dem Götzen Mammonas geredet). Der kriegt die Pfarre in keinem Falle, denkt der einflußreiche Fabrikant, und sein Hausfreund, der Herr Superintendent, der den Kandidaten ablöst, stimmt vollkommen bei. „Diese Armenpastoren! Nein, Herr Kommerzienrath! Den können wir hier nicht gebrauchen." Ungeachtet alles Einflusses des reichen Mannes wird gleichwohl der letzte Bewerber mit einer Stimme Mehrheit gewählt. Nun hat der Kommerzien-

*) Arthur Sewett: Der Armenpastor. Ein sozialer Roman, Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 227 S. 8°.

rath zwei Töchter — er ist Wittwer — die ältere, Margarethe, hat sich in Berlin „riesig" amüsirt, kehrt aber plötzlich zurück, da sie es auf den Fabrikarzt, den schneidigen Dr. Martens abgesehen hat, der sich bald als ein moralischer Lump zu erweisen hat. Die jüngere, fromm und bescheiden, aber von der seligen Mutter erblich belastet mit Schwindsucht, geht in den Konfirmationsunterricht zum Armenpastor. Dieser hat Veranlassung gehabt, sich über eine grobe Pflichtversäumniß des Herrn Doktors bei dem Fabrikherrn zu beklagen. „Das setzt Allem die Krone auf", sagt der entrüstet. Bald aber ist der Pastor selber da, um zu fordern, daß sofort der bereits zu einer Tanzpartie angespannte Wagen den Doktor hole, um ihn zu der kranken Tischlerfrau zu schaffen. Nicht übel, aus dem Gesichtspunkt der Romantechnik gesehen, ist das Gespräch des Gottesmannes mit Margarethe. Der willensstarke Mann imponirt ihr doch, und da sie ihm Haß schwört, so weiß der gewitzigte Leser, daß sie bereits in ihn verliebt ist. Der nächste Erfolg ist jedoch nur, daß sie zum Balle zwar doch fährt, denn der Wagen kam schon zurück, da die Tischlerfrau bereits todt sei, aber nicht mit der einzusegnenden Schwester zusammen das Abendmahl nehmen will.

Pastor Werder, so heißt er, hat das Glück, von den kirchlichen Vorgesetzten nicht nur nicht getadelt, sondern sogar besonders belobt zu werden, und wird nun sogar mode. Wollte der Verfasser darin den geheimnißvollen Grund andeuten, warum der soziale Roman ausgeht, wie das Hernberger Schießen?

Bisher schien die Erzählung — ein rein ästhetischer Standpunkt war es ja nicht — Partei zu nehmen, die Partei der Arbeit gegen den Kapitalismus. Das sieht sehr edel aus, die Poesie aber leidet dabei Einbuße. Sie gewöhnt sich an einseitiges Sehen und übertreibt die Gegensätze. Jetzt hat der Reichthum nicht blos Gefahren, er ist an und für sich verachtenswerth, der Genuß aller Güter der Welt an sich schon sündhaft, und sittlichen Werth hat allein noch das Opfer für Andere, was man jetzt Altruismus nennt. Dabei ist nur übersehen, daß es sowohl thatsächlich unmöglich ist, diese Forderung zu stellen, als auch logisch widersinnig, dasjenige für die Anderen zu wünschen und zu beschaffen, was man für sich selber als eitel, ja als seelenmörderisch glaubt erkannt zu haben. Dagegen wird wohl auch gelten dürfen: Sich selber ausleben, seine Kräfte und Fähigkeiten aufs Höchste bilden, die Mittel dazu also auch nicht verschmähen, das wäre mehr und käme schließlich der Allgemeinheit besser zu Nutze, als fromme Spenden und Legate für Waisenhäuser oder Stipendien, womit jedoch auch deren Werth nicht geschmälert sein soll.

Arm und reich, wir Alle bedürfen nichts so sehr, als freie Bewegung, selbständiges Auswachsen, statt Gängelung und Bevormundung. Eine Volksgemeinschaft ist kein Garten und kein Forstrevier, auch kein Acker-

feld für die Lenker des Staates und die edlen Herren der Kirche, sondern eine Art Urwald, den man noch Gottes Rathschluß getrost mag wachsen lassen, wie er will und kann. Und der Dichter hat vielmehr das ewig Gleichmäßige in allem Wechsel der Zeiten zu schauen, als sich in die Rolle eines Erziehers oder Civilgouverneurs einer beschränkten Interessengruppe einzuleben. Daran, scheint mir, scheitert der spintisirende Ibsen. Freilich giebt es Zeiten, wo es schwerer wird, diesen heiteren Standpunkt des Künstlers, man kann auch hinzufügen, des Historikers und Philosophen, einzunehmen und zu behaupten. Daß er der Kunst einzig zuträglich und gemäß ist, zeigen ihre Blütheperioden bei allen Völkern. Auch die Kunst braucht nur Freiheit, nur eigenes Ausleben, nicht Zuchtmeister und kritische Klageweiber, nicht Prediger und gute Menschen, sondern gute Musikanten.

Sachlich ist es gleich, und gleich schädlich für die Poesie, ob ehedem Spielhagen in seinen Romanen die Fahne eines sehr weit nach der radikalen Seite ausschlagenden Liberalismus hochhielt, oder ob sich der heutige Roman zum Anwalt der Tendenzen der augenblicklich Schwächeren, der sogenannten Enterbten, macht. Wehren können wir dem Dichter natürlich nicht, aber wir glauben ihn warnen zu dürfen im Interesse der Poesie selber.

Der Leser ist begierig auf die Lösung der Geschichte des Armenpastors? Nun, sehr einfach, er heirathet die Tochter des reichen Mannes, Fräulein Margarethe, die dem elenden Verlobten den Abschied gegeben, nachdem sie noch von einer anderen Gemeinheit Kunde erhalten hatte, die jüngere aber starb selig und Pastor Werner zog nach Berlin und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er heute noch. Daß aber der hartherzige Mammonsknecht, der Herr Kommerzienrath, sich bekehrt hätte, davon erfahren wir nichts. Wahrscheinlich aber muß er zur Strafe für seine Sünden alle Jahre nach Karlsbad.

3.

Wir erheben uns in reinere Regionen, indem wir uns in die kleinen Erzählungen des tyrolischen Dichter-Patriarchen Adolf Pichler versenken, die er uns als „Letzte Alpenrosen*) darbietet.

Auch hier waltet Realismus, aber es ist nicht der mit der Bleifeder in der Hand mühselig und bruchstückweise zusammengesuchte, mit halbem Verständniß erhorchte oder erfragte des Großstädters; er beruht auf tiefer und ganzer Kenntniß, und was mehr sagt, auf inniger Liebe seines kernigen, urgesunden tylorischen Volksthums. Es ist Realismus, aber als bloßes Darstellungsmittel, nicht als letzter Zweck der Kunst betrachtet und angewandt.

*) Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tyroler Bergen von Adolf Pichler. Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1898. 2 Bde. Geh. 4 M., geb. 5 M. 165 und 168 S. 8°.

Und gewiß, wir haben, um einen hervorragenden Charakterzug der hier geschilderten Menschen herauszugreifen, den Dichter nur daraufhin in Anspruch zu nehmen, ob er den Starrsinn des tyrolischen Bauers wahrheitsgemäß erfaßt habe, und nicht darnach, ob sein starres Prinzip der Selbsthilfe christlich, ob es moralisch und rechtlich zulässig sei. „Wo das menschliche Gesetz nicht hinreicht, muß das Naturrecht hervorbrechen" (S. 94). Das ist hier so wenig christlich, wie die Revolutionstheorie in Schillers Tell, es ist nur — das genügt für die Beurtheilung des Dichters — menschlich begreiflich. Nur das möchten wir doch bezweifeln, daß eine Kirchhofsverwaltung (am Achensee in dem hochgelegenen Wallfahrtsorte Eben) könne gestattet haben, auf ein Grab zu setzen: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Sie würde doch wohl empfohlen haben, lieber dafür zu sagen: „Die Rache ist mein, spricht der Herr, Ich will vergelten."

Als ein allerdings sehr trauriges Symptom für die augenblicklich trostlose Stimmung der Deutschen Oesterreichs haben wir es zu betrachten, wenn der gefeierte Dichter, immer ein Vorkampfer des deutschen Berufes seines Vaterlandes, einen österreichischen Offizier sagen läßt (S. 96): „.... und dann! In Oesterreich soll man gar nicht mehr heirathen, um schließlich Gut und Blut hinzugeben — für wen und für was?" — Das sagt ein achtzigjähriger Dichter, neben Rosegger vielleicht der bedeutendste, der in Oesterreich noch lebt. Das giebt zu denken. Weniger bedeutend, als die grausige aber packend erzählte Geschichte „In der grünen Pertisau" ist „Versäumt", die Schilderung eines durch die Gewohnheit der Sünde Verweichlichten, der als Selbstmörder endet. Gut erzählt gleichwohl. Die Moral aber, die der Dichter, nil humanum a se alienum putans, dazu giebt, verdiente wohl Beherzigung: „Ueberlassen wir das Moralisiren jener geschwätzigen Nächstenliebe, die als Aasgeier jeder Sünde nachzieht, sie ausschreit und sich als christlich bezeichnet."

Sehr köstlich ist „Die Braut von Korinth". Viel gesunder Menschenverstand und redliche Menschenliebe sprechen uns daraus an, doch auch das Tragische oder die Abgründe der Menschenbrust kommen zu ihrem Recht, ähnlich etwa wie bei Fritz Reuter.

Charakteristisch für Ad. Pichler, der von je den Klerikalen und speziell den Innsbrucker Jesuiten ein Dorn im Auge war, ist z. B. auch bei der Schilderung eines tüchtigen Weibes die Bemerkung (2, 13): „Das ist keine schwindsüchtige Madonna im Stil unserer christlich-germanischen Nazarener."

Von wahrhaft homerischer Anschaulichkeit und Schönheit, anspruchslos, aber mit bewußter und sicherer Kunst dargestellt, ist der Auftrieb der Heerde auf die Alm.

Gewaltig sind auch die Schilderungen aus der Zeit des Speckbacher

von Rinn (er liegt auf dem Kirchhofe von Hall begraben) in der letzten dieser „Alpenrosen" „Der Einsiedler." Möchte es noch lange nicht die letzte seiner Alpenrosen sein! — —

4.

Ernst Muellenbach's Altrheinische Geschichten*) gehören zu dem Allerbesten, was uns aus modernster Erzählungsliteratur vorgekommen ist. Man merkt gleich an den ersten Zeilen der ersten Erzählung (Gebhard oder der schwarze Tod), die man liest, daß man es endlich einmal wieder mit einem Manne zu thun hat, der die allerdings schwere Kunst des schlichten Erzählens gelernt hat und versteht, der vor allen Dingen ein herzerquickendes echtes reines Deutsch spricht — leider eine Seltenheit Anno 109 nach Goethe's Faust. In der That ein Büchlein, das man mit Andacht liest. Einen Vorgeschmack von dem Reiz, der Poesie dieser Prosa selbst mag z. B. geben S. 105: „Da war mit selbigem Schiff auch ein Jäger gekommen, der führte einen Knaben bei sich, einen gar hübschen Jungen, das Hübschste aber an ihm war sein Gang, denn dieser Knabe setzte die Füße so leicht, daß man meinte, einen Reigen singen zu hören, wenn man ihn gehen sah."**) Auch in kühnen Neubildungen ist er, wie Goethe, meist sehr glückhaft, z. B. S. 80 „sie geheimnißten eine Weile vorsichtig um einander herum." Der Mann braucht sogar „trotz" richtig mit dem Dativ, θαῦμα ἰδέσθαι.

Sinnig und herzerquickend ist die Geschichte des armen von der Pest mit einem kleinen Mädchen allein verschont gebliebenen Knaben, dessen sich die Mönche der Abtei Heisterbach annehmen, der es zunächst zwar nur zum Gänsehirten oder, da er seiner Heerde vorgepredigt, zum Gänsepfaffen, dann aber zum Waldwart und Jäger des Klosters gebracht hat, bald aber durch die praktisch-christliche Erziehung des Einsiedlers Schnecklein gefördert, in Folge der Wiederbegegnung mit der noch unerkannten Jugendgespielin der Theologie des Bruders Eckart aus der Schule läuft und seine Miranda heirathet. Wie prächtig ist diese Mignon gezeichnet! —

So bietet auch der „Johannissegen" gar sinnvolle und fromme alte Kölnische Gebräuche, die ihre Kraft (a. 1467) zum Heirathstiften bewähren.

Die „Weisheit des Bruders Eusebius" (S. 147 ff.) besteht darin, daß erst die Frau, dann der Mann bei demselben Klausner seine Klagen vorbringt und daß beide ihre Verschuldung einsehen und beichten, daß es also ihm nicht allzuschwer fallen mag, das in solchen Fällen getrübten

*) Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1899. 237 S. 8⁰, sehr schöner Druck und Papier.

**) Nur zu „ich werde es leid" möcht' ich mir erlauben, anzumerken, daß „es" der Genitiv ist, daß also die analoge Wendung „der Vogel wird die Sache leid" zu beanstanden ist.

ehelichen Friedens ewig Vernünftige nachdrücklich einzuschärfen. Mit reizender Schalkhaftigkeit vorgetragen.

Auch Spielmanns Altentheil ist eine heitere Persiflage der endlosen Prozesse des seligen Reichskammergerichts.

Die Brüder Jansen vom Kapitol (in Köln) bringen uns sogar mit Goethe in Berührung (s. S. 236, wo der Verfasser den Dichter „etwa" schreiben läßt, wie der wirklich geschrieben haben könnte). Ich vermuthe den Schalk dahinter, der sich auf diese neckische Weise an der 150. Geburtstagsfeier Goethe's betheiligt haben wollte.

Weimar, Mitte Dezember 1899.

Franz Sandvoß
(Xanthippus).

Neue Balladen von Heinrich Vierordt. Zweite vermehrte Auflage. Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1900. 126 S. 8⁰. Preis brosch. 2 Mk. Fein geb. 3 Mk.

Hatten wir vor einiger Zeit einen erfreulichen Aufschwung auf Seite der lyrischen Dichtung feststellen dürfen, so weit es sich dabei um ganz individuelle Persönlichkeitsdichtung handelt, so sind wir leider zunächst nicht befugt, ein ähnliches Urtheil über die episch-lyrische Gattung der Ballade abzugeben. Was daran die Hauptschuld trägt, ist schwer zu sagen, vielleicht die Nachfolge Scheffel's, wie sie, immer mehr in den studentischen „Ulk" ausartend, in den „Fliegenden" ihr Wesen treibt vielleicht auch das allgemeine Unvermögen, künstlerische Form zu erkennen und zu genießen, das es ja dahin gebracht hat, lediglich Prosa, und zwar womöglich phonographisch-echte Prosa des gemeinen Lebens gelten zu lassen. Daher die Blüte der poetischen Wasserpest, des realistischen Romans, von der wir demnächst auch zu reden haben. Wie weit von der Höhe Uhland's, Kerner's, Mörike's, um nicht zu sagen Schiller's und Goethe's, sind wir herabgestiegen! Prosa ist Trumpf, in jedem Sinne Prosa, auch wo sie in Versen stümpert. Damit soll nicht gesagt sein, daß Poesie durchaus der rhythmischen Form und des Reimgeklingels bedürfe. Wir werden sehen, daß wirkliche Dichter sehr wohl auch in schlichtester Prosarede köstliche poetische Perlen darreichen können. Aber ihrer sind wenig und die Masse des „Lesepublikums" zieht die Eschstruth und Ossip Schubin Storm, Rosegger oder der Ebner-Eschenbach vor. Mit guter Meinung gingen wir an Heinrich Vierordt's „Balladen", waren sie doch von der Kritik ungewöhnlich freundlich schon in erster Auflage begrüßt worden.

Es sind 25 Nummern, also nicht an Ueberproduktion und Geschwätzigkeit leidet der Dichter, manches Stück macht sogar eher den Eindruck des Skizzenhaften. Die Form ist vorwiegend eine kurze vierzeilige Strophe mit je zwei alternirenden Reimen. Ich kann hinzufügen, daß sie

sehr gewandt behandelt ist und durch häufige Anwendung der zweisilbigen Senkung dem gemeinen Klippklapp der sogenannten Jamben und Trochäen zu entgehen weiß. Aber der Gehalt ist, auch da, wo großartige völkergeschichtliche Perspektiven sich fast von selber ergeben, gering, ja öfter recht bedenklich. Was soll man z. B. von einem Tycho de Brahe (S. 3—5) sagen, der seinem dänischen Vaterlande zurufen mag:

> Du schleuderst den Treusten des Vaterlands
> In der Meeresstürme Toben,
> Der Deinen Ruhm dem Strahlenkranz
> Der Sterne eingewoben.

War Tycho wirklich so größenwahnwitzig, daß er von sich sagen kann, er habe „den Sternen die Bahn gewiesen“?

Daß ein deutscher Balladendichter von dem Imperator Caligula nichts besonders Liebenswürdiges zu preisen habe, begreift sich wohl, aber darum braucht er nicht den jüdischen „Glaubensmuth“ so zu verhimmeln, der in Wirklichkeit sich wohl gehütet haben wird, dem mächtigen Gebieter ins Gesicht zu sagen, sie hätten gehört, daß er „vermessen“ sei gewillt, seine Statue im Tempel aufstellen zu lassen. „Wir setzten ihm kein Malstein, keine Säulen“, klingt halbhebräisch. Der berühmte siebenarmige Leuchter lodert auch wohl nicht auf.

Ein reinliches Bild ist kaum S. 10 mit Thränen den Schmerz hinwegspülen. Uebrigens ist das ganze Gedicht „Die Gottesräuberin“ eine — man denke im Lande Tyrol! — undenkbare Schändung der Gottesmutter. Im „Michael Scott“ (S. 16, 17) begegnet:

> „Euch heißt der Herr vom Schottenreich
> Das Meer von fränkischen Räubern
> Mit eurer Hilfe zu säubern.“

Welcher Stil!*) — Die „Normannenbelehnung“ (1053) ist ganz im Stil Heine's und so denn eigentlich nichts Anderes als Verhöhnung der römischen Kirche, weiter hat es keinen Zweck.

„Papst Leo XII. und Thorwaldsen“ ist leider auch durchaus schief, natürlich auch höchst unwahrscheinlich. Bei Leo X. war so was allenfalls denkbar. „Columbus“ ist matt, ja im Grunde die Bedeutung seiner großen That abschwächend dadurch, daß der Dichter den jungen Columbus die Wickingertradition von dem südlichen Goldland in Grönland erfahren läßt. Historisch mag der Zusammenhang ja sein, für den Balladendichter taugte er nicht. Der Vortrag bleibt zudem ganz phrasenhaft. „Das Vermächtniß“ (Karl's V.) ist die wahnsinnige Ausrottung der Ketzerei durch die Scheiterhaufen Torquemada's, bloß verrückt, kaum grausig, und ohne Nutzanwendung. Die Hinrichtung Ludwig's XVI. als Sühne für die Schandthat der Vernichtung der Templer ist ertlügelt; der Zusammen-

*) S. 61: „Sprecht, ist mein Volk ein glückliches?“ zeigt uns, daß der widerwärtige Latinismus auch schon in die Poesie eindringt.



hang ist eben nicht vorhanden und es ist lediglich sogenannter „Witz“ der Weltgeschichte, daß der Temple jetzt als Staatsgefängniß zu erwähnen war. Gern giebt sich der Dichter elegischen Geschichtsvisionen hin. Die drei Unglückskinder der Tuilerien sind Ludwig XVIII., der König von Rom und Lulu, auch „Miramar“ erhebt sich kaum über schwächliche Elegie. Xs.

Mehr Goethe. Von Rudolf Huch. Leipzig und Berlin bei Georg Heinrich Meyer, 1899.

Es ist dieses Büchlein „eine Abrechnung mit der Modernen.“ Sie ist überspannt, krank, unnatürlich. An Goethe's Gesundheit sollen wir uns ein Vorbild nehmen. Goethe wird von Huch „als der Natur gleichend“ aufgefaßt, „der Natur in ihrer Reinheit und ihrem Reichthum; zugleich aber als die höchste bis jetzt erreichte Vernunft, sich selber in jedem Augenblicke mäßigend, ordnend, beschränkend.“ Dieser Auffassung kann man zustimmen, obwohl sie das Dämonische in Goethe völlig außer Acht läßt. Bei seiner Auffassung Goethe's nun läßt der Verfasser erklärlicher Weise nichts, aber auch garnichts in der modernen Literatur gelten. Daß Goethe's Kunst absolut betrachtet, höher steht als die der Modernen, leugnet Niemand, die Modernen selber am wenigsten. Aber die Kunst ist nicht etwas, das beliebig nach berechneten Masken hergestellt werden kann, sondern Kunst ist etwas, wenn sich die Seele der Zeit ihre Form giebt. Wenn nun die Seele unserer Zeit anders geartet ist als die Goethe's, so können wir noch so achtungsvoll zu ihm aufblicken — und wir thun es — die Parole „Mehr Goethe“ bleibt ein leeres Wort. Jede Zeit hat ihren Charakter. Unsere mag krankhaft erregt oder schwächlich oder weibisch oder sonst wie sein. Zu sehen und darzustellen, wie auch diese vielleicht wirklich schwer kranke Zeitseele danach ringt, sich ihre eigene Form in zeitgemäßen Kunstwerken zu geben, das ist des wahren Kunstfreundes und Kunstkritikers erfreuliche und praktische Aufgabe. Leben wir uns unserer eigenen Seele gemäß, — haben wir nur den Muth, uns in unserer Seele offen zu bekennen und sie ehrlich in Form zu gießen — dann stehen wir doch wohl dem wahren, dem innersten Wesen Goethe'scher Kunst beträchtlich näher, als Herr Huch glauben machen will.

Max Lorenz.

Staatswissenschaft.

Die Gewerkschaftsbewegung. Darstellung der gewerkschaftlichen Organisation der Arbeiter und der Arbeitgeber aller Länder. Von W. Kulemann, Landgerichtsrath. Jena 1900, Gustav Fischer. XXII und 720 Seiten. Preis 10 Mk.

Die bisherigen Schriften über das Gewerkschaftswesen behandelten regelmäßig nur die gewerkschaftliche Bewegung in

einzelnen Ländern oder gar nur einzelne Arbeiterorganisationen. Naturgemäß war es England, das im Mittelpunkte des Interesses stand, und dessen Gewerkschaftsbewegung in den Werken von Brentano, Schulze-Gävernitz und des Ehepaares Webb mustergültig dargestellt worden ist. Ueber Frankreich besitzen wir vor Allem eine ältere treffliche Arbeit von Lexis, während die Gewerkschaftsbewegung der Schweiz in Berghoff-Jsing, die Nordamerikas in Sartorius v. Waltershausen tüchtige Bearbeiter gefunden hat, denen neuerdings Schmöle mit einer Darstellung der sozialdemokratischen Gewerkschaften in Deutschland an die Seite getreten ist.

Kulemann dagegen giebt uns eine umfassende Darstellung der Gewerkschaftsbewegung in allen Staaten der Kulturwelt, wobei er sich mit Recht für Länder, deren Arbeiterbewegung schon öfter erschöpfend behandelt worden ist, einfach mit einer Rekapitulation des Inhalts der früheren Schriften begnügt; für andere Länder hat er größtentheils eingehende Mittheilungen und Berichte von sachkundigen Experten erlangt. Hier wäre auch wohl ein etwas näheres Eingehen — wenn auch durchaus in Form einer Skizze — auf die wirthschaftliche Gesammtstruktur der einzelnen Länder am Platze gewesen, durch deren Schilderung ein tieferes Verständniß der Eigenthümlichkeiten der Arbeiterbewegung in jedem Lande gewonnen worden wäre. Aber vielleicht soll das nach Kulemanns Plan in dem in Aussicht gestellten zweiten Bande erörtert werden.

Neben den Arbeiterorganisationen werden auch die Unternehmerverbände, soweit sie auf die Gestaltung des Arbeiterverhältnisses einzuwirken suchen, wie die gemeinsamen Organisationen von Unternehmern und Arbeitern behandelt. Begreiflicherweise steht Deutschland im Mittelpunkt der Darstellung; neben den sozialdemokratischen Gewerkschaften und den Hirsch-Duncker'schen Gewerbevereinen, die beide schon öfter behandelt worden sind, werden auch die weniger beachteten, aber ebenfalls sehr ausgedehnten konfessionellen Arbeitervereine, die kaufmännischen Organisationen, die Vereine der Post- und Eisenbahnbeamten u. a. m. eingehend geschildert. Wünschenswerth wäre hier eine tabellarische Zusammenfassung des gesammten statistischen Materials gewesen.

Der Werth des umfangreichen Buchs liegt in der Fülle des mit großem Fleiß zusammengetragenen Materials, das auch geschickt und übersichtlich verarbeitet worden ist. Allgemeine theoretische und kritische Erörterungen werden nur gelegentlich gegeben, da Kulemann die prinzipiellen Fragen der Gewerkschaftsbewegung in einem zweiten Bande darstellen will, der — wie er schon jetzt mittheilt — im Beweis der These gipfeln wird: die Gewerkschaftsbewegung ist der Todfeind der Sozialdemokratie, eine Anschauung, die auch von mir in der letzten politischen Korrespondenz der „Preußischen Jahrbücher“ (Dezemberheft) — wenn auch in einer etwas weniger schroffen Form — vertreten worden ist. Vermuthlich wird Kulemann

dann auch, sobald er die ganze Frage prinzipiell erörtert und den begrifflichen Unterschied zwischen Arbeiter und Beamten in seiner ganzen Tragweite auffaßt, zu einer weniger einseitigen Beurtheilung der Maßregeln kommen, die von verschiedenen staatlichen Verwaltungen gegen Beamtenvereine ergriffen worden sind, die sich von vornherein auf den Boden entschiedenster Opposition gegen die vorgesetzte Behörde stellten.

Ohne die sachliche Berechtigung der Maßregeln irgendwie im Einzelnen untersuchen zu wollen, muß hier doch der schroffen Kritik Kulemanns gegenüber grundsätzlich betont werden, daß Kampfvereine von Beamten nach Art der Gewerkschaften der industriellen Arbeiter nicht geduldet werden können. Das Koalitionsrecht der Arbeiter ist die logische Konsequenz unserer ganzen heutigen Wirthschaftsordnung, die das Arbeitsverhältniß als freien Vertrag zwischen Privatpersonen auffaßt; es war sinnlos in der älteren Wirthschaftsverfassung, in der Löhne und Preise von der Obrigkeit festgesetzt wurden und die deshalb mit Recht jeden Streik als Auflehnung gegen den Staat bestrafte; es wäre selbstverständlich ebenfalls völlig sinnlos in einer sozialistischen Gesellschaft, die eine Gewerkschaftsbewegung heutigen Charakters noch weniger als der merkantilistische Staat dulden könnte. Das Beamtenverhältniß ist kein Vertrag zwischen Privatpersonen, seine näheren Modalitäten beruhen zum Theil auf Gesetzen, zum Theil werden sie unter Mitwirkung des Parlaments im Etat festgestellt, und darum ist auch eine Gewerkschaftsbewegung unter den Beamten grundsätzlich zu bekämpfen. Außerdem muß beachtet werden, daß die Gewerkschaftsbewegung der Arbeiter sie der Parteipolitik in hohem Grade entfremdet, während eine ähnliche Bewegung unter den Beamten sie gerade zur Politik hintreiben und einer zügellosen politischen Agitation unter ihnen Thür und Thor öffnen würde, da ja für sie das wichtigste Mittel zur Hebung ihrer Lage, zur Erhöhung ihrer Gehälter, die Einwirkung auf das Parlament ist.

Das sind grundsätzliche Bedenken, die man nicht, wie Kulemann es thut, einfach mit dem Hinweis auf das verfassungsmäßig garantirte Vereinigungsrecht entkräften kann; denn die Bildung von Vereinen zur Förderung ihrer wirthschaftlichen Interessen überhaupt ist den Beamten nirgends untersagt, sie wird im Gegentheil von den Behörden meistens direkt gefördert, die nur einer bestimmten Art der Vereinsthätigkeit entgegen getreten sind. Kulemann ist hier nach meinem Empfinden durch seine schöne Begeisterung für die soziale Hebung der breiten Massen unseres Volkes zu einem sachlich unhaltbaren Standpunkt gedrängt worden.

Diese Bemerkungen berühren aber natürlich, wie ich zur Vermeidung von Mißverständnissen ausdrücklich betonen möchte, den Werth seiner gründlichen Arbeit in keiner Weise, an der Niemand vorbeigehen wird, der sich über den gegenwärtigen Stand der beruflichen Organisationen von Arbeitern und Unternehmern genauer unterrichten will.



Die Finanzen des Deutschen Reichs seit seiner Begründung. In den Grundzügen dargestellt von Dr. E. Cohn. Berlin 1899, J. Guttentag. VI und 209 Seiten.

In der finanzwissenschaftlichen Literatur fehlte es merkwürdiger Weise bisher an einer zusammenfassenden Darstellung der Entwickelung des Reichsfinanzwesens. Dr. Cohns Buch, das ohne jegliche Prätension auftritt und nichts weiter als eine schlichte Materialiensammlung sein will, kann dem Nationalökonomen und dem Politiker von Beruf, namentlich dem Journalisten, wie dem gebildeten Laien durchaus empfohlen werden; es orientirt kurz und übersichtlich über alle wichtigeren Fragen des Reichsfinanzwesens und stellt ein umfangreiches Material zusammen, das sonst nur schwer zu beschaffen ist, da es in den zahlreichen Jahrgängen der dickleibigen Drucksachen den Reichstages zerstreut ist. Die Darstellung ist knapp und, dem Zweck des Buches entsprechend, lediglich objektiv referirend; eine Kritik der finanzpolitischen Maßregeln der Regierungen wie der Parteien ist mit Recht vollständig vermieden worden.

Dr. **Albrecht Wirth, Das Wachsthum der Vereinigten Staaten von Amerika und ihre auswärtige Politik.** Bonn 1899, Karl Georgi. 196 Seiten.

Dr. Albrecht Wirth, der in den Preußischen Jahrbüchern schon eine größere Anzahl instruktiver Aufsätze über Fragen der überseeischen Politik veröffentlicht hat, ist den Lesern unserer Zeitschrift kein Fremder mehr; seine Eigenart ist bekannt, und ich kann mich deßhalb bei der Anzeige seines neuen Buches auf wenige Bemerkungen beschränken, zumal es sich an einen Aufsatz „Das Wachsthum der Vereinigten Staaten von Amerika" anlehnt, der im Dezember 1898 hier erschienen ist.

Die von den Vereinigten Staaten durch die Besitznahme von Cuba, Portorico, der Philippinen und Sandwichsinseln begonnene Kolonialpolitik ist neben dem Auftreten Japans das weitaus wichtigste Ereigniß im letzten Viertel unseres Jahrhunderts, da nunmehr erst der Begriff der Weltgeschichte zur vollen Realität wird. Der Einfluß des amerikanischen Vorgehens auf die inneren politischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten wie auf ihre Beziehungen zu Europa muß in Zukunft von immenser Tragweite sein; es handelt sich hier um Fragen, die jedenfalls zu den wichtigsten politischen Problemen des 20. Jahrhunderts gehören werden. Es muß deshalb für Jeden, der sich überhaupt für die äußere Politik interessirt, von großem Werthe sein, sich aus Wirths nicht umfang-, aber inhaltreicher Schrift über die Vorgeschichte der amerikanischen Annektionspolitik, die in ihren Plänen bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts zurückreicht, über ihre bereits wahrnehmbare Einwirkung auf die Umbildung der Parteiverhältnisse in Amerika, wie namentlich auch über die zahlreichen Fragen, in

denen sich die Vereinigten Staaten schon jetzt im latenten Gegensatz zu verschiedenen europäischen Ländern befinden, näher zu unterrichten.

Von besonderem Interesse ist es, aus Wirths Buch zu sehen, in wie ungemein vielen Punkten die Bestrebungen der Vereinigten Staaten im schroffsten Widerspruche mit den englischen Interessen stehen; unzweifelhaft wird auf den gegenwärtigen angelsächsischen Verbrüderungstaumel sehr bald eine tiefe Ernüchterung und Abkühlung folgen. Kommt es nicht schon früher wegen Kanadas, an das sich ein ganzes Bündel großer und kleiner Differenzen knüpft, zum Konflikt zwischen beiden Ländern, so wird jedenfalls die Frage der Herrschaft über den Nicaragua-Kanal England und die Vereinigten Staaten ebenso entfremden, wie der Suez-Kanal England und Frankreich entfremdet hat. Aber auch der deutschen Politik wird die Haltung der Vereinigten Staaten in Zukunft sicherlich noch mancherlei Aufgaben stellen: es sei nur darauf hingewiesen, wie leicht uns eine energische Vertretung unserer ungeheuren wirthschaftlichen Interessen in Süd-Amerika in Gegensatz zu den Vereinigten Staaten bringen kann. Auch darf angesichts des Planes einer Zollunion zwischen Deutschland und Holland und seinen Kolonien nicht vergessen werden, daß die Vereinigten Staaten auf den Philippinen die nächsten Nachbarn der ostindischen Inselwelt sind.

Die Handelspolitik des Deutschen Reichs vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. Berlin 1899. E. S. Mittler & Sohn. 320 Seiten.

Das merkwürdiger Weise völlig anonym erschienene und wohl aus Kreisen, die der Reichsregierung nahe stehen, stammende Buch beabsichtigt nicht die Totalität der mit der Handelspolitik im Zusammenhange stehenden Fragen zu behandeln. Die wirthschaftlichen Probleme, die ökonomischen Ursachen und Wirkungen der Handelspolitik werden nur flüchtig gestreift; die mitgetheilten statistischen Materialien über die Entwickelung unseres Handels sind sehr dürftig und hätten auch ohne Schaden ganz fort bleiben können. Was das Buch geben will, ist lediglich eine Geschichte der handelspolitischen Diplomatie, und diese Aufgabe erfüllt es auch im Großen und Ganzen in befriedigender Weise.

Es schildert in seinen beiden ersten Abschnitten den zollpolitischen Ausbau des deutschen Wirthschaftsgebiets, während es im dritten Abschnitt in knapper und übersichtlicher Weise über die Entwickelung und den Inhalt unserer Handelsvertragsbeziehungen zu den wichtigsten Kulturstaaten orientirt; der vierte (Schluß-) Abschnitt schildert „die deutsche Handelspolitik im Allgemeinen", namentlich den parlamentarischen Kampf zwischen Schutzzöllnern und Freihändlern.

Die Disposition ist, wie man sieht, nicht ganz einwandfrei: der vierte Abschnitt hätte unzweifelhaft besser vor den dritten gehört. Der Verfasser des

Buchs steht auf dem durch die Politik der neuen Handelsverträge charakterisirten Standpunkt der mittleren Linie zwischen Freihandel und Schutzzoll, obwohl er sich möglichster Objektivität befleißigt. Seine Darstellung, deren Ton durch eine größere Sparsamkeit mit Ausrufungszeichen gewonnen hätte, baut sich auf der vorhandenen ziemlich umfangreichen Literatur auf; unpublizirte Akten scheinen nicht benutzt zu sein.

Was den Inhalt im Einzelnen anlangt, so giebt der erste einleitende Abschnitt in einem Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung des Zollvereins die Vorgeschichte des Artikels 11 des Frankfurter Friedens, durch den sich Deutschland und Frankreich auf ewige Zeiten die gegenseitige Meistbegünstigung eingeräumt haben, der ursprünglich als Triumph der deutschen Diplomatie gepriesen, jetzt aber vielfach als schweres Hemmniß der gedeihlichen Entwicklung der deutschen Zoll- und Handelspolitik angesehen wird. Der Verfasser stellt sich hier auf den Standpunkt, daß Frankreich auch alle Vortheile beanspruchen könnte, die einem anderen Staate, z. B. den Niederlanden, bei Abschluß eines engeren Zollbundes mit Deutschland eingeräumt werden würden. Zu dieser weitgehenden Folgerung zwingt der Wortlaut des Artikels 11 durchaus noch nicht; jedenfalls sollte von deutschen Publizisten im Interesse Deutschlands grundsätzlich eine möglichst enge Auffassung dieses Artikels vertreten und ein prinzipieller Unterschied zwischen einem Handelsvertrage und einem Zollbund statuirt werden, um die Gültigkeit des Artikels 11 auf die aus Handelsverträgen entspringenden Rechte zu beschränken.

In der Behandlung des preußisch-österreichischen Gegensatzes in der Zollvereinspolitik erscheint der Verfasser mehr als jetzt noch irgendwie nöthig auf dem einseitig preußischen Standpunkt zu stehen; es kann jetzt wohl ruhig anerkannt werden, daß die durch das allgemeine politische Interesse Preußens und seinen Gegensatz zu Oesterreich gebotene freihändlerische Politik in wirthschaftlicher Hinsicht doch zahlreichen Bedenken unterlag.

Der zweite Abschnitt ist im Wesentlichen eine Geschichte des Zollanschlusses der Hansestädte und giebt ebenso wenig, wie der dritte Abschnitt, der unsere Handelsbeziehungen zu Oesterreich, Rußland, England, Frankreich und den Vereinigten Staaten behandelt, zu besonderen kritischen Ausstellungen Veranlassung.

Im vierten Abschnitt ist die Darstellung der neuen Handelsvertragspolitik, die doch gegenwärtig gerade das größte Interesse besitzt, gar zu ungehörig kurz gerathen, während der zollpolitische Umschwung von 1879 eine breite und eingehende Schilderung gefunden hat.

Trotz gewisser Mängel ist das Buch aber durchaus instruktiv und auch für einen weiteren Leserkreis von großem Interesse.

Berlin. Paul Voigt.



Geographie.

Politisches und Wirthschaftliches aus Russisch-Asien.

In den ersten Tagen des Dezember ging, meist nicht sonderlich beachtet, die Nachricht durch die Zeitungen, daß auf der transbaikalischen Sektion der sibirischen Eisenbahn die Schienen den Ort Strjetensk erreicht hätten. Es wird nicht allzu viele Leser gegeben haben, die sich im Augenblick darüber Rechenschaft ablegten, wie Großes diese Notiz in Wirklichkeit mittheilt. Strjetensk liegt an dem Punkte, bis zu dem die regelmäßige Dampfschifffahrt auf der Schilka, dem nördlichen, linken Quellfluß des Amur, hinauf reicht — das heißt also, die ununterbrochene Dampfstraße zwischen St. Petersburg und dem Stillen Ozean ist fertig! Wenn im Frühling des nächsten Jahres das Eis auf der Schilka und dem Amur aufgeht, so kann man eines Tages in Berlin den Zug besteigen, ist am dritten Tage in Moskau, am elften in Irkutsk, am dreizehnten in Strjetensk, am zwanzigsten mit dem Dampfer in Chabarowsk, wo die schon seit einigen Jahren fertiggestellte Ussuri-Bahn beginnt, und am einundzwanzigsten erblickt man die russische Panzerflotte auf den Wellen des Stillen Ozeans, in der Bai von Wladiwostok, vor Anker liegen. Von dort ist man am vierten Tage in Nagasaki, am fünften bis sechsten in Schanghai, Kiautschou oder Peking. Ohne Uebertreibung gesagt: Noch nie ist ein Schienenweg von so unabsehbarer politischer Bedeutung gewesen, wie diese sibirische Pacificbahn. Man darf das jetzt sagen, ohne befürchten zu müssen, nicht verstanden zu werden; aber es ist noch nicht lange her, daß dem so ist. Am 31. Mai 1891, vor achteinhalb Jahren, that der damalige Großfürst-Thronfolger und jetzige Kaiser Nikolaus II. in Wladiwostok den ersten Spatenstich an der Ussurisektion und damit an der sibirischen Bahn überhaupt. Als das ungeheure Projekt, quer durch Sibirien nach einem von St. Petersburg 10 588 Kilometer entfernten Hafen am Stillen Ozean eine Eisenbahn zu bauen, in Europa als fester Entschluß der russischen Regierung bekannt wurde, da konnte man die merkwürdigsten Dinge über diese Sache lesen. Die Ansichten, die am häufigsten ausgesprochen wurden, waren etwa diese: 1. Die Bahn würde sich nie rentiren, da sie größtentheils durch Wüsteneien führe, und der Transport der wenigen Waaren, die tarifmäßig eine so weite Beförderung zu Lande vertragen, nicht entfernt eine annähernde Verzinsung herbeiführen könne: 2. Die ganze Anlage sei von einer höchst problematischen Sicherheit, da sie vom militärischen Gesichtspunkt aus zu nahe längs der chinesischen Grenze hin führe.

Außer diesen beiden Haupteinwänden wurden noch allerlei Zweifel laut an der Möglichkeit, den Betrieb im Winter aufrecht zu erhalten,

die Strecke in ihrer ganzen Ausdehnung genügend zu bewachen, Kohlen ohne unverhältnißmäßige Opfer zu beschaffen u. A. Alles das zeigt, wie weit man in Westeuropa davon entfernt war, die wirklichen Intentionen, die Rußland bei seinem Beginnen verfolgte, zu würdigen. Da kam der chinesisch-japanische Krieg von 1894/95 und mit ihm ein völliger Umschwung in der öffentlichen Meinung des festländischen Europa bezüglich der ostasiatischen Angelegenheiten. Das kecke Zugreifen Japans in China, die Intervention Rußlands, Deutschlands und Frankreichs, um die chinesische Beute noch aus den Klauen der Japaner zu reißen, die scharfe Zuspitzung des Gegensatzes zwischen Rußland und England im fernen Osten, die Besetzung von Kiautschou durch uns, von Talienwan und Port Arthur durch die Russen, die Abreise des Prinzen Heinrich nach Ostasien — das Alles folgte Schlag auf Schlag mit so überraschender Schnelligkeit und offenbarte mit so greifbarer Deutlichkeit, welche gewaltigen Interessen sämmtliche Großmächte an den Verhältnissen im äußersten Osten und folglich an den Verbindungen dorthin besitzen, daß es nun mit einem Male aller Welt wie Schuppen von den Augen fiel, was die sibirische Eisenbahn bedeute.

Wie schon öfters an dieser Stelle, so kann auch diesmal nur wiederholt werden, daß uns in Bezug auf Alles, was Rußland angeht, vor allen Dingen positive Kenntnisse noth thun. Die Summe dessen, was man bei uns über Rußland nicht weiß, ist so groß, die Gegenstände dieser Unkenntniß sind theilweise so elementar, und die Unsicherheit des Urtheis in russischen Dingen ist demensprechend so verbreitet, daß man es mit der größten Genugthuung begrüßen muß, wenn Arbeiten erscheinen, die uns hier ein Stück weiterhelfen. Eine solche Publikation ist das Werk des bekannten preußischen Generals z. D. Krahmer: Rußland in Asien*).

Krahmer stützt sich ganz überwiegend auf meist schwer zugängliche russische Quellen, von denen Einiges unter gewöhnlichen Umständen für einen Privatmann wohl überhaupt kaum zu haben ist. Am aktuellsten ist zur Zeit der vierte Theil, der die Mandschurei behandelt. Danach hat der Bau der „chinesischen Ostbahn“, wie die Mandschurei-Linien offiziell genannt werden, bereits rüstig begonnen.

Die Linie ist jetzt definitiv festgelegt. Sie verläßt die transbaikalische Sektion der sibirischen Bahn nach dem Uebergang über das Jablonnoi-Gebirge bei Kaidalowo, circa 90 Kilometer östlich von Tschita, und geht von dort auf Staro-Zuruchaitui, die Station an der chinesischen Grenze

*) Rußland in Asien, Band 1—4, Leipzig, Zuckschwerdt & Co. Der erste Band „Transkaspien“ von Dr. O. Heyfelder ist bereits 1889 erschienen und heute in der Hauptsache überholt durch den zweiten bereits von Krahmer bearbeiteten Theil: Rußland in Mittelasien (1898). Der dritte behandelt Sibirien und die sibirische Eisenbahn, der vierte, eben erschienene, die Mandschurei.

am Ufer des Argun, von dort auf Chailar und, dem Lauf der Flüsse Jal und Nonni folgend, auf Bodunö am Sungari. Der Fluß Sungari sammt seinem großen Nebenflusse Nonni hat für die Erleichterung des Bahnbaues eine große Bedeutung, denn diese beiden Wasseradern ermöglichen es, daß alles nothwendige Material verhältnißmäßig leicht auf einer sehr großen Strecke ganz nahe an die im Bau begriffene Linie herangebracht werden kann. Bodunö wird ein Depotplatz ersten Ranges werden, denn von diesem Punkte an kann alles Nöthige in der Richtung nach Nordwesten 250 Kilometer den Nonn, und ebenso weit nach Südosten den Sungari aufwärts herbeigeschafft werden. Diese 500 Kilometer bilden das Mittelstück der circa 1400 Kilometer langen Strecke durch die Mandschurei, und sie liegen durchweg in bequemer Nähe der beiden großen schiffbaren Flüsse. Der Sungari ist zwar bei Sansing, 400 Kilometer von seiner Mündung in den Amur, von wo die russischen Transporte herkommen, durch Befestigungen, die stark mit schweren Krupp'schen Geschützen armirt sind, gesperrt,*) aber es wird wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Russen dafür Sorge getragen haben, daß ihnen von hier in keinem Falle Unannehmlichkeiten drohen können. Krahmer giebt — und das ist ebenso dankenswerth wie wichtig — genaue Zahlen für die Wassertiefe und Schiffbarkeit auf allen bedeutenderen Flußadern der Mandschurei; diese Verhältnisse sind fast durchweg sehr günstig, und man kann sich nach ihnen vorstellen, wie verhältnißmäßig leicht es für Rußland ist, vermittelst einer geeigneten Stromflotille das ganze Land zu beherrschen. Für den Sungari sind bereits 15 Dampfer und 40 große Schleppbarken in England bestellt. Sie sollen Materialien (und selbstverständlich ebenso gut Truppen) transportiren. Wichtig ist, daß man auf der Strecke zwischen Chailar und dem Nonni einen Punkt gefunden hat, wo die breite Gebirgsmasse des großen Chingan ohne erhebliche Tunnelbauten überschritten werden kann. Bei Tsitsikar am Nonni, das voraussichtlich etwas nördlich liegen bleiben wird, ist eine große russische Eisenbahnwerkstätte angelegt.

Von Bodunö folgt die Trace dem Sungari bis Kirin. Diese Stadt wird der wichtigste Punkt an der transmandschurischen Bahn werden, denn hier theilt sich die Linie und führt ostwärts auf Wladiwostok und südwestwärts auf Port Arthur zu. Der Hauptzweig erreicht über Omosso und Ninguta die russische Grenze bei der Station Poltawskaja: die 70 Kilometer von hier bis Nikolskoje an der fertigen Ussuribahn sind bereits gebaut. Zwischen Ninguta und Poltawskaja muß ein über 400 Meter langer Tunnel hergestellt werden. Dieser Tunnel soll neben einem zehn Kilometer langen System von Dammschüttungen und Brücken über die Sumpfebene des Nonni nahe Tsitsikar der bedeutendste Kunstbau auf der ganzen Strecke sein. Bereits im vergangenen Jahre wurde an vier ver-

*) Wenigstens finde ich diese Mittheilung bei Younghusband, der im Sommer und Herbst 1886 die Mandschurei bereiste.



schiedenen Stellen gearbeitet: 1903 hofft man die ganze Bahn dem Betriebe übergeben zu können.

Wenngleich es ja jetzt keine Neuheit mehr ist, daß durch den Bahnbau die Mandschurei faktisch in die Machtsphäre Rußlands miteinbezogen wird, so ist es doch gut, sich an der Hand der von Krahmer mitgetheilten Daten im Detail darüber klar zu werden, bis zu welchem Grade Rußland die Verfügung über das Land besitzt. Wenn man die Mittheilungen Krahmers miteinander kombinirt, so kommt man zu dem Ergebniß, daß Rußland, außer 10 Bataillonen und 3 Batterien Garnison, noch ein ganzes Armeekorps von 32 Bat. Infanterie, 19 Esc. und 14 Batterien disponibler Truppen in der Mandschurei stehen hat. Im westlichen Sibirien stehen 7 Infanteriebataillone und 1 Kosakenregiment, die gleichfalls herangezogen werden können, aber die Frage der momentanen Truppenstärke im äußersten Osten ist jetzt nach der vorläufigen Vollendung der sibirischen Bahn ja lange nicht mehr so wichtig, wie sie es vor diesem Zeitpunkt war. Das russische Geschwader des Stillen Ozeans zählte im Sommer 1899 2 Linienschiffe, 6 Kreuzer I. und einen II. Klasse, 6 kleinen und einen Torpedokreuzer, sowie 2 Transportschiffe. Dazu kommt die sogenannte sibirische Flottille, die aus 19 Torpedobooten, 2 Torpedokreuzern, 4 kleinen Kreuzern und einigen anderen Fahrzeugen geringerer Wichtigkeit besteht.

Mit welchen Mitteln die Festsetzung auf der Halbinsel Liautung betrieben wird, mag daraus entnommen werden, daß für den weiteren Ausbau der starken Seefestung Port Arthur 24 Millionen Mark angewiesen sind, und daß der russische Kaiser die Gründung einer neuen Stadt, die den Namen Dalnij (die Entfernte) erhält, an der Bucht von Talienwan befohlen hat. Das ganze an Rußland abgetretene Gebiet — die äußerste Zunge der Halbinsel Liautung — erstreckt sich von der Südwestspitze 120 Kilometer weit an der nördlichen wie der südlichen Küste entlang; die Breite des russischen Besitzes an der Basis des abgeschnittenen Stückes beträgt etwa 40 Kilometer

Die Bevölkerung der Mandschurei giebt Krahmer auf ungefähr 12 Millionen an. Die nördlichen und östlichen Bezirke sind sehr schwach, der Süden dagegen ist leidlich gut bevölkert. Der Engländer James, Younghusband's Begleiter, schätzt die Einwohnerzahl allerdings fast doppelt so hoch, nämlich auf 22 Millionen: Stobels geographisches Handbuch giebt für das Ganze nur 7½ Millionen. Die Größe beträgt 950 000 Quadratkilometer, also fast das Doppelte von Deutschland. Der Werth des Landes für die Russen, die außer der faktischen militärischen Okkupation auch noch das Recht erhalten haben, an beliebigen Stellen Kohlengruben und sonstige Bergwerke sowie alle möglichen Handels- und Industrieunternehmungen zu betreiben, ist ohne Frage an sich ein sehr großer, denn von dem Gesammtareal ist stark ein Drittel anbaufähig und ein weiterer Theil gut zur Viehzucht geeignet; die Wälder sind groß und reich an den besten

Holzarten, die Bevölkerung ist gutartig — aber das Alles kommt natürlich nur nebensächlich in Betracht gegenüber der Bedeutung dieses Besitzes (und etwas Anderes als russischer Besitz ist resp. wird die Mandschurei in Kurzem nicht sein) als Durchgangsland zum Japanischen und zum Gelben Meer. Man kann schon jetzt sagen, daß für den Fall einer politisch-militärischen Verwicklung die Russen in kurzer Frist Herren von Peking sein würden. Sie haben ein Armeekorps in der Mandschurei stehen, dessen vorderste Abtheilungen nur wenige Tagemärsche von der Gegend entfernt stehen, wo längs dem Nordende des Golfs von Liautung die große Straße nach Peking hinführt. Sie haben außerdem in Port Arthur acht Bataillone nebst Artillerie; der Sungari gewährt ihnen eine Flotte und sichere Kommunikation für Truppen und Kriegsmaterial von der großen Amur-linie bis Kirin, von wo die Straße zur Küste für jeden Wagenpark fahrbar ist: endlich sind die Russen für den Fall, daß die Küstenstraße nach Peking von der Gegend der Defileen von Schanhaikwan vom Meere aus unter Feuer genommen wird (was möglich sein soll), doch in der Lage, etwa von Mukden aus direkt über Jehol (Tschöngtö) auf die chinesische Hauptstadt loszugehen. Diese Route haben sie auch bereits für eine selbständige Anschlußbahn von der transmandschurischen Linie nach Peking in Aussicht genommen, um auf diese Weise die zum Theil unter englischer Kontrolle stehende Küstenbahn zu paralysiren. Alle diese Mittheilungen und Schlußfolgerungen beruhen in der Hauptsache auf dem, was Krahmer giebt. Augenblicklich wird es wohl noch annähernd den wirklichen Stand der Dinge wiedergeben. Mit dem Beginn der Navigationsperiode auf dem Amur und den mandschurischen Flüssen im nächsten Jahre werden aber wahrscheinlich weitere Veränderungen zu Gunsten Rußlands sich geltend machen.

Bedeutsam für die Beurtheilung Sibiriens nach Vollendung der Bahn ist ferner ein kleines Buch mit nicht gerade sehr glücklich gewähltem Titel, das ein geborener Sibirier*) über sein Land geschrieben hat. Namentlich ist interessant, was wir hier über die Lage und die Aussichten der Getreideproduktion in Sibirien lesen. Darnach ist zunächst die auf den ersten Blick sehr frappirende Thatsache hervorzuheben, daß in Sibirien der Ackerbau noch in Gebieten mit so niedrigen mittleren Jahrestemperaturen möglich ist, daß man es im ersten Augenblick für einen schlechten Scherz halten möchte. Jakutsk an der Lena z. B. hat eine mittlere Jahreswärme von —8 Grad, der Fluß ist an 204 Tagen im Jahr mit Eis bedeckt und der Boden in 1—1½ m Tiefe dauernd gefroren. Trotzdem können Roggen und Gerste gebaut werden, weil die fünf Monate Mai bis August warm genug sind, um das Getreide zur Reife zu bringen, was beiläufig in Nordschottland mit mehr als + 6 Grad Durchschnittstemperatur wegen

*) Ladislaus Studnicki, Die Wahrheit über Sibirien, Berlin 1899, Verlag von Johannes Räde (Stühr'sche Buchhandlung), Preis 3 M.



des kühlen Sommers nicht mehr angeht. Im Süden des Gouvernements Irkutsk beträgt die durchschnittliche Zahl der frostfreien Tage im Jahr nur 97, in Jenisseisk nur 109. Wollte man nun hier z. B. nach den Verhältnissen in Nordfrankreich urtheilen, wo der Weizen zum Reifen 137 Tage braucht, so wäre selbst in Südsibirien kein Anbau dieses Getreides mehr möglich, aber die Reifperiode des Weizens umfaßt am oberen Jenissei nur 107 und die des Hafers nur 96 Tage. Auf diese Weise kann der Ackerbau selbst in dem verrufenen Ostsibirien bis zum 64. Grade nördl. Breite vordringen! Ein fast absolutes Hinderniß bilden nur die Gebirge — wo solche sich erheben, sind die Fröste von so verderblicher Unregelmäßigkeit und reichen so tief in die „warme“ Jahreszeit hinab, daß selbst die Gerste fortfallen muß.

Studnicki sagt (S. 37): „Ein zweiter Umstand, der für den Ackerbau in Sibirien erheblich in Betracht kommt, ist die Ausdehnung dieses Landes. Wieviel die dort für Bodenkultur geeignete Bodenfläche beträgt, kann heute noch nicht entschieden werden. Sie kann auf 5, 6, aber auch auf 4 und 3 Millionen Quadratwerst veranschlagt werden.“ Eine Quadratwerst ist ungefähr soviel wie ein Quadratkilometer; darnach gäbe es also im ungünstigsten Falle $5\frac{1}{2}$ Mal, im günstigsten Falle 11 Mal soviel Ackerland in Sibirien, als das Gesammtareal Deutschlands beträgt. Man wird wohl gut thun, mit der kleinsten Zahl zu rechnen.

Natürlich kommt es vor allen Dingen auf die Qualität des Bodens an, und in Bezug hierauf sind die Mittheilungen Studnickis sehr interessant. Der sibirische Boden ist von Natur nicht besonders reich. „Schwarzerde“, d. h. Ackerboden mit sehr hohen Humusprozenten, giebt es, wenn man die Schwarzerde des europäischen Rußlands als Maßstab anlegt, nur an wenigen Stellen und in sehr dünnen Schichten. Ueberhaupt sind in Sibirien im Allgemeinen nur zwei Arten von Ackerbau möglich, entweder reiner Raubbau mit ungeheurer Landverschwendung, oder ein intensives Kultursystem mit Düngung. Solange die aus dem europäischen Rußland zuwandernden Bauern ziemlich unbegrenzte Flächen für den Ackerbau fanden, machten sie es einfach so, daß jedesmal nach einigen Jahren, sobald das unter dem Pflug genommene Stück Neuland Spuren von Erschöpfung zeigte, ein anderes Stück, das noch unberührt war, aufgepflügt wurde. Zu den fruchtbarsten Gegenden Sibiriens gehört der Bezirk von Minussinsk am oberen Jenissei. Dort konnte auf denselben Grundstücken 10—15 Jahre hintereinander dasselbe Getreide gebaut werden, in andern nur 5—6 Jahre — dann aber konnte erst nach 10—30 Jahren auf demselben Stück wieder ein lohnender Ertrag erzielt werden. Jetzt sind in den meisten bisher besiedelten Gegenden Sibiriens die Verhältnisse bereits geradezu schlecht geworden, und zwar je weiter nach Westen, desto mehr, der relativ dichteren Besiedelung entsprechend, sodaß der Bauer in West-Sibirien dem ganz bettelarm aus Rußland einwandernden Ansiedler

zwar noch wohlhabend erscheint, dem Ostsibirier aber, der noch mehr Land zur Verfügung hat, arm. Augenblicklich ist der Zustand dieser, daß in ganz West-Sibirien den Feldern bereits nicht mehr die langjährige Brachezeit gegeben werden kann, die bei völliger Abwesenheit der Düngung nothwendig wäre, und daß sich in Ost-Sibirien und sogar in Transbaikalien allmählich ein ähnlicher Zustand vorbereitet. Zur Zeit produzirt Sibirien 16½ Millionen Doppelcentner Getreide (ziemlich genau ein Zehntel des gesammten Getreideertrages im Deutschen Reich), hat aber trotz dieser nach westeuropäischen Begriffen zur Ernährung für den Kopf der Bevölkerung keineswegs übermäßigen Quantität (Sibirien hat 5½ Mill. Einwohner), einen nicht unbedeutenden Theil davon zur Ausfuhr übrig. Im Jahre 1895 sind 400 000 Doppelcentner ans europäische Rußland abgegeben worden, 1892, dem berüchtigten Jahre des Hungers in den russischen Getreidegouvernements, sogar das Dreifache. Für den Getreidetransport in Sibirien wird sich voraussichtlich der Wasserweg durch den neuen Ob-Jenissei-Kanal bedeutend vortheilhafter stellen, als die Verfrachtung auf der großen Bahn. Um das sibirische Getreide auf dem denkbar kürzesten Wege an einen Ausfuhrhafen zu bringen, ist sogar von der Station Perm der Uralbahn eine besondere Eisenbahn nach Kotljas an der Dwina erbaut worden; von dort kommt wieder der Wasserweg bis Archangelsk zur Benutzung. Wichtig wird die große sibirische Magistrale aber für die Einfuhr von vollkommeneren Ackergeräthen, Maschinen und Düngemitteln sein. Studnicki ist der Meinung, daß es unter Anwendung dieser Mittel doch noch zu einer baldigen Hebung des sibirischen Ackerbaus und zu starkem Getreideexport kommen wird. Er könnte allenfalls dafür anführen, daß der eingeborene Sibirier im Ganzen energischer und unternehmender ist (freilich auch brutaler) als der großrussische Bauer. Immerhin wird man die Mittheilungen darüber, daß von Sibirien zunächst nicht eine plötzliche Massenproduktion von Getreide zu erwarten ist, für sicherer ansehen müssen als die Hoffnungen auf eine Entwickelung, von der selbst im europäischen Rußland vorläufig noch nicht die Rede ist. Diese Erkenntniß ist aber insofern außerordentlich wichtig, als sie die Ueberzeugung befestigt, daß die Wirthschaftspolitik Rußlands aus Sibirien keinen besonderen Impuls empfangen wird, die jetzt von ihr verfolgten Bahnen zu verlassen. Da Sibirien trotz der neuen Eisenbahn- und Kanalverbindungen als Getreideland doch nicht eine ähnliche Entwicklung erwarten läßt, wie es z. B. in Nordamerika und Zentralrußland nach der Erbauung der großen durchgehenden Bahnlinien geschah, so wird selbstverständlich weder die Abwanderung der Bauern aus dem europäischen Theile des Reichs solche Dimensionen annehmen, daß der Industrie das jetzige starke Angebot bäuerlicher Arbeitskräfte entzogen wird, noch wird durch einen abermaligen Aufschwung des Gesammtexports an Getreide die Handelsbilanz Rußlands auf agrarer Basis wiederum so günstig werden, daß die Idee sich regen

könnte, das gegenwärtige System des industriellen Hochdrucks wieder etwas abflauen zu lassen.

Den Abschnitt über die Formen des Bodenbesitzes in Sibirien überlasse ich dem eigenen Studium des Lesers und hebe nur das Eine hervor, daß die verderbliche Form des Gemeindebesitzes und der periodischen Bodenumtheilungen auch in Sibirien zwar nicht alleinherrschend, aber weit verbreitet ist.

Ungünstig ist es, daß schon im transbaikalischen, vollends aber im eigentlichen Amurgebiet nur wenig gutes Land vorhanden ist. Nur 21 000 Quadratkilometer (1/20 des Ganzen) sollen für Kolonisation und Ackerbau geeignet sein, aber auch dieser kleine Bruchtheil kann vermöge der ungünstigen Bodenverhältnisse nur so dünn bevölkert werden, daß hier nie eine wirklich starke Getreideproduktion entstehen wird. Ich habe mich schon 1896 bei Gelegenheit der großen Ausstellung in Nischni-Nowgorod nach dem dort zugänglich gemachten Material davon überzeugt, daß für absehbare Zeit das ganze Amurgebiet auf Getreideeinfuhr angewiesen sein wird. Jetzt, wo die Eisenbahn fertig ist, wird dieser Umstand für Rußland nicht mehr verhängnißvoll werden — bisher freilich mußte es den größten Theil des Getreides für die Ernährung seines ostasiatischen Armeekorps in Japan, China und Amerika kaufen. Billiger wird das auch jetzt noch sein, aber doch nicht mehr nothwendig. Der gegenwärtige Betrag der jährlichen Einwanderung in Sibirien beträgt mehrere Hunderttausend; der Zuwachs der Bevölkerung allein im europäischen Rußland durch die natürliche Volksvermehrung übersteigt aber pro Jahr eine Million. Wenn es sehr hoch kommt und alle Möglichkeiten aufs Beste ausgenutzt werden, so kann sich die jetzige Einwohnerzahl Sibiriens verdoppeln; daß sie höher steigt, dürfte ausgeschlossen sein. Sibirien wird also so wenig jemals eine eigentliche Kraftquelle für Rußland werden, wie das transkaspische Gebiet; ebenso wie jenes aber hat es seine immense Bedeutung als Durchgangsland. Der Besitz Sibiriens garantirt Rußland die unangreifbare Verbindung mit Ostasien; der Besitz der Turkmenenwüste sichert ihm die Stellung an den Pforten Indiens. Die sibirische und die transkaspische Bahn sind Geschwister.

Paul Rohrbach.

Fürst Bismarck und der preußische Richterstand.

> Der Pöbel hätte mich fast gesteinigt,
> wie er hörte, ich sei ein Jurist."
> Goethe, Götz von Berlichingen I.

Es sind nun schon über vierhundert Jahre, daß nach Deutschland das eingeführt wurde, was man Juristen nennt und, wenn man das Volk befragt, so sind sie in Anerkennung ihrer Thätigkeit nicht viel weiter fortgeschritten als vor 400 Jahren; sie sind noch jetzt wie vor 400 Jahren Gegenstand vielfacher, um nicht zu sagen allgemeiner, Abneigung, zum Theil Geringschätzung.

„Volk" bedeutet hier durchaus nicht etwa die unterste Klasse der Bevölkerung: diese empfindet im Gegentheil eine gewisse unwillkürliche Achtung vor ihnen, wenigstens wenn sie ihnen als Behörde gegenübertreten.

Jene Empfindungen sind vorhanden. Sie sind nicht nur hervorgebracht durch Erinnerungen — schriftliche und mündliche — aus früheren Jahrhunderten, wie von dem Gegensatz der Adelsbank zu der „gelehrten" Bank in den landesherrlichen Kollegien, von dem Gegensatz des entstehenden landesherrlichen Beamtenstandes zu den Ständen, von seinen Bestrebungen zu ihren Rechten, jene Empfindungen finden immer auf's Neue Nahrung in Vorkommnissen, die, verstanden oder mißverstanden oder halbverstanden, von Einem dem Andern mitgetheilt werden.

Ein alter zerschossener Oberstlieutenant, der von seinen Gläubigern ebenso gequält wurde wie von Rheumatismus und alten Wunden, begab sich zu einem Rechtsanwalt und bat um Rath gegen seine Verfolger. Auf dessen bereitwillige Worte meinte der Alte ganz trocken:

> „Das hätte ich mir Alles allein sagen können! Ich dachte, Sie wüßten ein Paar geriebene Advokatenkniffe, um den Kerlen den Mund zu stopfen!"

Ein Rittergutsbesitzer, dessen achtzigjährige Mutter aus Aengstlichkeit sich nicht entschließen konnte, ihm eine Hypothek auf seinem Gute — unter Vorbehalt der Zinsen auf Lebenszeit — als Erbtheil abzutreten, schlug einem Richter, der mit den Verhältnissen und Personen bekannt war, vor, eine von einem Brief der alten Frau abgeschnittene Unterschrift unter die schon aufgesetzte Cession zu kleben und diese als — ihm wohlbekannte — Unterschrift zu beglaubigen; die Ablehnung dieses Plans erklärte er für, den Bedürfnissen des praktischen Lebens entfremdete, Juristenbedenklichkeiten.

Jeder Rechtsanwalt und jeder Richter kann ähnliche Bilder aus seinem Amtsleben mittheilen, die einen Blick in die Anschauungen der Volksseele über das Wesen eines Juristen gewähren.

Diese Anschauungen bilden ein schweres Hinderniß auf dem Berufswege des Standes der Rechtskundigen in unserem Staatsleben, ein Berufsweg, der schon seit Jahrtausenden, seit Cäsar, seit Friedrich **II.**, seit Napoleon sich des steten Mißtrauens der Gewalthaber erfreut, deren Eingriffe in den geordneten Gang Rechtens bei uns als der Blitzstrahl einer höheren Gerechtigkeit angesehen werden oder doch wurden, der von Zeit zu Zeit die Rechtsverdreher zerschmettere und ihre Gewebe beleuchte, die Luft aber von dem unheimlichen Schwefelgeruch der Wortklaubereien reinige, zum Wohlgefallen für Götter und Menschen.

Nur langsam hat sich die Anschauung Bahn gemacht, daß in der gänzlich freien Entscheidungsbefugniß das eigentliche Wesen aller Rechtsprechung beruhe, daß selbst mit der besten Absicht des Befehlenden ertheilte Befehle das innerste, zarteste Leben aller Rechtswissenschaftsausübung zerstören, nur langsam und unter dem Opfer fast aller staatsrechtlichen Befugnisse der Gerichte, fast aller Thätigkeit von Amtswegen, fast aller Rechte auf Selbstausführung ihrer Entscheidungen. Ihr Amt beschränkt sich auf die — nun allerdings freie — Aeußerung ihrer Meinung über ihnen durch das Gesetz zugewiesene Sachen in durch das Gesetz bestimmten Formen, und den Betroffenen bleibt überlassen, ob sie diese Meinung vertreten oder übersehen wollen.

Dieser eigenthümlichen Lage des Richterstandes zwischen Volksanschauung und Anschauung der obersten Staatsleitung ist es nicht zum geringsten Theile zuzuschreiben, daß die fast feindseligen Ansichten des größten deutschen Staatsmanns im 19. Jahrhundert ihm gegenüber ganz unbeobachtet, gewissermaßen als etwas selbstverständliches, vielleicht Genugthuung erweckendes, geblieben sind. Und doch liefern sie einen bemerkenswerthen Beitrag nicht nur zur Kenntniß des Wesens jenes Weltbeherrschers, sondern auch der Höhe und der Beständigkeit des Unwillens, mit dem der Alles gebietende Wille des politischen Machthabers sich an der Barre für das politische Gesammtleben eines Volks so wenig bedeutender Institute aufbäumte, wie der preußischen Gerichte.

Ob der Fürst Bismarck in seiner Rede an die Vertreter des Bundes der Landwirthe vom 10. Juni 1895 mit den

> „Drohnen, die uns regieren, aber nichts produziren als Gesetze“,

die Juristen gemeint hat, mag auf sich beruhen; die Richter und Rechtsanwälte in ihrer Berufsthätigkeit kann er jedenfalls unmöglich damit haben treffen wollen.

Ich übergehe auch die bittere, fast gehässige Schilderung seines Referendariats (Erinnerungen Bd. I S. 6 ff.) bei dem Berliner Stadtgericht. An Verstand und Gemüth hervorragend veranlagte junge Leute empfinden oft mit furchtbarer Seelenpein den entsetzlichen Widerspruch ihrer warmen Gefühle und anerkennenswerthen Ideen über das Leben und ihren zu-

künftigen Beruf mit dem ersten Anblick des wahren Lebens und der Praxis ihres Berufs, wie sie sind und ewig sein werden; Luther ist darüber fast vergangen. Die Arbeit auch des verknöchertsten Praktikers leistet in dem großen Getriebe des Staatswesens das Ihrige und seine Gleichgiltigkeit verdient mindestens Mitgefühl, denn sie ist der Erfolg oft viel weniger einer Seelendürftigkeit, als des Dienstes selbst, von dessen „ewig gleichgestellter Uhr" auch der geniale Schüler des Stadtgerichtsraths Prätorius zu reden wußte und mehr kennen lernen mußte, als ihm lieb war. Nicht Alle können Feldherrn sein; es muß auch Menschen geben, die „beschränkt" genug sind, auf ihrem Posten langsam zu erfrieren, sogar so beschränkt, mit dem allmähligen Erfrieren zufrieden zu sein, wenn keine Bitte um Ablösung Erhörung findet.

Eine tiefe Mißstimmung zieht sich durch alle Bemerkungen Bismarck's über Justizwesen und Richterstand; selbst bei gelegentlichen Erwähnungen fallen satyrische Seitenhiebe, wo sie kaum erwartet wurden.

Die höhere Bestimmung (des Staatsmanns), Gesetze zu machen, gegenüber derjenigen (der Richter), Gesetze nachzuschlagen, wird hervorgehoben (Rede vom Februar 1868), das höhere Interesse der Bundesgesetzgebung gegenüber dem der Rechtspflege (28. April 1869); juristische Spitzfindigkeiten und Deduktionen dem Interesse der Politik gegenüber gestellt (18. Dezember 1863), der juristische Standpunkt der Goldwaage (Februar 1868) und „juristischer Theorien" der „politischen Realität" (29. Januar 1869), juristische „Zwirnsfäden" dem „Schritt der Regierung" (30. Januar 1869), das Redeturnier der Juristen von Fach (15. März 1870) praktischen Erwägungen.

Gelegentlich wird bemerkt:

> „Richter haben wir schon genug in der Welt" (1. Dezember 1881),

mit Herabsetzung der Richtergehälter gedroht, wegen Unzufriedenheit der übrigen Beamten (12. Juni 1882). Der Kreis- oder Stadtrichter ist der „konstitutionelle Hausarzt", der allein weiß, wie die Verfassung ausgelegt werden muß (22. April 1868).

Der Gegensatz von „politisch" und „juristisch" (4. Mai 1886 und 23. März 1887), einer „richterlichen" Regierung als Gegensatz einer „monarchischen und vernünftigen" Regierung (Januar 1886) spitzt sich zu dem Satz zu:

> „mit einem Parlament von Richtern — würde ich allerdings nicht regieren können; damit kann überhaupt kein Mensch regieren" (24. Juni 1882).

Richter sollen bei Aburtheilung von Sozialisten nicht mitwirken, denn es handelt sich dabei nicht um richterliche, sondern um politische Funktionen (Erinnerungen Bd. II S. 189).

Der Richterstand ist der einzige Stand — vielleicht mit Ausnahme

des Priesterstandes — der in dieser Weise und dauernd von dem Fürsten angegriffen wird; beide bieten ein Gehege, wohin ein Machtgebot nur die einzelne Person, nicht aber den Stand treffen kann, einen Feind, dem das Abschlagen eines Hauptes nichts von seiner Lebenskraft nimmt — die Lebenskraft, die auch seinem Feinde eine gelegentliche Anerkennung zulässig erscheinen läßt, der Arbeitsfähigkeit der Richter (28. April 1869), ihrer juristischen Autorität (22. April 1863), ihres Muths sogar und ihres ehrlichen Rechtssinns (14. Juni 1865, 10. Februar 1866).

Diese Mißstimmung ist nicht hervorgebracht durch persönliche Mißerfahrungen, wenigstens gewiß nicht allein und unmittelbar. Allerdings erwähnt er wiederholt ein Urtheil des Kreisgerichts zu Stendal, das einen seiner Beleidiger nur mit zehn Thalern Geldstrafe angesehen, weil er nach Ansicht des Gerichts wirklich ein übler Minister sei (Bd. II S. 154 der Erinnerungen. Reden vom 28. März 1867, 4. März 1879, 3. März 1881). Allerdings meint er, daß Großgrundbesitz in „richterlichen Kreisen" nicht „in hoher und parteiischer Gunst" stehe (4. Mai 1885) und, daß sichere und wohlwollende Würdigung der landwirthschaftlichen Interessen nicht beim Zivilrichter vorhanden sei. Allerdings glaubt er an eine gewisse Feindschaft oder Herabsetzungslust gegen ihn „bis in richterliche Kreise" (21. Februar 1879), hält es auch für einen Segen für unsere Richtergewalt und „für das Ansehen unserer Richter, — wenn es möglich wäre, zu erreichen, daß sie von dem Treiben der Parteien gesetzlich ausgeschlossen würden" (3. März 1881), d. h. vom Eintritt in gesetzgebende Körperschaften.

Aber er führt ebenso Klage über das Verfahren des Kreisausschusses zu Schlawe gegen ihn (4. März 1881) und es ist vielmehr die Abneigung des des Befehlens Gewohnten gegen den Organismus des Richterstandes, als der Schranke seiner Befehle, die ihn zu diesen Urtheilen bewegt.

Er meint (Erinnerungen Bd. I S. 12), daß richterliche Urtheile, weit entfernt, stets unparteiisch zu sein, von starken Parteiströmungen leichter beeinflußt seien als Entscheidungen der Verwaltungsbeamten, was mit den gewöhnlichen Anschauungen so wenig übereinstimmt wie die Bemerkung vom 5. Mai 1881, daß „die ehrliche, rechtliche Ueberzeugung, der dringende Wunsch, zu finden, wer Recht hat, bei den Verwaltungsbehörden noch nicht so beeinflußt sei, wie bei anderen Kategorien."

Die Richter haben nach seiner Meinung Widerwillen gegen Anwendung der Strafmaxima (8. März 1879), die Knochen der Schutzleute sind „gewissermaßen wohlfeiler in den Augen unserer Erkenntnisse als die der übrigen Leute" (3. März 1881). Die Aengstlichkeit der Hypothekenrichter findet er in der Furcht vor Regreß (22. April 1868) begründet, die Gegnerschaft der Richter gegen die Todesstrafe in ihrem Zweifel an der Möglichkeit eines gerechten Urtheils überhaupt (1. März 1870), aber auch in der Scheu vor Verantwortlichkeit, schwächlicher Abneigung davor in dem

„so ehrenwerthen und hohen und edlen Stande unserer Richter." Die Strafrichter fassen Preßerzeugnisse mangelhaft auf (19. Oktober 1878). Die Nothwehr ist bei den Juristen so beschränkt, daß man fast schon todt sein muß, ehe man sich wehren darf (29. Januar 1869), weßhalb sie in der Politik nicht zutrifft (9. Juli 1879).

Das allerschärfste und zugleich bezeichnendste Urtheil aber äußert er bei Gelegenheit seiner Erkrankung in Petersburg (Erinnerungen Bd. I S. 236):

> „Merkwürdig sind mir heut die Eindrücke, die damals (1859) ein sterbender Preuße über Vormundschaft hatte. Mein erstes Bedürfniß nach meiner ärztlichen Verurtheilung war die Niederschrift einer letztwilligen Verfügung, durch welche jede gerichtliche Einmischung in die gesetzte Vormundschaft ausgeschlossen würde.
>
> Hierüber beruhigt, sah ich meinem Ende mit der Bereitwilligkeit entgegen, die unerträgliche Schmerzen gewähren."

Wunderbar! Friedrich II. wies die deutschen Dichter von sich und gab ihnen, was sie mehr brauchten, als seine Gunst, einen Helden, Bismarck, die deutschen Juristen und verschaffte ihnen die Grundlagen neuen Lebens, einen Staat, ein Recht und eine einheitliche Organisation.

Bartolomäus.

Theater-Korrespondenz.

Lessing-Theater: Josephine. Ein Spiel in 4 Akten von Hermann Bahr.

Hermann Bahr, der wandlungsreiche, unbeständige, neuerungssüchtige, lustige Bruder Bahr ist unter die Philosophen und Geschichtsdramatiker gegangen, ja man könnte sagen: unter die geschichts-philosophischen Dramatiker. In einer Trilogie will er zeigen, „was das Leben ist“. Und das will er darlegen an dem Beispiel des großen Napoleon. Eine Trilogie muß es darum werden, weil nach unserem Philosophen unser Dasein drei Theile enthält: „wie der Mensch für sich zu leben glaubt, aber dann vom Schicksal zu seiner Bestimmung eingefangen wird, bis er sein Amt gethan, sein Geschäft verrichtet, seine Rolle ausgespielt hat und nun wieder vom Schicksal entlassen werden kann. Jeder fängt an, indem er glaubt, frei zu sein, sich selber bestimmen und sich, wie man es nennt, ausleben will. Dann wird er inne, trotzend, sich wehrend, mit Schmerz, daß er nicht allein und nicht um seinetwillen da ist, sondern bloß als ein Gehilfe oder Instrument des Schicksals. Er lernt gehorchen, sich selber giebt er auf; das Werk, das er bereiten, die That, die er vollenden, der Gedanke, dem er dienen soll, werden stärker als seine Launen, Absichten oder Wünsche. Hat aber das Schicksal endlich erreicht, was es mit ihm vorhat, ist sein Werk geschehen oder die That seines Lebens gethan, hat er den Gedanken des Schicksals vollendet, dann giebt es ihn los, es kümmert sich nicht mehr um ihn, er ist frei.“ Dies sind die drei Theile unseres Daseins — nach Hermann Bahr. „Tragisch sind die Menschen, die etwas Anderes wollen, als das Schicksal mit ihnen will.“ Man wird nicht ohne einiges Wohlgefallen zugestehen, daß in diesen Sätzen mit liebenswürdiger Simplicität Sinn und Blödsinn recht angenehm gemischt sind. Im Drama selbst nun entpuppt sich das Schicksal als „feminini generis“ und führt den Namen Josephine. Bonaparte liebt diese ihm als Gattin angetraute Dame mit der Wuth eines jungen Tigers. Josephinchen aber ist viel mehr Feinschmeckerin der Liebe, viel zu verwöhnt und viel zu sehr an den Gaumenkitzel von tausenderlei

Gerichten der Liebe gewöhnt, um die liebeswüthige Gier und die Eifersucht des korsischen Barbaren ertragen zu können. Sie veranlaßt darum ihren augenblicklichen Freund Barras, den kleinen Napoleon ein Bischen nach Italien an die Spitze der dortigen französischen Armee zu schicken. Er geht, muß gehen, unlustig, mißmuthig, von Liebe gequält und Eifersucht zerfressen. Siegen möchte er wohl, aber nicht um des Ruhmes willen, sondern nur, damit das geliebte Josephinchen sich dann im Kreise der Freunde und Freundinnen groß thun kann. Bonaparte ist nämlich kein Bischen ruhmbegierig. Sein Ideal ist, auf einer Insel leben und dort in Josephinens Armen die Zeit verträumen. In Italien verschläft der kleine General die meisten Stunden und nur der Kurier aus Paris, der Josephine's Briefe bringt, vermag ihn zu ermuntern. Wenn dann aber dieser Brief statt langer Liebesergüsse nur drei Zeilen enthält, bemächtigt sich des guten Napoleon eine so furchtbare Wuth, daß er mindestens 10000 Italiener erschlagen muß. So kommt er zu seinen Siegen, zu seinem Ruhm, zur Kaiserkrone schließlich. Nun wissen wir nicht nur, was für merkwürdige Spiele das „Schicksal" mit den Menschen treibt, wir haben auch erfahren, daß das Feldherrngenie seine psychologische Wurzel in der Sexualsphäre hat. Im letzten Akt sehen wir Napoleon als Konsul. Damit ist er in die zweite Phase seines Menschendaseins getreten: „Er lernt gehorchen, sich selber giebt er auf." Der kleine Napoleon ist jetzt groß, furchtbar, ein Schicksal geworden. Nun will er von der kleinen Josephine und ihren Tändeleien nichts mehr wissen. So hat sich das Blättchen gewandt.

Die Darstellung im Lessing-Theater verfehlte es in der Grundauffassung des Stückes völlig. Bahr nennt sein Drama ein „Spiel". Der Theaterzettel wandelt dies unrechtmäßig in „Lustspiel" um. „Spiel" und „Lustspiel" ist hier aber ein großer Unterschied. Wenn man das ganze Stück für die Bühne überhaupt ernst nehmen will, muß man es als — Farce nehmen. Die Menschen dieser ganzen Welt sind alberne Puppen des Bahr'schen „Schicksals". So müssen denn die Barras, Moustache, Louise, Larose, als Karrikaturen, aber nicht als Charaktere gegeben werden. Auch Napoleon ist zunächst eine alberne Puppe, die aber gerade darum der ihn umgebenden verzerrten Karrikaturenwelt albern erscheint, weil er Ernst, Temperament, Leidenschaft hat. Die lachen über den dumpf brütenden korsischen Bauerntölpel. Am unerträglichsten wurde die Darstellung des Lessing-Theaters in der Talma-Szene des letzten Aktes. Napoleon nämlich beschließt, bei dem berühmten Talma Stunden in gutem Benehmen und vor Allem in heroischer Pose zu nehmen. Dieser Talma nun wurde ganz geschmacklos in der Maske und mit dem Gebahren eines Provinzschauspielers niedrigster Sorte gegeben. Das ist ganz falsch. Talma ist ein wahrer König — im Reiche der Form. Nur hier lebt er — wie in einem Tempel. Die Welt des schönen Scheins ist

ihm die Welt der höheren Wirklichkeit. Er fühlt sich Napoleon, der doch nur in der Welt der Materie lebt, Städte erobert, Menschen mordet, mit heiligem Ernst überlegen. So ganz ernst thut er denn auch die Frage, ob der schon nahe am Königsthrone stehende Konsul Schauspieler werden wolle. Napoleon andererseits fühlt sich ganz mit Recht diesem König im Reiche des Schönen, diesem Gott der Form gegenüber befangen. Sich Form, sich Stil anzueignen — das scheint ihm wirklich mindestens so wichtig wie ein Feldzug. Es liegt in diesem Verlangen nach Stil, nach der für den Heros passenden Geste das ausgedrückt, daß Napoleon zum Bewußtsein seiner selbst, seiner Größe, seines Schicksals gekommen ist und diesem Bewußtsein Form verleihen will. So müssen denn Talma und Napoleon die Szene mit allergrößtem Ernst spielen, und Talma wirklich als ein König der Form. Talma will Napoleon die seinem Wesen entsprechende heroische Pose beibringen. Er betrachtet ihn genau, er versenkt sich mit dem Genie des Menschendarstellers wirklich mitfühlend in ihn und mit richtigem Gefühl und Verständniß findet er dann wirklich die richtige, Napoleon in Wahrheit angemessene Geste. Das ist der Sinn, wenn Talma sagt, er habe es im Gefühl, ob eine Stellung und eine Bewegung für eine Person angemessen ist. Je ernster die beiden die Szene geben, um so stärker kommt ihr ironischer und komischer Gehalt zum Ausdruck. Daß die Darstellung es in der richtigen Auffassung dieser wirklich geistreich gedachten Szene so völlig versehen konnte, ist fast unverzeihlich. — Herr Bonn gab einen über die Maßen guten Napoleon. Dieser Schauspieler dürfte doch wohl der bedeutendste sein, den wir zur Zeit in Berlin haben.

Berlin-Steglitz, 15. Dezember 1899. Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Der Transvaal-Krieg. Deutschland und England. Die Flotten-Bewegung.

Bei aller Sympathie, die man in Deutschland von Anfang an den Buren entgegenbrachte, war doch die Stimmung vorherrschend, daß sie der ungeheuren Uebermacht Englands auf die Dauer würden erliegen müssen. Gerade das Mißverhältniß der Macht, die Vorstellung von dem Riesen, der in dem Bewußtsein der Uebermacht seiner Knochen und Muskeln über den Zwerg herfällt, trug viel dazu bei, die allgemeine moralische Entrüstung gegen die Engländer zu erregen. Jetzt ist man schon geneigt, in dem Riesen nur noch den Koloß mit den thönernen Füßen zu sehen. Aber so wenig jetzt wie damals ist es gerathen, sich dem Augenblicks-Eindruck gar zu sehr hinzugeben. So sehr freudige Hoffnungen und Wünsche die Erfolge der Buren begleiten, so darf man doch noch ebenso wenig jetzt ihren endgiltigen Sieg prophezeien, wie damals ihr endgiltiges Unterliegen. Haben die Buren auf der einen Seite durch ihre ausgezeichnete Gefechtsführung wohl noch die kühnsten Erwartungen übertroffen, so haben sie auf der andern Seite gewisse Ziele, die man wohl für möglich halten konnte, nicht erreicht. Durch ihr plötzliches Ultimatum erlangten sie den unschätzbaren Vortheil für sechs Wochen, ehe die Truppen aus England eingreifen konnten, über die unbedingte Ueberlegenheit zu verfügen. Man durfte hoffen, daß sie in dieser Zeit vielleicht ganz Natal in Besitz nehmen, die bisher vorhandenen englischen Truppenabtheilungen überwältigen und vernichten, endlich ihre Stammesgenossen, die Afrikander in der Kapkolonie, zum Aufstand und zum Anschluß bringen würden. Alles dies ist nicht oder nur in sehr geringem Grade erreicht worden. Weder Mafeking, noch Kimberley, noch Ladysmith sind zur Uebergabe gezwungen worden; die Grenzstriche englischen Gebietes, die die Buren okkupirt haben, sind nicht groß; eine gewisse Zahl Afrikander scheint sich ihnen angeschlossen zu haben, aber eine durchschlagende Bewegung hat noch nicht eingesetzt. Einem Corps von 3000 Mann unter General Murray ist es gelungen, noch Ende Oktober

sich durch die Cernirungs-Armee durchzuschlagen und aus Ladysmith zu entkommen. Die Buren schlossen darauf diese und andere Truppen weiter südöstlich in Estcourt und Weston ein, aber sobald die Truppen aus England gelandet waren, mußten sie diese Stellungen aufgeben und sich hinter den Tugela-Fluß südlich von Ladysmith zurückziehen und sich auf die weitere Einschließung der hier noch befindlichen etwa 7000 Mann beschränken.

Die englischen Truppen aus dem Mutterlande kamen an, schritten zum Angriff und sind allenthalben unter den schwersten Verlusten zurückgeschlagen worden. Die Lage der Buren scheint glänzend: der Fall von Ladysmith ist unvermeidlich — wie wollen die Engländer solche Niederlagen wieder gutmachen?

Aber doch — man lasse sich von der Hoffnung noch nicht zu weit fortreißen. Die Siege der Buren beruhen darauf, daß die englische Uebermacht noch immer nicht zur Stelle ist und die englischen Generale in gar zu großem Selbstvertrauen und ebenso großer militärischer Ungeschicklichkeit offensive Vorstöße unternommen haben. Die Fehler sind genau dieselben, die 1877 die Russen an der Donau machten und die sie nach Plewna führten. Sie zersplitterten ihre Kräfte und gingen blind drauf los, wo sie die Türken fanden. Als sie aber durch die Niederlagen belehrt, 7 weitere Divisionen und die ganze rumänische Armee herangezogen, siegten sie endlich doch. Die Türken waren nicht fähig gewesen, ihren in der Defensive erfochtenen Sieg offensiv auszunützen. Es fragt sich, ob die Buren das nunmehr thun werden. Selbst wenn sie Ladysmith, Mafeking und Kimberley eingenommen und alle ihre Kräfte für den Feldkrieg frei haben, so tritt erst die schwerste, die positive Aufgabe der Strategie an sie heran: ihrerseits dem feindlichen Heer auf den Leib zu gehen und es in rangirter Schlacht zu überwältigen.

Kommt ihnen eine große Afrikander-Bewegung zu Hülfe, so ist ein solches Unternehmen vielleicht nicht aussichtslos. Geschieht das nicht, oder halten sich die Buren aus Prinzip in der Defensive, so kommt die Kriegführung jetzt zum Stillstand bis etwa Mitte Januar, wo die letztmobilisirten englischen Divisionen eintreffen und den Engländern das numerische Uebergewicht geben. Dann aber naht schon wieder eine Jahreszeit, die in Süd-Afrika das Kriegführen durch den Futtermangel sehr erschwert.

Wären die Buren und Engländer allein auf der Welt, so würde man sogar sagen müssen, daß die Sache für die Buren noch immer ungünstig steht. Denn unzweifelhaft können die Engländer das Kriegführen länger aushalten als sie. Ihre Werbebureaus werden ihnen immer genügend Ersatzmannschaften schaffen, um die durch den Krieg gerissenen Lücken wieder aufzufüllen. Wird die Noth größer, so werden sie zuletzt auch unter ihren mohammedanischen Unterthanen, oder bei sonstigen Halbbarbaren werben. Das ist Alles nur eine Frage des Geldes und des Entschlusses. Auch ohne allgemeine Wehrpflicht kann ein Volk wie das

englische wohl eine Feldarmee bis zu 150000 Mann aufstellen. Die Engländer sind es von je gewohnt gewesen, im Anfang ihrer großen Kriege Niederlagen zu erleiden und endlich doch zu siegen. So ist es ihnen im Siebenjährigen Kriege, im Napoleonischen und noch im Krimkriege ergangen. Es liegt das in ihrer ganzen Staatsverfassung, die gute systematische Vorbereitungen für die großen Aktionen ausschließt, aber starken Persönlichkeiten Raum gewährt, die zuletzt Alles wieder in Ordnung bringen. Ob das auch noch in unserer Generation zutrifft, muß erst die Erfahrung lehren. Jedenfalls aber darf man aus den bisherigen Niederlagen bei der Natur dieses Staatswesens endgültige Schlüsse auf einen Niedergang noch nicht ziehen. Hält England aus und bringt noch 40000 Mann mehr nach Afrika, so müssen die Buren, die nicht auf die Dauer alle erwachsenen Männer im Felde erhalten können, sich am Ende erschöpfen.

Aber die beiden Kämpfer sind nicht allein auf der Welt; mit jedem Monat, den der Krieg dauert, wächst bei allen Rivalen Englands in der Weltpolitik die Neigung, die Gelegenheit irgendwie gegen England auszunutzen. Man lese die Ausführungen Dr. Rohrbach's in diesem Heft (Geographie) und Dr. Wirth's in dem vorigen. Die Unterstützung, die Deutschland durch den Kaiserbesuch dem bedrängten England geliehen hat, kann doch nur eine vorübergehende Wirkung haben. Nicht bloß der Sieg, sondern der baldige Sieg wäre das für die englische Weltstellung Wünschenswerthe, ja dringend Gebotene gewesen. Die burischen Streitkräfte haben sich zu schwach erwiesen, um in einer dahinstürmenden Offensive Südafrika zu erobern. Auch trotz der Siege, die sie jetzt erfochten haben, ist kaum anzunehmen, das sie das können — es sei denn, daß doch noch eine große Afrikanderbewegung ihnen entgegenkäme. Erfolgt diese nicht, so hängt das Weitere davon ab, wem die Zeit ihre Gunst spendet. Den Engländern ist sie vortheilhaft, insofern ihre Kräfte die nachhaltigeren sind. Den Buren ist sie vortheilhaft, insofern sie die Möglichkeit anderer Weltverwicklungen schafft, die die Engländer zwingen, sich anderswohin zu wenden.

* * *

Das Verhältniß Deutschlands zu England und dem Transvaal-Kriege hat eine vortreffliche Beleuchtung erhalten durch die Rede der beiden Minister, des Herrn Chamberlain drüben und des Grafen Bülow hüben. Herr Chamberlain hat geschwärmt von der Herzinnigkeit der germanischen Rassen (ausgeschlossen natürlich die Buren, nur die Großmachte sind gemeint) und sich bis zu dem Ausdruck „Allianz" verstiegen. Man hat geglaubt, der englische Minister habe sich da durch sein Temperament hinreißen lassen, denn er habe doch voraussehen müssen, daß ihn Deutschland auf der Stelle desavouiren werde. Ich glaube aber doch nicht, daß Herr Chamberlain so unbesonnen gewesen ist. Ich halte ihn

für einen kühlen Rechner, der sich ganz genau vorher überlegt, was er sagt. Daß die öffentliche Meinung seinen Ausspruch geradezu mit Entrüstung ablehnen würde, war freilich vorauszusehen. Aber die öffentliche Meinung ist es nicht, die in Deutschland die Politik macht. Die Welt-Politik wird in diesem Augenblick bestimmt durch Deutschland, aber durch den deutschen Kaiser und durch ihn allein. Wenn Herr Chamberlain seine Worte überhaupt berechnet hat, so hat er auch gewußt, für wen er sie berechne. Mancherlei natürliche und geistige Bande verbinden unsern Kaiser gerade mit England. Fürst Bismarck hat einmal von sich geschrieben (11. Mai 1857 an Gerlach): „ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweis noch nicht frei davon, aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen, und ich würde, sobald man mir nachweist, daß es im Sinne einer gesunden und wohldurchdachten preußischen Politik liegt, unsere Truppen mit derselben Genugthuung auf die französischen, russischen, englischen oder österreichischen feuern sehen.“ Eine sehr ähnliche Empfindung dürfte heute in der Seele Kaiser Wilhelm's leben, nur mit der thatsächlichen Verschiedenheit, daß die Engländer heute ganz und gar nicht mehr abgeneigt sind, sich von uns lieben zu lassen, sondern im Gegentheil, sehnsüchtig die Arme nach uns ausstrecken. Herrn Chamberlain's Rede war der Ausdruck dieser Sehnsucht, das öffentliche Bekenntniß des Wunsches nach einem möglichst intimen Verständniß mit Deutschland. An Deutschland wäre es, nunmehr seine Bedingungen zu stellen, wenn es auf das Angebot eingehen will.

Meisterhaft war die Antwort, die Graf Bülow in seiner Rede im Reichstag ertheilt hat. Er hat keineswegs England direkt zurückgewiesen. Er hat kein unfreundliches Wort gegen England gesagt. Aber er hat gezeigt, daß uns England noch ganz anders kommen muß, wenn es etwas von uns will. Er hat die guten Beziehungen Deutschlands zu allen anderen Nationen, zum Dreibund, zu Rußland, zu Frankreich, zu Amerika, ja zu Japan erst erwähnt und endlich auch hinzugefügt: „Was England angeht, so sind wir gern bereit, auf der Basis voller Gegenseitigkeit und gegenseitiger Rücksichtnahme in Frieden und Eintracht mit ihm zu leben.“ Sache der Diplomatie ist es die „gegenseitige Rücksichtnahme“ nun praktisch so auszugestalten, daß das deutsche Volk damit zufrieden sein kann. Freilich bei der feindseligen Stimmung gegen England, die Deutschland heute erfüllt, wird die öffentliche Meinung vermuthlich auf keine Weise zufrieden gestellt werden können. Sie möchte mit dem herrschsüchtigen Albion überhaupt kein Abkommen. Aber die praktische Staatskunst darf mit solchen Empfindungen nicht rechnen, und wir haben glücklicherweise eine Regierung, die von der öffentlichen Meinung unabhängig ist und zwischen augenblicklichen

Stimmungen und dem wahren Heile des Volkes zu unterscheiden vermag. Sie erkennt, daß eine Auflösung der englischen Weltmacht, zumal in diesem Augenblick, wo Deutschland noch nicht fähig ist, in der Seepolitik voll mitzusprechen, auch für uns ein Unglück sein würde. Am unmittelbarsten würden wir es gerade da empfinden, wo wir heute den Feinden Englands den Sieg wünschen, in Südafrika. Stellen wir uns vor, daß die englische Herrschaft völlig beseitigt und eine große südafrikanische Bundesrepublik eingerichtet würde, so ist nichts sicherer, als daß wir auch die deutschen Kolonien dazu hergeben müßten. Daß die Buren niederdeutsch seien, ist ja ein bloßes Spielen mit Worten. Sie haben uns gegenüber genau dasselbe Gefühl einer selbstständigen Nationalität wie die Engländer. Wir unsererseits sympathisiren mit dieser Nationalität, weil wir in der Weltpolitik jede selbständige Regung eines tüchtigen Volksgeistes befördern müssen, um die Vielheit der Nationen zu erhalten und der allgemeinen Anglisirung entgegenzuwirken. Ein großer südafrikanischer Staat aber, der uns selber aus Südafrika entfernen möchte, würde zu viel des Guten sein. Unser Interesse ist immer am besten gewahrr im allgemeinen Gleichgewicht: so auch, wenn sich in Südafrika neben den Engländern die Buren, und neben den Buren die Engländer behaupten.

* * *

Höchst wunderlich ist die Rückwirkung, die die auswärtigen Verhältnisse auf die inneren Zustände Deutschlands ausgeübt haben. In der Gesammtheit des Volkes sind die Parteigegensätze für einen Augenblick in den Hintergrund gedrängt und eine schöne Einmüthigkeit der Stimmung läßt alten Hader vergessen. Jedermann ist für die Buren; jedermann empfindet, daß die nächste große Entscheidung der Völkergeschicke auf dem Wasser ausgefochten werden wird und daß Deutschland dazu gerüstet sein muß. Ich weiß es persönlich aus ganz zuverlässigen Quellen, daß sowohl in der freisinnigen wie in der sozialdemokratischen Wählerschaft eine sehr starke Strömung für die Flotte herrscht und daß nur die Fraktions-Taktik und die Führer sie noch zurückdämmen. Weder im Reichstag noch in der Presse ist das bisher zum Ausdruck gekommen, und die Berufspolitiker, die die Stimmung an diesen Instrumenten ablesen, sind deshalb noch über den Ausgang im Zweifel. Aber wir haben es schon öfter erlebt, z. B. bei Bismarck's Entlassung, daß im Volke eine ganz andere Stimmung statt war, als die berufenen Wortführer in den Parlamenten und Zeitungen kundgaben. So ist es auch heute, und ich wiederhole, was ich an dieser Stelle schon vor vier Wochen gesagt habe, daß die Annahme der Flottenvorlage, die noch gar nicht da ist, dennoch keinem Zweifel mehr unterliegt.

Gerade hieraus nun erklären sich die erstaunlichen, jeder vernünftigen Auslegung anscheinend spottenden Personen- und Fraktionskämpfe, die

sich in den letzten Wochen abgespielt haben. Weshalb fällt das Zentrum plötzlich mit solcher Wuth über Herrn Miquel her, fast den einzigen Nationalliberalen, der ehedem den Kulturkampf nicht mitgemacht, sondern immer ein gutes Verhältniß zur katholischen Kirche angestrebt hat? Weshalb stellen die Nationalliberalen dem Fürsten Hohenlohe, die Konservativen Herrn Miquel ein feierliches Vertrauenszeugniß aus? Etwa weil Herr Miquel Agrarier geworden ist und Fürst Hohenlohe liberal? So behaupten die Gegner der beiden Herren. Die „Kreuzzeitung" hält dem Fürsten Hohenlohe ein wahres Sünden-Register von liberalen Unthaten vor. Wer aber glaubt sonst noch, daß die fünf Jahre seiner Kanzlerschaft als eine liberale Epoche in der Geschichte einst geschildert werden wird? Sieht man die Einzelheiten in der Kreuzzeitung an, so erkennt man, mit welcher Mühe sie zusammengesucht und aufgebauscht worden sind. Von tiefgehenden prinzipiellen Differenzen zwischen den beiden Ministern kann gar nicht die Rede sein. Keiner von beiden ist reaktionär aus Prinzip und beide haben den guten und berechtigten Wunsch, die Landwirthschaft in Deutschland so günstig zu stellen, wie es im Allgemein-Interesse nur irgend möglich ist. Beide sind Taktiker und suchen sich durch die Gegensätze, die sie umdrängen, hindurchzuwinden. Ganz gewiß werden zwischen ihnen über die einzelnen Maßregeln und Wendungen auch häufig Differenzen bestehen, und es manövrirt auch wohl zuweilen der Eine etwas gegen den Anderen; um was es sich dabei handelt, ist von außen oft schwer zu durchschauen, hat auch gar nicht einmal ein so sehr großes Interesse. Aber wenn es schon immer in der Natur der Fraktions-Politiker liegt, sich hinter solche kleine Unebenheiten zu stemmen, um auf diese Weise den Kurs etwas mehr in ihre Richtung zu drücken, so ist das diesmal mit verzehnfachtem Eifer geschehen, weil die Flottenvorlage am Horizont steht. Angenommen muß sie werden, das steht fest, aber die Fraktionen wollen auch ihr Geschäft dabei machen, und das ist desto schwerer, je sicherer bereits die Annahme ist. Das Centrum kann nicht wohl sagen: Wir haben dafür gestimmt aus Patriotismus. Die Wähler wollen auch etwas für ihre Partei, und wenn's gar nichts weiter ist, so muß man wenigstens prahlen dürfen: Wir haben einen ganz besonders bösen Minister gestürzt. Dieselbe ungeheure Courage, mit der das Centrum die Zuchthausvorlage paff todtgeschlagen hat, hat die Partei auch zu der Attacke auf den Herrn Finanzminister geführt. Warum grade auf diesen? Warum auf keinen andern? Hier und da mag er in einer Spezial- oder Personal-Frage gegen sie gewirkt haben, aber das ist nicht das Entscheidende. Fürst Hohenlohe ist Katholik und muß als solcher geschont werden; von den andern Ministern ist Herr von Miquel der bedeutendste; schlägt man tüchtig auf ihn, so giebt man sich ein schönes Relief der Selbstständigkeit und schüchtert ihn mit dem ganzen andern Ministerium so weit ein, daß er gegen Centrums-Forderungen noch größere Nachsichtigkeit zeigen wird

als bisher und sie sogar an der Allerhöchsten Stelle vertreten wird. Nicht viel anders ist es mit den Angriffen der Konservativen gegen den Fürsten Hohenlohe: sie wollen ihn nicht grade fort haben, denn sie haben nicht die geringste Aussicht, daß sein etwaiger Nachfolger ihnen geneigter wäre, aber sie wollen gleichzeitig vor ihren Wählern Charakter zeigen und die Minister in Respekt setzen.

Das Entscheidende aber sind nicht alle diese persönlichen Reibereien, sondern die ganz einfache Thatsache, daß der Stand der auswärtigen Politik, das offenbare Herannahen großer Weltkrisen eine wesentliche Verstärkung unserer Seemacht fordert, und daß um dieses Zweckes willen jede Regierung, sie mag getragen sein, von welchen Ministern sie will, heute mit der bloßen Scharfmacherei nicht mehr durchkommt, sondern auch den breitesten Schichten des Volks Entgegenkommen zeigen muß. Deshalb die endliche Nachgiebigkeit in der Aufhebung des Verbindungsverbots der Vereine, deshalb diese unerhört verständige Rede des Ministers Grafen Posadowsky.

Mögen die nächsten Jahre, vielleicht schon Monate wieder ihre Interessenkämpfe und Fraktionszänkereien bringen, im Augenblick geht ein Zug durch unsere Politik, dem man mit Freudigkeit folgen kann. Was könnte heute ein wahrhaft volksthümlicher Flotten-Verein für eine heilende und stärkende Wirkung auf lange Zeit hinaus auf die deutsche Volksseele ausüben! Ein Verein, in dem sich, ohne den berechtigten Partei-Interessen entgegenzutreten, alle von nationaler Gesinnung erfüllten Männer zu einer praktischen Aufgabe vereinigten! Leider wird uns dieser erquickende Anblick schwerlich zu Theil werden. Die Geschäftspolitiker haben sich vorweg auf den Gedanken gestürzt und ihn derartig verdorben, daß er schwerlich noch einer Verjüngung fähig ist. Es ist schwer zu sagen, woran es liegt, daß bei uns immer wieder derartige Persönlichkeiten emporkommen (oder ist es bei anderen Völkern ebenso?), die eigentlich auf den ersten Blick für jeden Unbefangenen zu durchschauen sind und doch jahrelang weite Kreise zu täuschen und sich sozial und moralisch zu behaupten wissen. So hat Herr Harden den Bismarck-Enthusiasmus ausgeschlachtet, so Herr Schweinburg den Patriotismus. Jeder hätte auch eben so gut das Andere machen können. Man muß sich damit trösten, daß endlich denn doch der moralische Instinkt unseres Volkes aufwacht und sich die weitere Führung durch solche findigen Talente verbittet. Wenn es für den Flottenverein noch nicht zu spät sein sollte, wäre es gewiß höchst erfreulich. Wir wagen es kaum zu hoffen, aber jedenfalls begleiten ihn unsere besten Wünsche, daß er noch den rechten Weg finden möge.

17. 12. 99. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Andersens Märchen. — Deutsch von Pauline Klaiber. Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Prof. Hans Tegner. Stuttgart, Paul Neff.

Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. — XIV. Bd. 5. und 6. Heft. Einzel-Heft M. 2,50. Berlin, Carl Heymann's Verlag.

Bamberger, Ludwig. Erinnerungen. Oktav. (X, 541 S.) M. 7,50. Berlin, Georg Reimer.

Bleibtreu, K. Der grosse Dreyfus-Schwindel. Ein Beitrag zur Psychologie des Pansemitismus. Preis M. 2,—. Berlin W., C. A. Schwetschke & Sohn.

Böttger, Hugo. Die Sozialdemokratie auf dem Lande. Ein Beitrag zur deutschen Agrarpolitik. Oktav. (155 S.) M. 2,—. Leipzig, 1900, Eugen Diederichs.

Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Liliput-Ausgabe. M. 1,—. Berlin, Otto Liebmann.

Gaedertz, K. Th. — Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen. 3. Aufl. I. Bd. Oktav. (XII, 167 S.). Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Giese, Dr. W. — Die Judenfrage am Ende des 19. Jahrhunderts. Anhang: Presse und Judenthum von O. J. Bäckler. (95 S.) M. 1,20. Berlin, W. Giese.

Horneffer, Ernst. — Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung. (84 S.) Leipzig, C. G. Naumann.

Jahrbuch des Deutschen Flotten-Vereins 1900. — Herausgegeben vom Sekretariat des Deutschen Flotten-Vereins. (697 S.) M. 4,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Kaisenberg, Moritz v. — König Jérome Napoléon. Ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen. (331 S.) M. 7,50. Leipzig, Heinr. Schmidt & C. Günther.

Kaiser- und Kanzler-Briefe. — Briefwechsel zwischen Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck. Gesammelt u. mit geschichtl. Erläuterungen versehen v. Johs. Penzler. (301 S.) M. 6,50. Leipzig, Walther Fiedler.

Karpeles, G. — Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit. (VI, 347 S.) Leipzig, Adolf Titze.

Kaufmann, Prof. Dr. Georg. — Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. (706 S.) Gr. Oktav. M. 10,—. Berlin, Georg Bondi.

Kistiakowski, Dr. Th. — Gesellschaft und Einzelwesen. (205 S.) Oktav. M. 4,—. Berlin, Otto Liebmann.

Schmid, Erich. — Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 2 Bde. II. veränderte Aufl. M. 18. Berlin, Weidmann'sche Buchh.

Vogel, Th. Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. Oktav. (VI, 242 S.) M. 2,80. Leipzig, B. G. Teubner.

Wenckstern, A. von. — Arbeitsvertragsgesetzgebung. Positive Politik gegen die rothen Gewerkvereine. (58 S.) 80 Pf. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Wendland, Johs. Albrecht Ritschel und seine Schüler im Verhältniss zur Theologie, zur Philosophie und zur Frömmigkeit unserer Zeit. Oktav. (IV, 135 S.) M. 2,80. Berlin, Georg Reimer.

Weyer, B., Kapitänleutnant a. D. Taschenbuch der Deutschen Kriegsflotte. 1 Jahrg. 1900. (210 S.) München, J. F. Lehmann.

Wiegler, Paul. Baudelaire und Verlaine. Gedichte. Oktav. (111 S.) M. 3,—. Berlin, B. Behr's Verlag.

Wilamowitz-Moellendorff. Griechische Tragödien. 2 Bde. Oktav. (313 S.) Geb. M. 5,—. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Witkowski, G. Goethe. (270 S.) M. 4,—. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.

Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.



Die deutsche Landwirthschaft an der Jahrhundertswende.

Von

Max Delbrück,

z. Rektor der Landwirthschaftlichen Hochschule zu Berlin.

Liebe Kommilitonen!

Wir feiern die Jahrhundertswende auf Allerhöchster Anregung. Wir haben uns entschlossen, die Feier zu beschränken auf die unmittelbaren Angehörigen der Hochschule, d. h. auf die Versammlung des Lehr- und Verwaltungskörpers und der Studirenden, wie ich Sie hier in diesem Saale begrüßen kann.

Meine Aufgabe soll es sein, in kurzen Zügen Ihnen ein Bild zu geben von der Entwickelung der Wissensgebiete, welche wir an unsere Hochschule pflegen, um daran einige Schlüsse und Betrachtungen zu knüpfen, welche sich auf die zukünftige Entwickelung unseres deutschen Vaterlandes beziehen.

Dreigegliedert ist die Hochschule.

Die Grundlage wird in gewissem Sinne gegeben durch die Arbeit, welche die Abtheilung für Geodäsie und Kulturtechnik beschäftigt. Denn eine Grundlage kann man diese Arbeit nennen, weil sie die örtliche Umgrenzung und damit die Sicherstellung des Besitzrechtes an Grund und Boden zum Ziel hat.

Die Geodäsie ist eine alte Wissenschaft. Sie ist ausgebildet im Zusammenhang mit den Erkenntnissen über Welt und Erde. Ihr Wissensgebiet schließt sich unmittelbar an das der Astronomie an. So sind denn von je her Mathematiker, die Vertreter der angewandten Mathematik, die Astronomen auch Geodäten gewesen. Im 18. Jahrhundert war es kein geringerer als der große Franzose Maupertius, der Entdecker der Abflachung der Erd-

kugel an den Polen, welcher die Grundlagen der Geodäsie entwickelte; derselbe Maupertius, welchen Friedrich der Große als Präsidenten der Akademie der Wissenschaften nach Berlin berief. Aber auch in Deutschland haben wir für jene Zeit die Erinnerung an tüchtige Männer wach zu rufen; das sind Johann Heinrich Lambert und die beiden Tobias Mayer. Im 19. Jahrhundert richten sich unsere Blicke auf den großen Mathematiker Karl Friedrich Gauß, in Göttingen und Hannover wirkend. Er hat nicht bloß die Methoden der angewandten Mathematik entwickelt, theilweise neu geschaffen, er hat die Kritik eingeführt und hat damit die Grundlage jeder Wissenschaft, d. h. die Grenze des Erkennens auch für unser Gebiet festgestellt. Seine Ausbildung der Theorie der kleinsten Quadrate ist noch heute eine der Hauptunterlagen unserer Thätigkeit.

In das 19. Jahrhundert fallen auch die ersten umfangreichen Landesaufnahmen in Bayern von Soldner, in Württemberg von Bohnenberger, in Hannover unter der Leitung von Gauß durchgeführt. In Ostpreußen standen an der Spitze dieser Thätigkeit der General Müffling und der Königsberger Astronom Bessel.

Die angewandte Mathematik ist gebunden in Leistungen ihren an die Technik der Herstellung der Meßinstrumente. Hier gingen uns im 18. Jahrhundert England und Frankreich voran. Im 19. sind es Fraunhofer und Reichenbach, beide in München, gewesen, welche Deutschland an die Spitze stellten. Fraunhofer durch seine achromatischen Linsen, Reichenbach durch die Entwickelung der Feinmechanik.

Auf solcher Grundlage konnte zur Bildung der internationalen Staatenvereinigung für die Erdvermessung geschritten werden. Geschaffen durch den General Baeyer, entwickelt durch Helmert, wird sie geleitet durch das geodätische Institut zu Potsdam. Einer der großen Erfolge dieser gemeinsamen Arbeit der Nationen ist die Feststellung der Schwankungen in der Rotationsaxe der Erde.

Aber zurück zu der berufsmäßigen Thätigkeit unserer Feldmesser, gleichmäßig wichtig für die sozial wirthschaftlichen Verhältnisse wie für die militärische Aufgaben des Staates:

Die Landesaufnahme befindet sich auf Grund historisch gewordener Verhältnisse in den Händen einer Abtheilung des Großen Generalstabes, für sie haben keine geringeren wie Moltke, Baeyer und der Generalleutnant Schreiber gewirkt.

Nach der wirthschaftlichen Richtung hin ist Friedrich Gustav Gauß, ein Namensvetter des vorgenannten, der leitende Geist gewesen. Er hat als Mitglied des preußischen Finanzministeriums, wo wir hn noch heute rüstig in der Arbeit sehn, die Katasterbehörden zu einer allgemein anerkannten Leistungen emporgehoben und ihnen damit die Stellung verschafft, welche ihnen gemäß ihrer Thätigkeit für das öffentliche Wohl zukommt. Er soll unseren Schülern ein leuchtendes Vorbild sein; seine Marmorbüste wird binnen Kurzem den geodätischen Hörsaal schmücken.

Schafft die Geodäsie die Grundlage der sozialen Ordnung zunächst rein abgrenzend, so erweitert sich ihre Bedeutung in ungeahnter Weise, wenn es sich um Neugliederungen im öffentlichen Interesse handelt — sie geht in die Kulturtechnik über.

Die Auseinandersetzungen und die Zusammenlegungen, jene großen Arbeiten der Generalkommissionen, nicht mechanisch, sondern von kulturtechnischen Gesichtspunkten ausgeführt zu haben, ist einer der schönsten Ruhmeskränze in dem gemeinsamen Wirken von Geodäsie und Kulturtechnik. Um nur Weniges zu nennen, die Ent- und Bewässerung der Aecker und Wiesen, ein geschickt regelrechtes Wegenetz konnte nur in solcher Verbindung zweckmäßig geschaffen werden. Von der Feldmeßkunst der alten Römer, deren Schriften darüber uns erhalten sind, hat ein großer Historiker gesagt, sie habe ihnen geholfen, die Welt zu erobern.

Die Geodäsie als Wissenschaft ist alt und anerkannt. Alle Hochschulen, technische wie Universitäten besitzen geodätische Lehrstühle.

Die Feldmesser als preußische Beamte auszubilden, ist die Aufgabe, welche der Akademie Poppelsdorf, insbesondere aber unserer Landwirthschaftlichen Hochschule zugewiesen ist. Aus unserer Anstalt sind bereits über 1000 Feldmesser dem preußischen Staate zur Verfügung gestellt worden. Die Abtheilung für Geodäsie und Kulturtechnik der Königlich Landwirthschaftlichen Hochschule ist das Werk unseres verehrten Kollegen Herrn Geh. Reg.-Rath Vogler, dessen Güte ich auch einige der Unterlagen verdanke, welche ich mir für diesen Bericht aus eigener Kenntniß nicht zu verschaffen vermochte. Die Grundlage der Ausbildung ist eine wissenschaftliche; sie kann keine mechanische sein, denn sie muß eine kritische sein. Aber sie muß auch aus einem anderen Grunde aus der Wissenschaft geboren werden, weil nur diese dasjenige Maß von Gewissenhaftigkeit, den Zwang zur Wahrheit erzeugt, welche

von je her der Schmuck des preußischen Beamten, der für das gemeine Wohl arbeiten soll, gewesen ist.

Nun zur Ausnutzung des Grund und Bodens, nun zur Geschichte der Landwirthschaft, der Landwirthschaft-Wissenschaft.

Wenn wir uns ein Bild von ihren Leistungen im vergangenen Jahrhundert machen wollen, wenn wir uns einen Maßstab für ihre Leistungen wählen wollen, dann meine ich, wird dieser am besten gefunden in der Einschätzung der Zunahme der Produktion, der Zunahme der Erzeugung auf dem Gebiete des Pflanzenbaues und der Thierhaltung.

Wenn man die Geschichte einzelner Gutswirthschaften heranzieht, so ist es kein Zweifel, daß die Erzeugung von Getreide auf dem Morgen sich in diesen 100 Jahren verdoppelt hat. Diese Verdoppelung ist nicht erzielt durch eine Vergrößerung der Anbaufläche, sondern durch verbesserte Kultur. Gewiß soll die Neukultivirung von Grund und Boden, die Herbeiziehung der Moorkultur nicht gering angeschlagen werden, aber der eigentliche Erfolg liegt in den Verbesserungen der Kulturmethoden selbst. Zu dieser Mehrproduktion in Körnerfrüchten ist hinzuzurechnen die ganze Ernte unserer Hackfrüchte, wenigstens derjenigen, die die Hauptmasse ausmachen — der Kartoffeln und der Zuckerrüben. Der Anbau beider, noch im achtzehnten Jahrhundert begonnen, ist doch ein ausschließlicher Erfolg des neunzehnten. Ihr Anbau bis zur jetzigen ungeheuren Ausdehnung konnte ermöglicht werden ohne eine wesentliche Verringerung des Areals für Körnerbau, denn ihnen fielen zu die Flächen, welche durch die Ueberwindung der Brachwirthschaft frei wurden. Hierin liegt die ungeheure Bedeutung des Hackfruchtbaues, denn wenn man die Trockensubstanz, welche durch ihre Ernte dem Felde abgerungen wird, vergleicht mit der Menge des Stoffes, welche der Getreide-Anbau liefert, so sind die Summen fast gleich. Getreidebau und Hackfruchtbau liefern die gleiche Summe an Nährsubstanz. Hat die Körnerernte sich verdoppelt, wird hinzugefügt der Hackfruchtbau, ein reiner Zuwachs und in der Substanzmenge der Körnerernte gleich, beide zusammen die Hauptmasse des Pflanzenbaues darstellend, so ist das Ergebniß: *die landwirthschaftliche Produktion im Pflanzenbau hat sich im vergangenen Jahrhundert vervierfacht.*

Aehnlich große Erfolge sind auf dem Gebiete der Thierproduktion zu verzeichnen.

Nach den Zählungen, welche vorliegen, hat sich der Pferde-

bestand in Preußen von 1,5 Millionen auf 2,8 Millionen gehoben. Der Rindviehbestand ist von 5,3 auf 10,5, der Schweinebestand von 2 auf 9,4 Millionen Stück gestiegen. Die Schafhaltung hat nach einem Aufschwunge von 9,5 Millionen auf 22 Millionen leider einen Abschlag bis auf 10 Millionen erlitten. Alles zusammengenommen aber und auf Haupt Großvieh berechnet, haben wir einen Zuwachs von 8,7 auf 17 Millionen Stück, d. h. mehr als eine Verdoppelung.

Das für Preußen; es ist nicht zweifelhaft, daß für Deutschland die Zahlen nicht ungünstiger liegen werden.

Welches sind nun die Mittel gewesen, die zu diesem großartigen Erfolge führten?

Die Arbeitskraft ist vermehrt, die Volkszahl ist gewachsen Zugvieh stand in größerer Zahl zur Verfügung, Maschinenkraft wurde durch die Dampferzeugung mittels Kohlen bereitgestellt. Vor allen Dingen ist aber die Kraftausnutzung gewachsen durch die Anwendung ausgezeichneter Arbeitsmaschinen.

Zur rationellen Verwerthung konnte diese erhöhte Arbeitskraft aber nur geführt werden unter einer den Verhältnissen angepaßten Wirthschafts- und Sozialpolitik. Sie hängt zusammen mit den Aufgaben der Kulturtechnik, wie wir sie schon besprochen haben. An dieser Stelle will ich nur erwähnen die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung, dann die Zollgesetzgebung. Den Erfolg, welcher dem Fallenlassen der Brache, der Einführung des Hackfruchtbaues, hinzuzufügen ist die Stallfütterung, beizumessen ist, habe ich schon theilweise erwähnt. Hier ist es angemessen, an die großen Lehrer der Landwirthschaft — Thaer, von Thünen, Koppe — zu erinnern, von denen der größte sein Hauptwerk um die Wende des vorigen Jahrhunderts herausgab. Ihnen gesellte sich zur Hilfe die fortschreitende Naturwissenschaft, die Schaffung der Agrikulturchemie. Liebig trat auf den Plan, die Lehre des Stoffersatzes für den Ackerboden entwickelte sich, die Einführung der konzentrirten Düngemittel folgte. Aus seiner Anregung sind die landwirthschaftlichen Versuchsstationen hervorgegangen, welche die Experimentirkunst auf das Gebiet des Ackerbaues übertragen. Bietet unser Vaterland Kali genug in seinen Bergwerken und Phosphorsäure in den Abfallstoffen der Eisenverhüttung, so fehlte doch bisher ein Mittel, den für theures Geld aus fernem Lande in Form von Chilisalpeter zu beschaffenden Stickstoff aus dem uns umflutenden ungeheuren Vorrath der atmosphärischen Luft einzufangen. Die Aufgabe war

längst gestellt, bekannt. Den Erfolg auf diesem Gebiete danken wir dem praktischen Landwirth wie dem Gelehrten. Der Mann, welcher, nicht ohne wissenschaftliche Grundlage schaffend, die praktische Lösung fand, ist Schulz-Lupitz. Er zeigte, daß gewisse Pflanzen der Stickstoffdüngung entbehrend doch den Boden bereichern an Stickstoff, und das Wort, welches er aus sicherer Erkenntniß prophetisch sprach, lautete: „Die Stickstoffquelle fließt, Eure Aufgabe, Ihr Gelehrten, ist, ihren Ursprung zu finden und sie zu fassen.“ Hellriegel ist es gewesen, welcher hier die Lösung brachte; er zeigte, daß es die stille Arbeit der Bazillen ist, welche in Symbiose mit gewissen Hülsenfrüchten thätig den Stickstoff der Luft unmittelbar den Pflanzen zum Aufbau ihres Leibes dienstbar machen.

Die kurze Zeit, welche mir für diese Betrachtung gegeben ist, erlaubt kaum das Gebiet der Thierzüchtung und Thierernährung zu streifen: aber es muß doch an die großen Erfolge erinnert werden, welche erzielt sind, aufbauend auf die Vertiefung unserer Kenntnisse über die Anatomie und die Physiologie, über die Entwickelungsgeschichte der lebendigen Organismen, anschließend an Darwin's Lehre. Wenn ich vorher die Zahl als Maßstab für die Leistung auf landwirthschaftlichem Gebiete annahm und hierbei die Zählung des Thierbestandes heranzog, so ist das doch nur recht äußerlich, denn in der Thierproduktion handelt es sich mindestens ebenso sehr um die Verbesserung der Qualität, als um die Zahl des Viehstandes. Eine Schätzung dieser Leistung wage ich nicht vorzunehmen. Aber ich zweifle nicht, daß die von anderer Seite erfolgte Bezifferung der Qualitätsverbesserung unserer Thiere auf 20 Proz. bei weitem zu niedrig gegriffen ist.

Bringt die Geodäsie die Theilung der Mutter Erde, liefert die Landwirthschaft die Rohstoffe zur Ernährung der Menschen, so kommen wir nunmehr zu den landwirthschaftlich-technischen Gewerben. Diese dienen der Verschönerung des Lebens; denn sie gestalten den Rohstoff zu angenehmen Nahrungs- und Genußmitteln um.

Die Müllerei liefert weißes Mehl zur Herstellung des Brotes und der feinen Backwaaren.

Die Zuckerindustrie verwandelt den süßen Saft der Rübe in die herrlichen Krystalle des Rohrzuckers.

Auch das Stärkemehl der Kartoffel erfreut uns, wenn wir es wiederfinden in dem Speisesyrup und wenn wir es als Grundlage der Reinlichkeit in der weißen gebügelten Wäsche erblicken.

Aber nun zu dem der Heiterkeit und der Fröhlichkeit gewidmeten Genußmittel, dem Alkohol in vielerlei Gestalt.

Steht es uns nicht an, den Branntwein zu loben, so dürfen wir uns getrost als Anhänger des edlen Gerstensaftes bekennen und den Wein hat uns seit Noahs Zeiten der Herrgott selbst gegeben.

Welches ist die Entwickelung der landwirthschaftlich-technischen Gewerbe gewesen?

Die Zuckerindustrie, ein reines Erzeugniß des vergangenen Jahrhunderts, ist ein glänzender Beweis, zu welchen Erfolgen Chemie und Technik führen können.

Um die Wende des vergangenen Jahrhunderts beginnt das Ringen, dem Kolonialzucker den Rübenzucker entgegenzustellen. Ich erinnere an die Namen Marggraf und Achard. Doch zur Fabrikation kam man erst in den 30er Jahren. Unter der Wirkung einer weisen Steuergesetzgebung unter der Leitung tüchtiger Männer der Wissenschaft und der Praxis entwickelte sich dann sprungweise die Industrie in ungeahnten Proportionen. Von den Unsrigen ist es angemessen, des verstorbenen Scheibler zu gedenken.

Aber die Erfolge der Rübenzucker-Industrie liegen nicht bloß in der großen Ausdehnung des fabrikmäßigen Betriebes, sie sind ebenso sehr in seiner chemisch-technischen Durcharbeitung, in der in Verbindung mit der Landwirthschaft erfolgreich erstrebten Verbesserung der Rübenkultur zu suchen. Die Landwirthschaft gewann vom Hektar steigende Mengen Rüben mit steigendem Zuckergehalt. Der Industrie gelang es aus diesen Rüben den Zucker immer vollständiger herauszuholen.

100 kg Rüben lieferten an kg Rohzucker:

1875/80	8,1 – 9,2
1880/85	8,8 – 10,8
1890/95	12,0 – 12,4

Vom Hektar mit Rüben bestellter Ackerfläche wurden gewonnen:

1873/77	22 dz Rohzucker
1888/92	36 „ „
1897/98	39 „ „

Das Brennereigewerbe und die Kartoffelstärkeindustrie haben sich technisch derselben, dem Umfange nach nicht der gleichen Entwickelung zu erfreuen gehabt. Das Brennereigewerbe, schon aus früheren Jahrhunderten ererbt, wurde erst zu einer Industrie mit Heranziehung der Kartoffel als Rohstoff, und sie wurde zu einer

der Landwirthschaft Segen spendenden Industrie in dem Maße, wie ihre Produktion sich steigerte und in dem Maße, wie sie die von den Pflanzen aus der Luft entnommenen Stoffe, Kohlenstoff und Wasser, zur Ausfuhr brachte und die sämmtlichen Pflanzennährstoffe der Fütterung und der Düngerproduktion der Gutswirthschaft erhielt. In den 50er Jahren sich aufschwingend, steigerte sich die Produktion bis zu den 80er Jahren auf 400 Millionen Liter jährlich. Dann greift die Staatsgewalt ein; in Folge einer ungeheuren Steuerauflage zusammenfallend mit einem Rückgang der Ausfuhr wird der Verbrauch derartig eingeschränkt, daß die Erzeugung bis auf 272 Millionen Liter fällt.

Aber Neues sollte aus diesem ungeheueren Zusammenbruch geschaffen werden. Unter der Wirkung einer wahrhaft genialen Gesetzgebung in der Hand einer weisen Staatsregierung und aus der Kraft der Brennerei treibenden Landwirthschaft ist es in der kurzen Zeit von 13 Jahren, welche nach dem Eingriff von 1887 verflossen ist, gelungen, die alte Produktionshöhe wieder zu erringen, nicht, indem der Verbrauch an Trinkbranntwein verstärkt wurde, sondern durch die Verwendung von technischem, steuerlich begünstigtem Spiritus zu Heiz-, Leucht- und motorischen Zwecken.

Welche Kraft des Willens in der deutschen Landwirthschaft steckt, wenn große Aufgaben gestellt sind, dafür liefert das Brennereigewerbe ein Beispiel. Die Ueberzahl der Gewerbetreibenden, fast die ganze Kartoffelspiritus erzeugende, auf dem Sandboden begründete Landwirthschaft, fast 4000 Brennereien, sind in dem Verwerthungsverband der deutschen Spiritusfabrikanten zusammengeschlossen, mit der Aufgabe, das Gesammterzeugniß gemeinsam zu verwerthen, dem Brennereigewerbe durch die Erweiterung des Absatzes von technischem Spiritus zu neuer Blüthe zu verhelfen.

Auch die Stärkefabrikation erholt sich langsam von dem Schlage, welchen sie erlitt durch die Verdrängung ihres Ausfuhrartikels, des Kartoffelsyrups, vom englischen Markte. Sie ist im Begriff, diesen Verlust durch Erwerbung des inneren Marktes wett zu machen.

Endlich das Brauereigewerbe. Altehrwürdig kann es mit Ruhe auf die beiden Schwester-Industrien blicken. In gleichmäßig steigender Entwickelung folgend dem Wohlergehen der zunehmenden Bevölkerung, ist es aus handwerksmäßigem Betriebe zu einer

Großindustrie entwickelt. Die Brauereien sind nicht bloß stolz darauf, zweckmäßige Anlagen zu haben, sie können sich rühmen, schöne Anlagen zu besitzen. An Sauberkeit, an erfreulichem Anblick kann keine Industrie sich mit diesem Gewerbe messen. Aber auch sie, die so sehr von dem Geschmack des Erzeugnisses, also der Kunst des mit gutem Geschmackssinne ausgestatteten Meisters abhängt, hat doch die größten Erfolge in der Verbesserung der Eigenschaften, der Haltbarkeit des Bieres erzielt durch Heranziehung der Wissenschaft, der Wissenschaft, welche unter der Aegide eines Lintner in Süddeutschland ein schmackhaftes Malz herstellte und der Bakteriologie, welche den Pfaden eines Pasteur, Koch und Hansen folgend, die Hefereinzucht, die natürliche Reinzucht der Mikroorganismen für den praktischen Betrieb durchführte.

Wie eng die geschilderten Gewerbe mit der Landwirthschaft verbunden sind, mag noch durch die Angabe klargestellt werden, daß der Werth der von ihnen aufgenommenen landwirthschaftlichen Rohstoffe dem Werthe der Brotkornerzeugung der deutschen Landwirthschaft gleichkommt.

So haben wir uns vergegenwärtigt, welche Entwickelung das 19. Jahrhundert für die Wissenschaftsgebiete genommen hat, welche unsere Hochschule vertritt. Wenden wir uns nun der Betrachtung zu, „Was wird in dem neuen Jahrhundert werden“. Es steht unter dem Zeichen der Volksvermehrung. Im 19. Jahrhundert hat sich die Seelenzahl des Deutschen Volkes, nach dem Umfange seines jetzigen Gebietes berechnet von einigen 20 Millionen auf 56 Millionen gehoben, d. h. mehr als verdoppelt, fast verdreifacht. Wird diese Vermehrung, welche jährlich über 1 pCt. beträgt, im neuen Jahrhundert anhalten? Man wird es kaum annehmen dürfen; aber wenn wir wissen, daß wir z. Zt. jährlich um 800 000 Personen wachsen, daß alsbald die jährliche Zunahme 1 Million Seelen überschreiten wird, dann wird man kaum fehlen, die Volkszunahme im neuen Jahrhundert auf eine Verdoppelung zu schätzen. Das Ende des 20. Jahrhunderts wird Deutschland mit einer Seelenzahl von erheblich über 100 Millionen sehen. Wenn man von den Kräften Deutschlands spricht, so ist seine Kraft zur Vermehrung des Volkes wohl die stärkste. In ihr liegt zugleich die verstärkte Arbeitskraft und ein verstärkter Bedarf; mit Zunahme der Bevölkerung werden Industrie und Handel auf der glänzenden Laufbahn, welche sie hinter sich haben, fortschreiten. Wie aber kann eine so un-

geheure Vermehrung der Menschen in Aussicht genommen werden, wenn nicht gleichzeitig Sorge getragen wird, daß auch ihre Ernährung gewährleistet ist? Folgt man einer vielfach vertretenen Meinung, so müßte man annehmen, daß Deutschland in seiner Nahrung alsbald völlig vom Auslande — von der Einfuhr — abhängig sein wird, und das Wort vom Industriestaat wäre zur Wahrheit geworden. Ich will daher in die Erörterung eintreten, ob und in welchem Maße sich die Produktionsvermehrung, wie ich sie für das 19. Jahrhundert nachgewiesen habe, auch im neuen Jahrhundert fortsetzen wird, bemerke aber dabei, daß die Frage, ob die jetzige große Einfuhr von landwirthschaftlichen Erzeugnissen aller Art eine Nothwendigkeit ist und in welchem Maße sie mit steigender Volkszahl sich etwa verstärken wird mit dieser Darlegung unmittelbar nichts zu thun hat. Eine Andeutung, wie die Sache liegt, mag aber daraus entnommen werden, daß die Vermehrung des Thierbestandes, die Erweiterung der Gährungsgewerbe im Allgemeinen eine erhebliche Verringerung des für die Menschen disponiblen Vorrathes an Nährsubstanz zur Folge hat, denn zur Erzeugung von 1 kg Fleisch müssen nicht weniger als 10 kg Trockensubstanz verfüttert werden. Es ist also kein Widerspruch, daß vor 30 Jahren Deutschland noch ein agrarexportirendes Land war, daß seitdem die Produktion mehr zugenommen hat als die Volksvermehrung und daß wir doch heute einen großen Import zu verzeichnen haben. Von diesen Verschiebungen sehen wir aber jetzt ab, und halten uns an die Feststellung: im 19. Jahrhundert hat die landwirthschaftliche Produktion bei Weitem stärker zugenommen als die Volkszahl. Wir würden zufrieden sein können für das 20., wenn nur für die landwirthschaftliche Produktion an pflanzlichen Nährstoffen eine Zunahme in Aussicht genommen werden könnte, welche einer Verdoppelung der Seelenzahl entspricht. Ich setze als Ziel der Betrachtung:

„Kann die landwirthschaftliche Produktion noch einmal verdoppelt werden?

Ich nehme keinen Anstand, diese Frage ohne Weiteres zu bejahen. Die großen Fortschritte der Landwirthschaft liegen ja garnicht weit zurück. In dem letzten Jahrzehnt ist die Erzeugung

des Roggens um 19 pCt.,
bei Weizen „ 10 „
„ Gerste „ 3 „
„ Kartoffeln „ 25 „

gestiegen. Pflanzenzüchtung, Sortenwahl, Kultur und Düngung haben an diesem Resultat gleichen Antheil, bei Roggen stärker als bei Weizen, weil die Hochkultur auf die Roggenanbaugebiete später sich übertragen hat, bei Gerste eine geringere Zunahme, weil hier weniger die Quantität als Qualität ins Auge gefaßt wird, bei Kartoffeln ein unmittelbarer Erfolg der Verbreitung ertragreicher widerstandsfähiger Sorten.

Aber ist die Zunahme des letzten Jahrzehnts nicht mehr auf zufällige klimatische Umstände zurückzuführen? Das wird schwer zu entscheiden sein, aber die Möglichkeit des Fortschrittes können wir aus den Hektarerträgen entnehmen. Die hohen Ernten der letzten Jahre zu Grunde gelegt, entnehmen wir vom Morgen an Roggen nur 5,9, an Weizen 7,5, an Gerste 6,85, an Kartoffeln 49,9 Ctr. im Durchschnitt. Sind das Erträge, wie sie auf hochkultivirten Gütern erreicht werden? Sind das Erträge, wie sie auch nur auf guten Wirthschaften des Sandbodens befriedigen? Ich wage es auszusprechen, daß für die Körnerfrüchte im Durchschnitt eine Verdoppelung der Erträge in Aussicht gestellt werden kann und muß und daß eine Verdreifachung der Kartoffelerträge keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeit liegt. Vorrath an Kali und Phosphorsäure haben wir im eigenen Lande und soweit der Stickstoff aus der Einfuhr an Salpeter nicht geliefert werden kann, wird er mit Sicherheit bereit gestellt werden durch Ausnutzung der Stickstoff sammelnden Eigenschaften der Pflanzen, durch die Kunst der Konservirung des Stickstoffes im Dünger, welche, sagen wir es gerade heraus, noch in den Kinderschuhen steckt. Das 20. Jahrhundert wird das Jahrhundert der Agrikultur-Bakteriologie sein, aus ihr wird die Düngekraft gewonnen werden, welche zur Verdoppelung der Erträge führen wird. Solche Erfolge in der Vergangenheit, solche Verheißungen für die Zukunft — und doch die wirthschaftlichen Schwierigkeiten in der Landwirthschaft? Ja mit den Erträgen steigen die Aufwendungen und steigende Aufwendungen an Arbeitskraft, an Maschinen, an Saatgut, an Zukauf für Dünge- und Futtermittel, an Meliorationen, an Anlage- und Betriebskapital in Verbindung mit fallenden Preisen — bringen die Noth. Zum technischen Fortschritt der Landwirthschaft — und ihn brauchen wir zur Ernährung der Bevölkerung — gehört nicht nur erfolgreiche Forschung, tüchtige wissenschaftliche Bildung der Landwirthe, Absatzverbände, es gehört vor allen Dingen dazu, der Landwirthschaft

das Kapital zur Verfügung zu stellen, welches zu intensiver Kultur erforderlich ist, und ihr die Arbeitskräfte zu erhalten, welche zur Ausübung dieser intensiven Kultur nothwendig sind. Hier hat der Staat einzugreifen. Wir können die Hoffnung aussprechen, daß durch eine zweckmäßige Zollgesetzgebung, daß durch die organisirte Kreditgewährung und durch das im größten Maßstabe auszuführende Ansiedelungswerk im Osten, kleinerer schnell ins Werk zu setzender Maßregeln nicht zu gedenken, das Nothwendige geleistet werden kann.

Man hat davon gesprochen, daß das vergangene Jahrhundert ein Jahrhundert der Entwickelung der Technik gewesen ist, daß das neue Jahrhundert neue Erfolge auf diesem Gebiete zeitigen wird. Ich stelle die Behauptung auf, daß die Leistung der deutschen Landwirthschaft sich getrost an die Seite stellen könne den Leistungen der Industrie. Der Grund und Boden ist eine gegebene unveränderliche Größe; aus dieser Größe ist das Vierfache erreicht worden in einem Jahrhundert und für das Ende des 20. mit dem Anfange des 19. verglichen, werden wir eine Verachtfachung der Produktion voraussagen können. Die deutsche Landwirthschaft kann stolz das Haupt erheben.

Das alte Jahrhundert geht dahin, sein Anfang war das Ende unserer klassischen Periode und Literatur. Die großen Dramen Schiller's, Goethe's Faust und Kleist's Werke standen an seiner Wiege, die Sinfonien Beethoven's waren das Geläut des neuen Jahrhunderts. Ist diese Zeit der großen künstlerischen Produktion auf immer dahin? Müssen wir in dieser Beziehung nur rückwärts schauen? Ich glaube, wenn wir an Wagner, Brahms in der Musik denken, dann können wir zum mindesten sagen, die besten Traditionen sind aufrecht erhalten, sie sind entwickelt. In der Literatur ist eine Konzentration des Ausdrucks gewonnen, welche unsere klassische Produktion übertrifft. Der Ausgang des 19. Jahrhunderts hat uns in den bildenden Künsten einen Menzel und einen Böcklin, einen Begas und einen Wallot gegeben. Das Kunsthandwerk lebt in nie gesehener Blüthe. Die Geisteswissenschaften stehen in alter Kraft, soweit sie die Historie betreffen, ist ihre Forschungsmethode der Experimentirkunst des Chemikers zu vergleichen — neu ausgebaut sehen wir die dem Wirthschaftsleben entsprossenen: die Nationalökonomie, die Statistik. Aus der Naturwissenschaft will ich das Gebiet der lebenden Natur heranziehen: Dort blicken wir auf Johannes Müller, Theodor Schwann, Schleiden. Das Gesetz der Erhaltung der Kraft Mayer's und Helmholtz's

gab uns die Einheit der in der Natur wirkenden Kräfte. Aber die Großthaten dieser Männer waren nicht Schlußsteine einer großen Epoche, sie haben nur den Anfang einer unaufhörlich forttreibenden Entwickelung gebildet, welche im kommenden Jahrhundert die Gewalt des Menschen über die Naturkräfte vervielfältigen wird.

Die großen Leistungen Deutschlands beruhen in den edelsten Eigenschaften unseres Volkes, in dem unbesiegbaren Drange nach Erkenntniß, in der Durchdringung aller Wirthschaft und Technik mit den Errungenschaften der Wissenschaft.

Die deutschen Hochschulen und auch unsere landwirthschaftliche Hochschule sind diejenigen, welche mit der höchsten Genugthuung in die Vergangenheit mit hoch gespanntester Hoffnung der Zukunft entgegensehen dürfen. Es ist eine Freude, in der Gegenwart schaffend mitarbeiten zu können. Wenn diese Freude erhalten bleibt, die Freude an der Arbeit, die Freude an allem Guten, Wahren, Schönen, Ewigen, dann wird auch der deutsche Geist und Deutschland nicht in Materialismus versinken, sondern vom Idealismus getränkt zur höchsten Thatkraft entwickelt, über Deutschland hinauswachsen und seinen Antheil nehmen an der Beherrschung der Erde. Haben wir uns an den deutschen Erfolgen erfreut, so sollen sie zum Segen der Welt gereichen: dem Führer des deutschen Volkes begeistert zujubelnd, dem deutschen Kaiser Gefolgschaft gelobend, wenden wir uns vom heimischen Boden dem Weltgeschicke zu, aus welchem geboren werden wird deutsche Kraft zu Wasser und zu Lande, das größere Deutschland.

Der Jesuit Petrus Canisius.

Von

Christine von Hoiningen-Huene.

I.

Die Gesellschaft Jesu ist damit beschäftigt, die Briefe eines ihrer berühmtesten und für Deutschland und die Schweiz interessantesten Mitglieder herauszugeben, des nach so langem Widerstreben von Rom „selig" gesprochenen Petrus Canisius. Es wird damit eine neue und werthvolle Fundgrube für die Kirchen- und Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts erschlossen.*)

Petrus Canisius aus Nymwegen (1521–1597) gehört der ersten Generation der Gesellschaft Jesu an. Er zählt zwar nicht zu den Gründern, aber doch zu deren Zeitgenossen. Er hat seine Gelübde in die Hände des Ignatius von Loyola abgelegt und noch über zwölf Jahre unter dessen Leitung gestanden. Seine Bedeutung für Deutschland liegt darin, daß er einer der Träger der Gegenreformation war. Ihm vorzüglich hat die katholische Kirche es zu danken, daß ihre Grenzlinien nicht noch weiter zurückgedrängt wurden. Einer der Hauptgründe seines Erfolges dürfte darin liegen, daß er selber eine durchaus evangelisch angelegte Natur war. Er verstand das Bedürfniß der Zeit nach der Predigt des Evangeliums, nach deutschem Gesang und deutschem Gebet, und indem er diesem Bedürfniß innerhalb der Kirche Rechnung trug, wehrte er dem Abfall von ihr. In seinem Tagebuch soll dieser Jesuit einmal die Frage aufgeworfen haben: was ist der

*) Beati Petri Canisii Societatis Jesu Epistolae et Acta. Collegit et adnotationibus illustravit Otto Braunsberger. Friburgi Breisgoviae, Herder. I, 1896. II, 1898.

beste Gebrauch, den ein Christ von seinen Augen machen kann? Antwort: Lesen in der Bibel. Melanchthon warf ihm vor, er streite wider die erkannte Wahrheit und wider sein eigenes Gewissen. Canisius selbst schreibt darüber an Ignatius (17. Mai 1556), er habe oft gehört, daß die Gegner urtheilen: „Der Doctor Canisius kennt die Wahrheit, aber er will sie nicht aussprechen und frei bekennen. Und so glaube ich, denken sie Alle von den Jesuiten. Sie halten uns für gelehrt und gegründet in heiligen Dingen, aber sie sind übelgesinnt gegen uns, weil wir ihnen zu treu gegen den Apostolischen Stuhl und Feinde der Neuerung scheinen.“ Er wurde wiederholt für einen heimlichen Lutheraner ausgegeben und sah sich daher genöthigt, öffentlich zu erklären: „Luther kenne ich nicht, Calvin verwerfe ich.“

Es würde jedoch eine völlige Verkennung dieses Mannes sein, wenn man bei ihm Zwiespältigkeit annehmen wollte. Selten ist ein Reformator so aus einem Guß gewesen, selten eine so vollkommene Uebereinstimmung zwischen innerer Ueberzeugung und äußerer Thätigkeit. Wenn wir sagen, er war evangelisch, so sagen wir damit nicht, er war protestantisch. Für die Auflehnung gegen die kirchliche Autorität fehlte ihm alles Verständniß. In dem Wirken der protestantischen Reformatoren sah er nichts als Aufruhr und Empörung. Daher seine doppelte Thätigkeit: evangelisches Wirken innerhalb der Kirche und heftiger Kampf gegen die Evangelischen außerhalb derselben.

Von den Korrespondenzen dieses Mannes sind bis jetzt zwei starke Bände erschienen, die bis zum Jahre 1560 reichen. Das ganze Werk ist auf sechs bis acht Bände berechnet. Ueber 260 Archive und Bibliotheken sind dafür durchstöbert worden. Mit Ausnahme einiger wenigen holländischen und deutschen Briefe, sowie einer beträchtlichen Anzahl italienischer, ist die ganze Korrespondenz in lateinischer Sprache gehalten, deren sich auch der Herausgeber, Pater Otto Braunsberger, in den Einleitungen und Anmerkungen bedient. Er bezeichnet die Briefe als Autographe, von Canisius selbst geschriebene, Archetype von ihm diktirte oder in seinem Auftrage geschriebene, und Apographe Abschriften. Vielleicht hätte es noch einer vierten Rubrik bedurft, der Apokryphe. Hier und da findet sich der Ausdruck Archetypos angewandt, wo es sich offenbar um Abschriften handelt, von denen man nicht weiß, wo das Original ist oder ob es überhaupt eins gegeben hat; z. B. gleich bei den ersten Briefen, an Wendelina Canisius. Es ist nicht

anzunehmen, daß der zwanzigjährige Petrus sich eines Schreibers bedient habe, um seine Schwester zu ermahnen, sich auf den rauhen Pfad der Weltentsagung zu begeben, damit sie dereinst ihren himmlischen Bräutigam „omhalsen“ könne.

Bedenklicher als solche Versehen, erscheint uns die Behandlung des „Testamentes“, der „Bekenntnisse“ und der „Reliquien“, alle drei autobiographischen Inhalts. Das „Testament“ erzählt schlicht und rasch fortschreitend den Lebenslauf bis ungefähr 1566; es ist Fragment. Als Zweck ist darin angegeben: Mittheilungen zu notiren für spätere Historiker. Die „Bekenntnisse“ sind eine plumpe Nachbildung der Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Unter einem ungeheueren Schwall frommer Phrasen findet sich hier und da eine biographische Angabe. Es ist bemerkenswerth, daß sie sich nicht viel weiter erstrecken als das Testament. Die „Reliquien“ endlich sind einzelne Bruchstücke im Stil der Bekenntnisse, aber viel schwärmerischer als diese. Sie berichten unter Anderem eine Vision: „Ich erinnere mich, Herr, wie Du, als ich im Dom zu Augsburg betete, wahrhaft schrecklich erschienst (appareres), wie Du mit der gleichsam ausgestreckten Rechten die zugerüsteten Pfeile hervorzogst, die Du auf die Lutheraner schleudern wolltest. Schwere Klagen erhobst Du gegen sie und beschuldigtest sie, eine Synagoge der Satans zu sein“ u. s. w. In diesen Reliquien ist ferner berichtet, wie ihm bei seiner Profeßablegung ein besonderer ihm sichtbarer Engel als Begleiter zuertheilt wird, wie Petrus und Paulus ihn als „Apostel Deutschlands“ bestätigen und wie er in einem mystischen Verkehr mit dem Herzen Jesu steht. Auf die letztere Stelle weist der Herausgeber ganz besonders in einer langen Anmerkung hin, indem er sagt: „Dieser Theil der Bekenntnisse ist höchst bemerkenswerth (notatu dignissima) wegen dem, was Canisius darin vom heiligsten Herzen Jesu berichtet u. s. w.“

Pater Braunsberger hat diesen autobiographischen Stücken eine besondere Vorrede gewidmet, die man einige Male durchgelesen haben muß, ehe man begreift, daß dieselbe einem doppelten Zweck dient. Als gewissenhafter Herausgeber berichtet er von jedem einzelnen Stück, wo es herstammt. Damit aber ist der Beweis geliefert, daß von keinem derselben ein Original bekannt ist, daß vielmehr fast mit Gewißheit die Bekenntnisse und die Reliquien Fabrikate einer späteren Zeit sind. Nun ist Braunsberger bemüht, diese Thatsache wieder so zu verdunkeln, daß sie einem arglosen und oberflächlichen Leser garnicht in die Augen fallen. Daher der

doppelsinnige Charakter dieser Vorrede. Er erzählt darin Folgendes: Zwei Monate nach dem Tode des Canisius sei nach Rom berichtet worden, unter dessen Papieren habe sich eine Autobiographie gefunden, die er „Testament“ betitelt und in der er nach Art der Bekenntnisse des heiligen Augustinus sein Leben ernst und fromm erzählt habe. Sie sei angenehm zu lesen und werthvoll für die Geschichte der Gesellschaft. Dieses „Testament“ wurde damals nicht veröffentlicht und wohin es gerathen, ist unbekannt. Es existiren zwei Handschriften, die für Kopieen desselben gelten, eine in Freiburg in der Schweiz (wo Canisius gestorben ist) und eine andere in München. An deren Echtheit ist nicht zu zweifeln, höchstens dürften einige der frommen Herzensergüsse, die hier und da die Erzählung unterbrechen, die Zuthat des Abschreibers sein.

Ueber den Ursprung der „Bekenntnisse“ aber wird berichtet: daß von 1611 an in verschiedenen im Druck erscheinenden Canisius-Biographien Stellen auftauchten, von denen die Verfasser angeben, sie hätten sie in dessen „Bekenntnissen“ gefunden; die Stellen vermehrten sich stets; die über das Herz Jesu findet sich in einem von dem Jesuiten Python 1710 herausgegebenen Buch. Während des Prozesses, der der Seligsprechung vorausging, forderte Rom um 1730 und 1734 die Originale von Testament und Bekenntnissen ein. Die Gesellschaft konnte sie nicht vorweisen, und wahrscheinlich war dies der Grund, warum der Prozeß ins Stocken kam. Im 19. Jahrhundert wurde derselbe abermals von der Gesellschaft Jesu aufgenommen. Auch jetzt hing die Sache wieder an der Forderung, die Originale herbeizuschaffen, bis endlich Gregor XVI. 1838 davon dispensirte und auf die Prüfung Verzicht leistete.

Nachdem nun Pater Braunsberger das vergebliche Suchen der Gesellschaft geschildert hat und davon sagt: „Die Sache war damals nicht aufzuklären“ (Itaque illa res explicari tunc non potuit), fährt er einige Zeilen später fort: „Doch ganz verzweifelt war die Sache nicht“ (At prorsus desperata res non fuit); denn kurz vor der Seligsprechung sei es 1862 gelungen, in München „exempla“ des ersten Buches der Bekenntnisse und des größten Theils des Testamentes zu finden. Wie das erzählt ist, im Gegensatz zu dem früheren vergeblichen Suchen, muß jeder Leser glauben, es sind die Originale, die aufgetaucht sind. Da uns die Sache nicht recht geheuer war, so erlaubten wir uns eine Anfrage bei dem Herausgeber und er antwortete: daß ihm keine Originale bekannt seien,

und daß er „exempla“ gesagt habe, „weil das auch Abschriften bedeuten kann“. Was in München gefunden worden ist, ist eine Handschrift aus ganz später Zeit, wahrscheinlich aus dem 18. Jahrhundert. Dies ist die einzige Quelle der Visionen. Die Herz-Jesu-Stelle aber stammt aus dem Buch Python's, also auch aus dem 18. Jahrhundert. Braunsberger hat diese Stelle in ein Fragment der Münchener Handschrift mitten hineingeschoben und weist darauf hin als auf eine besonders bemerkenswerthe Erzählung des Canisius.

Es ist wohl zweifellos, daß das ursprüngliche „Testament“ so schlicht abgefaßt war, daß es dem schwülstigen Geschmack der folgenden beiden Jahrhunderte und dem Wunsch der Gesellschaft, Canisius in seiner Autobiographie als Heiligen auftreten zu lassen, nicht genügte, und daß aus diesem Grunde die „Bekenntnisse“ und die „Reliquien“ komponirt worden sind. Die inneren Beweisgründe für deren Unechtheit darzulegen, würde hier zu weit führen, nur ein kurzes Wort über die Visionen: von einem Mann, der am Tage seiner Primiz an seinen „Vater in Christo“ einen höchst nüchternen Brief schreibt, in dem es zwischen anderen Mittheilungen so beiläufig heißt: „Heute am heiligen Pfingstfest habe ich Gott mein erstes Meßopfer dargebracht. Bitte den Herrn, daß das erhabene Amt, das ich übernommen habe, mir heilsam sei“, von dem ist nicht anzunehmen, daß er sich in visionären Schwärmereien ergangen habe. Pater Braunsberger würde seiner Sache einen besseren Dienst erwiesen haben, wenn er jene „Bekenntnisse“ und jene „Reliquien“ einfach als Apokryphe bezeichnet hätte, statt ihnen durch eine so kunstvoll verknaupelte Vorrede einen Anschein von Echtheit zu geben.

Die Briefe führen uns nun zunächst in das Kölner Leben des Petrus Canisius ein, wo er mit wenigen Genossen unter der Leitung Peter Faber's (eines der Gründer der Gesellschaft) seit Januar 1544 einen gemeinsamen Haushalt führt. Faber verläßt sie schon im selben Jahr, einer der jungen Leute stirbt, ein anderer zieht wegen seiner Studien nach Paris, und so bleibt Canisius mit zwei oder drei Gefährten zurück: die erste Jesuitenniederlassung in Deutschland. Sie hätten sich Jesum Christum zum Führer erwählt, schreibt er im Februar 1545 an den Grafen von Berg, und dabei wollten sie bleiben, wenn man sie auch aus Gehässigkeit deswegen Jesuiten nenne. Hier und da haben sie Besuch von den Häuptern der Kompagnie, die als Begleiter päpstlicher Legaten nach Deutschland

kommen: Jajus und Bobadilla halten sich bei ihnen auf, aber im Wesentlichen sind sie auf sich allein angewiesen. Zu der Zentralleitung in Rom stehn sie noch in einem sehr losen Verhältniß. Canisius ist nicht der Obere des kleinen Haushalts, aber er ist der Hausvater, der aus seiner Tasche die Kosten bestreitet und der oft nicht weiß, wo er das Brot hernehmen soll. Er dulde nicht, schreibt er an Faber, daß auch nur im Geringsten gebettelt werde. Und am 22. Dezember 1545: „Die Theuerung ist hier so groß und nimmt alle Tage zu, sodaß ich nicht weiß, wo ich den Unterhalt unseres Hauses zusammenbitten soll, wenn Gott nicht von irgendwo her unserer Mittellosigkeit zu Hilfe kommt. Doch wage ich das weder dem Ehrw. Herrn Bobadilla noch dem Herrn Leonhard darzulegen . . . Ich fürchte, daß Herr Bobadilla mich rascher hier fortbeordert, wenn er erfährt, daß wir nicht besser mit Geldmitteln versehen sind! Doch der reiche Gott lebt ja noch, der die nicht verläßt, die Ihn in Wahrheit suchen."

In diesem äußerlich engen Rahmen entwickelt der junge Theologe eine großartige Thätigkeit. Er giebt den Tauler und etliche Kirchenväter heraus, er predigt in der Kirche Maria zum Kapitol vor den angesehensten Männern Stadt, er hält an der Universität Vorlesungen über den „goldenen" Brief Pauli an Thimotheum, am Gymnasium über das Matthäus-Evangelium, er wird als Gesandter der Universität und des Klerus an den Hof Karls V. geschickt, um Hilfe zu erbitten gegen den Erzbischof Hermann von Wied, der Köln protestantisch machen will — und das Alles, ehe Canisius noch zum Priester geweiht ist oder seine theologischen Studien auch nur vollendet hat.

Seine Briefe aus jener Zeit athmen Kraft, Begeisterung und Originalität. Er lebt und schafft aus dem Vollen heraus. Seine Versicherung in einem Schreiben an Faber: „Nie habe ich weniger müßig gelebt als jetzt", glaubt man ihm gern. Stand er doch thatsächlich an einem für die katholische Kirche wichtigen Posten. Es galt Köln für den Katholizismus zu retten. Der Erzbischof berief die Stände: Ritterschaft, Grafen, Städte und Landschaft, um mit einem raschen Beschluß die Reformation Luther's einzuführen. „Stürzt auch nur Köln", schreibt Canisius am 22. Dezember 1545 an Faber, „so zieht das nothwendig auch den Untergang von Geldern, Jülich, Cleve, Brabant und Holland nach sich". Es war ihm gelungen, bei dem Kaiser ein Edikt zu erwirken, daß diese Ständeversammlung in Sachen der Religion nichts beschließen dürfe,

sondern daß der Reichstag abzuwarten sei. Canisius ist gleich andern eifrigen Katholiken über Karl V. in Verzweiflung, weil demselben eine so große Sache nicht mehr am Herzen liege. Den Erzbischof schildert er, wie er aus einem „Hirten ein Wolf, aus einem Bischof ein Häresiarch, aus einem Fürsten ein Feind des Vaterlandes“ geworden sei. Hermann von Wied und seine Partei erklärten dagegen den Canisius und seine Gefährten für eine „teuflische Sekte“.

Trotz des großartigen Wirkungskreises fühlen sich die jungen Jesuiten (die nach dem Grundsatz der Gesellschaft noch nicht einmal Jesuiten sind, da sie die bindenden Gelübde noch nicht abgelegt) in Köln sehr vereinsamt. „Man läßt uns hier sitzen wie die Waisen zwischen einem schlechten und ehebrecherischen Volk“, klagt Petrus einmal. „Aus Rom wird, wie gewöhnlich, nichts berichtet, aus Regensburg nichts geschrieben, aus Portugal nichts mitgetheilt. Möge der heilige Geist unterdessen seine Kraft in uns vermehren, daß, wenn uns auch der menschliche Schutz im Stich läßt, wir in der Verlassenheit standhaft und geduldig bleiben. . . . Dennoch ist es sehr bitter für Söhne, besonders für Waisen, keine Gemeinschaft mit Vätern und Brüdern zu sehn“. Es konnte Canisius kein Gefühl der Zusammengehörigkeit geben, daß Ignatius ihm schreiben ließ: er habe sie nicht vergessen, sondern hege Alles in seinem Herzen. Er stelle ihm, dem Canisius, völlig frei, ob er in Köln bleiben oder auswärts studiren oder nach Rom kommen wolle. Was Canisius beschließe, das wolle Ignatius für recht und gut halten. Peter Faber ermahnt sie, zu bleiben, er wolle lieber hören, sie seien in Köln gestorben und begraben, als daß es ihnen anderswo gut gehe. Wie Gott seinen eingeborenen Sohn in die Hände der Sünder gegeben, so habe er sie den Kölnern zurückgelassen. Und Canisius antwortet: „Wenn der Gehorsam mich nicht hier fortzieht, so möchte ich, das sage ich frei heraus, dem einzigen, aber heiligen Köln meinen armen Körper und meine arme Seele (hoc corpusculum, hanc animulam), kurz, mich selber lebend, sterbend, lehrend, wachend hingeben“.

Der Anfang des Jahres 1547 führt ihn abermals an das kaiserliche Hoflager, wo er die Verwendung des Kaisers beim Papst erbitten soll, damit dieser dem gegen Hermann von Wied aufgestellten Gegenbischof unverzüglich das Pallium und die Bestätigung schicke. Köln war für den Katholizismus gerettet.

II.

Im Frühjahr 1547 zieht Canisius zum ersten Mal über die Alpen, auf das Konzil von Trient, wo ihn der Kardinal von Augsburg hinschickt. Das Konzil verlegte damals seine Sitzungen nach Bologna. Von hieraus berichtet er am 17. Juni: „Ich wohne den Disputationen der Theologen bei und bin auch genöthigt worden, meine Meinung zu sagen." Er redete über die Beichte und über die Ehe. In Bezug auf die letztere verfocht er die Ansicht: Daß auch eine heimliche Trauung gültig und unlösbar sei. Das Konzil entschied darüber in entgegengesetztem Sinne. Ueberall gedenkt er auf der Reise der zurückgebliebenen Genossen und sucht ihnen Korrespondenzen zu vermitteln, so mit Padua und mit Venedig. Er fühlt sich noch ganz als ihr Hausvater, wo er schreibt: wenn das Geld, das er ihnen zurückgelassen, nicht reiche, dann möge der liebe Herr Magister Adrianus in seiner eigenen Familie etwas borgen; bei seiner Heimkehr werde er das Alles erletzen; doch solle Adrianus sich nicht auf den Bettel verlegen, denn diese Art, sich seinen Unterhalt zu erwerben, gefalle ihm nicht.

Im September beruft Ignatius ihn nach Rom, denn es ist die höchste Zeit, daß dem selbstständig wirkenden Petrus endlich einmal der nöthige Drill als Jesuit zu Theil wird, sonst wächst seine Selbstständigkeit der Gesellschaft über den Kopf. Der römische Aufenthalt ist für sein ganzes Wesen und Wirken von tiefeingreifendster Bedeutung. Es sei ihm wohlthuend, schreibt er von Rom aus am 20. November 1547 an einen holländischen Freund, dem Anblick des tumultuarischen Deutschlands entzogen zu sein. „Ach, welche Freude war es für mich, nachdem ich auf dem Konzil so viele und große Männer gesehn, nachdem ich in vertrautestem Verkehr mit hervorragenden Vätern unserer Gesellschaft gelebt, ... nun endlich mit so vielen auserlesenen Brüdern und mit dem würdigsten von Allen, unserm Vorsteher, zusammenleben zu können. Hier bin ich im Hause der Weisheit, in der Werkstätte der Demuth, in der Schule des Gehorsams und aller Tugend." So beglückend sei der Aufenthalt in Rom, heißt es in einem andern Brief, daß er Deutschland darüber vergessen könne, um seine ganze Liebe der Stadt zuzuwenden, die außer dem unversehrten Glauben ihm auch die Wonne des Lebens in der Sozietät biete. Wie berauscht schreibt er über die unglaublich raschen Fortschritte, welche dieselbe macht. Prälaten, Doktoren, hervorragende Männer aller

Art drängten sich zum Eintritt. „Wenn die Väter auf zeitliche und eitele Güter hofften, so würden ihnen nicht täglich diesseits und jenseits der Alpen neue Kolleghäuser angeboten. Doch wie die wahre Ehre dem folgt, der sie flieht, so unterwirft sich die vollkommene Armuth die ganze Welt. Ganz Sizilien wird durch die Unseren reformirt. Der Mißbrauch, in den Kirchen umherzuwandeln, das Gotteslästern und das Nichtbeichten in körperlicher Krankheit wird abgeschafft." Auf Betreiben der Jesuiten erließ der Vizekönig von Sizilien ein Gesetz, daß einem Kranken nicht eher ärztliche Hilfe zu Theil werden dürfe, als bis er gebeichtet habe. „Es werden Häuser für die Waisen gebaut und ihnen die besten Lehrer gegeben. Die gefangenen Schuldner werden losgekauft, schlechte Frauen bekehrt, die Klöster reformirt, der Klerus gebessert, das Volk erbaut durch Beichte und Abendmahl . . . Ein großes Thor zur Reformation der Kirche steht offen, nachdem den Unsrigen hier verliehen worden ist, daß in Rom Keiner zum Priester geweiht wird, der nicht von uns geprüft worden ist." Er legt in die Hände des Ignatius das Gelübde ab, in jedes Land zu gehen, wohin er geschickt wird, und jedes Amt zu übernehmen, das ihm übertragen wird, gleichviel ob: Koch, Gärtner, Thürhüter, Student oder „Professor eines ihm gänzlich unbekannten Faches." Die naive Selbstständigkeit des Kölner Häuschens gegenüber dem großen Rom kommt ihm jetzt spanisch vor. Er belehrt seinen Freund Adrianus, daß er sich eine ganz andere Sprache angewöhnen müsse, er solle es sich vor Allem abgewöhnen, Vorschläge nach Rom zu schreiben, denn Gehorsam und Unterwerfung sei die Hauptsache. Er solle auch nie mehr sagen, er wünsche hier oder dorthin zu gehn: „merk' Dir: wo wir auch immer nach dem Willen des R. P. Ignatius verweilen, da sollen wir ganz sein, mit Leib und Seele, und so ruhig sein, als ob wir niemals diesen Ort verlassen würden. Alle Hoffnung, aller Zweifel, alle Erwartung in Bezug auf die Zukunft müssen wir abschneiden, an Lebensänderung gar nicht denken, sondern ganz und gar einfach vom Gehorsam abhängen und nicht einmal im Geist uns anderwärts hinwenden." Auch solle Adrianus sich einen besseren Briefstil angewöhnen, den Cicero fleißig studiren und nachahmen, denn darauf lege Ignatius Werth. Die evangelische Ader in Canisius kommt auch in den Mahnungen an die Kölner Freunde wieder zum Vorschein, wo er schreibt: der Zweck aller theologischen Studien, deren eigentliche Frucht, das müsse das richtige Predigen sein. „Du weißt, welcher

Mangel an Predigern in Deutschland herrscht." Man möge die jungen Leute, die im Kölner Haus unterrichtet würden, oft ex tempore im Hause predigen lassen, und zwar auf deutsch, als ob sie zum Volke redeten. Es müsse Jemand angestellt werden, der auf die Bewegungen, auf die Stimme, kurz auf das Aeußere des Predigenden achte, und der, wo es noth thue, mit Korrektur eingreife. Auch die Redeverzierungen müßten überwacht werden. So werde es in Rom, in Portugal und in Sizilien gehalten.

In der Korrespondenz des Canisius selbst vollzieht sich mit diesem römischen Aufenthalt eine fühlbare Wandlung: die Originalität tritt zurück, der Klassizismus des Ausdrucks, der rhetorische Schwung nimmt zu, der Korpsgeist erstarkt und mit ihm die Neigung, von der Wirksamkeit der Gesellschaft, „der Unseren", glänzende Schilderungen zu entwerfen, hier und da auch sich selbst ein gutes Zeugniß auszustellen.

„Die Unsrigen"! man fühlt es Canisius an, welchen Zauber dieser Ausdruck für ihn hat. Aber hier lag gleichzeitig die Gefahr. Unvermerkt trat oft an Stelle des Eifers für die Sache der Religion und der Moral der Eifer für das Wachsthum und das Ansehen der „Unsrigen", und selbst ein so lauterer Charakter wie Canisius erlag dieser Versuchung. Wo es sich um die Gesellschaft handelt, da ist er nicht bedenklich in der Wahl der Mittel. Sein junger Stiefbruder Otto wird ihm zur Erziehung anvertraut. Möge es doch gelingen, ihn „mit heiliger Täuschung einzufangen!" Es gelingt nicht, denn wir finden Otto später als Rathsherrn in Arnheim. Ueberall aber hält Canisius Umschau und beauftragt auch Andere dazu, wo und wie es nur sein könne, junge Leute von guten Geistesgaben, guter Gesundheit und gutem Aussehen als Mitglieder zu werben. Erst die schlimmen Erfahrungen, die er bisweilen macht, lehren ihm Vorsicht. Man dürfe die Deutschen nicht zu rasch zu den Gelübden zulassen, schreibt er später nach Rom, denn sonst stelle sich bei Manchem Reue ein und er mache bittere Vorwürfe, daß man ihn dazu angelockt und beeinflußt habe. Canisius tadelt es nicht, daß je nach den Verhältnissen das Wachsthum der Gesellschaft verheimlicht werde. „In Niederdeutschland werden die Unseren von den Unseren angewiesen, abzuleugnen, daß sie zur Gesellschaft gehören, und wenn sie gefragt werden, nicht zuzugeben, daß sie Jesuiten seien, wie wir überall genannt werden." Als er in Wien eine Erziehungsanstalt für reiche und vornehme Knaben gründen will, da entschuldigt er

sich Ignatius gegenüber, daß er dabei nicht den Zweck verfolgen könne, die Gesellschaft zu vermehren, denn weder Vornehm noch Gering habe in Deutschland die Neigung, Jesuit zu werden. Man müsse sich bei dieser Gründung mit dem indirekten Nutzen begnügen, dem guten Ruf und den guten Konnexionen. Canisius freut sich von Herzen, wenn es den „Unseren" gelingt, irgendwo Alleinherrscher auf dem Schulgebiet zu werden, alle anderen Lehrkräfte sich unterzuordnen oder gar wegzubeißen. Sein Ideal in dieser Beziehung ist Messina, wo an der zu gründenden Universität sogar die Professoren der Medizin und die der Jurisprudenz Untergebene des geistlichen Rektors der Gesellschaft Jesu sein sollen. Doch verlangt er mit der ihm eigenen Besonnenheit nirgends das Unmögliche. Er macht Vorstellungen nach Rom, daß das, was man in Messina durchsetzen könne, das könne man nicht in Ingolstadt verlangen, überhaupt nicht in Deutschland. Da sei es wichtig, sich im Anfang mit den anderen Lehrkräften gut zu vertragen, um dann erst allmählich und unter der Hand die Autorität an sich zu bringen. Im Ganzen verlohne es sich aber überhaupt nicht, an den bereits bestehenden deutschen Lehranstalten darum zu kämpfen, sondern man thue besser, dort Jeden „seinem Glauben und seinem Gewissen zu überlassen." Doch er rede da wie der Blinde von den Farben zu dem Scharfsichtigsten (ad oculatissimum).

Hatte Canisius im Anfang eine Bekehrung von ganz Deutschland als Lebensaufgabe vorgeschwebt — „ich dürste nach dem Heile Deutschlands," schreibt er während seines zweiundeinhalbjährigen Aufenthaltes in Italien wiederholt — so sah er später, nachdem er auf dieses Arbeitsfeld gestellt war, die Nothwendigkeit einer Beschränkung. „Ich mühe mich jetzt nicht sowohl, ganz Deutschland zu heilen, als meine eifrige Sorge den beiden Provinzen zuzuwenden, die bis jetzt die einzigen oder die vornehmlichsten sind, die noch den katholischen Namen bewahrt haben: Oesterreich und Baiern. Wenn diese den Sektirern zur Beute werden oder wenn sie nicht von dem Wahnsinn (furor) abgelenkt werden, womit sie drohend von ihren Fürsten die Bewilligung des Kelches fordern, um den Wein der Ungerechtigkeit zu trinken, so sehe ich nicht, was noch sicher und unversehrt bleiben wird."

Die Forderung des Laienkelches war in Süddeutschland der Brennpunkt der protestantischen Bewegung. Am 5. Januar 1554 schreibt Canisius darüber aus Wien an Polanko, dem Sekretair

des Ignatius: „. . . auch die Katholiken sagen, es sei gut, unter zwei Gestalten zu kommunizieren und der Papst hätte, so viele Tausende zu befriedigen, denen mit einer solchen Dispens zum Theil geholfen wäre . . . Und weil auch die Prälaten zum Theil schwanken, weil das Volk nicht davon lassen will, so bitte ich Ew. Ehrwürden um guten Rath.“ Das scharfe Edikt, das Ferdinand I. im Februar 1554 gegen den Laienkelch erließ, wurde Seitens der Protestanten dem Einfluß des Canisius zugeschrieben. In einer Flugschrift aus jener Zeit hält ein „Christophile“ Zwiesprache mit dem „Canisiophilen“, der erstere vertritt die Forderung des Laienkelches, der letztere bekämpft sie. Der Jesuit Jockey berichtet dagegen (in der Schrift „Scriptores antiquissimae ac celeberrimae Universitatis Viennensis“): Canisius habe in Reden vor dem Könige und zu dem Volk nichts eifriger befürwortet, als die Duldung des Laienkelches.

Oesterreich macht auf Canisius den Eindruck, als sei es unrettbar verloren, sobald Ferdinand I. die Augen schließe. „In Oesterreich geht es gar nicht gut“, schreibt er am 25. März 1555 an Ingnatius, „hauptsächlich, weil der Adel durchaus die Sekten einführen will und weil das niedere Volk zur Lutherischen Freiheit neigt, so daß der König mit seinen wenigen katholischen Räthen die Hoffnung verliert, dem Volk länger widerstehen zu können, namentlich da der Klerus weder disziplinirt ist, noch in genügender Anzahl vorhanden.“ Ein Dorn im Auge ist ihm der Sohn Ferdinand's, der ebenfalls zum König gekrönte Maximilian II., weil er „zu sehr Deutscher nach dem modernen Geist“ sei (che sia troppo Tudescho secondo lo spirito moderno). Ist doch der junge Fürst von Lutheranern umgeben, die in der Fastenzeit Fleisch essen und die öffentlich schlecht von der katholischen Kirche reden. Eine höchst gefährliche Persönlichkeit sei der Hofprediger Maximilian's, der zu den Mährischen Brüdern gehöre und gegen den man nicht offen vorgehen könne, weil sonst der König zur Vertheidigung herausgefordert werde.

In einem ausführlichen Schreiben vom 18. August 1554 hatte Ignatius bereits Anweisungen ertheilt, wie Canisius Ferdinand leiten solle: Der König müsse sich nicht nur katholisch erklären, das habe er ja immer gethan, sondern er müsse offen als Feind der Ketzerei auftreten. Aus seinem Rath und aus allen Behörden des Landes seien die Protestanten zu entfernen. Um ein Exempel zu statuiren, sei es dienlich, Einigen ihre Güter zu konfisziren, sie zu ver-

bannen oder gar mit dem Tode zu bestrafen. Alle Buchhandlungen und Privatbibliotheken seien zu durchsuchen und die häretischen Bücher zu verbrennen oder außer Landes zu führen. Auch Lehrbücher der Grammatik und dergleichen, deren Verfasser häretisch seien, dürften der Jugend nicht vor Augen kommen, damit sie nicht deren Namen kennen lernten. Wer die Protestanten „evangelisch" nenne, müsse eine Geldstrafe zahlen. Den häretischen Predigern solle man einen Monat Zeit zur Bekehrung lassen, dann aber sei Verbannung, Kerker oder auch zuweilen der Tod über sie zu verhängen. Alle Universitätsprofessoren, Rektoren und Lehrer müßten auf den katholischen Glauben vereidigt und wenn sie nachträglich Protestanten würden, wegen Meineid gestraft werden. Doch wolle er nicht, daß die Inquisition in Oesterreich eingeführt werde. Canisius und der Rektor in Wien möchten überhaupt aus diesen Angaben das auswählen, was sie für opportun hielten. Andererseits müßten so viele gute katholische Prediger ins Land gezogen werden als nur möglich, die auch auf die Dörfer zu gehen und dem Volk Christenlehre zu halten hätten. Drei Seminare seien zu gründen, um einen tüchtigen Klerus heranzubilden.

Das wirksamste Mittel zur Gegenreformation gab Ferdinand I. selbst an, indem er Auftrag zu einem Lehrbuch des katholischen Glaubens ertheilte. Canisius schrieb in Folge dessen jene Katechismen, die seinen Namen berühmt gemacht haben: einen „großen" für die Geistlichkeit, dann den „kleinsten" für das Volk, und zuletzt den „kleinen" für die Schüler. Alle Subtilität, alle Weitschweifigkeit, alle Dunkelheit müsse man fahren lassen, wenn ein solches Buch Eindruck machen solle, heißt es in einem seiner Briefe. Er arbeitete mühsam, oft mußte er zehnmal die bereits beendigten Stücke um und umackern, dafür aber wurde das Werk klar und übersichtlich, kein Wort zu viel und keines zu wenig. Kraftausdrücke, wie Luther sie liebte, vermied er gänzlich, was ihm von den Gegnern den Vorwurf eines „leisen verzagten Tritts" zuzog. Eine besondere Schwierigkeit lag für ihn darin, daß Ignatius verlangte, es solle nur ein einziges Buch geschrieben werden, das für Klerus und Schüler gemeinsam sei, während der König zwei Bücher bestellt hatte und Canisius selber für nothwendig hielt. Außerdem drängte der König zur Eile, während Ignatius den Druck nicht gestatten wollte, ehe die Gesellschaft das Werk durchgesehen. Wir haben heute noch über zweihundert verschiedene Ausgaben, die zu Lebzeiten des

Verfassers erschienen: einige haben die Seltenheit von Manuskripten, da sie nur mehr in je einem bekannten Exemplar vorhanden sind, so in München und in der Hofbibliothek in Berlin.

Die Briefe des ersten Bandes schließen ab mit der Ernennung des Canisius zum Provinzial von Oberdeutschland (Oesterreich, Böhmen, Polen, Tyrol, Bayern u. s. w.) und mit dem Tode des Ignatius im Sommer 1556. Es folgen dann noch 125 Monumenta, die nach seinen verschiedenen Wirkungskreisen geordnet sind.

III.

Der zweite Band umfaßt die Zeit vom August 1556 bis zum Dezember 1560. Er ist ungleich interessanter als der erste. Von den 283 Briefen sind ungefähr 180 hier zum ersten Mal veröffentlicht. Auch die Anmerkungen bergen ein bedeutendes neues Material. Die meisten Schreiben sind an Lainez und Polanko gerichtet oder von diesen an Canisius. Nach dem Tode des Ignatius war Jakob Lainez an die Spitze der Gesellschaft getreten, zunächst als Generalvikar, dann als General. Canisius mußte als Vorsteher der oberdeutschen Provinz über seine Thätigkeit fortlaufend Bericht erstatten und Entscheidungen einholen. Die Briefe wurden durch den römischen Agenten des Kardinals von Augsburg über Venedig besorgt. Wiederholt kommen Klagen über verlorene oder verspätete Sendungen vor. Die Schreiben aus Rom vom 29. August und vom 29. September seien erst Weihnachten in seine Hände gelangt, berichtet er einmal an Lainez. Daß innerhalb Deutschlands die Beförderung eine sehr unsichere ist, das findet er selbstverständlich. „In diesem großen Deutschland kann es ja gar nicht anders sein, als daß Briefe abgefangen oder mit Verzögerung befördert werden. Daher müßt Ihr Euch nicht wundern, daß Ihr so selten eine Antwort erhaltet", heißt es in einem Brief an Johannes Viktoria, den Vizeprovinzial von Oberdeutschland. Diese Korrespondenz mit Vorgesetzten, mit Untergebenen, mit Landesfürsten und deren Räthen gewährt einen merkwürdigen Einblick in die Art und Weise, wie die Gesellschaft Jesu sich ihr Terrain erobert: ehrliche Begeisterung und Glauben an die Heiligkeit ihrer Sache, verbunden mit echt menschlicher Herrschsucht und Schlauheit, das sind die Vehikel, die sie von Sieg zu Sieg führen.

Das Standquartier, von wo aus Canisius seine Amtsreisen, oder richtiger Eroberungszüge, unternimmt, ist zunächst Ingolstadt, wo die bayerischen Herzoge, als die ersten unter den deutschen

Landesherren, der Gesellschaft eine Stätte bereitet hatten. Die Jesuiten wirken hier als Professoren an der Universität. Man scheint befürchtet zu haben, diese fremden Ordensleute würden Schaaren fahrender Schüler nach sich ziehn, denn in einem Schreiben des „Kamerarius“ und Professors der Medizin Agrikola wird Canisius nachdrücklich eingeschärft, daß er keinen Verkehr zwischen Bachanten und immatrikulirten Studenten dulden dürfe. „Das dürft Ihr niemals bewirken, das sage ich Euch, daß sie unter einander zusammenkommen, und Ihr werdet junge Leute finden . . . die es niemals dulden, daß man sie mit Bachanten vereinigt.“ Ein Professor, der den Bachanten (Vaganten) freien Zutritt in sein Kolleg gestattet, sei von allen wirklichen Studenten verlassen worden „Und wir haben die Frequenz jener Bachanten überhaupt nicht nöthig.“ Es war höchst überflüssig, den Jesuiten eine solche Vorschrift zu geben, da sie von vornherein ihr Auge auf die vornehmen und reichen Klassen gerichtet hatten. Hielt Canisius doch das ganze Ingolstadt, trotz der Professoren und Studenten, schon nach wenigen Jahren für ein Plebejernest. Fürs erste mußte man freilich damit vorlieb nehmen und froh sein, überhaupt irgendwo in Bayern festen Fuß gefaßt zu haben. Außer den Vorlesungen an der Universität wurde den Jesuiten hier eine Lateinschule für Knaben und ein Kolleg zur Heranbildung ihrer eigenen Leute bewilligt.

Etwas verfrüht hatte Canisius schon im März 1550 verkündet: „Das Nest (cavea eigentlich Stall) ist gewissermaßen gerüstet, möchten die Küchlein von allen Seiten herbeikommen, damit wir sie für Christus aufziehn und flügge machen können zum Nutzen Deutschlands“. Der Tod des Herzog Wilhelm's hatte die Sache um einige Jahre hinausgeschoben, und 1556 macht das „Nest“ noch einen sehr ungemüthlichen Eindruck, denn sie haben mit Mangel an Nahrung und Kleidung zu kämpfen. Ignatius hatte bestimmt, nirgends dürfe ein Kolleg gegründet werden, wo nicht der Landesfürst oder der Magistrat die ausreichenden Mittel zum Unterhalt zugesichert habe. So stand es auf dem Papier. In Wirklichkeit war es bei diesen ersten Gründungen vielfach anders, und die Geldnöthe spielen daher eine große Rolle in dieser Korrespondenz. „Das Lehramt“, berichtet Canisius am 1. Dezember 1556 an Lainez, „versehn die unsrigen mit großem Ansehn und sind dessen Zierde, wie auch die Lutheraner zugeben, daß sie gelehrte und geübte Professoren seien; dazu tragen freilich viel die von uns neu eingeführten und häufig gehaltenen Disputationen bei. Der Doktor

Hondius verspricht uns im Namen des Herzogs nicht nur die Mittel für den Bau einer Schule, sondern er verspricht auch, für den Unterhalt des Kollegs reichlicher zu sorgen, als Anfangs beschlossen war. Auf das Volk hat es keinen geringen Eindruck gemacht, daß der Herzog uns von der Jagd Wildpret geschickt, und daß der Kardinal von Augsburg aus freien Stücken hierher kommt, um uns zu besuchen".

Unter den Ingolstadter Patres hatte Canisius ein enfant terrible, den gelehrten Johannes Covillon, der ein wenig verrückt ist, weil er „unter dem Einfluß des Mondwechsels steht". Er kann seine sarkastische Laune nicht bändigen und hält, trotz der ausdrücklichen Vorschrift, die noch Ignatius für Ingolstadt gegeben hat, die Protestanten durch nichts zu reizen, „gesalzene" Vorlesungen. Das bayerische Bier, berichtet Canisius, bekomme nach der Meinung Aller diesem Pater so gut, daß es ihn etwas besänftigt habe. Auf die Dauer trägt aber doch wieder der Mond über das Bier den Sieg davon, und Covillon wird immer unausstehlicher: die Klagen über ihn ziehn sich durch den halben Band hin.

Von der größten Wichtigkeit für die Ausbreitung der Gesellschaft in Oberdeutschland ist die Freundschaft zwischen Canisius und dem Bischof von Augsburg, dem Kardinal Otto Truchseß von Waldburg. Er wird durch letzteren an den Reichstag zu Regensburg gezogen, wo er im Dom Gelegenheit hat, vor den deutschen Bischöfen sein Licht leuchten zu lassen. Der Kardinal hatte gewünscht, Canisius möge ganz bei ihm wohnen und seine Mahlzeiten theilen, er hatte ihm ein schönes und bequemes Zimmer zur Verfügung gestellt. Dieser zieht es jedoch vor, sich eine eigene, einfachere Wohnung zu miethen, weil er fürchtet, dem Könige möge die vertraute Freundschaft mit dem Kardinal mißfallen. Der Erzbischof von Salzburg macht ihm hier das Anerbieten einer Kirche und eines schönen Hauses dicht vor den Thoren seiner Stadt, worüber Canisius sehr erfreut ist, weil dieser geistliche Fürst für Oesterreich von der größten Bedeutung sei. Im Ganzen macht er sich über die Gesinnung des deutschen Episkopats der Gesellschaft Jesu gegenüber keine Illusionen: sie möchten die Jesuiten nicht, schreibt er an Lainez, denn diese Bischöfe führten ein so weltliches Leben, daß es ihnen nicht angenehm sei, Leute von ganz entgegengesetzten Bestrebungen in ihrer Nähe zu haben. „Der Herr scheint sehr erzürnt über Deutschland, daß er ihm solche Hirten giebt und keine anderen Arbeiter sendet".

Desto besser gefielen die Jesuiten dem Herzog Albrecht V. von Bayern, und er beschließt, ihnen auch in München und noch in anderen bayerischen Städten Häuser zu geben. Der Herzog faßte dazu ausgestorbene oder schlecht verwaltete Klöster ins Auge, in München das Augustinerkloster. Wenn aus Rom keine Dispens eintreffe, berichtet Canisius an Lainez, durch die jenes Kloster rechtlich in ihren Besitz übergehen könne, so wolle der Herzog so mit den Augustinern umgehen, daß sie gern den Jesuiten Platz machen und anderswohin ziehen. „Ich denke, daß uns aus diesem Münchener Kolleg ungeheure Frucht in Christo erwachsen wird, mögen wir nun an den Hof, an den Adel oder an die reichen Familien denken. Auch ist in ganz Bayern kein berühmterer Ort und, wie es heißt, in ganz Deutschland keine schönere Stadt als München." Canisius dringt darauf, daß das Haus gleich mit 12 bis 14 Personen anfangen müsse, denn der Zerfall so vieler Klöster lehre, daß, wo wenige Mitglieder seien, da reiße Lauheit, Trockenheit und Entfremdung vom Beruf ein. Dem Vorschlag, sich mit den wenigen Augustinern unter einem Dach zu vertragen, widerstrebt er, weil daraus nur Neid und Hetzerei entstehe. Besser sei es, sich alle Mühe zu geben, die Augustiner zum Ausziehen zu bewegen. Ignatius war sehr dagegen gewesen, daß man die älteren Orden, selbst wenn sie in Verfall waren, aus ihren Häusern verdränge. Aber Ignatius lebte damals nicht mehr. „Wir müssen aufs Sorgfältigste den Schein meiden, als ob wir das Unsere suchten", schreibt Canisius bei solchen Gelegenheiten wiederholt. In Wirklichkeit aber sucht er „das Unsere" von ganzem Herzen und aus allen Kräften. Bei der Lieferung von Lehrkräften für München scheint der Herzog eine frisch importirte Sendung aus Rom verlangt zu haben. Canisius trägt Bedenken, sich das Reisegeld zurückerstatten zu lassen, weil dann nachgefragt werde, woher die Einzelnen kämen, und dann werde die Wahrheit herauskommen, daß nur sehr wenige aus Rom geschickt seien. Für sich selbst lehnt Canisius einmal das vom Herzog gebotene Viatikum mit der Begründung ab: „Wir sind als Söhne ins Land gekommen, nicht als Söldner."

Wie München, so erschien ihm auch Augsburg erstrebenswerth, denn: „Wien liegt am Ende von Deutschland, Prag ist böhmisch, Ingolstadt ein unberühmter Ort, wo man nur Volk und arme Leute sieht. Aber Augsburg könnte uns einen erhabenen Sitz bieten (Augusta vero augustum nobis sedem praebere posset)

von wo wir ganz Deutschland überschauen und ihm mit Gottes Beistand leicht helfen könnten."

Canisius hielt darauf, daß in den von ihm gegründeten Kollegien ernstlich studirt wurde. In Ingolstadt ging es damit frisch vorwärts, di bene in meglio, aber das Wiener Kolleg verdrießt ihn, denn hier bringe der Rektor nicht fertig, daß in irgend einem Fach etwas Rechtes geleistet werde. Es sei eine Schande, so viele Leute im Hause zu haben, ohne ordentliche Erfolge. In Prag ordnet er Unterricht in der deutschen Sprache an. Um ihn den Schülern zu erleichtern, soll man sie Psalmverse deutsch singen lassen (? tonos germanice versos iterare jubeantur). Wenig erbaut ist er von der Ausbildung der Scholaren im Kollegium Germanikum. Was er von deren lateinischen Aufsätzen gesehen habe, sei schwach, man möge sie doch besser darin üben und auch in der Rhetorik, denn in Deutschland könne Keiner als Klassenlehrer bestehen, der nicht Beredsamkeit habe. Ueberhaupt richte man der Gesellschaft großen Schaden an, wenn man nicht gelehrtere Leute nach Deutschland schicke. Er bittet einmal, man möge ihm solche schicken, die nicht nur Gelehrsamkeit haben, sondern auch „un poco di eleganza". Der Herausgeber hält es für nothwendig, in einer Anmerkung zu erklären, damit sei die Eleganz der Rede gemeint. Hier und da fordert Canisius in seinen Briefen Bericht ein über den Unterricht der Kleinen, der putti. In einem Schreiben des Polanko vom 3. August 1560 heißt es bezüglich der Aufnahme der ABC-Schüler (fanciulli abecedarij): Das Werk sei gut und heilig, aber Canisius möge zusehn, daß er sich nicht über seine Kräfte aufbürde. Die Lehrer aus der Gesellschaft könnten sich aus Frömmigkeit, während ihrer ersten Probations-Jahre damit befassen und sich die Mühe erleichtern lassen durch die fremden Scholaren. Auch arme Kollegialen, wie in Wien, Prag und anderswo könne man dazu verwenden.

Canisius hatte einige Mühe, um den in Ingolstadt ausgebildeten jungen Jesuiten die Priesterweihe zu verschaffen. Weil sie nicht durch ewige Gelübde gebunden sind und noch jederzeit entlassen werden können, weigert sich der Bischof von Eichstädt, sie zu weihen. Nur einem Einzigen, einem Niederländer, der sich über elterliches Vermögen ausweisen kann, ertheilt er die Weihe, die Anderen müssen Diakonen bleiben.

Was die Eltern in Deutschland abschreckte, ihre Söhne in das Colleg nach Rom zu schicken, war das Gelübde, durch

das diese sich verpflichten mußten, zur Disposition des Papstes zu stehen, also vielleicht nie wieder in ihre Heimath zu kommen. Doch drängen sich in Augsburg viele fünfzehnjährige Knaben an die Jesuiten heran und bestürmen sie mit Bitten und Thränen, sie dorthin zu senden. Canisius ist in Verlegenheit: weist er sie ab, so könnten sie den Lutheranern in die Hände fallen, nimmt er sie an, so schickt er vielleicht Knaben nach Rom, die nur etwas von der Welt sehen wollen. Da die Jesuiten in Augsburg kein Haus haben, so kann er sie nicht prüfen. Er bittet daher Lainez um Rath, der sie noch weniger prüfen kann. Unendlich mühsam wird der Unterhalt für die nach Rom gesandten Zöglinge „zusammengekratzt", wie Canisius sich mißfällig ausdrückt. Polanko hat ihm auf seine Anfrage die Bedingungen mitgetheilt: vier Skudi, ohne Bücher und Kleider monatlich, oder vierzig Dukaten für Nahrung, Kleidung und alles Uebrige jährlich, müssen nicht nur gezahlt, sondern „gut gezahlt" werden (bene pagati), nicht wie bei einem Wiener Professorensohn, von dem sie schon seit anderthalb Jahren kein Geld mehr gesehn hätten und der sich nicht einmal die geistliche rothe Uniform anschaffen könne, die die Uebrigen tragen. Canisius solle auch die jungen Leute, ehe er sie nach Rom schickt, die Regeln des Kollegs lesen lassen, damit sie nicht nachträglich jammerten.

Als ein wahrer Störenfried in der Lehrthätigkeit der Jesuiten erscheint zu Anfang des Jahres 1559 jener monströse Inder Paul's IV., in welchem nicht nur die eigentlich ketzerischen Bücher verboten sind, sondern auch alle, in denen sich irgend ein Citat eines häretischen Schriftstellers befindet, oder die von einem solchen verfaßt sind, wenn es auch ein Lehrbuch der Arithmetik oder der Rhetorik ist. Auch alle katholischen Bücher sind verboten, die aus einer Buchdruckerei herstammen, die außerdem Schriften der Protestanten gedruckt hat u. s. w., und das Alles unter Strafe der Exkommunikation. Gleichzeitig wurden sämmtliche von früheren Päpsten ertheilten Dispensen, verbotene Bücher zu lesen, widerrufen. Canisius erklärt unumwunden, daß man sich in Deutschland nicht daran kehren werde, man würde diesen Katalog niemals veröffentlichen. Er werde von den besten Katholiken für unerträglich erklärt, er sei ein Stein des Anstoßes. Auch in Venedig und Mailand widersetze man sich, die Inquisitoren möchten sich anstellen, wie sie wollten, so könnten sie ihn dort nicht durchsetzen, um wie viel weniger in Deutschland. Drastisch schreibt er am

27. Mai 1559 an Lainez: „Ich wundere mich, daß weder mir, noch dem Kardinal von Augsburg etwas über den richtigen Gebrauch des Index geantwortet wird. Wir stecken wie im Dreck (Heremus velut in luto). Ich erwarte dringend eine Antwort und wünsche, daß den deutschen Kollegien so viel gestattet wird, als die Rücksicht auf die Schüler und auf den Ort es erfordert.“ Und am 10. Juni „Ew. Ehrwürden wolle uns verzeihen, daß wir so oft von dem: Index reden, aber je mehr wir ihn lesen und darüber nachdenken, desto weniger wissen wir, was wir thun sollen . . . wir können keine Lehrbücher finden, als solche, die auf dem Index stehen . . . wenn wir keine Dispens erhalten, fürchte ich, daß wir gezwungen sind, die Schulen zu schließen.“ Diese Schilderung ist ein Beweis, welche Ueberlegenheit die Protestanten bereits auf dem Gebiet der Wissenschaft und der Literatur erlangt hatten. Am 6. August 1559 dankt er für eine erhaltene Dispens, bittet aber um Erweiterung derselben. Die Stellung der Gesellschaft in Deutschland sei ohnehin eine so schwierige, daß sie eher Trost als Strenge nöthig hätten, und daß man die frommen Gemüther von der Angst befreien müsse, in die der Index sie versetzt habe. Er für seine Person sei so ängstlich, heißt es in einem Brief vom 15. Oktober, daß er nicht einmal wage, die Bücher zu lesen, die ihm der Kardinal von Augsburg zurückgelassen.

Zu allgemeiner Erleichterung stirbt Paul IV. noch im selben Jahr, und es ist eine der ersten Amtshandlungen seines Nachfolgers Pius IV., jenes Monstrum zu beseitigen; er zieht Lainez zur Mitarbeit heran und im August 1560 ergeht ein Rundschreiben des Generals an alle Provinziale: daß nur mehr diejenigen Bücher verboten seien, die eigens zum Zweck der Ausbreitung der Ketzerei dienten, alle anderen seien wieder gestattet, wenn es dem General auch erwünscht sei, daß man sich nach Möglichkeit auf katholische Bücher beschränke. Polanko giebt den naiven Rath: man solle die protestantischen Lehrbücher nachdrucken unter Weglassung der schlimmen Stellen (der cose triste) oder mit Verkehrung derselben ins Gegentheil zum Vortheil des Katholizismus.

Was aus Rom kommt, findet überhaupt damals wenig Anklang in Deutschland. Der Papst hat ein Jubiläum ausgeschrieben, aber die deutschen Katholiken kümmern sich kaum darum. Ihr Gaumen sei, berichtet Canisius, auf den Geschmack an solchen frommen Dingen nicht eingerichtet. Es mangele ihnen die richtige katholische Erziehung, um für dergleichen Spiritualia Sinn zu haben.

Als Gehilfe in der Verwaltung des oberdeutschen Arbeitsfeldes war Canisius der Spanier Johannes Viktoria als Vizeprovinzial beigegeben. Diese Wahl war keine glückliche. Wenn Canisius von seinen Reisen zurückkehrt, — zweimal war er in diesen Jahren in Italien — so wird er mit Klagen über diesen Mann überschüttet. Derselbe liebt und versteht die Deutschen eben so wenig, als sie ihn. Herrisch, anmaßend und eigenmächtig tritt er auf. Bis in die kleinsten Dinge hinein will er Alles ändern, um die Kollegien in Ingolstadt, Prag und Wien dem Collegium Romanum aufs Haar ähnlich zu machen. Den Küchenzettel behandelt er als sacrosanctum, wie die Meßliturgie, die gleiche auf dem ganzen Erdkreis. In Bayern darf auf seinen Befehl nicht mehr bayrisch, in Oesterreich nicht mehr österreichisch gekocht werden, sondern überall römisch. Auch die gewohnten Stunden der Mahlzeiten läßt er ihnen nicht, sondern sie müssen sich auf denselben Glockenschlag an den Tisch setzen, wie die Römer. Und wie in den Häusern, so in den Kirchen. Während Canisius überall die alten Gewohnheiten nach Möglichkeit schont, z. B. die Jesuiten Chorgesang halten läßt, wo das Volk gewöhnt war, die alten Mönche singen zu hören, da macht Viktoria mit solchen Gewohnheiten tabula rasa. Zunächst scheint Canisius die Abberufung desselben gewünscht zu haben, denn er klagt 1557 sehr über ihn nach Rom. Man möge doch eiligst den Pater Lanoyus nach Wien schicken, und wenn er auch mitten im Winter reisen müsse, denn es stehe dort Alles auf dem Spiel, wenn nicht ein Mann hinkomme, der den Deutschen vertrauter sei als Viktoria. An diesen selbst schreibt Canisius am 18. November 1557: „Die Ingolstädter scheinen etwas verletzt zu sein, was Du vielleicht anmaßend nennst . . . sie wundern sich, daß Du in Kleinigkeiten Gewalt anwendest, daß Du selten oder nie die Patres zusammenberufst und um Rath fragest und daß Du die meisten Sachen beschließest, ohne vorher Anderen etwas davon mitgetheilt zu haben . . . Das sind Kleinigkeiten, Pater, von denen ich weiß, daß Du Dich deswegen entschuldigen kannst. Aber das ist nicht die rechte Art, mit den Deutschen umzugehen. Da muß man immer und immer wieder nach Milde trachten, nicht nach Herrschaft. Ich weiß, daß es nicht Allen gefallen hat, daß Du Viele aus Ingolstadt fortgeführt hast. Bei der Inspektion, während ein paar Tagen, kann man nicht beurtheilen, was einem Kolleg nothwendig ist. . . . Nimm große Rücksicht auf das Ortsübliche. Willst

Du etwas Ungebräuchliches einführen, dann berathe Dich zuerst mit ortseingesessenen, klugen Leuten."

Im folgenden Jahr berichtet Canisius: Viktoria leide zwar immer noch an Uebereifer, Herbigkeit und Anmaßung, doch gelange er allmählich auf die goldene Mittelstraße, da er es selber überdrüssig werde, zu sehen, wie er es Niemand zu Dank mache. Man möge ihn daher nicht abberufen, sondern bleiben lassen. Der Spanier ergötzte sich in freien Stunden mit Dichtkunst und schickt seine Carmina dem Canisius zur Durchsicht. Dieser warnt ihn, sich beim Dichten nicht allzu viel Nachlässigkeit zu erlauben: „Du glaubst nicht, was für feine Nasen die deutschen Kritiker haben".

Kein Wunder, daß Viktoria diese Deutschen, die nicht römisch essen wollen und die ihm auch noch seine Versfüße nachzählen, herzlich satt bekommt, und daß Canisius ihn ermahnen muß: „Das ist gerade das Schönste, Würdigste und Christo Angenehmste, daß wir jetzt Italien und Spanien ganz vergessen, und uns ganz Deutschland allein hingeben, nicht auf eine Zeitlang, sondern für das ganze Leben, daß wir aus allen Kräften und mit ganzem Herzen dafür schaffen und, so lange wir nicht von diesem Arbeitsfeld abberufen werden, nach nichts so dürsten als nach der deutschen Ernte, nach guten Arbeitern für sie, nach Reformation, und zwar hauptsächlich der Unsrigen, und nach einem fröhlichen Erfolg."

IV.

Als Canisius im Frühjahr 1547 nach Italien gezogen war, da hatte er den beiden in Köln zurückgebliebenen Genossen versprochen, bei der Heimkehr ihre Schulden zu bezahlen. Darüber waren zehn Jahre hingegangen. Er kam erst wieder nach Köln bei Gelegenheit des Wormser Religionsgesprächs, im Herbst 1557, als Gast auf wenige Tage. Aus der kleinen Genossenschaft war inzwischen ein stattliches Kolleg geworden mit stattlichen Schulden, und deren Deckung aus seinem Vermögen verlangte man jetzt auf Grund jenes Versprechens. Wie er sich aus der Klemme zog, darüber geben die Monumenta Aufklärung: er hielt am 2. November den Karthäusern in Köln eine so schöne Predigt, daß deren Prior ihm gerührt zweihundert „daleros" in die Hand drückte für das verschuldete Jesuitenkolleg und daß derselbe am folgenden Tag diesem Haus noch einen Wechsel auf weitere hundert Thaler zuschickte. Canisius selbst scheint seine Tasche zugeknöpft gehalten zu haben, sonst würden die Monumenta anderes berichten.

Die Vorschrift des Ignatius, kein Kolleg zu gründen, wo die Obrigkeit nicht die pekuniäre Existenz gesichert, war hier gänzlich außer Acht gelassen worden. Um für die Scholaren der Gesellschaft die Nahrung „zusammenzukratzen", wie Canisius sich auch hier ausdrückt, hatte man einen Kosttisch für fremde Schüler eingerichtet, denen sorgfältig verheimlicht wurde, daß sie vermischt mit jungen Jesuiten am Tisch saßen, deren Unterhalt sie mitbezahlen mußten. Aus diesem Grunde durften die Letzteren keine geistliche Kleidung tragen.

So sehr Canisius dafür war, daß man sich in die gegebenen Verhältnisse schicke, dies war ihm doch zu arg. Obschon es nicht seine Sache war, über Köln zu berichten, da Niederdeutschland an Everard Merkurian seinen eigenen Provinzial hatte, so schickt er doch eine genaue Beschreibung von Allem, was er gesehen hat, nach Rom: daß sie in einer Kammer Messe läsen, da ihnen weder eine Kirche noch eine Kapelle zur Verfügung stehe, daß sie bei verschlossenen Thüren Sakramente spendeten, daß sie vermischt mit Fremden leben müßten, daß sie nicht ordentlich für ihre Kranken sorgen könnten, weil kein Garten am Hause sei, daß vom Magistrat nichts zu hoffen sei u. s. w. Er sei erstaunt, fügt er hinzu, daß in diesem Haus, obschon es nicht nach den Gesetzen regiert werde, die in allen andern Kollegien maßgebend seien, dennoch Einigkeit, Einfachheit, Liebe, Fleiß und Gehorsam herrschten. Es sei eine blühende Lehranstalt, von der man schon nach wenigen Jahren Professoren und Scholaren für die anderen deutschen Kollegien beziehen könne. Es ist charakteristisch, daß die Jesuiten bei ihren ersten Gründungen nicht nur die Lehrer, sondern auch die Schüler sich von auswärts verschreiben müssen, um überhaupt anfangen zu können. Der kurze Besuch des Canisius war in jeder Weise für die Genossen eine Wohlthat gewesen; dem berühmten Reformator, dem der Magistrat den Ehrenwein brachte und bei dessen Erscheinen auf der Straße „das Volk zusammenlief, als ob ein König gekommen sei", dem wurde sofort die Ursulakirche für die Predigten der Kölner Jesuiten bewilligt.

Um der Gesellschaft ein ganz neues Arbeitsfeld zu erschließen, begiebt Canisius sich 1558 nach Polen: „Ich wünsche dringend, daß die Gesellschaft Jesu hier einwandere," schreibt er am 20. Oktober aus Krakau an Lainez, „weil dieses Reich den Arbeitern Christi ein weites und unbebautes Erntefeld bietet und weil es das Thor öffnet, um den benachbarten Völkern das Evangelium zu

predigen ... Lithauen, Rußland, Preußen, Massovien, Samogitien, Moskovien und der Tartarei." Die Königin von Polen, eine Tochter Ferdinand's I., empfing ihn, umgeben von einem glänzenden Kreis vornehmer Damen und wünschte, daß er seine Ansprache nicht italienisch, sondern lateinisch halte. Der König schob alle Schuld, daß in Polen der Protestantismus weit vorgeschritten war, auf die Bischöfe, diese auf den König. Canisius fand, daß sie bei den Bischöfen liege, die aber zum größten Theil so alte, gebrechliche Leute seien, daß sie sich mehr um ihre Gesundheit als um ihre Heerden kümmerten. „Die Religion liegt hier sehr darnieder", schreibt er an Lainez, „fast der ganze Schwarm des Adels ist für die Sektirer und vertheidigt die, welche gegen den Willen der Bischöfe als Prediger im Lande umherziehen. Aus dieser einen Stadt (Krakau) laufen an Feiertagen zehntausend Bürger in die Nachbarschaft aufs Land, um die verderbenbringenden Lehren zu hören." Der päpstliche Legat sei ein guter, alter Mann, der ganz vereinsamt dasitze, die Polen kümmerten sich nicht um ihn und der Papst schicke ihm nicht das nöthige Geld. Seiner Dienerschaft fehle es an Kleidern für den Winter: der Wein werde ihnen entzogen; Gäste würden nicht eingeladen, obschon die Würde des Legaten das erfordere. Derselbe drücke die Augen zu, dulde, hoffe, ermahne, dränge und zeige sich treu und ungebrochen. „Das theile ich Dir mit, daß Du mit Rathschlägen bei der Römischen Curie und mit Gebeten bei dem Herrn Jesu diese unsere Sache beförderst." Sie schien in der That aussichtslos. Er schreibt am 30. Dezember: „Ein einziger Pole, ein Adeliger, hat mich als Beichtvater aufgesucht. Ich bin hier ganz müßig. Keiner kommt, der religiöse Belehrung sucht oder um Rath fragt oder der zur Einheit der Kirche zurückkehrt . . . Wir haben Zeit, uns zu Hause den Studien hinzugeben und wir trösten den guten, alten Legaten. Wir scheinen den Polen verhaßt zu sein."

Plötzlich wendet sich das Blatt und Canisius verkündet jubelnd 1559: der neu ernannte Primas von Polen sei ein Freund der Gesellschaft. Nicht nur ein, sondern mehrere Kollegien wolle er ihnen gründen. Er verlange, daß ihm Deutsche und Böhmen geschickt würden, die ersteren, weil sie den Polen sympathisch seien, die letzteren wegen der Sprache. Es vergingen jedoch noch einige Jahre, bis der Plan verwirklicht wurde.

Nichts ist mehr zu bedauern, als daß Ignatius angeordnet hatte, persönliche Angelegenheiten sollten nicht in die Briefe, sondern

auf kleine eingelegte Zettel geschrieben werden. Dadurch wird eine Fülle interessanter Details verloren gegangen sein. Aeußerst selten redet Canisius daher in diesen Briefen von sich selbst und, wo er es thut, macht es den Eindruck von Pose, denn alle diese Briefe waren mehr oder weniger für die Oeffentlichkeit, wenigstens innerhalb der Gesellschaft, bestimmt; so z. B., wo er Lainez als „Sohn dem Vater die Geheimnisse seines Herzens offenbart“, indem er sagt, er fühle, daß er nicht die echte Predigergabe habe, wie die wirklichen Deutschen, ob er nicht besser thue, sich ganz aufs Schreiben zu verlegen, denn da könne er durch Milde und Bescheidenheit die Meisten übertreffen. Er, der gefeiertste Prediger seiner Zeit, der in zahlreichen Briefen von dem großen Erfolg erzählt, den er überall hat!

Bietet schon der zweite Band viel des Interessanten und Neuen, so darf man noch größere Erwartungen auf die in Aussicht gestellten weiteren Bände setzen, namentlich auf die Briefe aus der Zeit, wo Canisius, obschon noch in voller körperlicher und geistiger Kraft, aus seiner Thätigkeit herausgerissen und lahm gelegt wird, weil sein Geist und der der Gesellschaft nicht mehr derselbe war. Der Gesammteindruck, den man aus den hier vorliegenden Bänden gewinnt, ist nicht der eines Heiligen, aber der eines großen Diplomaten, eines sympathischen Menschen, und vor Allem derjenigen Persönlichkeit, die Oesterreich und einen großen Theil Deutschlands der katholischen Kirche erhalten hat. Denn, was die Bischöfe und was die Fürsten seiner Zeit, ein Ferdinand I. und ein Albrecht V. von Bayern, an gegenreformatischer Thätigkeit geleistet haben, das ist wesentlich auf die Inspirationen, die von Canisius ausgingen, zurückzuführen. Man begreift aber außerdem, warum die Gesellschaft Jesu solche Mühe hatte, diesem Mann auch nur die Ehre der „Seligsprechung“ zu verschaffen. Er hat zuviel gesunden Menschenverstand und Natürlichkeit in seinem Wesen. Wie viel deutscher Patriotismus liegt z. B. in seinem Schmerzensschrei über die Eroberung Livlands durch die Russen, dieser „großen und edlen Provinz des deutschen Reiches“; wieviel Familienliebe, wo er von der zweiten Frau seines Vaters sagt: „Meine Stiefmutter, die aber wahrlich keine Stiefmutter ist“; und wieviel Geradheit, wo er die Verlegenheit, in die er durch ein päpstliches Dekret gerathen ist, mit den Worten ausdrückt: „Wir sitzen im Dreck!“ Dieser Natürlichkeit stehen keinerlei „heroische Beweise von Heiligkeit“, wie der Kanonisationsprozeß sie fordert, gegenüber;

er hat weder wie Sankt Elisabeth das Waschwasser eines Kranken getrunken, noch sich mit Sankt Hieronymus in den Dornen gewälzt, noch wie Sankt Aloysius „seine eigene Mutter nicht angesehen." Die von Canisius herausgegebenen Andachtsbücher verändern vielleicht das Bild, das man aus den Briefen gewinnt, wesentlich. Allein man darf nicht vergessen, das jedes von einem Jesuiten herausgegebene Buch unter der Controlle der zu Aenderungen berechtigten Oberen steht, daß es also kein solches Zeugniß seines Geistes ist, wie Briefe, die in den Jahren großer persönlicher Freiheit geschrieben worden sind.

Wir hatten Gelegenheit, uns bei gut unterrichteten Katholiken aus Freiburg in der Schweiz zu erkundigen, aus welchem Grunde dieser Mann nicht „heilig", sondern nur „selig" gesprochen sei. Die charakteristische Antwort lautete: „Es fehlt an den vorgeschriebenen Wundern. Man erwartet aber, daß sie noch kommen." Canisius tritt uns aus seiner Korrespondenz als eine so anziehende Persönlichkeit entgegen, daß man sich nicht nur versucht fühlt, denen zu verzeihen, die ihm im 17. oder 18. Jahrhundert mit ein paar Visionen aushelfen wollten, sondern auch noch denen, die ihm vielleicht im 20. Jahrhundert die fehlenden Wunder verschaffen. Jedenfalls wird man in der freien Schweiz keine Tafel an sein Grab hängen (in der Herz-Jesu-Kapelle der Michaelskirche zu Freiburg) mit der bekannten Inschrift: „Le roi a défendu à Dieu, de faire miracles en ce lieu." Mögen sie also kommen!

Maurice Maeterlinck als Philosoph.

Von

Arthur Drews,

Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe.

Als zu Beginn der siebziger Jahre des nunmehr verflossenen Jahrhunderts der Neukantionismus in Mode kam und der Standpunkt der Vernunftkritik von der Universitätsphilosophie zur maßgebenden philosophischen Weltanschauung erhoben wurde, da war es Eduard v. Hartmann, der die Ansicht aussprach, daß jener Standpunkt bei seiner widerspruchsvollen Natur sich mit Nothwendigkeit zum Fichteanismus fortentwickeln und demnach der Gang, den die geschichtliche Entwickelung genommen habe, sich noch einmal wiederholen müsse. Diese Voraussage hat sich inzwischen vollauf bestätigt. Was sich heute auf den Kathedern für erkenntnißtheoretischen Idealismus ausgiebt, steht Fichte soviel näher als Kant, daß es vielfach nur mehr die alte Abneigung gegen die Metaphysik und die Scheu vor dem Ziehen der Konsequenzen der eigenen Voraussetzungen ist, was die Philosophen darin hindert, sich offen zum Fichteanismus zu bekennen. Viel deutlicher aber als dieser auf das rein erkenntnißtheoretische Gebiet beschränkte, entnervte und verwässerte Fichteanismus der Universitätsphilosophie bezeugt das literarische und künstlerische Leben unserer Zeit die Wiedererneuerung und Neubelebung der Fichte'schen Weltanschauung. Es kann ja für den Eingeweihten kein Zweifel sein und ist auch schon öfter ausgesprochen und bestätigt worden, daß wir uns, genau wie um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, wieder mitten in einer Periode der Romantik befinden, jener Geistesrichtung, wie sie in Fichte ihren geistigen Vater hatte und ganz und gar unter dem Zeichen dieses Philosophen stand.

Man würde den Einfluß der heutigen Philosophie auf das geistige Leben sicherlich überschätzen, wenn man ihr eine ähnliche Stellung zur modernen Romantik anweisen wollte, wie Fichte sie zur älteren Romantik hatte. Trotzdem wird man kaum umhin können, ihren Antheil an der neuromantischen Geistesrichtung darin zu setzen, daß sie den Boden für jene Richtung vorbereitet und die Geister der Aufnahme romantischer Ideen zugänglich gemacht hat. Sie hat dreißig Jahre lang in ihren Hauptvertretern die Verachtung der Metaphysik gelehrt und durch ihre systematische Unterdrückung aller spekulativen Regungen das metaphysische Bedürfniß solange hintangehalten, daß es endlich einmal wieder mit erneuter Kraft hervorbrechen und mit Ungestüm seine Befriedigung fordern mußte. Sie hat ein Menschenalter hindurch den subjektiven Idealismus mit seiner Verflüchtigung der Wirklichkeit in bloße Vorstellungen als der Weisheit letzten Schluß gepredigt, daß es kein Wunder ist, wenn der metaphysische Trieb in Ermangelung einer anderen Wirklichkeit sich in die Traumwelt des eigenen Bewußtseins flüchtet und den ästhetischen Schein der Dinge, wie ihn der Künstler bietet, als die höchste Wirklichkeit vergöttert. Sie hat solange die Richtigkeit und Relativität aller moralischen Maßstäbe von ihrem empirischen Standpunkt aus betont, daß dies nothwendig zu einer Verwerfung aller Verbindlichkeit und zur Schilderhebung eines Denkers führen müßte, der die „Umwerthung aller Werthe" fordert und das Ich in seiner schrankenlosen Selbstherrlichkeit als den einzigen festen Punkt und das höchste Ziel der Weltentwickelung hinstellt. Nietzsche's Individualismus und der Subjektivismus der modernen Kunst sind nur die ganz konsequenten Ergebnisse einer Weltanschauung, die das Ich von seinem metaphysischen Grunde loslöst und die Welt zu einem bloßen unwirklichen Schein des schöpferischen Bewußtseins herabsetzt. Wo aber das Gefühl des Zusammenhanges des eigenen Ich mit einer tieferen Wirklichkeit lebendig bleibt, da nimmt jener Idealismus, genau wie in der alten Romantik, die Form der Mystik an, und die Wirklichkeit wird zum Symbol eines anderen Ich, das sich hinter dem gewöhnlichen unmittelbaren Ich befindet und das Bewußtsein des letzteren gleichsam nur als die Bühne benutzt, um seine eigenen Dramen auf ihr aufzuführen.

Vor hundert Jahren war es Novalis, der diese Konsequenzen aus dem subjektiven Idealismus Fichte's zog. In seiner mystischen Aesthetik, wie er sie in seinen „Lehrlingen von Sais",

„Fragmenten“ und „Dialogen“ in aphoristischer Form dargelegt hat, übertrug er gewisse Grundideen Fichte's auf das Gebiet der Kunst und hat darin neben vielen krausen und konfusen Aussprüchen im Geniestyl jener Zeit auch manchen werthvollen und tiefsinnigen Gedanken zu Tage gefördert. Es war vorauszusehen, daß die Romantik unserer Tage auch wieder auf Novalis zurückgreifen und ihm ein erneutes Interesse entgegenbringen würde, wie es sich u. A. auch in der neuen Ausgabe von Novalis' Sämmtlichen Werken*) ausspricht. Hat doch dieser Dichterphilosoph schon vor einem Jahrhundert das Programm des modernen ästhetischen Symbolismus und Mystizismus aufgestellt und die Entwickelung der heutigen Kunst gewissermaßen gedanklich vorweggenommen, so wenn es in seinen „Dialogen“ heißt: „Es lassen sich Erzählungen ohne Zusammenhang, jedoch mit Assoziation, wie Träume, denken; Gedichte, die bloß wohlklingend und voll schöner Worte sind, aber auch ohne allen Sinn und Zusammenhang, höchstens einzelne Strophen verständlich, wie Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen. Diese wahre Poesie (!) kann höchstens einen allegorischen Sinn im Großen und eine indirekte Wirkung wie Musik haben“. Ich weiß nicht, ob moderne Lyriker, wie Stephan George und Mombert, diese und ähnliche Aussprüche von Novalis bei ihren Werken vor Augen gehabt haben; sicher ist, daß sie zum Theil in diesem Sinne gedichtet haben. Und nun tritt, um die Aehnlichkeit zwischen der modernen und der alten Romantik vollkommen zu machen, ein Dichter auf, der sich selbst ausdrücklich zu Novalis bekennt, in ähnlich orakelhaftem Ton die Grundgedanken des Letzteren verkündet und für seine eigene durch und durch romantische Kunst die mystische Aesthetik des Novalis wieder zu neuem Leben aufweckt.

Der Belgier Maurice Maeterlinck (geb. 1862) ist denjenigen, welche die Entwickelung der modernen Kunst verfolgen, längst kein Fremder mehr. Man kannte ihn seit dem Beginn der 90er Jahre als den Verfasser höchst eigenartiger, seltsam stilisirter Dramen („Prinzeß Maleine“, „Der Eindringling“, „Pelleas und Melisande“ u. s. w.), die ebenso sehr das Entzücken der ästhetischen Feinschmecker hervorriefen, wie sie der parodistischen Verulkung mehr als eine offene Seite darboten. Man schätzte ihn als den originellsten und kühnsten Vertreter einer Kunst, die der nüchternen

*) Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig.



Wirklichkeitsschilderung des Realismus und Naturalismus gegenüber nach einer bisher ungeahnten Verinnerlichung strebt, die in den Vorgängen auf der Bühne Abgründe und Tiefen des Seelenlebens ahnen läßt, wie es bisher noch kein Dichter gewagt hatte; und auch diejenigen, bei welchen während der Lektüre eines Maeterlinck'schen Dramas der parodistische Eindruck überwog, konnten sich doch der Anerkennung nicht entziehen, daß hier von einem nicht geringen Talente etwas angestrebt wurde, was als Reaktion gegen den Naturalismus seine volle Berechtigung und Bedeutung hatte. So hat auch Max Lorenz in seinem geistvollen Aufsatz „Der Naturalismus und seine Ueberwindung“ die Kunst Maeterlinck's als ein Erwachen, eine Wiedergeburt der Seele gekennzeichnet, „die im Naturalismus unterdrückt, versklavt und getödtet war“ (Preuß. Jahrb. Bd. 96 S. 493. Vgl. auch ebd. S. 176 f.). Der „Meister der Traumdichtung“ wurde bald das Stichwort, womit man die eigenartige Dichterpersönlichkeit Maeterlinck's charakterisirte, und sicher ist, daß er in seinen Dramen diejenige Weltauffassung auf ihren bestimmtesten Ausdruck gebracht hat, die der heutigen, wie der alten Romantik, eigen ist, den subjektiven Idealismus, wonach die Wirklichkeit nur als Inhalt und Vorstellung des träumenden Bewußtseins ist. Es ist Traumstimmung, was in den Dichtungen Maeterlinck's vorherrscht. Seine Gestalten, die er auf die Bühne bringt, haben daher auch keine bestimmten, scharfumrissenen Charaktere, sondern verharren in jener Abstraktheit und Schemenhaftigkeit, wie sie den Gestalten unserer Träume eigenthümlich sind. Wie diese nur veräußerlichte und personifizirte Empfindungen und Gefühle des träumenden Bewußtseins sind, die sich nur selten von ihrem Stimmungsgrunde völlig loslösen, so überwiegt auch bei Maeterlinck der Stimmungsgehalt die Handlung und die Charaktere, und diese scheinen überhaupt nur da zu sein, um jenen allein zu übermitteln und auszudrücken. Damit hängt der düstere, vielfach ans Schreckhafte und Grausige anstreifende Inhalt der Maeterlinck'schen Dramen zusammen. Diejenigen Träume, von denen wir eine deutliche Erinnerung haben, pflegen ja auch meist nicht die sanften und lieblichen zu sein, sondern die angstvollen, grauenhaften und erschütternden Träume, die uns durch die Wucht ungewöhnlicher Gefühle zum plötzlichen Erwachen bringen, sind es, die in unserer Erinnerung den stärksten Eindruck hinterlassen. Daher herrscht auch bei Maeterlinck die Alpdruckstimmung vor, und wenn sich je einmal seine Kunst zur

Schilderung anmuthiger oder friedvoller Szenen herbeiläßt, so ähnelt diese Anmuth der Seligkeit zweier Liebenden, die zu kurzer Umarmung zusammenkommen, aber in steter Furcht, jeden Augenblick überrascht zu werden, und in banger Ahnung eines Verhängnisses, das sie noch nicht kennen, aber doch schon über ihrem Haupt spüren.

Inzwischen ist nun Maeterlinck mit zwei Werken hervorgetreten, welche zeigen, daß der Verfasser dieser eigenartigen Dichtungen zugleich ein tiefer Denker ist, eine grübelnde Natur, welche die Mühe nicht scheut, in die dunkelsten Abgründe der Spekulation hinabzusteigen, um die theoretische Formel für sein poetisches Schaffen aufzufinden und die gefühlsmäßig in jenem ausgedrückte Weltanschauung auf einen begrifflichen Ausdruck zu bringen. Das erste dieser Werke ist „Le Trésor des Humbles“, „Der Schatz der Armen“, erschien im Jahre 1896 und liegt nunmehr in deutscher Uebersetzung (Verlag von Eugen Diederichs 1898) vor; das zweite führt den Titel „La Sagesse et la Destinée“, „Weisheit und Schicksal“, und ist jüngst im gleichen Verlage von Diederichs erschienen. Die vortreffliche Uebersetzung beider Werke stammt von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski, der schon vorher mehrere Dramen Maeterlinck's ins Deutsche übertragen und sich auch sonst um das Verständniß dieses Dichters bei uns in Deutschland verdient gemacht hat.

Wenn ein Dichter, wie Maeterlinck, dessen Stärke so ausschließlich in der Stimmungsmalerei beruht, seine theoretische Weltanschauung darlegt, so darf man von ihm keine zusammenhängende Auseinandersetzung und keine rationelle Begründung seiner Gedanken erwarten. In einem solchen Falle erscheint vielmehr der Aphorismus als die geeignetste Darlegungsform, und die Zusammenfassung einer Anzahl derartiger Gedankensplitter, die auf denselben Ton gestimmt sind, unter einem gemeinsamen Titel, giebt den letzteren wenigstens eine äußerliche Einheit. Kein Schriftsteller außer Nietzsche hat diese Form bisher so ausdrucksvoll gehandhabt, wie der amerikanische Denker Emerson, der mit ihr die nachhaltigste Wirkung ausgeübt hat. Emerson hat denn auch für Maeterlinck als Vorbild gedient und ihm die äußere Form seiner Darlegungen geliefert. So besteht „der Schatz der Armen“ aus dreizehn Essays, in der Weise Emerson's aus Aphorismen zusammengesetzt, die oft selbst nur in sehr loser Verbindung mit einander stehen. Dabei führen jene Essays zum Theil wunderliche Namen, wie „Das Schweigen“, „Das Erwachen der Seele“, „Die

Todgeweihten", „Der Stern", „Von der unsichtbaren Güte", „Vom tiefen Leben" u. s. w. Aber wie es sich in fast allen Essays von Emerson doch immer nur um das Individuum und sein Verhältniß zum Absoluten handelt, so ist es auch bei Maeterlinck ein und derselbe Grundgedanke, der durch das ganze Werk hindurchklingt, und der ihm auch den Titel gegeben hat; es ist das biblische: „Selig sind, die da geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr."

Man weiß, was der Ausspruch an seiner Stelle bedeutet. Den geistig Armen, die da nicht lange fragen und reflektiren, wird das Himmelreich verheißen, weil sie durch ihren Mangel an Bewußtheit vor den Zweifeln und Bedenken geschützt sind, welche die geistig Geschulten und die Grübler dem Gedanken des Himmelreichs entgegensetzen. Allein Maeterlinck giebt jenem Ausspruch eine etwas andere Bedeutung. Zwar die geistig Armen sind auch bei ihm die naiven, von des Gedankens Blässe nicht angekränkelten, der Reflexion enthobenen Seelen; aber das Himmelreich, das er ihnen in Aussicht stellt, ist nicht ein transcendentes Jenseits, ein Genuß überirdischer Seligkeit, dessen sie erst nach dem Abschluß dieses zeitlichen Lebens theilhaftig werden sollen, sondern es ist das Himmelreich, worin wir uns mit dem besseren Theile unseres Wesens schon jetzt befinden, jener unbewußte Grund und Kern des eigenen Selbst, der uns nur für gewöhnlich verborgen ist, weil die bewußte Reflexion und der Aufenthalt in der Tageswelt des gewöhnlichen Lebens uns den Anblick jener unbewußten Welt entzieht. Wir brauchen nicht erst des himmlischen Schatzes zu warten, als ob er uns erst am Ende aller Tage zufalle; wir tragen ihn schon jetzt in jedem Augenblicke bei uns, und gerade die geistig Armen unter uns, deren Sinn nicht durch den Glanz der Bewußtseinswelt geblendet ist, und die dem Grunde ihres Wesens näher stehen als die verstandesklaren und reflektirenden Geister, sind am ersten befähigt, jene inneren Reichthümer zu schauen und zu genießen. Es ist der Gedanke der metaphysischen Wesenheit unseres gewöhnlichen Selbst, in welcher die wahren Schätze unseres Geistes schlummern, und der uns nur durch den Fortschritt in einseitig verstandesmäßiger Richtung abhanden gekommen ist, dem Maeterlinck einen erneuten Ausdruck giebt. Es ist der Gedanke, daß es nur einer energischen Abkehr von der Sphäre des Bewußtseins bedarf, um in der wahren unbewußten Heimath unseres Geistes alle Reichthümer und die Erfüllung aller Sehnsucht an-

zutreffen, wonach wir im Tageslichte des Bewußtseins vergeblich ringen. In dieser Heimath verschwinden aber auch alle Unterschiede, welche die Individuen im gewöhnlichen Leben von einander trennen, denn diese sind selbst nur ein trügerischer Schein der Bewußtseinssphäre, und es zeigt sich, daß die unterirdische Schatzkammer meines Geistes die gleiche ist wie diejenige aller übrigen Personen, und daß die unerschöpfliche Quelle des Geisteslebens bei allen Individuen eine und dieselbe ist.

Eine solche Umdeutung und Auslegung der biblischen Gedanken in pantheistischem und immanentem Sinne, die ursprünglich eine theistische und transcendente Bedeutung haben, ist von jeher die Art der Mystiker gewesen. Der Mystiker erwartet nichts von einem jenseitigen Leben, da er weiß, daß ihm ein solches nichts würde bieten können, was er nicht schon jetzt in vollstem Maße besitzt. Er verwirft den Gedanken, daß wir Gott erst im Jenseits schauen werden, denn er ist überzeugt, daß Gott nicht getrennt von uns existirt, sondern der innerste Grund, das Wesen und der beständige, allgegenwärtige Urquell unseres Lebens ist, der sich denjenigen schon jetzt erschließt, die den trennenden Schranken entfliehen und ihre Gedanken auf diesen innersten Mittelpunkt des Daseins richten. Mystik überhaupt ist das lebendige Bewußtsein der unmittelbaren Einheit mit Gott. In diesem Sinn sind alle großen Denker und Dichter Mystiker gewesen und hat sich die Mystik jedes Mal als ein belebendes und befruchtendes Moment in der geistigen Entwickelung der Menschheit erwiesen, wenn ein erschlafftes religiöses Bewußtsein den Gedanken der Einheit von Gott und Mensch allzuweit aus den Augen verloren oder eine in ihrem Verstandesdünkel sich überhebende Wissenschaft die metaphysische Natur des Seins geleugnet hatte. Der Mystiker findet nach E. v. Hartmann's treffendem Ausspruch sein Bewußtsein erfüllt mit einem Inhalte durch unwillkürliches Auftauchen desselben aus dem Unbewußten und gewinnt dadurch die Ueberzeugung jener Einheit des eigenen Bewußtseins mit dem Absoluten. Dabei versteht es sich von selbst, daß der unbewußte Inhalt, sobald er ins Bewußtsein eintritt, auch die Form des Letzteren annehmen muß, daß er also nur in der Form des bewußten Gedankens, Gefühls oder Begehrens unmittelbar gegeben und also höchstens nur als subjektiver Repräsentant, als Vorstellung oder Symbol des ewig Unbewußten im Bewußsein des Mystikers enthalten sein kann. Verbindet sich nun aber mit jenem Gedanken der Einheit das Ich

mit dem Absoluten das Streben nach absolut gewisser Erkenntniß oder nach unmittelbarer Anschauung des unbewußten Wesensgrundes, dann spitzt sich die pantheistische Ueberzeugung zu der Annahme zu, daß die Form des Bewußtseins selbst real, daß seine Realität diejenige des Absoluten sei und daß wir folglich im eigenen individuellen Bewußtsein zugleich den unbewußten absoluten Inhalt als solchen erkennen. In diesem Falle schlägt die Einheit des Bewußtseins und des Seins in die Ueberzeugung um, daß das unbewußte Sein an sich selbst Bewußtsein sei, und das Individualbewußtsein erhebt sich zum absoluten Bewußtsein oder taucht in dessen Tiefe unter, um den Inhalt des Letzteren unmittelbar mitzugenießen und anzuschauen. Alle hervorragenden Mystiker von Plato bis auf die Gegenwart haben in solcher Weise die Schranken des Individualbewußtseins überspringen zu können gemeint und die subjektiven Eingebungen des Unbewußten für objektive Gedanken des Absoluten selbst gehalten, weil ihnen der Begriff des absolut unbewußten Geistesinhalts fehlte und sie folglich außer Stande waren, ihren eigenen Bewußtseinsinhalt als bloßen subjektiven Repräsentanten jenes Unbewußten anzusehen. Meister Eckhart's „Fünkchen", Spinoza's und Schelling's „intellektuelle Anschauung", Fichte's „absolutes Ich" u. s. w. sind nur ebensoviele verschiedene Ausdrücke für die mystische Ueberzeugung der Identität des Seins und des Bewußtseins, Umschreibungen des einen Grundgedankens, daß diese Identität eine unmittelbare, durch keine Zwischenglieder vermittelte ist und daß wir daher nur unser gewöhnliches Individualbewußtsein von allem alltäglichen und besonderen Inhalt zu säubern, unser endliches (empirisches) Ich nur „auszuziehen" brauchten, um uns selbst unmittelbar im absoluten Ich und im Besitze seines Inhalts zu finden.

Auch bei Maeterlinck herrscht diese Ueberzeugung vor. Darum theilt er mit fast allen Mystikern die Vermischung des Unbewußten und Bewußten und spielen auch bei ihm diese verschiedenen Gebiete ineinander, ohne daß auch nur ein Versuch gemacht würde, eine reinliche Sonderung der beiden durchzuführen, ja, der Reiz seiner Ausführungen beruht zum Theil gerade in diesem beständigen Herüber und Hinüber und verleiht ihnen jene geheimnißvolle, vielsagende Färbung, die für Viele das charakteristische Kennzeichen der Mystik bildet. Gleich der erste Essay im „Schatz der Armen" liefert hierfür ein treffendes Beispiel. Maeterlinck handelt darin vom „Schweigen"; aber er versteht darunter nicht bloß das, was

wir sonst mit diesem Worte bezeichnen, sondern zugleich etwas viel Weiteres, nämlich jenen Zustand, wo die Rede und der Lärm des gewöhnlichen Bewußtseins verstummt und wir passiv der Stimme des höheren Bewußtseins in unserem Innern lauschen. „Man glaube", sagt er, „nur ja nicht, das Wort diene den wirklichen Mittheilungen zwischen menschlichen Wesen. Die Lippen oder die Zunge können die Seele nur darstellen, wie z. B. eine Ziffer oder eine Katalogsnummer ein Bild von Memlinck darstellt; aber sobald wir uns wirklich etwas zu sagen haben, müssen wir schweigen". Wir sprechen nur in den Stunden, wo wir nicht leben, in den Augenblicken, wo wir unsere Brüder nicht bemerken wollen und uns weit entfernt von der Wirklichkeit fühlen. Und sobald wir sprechen, sagt uns etwas in unserem Innern, daß göttliche Thüren sich irgendwo schließen." Die Begriffe und Vorstellungen unseres gewöhnlichen Bewußtseins sind nicht im Stunde, den Inhalt jenes höheren Bewußtseins auszudrücken: „Das wahre Leben, das einzige, das eine Spur zurückläßt, ist nur aus Schweigen gemacht." Wer in diese Tiefen der Seele hinabsteigt, „wo die Engel wohnen", wer es wagt, diesen unerforschlichen Geist, das Schweigen, bei sich aufzunehmen, der weiß damit, was die Götter wissen. Nur durch Schweigen werden wir jener Minuten theilhaftig, „in denen plötzlich alle verborgenen Edelsteine bloßliegen und die schlummernden Wahrheiten jählings erwachen". Der Kuß des Schweigens im Unglück, — denn sonderlich im Unglück küßt uns dies Schweigen — erhöht den Werth der Menschen. Nur die diesen Kuß empfangen haben, wissen, „auf welchen stummen, tiefen Gewässern die dünne Rinde des täglichen Lebens ruht; sie sind Gott näher gekommen, und die Schritte, die sie dem Lichte zu gemacht haben, gehen nie mehr verloren". Das Geheimniß dieses Schweigens, als welches das eigentliche Schweigen und die unantastbare Zufluchtsstätte unserer Seele ist, umgiebt uns von allen Seiten. Von ihm hängt das Schicksal zweier Seelen ab, und wenn sie in diesem ersten Schweigen sich nicht verstehen, so werden sie sich nie lieben können. „Wir Alle haben etwas, das man wissen möchte, aber es verbirgt sich noch weit über unseren geheimsten Gedanken; das ist unser geheimes Schweigen. Aber das Fragen ist hier unnütz. Jede Anstrengung eines sich belauernden Geistes wird sogar dem zweiten Leben, das in diesem Geheimniß lebt, zum Hinderniß; und um zu wissen, was wirklich da ist, muß man unter einander das Schweigen pflegen."

Von der Art und Weise, wie sie zu schweigen und damit der wahren Stimme in ihrem Innern zu lauschen wissen, hängt der Charakter ganzer Epochen ab. „Die Personen Racine's z. B. verstehen sich nur durch das, was sie aussprechen, und kein Wort durchbricht die Dämme des Meeres. Sie können nicht schweigen oder sie lebten nicht mehr. Sie haben kein „unsichtbares Prinzip", und man ist versucht, zu glauben, ein trennendes Etwas stände zwischen ihrem Geiste und ihnen selbst, zwischen dem Leben, das Alles berührt, was besteht, und dem Leben, das nur den flüchtigen Augenblick einer Leidenschaft, eines Schmerzes oder eines Verlangens berührt. Es giebt fürwahr Jahrhunderte, wo die Seele einschläft und sich Niemand mehr darum bekümmert." Aber die Seele ist „wie ein Schläfer, der in seinen tiefen Träumen ungeheure Anstrengungen macht, einen Arm zu bewegen oder ein Lid zu heben." Zu gewissen Zeiten — es sind die Zeiten, wo die Mystik blüht, im alten Indien, in Alexandrien in den letzten beiden Jahrhunderten des Mittelalters — da erwacht die Seele und taucht, unbekannten Gesetzen zu Folge, gleichsam an der Oberfläche der Menschheit empor und offenbart ihr Dasein und ihre Macht in unmittelbarer Weise. Eine solche Zeit, „wo unsere Seelen sich ohne Vermittelung der Sinne erblicken werden," sieht Maeterlinck auch jetzt wieder im Anzuge. Geschieht es nicht täglich im gewöhnlichen Leben, daß wir zwischen den schlichtesten Menschen geheimnißvolle und unmittelbare Beziehungen feststellen, geistige Phänomene und Annäherungen von Seelen, von denen man in anderen Zeiten nicht einmal sprach? Maeterlinck erinnert an die Erscheinungen des Spiritismus, der Fernwirkung u. s. w. und meint, daß die Seelen sich heute nicht mehr in dieselbe Zahl von Schleiern, wie früher, hüllten. Er sieht eine ganz andere Psychologie im Entstehen als die gewohnheitsmäßige, „die den guten Namen der Psyche usurpirt hat, obschon sie sich in Wahrheit nur mit den geistigen Erscheinungen befaßt, die des Engsten mit der Materie zusammenhängen, eine transcendentale Psychologie, die sich mit den unmittelbaren Beziehungen von Seele zu Seele und mit der Empfindlichkeit wie mit der außerordentlichen Gegenwart unserer Seele befaßt". Vor Allem aber offenbart sich diese neue mystische Epoche in der Kunst, in der Musik, der Malerei, aber auch in der Literatur, bei welcher sich feststellen läßt, „daß einzelne Gipfel hier oder dort von einem Schimmer erhellt werden, der von ganz anderer Art ist als die seltsamsten Lichter ver-

gangener Literaturen". „Man nähert sich, ich weiß nicht, welcher Umwandlung des Schweigens, und das „positiv Erhabene", das bisher herrschte, scheint dem Ende nahe zu sein."

Nur in der Dramatik spürt man noch wenig von diesem neuen Geiste. Während die Musiker und Maler verstanden haben, die mehr verborgenen, aber nicht minder schwerwiegenden und erstaunlichen Züge des jetzigen Lebens zu entwirren und darzustellen, während sie bemerkt haben, daß dieses Leben nur an schmückender Oberfläche verloren hat, um an Tiefe, innerer Bedeutsamkeit und geistigem Schwergewicht zu gewinnen, gleichen unsere tragischen Dichter noch immer den mittelmäßigen Malern, die in der Historienmalerei stecken geblieben sind, indem sie alle Anziehungskraft ihrer Werke in die Gewalt der dargestellten Fabel legen. „Sie meinen, uns mit derselben Art von Handlungen zu unterhalten, welche die Barbaren erfreuten, denen Attentate, Mord und Verrath, die sie darstellen, geläufig waren — während doch der größte Theil unseres Lebens sich ohne Blut, Geschrei und Schwerter abspielt und die Thränen der Menschen still geworden sind, unsichtbar, fast geistig." „Wenn ich ins Theater gehe," sagt Maeterlinck, „glaube ich, mich für einige Stunden wieder unter meinen Vorfahren zu befinden, deren Lebensauffassung einfach, hart und brutal war, deren ich fast nie mehr gedenke, und an der ich nicht mehr theilhaben kann." Aber was gilt mir diese ganze „traditionelle Erhabenheit" der gewöhnlichen Tragödien? Was können mir Wesen sagen, die von einer fixen Idee besessen sind und keine Zeit zum Leben haben, weil sie einen Nebenbuhler oder eine Geliebte umbringen müssen? „Ich war in der Hoffnung gekommen, etwas davon zu sehen, wie das Leben an seinem Urgrunde und seinen Mysterien hängt, mit Banden, die ich weder Gelegenheit noch Kraft habe, jeden Tag zu sehen. Ich war in der Hoffnung gekommen, einen Augenblick die Schönheit, Größe und Ernsthaftigkeit meines niedrigen alltäglichen Lebens wahrzunehmen. Ich hatte gehofft, man würde mir, ich weiß nicht welche, Gegenwart, Macht und Gottheit zeigen, die mit mir in meiner Kammer lebte. Ich erwartete, ich weiß nicht welche, erhabenen Minuten, die ich, ohne sie zu kennen, mitten in meinen erbärmlichsten Stunden erlebte, und ich habe meistens nichts erfahren, als daß mir jemand lang und breit sagte, warum er eifersüchtig sei, warum er vergifte oder sich tödte."

„Es giebt eine alltägliche Tragik, die viel wahrer und tiefer ist und unserem wahren Wesen weit mehr entspricht als die

Tragik der großen Abenteuer. Sie ist leicht zu empfinden, aber schwer darzustellen, da diese wesentliche Tragik weder einfach körperlich oder seelisch ist. Es handelt sich hier nicht mehr um den beschränkten Kampf von Wesen gegen Wesen, von Wunsch gegen Wunsch, noch um den ewigen Kampf von Pflicht und Leidenschaft. Es handelt sich vielmehr darum, das Erstaunliche in der einfachen Thatsache des Lebens darzustellen. Es handelt sich darum, das Auf-sich-selbst-Beruhen einer Seele inmitten einer stetig eingreifenden Unendlichkeit darzustellen. Es handelt sich darum, oberhalb der gewöhnlichen Zwiesprache zwischen Vernunft und Gefühl die feierliche und ununterbrochene Zwiesprache zwischen dem Wesen und seinem Schicksal darzuthun. Es handelt sich darum, uns den zögernden und schmerzvollen Schritten eines Wesens nachgehen zu lassen, das sich seiner Wahrheit, seiner Schönheit oder seiner Gottheit nähert oder davon entfernt. Es handelt sich darum, uns tausend ähnliche Dinge, welche die tragischen Dichter uns nur im Fluge haben erhaschen lassen, darzustellen oder verständlich zu machen.“ Könnte man nicht, sagt Maeterlinck, gerade dieses letztere vor dem Uebrigen darstellen? Was man z. B. unter König Lear, Macbeth und Hamlet versteht, das geheimnißvolle Lied des Unendlichen, das Schweigen, welches Götter und Seelen bedroht, die Ewigkeit, die am Horizonte wächst, das Schicksal oder Verhängniß, das man innerlich empfindet, ohne sagen zu können, an welchen Anzeichen man es erkennt: könnte man uns alles dies nicht durch irgend welche Umformung der Figuren näher bringen, während man die Schauspieler entfernte?“ „Muß man auf alle Fälle heulen, wie die Atriden, damit ein ewiger Gott sich uns im Leben zeige, und läßt er sich nie zu unserer stillen Lampe hernieder? Ist nicht just die Rache furchtbar, wenn man darüber nachsinnt und die Sterne sie überwachen, und enthüllt sich der Sinn des Lebens im Aufruhr oder in der Stille?“ In der That beginnt die wahre, eigentliche, tiefe und allgemeine Tragödie des Lebens erst dort, wo die sogenannten Abenteuer, Schmerzen und Gefahren aufhören. Othello ist gewiß bewundernswerth, aber mehr noch ist es Hamlet, der Zeit zum Leben hat, weil er nicht handelt.

Diese Aussprüche sind bedeutsam und interessant, denn sie liefern uns den Schlüssel zu Maeterlinck's eigenem Schaffen. Alle diese Dramen, die uns so seltsam anmuthen, sind Versuche, jenes „Theater ohne Bewegung“ ins Leben zu rufen, das bestimmt

sein soll, mit der bisherigen außergewöhnlichen Tragik aufzuräumen und uns die „Tragik des Alltags" vorzuführen. Es erinnert geradezu an den „Eindringling", wenn Maeterlinck der Leidenschaft des Othello jenen Greis gegenüberstellt, „der im Lehnstuhl sitzt und beim schlichten Lampenschein verharrt, der, ohne sie zu begreifen, all die ewigen Gesetze belauscht, die rings um sein Haus walten, und unbewußt sich deutet, was im Schweigen von Thür und Fenster, im Summen des Lichtes liegt, der sich der Gegenwart seiner Seele und seines Schicksals unterwirft und ein wenig den Kopf neigt, ohne zu ahnen, daß alle Kräfte dieser Welt sich darein mischen und wie aufmerksame Mägde in der Stube warten; ohne zu wissen, daß die Sonne selbst den kleinen Tisch, auf den er sich lehnt, über dem Abgrunde hält, daß jeder Stern des Himmels und jede Kraft der Seele dabei betheiligt ist, wenn ein Augenlid zufällt oder ein Gedanke sich bildet." Weil ein solcher ein tieferes, menschlicheres und allgemeineres Leben lebt als der Liebhaber, der seine Geliebte erdrosselt, der Führer, der einen Sieg erringt, oder der Gatte, der seine Ehre rächt, darum ist er auch ein würdigerer Gegenstand des Dramas, obschon er eigentlich nicht handelt. Und sind nicht auch die großen Tragödien des Alterthums ohne eigentliche äußerliche Handlung? Nicht in den Handlungen als solchen, auch nicht in den Worten, welche die Geschehnisse begleiten und ausdrücken, liegt die Schönheit und Größe der großen und schönen Tragödien, sondern „neben dem nothwendigen Dialoge läuft fast immer noch ein anderer Dialog, der überflüssig scheint. Bei aufmerksamer Betrachtung aber wird man sehen, daß es der einzige ist, den die Seele von Grund aus versteht, da nur hier allein zu ihr gesprochen wird. Man wird auch einsehen, daß es die Güte und Ausdehnung dieses „unnöthigen" Dialoges ist, welche die Güte und unaussprechliche Tragweite des Werkes bestimmt." In Ibsen's „Baumeister Solneß" z. B. glaubt Maeterlinck diesen Dialog „zweiten Grades" zu vernehmen, der aus einer Gegend in unserm Innern heraustönt, die viel tiefer, fruchtbarer und anziehender ist, als die der Vernunft und des Verstandes, und er meint, daß es darauf ankomme, sich dieser Sphäre, wo alles „Wirklichkeit" ist, mehr zu nähern.

Und nun verstehen wir auch den Zusammenhang zwischen seiner Dichtung und seiner mystisch-pantheistischen Weltanschauung. Aufgabe der Kunst ist es, die „wahre" Wirklichkeit, das Leben in seinem tiefsten Grunde darzustellen; dies ist aber nicht das Leben

unseres empirischen, in die Mannigfaltigkeit der Erfahrungswelt versenkten, den Leidenschaften preisgegebenen Ich, sondern das Leben jenes „transcendentalen Ich", wie es in uns allen eins und dasselbe ist, und in welchem folglich auch die Leidenschaften schweigen, die eben nur unserem beschränkten Ich und damit der bloßen Oberfläche unserer Seele angehören. „Nicht auf der Schwelle der Leidenschaften findet man die reinen Gesetze unseres Wesens." „Wir besitzen ein tieferes und unerschöpflicheres Ich als das Ich der Leidenschaften und der reinen Vernunft." „Es kommt ein Augenblick, wo die Erscheinungen des gewöhnlichen Bewußtseins, welches man das Bewußtsein der Leidenschaften oder das Bewußtsein ersten Grades nennen könnte, uns nichts mehr nützen und unser Leben nicht mehr berühren." Unser wahres Selbst hat seine ganz eigenen Gesetze, und diese gilt es aufzusuchen und darzustellen. Man hat bisher nur den auf sich selbst gestützten Geist, das unmittelbare Bewußtsein der Leidenschaften geschätzt und zum Gegenstande der Darstellung gemacht. Aber „der auf sich selbst gestützte Geist ist nur eine Lokalberühmtheit, die den Fremden lächeln macht. Es giebt noch etwas Anderes als den Geist; auch ist er es nicht, der uns mit dem Weltall verbindet. Es ist an der Zeit, daß man ihn und die Seele nicht mehr verwechselt. Es handelt sich nicht um das, was zwischen uns vorgeht, sondern um das, was in uns stattfindet, über den Leidenschaften und der Vernunft." Aus dem Gedanken der unmittelbaren Einheit mit Gott zogen die religiösen Mystiker den Schluß, daß wir unserm Ich entsagen und den eigenen selbstischen Willen in uns verneinen müßten. Der ästhetische Mystiker Maeterlinck gründet auf jene Ueberzeugung seine Forderung der Bewegungslosigkeit des Dramas und will an Stelle der äußeren Handlung und der Leidenschaften das große Schweigen, das innere Leben unseres höheren Bewußtseins zur Darstellung bringen.

Aber nicht nur um künstlerische Darstellung handelt es sich. „Eins ist noth", ruft er mit Novalis aus, „das ist, unser transcendentales Ich aufzusuchen!" Es kommt darauf an, das Bewußtsein allgemein zu machen, daß der Mensch an dem Punkte, wo er zu enden scheint, gerade erst anfängt und daß seine wesentlichsten und unerschöpflichsten Theile sich nur im Unsichtbaren empfinden. Denn nur erst die Wenigsten ahnen die ganze Tiefe ihres Daseins. „Wir leben so fern von uns, daß wir fast nichts von dem wissen, was am Horizont unsers Wesens vor sich geht.

Wir irren von ohngefähr im Thale, ohne zu ahnen, daß all unsere Gebärden auf dem Gipfel des Berges wiederholt werden und dort ihre Bedeutung erhalten.“ Wir kommen zwar zeitlebens nicht aus der göttlichen Sphäre hinaus, worin wir wurzeln, „aber wir irren in Gott, wie arme Schlafwandlerinnen oder Blinde, die auf Tod und Leben den Tempel suchen, in dem sie sich befinden.“ Wie finden wir den Weg in jene unsere wahre Heimath? Worte sind nicht im Stande, uns jenes Geheimniß aufzuschließen. „Die Worte sind zum gewöhnlichen Gebrauche des Lebens erfunden worden, und sie sind unglücklich, unruhig und unbefangen, wie Landstreicher vor dem Throne, wenn sie von Zeit zu Zeit irgend eine königliche Seele wo anders hinführt. Und außerdem ist der Gedanke, wie das bestimmte Abbild des Etwas, das ihn entstehen ließ, und immer liegt es darauf, wie der Schatten eines Kampfes, wie der Jakobs mit dem Engel war, unsinnig im Größenverhältniß der Seele und des Engels.“

Gleich allen Mystikern, denkt auch Maeterlinck sehr gering vom Gedanken, d. h. von der rationellen Begründung intuitiv erkannter Wahrheiten. „Sobald wir etwas aussprechen, entwerthen wir es seltsam. Wir glauben in die Tiefe der Abgründe hinabgetaucht zu sein, und wenn wir wieder an der Oberfläche auftauchen, gleicht der Wassertropfen an unseren Fingerspitzen in nichts mehr dem Meere, dem er entstammt. Wir wähnen eine Schatzgrube wunderbarer Schätze entdeckt zu haben, und wenn wir wieder ans Tageslicht kommen, haben wir nur falsche Steine und Glasscherben mitgebracht; und trotzdem schimmert im Finstern der Schatz unverändert.“ Die tiefsten gewöhnlichen Moralisten und Psychologen reden von Liebe, Haß, Stolz und den anderen Eigenschaften unseres Herzens; „und diese Dinge können uns einen Augenblick gefallen, wie Blumen, die von ihrem Stengel abgerissen sind. Aber unser wahres und unveränderliches Wesen geht tausend Meilen von der Liebe und hunderttausend Meilen vom Stolze entfernt vor sich.“ Die „Meister der gewöhnlichen Vernunft“, die Kant, Spinoza, Schopenhauer, haben uns zwar Dinge gesagt, die unerläßlich waren, aber nur einige wenige Mystiker, die den Vernunftmenschen als Narren erscheinen, haben uns gezeigt, daß der Mensch tiefer und größer ist als er selbst.

Ein solcher Führer auf den einsamen Wegen zu dem Mittelpunkt unseres Wesens ist Plotin. „Der große Plotin“, von dem Maeterlinck sagt, daß er von allen ihm bekannten Geistern

der Gottheit am nächsten komme, Plotin, der „Fürst der transcendentalen Metaphysik“, „als welcher er sich bemüht hat, mit dem menschlichen Verstande das göttliche Vermögen, welches hier herrscht, zu analysiren.“ Maeterlinck ist einer der wenigen Zeitgenossen, die den Plotin, den tiefsten und großartigsten Denker des Alterthums, gelesen haben. Plotin hat jene „Extasen“ empfunden, die im Grunde nichts sind, als „der Anfang der völligen Entdeckung unseres Wesens, und inmitten ihrer Wirren und Finsternisse hat er keinen Augenblick das forschende Auge des Psychologen geschlossen, der sich Rechnung abzulegen sucht auch von den ungewöhnlichsten Erscheinungen unserer Seele. Er ist somit die letzte Mole, von der aus man ein wenig die Wogen und den Horizont dieses dunklen Meeres begreifen kann. Er bemüht sich, die Pfade der gewöhnlichen Intelligenz bis zum Kern dieses Abbruchs zu verlängern, weshalb man unablässig auf ihn zurückkommen muß, denn er ist der einzige mystische Analytiker.“ Ein solcher Führer ist ferner Ruysbroeck, der Mystiker († 1381), dessen „Zierde der geistlichen Hochzeit“ Maeterlinck ins Französische übertragen hat (1891), und von dem er sagt, daß er die Unwissenheit des Kindes mit dem Wissen eines Menschen verbinde, der von den Todten zurückgekommen ist. Aber auch Emerson und vor Allen Novalis, dem Maeterlinck selbst im „Schatz des Armen“ am nächsten steht, können uns den Weg zu dem „einzigen festen Pole unseres Wesens“ und dem „Orte unseres Lebens“ zeigen. Im Jahre 1895 hat Maeterlinck eine französische Ausgabe der „Lehrlinge von Sais“ sowie der „Fragmente“ von Novalis veröffentlicht und ebenfalls Stücke aus Emerson ins Französische übersetzt. Von Emerson stammt auch offenbar seine Vorliebe für Swedenborg. Emerson, „der gute, morgendliche Hirte der fahlen und grünen Wiesen“, „hat uns mit Einfalt die gleichmäßige und geheime Größe unseres Lebens bestätigt. Er hat uns mit Schweigen und Bewunderung umgeben. Er hat einen Lichtstrahl gesandt auf den Weg des Handwerkers, der aus seiner Werkstatt tritt. Er hat uns alle Kraft des Himmels und der Erde gezeigt, wie sie damit beschäftigt sind, die Schwelle zu halten, auf der zwei Nachbarn von fallendem Regen oder aufkommendem Winde reden; und über zwei Wanderern, die sich begegnen, läßt er uns das Antlitz eines Gottes sehen, das dem Antlitz eines Gottes zulächelt. Er steht unserem gewohnten Leben so nahe wie keiner. Er ist der aufmerksamste, beharrlichste, redlichste, peinlichste und vielleicht

menschlichste Warner. Er ist der Weise des Alltags; und der Alltag ist im Ganzen der Stoff unseres Lebens."

Und doch, vergleichen wir die Worte mit dem, was in uns wirklich vorgeht, wie wenig haben sie uns zu bieten! Aber was thut's? Im Grunde wissen oder ahnen wir doch Alle, was wir sind, auch wenn wir nicht davon sprechen können. Wir gleichen einem Menschen, der in den ersten Jahren seiner Kindheit die Augen verloren hat. „Er hat das unerschöpfliche Schauspiel der Wesen gesehen. Er hat die Sonne, das Meer und den Wald gesehen. Jetzt sind diese Wunder auf immer seinem Wesen einverleibt, und wenn ihr ihm davon sprecht, was könnt ihr ihm denn sagen, und was sollen eure armen Worte neben der Waldlichtung, dem Sturm und der Morgendämmerung, die im Grunde seines Geistes und Fleisches noch leben! Er wird euch indessen mit brennender und staunender Freude zuhören, und obwohl er Alles weiß, und eure Worte, was er weiß, viel unvollkommener darstellen, als ein Glas Wasser einen großen Strom, werden doch die kleinen ohnmächtigen Redensarten, die aus Menschenmunde fallen, einen Augenblick den Ozean, das Licht und das schattige Blattwerk erleuchten, die inmitten der Finsterniß unter seinen todten Lidern schliefen." „Im Grunde leben wir nur von Seele zu Seele und sind Götter, die sich nicht kennen." Alle Menschen kennen die Wissenschaft von der menschlichen Größe, aber fast keiner weiß, daß er sie besitzt. Diese Wissenschaft offenbart sich aber vor Allem in den Kindern und Weibern, den Einfältigen und Thoren. „Das Kind, dem wir begegnen, wird nicht im Stande sein, seiner Mutter zu sagen, was es gesehen hat, und doch weiß es, sobald sein Auge meine Anwesenheit bemerkt hat, Alles, was ich bin, Alles, was ich sein werde, ebensogut wie mein Bruder und dreimal besser als ich selbst. Es kennt mich unmittelbar in Vergangenheit und Zukunft, in dieser und in den anderen Welten, und seine Augen enthüllen mir wiederum die Rolle, welche ich im All und in der Ewigkeit spiele. Die unfehlbaren Seelen haben sich beurtheilt, und sobald sein Blick meinen Blick, mein Antlitz, meine Haltung zugelassen hat, und alles Unendliche, das sie umgiebt, und von dem sie reden, weiß es, woran es sich zu halten hat; und wiewohl es eine Kaiserkrone noch nicht vom Bettelsack unterscheiden kann, hat es mich einen Augenblick so genau gekannt, wie Gott." „Man lege in eine Wageschale alle Worte der großen Weisen und in die andere die unbewußte Weisheit

dieses vorübergehenden Kindes, und man wird sehen, daß die Enthüllungen Platons, Mark Aurels, Schopenhauers und Pascals nicht um Haaresbreite die großen Schätze des Unbewußten überwiegen werden; denn das schweigende Kind ist tausendfach weiser als dieser redende Mark Aurel". Fast in allen Dramen Maeterlincks spielt daher auch diese unbewußte Weisheit des Kindes eine hervorragende Rolle, man denke an „Prinzeß Maleine", an den „Eindringling", „die Blinden", an „Pelleas und Melisande!"

Vielleicht der schönste und tiefsinnigste Essay im „Schatz der Armen" ist der „über die Weiber." Mit Schopenhauer und Hartmann betont Maeterlinck hier die mystische Natur der Liebe. „Ueber unsern Häuptern funkelt am Zenith der Stern der Liebe, die uns vorher bestimmt ist; und alle unsere Liebschaften werden bis zuletzt unter den Strahlen und im Dunstkreise dieses Sterns entstehen. Mögen wir zur Rechten oder auch zur Linken, auf den Höhen oder in den Niederungen wählen, mögen wir, um herauszukommen aus diesem Zauberkreise, den wir um alle Vorgänge unseres Lebens gezogen fühlen, unsern Instinkt vergewaltigen und gegen die Wahl unseres Sterns zu wählen suchen: wir werden doch immer das Weib wählen, das von dem unveränderlichen Gestirne kommt. Und wenn wir, wie Don Juan, tausend und drei küssen — wenn der Abend da ist, wo die Arme sich lösen und die Lippen sich trennen, werden wir auch erkennen, daß es dasselbe Weib ist, das gute oder böse, das zärtliche oder grausame, das liebende oder ungetreue, das sich vor uns hält." In der gemeinsamen Heimat unseres Geistes wählen wir unsere Geliebte; darum täuschen wir uns nicht, täuschen unsere Geliebten sich noch weniger. „Das Reich der Liebe ist vor Allem das große Reich der Gewißheiten, weil in ihm die Seelen am meisten Muße haben." Das Weib ist mehr als wir den Vorbestimmungen unterworfen. „Es unterwirft sich ihnen mit größerer Einfalt. Es kämpft nie aufrichtig dagegen an. Es steht noch näher zu Gott und giebt sich mit weniger Zurückhaltung der reinen Handlung des Mysteriums hin. Und aus diesem Grunde erscheinen uns ohne Zweifel alle Ereignisse, bei denen es sich in unser Leben einmischt, uns auf etwas zurückzuführen, was den Quellen des Schicksals selbst gleicht. Ueberhaupt hat man in ihrer Nähe zuweilen und vorübergehend „ein klares Vorgefühl" von einem Leben, das sich nicht immer mit dem Erscheinungsleben deckt. Es

bringt uns den Thoren unseres Wesens wieder nahe." „Wir sind es, die das Weib nicht verstehen, weil wir immer in den Niederungen unseres Verstandes sind. Man braucht nur bis zum ersten Bergschnee zu steigen, und alle Unebenheiten ebnen sich unter der läuternden Hand des sich öffnenden Horizontes." „Nähern wir uns mit Ehrfurcht den Geringsten und Stolzesten, den Zerstreuten und Nachdenklichen, denen, die noch lachen, und denen, die weinen; denn sie wissen Dinge, die wir nicht wissen, und eine Leuchte haben sie, die wir verloren haben. Sie wohnen zu Füßen der Nothwendigkeit selbst und kennen besser als wir ihre vertrauten Pfade. Und darum haben sie erstaunliche Gewißheiten und einen wundervollen Ernst, und man sieht wohl, daß sie sich bei ihren kleinsten Handlungen von den festen und starken Handlungen der Götter hochgehalten fühlen." „Sie sind fürwahr die verschleierten Schwestern aller großen Dinge, die man nicht sieht. Sie sind fürwahr die nächsten Angehörigen des Unendlichen, das uns umgiebt, und wissen ihm allein noch mit der vertrauten Anmuth des Kindes zuzulächeln, das seinen Vater nicht fürchtet. Sie unterhalten hienieden, wie ein himmlisches und unnützliches Kleinod, das reine Feuer unserer Seele; und wenn sie abschieden, würde der Geist allein ob einer Wüste herrschen. Sie haben noch die göttlichen Wallungen der ersten Tage, und ihre Wurzeln tauchen viel unmittelbarer als die unsern in Alles, was nie Grenzen hatte." „Gar oft überraschen diese liebenden Kinder in geweihten Stunden wundervolle Geheimnisse der Natur und offenbaren sie mit unbewußter Offenherzigkeit. Der Weise folgt ihren Spuren, um all die Edelsteine aufzulesen, mit dem sie in ihrer Unschuld und Freude die Straßen besäet haben. Und der Dichter, der empfindet, was sie empfinden, dankt ihrer Liebe und sucht diese Liebe, den Keim des goldenen Zeitalters, durch seine Gesänge in andere Zeiten und andere Gegenden zu verpflanzen. Denn was er über die Mystiker gesagt hat, bezieht sich vornehmlich auf die Weiber, als welche uns bis zum heutigen Tage den mystischen Sinn auf Erden bewahrt haben." Darum sind auch die Weiber in den Dramen Maeterlinck's vornehmlich die Trägerinnen der Mystik und werden sie schon durch ihr Aeußeres als Naturwesen charakterisirt: man denke an die langen Haare der Melisande!

Aber wenn sich nun in dieser Weise unser wahres Leben jenseits unseres gewöhnlichen Ichbewußtseins vollzieht und dieses nur von dorther bestimmt wird, wo bleibt dann unsere Freiheit?

„Wozu dient es“, sagt Maeterlinck, „ein Ich zu pflegen, auf das wir fast keinen Einfluß haben?“ Es gab eine Handlung, die wir für die Zufluchtsstätte aller unser Freiheit hielten: die Liebe. „Hierher wenigstens, sagten wir uns, in die Einsamkeit dieses geheimen Tempels kommt keiner mit uns hinein. Hier können wir einen Augenblick aufathmen, hier herrscht endlich unsere Seele und hat frei in dem gewählt, was der Mittelpunkt der Freiheit selber ist.“ Wie aber, wenn es wahr ist, daß wir nicht um unsertwegen lieben, wenn wir just im Tempel der Liebe den unumstößlichen Gesetzen einer unsichtbaren Menge gehorchen, wenn wir tausend Jahrhunderte von uns ab sind, wenn wir unsere Geliebte wählen, und der erste Kuß des Bräutigams nur das Siegel ist, das tausend Wesen, die zu leben heischen, auf den Mund der Mutter drücken, die sie begehren? Wir werden durch Vergangenheit und Zukunft geleitet, und die Gegenwart, die unser Wesen ausmacht, sinkt auf den Grund des Meeres, wie eine kleine Insel, die zwei unversöhnliche Ozeane unaufhörlich benagen.“

Wir alle stehen unter einem Stern, der unser Schicksal leitet, und dessen Einfluß wir uns nicht entziehen können. Wir befinden uns in den Abgründen der Nacht und müssen abwarten, was sich ereignen wird. Wir haben keinen eigenen Willen: „wir sind tausend Meilen über ihm und in einer Gegend, wo der Wille selbst die reifste Frucht des Schicksals ist.“ So wie unser Stern ist, so ist unser Schicksal: und alle Kraft der Welt kann daran nichts ändern. „Einige, die Vertrauen in ihn haben können, spielen mit ihm, wie mit einer Glaskugel. Sie werfen ihn empor und setzen ihn auf's Spiel, wo sie wollen; er wird stets treulich wieder in ihre Hände zurückkommen; sie wissen gar wohl, daß er nicht zerbrechen kann. Aber es giebt so viele Andere, die nicht einen Blick zu dem ihren erheben können, ohne daß er sich vom Firmament ablöst und in Staub zu ihren Füßen fällt.“ „Es giebt geheimnißvolle Mächte, die in uns selbst herrschen, und die mit den Abenteuern draußen im Einvernehmen zu stehen scheinen. Wir alle tragen Feinde in unserer Seele. Sie wissen, was sie thun und was sie uns thun lassen; und wenn sie uns zum Ereigniß führen, verständigen sie uns vorher mit halben Worten, nicht deutlich genug, um uns dazu zu bringen, auf halbem Wege einzuhalten, aber doch genug, um uns, wenn es bereits zu spät ist, bereuen zu lassen, daß wir nicht aufmerksam auf ihre unbestimmten und spöttischen Rathschläge hörten.“ „Wer von uns wurde nicht vorher

gewarnt? Und obwohl es uns heute scheint, das ganze Schicksal hätte geändert werden können, durch einen Schritt, den man nicht gethan, eine Thür, die man nicht geöffnet, eine Hand, die man nicht erhoben hätte — wer von uns hat nicht vergeblich, ohne Kraft und ohne Hoffnung, auf dem Pfade zwischen den Wänden des Abgrunds gerungen — gerungen gegen eine Macht, die unsichtbar war und ohnmächtig schien?" „Der Mensch, dem die Unglücksstunde geschlagen hat, wird von einem Wirbel erfaßt, den er nicht wahrnimmt. Und seit Jahren weben diese Mächte an den zahllosen Vorfällen, die ihn in der nothwendigen Minute genau zu dem Punkte führen müssen, wo die Thränen seiner harren. Erinnere Dich all Deiner Bemühungen und all Deiner Ahnungen! Erinnere Dich der nutzlosen Unterstützungen! Erinnere Dich auch der guten Umstände, die erbarmungsvoll versucht haben, Dir den Weg zu versperren, und die Du von Dir gestoßen, wie zudringliche Bettlerinnen! Und es waren doch arme, schüchterne Schwestern, die Dich retten wollten, und die sich entfernt haben, ohne ein Wort zu sagen; denn sie waren zu schwach und zu gebrechlich, um gegen Dinge anzukämpfen, die beschlossen waren. Gott weiß, wo."

So nimmt der mystische Pantheismus Maeterlinck's die Gestalt eines düstern Fatalismus an, und jenes „große, unveränderliche Ureine", die Gottheit in unserem Busen, erscheint ihm als eine schreckliche Macht, als der „schweigsame Stern", der unser Leben beherrscht und unser Verhängniß ausmacht. „Es giebt kein Schicksal fröhlicher Art; es giebt keinen glücklichen Stern. Der, welcher so heißt, ist ein Stern, der sich Zeit nimmt." „Welcher Mensch arbeitet nicht unbewußt daran, den Schmerz zu schmieden, der den Wendepunkt seines Leben bilden wird? „Im Grunde unseres Wesens hat unsere Seele noch nie gelächelt." Und Maeterlinck bohrt sich in den Gedanken an das unheimliche und leidensvolle Schicksal der Welt hinein. „Woher kommt das Unglück", fragt er, „wohin geht es? Und warum steigt es hinab? Danach fragten die Griechen kaum." Sie kannten das Schicksal wohl; in ihren Dramen zeigten sie sein Walten. Aber es herrschte bei ihnen auf den Höhen, ihm war nicht beizukommen, und keiner wagte, es auszuforschen. Hingegen zur Zeit der großen Tragödie der neueren Zeit, zur Zeit Shakespeare's, Racine's und ihrer Nachfolger, glaubte man, alles Unheil käme aus den verschiedenen Leidenschaften unseres Herzens. Die Katastrophe schwebt da nicht

zwischen zwei Welten; sie kommt von hier und geht dorthin; und man weiß, woher sie kommt. Der Mensch ist allemal der Herr. Heute indeß, wo der Begriff des Schicksals wieder erwacht, heute müssen wir auch eine ganz andere Stellung zum Schicksal einnehmen. Wir müssen seinen Spuren nachgehen, wir müssen es ausforschen, und daß man dies thut, „darin liegt vielleicht das große Anzeichen des neuen Theaters. Man hält sich nicht mehr bei den Wirkungen des Unglücks, sondern bei dem Unglück selbst auf; man will sein Wesen und seine Gesetze wissen." „Die Natur des Unglücks ist zum Mittelpunkt der neuesten Dramen geworden und zum Brennpunkt der doppelten Strahlen, den die Seelen der Männer und Weiber umringen. Und man hat einen Schritt nach dem Mysterium zu gemacht, um den Schrecknissen des Lebens ins Antlitz zu schauen."

Den Spuren des Schicksals nachgehen, heißt den Spuren der menschlichen Trübsal nachgehen. Der Dichter, der darauf ausgeht, das Schicksal in seiner ureigensten Gestalt zu zeigen, weiß daher auch nichts von Glück zu melden. „Das Glück ist eine Leere, in welche sich die Thränen ohne Zögern stürzen". Aber ein solcher fatalistischer Pessimismus, wie er sich aus seiner Auffassung des Ureinen ergiebt, entspricht doch nicht der eigensten Natur Maeterlinck's. Schon im „Schatz der Armen" kommen Stellen vor, die einer weniger düsteren Gesinnung entspringen. Er findet den Optimismus Emerson's „annehmbar" und weiß, daß es eine „unsichtbare Güte" und eine „innere Schönheit" giebt, denen gegenüber alles Unglück und alle Trübsal in Nichts zerfließen, und welche die Seele zur Freiheit führen. Es scheint, daß Emerson auch für ihn im rechten Augenblick gekommen ist, daß er ihm jene „neuen Erklärungen" gegeben hat, die ihm das Leben als lebenswerth erscheinen lassen. An der Hand dieses Führers hat er sich selbst zu einer Betrachtungsweise emporgearbeitet, die ihm den Kampf mit dem Schicksal nicht mehr aussichtslos erscheinen läßt. Maeterlinck hat die Formel gefunden, um dem „Stern" zu trotzen und die dumpfe Resignation und kraftlose Ergebung in das Unabwendbare durch einen neuen thatfreudigen Optimismus zu überwinden. Das Resultat dieses Läuterungsprozesses, dieser inneren Gesundung seiner Seele ist in seiner jüngsten Veröffentlichung, in „Weisheit und Schicksal", einem der merkwürdigsten, tiefsten und erfreulichsten Werke enthalten, welche die neueste Zeit auf dem Gebiete der Popularphilosophie hervorgebracht hat.

Auch in diesem Werke wird man vergeblich nach einer strengen Methode suchen. „Es besteht nur aus unzusammenhängenden Betrachtungen, die sich mit mehr oder weniger Ordnung um zwei oder drei Gegenstände gruppiren. Es will Niemanden überreden, es soll nichts beweisen". Daß das Leben in eudämonologischer Beziehung unter dem Nullpunkt steht und die Trübsal in ihm überwiegt, wird auch hier nicht bestritten; es ist dies die Grundlage und Voraussetzung aller Auseinandersetzungen. „Wir leben", sagt Maeterlinck, „im Schoße einer großen Ungerechtigkeit, aber ich glaube, daß es trotzdem weder ein Zeichen von Gleichgültigkeit noch von Grausamkeit ist, wenn man bisweilen redet, als ob diese Ungerechtigkeit nicht mehr vorhanden wäre. Es ist sehr nöthig, daß Einzelne sich gestatten, zu denken, zu sprechen und zu handeln, als ob Alle glücklich wären". Denn die Menschheit ist dazu gemacht, glücklich zu sein. Daher ist es gut, zu glauben, daß etwas mehr Gedankenarbeit, etwas mehr Muth, etwas mehr Liebe, etwas mehr Wißbegierde, etwas mehr Lebenskraft eines Tages genügen werden, um uns die Thore der Freude und Wahrheit zu öffnen; und wenn dieser Tag auch niemals kommt, so ist es doch kein Verbrechen, ihn erwartet zu haben. Worauf es ankommt, ist, einzusehen, daß das Glück nicht von äußeren Bedingungen abhängt, sondern davon, wie wir dieselben mit unseren Gedanken aufnehmen. Denn der Unterschied zwischen Traurigkeit und Freude ist nur der, „den eine lächelnde und aufgeklärte Entgegennahme von einer feindlichen und grollenden Beugung unter das Joch, oder eine kleinliche und eigensinnige Auslegung von einer harmonischen und weitblickenden Auslegung trennt". „Der glücklichste unter den Menschen ist der, welcher sein Glück am besten kennt und am tiefsten davon durchdrungen ist, daß das Glück vom Unglück nur durch einen hohen, unermüdlichen, menschenfreundlichen und muthigen Gedanken getrennt ist". Maeterlinck nimmt den alten Gedanken der Stoiker wieder auf und predigt mit Marc Aurel und Epiktet, an dessen „Handbüchlein der Moral" sein Werk erinnert: Nur der Weise ist glücklich. Weise aber ist es, so zu denken und zu handeln, als ob Alles, was der Menschheit zustößt, unvermeidlich wäre, d. h. der Vernunft des Weltalls zu vertrauen und sich willig in ihren Rathschluß zu fügen. Darum sieht auch Maeterlinck das einzige Mittel, um dem Schicksal zu widerstehen, darin, sich gegen dessen Schläge mit Weisheit zu wappnen und den Umkreis seines Bewußtseins zu vermehren. „Man ist bei sich, man ist vor den Tücken des Zu-

falls geschützt, man ist glücklich und stark nur im Umkreise seines Bewußtseins". „Seiner selbst bewußt sein, heißt für die größten Menschen, bis zu einem gewissen Grade seines Sterns und seines Schicksals bewußt sein", und „was in Bewußtsein verwandelt ist, gehört den feindlichen Mächten nicht mehr an". „Jedes Wesen, das die blinde Macht des Instinktes in sich zu verringern weiß, vermindert rings um sich die Macht des Schicksals". „Es giebt Unglücksfälle, die das Geschick in Gegenwart einer Seele, die es mehr als einmal besiegt hat, nicht zu unternehmen wagt, und der vorübergehende Weise unterbricht tausend Dramen". Dies ist so wahr, meint Maeterlinck, „daß es vielleicht kein einziges Drama giebt, in dem ein wahrer Weise auftritt; und wo ein solcher auftritt, macht das Ereigniß vor ihm Halt, ehe es Blut und Thränen giebt. Es giebt nicht allein unter den Weisen nie, es giebt auch um den Weisen sehr selten ein Drama". Es giebt wahres Verhängniß nur in gewissen äußeren Unglücksfällen, wie Krankheiten, Zufälle, unvermutheter Tod geliebter Menschen u. s. w., aber es giebt kein inneres Verhängnis, wie Maeterlinck im „Schatz der Armen" behauptet hatte. „Der Wille zur Weisheit hat das Vermögen, Alles, was unseren Körper nicht tödtlich berührt, wieder ins Geleise zu bringen". „Es giebt kein unvermeidliches Drama".

Wir sind selbst die Herrn unseres Schicksals. Was wir „Verhängniß" nennen, ist eine von den Menschen geschaffene Kraft. „Es ist gewiß ungeheuer, aber selten unwiderstehlich; es kommt nicht in bestimmten Augenblicken aus einem unerbittlichen, unzugänglichen und unfaßlichen Abgrunde hervor. Es bildet sich aus der Thatkraft, den Wünschen, Gedanken, Leiden und Leidenschaften unserer Brüder, und wir sollten diese Leidenschaften kennen, da sie den unseren gleich sind". In einem der schönsten Abschnitte seines Werkes stellt Maeterlinck den schwachen Ludwig XVI. dem Willensmenschen Napoleon gegenüber und sucht nachzuweisen, daß das Schicksal nur diejenigen zerschmettert, die sich dies gefallen lassen, und denjenigen gehorcht, die ihm zu befehlen wagen. „Gewöhnen wir uns daran, zu handeln, als ob uns Alles unterthan wäre, aber dabei in unserer Seele ein Denken zu unterhalten, das damit betraut ist, sich den großen Gewalten, denen wir begegnen, auf edle Weise zu unterwerfen". Denn allerdings giebt es solche Gewalten, und sie offenbaren sich fast immer unvorhergesehen. „Dieses Unvorhergesehene, dieses Unbekannte führt das aus, was wir nicht anzufangen gewagt hatten; aber es kommt uns nur zu

Hilfe, wenn es im Grunde unseres Herzens einen Altar weiß, der ihm geweiht ist."

Weise sein, heißt Selbstbewußtsein haben; wenn man aber ein Bewußtsein seines Wesens hat, das umfassend genug ist, wird man inne, „daß die wahre Weisheit noch etwas viel Tieferes ist als das Bewußtsein. Die Mehrung des Bewußseins ist nur wegen der immer höheren Unbewußtheit zu wünschen, die sie enthüllt; und auf den Höhen dieser Unbewußtheit befinden sich die Quellen der lautersten Weisheit". Alle Siege unserer bewußten Vernunft über die niederen Instinkte haben nur den Zweck, den göttlichen Instinkt unserer Seele frei zu machen, der höher als alles Bewußtsein ist. Dieser göttliche Instinkt ist die wahre Weisheit, die identisch mit der Liebe ist, und die Weisheit ist sonach nichts Anderes, als der Sieg der göttlichen über die menschliche Vernunft. Jene wahre Weisheit, der bessere Theil unserer Seele, ist aber auch keine klar bewußte, sondern sie liegt in Vorstellungen, „die noch nicht ganz klar sind." „Die klaren Vorstellungen scheinen bisweilen unser äußeres Leben zu lenken, aber es ist nicht zu bestreiten, daß die anderen an der Spitze unseres inneren Lebens stehen, und das sichtbare Leben gehorcht zuletzt immer dem unsichtbaren." So ist weise derjenige, dem die Freuden und Leiden nicht allein das Bewußtsein mehren, sondern wen sie auch erkennen lassen, daß es noch etwas Höheres giebt als das Bewußtsein selbst, „und es ist die erste Pflicht des Bewußtseins, das sich entdeckt, uns die Achtung vor dem Unbewußten beizubringen, das sich noch nicht enthüllen mag." Dies Unbewußte, das nach Maeterlinck die Quelle aller Wahrheit und Liebe darstellt, ist offenbar dasselbe „höhere Bewußtsein", das ihm im „Schatz der Armen" als das unabwendbare Verhängniß, als der unabänderliche „Stern" erschien, der unser Schicksal leitet. Aber er hat jetzt aufgehört, eine dunkle, starre Macht zu sein, wogegen wir vergeblich ankämpfen. Die Weisheit ist „keine unbewegliche Göttin, die ewig auf ihrem Throne sitzt; sie ist Minerva, die uns begleitet, die mit uns bergauf und bergab steigt, mit uns weint und lacht. Wir sind nur dann wahrhaft weise, wenn unsere Weisheit sich von unserer Kindheit bis zum Tode unablässig verwandelt." Die Weisheit ist kein abstraktes Verhängniß, kein schweigsamer Stern mehr, sondern sie ist konkret, sie ist zur lebendigen Vorsehung geworden, die unser Leben gemäß unserem eigenen Verhalten leitet und in Gemeinschaft, mit welcher wir unser Schicksal selbst gestalten.

Es ist klar, daß hiermit ein Standpunkt erreicht ist, der nicht mehr Mystik in dem angegebenen engeren Sinne heißen kann. Die unmittelbare Einheit des Individuums mit dem Absoluten, die eine Verwechselung und Vermischung beider möglich machte, ist einer mehr mittelbaren Einheit gewichen. Das Individuum ist dem Absoluten gegenüber nicht mehr Nichts, sein Bewußtsein ist nicht mehr als solches zugleich das absolute Bewußtsein, sodaß es in ihm verschwinden kann, sondern es ist zu einer selbstständigen Realität geworden, zu einer Realität, die darum nicht weniger eine Funktion oder ein Modus der absoluten Substanz ist, weil sie fähig geworden ist, sich selbst ihre Bahn zu wählen und dem Schicksal ihre Befehle vorzuschreiben. Auch jetzt noch betont Maeterlinck, daß wir mit unserem ganzen Wesen in einem Grunde wurzeln, der über unseren bewußten Vernunft hinausliegt. Wir sind nicht nur nicht vernünftige Wesen. „Es giebt keine Tugend, keine gute That, keinen edlen Gedanken, die ihre Wurzeln fast alle abseits vom Verständlichen und Erklärbaren haben". Aber dieser unbewußte Grund ist selbst die höchste Weisheit, und sich diesem Grunde hingeben, heißt daher nicht in thatenlose Resignation versinken, sondern aus dem Bewußtsein der Einheit mit dem weisheitsvollen Absoluten die Kraft zur Ueberwindung des Schicksals und des Unglücks schöpfen. Aus der Mystik seines abstraktmonistischen Standpunktes, den er im „Schatz der Armen" einnahm, hat Maeterlinck sich in „Weisheit und Schicksal" zum konkreten Monismus hindurchgearbeitet. Von einem Standpunkt, der die Einheit mit dem Absoluten nur durch Leugnung und Verleugnung der individuellen Realität begründen konnte, ist er unter der Führung Emerson's zu einem Standpunkt fortgeschritten, der das Individuum und das Absolute für gleichreal erachtet, aber das erstere als eine objektive Erscheinung des absoluten Wesens auffaßt. Auf diesem Standpunkte haben aber der ausschließliche fatalistische Pessimismus und die Willensverirrung keine Berechtigung mehr. Sie werden durch einen Optimismus überwunden, den man einen „moralischen Optimismus" nennen könnte, weil er auf dem Glauben an ein Glück beruht, das aus der moralischen Qualität unserer Handlungen entspringt und in der Weisheit, d. h. in dem Wissen um den absoluten Kern und die logische Natur unseres Wesens, seine metaphysische Begründung findet. „Es ist durchaus das oberste Ziel der Weisheit, den festen Pol des Glückes im Leben zu finden; aber diesen festen Punkt im Abschied von der Freude und

im Verzichten suchen, heißt sie im Tode suchen wollen.“ Vergessen wir nie, daß wir vor allem „die blinden Hüter des Lebens“ sind! „Man hat uns das Leben gegeben, wir wissen nicht, warum, aber das scheint klar: nicht um es zu schwächen oder zu verlieren.“

Darum verwirft Maeterlinck auch die Schopenhauer'sche Moral des Mitleids, weil das Mitleid uns entmuthigt, und wendet er sich gegen eine Nächstenliebe, die das Selbst sich in dem Andern verlieren läßt. „Es giebt etwas Höheres, als seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst, das ist: sich selbst in ihm zu lieben“. Gewiß muß die wahre Moral aus der Liebe hervorgehen. „Die große Menschenliebe, das ist die Veredelung. Aber ich kann keinen Andern veredeln, wenn ich mich selbst nicht zuerst veredelt habe; ich kann Andere nicht bewundern wenn ich nichts Bewundernswerthes an mir selbst gefunden habe.“ „Lieben wir nie aus Mitleid, wenn man aus Liebe lieben kann; vergeben wir nie aus Güte, wenn man aus Gerechtigkeit vergeben kann. Man muß sich ohne Ermatten befleißigen, die Güte der Liebe zu verbessern, die man den Menschen geben kann. Ein Becher dieser Liebe, auf den Gipfeln geschlürft, wiegt hundert auf, die man aus den stehenden Cisternen der Nächstenliebe schöpft“. Und vor Allem: erwarten wir keinen Lohn von der Tugend! „Man handelt nur dann wahrhaft gut, wenn man für sich allein gut handelt, ohne etwas Anderes zu erwarten, als das immer bessere Wissen um das Gute“. „Die Besten unter uns würden ein anderes Glück suchen, wenn die Tugend nützlich wäre, und Gott würde ihnen ihren großen Grund zum Leben nehmen, wenn er sie oft belohnt“. „Wir wollen nichts mehr von der engen und niederen Moral von Zuckerbrot und Peitsche wissen, welche die positiven Religionen uns bieten; aber wir vergessen, daß, wenn der Zufall das geringste Gerechtigkeitsgefühl besäße, die hohe und selbstlose Moral, die wir erträumen, nicht mehr möglich wären. Wenn wir nicht überzeugt sind, daß der Zufall absolut ungerecht ist, haben wir kein Verdienst mehr an der Gerechtigkeit. Wir verwerfen das Ideal des Heiligen und sind überzeugt, daß die Erfüllung einer Pflicht in der Hoffnung auf irgend einen Lohn — und wäre dies nur die Befriedigung der erfüllten Pflicht — in den Augen eines Weisen ungefähr denselben Werth haben muß, wie wenn man Böses thut, weil es einem nützt.“

So muß jetzt selbst die „Unsittlichkeit“ des Zerfalls dazu

dienen, eine „neue Moral" ins Leben zu rufen. Denn je verlassener der Mensch sich fühlt, desto mehr findet er die dem Menschen eigenthümliche Kraft wieder. Gerade aus der Verneinung eines höheren Moralgesetzes von Seiten des Schicksals folgert Maeterdinck ein höheres Moralgesetz. „Mit der Aufhebung von Züchtigung und Belohnung beginnt die Nothwendigkeit, das Gute um seiner selbst willen zu thun. Machen wir uns nie Gedanken darüber, wenn ein hohes Moralgesetz zu verschwinden scheint; es entsteht allemal ein größeres dafür. Alles, was wir der Sittlichkeit des Schicksals andichten, nehmen wir unserem reinsten sittlichen Ideale. Je mehr wir hingegen überzeugt sind, daß das Schicksal nicht gerecht ist, um so mehr läutern und erweitern wir vor uns die Gefilde einer höheren Moral. Bilden wir uns nicht ein, daß die Grundmauern der Tugend einstürzen, weil Gott uns ungerecht erscheint. In der sinnfälligsten Ungerechtigkeit Gottes würde die menschliche Tugend endlich ihre unerschütterlichen Grundlagen finden."

Mit diesen Worten stellt sich Maeterlinck in die Reihe derjenigen Denker der letzten hundert Jahre, welche die Autonomie der sittlichen Persönlichkeit gegenüber der Heteronomie der positiven Religion vertreten. Unsere Literaten und Gebildeten, die kaum noch einen anderen Philosophen zu lesen und zu kennen scheinen, als Nietzsche, haben deswegen behauptet, er habe sich dem Standpunkt Zarathustra's zugewendet. Davon kann indeß gar keine Rede sein. Denn während Nietzsche den Menschen von seinem metaphysischen Grunde losreißt, den Gedanken der sittlichen Autonomie mit demjenigen der Willkür verwechselt und die pathologische Monstrosität des Uebermenschen als erstrebenswerthes Ideal verkündet, hält Maeterlinck sich durchaus von derartigen Verschrobenheiten und Verzerrtheiten fern und ist er schon dadurch vor jeder einseitigen Ueberspannung der Autonomie geschützt, daß er den Zusammenhang des Individuums mit dem Absoluten und seine Abhängigkeit von dem letzteren nie aus den Augen verliert. Gewiß verwirft auch Maeterlinck die sich selbst erniedrigende Demuth, die unfruchtbare Verneinung, die blinde Verzichtleistung, die finstere Unterwerfung, den Büßergeist und alle jene „Schmarotzertugenden", die aus einem fatalistischen Pessimismus und einer unmännlichen Ergebung in sein Schicksal entspringen, und fordert dafür eine freie, stolze, muthige Lebensbeziehung; aber er weiß, daß der Sieg über das Verhängniß nur gelingen kann, wenn wir die unbewußten Kräfte des Absoluten in uns selbst zu Hilfe rufen, und stellt dem „Willen

zur Macht" den „Willen zur Weisheit" gegenüber. Er weiß, daß es uns unmöglich ist, unsere subjektive Willkür an die Stelle der objektiven Vernunft zu setzen. Der Mensch ist an allgemeine Gesetze gebunden, denen er sich nicht entziehen kann, und „von der Höhe aus gesehen, ist es doch immer nur die Gerechtigkeit, die alle Thaten, alle Triebe der Menschen leitet, ob auch jeder von ihnen nur der vergänglichen Befriedigung seines Ruhmes, seines Hasses, seiner Liebe nachzujagen scheint". Und wenn uns jene Gesetze des Weltalls auch oft grausam dünken, so können wir doch überzeugt sein, daß sie unserem Wesen mehr entsprechen, als alle noch so schönen Gesetze, die wir uns ausdenken. „Die Zeiten sind vielleicht gekommen, wo der Mensch lernen muß, den Mittelpunkt seines Stolzes und seiner Freude wo anders als in sich selbst anzusetzen. Je mehr unsere Augen sich öffnen, fühlen wir uns von einer immer ungeheuerlicheren Macht beherrscht, aber wir erlangen zugleich die immer innigere Gewißheit, an dieser Macht theilzuhaben; und selbst wenn sie uns schlägt, können wir sie bewundern, wie der Knabe Telemach die Kraft des väterlichen Arms bewundert."

Handelte es sich darum, für die pantheistische Moral, welche die Idee der sittlichen Persönlichkeit mit dem Bewußtsein von der absoluten Substanz vereinigt, eine Parallele in der modernen Philosophie anzugeben, so könnte nur auf E. v. Hartmann verwiesen werden. Der Schritt Maeterlinck's vom „Schatz der Armen" zu „Weisheit und Schicksal" entspricht genau dem Uebergange vom Quietismus und der „asketischen Moral" Schopenhauer's zur energischen vorläufigen Weltbejahung der Philosophie des Unbewußten, die den eudämonologischen Pessimismus nicht ausschließt, sondern als ihre Grundlage und Bedingung fordert. Aber davon wissen unsere „Modernen" nichts. Sie kennen (und auch dieses wohl meist nur vom Hörensagen) bloß das Pessimismuskapitel der „Philosophie des Unbewußten" und zählen dessen Verfasser schlankweg zu den Verkündigern einer Denkart, gegen die sich die ganze moderne Bewegung auf literarischem und künstlerischem Gebiete richtet. Sie haben keine Ahnung, daß Hartmann eine Ethik geschrieben hat, die den eudämonologischen Pessimismus durch einen thatkräftigen Optimismus der Entwicklung überwindet, wie sie ihn selbst der Kopfhängerei und Schwächlichkeit der pessimistischen Vergangenheit gegenüber mit Recht vertreten. Sie wollen nichts davon hören, daß die Hartmann'sche Ethik eben alle jene Gesichtspunkte

bereits enthält, wofür sie selbst als „neue Moral“ unter dem Banner Nietzsche's kämpfen, nur frei von den Einseitigkeiten und Verzerrungen Nietzsche's. Sie preisen Nietzsche als den großen Optimisten, ohne zu bemerken, daß dieser den Pessimismus genau in demselben Sinne vertritt, wie Hartmann, und daß ein anderer Optimismus, als ein solcher der Entwicklung, im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts überhaupt nicht mehr möglich ist.

Inzwischen ist es erfreulich, zu sehen, daß ein Denker, wie Maeterlinck, heute auf eigenen Wegen zu einem Standpunkte gelangt und Beifall findet, welcher die aus der Art geschlagene Gedankenentwickelung wieder auf den zwar beschwerlicheren, aber dafür auch um so sicheren Weg der bisherigen Spekulation zurückführt. Die Zeiten scheinen vorbei zu sein, wo die Verachtung der Metaphysik und die übertriebene Vergötterung der empirischen Einzelheiten die Zucht des Denkens lockert und jene „Gedankenanarchie“ obenauf kommen läßt, wie sie in der modischen Schwärmerei für Stirner und Nietzsche ihren tragikomischen Ausdruck findet. Die Menschen fangen wieder an, sich darauf zu besinnen, daß der Einzelne kein „Eigner“ ist, daß er Glied und Organ einer übergreifenden Allgemeinheit und zum Uebermenschen nicht geschaffen ist. Die Mystik, die schon so oft in Zeiten, wo die Individuen sich von ihrem absoluten Grunde loslösen zu können meinten, sie wieder an diese Quelle alles Seins zurückgeführt hat, wacht wieder auf und findet offene Herzen. Noch ist die Umkehr bloß gefühlsmäßiger Art und äußert sich auf künstlerischem Gebiet in einem Wiederaufleben der alten Romantik mit all ihren Auswüchsen und Wunderlichkeiten. Aber die geistige Entwickelung, die Maeterlinck, der Führer dieser romantischen Bewegung, durchgemacht hat, kann auch auf seine Gemeinde nicht ohne Einfluß bleiben: Indem jener sich aus trüber Mystik zur Klarheit seines konkreten Monismus, aus schwächlicher Resignation und Ergebung in das Schicksal zu weisheitsvoller Bejahung des Seins auf dem Grunde einer tiefsinnigen pantheistischen Metaphysik hindurchgekämpft hat, so hat er damit dem modernen Zeitgeist seinen Weg vorgeschrieben: nicht das kann das Ziel der Entwicklung sein, das Individuum zum Gott emporzulügen, wie Nietzsche will, sondern ihm seine Einheit mit dem Grunde alles Seins zum Bewußtsein zu bringen und es aus dem mystischen Bewußtsein dieser Einheit heraus neue Kraft zum Leben schöpfen zu lassen. Nicht aus der Verselbständigung der Wirklichkeit erwächst das Heil der Kunst — ein solcher kahler Empirismus kann

bloß naturalistische Nüchternheit und wurzellose Charaktere erzeugen —, sondern aus dem Gedanken ihrer göttlichen Wesenheit, die den eigentlichen Gegenstand und das wahre Ziel der künstlerischen Bethätigung bildet. Wenn Maeterlinck selbst in seinen Dramen diese mystische Natur des Seins bisher zu viel und die Selbstständigkeit des Individuums zu wenig betont hat, so muß er auf Grund seiner neuen philosophischen Weltanschauung dahin kommen, auch auf künstlerischem Gebiete jene beiden Seiten mit einander in Einklang zu bringen. Gelingt ihm dies in der Poesie, sowie es ihm in der Philosophie gelungen ist, dann werden wir noch Großes von ihm erwarten dürfen und wird er in Wahrheit der Herold jenes „neuen Theaters“ sein, als welchen ihn seine Anhänger schon heute preisen.

Deutsche Volkskunst.

Von G. Ebe.

Die Forderung nach Wiederbelebung der bildenden Kunst im volksgemäßen Sinne gehört zu den beliebtesten Schlagwörtern unserer Zeit, gleichwohl scheint man nicht einmal über das eigentlich Wünschenswerthe ganz einig zu sein. Die Rückkehr zur Volkskunst soll uns aus einer überbildeten, stockenden, manirirten Epoche retten, das ist wohl die allgemeine Meinung, aber über die Kreise, aus denen diese neue Kunstweise hervorgehen und für welche sie gelten soll, endlich über die zu erreichenden Ziele, darüber ist vorläufig keine Einstimmigkeit vorhanden. Von einer Seite ist man bemüht, die in älteren Zeiten von fremdher eingeführten Formen von den ursprünglich auf heimischem Boden erwachsenen zu scheiden, und möchte letztere allein für die Wiederbelebung des Volksthümlichen in Betracht ziehen, von der anderen Seite ruft man gerade das entfernteſtliegende Fremde heran und will durch die Abweichung der heimischen sowohl wie der klassischen Ueberlieferung der Erfindung neue Bahnen eröffnen; aber jene Richtung unterbindet so ziemlich ganz das freie Schaffen im Geiste unserer Zeit und verläuft in einem unfruchtbaren Zirkel, und diese ist in Gefahr, in eine kosmopolitische Verflachung auszuarten. Auch die Frage, ob alle Kreise der Gesellschaft, vom höchsten bis zum niedrigsten, in ihrer Gesammtheit als „Volk" aufzufassen sind, oder ob die unteren ungelehrten Schichten allein als solches zu gelten haben und den Gebildeten gegensätzlich gegenüber zu stellen sind, ist noch keineswegs ausgemacht.

Soviel ist wohl für alle Fälle sicher: die Kunst der Gegenwart leidet unter dem gewaltigen Druck einer vieltausendjährigen kunstgeschichtlichen Vergangenheit, aus welcher gedankenloser Schlendrian

eine Reihe für die Jetztzeit inhaltsloser und unverständlicher Motive mitzuschleppen nicht müde wird, und zugleich an einer Spaltung der Geister in studirte und unstudirte, welche vom Beginn der Neuzeit bis heute immer mehr an Vertiefung zugenommen hat. Wenn man nun die Unterscheidung zwischen der Kunstbethätigung der niederen ungelehrten Volksschichten und der von den Studirten ausgehenden als vorhanden zugeben muß, so liegt es nahe, für jene die unbewußte, aus der Tiefe der Empfindung quellende, aber zugleich auf bescheidene Aufgaben beschränkte, sogenannte „Bauernkunst" in Anspruch zu nehmen, während diese ein auf ästhetischen Regeln aufgebautes, zur Lösung der höchsten Kunstprobleme geschicktes Streben in sich darstellt. Wie schon oben bemerkt, hat erst die Beobachtung neuerer Kunstzustände zu dieser Klassifizirung Anlaß gegeben, als die kaum noch in Spuren lebendige Bauernkunst, und die gelehrte, sich in archaistischen Wiederholungen gefallende Kunst, allzuweit auseinander gerathen waren; aber die Sache selbst war vielleicht immer vorhanden, nur mit dem Unterschiede gegen jetzt, daß das gesammte Kunstleben des Alterthums einem einheitlichen Ideal zustrebte, während das moderne Schaffen in getrennten Bahnen neben einander herläuft. Es wäre für unsere Betrachtung nutzlos und überhaupt kaum durchführbar, wenn wir hier versuchen wollten, in der Kunst des Alterthums den unterscheidenden Merkmalen der beiden Kunstarten im erwähnten Sinne nachzugehen, leichter wird dies für die Neuzeit und namentlich für das 19. Jahrhundert gelingen.

Soviel können wir wenigstens von den Griechen, als dem am höchsten stehenden Kulturvolke des Alterthums, sagen: sie besaßen sicher eine wahrhaft volksthümliche Kunst; aber dennoch standen in der berühmten Blüthenepoche Griechenlands Perikles und sein Kreis hoch über dem Bewußtsein der Menge; diese Männer bildeten zweifellos eine Aristokratie des Geistes, wenn auch im Politischen die Demokratie herrschte. Die architektonischen Schöpfungen eines Iktinos, Kallikrates und Mnesikles, die plastischen eines Phidias, Polyklet, Praxiteles u. A. trafen zwar den Sinn der Menge, weil die architektonischen Werke nur die hergebrachten Typen in veredelterer Form wiedergaben und weil die Plastik ganz ausschließlich die Darstellung der allgemein bekannten, nationalen Götter- und Heldensagen in ihren Kreis zog, aber immerhin knüpfte sich die Urheberschaft dieser Werke der hohen Kunst doch nur an die Namen weniger hervorragender Mäner. Auch in der Begeisterung für die

plastischen Darstellungen der Giebelfelder, Metopen und Friese der Tempel huldigte die Volksmenge neidlos einem Heroenkultus, fand es nicht befremdlich, daß sich der Inhalt der Sage auf die Häupter der von Göttern abstammenden, den Fürstengeschlechtern der Vorzeit angehörenden Helden versammelte, und war bescheiden genug, die namenlosen Füllfiguren zu stellen, wie in der Tragödie den Chor. Sicher stand schon im Perikleischen Zeitalter das ganze griechische Volk nicht auf derselben Stufe des Denkens und Empfindens, ähnlich wie dies bei den neueren Völkern der Fall ist; und mindestens darf man nicht vergessen, daß die Menge, welche wir heute als untere Volksklassen bezeichnen, damals größtentheils aus Unfreien bestand, die überhaupt für die höhere Kultur nicht zählten. Es kann zweifelhaft erscheinen, ob die abgeleitete Kunst der Römer je den hohen Grad der Volksthümlichkeit erreichte, welche der griechischen eigen war, aber dennoch erscheinen namentlich die mächtigen Bauwerke der Cäsarenzeit als charakteristischer Ausdruck eines zielbewußten Volkswillens, und die plastischen Darstellungen der historischen Kampfszenen an den Triumphbogen und Gedächtnißsäulen lagen wenigstens dem allgemeinen patriotischen Verständniß wie der Antheilnahme nahe genug.

Schon bei einer flüchtigen Umschau über die Kunst aller Jahrhunderte werden wir in jeder Periode den Aeußerungen einer Volkskunst begegnen, nur je zuweilen kräftiger oder schwächer hervortretend. Auch ist die Nothwendigkeit des Vorhandenseins einer solchen ganz außer Zweifel, da die Kunst in ihrer Eigenschaft als Kulturträger nur eine Daseinsberechtigung hat, wenn sie sich zum Ausdrucke der Volksgeistes macht. Ein anderes der bildenden Kunst nahe verwandtes Gebiet, das der Dichtung, liefert wieder einen starken Beweis für den unablässig und allgemein wirkenden Gestaltungstrieb, der aus der Volksmasse hervorgeht, selbst ohne sich an die Person eines Urhebers zu heften, dessen naive Leistungen jedoch von unbekannten Kräften liebevoll getragen und mit der Zeit gleichsam spielend umgebildet werden. Die künstlerische Phantasie, die zum Dichten, Singen, Musiziren, Zeichnen und Schnitzen antreibt, begleitet offenbar schon das erste Dasein des Menschen vor aller Kultur, wenigstens sind uns noch Schnitzereien und Umrißzeichnungen auf Elfenbein und Knochen aus der ersten Steinzeit erhalten.

Zur unpersönlichen Volksdichtung der historischen Jahrhunderte tritt der Zweig der bildenden Kunst, den wir Bauernkunst genannt

haben, in eine bezeichnende Parallele; aber wie jene sich nur auf die lyrische Seite beschränkt und den höchsten Aufgaben, namentlich dem Drama, fern bleibt, so hält sich diese zumeist im Bereiche der kunsthandwerklichen Leistungen, der Holzschnitzereien, Stickereien, Webereien, Töpferarbeiten, Metallarbeiten für Waffen und Schmucksachen, sowie der ornamentalen Malereien, und erhebt sich nicht zur gegliederten Monumentalkunst. Allerdings besitzen wir in den landschaftlich verschiedenen Typen des Bauernhauses auch echt nationale Raumschöpfungen von höchster Bedeutsamkeit und bis heute fortdauernder Einwirkung auf den Wohnhausbau; ebenso bildet sich der älteste Holzbau der Bauernhäuser seine eigene Formensprache, die erst spät von der im Steinstil entwickelten, vom Wechsel der historischen Stilepochen beeinflußten Einzelgliederungen Gebrauch macht; aber ein unmittelbares Vorbild für die höheren Gebäudeklassen konnte das deutsche Bauernhaus nicht liefern. Wenn sich der griechische Tempel aus dem primitiven Wohnhause, dem mit einer Vorhalle ausgestatteten Männersale, entwickelt hat, so müssen wir zwischen diesem und der Entstehung des Tempelhauses doch eine Anzahl Zwischenstufen annehmen, zu denen auch die monumentale Umbildung der Wohnhausformen im Gräberbau gehören würde, indeß könnte eine ähnliche Uebertragung und stufenweise Ausbildung für die Begründung der Monumentalkunst in den westeuropäischen Ländern gar nicht in Betracht kommen, da sich hier sofort ein fremdes fertiges Vorbild zur Nachahmung darbot. Ebenso national wie das nordische Bauernhaus sind die dem Monumentalbau schon näher kommenden Grundlagen des daselbst entwickelten Wehrbaues, besonders der Burgen, in deren Palaisanlagen sich jedoch bereits antikisirende Einflüsse mit den dem Bauernhause entlehnten Baumotiven kreuzen und deren Einzelformen, vielleicht mit Ausnahme des Buckelquaderwerks und der Treppengiebel, ausnahmslos dem gleichzeitig nebenhergehenden oder vielmehr voraneilenden Kirchenbau nachgebildet sind.

Sobald eine wirkliche, gegliederte Monumentalkunst in Westeuropa auftritt, und dieser Zeitpunkt fängt fast allein mit der Entwicklung des Kirchenbaues in Stein zusammen, so macht sich auch der fremde Einfluß, das Vorherrschen antik-altchristlichen Ueberlieferung geltend, welche von den höheren Klassen der Gesellschaft, im romanischen Mittelalter nachgewiesenermaßen fast ausschließlich von der höheren Geistlichkeit, veranlaßt und getragen wird. Gegen die Anerkenntniß dieser Thatsache kann sich kein nationaler Stolz

verblenden. Ohne das Hinzutreten der antik-römischen, altchristlichen und byzantinischen Ueberlieferungen hätte in den westeuropäischen Ländern niemals eine monumentale Baukunst, Plastik und Malerei in der vorhandenen Weise zu Stande kommen können. Aber weit entfernt, daß uns die hieraus fließende Abweisung eines eingebildeten Autochthonenthums betrüben sollte, so erfreuen wir uns vielmehr des erhebenden Gedankens, daß nur aus dem Zusammenwirken der gesammten, zum gesellschaftlichen Leben geschaffenen Menschheit der stetige Kultur- und Kunstfortschritt hervorgehen kann, wie dies auch nicht nur durch die westeuropäische Entwicklung, sondern durch den Gang aller früheren Stilepochen bestätigt wird. Uebrigens blieb der Tradition ungeachtet dem nationalen Geiste des einzelnen Volkes immer noch ein weiter Spielraum zur Entfaltung seiner Kräfte. Woher floß die Umbildung des alten zu einem durchaus neuen Stile, als aus der jugendfrischen Thatenlust der Glieder in der großen germanischen Völkergruppe, der Franken, Deutschen, Burgunder und Longobarden? Die zum Theil vorhistorischen Anfänge der nordischen Bauernkunst, dieser im höchsten Grade nationalen, weil von der Reflexion unberührten Leistungen, gingen keineswegs verloren, sie lieferten vielmehr den hauptsächlichsten Antrieb zur Umgestaltung der von fremdher übernommenen Formenelemente und traten namentlich als deutliche Erinnerungen an die alte Holzschnitzkunst in der Gestaltung der Einzelglieder der Bauwerke und noch bestimmter in der kernschnittartigen Musterung des plastischen Ornaments sowie in einem gewissen phantastischen Zuge der figurlichen Bildungen hervor.

Im weiteren Verlaufe des Mittelalters nahm die Selbständigkeit der nordischen Kunstweise immer mehr zu und verwischte so ziemlich alle Spuren einer unmittelbaren Anlehnung an antikisirende Formen. Ein wichtiger Schritt in dieser Richtung war die Verwendung der heimischen Pflanzen- und Thierformen in der Ornamentik, ebenso die Wiedergabe des nationalen Rassen-Typus in den menschlich-figürlichen Darstellungen der Plastik und Malerei. Man fühlt sich von diesen Werken oft ganz so frisch angemuthet, wie im Kreise der altgriechischen Kunst, wenn auch die tüchtige Körperlichkeit der letzteren im Romanischen in ganz verschiedener und selbständiger Weise durch den Ausdruck seelischer Empfindung ersetzt wird. Die Gothik, obgleich durch die Kreuzzüge, welche die Verbindung des Westens mit dem Orient, der Urheimath des für sie charakteristischen Spitzbogens angeregt, aber auch nur angeregt, denn sie war das

folgerichtige Ergebniß der fortschreitenden westeuropäischen Gewölbkunst, stand endlich wieder als Eigenthum der ganzen germanischen Völkergruppe und als eigenster Ausdruck des nordischen Kunstempfindens da, und bewies ihre gründliche Volksthümlichkeit, die sich wohl mit der der griechischen Kunst messen konnte durch ihre lange Dauer und durch ihre in neuester Zeit mit Glück bewirkte Wiederaufnahme, die noch kein Ende absehen läßt. Wieder ähnlich der griechischen bewegt sich die gothische Plastik und Malerei ganz in den Jedermann verständlichen, damals dem Herzen des Volks besonders vertrauten religiösen Kreisen. Die figurenreichen cyklischen Skulpturdarstellungen an den großen Portalen der Kirchen, die Schnitzaltäre und Bilder brachten den Inhalt der Bibel, die damals für den Laien nicht lesbar war, eindringlich vor Augen, ebenso die Lehren der Moral in deutlichen Allegorien und Symbolen, auch das Weltliche bekam seinen Antheil. An erster Stelle wurden die göttlichen Personen abgebildet und die biblischen Vorgänge geschildert, ein reicher Kreis von christlichen Helden, Heiligen und Märtyrern trat für die griechische Heroenwelt ein, und statt der sagenhaften antiken Stammeskämpfe erschienen die Kämpfe der Engel mit den Teufeln, das jüngste Gericht u. A.

Die Latinität der gelehrten Kreise des Mittelalters hatte sich noch nicht als hindernde Schranke für das gegenseitige Verständniß der verschiedenen Volksschichten geltend gemacht, da die Weltanschauung Aller noch auf dieselben Ziele gerichtet blieb. Erst mit dem Beginn der Renaissancezeit tritt eine Unterscheidung zwischen den Interessen der Gebildeten und Ungebildeten schärfer hervor, und gleichzeitig vollzieht sich ein Bruch in der Kunst, der bis heute fortdauert, den wir aber nicht gerade zu beklagen haben, da er zu einer höheren Kulturstufe führte. Der Humanismus als die wissenschaftliche, die Renaissance als die künstlerische Wiederbelebung der Antike mußten mit ihren gelehrten Anspielungen den breiteren Volksschichten unverständlich bleiben. Fragen wir indeß nach den treibenden Kräften, welche den durch die Renaissance hervorgebrachten Umschwung zur Neuzeit auf allen Gebieten des höheren geistigen Lebens, in Religion, Wissenschaft und Sitten und folgerichtig auch in der bildenden Kunst erst recht zur Wirkung kommen ließen, so finden wir diese in den Erfindungen des Buchdrucks, des Holzschnitts und des Kupferstichs, welche in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts auftraten. Die nun möglich gewordene unendliche Vervielfältigung und Verbreitung der Schriftwerke und Abbildungen

mußte nothwendig eine neue große Epoche für die Menschheit heraufführen. Der Einfluß des literarischen Elements und der vervielfältigten Abbildungen ist seitdem nicht mehr aus dem Betriebe der Kunst zu verbannen und bewirkt unaufhaltsam, nothwendig wie ein Naturgesetz, eine Scheidung des naiven und des gelehrten Kunstschaffens, wobei der letzteren Art der Löwenantheil zufällt. Aber war diese Wirkung die einzig denkbare, sollte man nicht vielmehr aus einer Verbreitung der gedruckten Bücher auf eine Ausgleichung etwa schon früher vorhandener Gegensätze schließen dürfen? Wohl hätte eine Weiterentwicklung in einer einheitlichen Richtung erfolgen können, wenn man dem ungebrochenen Ideale des Mittelalters treu geblieben wäre. Es waren auch Ansätze zu einem solchen Verlaufe gegeben, etwa wie sie Dantes „Göttliche Komödie" und die gleichzeitige bildende Kunst eines Giotto und Orcagna enthalten, aber sie wurden damals, wie jedes streng nationale Element, von dem überwältigenden Zuge zum möglichst genauen Anschlusse an die Antike bei Seite geschoben.

In Italien, ihrem Ursprungslande, hatte die Renaissance eine Art nationalen Hintergrund, der durch die behauptete Abkunft der Italiener von den alten Römern gegeben war, aber die Ausbreitung der Renaissance in den nordischen Ländern, wo sie doch fremd war, wäre ungeachtet der allgemein ihr entgegenkommenden Richtung der Geister dennoch nicht so schnell erfolgt, wenn nicht die Ornamentstiche der Kleinmeister die Vermittlerrolle zwischen den Künstlern der verschiedenen Nationen übernommen hätten. Eine ungünstige Folge des Eindringens der Renaissance in die Länder diesseits der Alpen war das erstmalige Auftreten einer höfischen Kunst, welche mit einer bewußten Bevorzugung der Ausländerei sich in einen scharfen Gegensatz zum nationalen Empfinden stellte. Die Kunstzustände unter den französischen Königen von Franz I. bis auf Ludwig XIV. geben das bedeutendste Beispiel von dem Kampfe zwischen einer von oben her begünstigten ausländischen und der angestammten Art und von der Besiegung der letzteren. Giebt es einen ausgesprocheneren Gegensatz als die höfische, auf Stelzen gehende Malerei eines Lebrun, Coypel, Delafosse und anderer Meister aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. und der gleichzeitigen niederländischen lustigen und derben Bauernmalerei eines Ostade, Jan Steen und Teniers, welche durch die groteske Abneigung des Sonnenkönigs gegen den „Magots" der Niederländer sogar im komischen Lichte erscheint? Und stand nicht in den Niederlanden selbst Rembrandt,

der die biblischen Geschichten in ein volksthümliches Gewand kleidete, in einem ebensolchen Gegensatze zu dem vornehmen Rubens? Indeß waren doch alle diese auf höfischen Antrieb schaffenden, unter dem Banne fremder Ideen stehenden Meister im weiteren oder engeren Sinne Söhne ihres Volks und konnten sich nicht ganz aus dem angestammten Kunstelemente verlieren.

Die wahre Ausländerei fing in Deutschland erst an, als nach der Mitte des 17. Jahrhunderts eine große Anzahl fremder Künstler, Italiener, Holländer, Franzosen, nicht mehr vereinzelt, wie wohl früher, an die deutschen Höfe und Akademien in leitende Stellungen berufen wurden; mit ihrem Wirken erhielt das ausländische Wesen die Oberhand und hob so ziemlich allen Zusammenhang der Kunst mit der Volksseele auf. Die damals stattfindende äußerliche Uebertragung fremder Formen war ganz anderer Art als etwa die um die Mitte des 13. Jahrhunderts erfolgte Aufnahme der französischen Gothik in Deutschland, denn diese wurde fast ausnahmslos durch heimische Meister bewirkt, welche ihre Studien an den französischen Denkmälern mitbrachten und dieselben in dauerndem Zusammenhange mit vaterländischen Ueberlieferungen in freier Auffassung verarbeiteten. Dagegen hielten sich die fremdländischen Künstler des 17. Jahrhunderts ganz abseits vom deutschen Empfinden und ohne Anpassung an seine Forderungen. Zur Entschuldigung des Verhaltens der Höfe in dieser Zeit kann man freilich anführen, daß die Heranziehung fremder Kräfte eine durch die Folgen des Dreißigjährigen Krieges, der die eigene Kultur und Kunst so ziemlich vernichtet hatte, erzwungen war, und ferner, da das Eindringen der fremden Motive schließlich doch einen Fortschritt vorbereitete, indem den nachkommenden deutschen Meistern der Weg geebnet wurde.

In der That gelang es um die Wende des 17. zum 18. Jahrhunderts einigen genialen deutschen Architekten, wie Pöppelmann, Schlüter, Fischer von Erlach, Hildebrandt, Prandauer u. A., von der Nachahmung ausländischer Muster zu einer deutschen Form des Barocks durchzudringen, und namentlich den Palastbau zu höchst verfeinerter und nicht wieder übertroffener Entwicklung zu bringen. Die Ausbildung der Grundrisse, in Rücksicht auf das künstlerische, perspektivische Zusammenwirken einer Raumfolge, die Anlage der Vestibüle, Treppen und Verbindungsgänge gewann erst jetzt einen hohen, früher kaum geahnten Grad der Vollendung. Für den Kirchenbau wurde durch die Ausbildung der Kuppel und ihre Ver-

bindung mit dem Langbau ein Motiv von großartiger Schönheit gewonnen. Neben diesem breiten, in die Augen fallenden Strome der in den Residenzen und den reichen Abteien entstehenden Monumente erhielten sich nur in der bürgerlichen und ländlichen Baukunst, in den abseits der großen Verkehrswege gelegenen stillen Winkeln die bescheidenen Spuren der älteren, wirklich vaterländischen Ueberlieferung im Stile der Deutschrenaissance und selbst der Gothik. Ein bemerkenswerthes Beispiel für die Assimilationsfähigkeit einer fremden Stilart liefert das gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts von Frankreich ausgehende Rokoko; dasselbe erlangt in einer deutschen Umbildung entschiedenes Bürgerrecht und setzt sich in den breitesten Volksschichten fest. Die Rokokoausstattung so vieler deutschen Dorfkirchen ist noch heute den Bauern eng ans Herz gewachsen und selbst in die Verzierung und Einrichtung der ländlichen Wohnhäuser ist derselbe Stil eingedrungen.

Immerhin mag es zutreffen, daß aus der unmeßbaren Tiefe der großen Volksmasse die bewegende Kraft sich erzeugt, welche die Typen der bildenden Kunst ins Leben ruft sowie ihr Durchdringen zur Allgemeingeltung und ihre Dauer veranlaßt; aber die Führerrolle in diesem Werdeprozeß übernehmen immer einzelne Männer der Geistesaristokratie, mögen sie nun entweder schon durch die Geburt über die Menge emporgehoben oder erst aus niedriger Klasse zu freierer Lebensstellung gelangt sein. Allerdings werden diese bevorzugten schöpferischen Naturen sich nur dann zu Repräsentanten ihres Jahrhunderts und ihres Volkes emporringen und sich in solcher Stellung behaupten, wenn ihr Denken und Wollen in Uebereinstimmung mit der Volksseele bleibt. Ein vorzügliches Beispiel in diesem Sinne bietet unser großer Albrecht Dürer, der, auf der Höhe seiner Zeit stehend, den fremden Einfluß keineswegs abweisend, dennoch durchaus das innerlich Volksgemäße festhält. Es entspricht auch nur dem Verhältnisse dieser großen Meister zum Volke, wenn dieses seine ganze Antheilnahme an der Kunst an wenige große Namen heftet, sie allein als Vertreter einer ganzen Epoche feiert und die nebenher ziehenden kleinen Sterne in der Erinnerung verblassen läßt. Indeß darf man wieder nicht vergessen, daß die Ideenkeime, welche die an der Spitze marschirenden Geister zur klaren Verkörperung brachten, ein Allgemeingut ihrer Zeit waren, und daß deßhalb das auftauchende Neue ebensogut Allen wie dem Einzelnen angehört.

Uebrigens mögen die vielen Tausende, deren Leben von harter

Arbeit zur Befriedigung des gemeinen Lebensbedürfnisses ganz ausgefüllt wird, wohl nur in Ausnahmefällen von den Sonnenblitzen gestreift werden, welche gerade von den höchsten Leistungen der Kunst ausgehen. Ganz außerhalb des gewöhnlichen Verständnisses liegen namentlich die Ueberreste der griechischen Antike, die Werke eines Phidias, Praxiteles, Polyklet u. A., soweit sie in Originalen oder Nachbildungen auf uns gekommen sind, und zwar deshalb, weil zu ihrer Schätzung eine gewisse Kennerschaft erforderlich ist, welche nicht einmal in den sogenannten gebildeten Kreisen allgemeiner verbreitet sein dürfte. Die Aufstellung dieser kostbaren Skulpturreste in den öffentlichen Museen und die auszeichnenden zwei Sterne im Bädeker können eine wärmere Antheilnahme des großen Publikums doch nicht herbeiführen, wie denn auch der Besuch im Elgin Room des British Museums, der hauptsächlich die Reste der Parthenonskulpturen enthält, ständig abnimmt und bereits bis auf ein Geringes zusammengeschrumpft ist. Die drollige Kennermiene, mit der so Manche vor gewissen Berühmtheiten, beispielsweise vor dem unschätzbaren Torso des vatikanischen Museums herumstehen, darf uns nicht bestechen, sie fordert eher die Satire heraus. Etwas besser steht es mit der Wirkung, welche die großen Malwerke der Renaissancemeister, der Leonardo da Vinci, Michelangelo und Raffael noch heute hervorbringen, doch kommt das Meiste davon auf Rechnung der vielverbreiteten Wiedergabe durch Kupferstiche. Die größeren Kreise werden an den Kunstwerken immer nur das Stoffartige schätzen: an den Bauten das Kolossale, das kostbare Material, den Geldaufwand, die gemeine Zweckdienlichkeit, aber niemals die Schönheit der Verhältnisse und die Harmonie der Theile; an den Skulptur- und Malwerken den historischen oder genreartigen Inhalt, die Lebenswirklichkeit in der genauen Abschrift der Natur, aber nicht die Lösung des künstlerischen Problems in Form und Farbe.

Der seit dem Beginn der Renaissancezeit deutlicher werdende Abstand zwischen der Auswahl der Nation und der Masse derselben erscheint im 19. Jahrhundert noch unausfüllbarer als früher. Die nun zahllos hervortretenden Veröffentlichungen über Kunstgeschichte und die diese begleitenden eingehenden Abbildungen haben das Studium der alten Monumente aller Länder und Zeiten in Jedermanns Hände und namentlich in die Fachkreise getragen und mußten nothwendig zur Nachbildung anreizen. Durch die photographischen Aufnahmen ist sogar die genaueste Wiederholung der

alten Stilformen bis in die kleinsten Einzelheiten möglich geworden. Diese wichtigen und höchst folgenreichen Errungenschaften der Neuzeit, die man wohl im tadelnden Sinne als Herrschaft des Papiers gekennzeichnet hat, sind aber durchaus nicht abzulehnen, vielmehr müssen ihre Folgen in gutem wie in bösem Sinne durchgekämpft werden. Wenn auch die kunstgeschichtlichen Studien das Naive, einzig auf der Anschauung der nächstliegenden Monumente beruhende und deshalb leichter an der einfachen Fortentwickelung der nationalen Typen festhaltende Schaffen in seinen Wurzeln angreifen, so stellen dieselben andererseits dem überschauenden Geiste das gesammte „Historische Erbe" zur Verfügung und bewirken den Austausch neuer Ideen zwischen räumlich weit getrennten Völkern der Gegenwart. Es mag dem modernen Künstler schwer werden, über den von allen Seiten andringenden Stoff Herr zu werden und obenein seine nationale und individuelle Eigenheit zu bewahren, und zum Beweise dessen begegnen uns in den neueren Bestrebungen so manche verfehlte Galvanisirungsversuche des Abgestorbenen, so manche wilde Pfropfreiser vom fremden Stamm, die bei uns kein natürliches Wachsthum finden können. Das Wiederaufgreifen alter Formen anbetreffend, so ist es doch unthunlich, uns zu dem Kindeslallen anfänglicher Kunstzustände zurückführen zu wollen, wie etwa zu dem vorromanischen, nordischen Gestaltungskreise. Auch die neuste Anlehnung an die ostasiatische Kunstweise, so fruchtbar dieselbe auf die Belebung des Kunstgewerbes und der architektonischen Dekoration eingewirkt hat, kann doch keinen Anspruch erheben, durch die Herübernahme japanischer Hauptformen die Gesammterscheinung unserer Architektur zu beeinflussen, außer etwa im spielenden Sinne in besonderen Fällen.

Einen augenscheinlichen Beweis für die Nachtheile, welche aus der einseitigen Bevorzugung eines fremden, wenn auch noch so vortrefflichen Kunstideals herfließen können, liefert uns die gräzirende Renaissance der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die damals übliche, zum Theil recht äußerliche und den modernen Zwecken **vollständig** widersprechende Uebertragung der griechischen Formen lähmte die selbstschöpferische Thätigkeit und hatte nebenbei eine **vollständige** Verödung des Kunstgewerbes zur Folge, indem die **nothwendige** Wechselwirkung zwischen diesem und der Monumentalkunst verloren ging. Uebrigens war es in dieser Zeit nicht allein die bildende Kunst, welche über dem leidenschaftlichen Erfassen eines fremden Ideals die Pflege der nationalen Eigenheit

aus dem Auge verlor, sondern wir finden denselben Zug auf anderen Gebieten des Geisteslebens wieder. So versuchten unsere Dichter, den Altmeister Goethe an der Spitze, dann Rückert, Platen, Bodenstedt u. A., sich in geistreichen Nachschöpfungen im Sinne der östlichen Völker, der Perser und Indier, und brachten höchst liebenswürdige, vor Allem formvollendete, die Ausdrucksfähigkeit unserer Muttersprache so recht ins Licht setzende Werke hervor. Jedoch konnten diese Dichtungen immerhin nur auf einen engen Kreis wirken, die Antheilnahme des ganzen Volkes konnten sie nicht erringen, ebensowenig wie in der bildenden Kunst die Nachahmungen der griechischen Göttertypen und die Uebertragungen des antiken Tempelgiebels auf das deutsche Wohnhaus. Jedoch hatte um die Mitte des 19. Jahrhunderts namentlich im Wohnbau die akademische Schablone durchaus die Oberhand gewonnen, so daß selbst die konservativsten aller Bautypen, die der Bauernhäuser, durch meist karrikaturartige Nachbildungen der städtischen Wohnhäuser verdrängt wurden. Wie abgeschmackt lächerlich erscheinen in ländlicher Umgebung die steifen, protzenhaft mit Stuckornamentik aufgeputzten und mit Oelfarbe überkleisterten Fassaden und im Innern die „Gute Stube" neben dem engen nüchternen Flur, der an Stelle der alten geräumigen, malerischen Diele getreten ist. Erst in den letzten Jahrzehnten ist eine Besserung in der ländlichen Bauart eingetreten, und zwar auf die Anregung hin, welche von der Erforschung des Bestandes der alten Bauernhäuser ausging, also wieder von einer literarischen Thätigkeit, welche aber diesmal wie schon öfter in fördernder Weise auf das Schaffen zurückwirkt.

Die Fassaden unserer Stadthäuser bilden in ihrem Nebeneinander schon längst einen vollständigen Bilderatlas zu allen Perioden der Kunstgeschichte, sind aber gerade deshalb in ihrer Masse künstlerisch unwirksam. Die Wahl der Formen aus dieser oder jener Stilepoche, obgleich oft mit viel Aufwand von Witz und Geschicklichkeit in Szene gesetzt, läßt dennoch meist gleichgültig, es mögen nun antikisirende Säulen, Pilaster und Architrave oder gothisirende Pfeilerbündel, Blendengiebel und Fialen den Dekorationsapparat bilden, mindestens hinterläßt das ganze Straßenbild wegen seiner Buntheit dem Beschauer keinen deutlichen, am wenigsten einen kunstgemäßen Eindruck. Es wäre auch unnütze Mühe, wenn man unter diesen Fassaden nach volksthümlichen Typen suchen wollte, da die große Masse der Zinshäuser

überhaupt aus dem Bereiche der Kunst ausgeschieden werden muß: es giebt da immer die nöthige Anzahl der polizeilich zulässigen, wesentlich gleichwerthig behandelten Stockwerke mit den üblichen Fensteröffnungen und Thüren versehen, und das Uebrige ist nur ein Ausputz, der nicht aus innerer Nothwendigkeit, sondern aus dem Bestreben nach einem vornehmthuenden, die finanzielle Ausnutzung begünstigenden Aeußeren und in seiner speziellen Form einer Modelaune entsprungen ist. Das hauptsächlich Erfreuliche an der neuesten großstädtischen Massenfabrikation der Miethshäuser dürfte, außer in den Verbesserungen des inneren Durchbaues, in dem gegen früher stärker betonten Relief des Aeußeren, in der vermehrten Anlage von Erkern, Loggien und Balkonen, sowie in der lustigen Belebung der Silhouette durch Giebel und Thürmchen zu suchen sein, welche Vorzüge wohl der Wiederbelebung der Deutschrenaissance zu danken sein dürften. Einen noch größeren Fortschritt gewahren wir im Bau des städtischen und ländlichen Einzelfamilienhauses, welches wohl geeignet ist, ein volksgemäßes Ideal in den verschiedensten Abstufungen von der vornehmen Villa bis zum bescheidenen Arbeiterhause in künstlerischer Auffassung zum Ausdrucke zu bringen, und außerdem dem auf das Malerische gerichteten Zuge der Zeit in voller Freiheit zu folgen. Obgleich das viel gerühmte Malerische gelegentlich wieder zu den verderblichen Auswüchsen gehört, wenn dasselbe mühsam gesucht erscheint und den großen klaren Zug der Linien stört.

Rücken wir nun der großen Frage, was geschehen muß, um uns aus der schablonenhaften Nachahmung veralteter Formen zu einer neuen, frisch empfundenen, dem allgemeinen Verständniß und Empfinden der Jetztzeit entsprechenden, wahrhaft volksthümlichen Kunst hinüberzuretten, etwas näher, so ergiebt sich, daß die Lösung dieser für das nationale Geistesleben wichtigen Aufgabe bereits seit längerer Zeit aus dem Felde des theoretisirenden Meinens in das der praktischen Versuche übergeführt ist. Beispielsweise hat, wie schon oben bemerkt, die neueste von den japanischen Bilddrucken angeregte Richtung in der Dekoration und dem Kunstgewerbe bedeutende Erfolge aufzuweisen; weshalb es in diesem Falle kaum nöthig sein dürfte, die Heranziehung des fremden Elements besonders zu rechtfertigen. Uebrigens müßte die Entwicklung jeder Nation in ein todtes Geleis gerathen, wenn sie sich dauernd auf sich selbst beschränken und jeden fremden Einfluß von sich abwehren wollte, wie dies der Verlauf älterer Kunstepochen

zur Genüge darthut. Weniger unmittelbar als im Kunstgewerbe kann die Anregung von außen auf die von der historischen Ueberlieferung stärker abhängige Monumentalkunst wirken, zu derem Gedeihen in irgend einem Zweige heute mehr als je die akademische Schulung gehört. Die abgeklärte Form, der tiefere Ausdruck der seelischen Stimmung, die technische Vollendung sind nur durch Studien unter der Leitung bewährter Meister zu erreichen. Unerläßliche Vorbedingung jedes Künstlerthums ist zwar stets die angeborene, leicht bewegliche und klar gestaltende Phantasie, aber das Studium ist nöthig, um diese Eigenschaft zur Reife zu bringen, und der freie Weltblick, der den Künstler befähigt, die Kunst seines Volkes und seines Jahrhunderts würdig zu vertreten, fordert eine Vornehmheit der Gesinnung, die meist nur einer bevorzugten Lebensstellung entspringt. Auch das wahre Mäcenatenthum, wenn es wirklich zur Förderung der Kunst geschickt sein soll, setzt einen hohen geistigen Ueberblick voraus, außerdem freilich den Besitz reichlicher äußerer Mittel. Und sind es nicht unsere Könige und Fürsten gewesen, von deren lebendigem Eingreifen in den Kunstbetrieb, unter Voranstellung wesentlich volksthümlicher Ziele, die Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag zu erzählen hat?

Ein erster und wichtiger, schon weiter oben berührter Schritt zum Neuerschaffen einer volksgemäßen Monumentalkunst geschah durch die Wiederbelebung der in Deutschland historisch gewordenen Stilarten, der frühmittelalterlichen, romanischen und gothischen sowie der zur nationalen Anpassung gelangten Renaissance mit Einschluß des Barocks, so lange man diese einzig als Ausdrucksmittel für die modernen Ideen und Bedürfnisse gelten ließ. Leider gewann bald die Betonung des historischen Ideals sowohl in der mittelalterlichen wie in der antikisirenden Richtung die Oberhand, und ließ vergessen, daß die moderne Volksthümlichkeit gegen früher eine andere geworden war. Es giebt aber in der Architektur, von der soeben die Rede ist, einen höchst beachtenswerthen Fortschritt, der von der Ausbildung der Einzelgliederungen im stilistisch-historischen Sinne ganz unabhängig ist und gerade deshalb wohl geeignet sein dürfte, zur Entwirrung des modernen Stilchaos beizutragen. Es ist dies die von der Technik und dem Bedürfnisse ausgehende Umgestaltung der Raumtypen, welche schließlich wieder mächtig auf die künstlerische Charakteristik in der Gesammterscheinung der einzelnen Gebäudeklassen zurückwirkt. Wenn man sich erinnert, welchen hohen Grad

von Ausbildung in jüngster Zeit die Anlage der öffentlichen Gebäude zu Profanzwecken, der Parlamentshäuser, Justizpaläste, Museen, Theater u. s. w., in Absicht auf Klarheit und Zweckdienlichkeit der Grundrisse, auf künstlerisch perspektivisches Zusammenwirken der Räume, auf Weiträumigkeit und Beleuchtung gewonnen hat — übrigens, beiläufig gesagt, ein Verdienst der öffentlichen Wettbewerbe —, so wird man gern zugeben, daß die meist von äußeren Umständen abhängige Wahl des stilistischen Apparats, die spezielle Durchbildung der Einzelgliederungen, gegen diese Vortheile in die zweite Linie zurücktritt, mindestens nicht von grundlegender Wichtigkeit ist, da die charakteristische Gesammtwirkung des Bauwerks sowohl mit der einen wie der anderen Stilform hätte erreicht werden mögen. Die sich immer mehr bahnbrechende, über der historischen Schablone stehende freie Erfindung, welche die charakteristische Erscheinung für jede Gebäudeklasse einzig aus ihren inneren Zwecken mit Benutzung der technischen Fortschritte, namentlich in den Deckenkonstruktionen durch Zuhilfenahme des Eisens, herausarbeitet, kann schließlich nicht verfehlen, der Baukunst der Gegenwart den Stempel der Originalität aufzudrücken. Man darf auch wohl hoffen, daß solche allein aus gesunden Voraussetzungen, ohne absichtliche Spekulation auf Volksgunst und sensationelle Neuheit, aus der höchsten Blüthe der modernen Kultur entsprungenen Werke sich einen allgemeineren Antheil gewinnen werden, wie denn ein ähnlicher Rückweg aus dem Gebiete der hohen Kunst in breitere Schichten, in der Poesie und Musik thatsächlich stattgefunden hat. So sind beispielsweise die Dramen Schillers und die Opernmelodien Webers wahres Volkseigenthum geworden.

Sehen wir uns nun nach den Bahnen um, welche die Plastik einzuschlagen hätte, um das auszudrücken, was Herz und Gemüth der modernen Menschheit nahesteht, so finden wir zunächst, daß ihr ein älterer wirksamer Stoffkreis so ziemlich ganz verloren gegangen ist. Die Plastik kann nicht mehr wie im Mittelalter ihre Volksthümlichkeit auf die religiöse Begeisterung gründen, denn wie man ohne Weiteres zugeben wird, reicht es in der Neuzeit nicht mehr aus, eine Statue oder Relief durch ihre Verbindung mit einem kirchlichen Bauwerke populär zu machen. Auch sind die meisten neueren Leistungen der Kirchenplastik viel zu akademisch leer oder rationalistisch kalt, um von ihnen eine tiefere Wirkung auf das Volksgemüth erhoffen zu können. Im Ganzen hat aber die religiöse Stoffwelt keinen Ersatz durch eben so Eindringliches gefunden.

Wir sehen ganz ab von den kläglichen, dem antiken Ideenkreise aufgepfropften und deshalb für die Menge gänzlich unverständlichen Allegorien, von den erzählenden Friesen und Giebelfeldern, welche antike Mythologie und Sage wieder aufwärmen, deren Inhalt aber Niemand entziffern mag. Die Wiedergabe von Kampfszenen aus unseren letzten Kriegen erwecken schon einen allgemeinen Antheil, obgleich dieselben bei vorwiegend realistischer Auffassung mehr auf das patriotische als auf das künstlerische Gefühl wirken. Als goldene Lichtpunkte erscheinen dagegen die Verkörperungen unserer großen Fürsten sowie der Helden auf den Gebieten des Krieges, des Staatslebens, der Wissenschaft, der Dichtung und Künste; diese sind es, welche uns vollwerthig die griechische Heroenwelt ersetzen; und es wäre wohl zu wünschen, daß ihre Darstellung sich nicht nur auf Statuen, Büsten und Medaillonköpfe beschränkte, sondern auch die Höhepunkte ihres Handelns, mehr als bisher geschehen, zur Anschauung brächte. Eine andere frische Quelle der Erfindung öffnet sich dem Künstler in den deutschen Märchen- und Sagenkreisen, obgleich sich der poetische Zauber dieser Gestalten leicht unter der unvermeidlich realistischen Wiedergabe durch die Plastik verflüchtigt. Der Inhalt der Edda, sicher auf altgermanischer Grundlage beruhend, und die Urform unseres Nibelungen-Epos enthaltend, hat sich bisher, einige neueste Beispiele abgerechnet, besonders spröde für die bildende Kunst bewiesen. Das meiste auf diesem Felde Versuchte ist verunglückt oder wirkungslos geblieben, vielleicht weil diese Schemen erst wieder durch die neuere Dichtung mit Fleisch und Blut bekleidet und für das Volksbewußtsein aufgefrischt werden müssen, wie dies Richard Wagner in seinen Opern mit Glück versucht hat. Der wahre Ausgangspunkt für die moderne Plastik liegt aber in der Verklärung der wirklichen Lebensvorgänge der Gegenwart, in dem Erfassen ihres idealen Kerns. Es möge hier nur beispielsweise an die von einigen belgischen Bildhauern geschaffenen Arbeitertypen erinnert werden.

Die Malerei, als die leichtbeweglichste der bildenden Künste, hat am Früheſten und am Entschiedendsten in neue Bahnen eingelenkt; sie hat sich förmlich in neuen überraschenden Wendungen überstürzt, aber es ist doch die Frage, ob sie im Ganzen populärer geworden ist. Es wirkt ja im hohen Grade fesselnd, wenn Boecklin und seine gleichstrebenden Nachfolger die Natur im Sinne des antiken Pantheismus neubeleben, oder wenn andere Meister aus einer traumhaften Ideenwelt, vielleicht schon in Ueberschreitung der

Grenzen des malerisch Darstellbaren, ihre Stoffe schöpfen. Jedoch dürfte das Alles nur Kaviar für das Volk sein. Im Allgemeinen dürfte für die Wahl der passenden Stoffkreise für die moderne Malerei dasselbe gelten, was vorhin für die Plastik als dienlich anerkannt werden mußte. Besonders wichtig für die Verbreitung der malerischen Schöpfungen erweisen sich die Abbildungen derselben durch Holzschnitt, Kupferstich und Photographie, welche entweder als Zimmerschmuck und noch stärker als Inhalt der illustrirten Zeitschriften in alle Kreise dringen. Selbst die jetzt wiederbeginnende künstlerische Auffassung des Plakatwesens und der neueste Sport der Ansichtskarten sind keineswegs als volksthümliche Bildungsmittel zu verschmähen.

Wie es heute den Anschein hat, soll sich wieder, wie schon in früheren Epochen geschehen, ein neuer Stil der Monumentalkunst aus dem Kunsthandwerk entwickeln; und vielleicht ist dies der einzige gangbare Weg, auf dem frisch erfundene, aus der Tiefe des Volksgemüths geschöpfte Motive in das Kunstschaffen eingeführt werden können und überhaupt die Kunstpflege möglichst wieder zum Gemeingut erwachsen kann. In den letzten Jahrzehnten ist man vielfach bemüht gewesen, den alten Resten des landschaftlich eigenartigen Kunsthandwerks nachzuspüren und dieselben als Vorbilder zu benutzen. Große Erfolge haben diese Galvanisirungsversuche der alten Bauernkunst zwar nicht gezeitigt, jedoch führt vielleicht der gleichzeitig in Aufnahme gekommene und mit diesen Bestrebungen in Verbindung stehenden Handfertigkeitsunterricht für die Jugend näher zum Ziele. In den deutschen Schulen erlernen die Schüler die Kerbschnitzerei in Holz, welche schon in den Grabbeigaben der vorhistorischen Urzeit bedeutende Spuren hinterlassen hat und deren Einwirkung sich im romanischen Steinornament und noch viel später in den Verzierungen der Holzbauten verfolgen läßt, außerdem die Stickerei, wieder im engen Anschluß an die althergebrachten, zum Theil noch heute in Uebung stehenden Bauernmuster. Es ist leicht zu übersehen, daß sich diesen Bestrebungen zwangslos ein Unterricht im Entwerfen von Vorlagen für Gewebe, Tapeten, Gefäße u. s. w. anschließen ließe, wie derselbe thatsächlich in den mit unseren Kunstgewerbe-Museen verbundenen Lehranstalten ausgeübt wird. Der Handfertigkeitsunterricht in Schweden scheint dagegen keine Berührung mit dem Kunstgebiet anzustreben, wie nebenbei bemerkt sein mag. Man will hier den Schülern die Fähigkeit beibringen, die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens

selbst herstellen zu können, wie dies meist bei einem primitiven Bauernthum nothwendig war und heute immer noch als Anregung zu einer Thätigkeit im höheren Sinne dienlich sein könnte. Für die Knaben sind in Schweden Uebungen in den Tischler-, Drechsler-, Papp- und Schlosserarbeiten vorgeschrieben, für die Mädchen hauptsächlich Schneidern und Kochen.

Kommen wir nun noch einmal auf die Stellung des modernen Künstlers zurück, der aus innerer Nöthigung und im Gefühl selbsteigener Schöpferkraft sich berufen fühlt, an der großen Aufgabe des Wiederaufweckens einer Volkskunst mitzuarbeiten, so ist es zwar nicht unerheblich, ob derselbe aus den mit klassischer Vorbildung ausgerüsteten, auf Akademien weitergebildeten Kreisen hervorgeht, oder ob er sich aus dem Kunsthandwerk mehr mit Betonung des Könnens als des Wissens heraufarbeitet, aber eine Klassifizirung der Künstler kann aus diesen Bedingungen des Herkommens nicht abgeleitet werden. Die echte Kunst ist weder aristokratisch, noch demokratisch, sie umfaßt alle Volksschichten. Es ist ein aus der Kinderstube geholter Begriff, wenn Jemand glaubt, zum Volke herabsteigen zu müssen; und ebenso wenig wird die volksthümliche Kunst von und für Handwerksburschen geschaffen.

An dieser Stelle wäre noch ein Blick auf eine Gruppe von Künstlern zu werfen, welche denen mit korrekterem Lebensgange als Gegensatz, zugleich als nothwendige Ergänzung gegenüberstehen. Es sind dies die Leute der sogenannten „Bohème“, des Zigeunerthums, welches einen wesentlichen Theil des jüngeren, von keinen Regeln der gesellschaftlichen Konvenienz beschwerten Nachwuchses in sich einschließt. Literatur, Musik und Schauspielerthum stellen wohl die Mehrzahl dieser Klasse, aber auch in der bildenden Kunst sind solche Elemente ziemlich zahlreich vertreten. Diese Bohèmiens bringen die unverfälschte Frische der Empfindung mit und sind geborene Verächter jedes blinden Autoritätsglaubens; da sie meist durch einen inneren mächtigen Trieb zur Kunst gedrängt sind, so wirken sie aufrüttelnd gleich den Hechten im Karpfenteich und sind stets geneigt, neuen Anschauungen und Idealen zu huldigen. Indeß finden auch die besseren Mitglieder dieser Klasse ihren Weg in die Geistesaristokratie und treten dann um so kräftiger in den großen Wettbewerb um die höchsten Ziele der Kunst ein, im besten Falle ohne ihren ursprünglichen engen Zusammenhang mit der Volksseele zu verlieren. Allerdings giebt es unter ihnen auch spekulative Köpfe, welche dem Gelderwerbe nachgehen und sich gelegentlich zu

einem Protzenthum entwickeln, das zwar in der Neuzeit volksthümlich genug zu werden scheint, aber doch für die Kunst nicht in Rechnung zu bringen ist.

Um es zum Schluß nochmals zu wiederholen: es leiten jene Tagesstimmen zum falschen Ziel, welche im Demokratisiren der Kunst das einzige Mittel für die Zukunft suchen, und ebenso falsch ist es, wenn der Künstler im einseitigen Bildungshochmuth das Bedürfniß und Verständniß der Menge mißachtet, deshalb den Zusammenhang mit der Allgemeinheit des Volkes verliert und sich allein auf der Höhe seiner Individualität oder allenfalls im kosmopolitischen Sinne als Vertreter der ganzen Menschheit fühlen will.

Xenophanes.

Von

A. Döring.

Kleinasien, das Land, an das sich heute wieder erhebliche deutsche Interessen knüpfen, hat im Alterthum den unvergänglichen Ruhm, daß in seinen Städten die Wiege der europäischen Wissenschaft gestanden hat. Die Naturspekulationen der drei großen Milesier, des Thales, Anaximander und Anaximenes machen den Anfang. Die Gedanken des Ephesiers Heraklit und die Anregungen, die von dem Samier Pythagoras ausgehen, bilden zusammen mit der weltabgewandten Spekulation des Parmenides einen wichtigen Theil der Quellbäche, aus denen der mächtige Strom des Platonismus zusammenrinnt. Eine nicht unerhebliche Bedeutung für diese großen Zusammenhänge hat dann ferner auch der dem jonischen Kolophon entstammte Dichter, Denker und Rhapsode Xenophanes. Er ist nicht nur der Vorläufer und Wegbahner des Parmenides; er hat Heraklit durch einige seiner naturwissenschaftlichen Spekulationen beeinflußt; er hat durch die unerhörte Kühnheit seiner Kritik der Volksreligion zuerst bahnbrechend und befreiend auf das ganze antike Denken gewirkt.

Was ihm aber eine besondere Anziehungskraft verleiht, das ist nicht so sehr seine Bedeutung als Denker, als der auch noch durch die spärliche Ueberlieferung hindurchleuchtende Reiz der Persönlichkeit. Wenn es mir, wie ich hoffe, gelingt, die mannigfachen dunklen Stellen in seinem Bilde in neuer und befriedigenderer Weise als bisher zu erhellen, so wird sich, wie ich meine, ein auch für weitere Kreise höchst anziehendes Kulturbild ergeben.

An die Gedankenwelt des Xenophanes knüpfen sich zwei noch unausgetragene Kontroversen. Einestheils ist es streitig, ob er neben der erhabenen Einheit des Göttlichen, die er lehrte, die Volksgötter noch habe bestehen lassen. Diese Annahme ist von Freudenthal (Ueber die Theologie des Xenophanes, Breslau 1886) nachdrücklich vertheidigt und von Zeller ebenso entschieden bestritten worden. Anderntheils ist es zweifelhaft, ob wir in gewissen späteren Berichten über die Argumente für seine Alleinheitslehre ein authentisches Zeugniß oder eine spätere Umgestaltung zu sehen haben. Hier ist als zäher Vertheidiger der Authentie in einer Reihe von Abhandlungen Franz Kern aufgetreten (noch zuletzt in einer sehr hübschen populären Vorlesung über Xenophanes im 2. Bande seiner „Kleinen Schriften" 1898), während auch hier Zeller als Gegner auftritt.

Ich hoffe, die erste dieser beiden Kontroversen im Wesentlichen dadurch im Sinne der Zeller'schen Annahme zum Austrag zu bringen, daß ich — was ja auch sonst das Interesse an seinem Lebensgange erhöht — verschiedene Phasen seiner Entwickelung mit wechselnder Stellung zu dem fraglichen Problem annehme. Die zweite Frage wird sich durch den Nachweis der ganz archaistischen Beschaffenheit der in Betracht kommenden Argumente im Sinne Kern's entscheiden lassen.

Xenophanes war geboren um 570 vor Chr. in der kleinasiatisch-jonischen Stadt Kolophon. Nach dem erhaltenen Bruchstück einer seiner Elegien (Diog. Laert. IX. 18) blickte er zur Zeit der Abfassung derselben auf ein im Alter von 25 Jahren begonnenes 67jähriges Wanderleben durch die hellenischen Lande zurück. Diese Elegie fällt also ungefähr ins Jahr 478, und er war zur Zeit ihrer Abfassung 92 Jahre alt. Nach der oben angeführten Stelle des Diogenes Laertius war er aus seiner Vaterstadt vertrieben (oder verbannt) worden. Der Zeit nach fällt der Beginn seiner Heimathlosigkeit mit der Unterjochung Joniens durch Cyrus 545 zusammen. Es darf also vermuthet werden, daß seine Anhänglichkeit an die nationale Unabhängigkeit der Grund seiner Vertreibung gewesen ist. Dazu stimmt auch, daß er in höherem Alter anscheinend eine neue Heimath im unteritalischen Elea, der Gründung der durch die gleiche Freiheitsliebe zur Aufgabe der kleinasiatischen Heimath getriebenen Phokäer gefunden hat. Doch davon später.

Unter seinen Dichtungen wird ein völlig verschollenes Epos, „Die Gründung Kolophons" genannt. Muthmaßlich hatte er diese

Dichtung noch während des Aufenthalts in der Vaterstadt verfaßt. Kolophon wird unter den sieben Städten, die sich um den Ursprung Homers stritten, an dritter Stelle genannt, ein Beweis, daß es ein alter Sitz der epischen Dichtung war. Vielleicht verfolgte sein Epos auch den Zweck, gegenüber der drohenden Unterjochungsgefahr den Patriotismus seiner Landsleute wachzurufen.

Auch für seine Elegiendichtung konnte er Vorbild und Anregung noch in seiner Vaterstadt erhalten, wo um 600 einer der hervorragendsten Elegiker, Mimnermus, blühte. Doch läßt sich unter den von ihm erhaltenen Elegien oder Elegienbruchstücken nichts mit Sicherheit auf die Zeit vor seiner Auswanderung zurückdatiren. Zeitlich nicht allzu fern von der Katastrophe scheint das Bruchstück zu liegen, in dem er schildert, wie in der letzten Zeit vor der Unterjochung die Bürger Kolophons den Luxus und die Weichlichkeit der Lyder angenommen hatten und nur in Purpurgewändern, salbenduftend und mit gekräuseltem Haar auf dem Markte erschienen (Kersten, Fragm. 20).

Damals war der mündliche Vortrag der Geisteswerke noch die normale und fast ausschließlich übliche Form ihrer Veröffentlichung. Gewiß ist er schon in seiner Vaterstadt bei Götterfesten im musischen Wettstreit mit seinen Dichtungen aufgetreten. Nach seiner Vertreibung trug er als wandernder Rhapsode seine eigenen Dichtungen vor (Diog. L. a. a. O.), wohl auch als Mittel, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen.

Die beiden uns vollständig erhaltenen Elegien zeigen uns Xenophanes als einen Mann von ernstem, idealem, das Geistige und Sittliche hochschätzendem Sinne. Die eine (bei Kersten Fr. 21) schildert die Vorbereitungen zu einem reichen, glänzenden Gastmahle zu Ehren eines Gottes. Er knüpft daran die Mahnung, beim Gelage mit reinem Sinne die Götter zu ehren und um gerechten Sinn anzuflehen, sowie mäßig zu genießen, um auch ohne Hilfe des Sklaven seine Wohnung erreichen zu können, beim Mahle selbst aber nicht Streitigkeiten, Possen oder erdichtete Fabeln von den Kämpfen der Titanen, Giganten oder Kentauren vorzubringen, sondern Tüchtiges aus eigenem Erleben oder Gedanken über die Tugend. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir auch diese noch von frommem Glauben an die Volksgötter erfüllte Dichtung noch in das Jugendalter des Dichters verlegen. Später ändert sich diese pietätvolle Stimmung gewaltig.

Die andere Elegie (Kersten 19) beklagt die übermäßige Schätzung

und Ehrung der Olympiasieger seitens ihrer Mitbürger. Dadurch werde weder die materielle Blüthe, noch die gute Zucht gefördert und die Weisheit, wie er sie vortrage, entbehre der gebührenden Würdigung.

Von Charakterfestigkeit und sittlichem Ernst zeugt auch eine Antwort, die er dem Musiker Lasos von Hermione gegeben haben soll. Als dieser ihn der Feigheit beschuldigte, weil er nicht mit ihm würfeln wollte, sagte er: gerade die Einwilligung zum Verwerflichen würde Feigheit sein (Karsten 36).

Ein Mann von so ernstem und auf das Geistige gerichteten Sinne nahm selbstverständlich die auf seinen Wanderzügen sich ihm darbietenden Bildungsgelegenheiten eifrig wahr. So wird er auch von den milesischen Denkern einige Kenntniß genommen haben. Theophrast hatte ihn geradezu als Schüler des Anaximander bezeichnet (Diog. L. IX. 21), der dort muthmaßlich um 547 sein Buch „Ueber die Natur", die erste wissenschaftliche Schrift, veröffentlichte, während Sotion, der alte Historiker der Philosophenfolgen, ihn nur als dessen Zeitgenossen bezeichnete. In der That ist Anaximander bald nach 547 gestorben (D. L. II. 2). Dagegen hat er (nach Diog. L. IX. 19) einen Hauptlehrsatz des Anaximenes, den Satz, daß die Welt athme, ausdrücklich verworfen. Ebenso hatte er in späteren Jahren bei längerem Aufenthalt in Unteritalien Kenntniß von der Seelenwanderungslehre des Pythagoras genommen. In dem Bruchstück einer Elegie (Karsten 18) erzählt er die Anekdote, Pythagoras habe, als einst in seiner Gegenwart Jemand einen Hund mißhandelte, diesem Einhalt geboten, da er in den Klagelauten des Thieres die Stimme eines ihm lieben Verstorbenen erkenne. Dies ist zugleich das älteste und das einzige zeitgenössische Zeugniß über den Pythagoreismus. Als Vertreter eines vielseitigen Wissens nennt Heraklit (um 480—470) den Xenophanes neben Hesiod, Pythagoras und dem vielgewanderten Geschichtsschreiber Hekatäus von Milet zum Belege des Satzes, daß „Viellernerei die Denkkraft nicht fördere" (Diog. L. IX. 1).

Vornehmlich aber müssen auf seinen Wanderungen die von Stamm zu Stamm, von Stadt zu Stadt wechselnden religiösen Vorstellungen und Gebräuche sein Nachdenken rege gemacht haben. Die Frage nach dem Wesen der Gottheit tritt dauernd in den Mittelpunkt seines Denkens. Er ist nicht Physiker, wie Thales und seine Nachfolger, sondern „Theologe". Die Frage, wie man die Gottheit zu denken habe, wird das sein Interesse ausschließlich

beherrschende Problem; sie bestimmt auch die Weise, in der er für den Fortgang des Denkens fruchtbar geworden ist, und den Platz, den er in der Geschichte der Philosophie einzunehmen hat. Mit Recht hat daher auch Theophrast in seiner „Geschichte der physischen Lehren“ unter ausdrücklicher Angabe dieses Grundes ihn als eigentlich nicht in das physische Gebiet gehörig bezeichnet (Diels Doxographi 480).

Und zwar hat er hinsichtlich dieses ihn fortan durchs Leben begleitenden Problems anscheinend zwei verschiedene Phasen durchlaufen. Die ältere ist die der leidenschaftlichen Bekämpfung der herrschenden Religionsvorstellungen, die sich zu skeptischen Klagen über die Schwäche des menschlichen Erkenntnißvermögens überhaupt steigerte, die spätere die einer denkenden Konstruktion des Göttlichen nach dem ihm vorschwebenden Ideal. Wir können die erstere Phase, die des Ankämpfens gegen die Volksmythologie und des Zweifels am menschlischen Erkenntnißvermögen auf diesem Gebiete, nach den Gedichten, in denen sie niedergelegt war, auch die der Sillen nennen. Die andere, die des positiven Konstruirens, ist die seines großen Lehrgedichtes, herkömmlicher Weise, aber gewiß nicht von ihm selbst „Ueber die Natur“ betitelt. Es ist wahrscheinlich, daß er dieses Gedicht erst im höheren Alter verfaßt hat, als er in Elea am Golf von Neapel einen Ruhesitz gefunden hatte. Daß er in Elea heimisch geworden, beweist außer der Thatsache, daß der um 540 in Elea geborene Parmenides sein Schüler war (Aristot. Met. I. 5, Diog. L. IX. 21, Diels Doxogr. 480), die Angabe, daß er auch die Gründung Eleas in einem Epos, und zwar in 2000 Hexametern, besungen habe (Diog. L. IX. 20). Die heldenmüthige Freiheitsthat der Phokäer, die Angesichts der medischen Unterjochung 546 mit Weib und Kind ihre Stadt im Stiche ließen und zu Schiffe eine neue Heimath suchten, die sie nach vielen Nöthen und Gefahren in Elea fanden (Herodot I. 162—167), war ein Thema, das eng mit seinen eigenen schmerzlichen Jugenderinnerungen zusammenhing, ein vergrößertes Spiegelbild seines eigenen Geschickes. Gerade in einer solchen Umgebung mußte er sich heimisch fühlen. Daß aber überhaupt seine dichterische Ader bis ins höchste Greisenalter nicht versiegt war, zeigt schon das Eingangs erwähnte Elegiebruchstück des Zweiundneunzigjährigen, das wohl schon jenseits seines siebzigjährigen Dichterjubiläums liegen mochte.

Hinsichtlich dieser beiden Phasen seiner Stellung zum theologischen Problem haben wir nun das Nähere beizubringen.

In beiden Gedichten eröffnet Xenophanes der Poesie ein neues Gebiet. Beide sind in Hexametern abgefaßt; beide übertragen den epischen Vers auf das Lehrgedicht. Die Sonderung beider Phasen aber, die Verbindung der skeptischen Aussprüche mit dem Tadel der herkömmlichen Göttervorstellungen und die Zuweisung beider an seine mittleren Jahre einerseits, die Verlegung der positiven Lehre über das Göttliche in sein höheres Alter andererseits beruht nicht auf bloßer Vermuthung, sondern auf einem positiven Zeugnisse, das trotz Zeller's Einspruch diese Annahme vollständig zu begründen scheint.

Timon von Phlius, der geniale Anhänger und „Prophet" des radikalen Skeptikers Pyrrhon von Elis, dem dritten vorchristlichen Jahrhundert angehörig, hat ebenfalls Sillen verfaßt. Ein Sillos ist eigentlich ein scheel und höhnisch blickender Mensch, dann übertragen ein Spottgedicht. In den drei Büchern dieser Sillen nun, deren Ton und Plan die erhaltenen Bruchstücke noch erkennen lassen, in denen er die ganze ältere und zeitgenössische Philosophie als dogmatisch aufs Schärfste angriff, hatte er unserem Xenophanes eine hervorragende Rolle zugetheilt. Sein Angriff war in die höchst geistvolle Parodie der Hadesfahrt des Odysseus (Odyss. XI) eingekleidet. Im ersten Buche schilderte er in homerischen Wendungen einen gewaltigen Redekampf der Philosophen im Hades. Im zweiten Buche erschien dann der Schatten des Xenophanes, des von den Illusionen des Dogmatismus fast freien „Homerzerstampfers", der die Gottheit fern von Menschenart vorgestellt habe, und erklärte dem fragenden Timon die einzelnen Gestalten dieses philosophischen Schattenreichs in beißenden Sarkasmen. Dabei nun läßt ihn Timon klagend auf die dogmatische Wendung seines späteren Denkens hinweisen. Er läßt ihn sich selbst als einen „nach zwei Seiten Blickenden" anschuldigen und in die Klage ausbrechen, daß er noch in hohem Alter, der skeptischen Vorsicht vergessend, auf Abwege des Denkens gerathen sei und eine bestimmte positive Ansicht über das Wesen der Gottheit aufgestellt habe.

Diese bemerkenswerthen Verse des Timon scheinen uns zu berechtigen, sowohl die Bruchstücke der hexametrischen Dichtungen des Xenophanes, in denen er sich zu einem zweifelnden Verhalten bekennt, als auch diejenigen, in denen er die herkömmlichen Göttervorstellungen angreift, einer früheren Zeit und den Sillen zuzuweisen, seine positive Lehre über das Göttliche dagegen dem höheren Alter und dem Lehrgedicht.

Kommen wir zunächst auf die Phase der mittleren Jahre! Sein Zweifel an der herrschenden Götterlehre entspringt ganz und gar seinem sittlichen Bewußtsein. Am verfeinerten sittlichen Gefühl einer fortgeschrittenen Bildungsstufe gemessen, können die überlieferten Göttergestalten nicht bestehen. Es ist ganz derselbe innerreligiöse Prozeß, der in der Sphäre der biblischen Religion bei Ezechiel, bei Jesus zu Tage tritt, nur im Falle des Xenophanes in der Negative verharrend. „Alles haben Homer und Hesiod den Göttern beigelegt, was bei den Menschen schimpflich und tadelnswerth ist, Stehlen, Ehebrechen, einander betrügen, und fast alle ungesetzlichen Werke haben sie von den Göttern ausgesagt" (Kersten Fr. 7). Diese anstößige Erscheinung hat aber ihren begreiflichen Grund. Die Götter sind von den Menschen nach dem Bilde ihres eigenen Wesens, ihrer eigenen Gebrechlichkeit und Unvollkommenheit, geschaffen. „Die Menschen wähnen, die Götter würden geboren wie sie selbst, sie legen ihnen das eigene Fühlen, die eigene Gestalt und Stimme bei. Würden ja auch Rinder, Löwen oder Pferde, wenn sie Hände hätten und malen könnten, die Gestalten der Götter nach ihrem eigenen Bilde formen. So stellen auch die Neger ihre Götter schwarz und plattnasig, die Thraker die ihrigen blond und blauäugig dar" (K. 5).

Das sind die dürftigen Ueberreste, die von den Ausführungen der Sillen über die Götterfrage auf uns gekommen sind. Aber sie genügen, um uns zu zeigen, in welchen Bahnen das Denken unseres Dichters auf dieser Stufe seiner Entwicklung sich bewegte, daß wir hier nicht mehr und nicht weniger als eine Art von antikem Feuerbach vor uns haben.

Diese Wahrnehmung einer völligen Abhängigkeit der Göttervorstellungen vom eigenen Wesen ihrer Verehrer aber hat ihn dann offenbar weiter zu jenen allgemeinen Aussprüchen über die Richtigkeit des menschlichen Erkennens überhaupt geführt, die dem Pyrrhoneer Timon so zusagten, daß er ihn trotz seines späteren Rückfalls in den Dogmatismus zum Hadesführer erwählte und damit zugleich zum Altmeister und Schutzpatron der Skepsis proklamirte.

„Es ist nie ein Mensch gewesen und wird nie einer sein, der das Gewisse weiß über die Götter und über das, was er über das All sagt.*) Denn wenn es ihm auch gelänge, das Vollkommenste (d. h. das Richtigste) zu sagen, so weiß er es gleichwohl nicht (d. h.

*) Hier wohl λέγει statt λέγω zu lesen.

auch die richtige Aussage wäre nur ein unkontrolirbarer Zufall); Meinen ist Aller Loos" (K. 15).

Es ist eine Aeußerung von ihm erhalten, in der er sich zu dieser ablehnenden Haltung in der Erkenntnißfrage geradezu in Gegensatz stellt, die wie eine bewußte und absichtliche Revokation derselben klingt und die daher nach unseren Voraussetzungen selbstverständlich dem Lehrgedicht zugewiesen werden muß. „Keineswegs haben von Anfang an die Götter den Sterblichen Alles offenbart, sondern mit der Zeit stoßen sie forschend auf das Bessere" (K. 16). Klingt das nicht gerade, als ob er, umgekehrt wie ihn Timon im Jenseits die dogmatische Verirrung seines Alters beklagen läßt, im Alter die skeptische Stimmung seiner jüngeren Tage einschränken wollte? So gefaßt, bilden diese Verse ein neues bedeutsames Zeugniß für die in seinem Alter eingetretene Wandlung, zu der wir nunmehr übergehen.

Bei diesem positiven Versuche nun ist es nicht mehr der sittliche Gesichtspunkt, der ihn leitet. Dieser würde zur Erfassung der Gottheit als einer sittlichen Persönlichkeit geführt haben. Es ist der Maßstab der absoluten Erhabenheit der Gottheit über das Endliche überhaupt, den er anlegt, und der ihn zu ziemlich naturalistischen Resultaten führt. Wir würden aber vergeblich versuchen, ein irrthumfreies und scharfumrissenes Bild dieser Resultate zu erlangen, wollten wir uns auch hier ausschließlich oder auch nur an erster Stelle an seine eigenen Worte, an die spärlichen und abgerissenen Ueberreste seines Lehrgedichtes halten. Wir müssen uns, um ein festes Grundgerüst zu gewinnen, zunächst an die sekundären Quellen wenden und uns begnügen, die an die betreffenden Stellen des Zusammenhangs passenden Verse des Gedichts an den geeigneten Orten bestätigend einzuschieben.

Von Plato erfahren wir nur (Soph. 242 D), daß die eleatischen Denker überhaupt und Xenophanes insbesondere das All als ein einheitliches Wesen aufgefaßt hätten.

Auch Aristoteles erwähnt seiner ausdrücklich nur an einer Stelle (Met. I. 5). Parmenides habe das einheitliche Wesen der Dinge begrifflich (oder denkend) und damit zugleich begrenzt und bestimmt gefaßt, Melissus fasse es stoffmäßig und damit zugleich unbegrenzt und schrankenlos, Xenophanes aber, der Vorläufer des Parmenides, habe hinsichtlich dieses doppelten Gegensatzes noch keine deutliche Stellung eingenommen, sondern bleibe hinsichtlich derselben bei einer unerkennbaren Haltung stehen, indem er, auf das Weltall

hinblickend, das Eine für die Gottheit erkläre (d. h. sich auf die Behauptung beschränke: es giebt keinen Gott, als die Welt selbst). Ueberdies stehe er in der Ausdrucksform seiner Gedanken hinter Parmenides zurück; dieselbe sei bäurisch (d. h. ungeschult).

Zu diesem Urtheil des Aristoteles nun stehen drei andere Zeugnisse in Widerspruch, die unserem Denker eine sehr bestimmte Stellungnahme zu den in Rede stehenden Grundfragen, der denkenden oder stofflichen Beschaffenheit und der begrenzten oder unbegrenzten Ausdehnung des Göttlichen, sowie eine detaillirte, wenn auch oft noch seltsame und ungelenke Beweisführung für seine Sätze beilegen. Wer sich hier unbedingt auf die Seite des großen Denkers von Stagira stellen will, muß diese Berichte als ungeschichtlich verwerfen; vereinigen läßt sich Beides nicht. Ehe wir uns entscheiden, müssen wir jene drei Berichterstatter hören.

Der kürzeste dieser Berichte ist der der pseudoplutarchischen Stromateis (bei Diels' Doxogr. 580). Es ist ein oberflächliches Sammelsurium von Lehrsätzen des Xenophanes, das aber nach allgemeinem Zugeständniß wenigstens indirekt auf dem großen Werke des Theophrast „Ueber die naturphilosophischen Lehrbestimmungen" beruht.

Trotz der dürftigen Beschaffenheit der hier vorliegenden Nachrichten bieten sie doch einige deutliche Spuren einer von Xenophanes geübten Beweisführung. Es wird bewiesen, daß aus dem Nichtseienden nichts werden kann. Es wird gezeigt, daß im Göttlichen weder ein Herrschafts- noch ein Dienstbarkeitsverhältniß angenommen werden dürfe, weil das Göttliche nicht als bedürftig gesetzt werden darf, sowie daß in ihm nicht eine Vertheilung der Wahrnehmungen (Hören, Sehen) an gesonderte Organe anzunehmen sei.

Der zweite Bericht ist der des Simplicius (Diels 480). In ihm wird zunächst die Bemerkung, die Theorie des Xenophanes gehöre eigentlich nicht in die Geschichte der Physik, weil er das Eins und Alles ausdrücklich mit der Gottheit identifizire, ausdrücklich auf Theophrast's Geschichte der physischen Lehren zurückgeführt. Ob sodann die bei Simplicius sich anschließenden Angaben über die Argumente des Xenophanes ebenfalls aus Theophrast geschöpft sind, ist streitig. Doch wäre es immerhin nicht unwahrscheinlich, daß Theophrast zur Begründung der vorstehenden Behauptung wenigstens in Kürze das Verfahren des Xenophanes gekennzeichnet hätte. Auch scheint nach den zahlreichen vorhandenen Nachrichten über Einzelheiten seiner Naturlehre (von denen nachher) doch Theo-

phrast, auf dessen Schrift die derartigen Angaben durchweg beruhen, ihn nicht mit der vorstehenden Wendung endgültig bei Seite geschoben, sondern eingehender über ihn berichtet zu haben.

Die bei Simplicius sich anschließenden Argumente nun sind folgende: 1. Aus der der Gottheit zuzuschreibenden Allem überlegenen Macht folgt ihre Einheit. 2. Um ferner das Nichtentstandensein, also die Ewigkeit, der Gottheit zu erweisen, habe er dargethan, daß sie durch nichts hervorgebracht werden könne. Nicht durch ein Gleichwerthiges, denn gleich Mächtiges könne sich gegenseitig nicht affiziren, also auch nicht hervorbringen. Nicht durch ein Ungleichwerthiges (nämlich Minderwerthiges; der andere Fall der Ungleichwerthigkeit, die Minderwerthigkeit der hervorgebrachten Gottheit, wird als der Voraussetzung der höchsten Vollkommenheit der Gottheit widersprechend, stillschweigend bei Seite gelassen), denn das hieße die Gottheit aus dem (partiellen) Nichts hervorgehen lassen. 3. Die Gottheit darf weder als unbegrenzt (unendlich), noch als begrenzt (endlich) gedacht werden. Das Unbegrenzte wäre das Nichtseiende, denn es hat weder Anfang, Mitte, noch Ende. (Ein sehr primitiv und archaistisch klingendes Argument, dessen Obersatz lauten würde: Jedes Seiende muß Anfang, Mitte und Ende haben.) Nicht begrenzt, denn das setze ein Anderes, Begrenzendes voraus. 4. Sie darf aber auch weder ruhend, noch bewegt gedacht werden. Nicht ruhend, denn das Unbewegte sei das Nichtseiende, und zwar deshalb, weil es weder zu etwas Anderem, noch etwas Anderes zu ihm komme (wieder ein überaus primitives Argument! Obersatz: Seiend ist, was zu einem Andern kommen oder zu dem ein Anderes kommen kann). Aber auch nicht bewegt, denn das Bewegtwerden als ein Erleiden setze ein anderes Bewegendes voraus.

Wir haben hier unter 3 und 4 die beiden berühmten, dem Xenophanes zugeschriebenen Antinomien vor uns, bei denen die Frage entsteht: Wenn die Gottheit weder unbegrenzt, noch begrenzt, weder ruhend, noch bewegt ist, was ist sie denn? Zur Lösung der zweiten derselben bringt Simplicius folgende Bemerkung bei: Wenn der Gottheit — in einer von ihm angeführten Stelle des Gedichts — Bewegungslosigkeit zugeschrieben werde, so geschehe dies nicht im Sinne der der Bewegung entgegengesetzten Ruhe, sondern im Sinne eines sowohl der Bewegung wie der Ruhe entgegengesetzten Verharrens. Diese Bemerkung ist unzulänglich und wenig verständlich. Die hier nur schwach angedeutete Lösung liegt

wohl darin, daß die dem Göttlichen abgesprochene „Bewegung“ lediglich das passive Bewegtwerden ist. Durch die Verneinung in diesem Sinne ist aber keineswegs ausgeschlossen das aktive Sich-selbstbewegen.

Nach der Analogie dieser Lösung würde sich denn ferner auch die erste der beiden Antinomien erledigen. Begrenzt im passiven Sinne (durch ein Anderes) darf die Gottheit nicht gedacht werden, wohl aber sich selbst begrenzend im aktiven Sinne. Wie dies gemeint, wird sich weiterhin noch genauer ergeben.

Nach meinem Gefühl ist durch die vorstehend skizzirte Argumentation selbst, ihre Beschaffenheit, schon die Echtheit erwiesen. Eine so primitive Argumentationsweise, wie sie sich in den beiden vorstehend markirten Beweisführungen ausspricht, konnte gar nicht ersonnen werden, sondern trägt den unverkennbaren Stempel der Echheit unmittelbar an sich.

Durch diesen Gedankengang erklärt sich aber auch schon theilweise das abschätzige Urtheil und die ablehnende Haltung des Aristoteles. Aristoteles wußte sich den Tiefsinn in den beiden, überdies wohl auch noch unbehülflich ausgedrückten Antinomien, namentlich die erstere (weder begrenzt, noch unbegrenzt) nicht zu deuten, und nahm daher an, Xenophanes bleibe hinsichtlich der dabei zu Grunde liegenden Alternative in der Schwebe und wisse darin noch keine Entscheidung zu treffen. Der andere Punkt, hinsichtlich dessen er ihm eine unklare und unentschiedene Haltung vorwirft, die rein stoffliche oder denkende Beschaffenheit des All, kann erst an späterer Stelle klargestellt werden.

Der dritte Bericht findet sich in der kleinen pseudoaristotelischen Abhandlung „Ueber Xenophanes, Zeno und Gorgias“, deren richtiger Titel aber erwiesenermaßen lauten muß: „Ueber Melissos, Xenophanes und Gorgias“. Hier finden wir in wesentlicher Uebereinstimmung mit der Darstellung des Simplicius, aber etwas eingehender und unter Beifügung einiger weiteren höchst charakteristischen Züge die gleiche Argumentation über die Art, wie das Göttliche gedacht werden muß.

Auch hier wird, wie bei Theophrast, gleich zu Anfang betont, daß die Beweisführung des Xenophanes sich (nicht auf die Natur, sondern) auf das Göttliche richte. Auch hier wird die Einheit und die Ewigkeit mit denselben Gründen, wie bei Simplicius, bewiesen. Beim Beweise für die Ewigkeit findet sich hier ein sinnstörendes Einschiebsel. Bei der Erwägung des Falles nämlich, daß das Gött-

liche aus einem Ungleichwerthigen hervorgegangen sein sollte, wird neben dem berechtigten Unterfall, daß das Hervorbringende das Minderwerthige wäre, auch der unberechtigte Unterfall gesetzt, daß die Gottheit das Minderwerthige wäre. Daß dieser Fall nach den Voraussetzungen des Xenophanes überhaupt nicht gesetzt werden kann, ist bereits hervorgehoben worden. Daß aber hier das gedankenlose Einschiebsel eines Fälschers vorliegt, ergiebt sich noch besonders daraus, daß als Folgerung allein hervorgehoben wird, es müßte alsdann das Seiende aus dem Nichtseienden geworden sein. Diese Folgerung paßt aber nur für den Fall der Minderwerthigkeit des Hervorbringenden.

Auch hier finden sich ferner die beiden Antinomien mit der gleichen Begründung wie bei Simplicius.

Neu und eigenthümlich ist diesem Bericht ein für das Verständniß des Xenophanes überaus wichtiger fünfter Punkt. Aus der Einheit wird nämlich gefolgert, die Gottheit müsse ein durchaus gleichartiges Wesen sein, welches das Sehen, Hören und alle übrigen Sinne überall habe. Hier ist zweierlei zu unterscheiden, die Gleichmäßigkeit der Gestalt und die Weise des Empfindens unter der hier plötzlich neu hinzutretenden Voraussetzung, daß das Göttliche auch ein empfindendes Wesen ist.

Den ersten Punkt anlangend, so würde aus der Ungleichmäßigkeit der Gestalt folgen, daß es Theile von Gott gebe, von denen einer den anderen beherrsche oder von anderen beherrscht werde, was unstatthaft sei. Daraus wird gefolgert, daß der Gott kugelförmig gedacht werden müsse, womit zugleich der Anforderung Genüge geleistet werde, daß Gott weder (durch ein Fremdes) begrenzt noch unbegrenzt sein dürfe.

Bei dieser Kugelförmigkeit könnte man zunächst an das die Welt als feste Kugelhülle umspannende Firmament denken. Xenophanes hat jedoch unzweifelhaft nicht an einen solchen, doch immerhin vielgliedrigen Weltbau, sondern lediglich an die Erdkugel gedacht. Diese ist ihm der wesentliche Inbegriff des Seienden. Doch davon nachher.

Eine Andeutung, daß die Gottheit auch empfindet, und zwar nicht durch gesonderte Organe, sondern als Ganzes, bot schon der dürftige pseudoplutarchische Bericht. Eine vollinhaltliche Bestätigung dieser Lehre bietet ein erhaltener Vers des Gedichtes: „Ganz sieht er, ganz denkt er, ganz hört er"*). Hier tritt sogar zu

*) Οὖλος ὁρᾷ οὖλος δὲ νοεῖ οὖλος δέ τ' ἀκούει.

dem Empfinden noch das Denken hinzu. Es wird hier auch deutlich, wie Aristoteles zu der anderen Ausstellung gegen Xenophanes gekommen sein kann, derselbe verhalte sich zu dem Gegensatze eines denkenden oder materiellen Urwesens indifferent. Aristoteles hat nicht gesehen, daß Xenophanes seinen Gott sowohl ausgedehnt und materiell, als auch denkend und empfindend vorstellt.

Die in diesen Berichten zu Tage tretende Weltvorstellung nebst Begründung ist so eigenartig, daß sie von den Berichterstattern nicht aus den Fingern gesogen werden konnte. Sie muß für authentisch gelten. Daß Xenophanes den leeren Raum um die Erdkugel für ein Nichseiendes erklärt, kann man einem so primitiven Denker nicht übel nehmen. Dagegen ist es erfreulich, daß er noch nicht in den Irrthum des Parmenides verfallen ist, auch die Selbstbewegung dieses göttlichen Wesens, den Prozeß in ihm, zu leugnen und ihn zu einer absolut starren naturlosen, wenn auch denkenden Kugel zu degradiren.

Ein Fragment (K. 1) lautet: „Ein Gott ist, der größte unter den Göttern und Menschen, weder an Gestalt, noch an Sinn den Sterblichen vergleichbar". Dies ist nun das Fragment, auf das hauptsächlich Freudenthal seine Annahme stützt, daß Xenophanes den Göttern des Volksglaubens einen Platz in seinem Weltsysteme eingeräumt habe. Schlechterdings abweisen läßt sich diese Behauptung nicht. Wenigstens in der Beschränkung, daß er irgendwie göttliche, d. h. übermenschliche Wesen angenommen habe. Wenn noch Empedokles und selbst Demokrit von streng materialistischen Voraussetzungen aus die Entstehung von Göttern ebenso begreiflich fanden wie die von Menschen, warum sollte dies nicht auch bei Xenophanes der Fall gewesen sein? Beweiskräftig dafür ist freilich die Stelle nicht, denn ebenso gut kann es sich in der Stelle nur um eine epische Floskel handeln. Jedenfalls ist die Frage, wenn man ihm nur nicht die Vorstellung einer dem Absoluten mehr oder minder gleichberechtigten Götterhierarchie aufbürden will, ohne prinzipielle Bedeutung. —

Es sind von Xenophanes Angaben auch über die Beschaffenheit der Welt im Einzelnen, Erklärungen von Vorgängen und Dingen in der Welt, überliefert. Zeller meint in Beziehung hierauf: „Die physikalischen Annahmen stehen mit dem philosophischen Grundgedanken kaum in irgend einem Zusammenhange, sondern es sind vereinzelte Beobachtungen und Vermuthungen." Das heißt aber doch unserem Dichter und Denker ein ganz unstatthaftes

Armuthszeugniß ausstellen. Gerade seine Doppeleigenschaft als Dichter und Denker nöthigt uns, an diese Angaben mit der Voraussetzung heranzutreten, daß die Gesammtheit seiner Weltvorstellungen als dichterische Anschauung wie als Gedankensystem eine volle Einheit gebildet haben.

Und in der That lassen sich diese Lehren über die Welt durchaus aus seiner Gottesvorstellung ableiten.

Daß die kugelförmige Gottheit stofflich ist, haben wir gesehen. Ueber den Stoff der Dinge in der Welt hören wir nun Folgendes: „Erde und Wasser ist Alles, was wird und sich bildet" (K. Fr. 10). „Alle sind wir aus Erde und Wasser ins Dasein getreten" (Fr. 9). Wenn es dem gegenüber einmal heißt: „Aus Erde ist das Ganze und in Erde endigt das Ganze" (Fr. 8; Diels 284), so muß angenommen werden, daß hier der Zusammenhang die Nichterwähnung des Wassers rechtfertigte. Auch in einem Abschnitte Galens (Diels 481) wird wenigstens für den menschlichen Körper unter ausdrücklicher Berufung auf die Schrift Theophrast's die Behauptung des Bestehens bloß aus Erde scharf zurückgewiesen. Diese beiden Grundstoffe der Gottnatur liegen uns ferner in sichtbarer Vertheilung über die Welt vor. Die Quelle alles Wassers ist das Meer (K. Fr. 11). Die Erde aber „wurzelt" ihrem unteren Theile nach „im Unendlichen" (K. Fr. 12, Diels 376). Dies kann aber, da unserem Denker das Unendliche das Nichtseiende ist, nur bedeuten: sie erstreckt sich nach unten bis an die Grenze des Seienden, bis an die Peripherie des kugelförmigen Gottes. Die obere Fläche ist dann, so weit nicht von Wasser bedeckt, der Schauplatz des Lebens und der Menschengeschichte.

Aus diesen beiden Stoffen seines Gottes nun wird Alles in der Welt abgeleitet. Zunächst ist die Luft weiter nichts als verdunstetes Wasser. Der Salzgehalt des Meeres erklärt sich dadurch, daß bei dieser Transformation in Luft die dem Wasser beigemengten erdigen Bestandtheile zurückbleiben. Die Luft wird zu Wolken, die sich eines Theils wieder zu Regen verdichten, andern Theils zu Winden verflüchtigen (Diels 371). Ganz neuerdings ist ein neues Fragment des Lehrgedichts zu Tage gekommen (Diels, Berichte der Berl. Akad. 1891, Archiv f. Gesch. der Phil. IV. 4), in dem noch bestimmter die Herkunft der Wolken, des Regens, der Flüsse aus dem Meere, sowie der Winde aus den Wolken, also indirekt aus dem Meere gelehrt wird.

Aber auch alle Licht- und Feuererscheinungen über der Erd-

fläche werden aus den Wolken, also indirekt aus dem Wasser, abgeleitet. Wie sich Xenophanes dies Feurigwerden gedacht hat, ist nicht überliefert. „Was sie Iris (den Regenbogen) nennen, auch das ist eine Wolke, purpurn und röthlich und grünlich anzuschauen" (K. Fr. 13). Das St. Elmsfeuer besteht aus Wölkchen, die auf Grund einer gewissen Bewegung leuchtend werden (Diels 347). Auch die Blitze sind ein durch Bewegung Leuchtendwerden der Wolken (Diels 368). Auch Planeten, Sternschnuppen u. dergl. sind nur durch Bewegung feurig gewordene Wolken (ib. 367).

Ja sogar die Gestirne sind weiter nichts als leuchtende Wolken. Sie erlöschen bei Tage, werden aber zur Nachtzeit „wie Kohlen" (d. h. offenbar, wie man langsam fortglimmernde Holzkohlen mit dem Blasbalg wieder in Gluth bringt, also wohl durch Windströmungen) wieder angefacht. Was uns als Aufgang und Untergang erscheint, ist thatsächlich nur Angefachtwerden und Erlöschen (ib. 343).

Selbst die Sonne ist nur eine Ansammlung glühender Wolken, eine Zusammenballung feuriger Theile, die aus der feuchten Ausdünstung des Wassers entstehen. Sie ist beim Aufgange eine andere, als Tags zuvor; jeder Tag hat seine neue Sonne, die weiter nichts ist, als eine atmosphärische Erscheinung. Die verschiedenen Theile der Erdoberfläche haben verschiedene Sonnen. Die Kreisform der täglichen Sonnenbahn ist eine optische Täuschung, hervorgerufen durch die große Entfernung der Endpunkte der Bahn von unserem Standpunkte. Thatsächlich ist die Bewegung der Sonnenwolke ein Schweben in unbestimmter Richtung. Auch die gewöhnlichen Dunstwolken scheinen uns ja bei ihrer Annäherung am Horizont aufzusteigen, bei ihrer Entfernung unter den Horizont herabzusinken. Die Finsternisse entstehen durch theilweises oder vollständiges Erlöschen der Sonnenwolke. Wenn er auf Grund vermeintlicher Zeugnisse behauptete, daß es monatelange Sonnenfinsternisse gegeben habe, so ist dies ganz folgerichtig. Die tägliche Entstehung der Sonne wird ihm, wie die des Regens oder der Dürre, von den Launen des Wettergottes abhängig. Zu gewissen Zeiten geräth auch die Sonnenwolke gleichsam auf einen Irrweg, indem sie sich nach unbewohnten Erdstrecken entfernt. Auch so entstehen Verfinsterungen. Da es nicht wahrscheinlich ist, daß Xenophanes eine doppelte Erklärung der Sonnenfinsternisse gegeben hat, so liegt hier vielleicht ein Versuch vor, den tieferen Stand

der Sonne im Winter und die entsprechende Licht- und Wärmeabnahme zu erklären (Diels 348, 354, 355).

Auch der **Mond** ist eine leuchtende Wolke. Seine Phasen sind weiter nichts als periodische Erlöschungen. (ib. 356, 360.) Dies ist wohl so zu verstehen, daß er dem Monde nicht, wie der Sonne, eine nur eintägige Dauer zuschrieb, sondern ihn im Laufe eines Monats entstehen, langsam anwachsen und ebenso allmählich wieder erlöschen (d. h. sich in Wasser zurückverwandeln) ließ.

Für eine Umbildung des Wassers in Luft scheint er schließlich auch die **menschliche Seele** erklärt zu haben. „Die Seele ist Hauch“ (Pneuma, Diog. Laert. IX. 19).

So wird Alles, was sich auf der Erdoberfläche und im Raume über derselben begiebt, aus dem Wasser abgeleitet. Daß er selbstverständlich auch dem Erdelement einen Antheil an den Gebilden auf der Erdfläche zugewiesen haben wird, bedarf keiner Erinnerung. An dieser Stelle muß die Annahme, daß Xenophanes unter dem kugelförmigen Gott lediglich die Erde verstanden hat, fast zur Gewißheit werden.

Zunächst findet sich von der Annahme einer kugelförmigen Hülle der Welt, eines Firmaments, und von einer Fixirung der Erde im Mittelpunkte dieser Hohlkugel keine Spur. **Ferner:** was sich oberhalb der Erdfläche durch die Umgestaltungen des Wassers abspielt, ist gleichsam nur flüchtige Projektion des irdischen Geschehens über die Grenze des Gottes hinaus ins Leere und Nichtseiende. Durch diese Projektionen wird der Satz nicht aufgehoben, daß der Gott nirgends durch etwas außer ihm Seiendes beschränkt und bestimmt wird, da ja alle diese Vorgänge in voller Abhängigkeit von seiner eigenen stofflichen Grundlage und durch sein eigenes Wirken stattfinden. Vielmehr erhalten gerade durch die Identifikation der Gottheit mit der Erde alle die vorstehend gegebenen naturwissenschaftlichen Einzelerklärungen den von Zeller vermißten Einheitspunkt, und insbesondere erklärt sich durch sie aufs Beste die sonst so auffällige Degradirung der Gestirne vom Range als Himmelskörper zu dem von flüchtigen atmosphärischen Erscheinungen. **Weiter:** es erklärt sich so aufs Beste die sonst so auffällige Angabe, daß die Erde nach unten ihre Wurzeln bis zum Endpunkte des Seienden hinab erstreckt. Sie ist eben selbst der Inbegriff alles Seienden. **Endlich:** eine in **Theile** gegliederte Welt würde dem strengen Einheitspostulate unseres Denkers noch weit entschiedener widersprechen, als die doch von ihm so bestimmt abgelehnte An-

nahme von Organen des Gottes. Wenn ihm zur Verwirklichung der Einheitsforderung nicht einmal der Organismus genügt, dann noch viel weniger der vielgliedrige Bau eines Kosmos.

Ist aber diese Auffassung richtig, so hat nicht erst, wie nach den vorhandenen Nachrichten angenommen werden müßte, Parmenides die Kugelform der Erde gelehrt, sondern der Vorrang in dieser kühnen Lehre gebührt unserem Xenophanes. Der Unterschied ist nur der, daß Parmenides der Erde als einem Einzelgliede des Weltbaues die Kugelform beigelegt hat, Xenophanes aber die Erde zugleich als das Ganze der Welt auffaßt.

Als die treibende Kraft dieser Bewegungs- und Veränderungsvorgänge in der Welt aber betrachtet unser Denker unzweifelhaft die dem Gotte innewohnende geistige, intellektuelle Qualität. „Ohne Ermüdung setzt er durch das Denken seines Sinnes Alles in Bewegung", so lautet ein Fragment. Es muß daher die Richtigkeit einer späteren Angabe (Diels 371), nach der er die Sonne als Ursache des Uebergangs des Wassers in Wolken und Winde bezeichnet hätte, geradezu angezweifelt werden. Eine solche Verwendung erfahrungsmäßiger Naturkräfte scheint seinem spezifisch theologisch oder pantheistisch gearteten Denken durchaus zu widersprechen.

Diese geistige Triebkraft äußert sich aber nicht nur in den Einzelvorgängen der Welt, wie sie gegenwärtig ist, sie umfaßt mit ihrem umgestaltenden Wirken auch das Ganze der Welt, d. h. die Gottheit selbst. Xenophanes bezeugt, daß in einem früheren Zeitpunkt Erde und Wasser noch nicht gesondert waren, sondern eine Schlammmasse bildeten. Nicht als ob sie in diesem Zustande der Qualität nach noch nicht geschieden gewesen wären. Xenophanes ist im Festhalten an der Stabilität dieser beiden Grundstoffe ein Vorläufer der empedokleischen Lehre von den Elementen. Sie waren nicht stofflich eins, sondern als zwei verschiedene Stoffe in einem Zustande völliger Vermischung. Der kugelförmige Gott war einmal ein empfindender und denkender Lehmklumpen. Als Beweis dafür führte er an, daß mitten im Festlande und sogar auf Bergen sich versteinerte Muscheln und in den Steinbrüchen von Syrakus Abdrücke von Fischen und Seetang (so nach einer von Gomperz befürworteten Emendation) gefunden haben. Ebenso auf Paros und Malta im Gestein die Formen der verschiedensten Seethiere. Er erklärt dies ausdrücklich aus einem früheren Schlammzustande, d. h. aus dem Zustande der völligen Durchdringung der beiden Elemente Erde und Wasser. Im Schlamme seien dann später die

Abdrücke hart geworden. Er schließt aus diesen Erscheinungen, daß auch künftig wieder eine solche Durchdringung der beiden Elemente, verbunden mit einem Untergange des Menschengeschlechts, eintreten werde, worauf dann wieder eine neue Weltperiode einsetzen werde und so fort in ewigem Kreislaufe (Diels 566).

Das ist also das endgültige System des Xenophanes, ein primitiver Pantheismus von spinozistischem Gepräge, in dem sich der Dualismus von Stoff und Geist zu einem prinzipiellen Monismus aufhebt und der sich, wenigstens der Intention nach, in keinem Punkte, wie nachher bei seinem Schüler Parmenides durch die unbedingte Leugnung der Bewegung, des Werdens und der Vielheit geschah, zum erfahrungsmäßigen Bestande der Welt in Widerspruch setzt. Es ist ein System von scharfer Ausprägung und strenger Einheit und Folgerichtigkeit. Gewiß hatte Heraklit Recht, wenn er unserem Denker „Viellernerei", d. h. einen Reichthum an vielseitigem, durch Erfahrung und Beobachtung erworbenem Wissen, zusprach. Und auch mit seinem Vorwurf, daß dadurch das Denken nicht gefördert werde, hat Heraklit objektiv Recht, wenn damit nur gesagt sein soll, daß die Viellernerei ihn zu einem abenteuerlichen Phantasiedenken verleitet hat. Nicht aber, wenn damit geleugnet werden soll, daß Xenophanes die Mannigfaltigkeit seiner Einzelerfahrungen mit großer Kraft des Denkens zu einem einheitlichen und folgerichtigen System verknüpft hat. Das Urtheil Heraklit's erscheint um so unbilliger und parteiischer, als dieser gleichwohl durchaus keinen Anstand genommen hat, wo es in sein System paßte, bei dem geschmähten Denker eine Anleihe zu machen. Denn was ist die berühmte Theorie Heraklit's von den Gestirnen als kahnartigen, mit täglich erneuertem, feurigem Dunste gefüllten Gefäßen anders, als eine Umbildung der Xenophanischen Ansicht?

Blicken wir schließlich auf das Ganze zurück, so haben wir hier nicht nur ein Lebensbild von mannigfachem, kulturellem Interesse vor uns aus Zeiten, die nur erst spärlich vom Lichte der Geschichte beleuchtet werden, sondern auch das Bild eines Denkers von zwar primitivem Gepräge, in dem aber der große, kühne und geniale Zug der ringenden Denkerkraft fesselt und imponirt, das Bild eines Denkers, der einen vollwichtigen Beitrag zum werdenden Gedankenschatze der Menschheit geleistet und ein starkes Ferment in die Entwickelung der europäischen Gedankenwelt hineingeworfen hat.

Tragödien der Künstlerseele.

„Wenn wir Toten erwachen." Ein dramatischer Epilog in drei Akten von Henrik Ibsen. — „Die Gioconda." Eine Tragödie von Gabriele d'Annunzio.*)

Von

Max Lorenz.

„Zuerst das Kunstwerk — dann das Menschenkind."

Wie verhalten sich Kunst und Leben eigentlich zu einander?

Dieser Frage wird der Laie in den Dingen der Kunst kaum mit stärkerem inneren Interesse nähertreten. Denn für ihn ist es ausgemacht, daß das Leben, wichtiger denn die Kunst, dieser überzuordnen sei. Er beschäftigt sich mit der Kunst, wenn er gerade Zeit hat und Neigung verspürt. Er genießt sie als Delikatesse, die eigentlich auch entbehrt werden kann. Im besten Falle benutzt er die Kunst zur Erhebung seiner Gefühle, zur Steigerung seiner Lebenskraft im Dienste seiner Lebensarbeit.

Ganz anders muß zu der aufgeworfenen Frage der Künstler stehen. Es ist für ihn eine Lebensfrage. Darüber müssen wir uns stets im Klaren sein, daß das Kunstwerk seinen Quellpunkt in einem bestimmten Seelenzustande des Künstlers hat, der sich von dem des unkünstlerischen, des natürlichen Menschen gründlichst unterscheidet. Der Künstler steht zum Leben, zu den Lebensthatsachen und Lebensverhältnissen in einer ganz anderen Beziehung. Wir wollen ein krasses Beispiel nehmen: Dem nackten Menschen steht der natürliche Mensch — abgesehen von moralischen Erwägungen und Empfindungen — mit den Sinnen gegenüber. Auch der künstlerische Mensch, insofern er Mensch ist; als Künstler aber

*) Beide im Verlag von S. Fischer, Berlin.

schaut er nur ein Modell, ein Bild, ein Urbild, dessen Abbild zu schaffen er sich gedrungen fühlt. Der Künstler liegt im Zwiespalt mit der Welt und ist darum ein von vornherein tragisch veranlagtes Individuum.

Wir befinden uns mit unserem Beispiel und unserer Bemerkung schon mitten in der Tragödie, die Ibsen seinen früheren Werken als Epilog soeben hat folgen lassen.

Der noch unberühmte Bildhauer Arnold Rubek schafft an einem Bildwerk „Der Auferstehungstag“. Den will er in einem auf kleinem, rundem Sockel stehenden nackten Weibe symbolisch darstellen. „Die Auferstehung, dacht’ ich mir, müßte am schönsten und wunderlieblichsten darzustellen sein als ein junges, unberührtes Weib — das von keines Erdenwallens Erlebnissen entweiht — und aller Flecken und Schlacken ledig — zu Licht und Herrlichkeit erwacht.“ „Sie sollte das edelste, reinste, idealste Weib der Erde sein, die Erwachende.“ Er fand ein köstliches Modell voll Keuschheit und Reinheit, Irene, die Heimath und Familie verließ und sich ihm „so gern und froh“ fügte. Sie wurde ihm „zu einem hochheiligen Werk der Schöpfung, an das sich nur in anbetenden Gedanken rühren ließ. Sie war kein bloßes Modell für ihn, sie ward „der Urborn seiner Schöpfung.“ Wohl stand er zeitweilig auch als Mann dem Weibe gegenüber, so daß er „manchen Tag von all ihrer Schönheit wie von Sinnen war.“ Aber der Künstler war größer in ihm und ihn beseelte der Aberglaube: „Wenn ich Dich berührte, wenn ich Deiner in Sinnlichkeit begehrte, so würden meine Gedanken unheilig werden, und ich würde nicht zu Ende schaffen, was ich so sehnsüchtig schaffen wollte.“ „Das reine Weib sollte aus meiner Schöpferhand hervorgehen, wie es mir bei seinem Erwachen am Auferstehungstage vor Augen stand. Ohne Verwunderung über irgend etwas Neues oder Unbekanntes oder Ungeahntes. Aber voll einer heiligen Freude darüber, sich selbst unverändert wieder zu finden — sich, das Weib der Erde — in den höheren, freieren, froheren Regionen — nach dem langen, traumlosen Schlummer des Todes.“ Voll so seliger Empfindungen schuf der junge Künstler an seinem Werk. Irene aber hatte nie des Bildhauers Kunst geliebt, ehe sie ihn kennen gelernt hat. „Und auch dann nicht.“ Den Künstler aber — haßte sie, wenn sie „so ganz entkleidet“ vor ihm dastand. „Ich haßte Dich, weil Du so ungerührt bleiben konntest — — oder wenigstens so voll Selbstbeherrschung. Und weil Du Künstler

warst, nur Künstler — nicht Mann.“ „Ich stellte mich Dir zur Schau, wie man sich nur zur Schau stellen kann. — Und nicht ein einziges Mal hast Du mich berührt.“ Das ist die eine Hälfte in den Empfindungen Irene's. Die andere aber drückt sie so aus: „Und doch, — wenn Du mich berührt hättest, ich glaube, ich hätte Dich auf der Stelle getödtet.“

Das ist also das Verhältniß, das zwischen dem Bildhauer Rubek und Irene, dem „Urborn“ seiner Schöpfung, zunächst besteht. Es ist bemerkenswerth, daß in selbstverständlich völliger Unabhängigkeit von Ibsen Helene Böhlau in der Isolde ihres früher in den „Jahrbüchern“ besprochenen Romans „Halbthier“ einen psychologischen Fall hinstellt, der mit dem Irene's weitgehendste Aehnlichkeit aufweist.

Eines Tages, als der „Auferstehungstag“ beinahe vollendet schien und der Künstler des Modells nicht mehr bedurfte, nahm er, dankbar im Anblick seines Werks, Irene's beide Hände und drückte sie warm. Das Weib stand vor ihm „in athemloser Erregung“. Statt der erwarteten Liebesbetheuerung aber mußte sie die Worte vernehmen: „Ich danke Dir von ganzem Herzen, Irene. Dies ist eine segensreiche Episode für mich gewesen.“ Also nur eine Episode! Vom Standpunkt des Künstlers konnte er gar nicht anders reden. Denn was soll ein Modell noch leisten, wenn das Werk vollendet ist! Irene aber stand als Mensch, als Weib dem Künstler gegenüber. So traf sie denn jenes Wort ins Innerste. Und auf dieses Wort hin verließ sie ihn heimlich.

Als Irene ging, war sie das unbefleckte, reine Weib nicht mehr. Ihre Seele, ihre „junge lebendige Seele“ hatte sie in dem Kunstwerk gelassen, dem Mann ihrer Liebe geopfert. Nun stand sie da „mit leerer Brust — seelenlos“, nur ein Gebilde aus Fleisch und Blut, die ihre Rechte verlangten. Unter den Blicken des Künstlers, die über die tiefsten Heimlichkeiten ihrer hüllenlosen Schönheit prüfend glitten, waren die Sinne geweckt. So kam denn das der Seele beraubte und zum Leben unholder Sinne erweckte Weib dazu, „in Variétés sich zur Schau zu stellen“, „als nackte Statue“ in lebenden Bildern zu stehen. Und dann ist es zusammen gewesen mit „Mannsleuten“, denen es „den Kopf verdrehen konnte“. Und „das war höchst spaßhaft in den Anfangsstadien. Ich hätt' immerfort lachen mögen, innerlich.“ Schließlich taumelte die Seelenlose, Sinnverwirrte in die Nacht des Wahnsinns: „Sie kamen und banden mich. Sie schnürten mir

die Arme auf dem Rücken zusammen. Und dann senkten sie mich hinab in eine Gruft. Die war mit Eisenstangen vergittert und hatte gepolsterte Wände, — so daß oben auf Erden Niemand den Schrei der Begrabenen hören konnte." So war also Irene für das Leben gestorben, war ein Mensch ohne Sinn und Seele, eine Todte geworden. Dieses Schicksal ward ihr beschieden, weil sie der Kunst zum Opfer gefallen war. Die fragt nichts nach dem Glück einer Menschenseele, wenn nur ihre Zwecke erfüllt werden. „Zuerst das Kunstwerk — dann das Menschenkind", — so formulirt es später nicht ohne bittersten Hohn Irene, als sie, vom Tode erwacht, rückschauend das Geschehene erwägt.

Als Rubek von Irene verlassen wurde, empfand er kaum allzutiefen Schmerz darüber. Bedurfte er ihrer doch nicht mehr. Und dazu kam noch, daß er im Begriffe war, in eine neue Periode seiner Weltauffassung und seines Kunstschaffens zu treten. An den Auferstehungstag, der in einem jungen, keuschen und doch wissenden und erfahrenen Weibe „in freier hüllenloser Nacktheit" personifizirt werden sollte, an solche Wiedergeburt des Lebens vermochte er doch nicht mehr so recht zu glauben. Er wurde „weltklug" in den Jahren, die folgten. „Der Auferstehungstag wurde in meiner Vorstellung etwas Umfassenderes — etwas Vielfältigeres. Der kleine runde Sockel, auf dem Dein Bild schlank und einsam stand, — der bot nicht mehr Raum für Alles, was ich nun noch hinzudichten wollte, . . . was ich rings um mich in der Welt mit meinen Augen sah. Ich mußte das mit im Bilde haben. Ich konnte nicht anders, Irene. Ich erweiterte den Sockel, — so daß er groß und geräumig ward. Und legte darauf ein Stück der gewölbten, berstenden Erde. Und aus den Furchen wimmelt's nun herauf von Menschen mit heimlichen Thiergesichtern, — Männern und Weibern, — wie ich sie aus dem Leben kannte". So mußte das junge Weib mehr in den Hintergrund rücken. Der idealistisch-phantastische Dichter der Nora hatte sich in den realistischen Satiriker verwandelt, der die Wildente schuf.

Rubek ist bei solcher realistischen Auffassung der Welt und der Menschen keineswegs glücklicher geworden. Als Mensch leidet er sogar unter solcher Weltanschauung, zumal er, illusionsfrei, erkennen muß, daß auch er selber von dem allzu Menschlichen, d. h. Thierischen sein Theil in sich trägt. So muß er denn auch selber noch innerhalb seines Bildwerks auf dem erweiterten Sockel einen Platz finden. Und zwar stellt er sich so dar: „Vorn an einer Quelle, wie hier, sitzt ein schuldbeladener Mann, der von der Erd-

rinde nicht ganz loszukommen vermag. Ich nenne ihn die Reue über ein verlorenes Leben. Er taucht seine Finger in das rieselnde Wasser — um sie rein zu spülen — und leidet und krümmt sich bei dem Gedanken, daß es ihm nie gelingen wird. In alle Ewigkeit wird er nicht frei werden, leben und auferstehen. Ewiglich bleibt er in seiner Hölle sitzen". Warum eigentlich kann es ihm nie gelingen, sich rein zu spülen? Weil er gar nicht den ehrlichen Willen dazu hat. Es kommt ihm gar nicht darauf an, von seiner Schuld frei zu werden. Er steht seiner Schuld, seinen Lüsten und Lastern gar nicht als bußfertiger Mensch gegenüber, sondern als Künstler, als Dichter, mit objektivem, interesseloſem Interesse. Mit Künstleraugen studirt er auch an sich nur einen merkwürdigen Fall. Er gilt sich selbst als Objekt künstlerischer Darstellung. In solchem Sinne erklärt später Irene die Tragik des Künstlers, des Dichters: „Weil Du ohne Kraft und Willen bist und voll Absolution für all Deine Handlungen und Gedanken. Zuerst hast Du meine Seele gemordet — und dann modellirst Du Dich selbst in Reue und Buße und Selbstanklage — und damit, meinst Du dann, ist Dein Konto beglichen." Worunter der Mensch leidet, das macht die Größe des Künstlers aus. „Erst das Kunstwerk — dann das Menschenkind", dieser das vollblütige Leben mordende Satz findet auch auf den Künstler selber Anwendung und enthält dessen Lebenstragik. So wird die künstlerische Begabung tragisches Verhängniß für den, der sie besitzt, wie für den, den sie in ihren Bannkreis zieht.

Rubek wird mit seinem Kunstwerk zwar kein glücklicher, aber ein berühmter Mann, der auch viel Geld und Gut erwirbt. Zu diesem Gut gehört auch ein Weib, das er heirathet. Maja ist ein junges, schönes Wesen voll naivster Sinnenlust und gesundester Lebensfreude. Daß es ihr schmeichelte, die Gattin des berühmten und reichen Künstlers zu werden, ist selbstverständlich. Warum Rubek sie sich zur Gefährtin des Lebens erwählte, läßt sich zwar schwerer, aber doch nicht allzu schwer begreifen. Menschen, die dem Leben nur künstlerisch gegenüberstehen, sich zu ihm rein anschauend verhalten, werden oft vor diesem blutleeren Verhältniß zwischen sich und dem Leben Abneigung und Ekel empfinden. Sie für ihre Person aber können doch nicht anderer Art werden. So wird die unmittelbare Lebensfreude, das Leben — nicht gegenüber — sondern mitten in der Welt für sie ein Ideal. Sie lieben die Frauen, die in naiver Sinneslust anmuthig durchs Leben tanzen, auf alle

seine Reize reagiren, sich mit ihm und in ihm bewegen, weit davon entfernt, ihm auf dem Beobachterposten ruhevoll gegenüberzustehen. Wenn Rubek Maja heirathete, so dachte er wohl: er mit seiner Fähigkeit objektiver Beschaulichkeit und sie mit ihrer Kraft zu subjektiver Lebensfreude — das wird ein Paar geben, das erst eine rechte Einheit bedeutet, Kunst und Natur. Außerdem haben Frauen von der Art Majas ein gewisses naives und instinktives Empfinden für die Werke der Kunst, so daß sie gelegentlich in aller Unbewußtheit geradezu genial scheinende Urtheile vor Kunstwerken laut werden lassen. Solche aus gesundester Natur stammende naive Urtheilsweise wird gerade den Künstler entzücken, der an die verstandesgemäßen, korrekten Auslassungen der Kritiker und „Kunstkenner“ gewöhnt und durch sie verärgert ist. Wenn ein Wesen wie Maja in die Hände eines Bildners käme — wie müßte sie sich formen und heben lassen, welcher Wonnen müßte sie auf den Höhen der Betrachtung theilhaftig werden, auf denen der Künstler zu weilen gewohnt ist. So hatte denn Maja auch wirklich von Rubek das Versprechen erhalten, von ihm auf einen Berg geführt zu werden, von dem aus sie alle Schätze und Schönheiten des Lebens würde wahrnehmen können. Solche psychologische Rechnung, wie Rubek mit Maja sie angestellt hatte, stimmt natürlich, wie in vielen Fällen, so auch in diesem nicht. Im Konzertsaal kann bei einem Bravourstück wohl eine Frau Maja in stärkste Begeisterung gerathen und geneigt sein, den vom Beifall umrauschten Künstler anzubeten. Die Fingerübungen aber, die der Virtuose täglich betreiben muß, werden ihr lächerlich und kleinlich erscheinen. Als Frau dieses Künstlers hätte sie nun aber mehr Fingerübungen als Beifallsstürme anzuhören. Der plötzliche Einfall, den ein geistreicher Dichter in animirtem Kreise beim Glase Wein zum Besten giebt, könnte strahlendste Freudenröthe über Frau Maja's schön erregtes Antlitz werfen. Daß aber von tausend Einfällen 990 verloren gehen und von den übrigen zehn mehr als die Hälfte Jahre bedürfen, um vom Keim zur Blüthe und Frucht zu gedeihen, das wird eine Majaseele nie begreifen. Diesen Weibchen kann es nie einleuchten, daß es oft schwerer ist und länger dauert, Werke als Kinder zu gebären. Die Ehe zwischen einem Rubek und einer Maja kann nie fruchtbar sein. Sie muß kinderlos bleiben. Und die beiden Kinderlosen sind nach wenigen Jahren schon zu der Einsicht gekommen, daß sie „sich gegenseitig auf die Füße treten.“ Nur muß man sich bei der Betrachtung des Ver-

hältnisses zwischen Rubek und Maja hüten, alle Schuld auf Maja zu schieben. Sie kann eben so wenig wider ihre Natur handeln, wie Rubek gegen seine. Gar nicht mit Unrecht fühlt sie sich „in ein kaltes, enges Bauer gelockt, wo weder Sonne noch frische Luft war — sondern nur alles vergoldet, und großer versteinerter Menschenspuk rings an den Wänden.“ Das Dasein, das diese vollblütige Frau neben dem blutleeren Rubek führt, ist kein Leben, sondern nur der Schatten oder auch der Abglanz des Lebens. Rubek und Maja sehen ein, daß sie in die Ehe mit anderen Erwartungen gegangen sind und daß sie jetzt nach vier bis fünf Jahren für einander kaum noch etwas zu bedeuten haben.

Mit dieser Situation setzt Ibsen's Drama ein. Das bisher Erzählte ist Vorgeschichte, die sich aus den Gesprächen der Personen ergiebt. Das ist ja stets Ibsens Technik, daß sein Drama eigentlich nur Schlußakt ist, der die Katastrophe vorführt. Rubek und Maja hatten eigentlich beschlossen, noch höher das Nordmeer hinauf zu fahren, wo das Leben immer stiller, eintöniger, lebloser wird. Da treten zwei Personen in die Situation, die den Umschwung herbeiführen. Die eine ist der Gutsbesitzer Ulfheim, ein gewaltiger, erfolgreicher Bärenjäger, ein Kerl wie ein Baum, voll knorriger Kraft und strotzendem Leben. Ihm attachirt sich Maja. Sie geht mit ihm ins hohe Gebirge, zuzuschauen, wie er Bären jagt. Die andere Person ist Irene. Sie hatte die Sehnsucht nach ihrem „Kinde“ in diese Gegend getrieben. Dieses ihr „Kind“ ist der „Auferstehungstag“, von dem sie annimmt, es sei nach Rubeks ursprünglichem Plane vollendet. Mit diesem Kinde zugleich hofft sie wieder ihre Seele zu finden, die sie doch damals opferungsvoll hingegeben hatte. Irene nun ist es, die Rubek den Rath giebt: „Geh' lieber ins Gebirge. So hoch Du kommen kannst und höher, — immer höher.“ Rubek: Willst Du da hinauf? Irene: Hättest Du den Muth, noch einmal mit mir zusammen zu sein? Rubek: Wenn wir das könnten, — das könnten —! Irene: Warum sollten wir nicht können, was wir wollen? Komm, komm, Arnold! Komm zu mir hinauf! — So steigen auch Rubek und Irene empor zur Höhe des Gebirges, zur Höhe des Lebens, wo am meisten Sturm und Wolken, aber auch am meisten Sonne und Licht und Wärme sind. Da oben sitzen sie nun am Bach, werfen Blätter und Blüthen ins Spiel der Wellen, reden von dem, was vergangen ist, überblicken, was war, was geworden ist und wie es Alles anders hätte sein sollen. Rubek hat es längst ein-

gesehen, daß es unvergleichlich werthvoller ist, „ein Leben in Sonnenschein und Schönheit zu führen, als sich bis ans Ende seiner Tage in einer naßkalten Höhle mit Thonklumpen und Steinblöcken zu Tode zu plagen.“ Und Irene hat es längst begriffen, daß ihre Lebensaufgabe nicht gelöst sein konnte in einem Marmorkinde, das als berühmtes Kunstwerk ins Museum wie in ein Grab gestellt wird. „Ich hätte Kinder zur Welt bringen sollen. Viele Kinder, richtige Kinder. Nicht solche, die in Gräbern verwahrt werden. Das wäre mein Beruf gewesen. Nie hätt' ich Dir dienen sollen, Du — Dichter.“ So sind die beiden als Schatten am Leben vorbeigegangen und erkennen erst spät, als vom Tode Erwachte, was sie versäumt haben. Aber je später ihnen die Erkenntniß wird, um so heftiger schwillt die Sehnsucht, wenigstens ein einziges Mal das Leben bis auf die Neige zu kosten. So wandern sie hinauf ins gewaltige sturmumbrauste, lichtgekrönte Gebirge, hoch und höher. Bei ihrer Wanderung auf schmalem Steg begegnen sie dem anderen Paare, Ulfheim und Maja. Die ziehen hinab ins Thal, ins „Hotel“, sich vor dem Lawinensturz, der da hoch oben droht, rechtzeitig zu bergen. Der wetter- und lebenskundige Bärenjäger warnt Rubek, höher zu steigen. Der aber und Irene lassen sich nicht abhalten. Hand in Hand steigen sie auf. „Mögen alle Mächte des Lichts auf uns sehen! Und alle Mächte der Finsterniß auch!“ Durch die Nebel wollen sie erst, durch die Nebel alle, und dann „auf die Zinne des Thurms, die da leuchtet im Sonnenaufgang.“ Doch ehe sie dahin gelangen, faßt sie eine mit rasender Schnelligkeit thalwärts gleitende Lawine. Diesen Beiden ist es noch nicht vergönnt, in das ersehnte und gelobte Land sich hinüberzuretten. Aber sie schauten in der Ferne auf leuchtendem Bergesgipfel ein Reich, ein „drittes Reich“, in dem die Kunst nicht abseits vom Leben und gar gegen das Leben gestellt ist, sondern in dem Leben zu seiner höchsten Vollendung aufzugehen vermag.

Ibsen nennt sein Werk einen „dramatischen Epilog“. Es ist nicht in erster Linie als ein Nachwort, gar ein Kommentar zu seinen früheren Dramen aufzufassen, sondern es bedeutet einen Epilog zu seinem Leben, zu dem innersten, tief geheimsten Leben seiner Seele. Der zur Fülle der Jahre gediehene Dichter fragte sich, vielleicht in einer Dämmerstunde, in der die Lichter des Tages und die Schatten der Nacht mit einander ringen: was habe ich nun eigentlich gewonnen für das Glück meiner Seele? Und er begegnete dieser

Frage mit der Tragödie, der er den schon allein fast eine Antwort bergenden Titel gab: Wenn wir Todten erwachen. So sitzt er über sich selbst zu Gericht und nimmt sich die Beichte ab, der Dichter, der in viel früheren Jahren einmal die Verse geschrieben hatte:

Leben: ein Kampf mit den Wichten
In unserem Herzen und Hirn —
Dichten: sich selber richten
Mit unbefangener Stirn.

Ibsen's Werk ist viel zu innerlich, viel zu sehr Seele, um das grelle Licht der Bühne vertragen zu können. Wie sollten unsere Schauspieler Rubek und Irene darzustellen vermögen auf ihrer Wanderung zur lichtumkränzten Höhe, der sie, die beiden von den Todten Erwachten, wie mit „verklärten Leibern“ entgegenstreben? Dieses Drama des Dichters, der schon tief, sehr tief in den Abend seines Lebens hineingerathen ist, ist Mitternachtslektüre. Es liest sich gut um Mitternacht, wenn unsere Qual und unsere Sehnsucht uns den Schlaf fernhalten, wenn wir mit unserer Seele ganz allein sind, mit dieser unserer Seele, die in der tagfremden, menschenscheuen Einsamkeit der Mitternacht zu einem höheren Leben voll tieferer Geheimnisse erwacht ist. Dieses Drama Ibsens ist von einer stillen Größe erfüllt. Es ist über dieses zum Mysterium sich erweiternde Dichtwerk auch eine helle Klarheit gebreitet, und eine tiefe Klarheit, vergleichbar dem wolkenlosen, hellen Himmel, den wir an jeder Stelle durchschauen können und der doch unsere Blicke in undurchdringlicher, tiefer Unendlichkeit sich verlieren läßt.

* * *

„Erst das Kunstwerk — dann das Menschenkind“ — das ist der Gedanke, die Lebens- und Kunstauffassung, die in noch größerer, in ausschließlicher Bestimmtheit auch d'Annunzios „Gioconda“ zum Ausdruck bringt. Der italienische Dichter setzt diesen Gedanken mit einem Wort Leonado da Vinci's als Motto an die Spitze seines Werkes: „Cosa bella mortal passa, e non d'arte“. Ein schönes Lebenswerk vergeht, ein Kunstwerk nicht.

In dem jetzt etwa fünfunddreißig Jahre alten Gabriele d'Annunzio — wie er sich nennt, ohne eigentlich so zu heißen — findet die moderne Seele in italienischer Prägung ihren Ausdruck. Seine Kunst stellt sich ebenbürtig an die Seite der Dostojewski, Tolstoi und Ibsen, der Zola, Maupassant und Maeterlinck. Ein

geistreicher Rußland entstammender Kritiker hat einmal diesen Italiener besonders zu Dostojewski in Parallele gesetzt. In der That theilt er mit ihm die abgrundtief bohrende, ins innerste Leben sich einwühlende Psychologie. Doch es trennt ihn selbstverständlich von dem Russen, was den romanischen Geist von dem slavischen unterscheidet: das Formtalent, das sich bei d'Annunzio bis zur Genialität ausgewachsen hat, wie es nur auf dem Boden einer aus Jahrtausenden herausgediehenen künstlerischen Kultur möglich ist. Dieser modernste Romane hat die Gabe, das Häßlichste schön zu machen, indem er es in Form bannt. „Ein vollkommener Vers ist absolut unveränderlich, unsterblich, er hält die Worte in sich mit der innigen Zusammengehörigkeit des Diamanten; er schließt den Gedanken gleichsam in einen scharf abgegrenzten Kreis, den keine Kraft je wird sprengen können, er ist unabhängig von jedem Band und von jeder Herrschaft; er gehört nicht mehr dem Kunsthandwerk, sondern er gehört zu allem und zu nichts, wie der Raum, wie das Licht, wie alle urgeborenen und ewig währenden Dinge. Ein Gedanke, der in einem vollkommenen Vers klar ausgesprochen ist, ist ein Gedanke, der in „der dunklen Tiefe der Sprache schon im Keim gebildet existirte. Ein ganz unvergleichliches Meisterstück formvollendeter Schilderung ist die Beschreibung des Nachtigallengesanges in dem Roman „der Unschuldige". Indem er einerseits mit fast naturwissenschaftlicher Genauigkeit den Gesang beschreibt, weiß er zugleich die Worte und Bilder so zu setzen und zu wählen, daß wir diesen Gesang zu hören, mit der Sängerin der Nacht zu empfinden wähnen.

Gleich Bourget ist auch d'Annunzio durch und durch Analytiker, nur daß er eine zehnmal spitzere Sonde hundertmal tiefer in die Seele senkt, — und zwar in die eigene Seele. Der Italiener kennt nur sich, ist Individualist, Egoist bis zum Aeußersten, mit Bewußtsein, mit Willen, aus Philosophie, engegengesetzt dem slavischen Altruismus der Dostojewski und Tolstoi. Die unablässige keine Sekunde unterbrochene Selbstbeobachtung ist sein Glück und seine Qual, der Trieb, der ihn ganz beherrscht, wie bei Maupassant. Als Trieb seines Wesens kennt er neben dem zur schönen Form nur noch einen, den zur sinnlichen Lust, zu immer neuen, unerhörteren Lüsten, denen rücksichtslos nachzugeben er für sein Recht, ja für seine Pflicht hält. „Die Reue ist der nichtige Zeitvertreib eines unbeschäftigten Geistes. Vor Allem muß man die Reue meiden und den Geist immer mit neuen Sensationen und neuen

Vorstellungen beschäftigen", heißt es einmal in dem Roman „Lust." „Reue ist des Lebens einzige Schuld" — diesen Vers des anarchistischen Dichter-Philosophen John Henry Mackay könnte sich auch der Italiener zu eigen machen. Von deutschen Dichtern könnte man auch vielleicht Richard Dehmel zum Vergleich heranziehen, dessen Wort: „Ich bin tief in mir erfahren" in noch höherem Maße d'Annunzio auf sich beziehen könnte. Mit Dehmel theilt er auch die Lust zu den Lüsten. Zwischen sich und der Welt kennt er nur ein Verhältniß, das Geschlechtsverhältniß. „Am Anfang war das Geschlecht", lehrte der perverse Pole Stanislav Przybyczewski, und am Ende auch, wäre d'Annunzio's Meinung. Diese Geschlechtsliebe führt bei ihm aber nie zur Befruchtung und so zu neuem Leben. Das mysteriös-soziale Empfinden, das in der Umarmung des Weibes schon das Kind liebt, kennt dieser absolute Egoist nicht, kann er gar nicht kennen. In der Welt der Egoisten giebt es nur das Ich, das von jedem anderen Ich sich beeinträchtigt fühlt, darum jedes andere Ich haßt und auf seine Unterwerfung und Vernichtung bedacht ist. Der Liebe der Egoisten liegt darum eigentlich auch — der Haß zu Grunde. Der Haß, der zur Geschlechtsliebe führt, zur Vergewaltigung zwischen Mann und Weib — das ist höchste, erschütterndste, vernichtendste Wollust] im Sinne d'Annunzio's. Er schreibt im „Unschuldigen": „So ist es denn wahr, daß auf dem Grunde jedes Gefühls, das zwei menschliche Kreaturen mit einander verbindet, das heißt, zwei Egoismen einander nähert, sich ein Keim des Hasses verbirgt?" Die Liebe aus Haß muß zum Tode führen, zum „Triumph des Todes", wie einer seiner Romane betitelt ist.

Dieser in unserem niedergehenden Zeitalter pervers gewordene Renaissancemensch von dunkler illegitimer Herkunft, der den Muth hat, sich nach dem erhabensten der Erzengel zu nennen — Gabriele d'Annunzio — und dem der Muth zuzutrauen wäre, sich für einen Nachfahren der Lucrezia Borgia auszugeben — scheint für seine gigantischen Lüste in der ihn umgebenden Gegenwart oft gar nicht das nöthige Schönheits- und Menschenmaterial finden zu können. So greift er denn zu den Kunstschätzen aller Zeiten, und so belebt er denn mit dem heißen, lohenden Odem des Phantasiewüstlings die holden Frauen, die die Künstler vergangener Jahrhunderte gemalt haben und die Statuen, die ein antikes Zeitalter geschaffen hat. Um ein paar Beispiele anzuführen: Eine seiner weiblichen Gestalten schildert er einmal so: „Sie hatte ein ovales

Gesicht, vielleicht ein wenig zu lang, aber nur ein ganz klein wenig, von jener aristokratischen Länglichkeit, wie es die nach Eleganz haschenden Künstler des XV. Jahrhunderts zu übertreiben liebten. Auf ihren zarten Zügen ruhte jener leichte Ausdruck des Leidens und der Ermüdung, der den menschlichen Reiz auf den Madonnenbildern der florentinischen Schule zur Zeit des Cosimo bildet." Einen Mann schildert er: „Seine Hautfarbe war von einer eigenthümlichen grünlich-bläulichen Blässe, von der sich das Weiße des Auges glänzend abhob, wie auf gewissen antiken Bronzestatuen die Augen aus Email." Oder: „Sie trug ein Kleid von seltsamer, rostähnlicher Farbe, eine Farbe, wie verblichener Safran, unbeschreiblich, eine jener sogenannten ästhetischen Farben, wie man sie auf den Bildern der Präraphaeliten und auf jenen des Dante Gabriele Rosetti findet." Sehr viele andere Beispiele solcher Art ließen sich noch beibringen, die beweisen, daß d'Annunzio seine Eindrücke nicht allein aus der ihn umgebenden Außenwelt erhält, sondern sie mit Vorliebe aus den ein schon konzentrirtes und potenzirtes Leben einschließenden Werken der Kunst bezieht. Auch aus der Literatur nimmt er seine Eindrücke, Stimmungen, Empfindungen. Und wenn's ihm paßt, nimmt er einfach ein paar Seiten aus Maupassant oder Maeterlinck oder Tolstoi mit hinüber. So hat man dann diesen in sich wahrhaftig nicht vermögenslosen Künstler sogar schon einen Plagiator genannt, obwohl er viel eher als ein die Kunstschätze aller Welt plündernder Kondottiere aufzufassen wäre, der ideel heutzutage den Brauch weiter übt, der materiell vor Jahrhunderten täglich in der Mode gewesen ist. Alles in Allem, um diese d'Annunzio's Künstlernatur in Kürze charakterisirenden allgemeinen Bemerkungen zu schließen: Der Genius dieser Kunst, die der sensationelle Italiener ausübt, kann nur Satan sein, aber ein Satan, von dem es einmal in einem seltsamen Gedicht eines deutschen fürstlichen Dichters — in der „Sulamith" des Prinzen Carolath — heißt: Sein Antlitz war „vernichtend schön".

Die obige Charakteristik habe ich aus d'Annunzio's Romanen abstrahirt, von denen drei ins Deutsche übertragen sind: Der Unschuldige (L' Innocente), Lust (Il Piacere) und Der Triumph des Todes (Trionfo della Morte).*) Vielleicht komme ich später noch einmal zu einer ins Detail gehenden Analyse dieser Bücher, die

---

*) Sämmtlich im Verlag von S. Fischer, Berlin.



in der Literatur unserer Zeit zu den Schätzen von seltenstem, einzigartigem Werth gehören.

In der Tragödie „Gioconda" bewegt sich d'Annunzio weder in den Abgründen seiner Seele noch auf den Gipfeln seiner Kunst. Es ist ein schönes und geistreiches Werk, voll von Vorzügen und nicht ohne Mängel. Dies ist Problem und Inhalt:

Der Bildhauer Lucio Settala ist mit Silvia verheirathet, einer edlen und starken Seele voll Gluth und Schönheit. Diese wahrhaft erhabene Seele wohnt in einem Leibe, der durchaus nicht häßlich ist, aber doch der sinnlichen Formenschönheit entbehrt. Nur ihre Hände sind von wunderbarem Reiz. Oft mögen sie „im Schmerz krampfhaft gerungen haben; aber dieser Schmerz hat sie vergeistigt, veredelt; er hat ihnen die Weihe der höchsten Vollkommenheit verliehen." Silvia gegenüber steht Gioconda Dianti, Lucio's Modell und Geliebte. Sie besitzt, was die Gattin entbehrt: sinnliche Formenschönheit, die das Auge des Künstlers entzücken muß. Lucio sieht eine Art von göttlicher Zusammengehörigkeit zwischen ihrem Fleische und dem Marmor. „Ein unbewußtes Ihr Entgegenstreben geht von dieser leblosen weißen Masse aus." Mit ihrer Hilfe hat der Bildhauer sein bisher vollkommenstes Werk in Marmor vollendet und ein anderes noch vollkommneres in Thon modellirt. Tausend Werke sehen seine Künstleraugen in ihren Gliedern vorgebildet. Denn sie hat die wunderbare Fähigkeit, mit jeder veränderten Gliederstellung, bei jeder Bewegung eine neue Harmonie, eine neue einheitliche Gestalt zu sein. Die Gattin leidet durch die Nebenbuhlerin die furchtbarsten Qualen. Der Gatte liebt als Mensch sein eheliches Weib, er bewundert, betet an ihre in allen Tugenden vollendete, ebenmäßige Seele. Als Künstler aber, der in der Welt der Formen selig ist, vermag er von der Gioconda nicht loszukommen. In diesem Zwiespalt zwischen Mensch und Künstler kommt er auf Haaresbreite dem Untergang nahe: denn er schießt sich eine Kugel in die Brust, fehlt aber und wird durch die aufopfernde Liebe und Pflege der Gattin dem Tode abgerungen. Nach dieser Vorgeschichte setzt das Drama ein. Vermag Lucio, fern der Gioconda, bei der Gattin auszuharren? Solange er krank und siech ist, glaubt er es bestimmt. Als er aber zu Kräften kommt, als er wieder die Macht in den Händen fühlt, den Thon zu bilden und Marmor zu meißeln, zieht es ihn zu der, die auch ihm — wie Rubek — mehr als bloßes Modell, wahrer „Urborn der Schöpfung" ist. Silvia will

es verhüten. Zu dem Zwecke veranstaltet sie eine Begegnung zwischen sich und der Nebenbuhlerin. Sie vertheidigt ihre geheiligteren Rechte der Gattin auf den Gatten, jene beruft sich auf den Künstler, dem sie alles sei. Die Gioconda will nicht weichen. Da greift die zum Aeußersten getriebene Frau zum ersten Male in ihrem unbefleckten Leben zur Lüge: Lucio habe sie gesandt, dem Modell den Abschied zu geben. Jetzt fährt die Gioconda auf: dann darf auch das Werk, an dem sie betheiligt ist, die Statue, nicht weiter bestehen. Sie will sie umstürzen. Silvia versucht, sie zu hindern. Die Frauen ringen mit einander um das Werk. Da fällt der schwere Marmor und zerschmettert Silvia's Hände, das Schönste, das einzig Schöne ihres Leibes. So muß sie büßen mit dem Verluste des Einzigen, das des Gatten Künstlerauge auf sich ziehen könnte, für die Lüge, die sie um ihrer Liebe willen gesprochen hat. Silvia zieht mit ihrem Kinde von dannen. Lucio bleibt bei Gioconda und seiner Kunst, ein großer Künstler und unglücklicher Mensch, der sich mit Absicht im Fieber des Schaffens verzehrt und der dem Tode geweiht ist. Der Kunst fallen alle diese Menschen zum Opfer. „Erst das Kunstwerk — dann das Menschenkind."

Diese kurze Inhaltsangabe zeigt das Problem der Dichtung. Ihre reizvolle Schönheit und Kostbarkeit aber liegt in Einzelheiten, in gewissen Bemerkungen, in der Pracht der Sprache. Wie sehr dieses Drama sich äußerlich mit dem Ibsen's berührt, nimmt Jeder auf den ersten Blick wahr. In der inneren Struktur aber, in der Seele gewissermaßen, sind beide grundverschieden. Der Unterschied germanischen und romanischen Geistes kann gar nicht schärfer zum Ausdruck kommen. Von Gioconda erklärt eine der Nebenpersonen: „Ich habe noch nie in einem sterblichen Leibe ein so großes Mysterium gesehen". Das können wir wohl begreifen, aber im tiefsten Innern miterleben nicht so ganz. Dieser romanische Sinn, für den die Form Alles ist, fehlt uns Nordländern. In unseren Zonen ringt die Kraft und der Geist als das Ursprüngliche sich zur Klarheit der Form empor. So vollzieht sich der nordische Lebensprozeß. Für den Romanen ist wohl die Form das Primäre, die sich ihren Inhalt schafft. Man vergleiche damit nur, was ich vorher als d'Annunzio's Ansicht über den Vers zitirt habe. Als Lucio den Seelenkampf besteht in der Wahl zwischen Silvia oder Gioconda, entscheidet er sich schließlich gegen jene: „Sie ist eine Seele von unschätzbarem Werthe, vor der ich mich beuge und die ich anbete. Aber ich meißele nicht Seelen!"

Ich meißele nicht Seelen — wie bezeichnend für die romanische Empfindung. Arnold Rubek meißelte Seelen; und seine Gioconda, Irene, ließ ihre Seele im Kunstwerk und behielt den entseelten, todten Leib übrig. Und meißelt und malt etwa ein Deutscher, wie Klinger, nicht gerade Seelen? Uns sicherlich, die wir germanischen und nordischen Geistes voll sind, wird Ibsen's Dichtung viel tiefer in die Seele greifen. Dennoch ist es von großem Interesse, das Werk romanischen Wesens ohne Herabsetzung daneben zu halten. Denn es ist der feinste und eigentliche Reiz aller Betrachtung, Unterschiede wahrzunehmen.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Paul Nicolaus Coßmann: Elemente der empirischen Teleologie. Stuttgart. A. Zimmers Verlag (Ernst Mohrmann) 1899. 128 S.

Der Verfasser geht von der Annahme aus, daß die Aufgabe der Erfahrungswissenschaften die Erkenntniß nothwendiger Zusammenhänge sei, wobei die Existenz derartiger Zusammenhänge als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Die empirischen Wissenschaften sind gegenwärtig im Großen und Ganzen Kausalwissenschaften, Aetiologie. Die neuere Wissenschaftstheorie ist Kausaltheorie, und das wissenschaftliche Hauptverdienst dieses Zeitalters besteht darin, Alles in die Frage gefaßt zu haben: wie weit kommen wir mit der Kausalität? Die Lehre von der Allgiltigkeit der Kausalität kann demnach als gesicherter Besitz der Wissenschaft betrachtet werden. Indessen Allgiltigkeit ist nicht Alleingiltigkeit, die letztere ist nicht, wie die Allgiltigkeit der Kausalität, eine Denknothwendigkeit. Da entsteht die Frage, ob die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen in der Kausalitätstheorie restlos aufgeht. Dies ist nun nicht der Fall auf biologischem Gebiete. Hier handelt es sich um Naturgesetzmäßigkeiten besonderer Art, die sich letzten Endes sämmtlich auf Zweckursachen zurückführen lassen. Auch bei den organischen Wesen bestehen nothwendige Zusammenhänge der Erscheinungen, aber diese sind hier nicht, wie bei der Kausalität, zweigliedriger Art (Ursache und Wirkung), sondern die spezifisch biologischen Gesetzmäßigkeiten sind von dreigliedriger Beschaffenheit (Antecedens, Medium, Succedens) und solche heißen teleologisch. Ein teleologisches Naturgesetz ist ein nothwendiger Zusammenhang zwischen drei Größen, von denen die erste und zweite variabel, die dritte konstant und das teleologische Medium im allgemeinen Funktion (im mathematischen Sinne) des Antecedens und Succedens ist. Aus diesen Bestimmungen ergiebt sich die Aufgabe einer „wissenschaftlichen Teleologie". Sie hat am Organismus die Beschaffenheit der teleologischen Gesetze zu studiren und unterscheidet sich

dadurch von aller bisherigen Teleologie, daß sie nicht die ganze kosmische Teleologie, sondern nur die sichere individuelle Teleologie alles Lebenden behandelt, auf deren Existenz bewährte biologische Grundbegriffe, die Anschauungen der Biologie beruhen, und welche sich in den als Lebensvorgängen bezeichneten Gesetzesmäßigkeiten ausdrückt. Da nun von einer Zurückführung teleologischer auf mechanische (kausale) Gesetze (oder umgekehrt) nicht die Rede sein kann, so bildet die teleologische Betrachtungsweise ein selbständiges Gebiet neben der kausalen Naturbetrachtung, und der Verfasser fordert und legt dar, daß sie ebenso methodisch und exakt durchforscht werden müsse und könne, wie die letztere. Schon jetzt sind die biologischen Untersuchungen der hervorragendsten Forscher mit uneingestandenen teleologischen Betrachtungen angefüllt und ist die biologische Teleologie, deren Gesetzmäßigkeiten sich durch kein Kausalgesetz erklären lassen, in vielen naturwissenschaftlichen Kreisen eine anerkannte Sache. Gelingt es, sie als selbständige Wissenschaft in rein empirischem Sinne zu behandeln, so werden Biologie, Medizin und Psychologie in gleichem Maße von ihr Nutzen ziehen und wird eine Reihe von Problemen lösbar werden, an denen sich die rein kausale Naturbetrachtung bisher vergeblich abgemüht hat.

Dieser Gedankengang des Coßmann'schen Werkes ist einfach und verständlich und würde es in noch höherem Grade sein, wenn der Verfasser für seine Darlegungen sich einer ansprechenderen Form bedient hätte, als der schwerfälligen und pedantischen Eintheilung in Paragraphen mit ihren zahlreichen Tabellen, graphischen Darstellungen, Formeln u. s. w. So wie seine Arbeit sich jetzt darstellt, hat man die Empfindung, es mit einer Doktorschrift zu thun zu haben, die einen umständlichen formalen Apparat in Scene setzt, um den Eindruck der Exaktheit und Wissenschaftlichkeit zu verstärken. Mit dem Inhalte seiner Schrift dagegen kann man sich nur einverstanden erklären, Es ist erfreulich und ein Zeichen der Zeit, wie in Naturforscherkreisen selbst die Stimmen sich mehren, welche die Unzulänglichkeit und Einseitigkeit der kausalen Betrachtungsweise zugestehen und für die Teleologie neben dem Mechanismus eintreten. Ob freilich eine Teleologie im rein empirischen oder individuellen Sinne durchführbar ist, und ob die teleologische Betrachtung noch unter den Begriff der Naturwissenschaft und nicht vielmehr unter denjenigen der Naturphilosophie gehört, ist eine Frage, die ich nicht ohne Weiteres im Sinne Coßmann's entscheiden möchte. Mir scheint, daß die Teleologie eo ipso die Annahme einer vorstellungsmäßigen idealen Wesenheit der Dinge einschließt und die „psychische Präexistenz“ des dritten Gliedes der teleologischen Reihe, die Coßmann leugnet, als nothwendige Voraussetzung fordert. Damit ist aber die Metaphysik an die Stelle der Physik getreten und ist man aus der Naturwissenschaft heraus. Der wissenschaftliche Teleologe ist Naturphilosoph, auch wenn

er dies selber leugnen sollte. Vielleicht ist aber dieser Glaube an eine rein empirische, naturwissenschaftliche Teleologie als Durchgangsstufe nützlich, um die heutigen Naturforscher zu bewegen, die dringend geforderte Naturphilosophie endlich einmal ernsthaft in Angriff zu nehmen.

Prof. Arthur Drews.

Literatur.

Bei Goethe zu Gaste. Neues von Goethe aus seinem Freundes- und Gesellschaftskreise. Ein Schwänchen … von K. Th. Gaedertz. Mit zahlreichen Abbildungen und Faksimiles im Text und auf Tafeln. Leipzig, Georg Wigand, 1900. 372 S. gr. 8⁰. Brosch. 6 Mark, geb. 7 Mark.

„Bei Goethe zu Gaste", heißt ein starker Band, den Karl Theodor Gaedertz als sogenanntes „Schwänchen"*) zum 150. Geburtstage des Dichters vorlegte. Die Bezeichnung „Neues von Goethe", die auch W. Bode für eine Zusammenstellung zerstreuter Aeußerungen Goethes anwendet, aus denen ein Bild seiner sogenannten Weltanschauung und seiner Stellung zu religiösen und sittlichen Fragen gewonnen werden kann, ist doch irreführend, wenigstens nicht genau. Es durfte nur heißen „Neues über Goethe." Wenn wir noch Wochenschriften besäßen, die sich etwa als „Curieuses antiquarisches Magazin der schönen Wissenschaften" bezeichnen durften, so würde die weit herumspürende und oft glückliche Geschäftigkeit des bekannten Reuter-Forschers

*) Apropos „Schwänchen". Was der Verfasser auf der Rückseite des Titels über diese Frankfurtische und wohl überhaupt rheinfränkische Bezeichnung eines Mitbringsels von einem Schmause oder eines nachbarlich gespendeten Pröbchens davon vorträgt, reicht zur Erklärung nicht aus. „Wohl (?) nach einer die Figur eines Schwanes zeigenden Schale an seiner gastlichen Tafel, speziell zum Nachtisch," heißt es. Das wäre nur ein Beweis dafür, daß man längst nicht mehr verstand, was der „Schwan" eigentlich hierbei zu thun hat. Es ist nichts anderes, als der alte fromme Brauch des Abschiedsiegens, der schmausenden Verehrung des Abreisenden, dem man im Namen des heiligen Johannes (Sinte Jan, frz. Jouan für Jean, span. Juán, fast Schwan gesprochen) einen Abschiedstrunk darbringt. Das ist die Sankt Johannis Minne. Dazu wählte man wohl das beste Tröpflein des Kellers, einen Wein, den man am Tage der Heiligen selber sich hatte einsegnen lassen, da er auch wider allerlei Krankheit heilkräftig blieb. Man verehrte Einen mit Sankt Johanns Mantel, d. i. die Flasche. So ward denn aus dem Saint Jean der „Schwan". Wers besser weiß, belehre uns. Uebrigens kannte Goethe Wort und Sache wohl schon aus dem elterlichen Hause, und hätte er sein vergessen gehabt, so frischte es ihm Suleika (Marianne) wieder auf, denn ohne Zweifel, wie ich jetzt sehe, ist die Nr. 16 des Schenkenbuches im Divan „Der gute Schenke spricht" s. W. A. 6, 215. (434) von ihr gedichtet. Vgl. noch bei Burkhardt, Gespräche mit dem Kanzler von Müller 2. Aufl. S. 199. Auch der Personenname Schwan ist nichts weiter, als ein romanischer Hans.



Gaedertz nicht so bald in Verlegenheit gerathen, sie mit immer neuen Vorräthen zu versorgen. Interessante und auch gelegentlich wichtige Funde ergeben sich bei solchem Aehrenlesen wohl, und auch der literarische Klatsch, vielmehr vorzugsweise dieser, findet dabei seine Rechnung. Man muß aber dankbar sein, wenn dabei doch auch für die ernste literargeschichtliche Forschung noch so viel abfällt, wie im vorliegenden Falle, obwohl man ihr weitläuftige und oft recht unnütze Umwege eigentlich ersparen sollte.

Die weiteren Mittheilungen über Minna Herzlieb sind ganz dankenswerth, nur wird das Interesse an der armen Unglücklichen doch wohl überschätzt, wenn man mit solcher Emsigkeit allen Einzelheiten ihres Lebens, ihrer Familien- und Freundschaftsbeziehungen nachgeht, wie hier in Ergänzung des in 2. Auflage vorliegenden Büchleins des Verfassers „Goethes Minchen“ geschieht. Es will uns des Guten fast zu viel scheinen, wenn uns nun auch voller Einblick in ihre exemplarisch unglückliche Ehe mit dem kleinen verwachsenen, übrigens höchst ehrenhaften und duldsamen Professor Walch geliefert wird, Mittheilungen, die Gaedertz jetzt durch den Enkel der Züllichauer Freundin Wilhelminens, der Frau Henriette Hanow zu erlangen wußte. Was Goethe betrifft, so kann Keiner, kein Vernünftiger mein' ich, auf den Gedanken gerathen, er habe an dem lieben Kinde unehrlich gehandelt. Sie war das Opfer einer unglücklichen Jugendliebe, aber vielmehr einer krankhaften Gemüthsanlage, die sich in unüberwindlicher Ehescheu äußerte und die auch wohl einem anderen Manne gegenüber sich ähnlich würde geltend gemacht haben. Die Keime der späteren geistigen Umnachtung lagen bereits hier.

Ein anderer Abschnitt bietet Erinnerungen an Alwine Frommann, die Schwester Fritz Frommanns. Gaedertz konnte ihre Briefe an Varnhagen, den Allerweltsliterator und Hauptbegründer jener anekdotischen Geschichtsschreibung, die mit Momentaufnahmen, wie man jetzt sagen würde, arbeitet, benutzen. Auch das geschieht, scheint uns in ausgiebigerer Weise, als der Bedeutung der guten Dame entspräche. Daß sie „der Prinzessin“, wie sie die junge Pflegeschwester nannte, nicht grün gewesen ist, wußte man auch so schon. Charakteristisch für Alwinen, die seit 1838 in Schöneberg lebte, ist die Aeußerung, das Buch Rahel (Varnhagens) sei „mehr als Goethe und — die Bibel“. (!) Aus ihren Unterhaltungen mit Varnhagen über Goethes „Sonette“ u. a. ist herzlich wenig der Beachtung werth. Weitere Erörterungen aus Varnhagens durch seine Nichte Ludmilla von Assing, (eigentlich Asser und noch eigentlicher wohl Ascher) noch nicht erschöpften Tagebüchern drohen uns noch. Claudite iam rivos! —

Der Abschnitt „Goethe, Gries und Friedrich Karl Meyer“ (mit der Wiedergabe einer alten Bleifederzeichnung des Legationsraths), hat uns über Goethen nicht eben besonders Neues gesagt. Es ist ja sehr liebenswürdig von der Frau Großherzogin Luise von Baden, was wir

S. 92 lesen,*) aber was hat es mit der Gasterei „bei Goethe" zu thun? —

Das schlimmste bei dieser „mitgetheilten Würdigung von hoher Seite", ist nun, daß sie, in ehrliches Deutsch gebracht, besagt: „Na ja, er war ja ein ganz gescheidter Mensch, aber man mußte ihn in der Kandare halten."

S. 97 fgd. „Aus Frauenbriefen über Goethe scheint uns werthlos.**)

Erheblicher dagegen ist die „Studie", die Gaedertz dem tüchtigen Freunde Goethes Eduard Jos. d'Alton (S. 129 fgd.) gewidmet hat. Das war denn einmal ein Mann „ganz nach Goethes Sinne" (S. 152). „Ich fühle, schreibt ihm Goethe einmal (28. 12. 1828), das was Sie aussprechen, nur allzu lebhaft: Die Sehnsucht nach Mitarbeitenden***), die in unserem Sinne verführen." D'Alton ist in der That einer von den wenigen auf sich gebauten tüchtigen Männern, die Goethen begegneten, er tritt etwa mit Zelter in eine Linie seiner Hochschätzung. Auf seine uns angekündigte ausführliche Lebensschilderung des Verfassers darf man sich freuen. —

Nicht durchaus erfreulich, aber immerhin der Tendenz des „Schwänchens" nahe bleibend, sind die „Briefe von und an Goethes „Urfreund" Knebel aus den Jahren 1772—1832 (S. 175—278), vierzig Stücke; sie bilden die eigentliche pièce de résistance des Schmauses, der zwar nicht bei Goethen, aber doch oft genug auf seine Kosten stattfand. Es ist zunächst nur eine Auswahl aus dem Besitz der Enkelin Knebels, Frau Prof. Gyldén zu Stockholm. Mit tiefster Wehmuth wird man die Klagen des armen, verdienstvollen Botanikers Aug. Joh. Georg Karl Batsch (23. Oktober 1761—29. September 1802) lesen. S. 210 z. B. schreibt der vornehm denkende Mann: „Glauben Sie ja nicht, ich wollte mir ein eigenes Schicksal erzwingen. Mir ist es nur wie einem gestrandeten Fische, den sein natürliches Schicksal für das Wasser bestimmt hat. Ich bedarf ein ruhiges, bestimmteres und sorgenloseres Leben ... wenn ich mein Element athmen und meine Bestimmung erfüllen soll. Als Scheerenschleifer würde ich glücklicher seyn u. s. w."

Und Knebel, der überhaupt nicht gern ein Blatt vor den Mund

---

*) „Auf Grund meiner dem Andenken des Verstorbenen gewidmeten Studien hat J. K. Hoheit .... in eingehenden Besprechungen mit ihrem erlauchten Gemahl eine Reihe gemeinsam erlebter Begegnungen mit [Charles] Meyer festgestellt, woraus Höchstdenselben im Gedächtniß gebliebene charakteristische Züge für mein Buch huldvollst aufgezeichnet worden sind." (!)

**) Wer oder was ist S. 98 „Roßtimpel"? Es handelt sich um den Saal in der Rose zu Jena; lesen wir lieber „Rosentempel. —

***) Freilich legte der alte Dichter den größten Werth auf treue Mitarbeit. So schrieb er auch an Reinhard mit berechtigter Bitterkeit: „Mitwollende giebts wenig, Mißwollende viel." (1810.) Von der Gunst des Augenblicks mochte er wenig hoffen. —

nahm, klagt über „das dornen- und zackenreiche Weimar“ (Sept. 1797) den sogenannten „Musenhof“ Carl Augusts. (Vgl. S. 214 „das elende Leben in Weimar,“) Ach ja, so manches gangbare Urtheil bedürfte doch wohl kleiner Korrekturen, ohne daß man dem galligen Knebel immer zuzustimmen brauchte.

S. 254 und 255 plauscht der gute d'Alton von der Stein gar merkwürdige Dinge aus; der Herausgeber ahnt wohl kaum, was er damit angerichtet hat. Es handelt sich um die Zurückstellung Herderscher Briefe an die Herzogin Anna Amalia, deren einen Knebel zurückbehalten hatte. „Goethen muß der Brief sehr gleichgültig sein, mir aber ist er wichtig, weil mir ohne ihn alle andern verschlossen sind“ sagt er. Knebel hatte auch Herders Tagebuch für Müller, offenbar den Kanzler Friedrich v. M., verlangt. Das könne ihm nicht viel nützen, „Herder selbst hatte kein Vertrauen zu solchem, da er wohl wußte, wie unzulänglich seine Kenntnisse über viele Dinge sind. Man hatte aber doch ein Interesse daran, auch Einsicht von dem mannigfachen Klatsch zu erlangen, der in dem Pfarrhause auf dem Topfberge zusammenfloß. d'Alton tritt energisch gegen solche Gefälligkeiten auf: „vergessen Sie nicht, daß Ihre Ehre der Preis ist.“

Eine Stelle muß doch hier stehen, da sie auf den Charakter der Stein ein, ich glaube, Goethes Betragen vollständig rechtfertigendes Licht wirft, und ganz gewiß von d'Altons Seite ehrlich berichtet ist: „Mein Aufenthalt in hiesiger Gegend (Schloß Tiefurt) ist der lehrreichste meines Lebens, nirgends bin ich soviel mit Vertraulichkeiten mißhandelt worden als hier; so hat zum Beispiel die alte Stein mir alle ihre Geheimnisse vertraut, sie klagte mir Goethens Untreue, der ihr versprochen, ihren Sohn [Fritz] zum Erben zu machen und nie zu heurathen, und Gott weiß was alles, ohne alle Veranlassung von meiner Seite. . . . aber ich habe ihr einen Platz in meinem Ehrenspiegel eingeräumt, der ihr statt einer Grabschrift dienen soll.“ (Datirt 3. März 1810.) Die Handschrift besagten „Ehrenspiegels“, der (s. S. 240 oben) eine Sammlung von wahrhaftigen Anekdoten hatte werden sollen, die d'Alton mit Beifügung der Namen durch den Druck bekannt machen wollte, fand sich in seinem Nachlaß nicht, was Gaedertz bedauert, wir freilich nur als segensvoll betrachten möchten, denn des klassischen Weimarischen Klatsches giebt es, weiß Gott, auch so schon mehr als genug.

Aus dem übrigen Inhalte des etwas bunten Buches, das auch durch reichliche Zugabe von Bildern dem Zeitgeschmacke huldigt, sei hier nur noch erwähnt, was in dem Abschnitte „Staatsminister von Goethe“ und das „Königlich preußische Kultusministerium“ (291 ff.) zu lesen steht, zum weiteren Zeugniß der menschlich edelen Fürsorge des einzigen Mannes für würdige Mitarbeiter. Diesmal handelt es sich um den geistvollen, armen Karl Ernst Schubarth (1776—1860), den wir, wäre er

so bekannt, als er verdient, heute als den eigentlichen intellektuellen Urheber der Goethe-Wissenschaft feiern müßten.

Goethe's Jugendfreund Friedrich Maximilian Klinger von Emil Neubürger*) ist eine liebenswürdige Arbeit, eine schöne, pietätvolle Gabe zur Feier des 28. August 1899. Die kleine, geistvoll geschriebene literargeschichtliche Studie, auf sehr eindringlicher Kenntniß der fast vergessenen zahlreichen Schriften des dem Heimathsboden früh entfremdeten, edlen Kämpfers beruhend, gehört zu dem Besten und Werthvollsten, was diese Goethefeier gezeitigt hat, und ihre Anspruchslosigkeit entspricht dem Charakter des mit leichten, aber sicheren Strichen gezeichneten Mannes, von dem Goethe bei der Nachricht von seinem Tode zu rühmen hatte: „Das war ein treuer, fester, derber Kerl, wie keiner."

Der arme Frankfurter Junge (geb. 17. Februar 1752), dessen Mutter, nach dem frühen Tode des Vaters, sich durch einen kleinen Handel mühselig mit ihren Kindern durchschlagen mußte, genoß Förderung der Eltern des großen Dichters und beide gewannen sich bald lieb. Eine freudelose, zerfetzte Jugend, doch konnte er sich durch die Schulklassen mit Hilfe von ertheiltem Privatunterricht bis zur Universität durchbringen. In Gießen hatte ihn Goethe aufs Wärmste an Freund Höpfner empfohlen, doch drängte ihn die Noth bald vom juristischen Studium zur literarischen Brodsuche. In zwei Tagen erstand dort das Preisstück „Die Zwillinge". Er ließ sich, von Goethe's Glanz in Weimar geblendet, dorthin locken. Das merkwürdig unbekannte, überall genannte Stück „Sturm und Drang" entstand hier. Ueberquellender Jugendübermuth, vielleicht ähnlich wie bei Lenz, führte zu einem Zerwürfniß mit Goethe. Eine Zeit lang schuftete er bei Seiler als Theaterschriftsteller, lebte zwei Mal bei Goethe's Schwager Schlosser, ist 1779 Sekondelieutenant in der österreichischen Armee und bald in russischen Diensten als Vorleser des Großfürsten Paul. Und so Reisegefährte des großfürstlichen Paares, sah er Deutschland, Italien und Frankreich. Zwei Türkenkriege machte er mit, wird 1785 als Hauptmann der erste Leiter des Petersburger Kadettencorps. Nach der Heirath mit einer russischen Dame aus vornehmer Familie (1788) folgt Amt auf Amt, zuletzt ist er auch Kurator der damals noch deutschen Universität Dorpat, so hieß es damals ja noch, auch wohl plattdeutsch Dörpt.

Tief erschüttert durch den Tod des ihm einzig gebliebenen Sohnes, des muthigen Kämpfers bei Borodino, ging er nach Moskau, trat 1820 in den Ruhestand.

Es versteht sich, daß der Verfasser aus den reichen Mittheilungen Rieger's, des Großneffen Klinger's, geschöpft hat, doch scheint uns in seiner zusammengedrängten Darstellung nichts zu fehlen. Sehnsucht

*) Frankfurt a. M. 1899. Mahlau und Waldschmidt. 35 S., gr. 8°.



nach dem gesammten Briefwechsel mit Schleiermacher (er ist der „Ernst“ und „Bruder“ in der „Geschichte eines Deutschen in der neuen Zeit“) allerdings wird uns erregt durch die prächtigen Proben.*)

Die Dramen Klinger's, zuerst aus idealistischer Weltanschauung, dann ins Realistisch-Pessimistische überschlagend, klingen endlich wieder in einem geläuterten Idealismus aus. Frauencharaktere, die Goethe's Stärke sind, sind bei ihm spärlich vertreten, nur die Abassa im Giaffar ragt hervor. Aesthetisch betrachtet, muß die bei Klinger immer vordringende moralisirende Tendenz als schädigend gelten. Dasselbe gilt auch von seinen Romanen.

Aus politischen Rücksichten mußte der merkwürdige Mann seine Selbstbiographie ungeschrieben lassen. Er selber hielt sie ersetzt durch seine „Gedanken und Betrachtungen“, die sein Denken und Trachten seiner besten Zeit zu schönem, nahezu klassischem Ausdruck bringen. Sie waren ihrer Zeit ein Lieblingsbuch der ihm im Politischen ähnlich gestimmten Bettina und, was keine schlechte Empfehlung ist, Schopenhauer's. Wenn Reklam sie in seine beliebten, billigen Neudrucke aufnähme (wie „Sturm und Drang“ und „Die Zwillinge“), wer weiß, ob sie nicht auch heute eine große Beliebtheit bei unserem Volke fänden, denn was und in welchem Maße aus den Schätzen unserer älteren Literatur in die breiten Schichten des Volkes dringt, das ist zur Zeit Geschäftsgeheimniß jener rührigen Firma. Aus ihren Geschäftsbüchern wird dereinst eine merkwürdige, statistisch beglaubigte Grundlage für die wirklich populäre Literatur gewonnen werden, die wesentlich anders aussehen wird, als die Verfasser sogenannter Geschichten der Nationalliteratur es sich vorstellten.

Unser Verfasser giebt einige köstliche Proben. Wunderschön ist z. B. die Parabel von der Nothwendigkeit des Vergessens. Der Mann hat viel Verwandtes mit Herder, Seume, Knebel, zum Theil auch wohl mit Knigge. Wie sie Alle, so forderte er und übte aber auch an sich vor Allem Selbstzucht.

Goethe von G. Witkowski.**)

Sagte man statt „graphische Kunst“ „mechanische Vervielfältigung“, so wäre das Geheimniß der Billigkeit eines solchen Literaturbilderbuches erklärt. Da man weiß, daß Bilderbücher immer Abnehmer finden, weil sie so bildend sind, vielleicht, so kann man sich's auch eine Stange Gold kosten lassen, einen auf der Höhe stehenden Forscher zu engagiren,

---

*) Ich bekenne, nicht ohne Reue, meine Unwissenheit in der Schleiermacher-Literatur, weiß daher auch nicht, ob und wo jener Briefwechsel etwa gedruckt vorliegen mag, vielleicht bisher nur in Rieger's Buche.

**) Verlag von E. A. Seemann in Leipzig und Berlin und der Gesellschaft für graphische Industrie in Wien. (Der von Dr. Rud. Lothar herauszugebenden „Dichter und Darsteller“ (!). Erster Band. 270 S. Lexikon 8°. Preis in englischem Einband 4 Mark.)

daß er „die Beschreibung“ dazu liefere, zumal, wenn gerade Goethe-Jubiläum ist und Weihnachten und Jahrhundertswende nahe.

Wir bezeugen Herrn G. Witkowski gern, daß er diesem heiklen Auftrage in vollem Maße gerecht geworden ist.

Was die Bilder angeht, deren sich fast auf jedem Blatte eins findet, so müssen wir doch sagen, sie sind durchschnittlich entweder nicht mehr ganz neu — die Herren Verleger stehen in Gegenseitigkeits-Austausch ihrer abgedruckten Clichés — oder recht gleichgiltig. Liebhaberwerth besitzen eigentlich nur noch solche Reproduktionen, die mit hoher oder höchster Genehmigung der Besitzer zum ersten Male vorgelegt werden können, wie hier z. B. auf S. 202 das Goethi'sche Stammbuchblatt mit dem Distichon „Weise die Rose nicht ab . . .“, datirt Pyrmont den 15. Juli 1801, oder S. 236 Schmeller's Oelbild des in seinem Arbeitszimmer diktirenden Goethe aus dem Jahre 1831 (Besitz der Weimarer Bibliothek). Was aber S. 96 das nachgeahmte Titelblatt einer unrechtmäßigen Ausgabe des „Werther“ (Berner Nachdruck) eigentlich soll, ist schon schwerer verständlich. Und so gar Manches.

Ein ernstes Bedenken haben wir noch. Wenn das geschäftliche Ausschlachten unserer Großen so weiter betrieben wird, wie lange glaubt man wohl, daß das Interesse des Publikums noch Schritt halten werde?

Der literargeschichtlichen Forschung aber geschieht kein Abbruch, wenn wir die Mahnung an den Buchhandel richten, etwas mehr auf die Förderung der Lebenden zu wenden. Vielleicht geschähe das auch bereits, wäre nicht das unglückselige Urheberrecht, das 30 Jahre nach dem Ableben des Autors seine Arbeit und die Kapitalanlage seines Verlegers jedem ersten besten Nachdrucker als herrenlos Gut preisgiebt. F. Avenarius fordert mit allem Fug (siehe das erste Januarheft des „Kunstwarts“), daß vielmehr dauernd von jedem weiter zu verkaufenden Exemplar eine kleine Tantième (gleichsam eine Klebemarke der Alters- und Lebensversicherung) für die lebenden und schaffenden Schriftsteller und Musiker, aber für die wirklich produzirenden, nicht für die Kärrner, die jetzt allein sich mästenden Ausschlächter und Zwischenhändler, an die Schiller-Stiftung zu überweisen wäre. Der ehrliche Buchhandel litte dadurch gewiß nicht die geringste Einbuße, die kleine, vom Publikum gern übernommene freiwillige Steuer aber wäre bestimmt, vielen armen Arbeitern im Weinberge des Herrn ein sorgenloseres Schaffen zu gewähren. Auch das geschähe im Geiste Goethe's.

Weimar, Anfang Januar 1900. Xanthippus.

Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen von Albert Köster. Leipzig 1900 B. G. Teubner. Mit Heliogravüre der Radierung von Stauffer, Bern, 141 S. 8⁰ Preis gebunden 3 Mark.

Ueber das hübsche billige Buch dürfen wir in Kürze sagen, daß es in sehr fesselnder Weise ein schönes, liebevoll und kenntnißreich gezeichnetes Bild des großen Züricher Dichters bietet. Aus der anfänglich sehr kleinen Keller-Gemeinde, die ein Analogon in der Böcklin-Gemeinde hatte, ist ein weiter Kreis begeisterter Verehrer der einzigen Kunst des Meisters Gottfried geworden, und der Streit um die ästhetische Berechtigung seiner „Richtung" verstummt, und selbst der gemeine moderne Realismus, der den Stoff auf der Straße fand — er ist auch darnach — streckt vor ihm die Waffen. Bewahre ihn nur der Himmel vor manieristischen Nachahmern! Wir wünschen dem Buche die weiteste Verbreitung.

Xs.

Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft vornehmlich unter dem Fürsten Ludwig von Anhalt-Coethen. Von Dr. Friedrich Zöllner. Berlin 1899. Verlag des Allg. d. Sprachvereins (F. Berggold). 123 S. gr. 8⁰. Preis 1,80 Mk.

Eine immerhin verdienstliche, fleißige, im Ganzen gerecht und maßvoll die Absichten mehr als die wirklichen Leistungen und dauernden Wirkungen der vornehmen Gesellschaft abwägende Arbeit, der auch wir, bei sehr verschiedenem Standpunkte zwar, uns zu Dank verpflichtet fühlen.

Gewiß ist die Fruchtbringende Gesellschaft, deren eigentliche Seele der wohlmeinende, wiewohl geistig nicht eben bedeutende Fürst Ludwig von Anhalt bis zu seinem Tode gewesen († 7. 1. 1650), „in mehr als einer Hinsicht die älteste nnd wichtigste Vorgängerin des Allg. d. Sprachvereins". Man darf billigerweise von einem Anhänger und Vertheidiger dieser Richtung, deren Irrthum wir oft genug als ungehöriges individuelles Reglementiren der Sprachbehandlung, kurz gesagt, als anmaßliche Schulmeisterei zu bezeichnen hatten, nicht verlangen, daß er auch in der traurigen Geschichte vom Aufkommen und jähem Verfall der deutschen Nachäffung des fast kindischen italienischen Akademiewesens, speziell des Treibens der florentinischen Crusca (Kleie), ein warnendes Menetekel zu lesen wisse. Denn wahrlich kläglich genug ist das Weitervegetiren der Gesellschaft nach Ludwigs, des „Nährenden" Hingange, unter dem „Schmackhaften", d. i. Herzog Wilhelm IV. zu Sachsen-Weimar, der dem armen geplagten Georg Neumark den Erzschrein und damit die meist höchst unerquickliche Korrespondenz aufbürdete, die sich nur noch wesentlich um Aufnahmegesuche und Erfindung thörichter Devisen und kindischer Namen drehte.

Die persönlichen Erfahrungen dieses trefflichen Mannes (von dem Scherers Literaturgeschichte sagt, es sei von ihm beinahe nichts übrig

geblieben, als das schöne Lied „Wer nur den lieben Gott läßt walten"), die er in dieser Zeit (seit 1651) zu machen hatte, da die Gesellschaft sich in eine Art Ritterorden umgewandelt hatte, wozu die Neigung schon lange vorher bei manchem der hohen Herren vorhanden war, die persönlichen Erfahrungen drücken sich deutlich genug in dem Seufzerlein aus:

Wer sich zu nah ans Feur und bei die Flammen jetzet,*)
Wird oftmals am Gesicht und sonsten mehr verletzet;
Wer sich mit großen Herrn allzu gemeine macht,
Wird, eh er sichs versieht, um seine Wolfahrt bracht.

Beim Tode des dritten Beschützers, Herzogs August zu Sachsen, war es mit der ganzen Herrlichkeit vorbei (das war 1680, die Gesellschaft war am 24. August 1617 im Schlosse Hornburg, dem alten Weimarer Schlosse, auf Betreiben des Hofmarschalls Kaspar von Teutleben gegründet worden).

Aber beschränken wir uns auch mit dem Verfasser unseres Büchleins auf die eigentliche Blüthezeit unter Fürst Ludwig, die also etwa 30 Jahre umfaßt, so zeigt doch auch sie, ungeachtet aller Anerkennung der Thatsache, daß einmal der Fürstenstand und der hohe Adel sich „teutschgesinnt" bezeigen, daß sie Förderer edler dichterischer und wissenschaftlicher Bemühungen sein wollten, so viel Unverstand und Ueberschätzung urdeutscher, öder Vereinsmeierei, daß wir doch eher auf der Seite Barthold's, des ersten Darstellers jener Sprachgesellschaften stehen bleiben, der in ihnen „fast nur Mängel" sehe, wie Fr. Zöllner sagt, als daß wir dessen Apologie beitreten könnten.

Es ist ja nicht ungeschickt, daß eben die tüchtige Persönlichkeit des Anhaltiners auf Grund sehr eindringlicher literargeschichtlicher und archivalischer Studien scharf beleuchtet wird. In der That erscheint der Fürst als ein treu-emsiger, überzeugter Anwalt des in der Luft der Zeit liegenden Gedankens, man könne durch akademische Vereinigungen gelehrter Dilettanten von oben herab auf die Literaturbewegung der Völker einwirken und nennenswerthe Wirkungen hervortreiben. Eine liebenswürdige, aller Ehren werthe Täuschung jener Mäcenaten, aber eine Täuschung. Wäre z. B. Goethe nicht schon Goethe gewesen, Carl August hätte ihn nicht dazu gemacht, und so König Ludwig II. nicht Rich. Wagner. Einen Opitz allenfalls, der sich an alle Hochgeburt heranzudrängen wußte, mochte man erzielen. Wahre Kunstübung will nur freie Luft. Auch der bedeutendste Roman des „bluttriefenden 17. Jahrhunderts", der Simplicissimus des Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, hat nicht etwa eine Förderung von jenen Kreisen erfahren, deren allgemeine Tendenz, mögliche Reinheit der lieben Muttersprache, der Verfasser freilich theilte, geistreicher jedoch und selbständiger als jene.

*) Bei c. acc. war Luthern geläufig und ist es noch heute Sachsen und Thüringern, so weit es ihnen die edle Schulbildung nicht ausgetrieben hat.



Mit Fug wird die Standhaftigkeit Ludwig's gepriesen, die sich z. B. in der höchst braven Zurückweisung des Ansinnens bekundete, nur noch „rittermäßige" Mitglieder zuzulassen (s. S. 95), mit Fug auch wohl ihm nachgerühmt, daß er neben den Satirikern Positives zu bieten suchte (S. 119, Schlußwort).

Dabei bleibt jedoch bestehen, daß es sich im Allgemeinen bei den Aufnahmegesuchen und den Bewilligungen um ziemlich kindische Einzelheiten drehte. Man braucht nur die zopfigen Briefe Philipp Harsdörffer's zu lesen, der eine förmliche Agentur für Erlangung des persönlicher Reklame diensamen Diploms aufgethan hatte*), um sich davon zu überzeugen. Der Herzog Ludwig nahm die Sache natürlich möglichst feierlich. Es kamen in 33 Jahren etwa 16 auf das Jahr (524), auf die ersten 12 Jahre aber schon die Hälfte (262). Die letzten Aufgenommenen bilden das Element, das nur noch Suite des Herzogs sein wollte und sollte.

Interessant ist (s. S. 35), wie der brave Dichter und Gelehrte Joh. Valentin Andreae behandelt wurde. Ich glaube, er sprach nicht ganz ohne Grund von illa Fructifera, verius Mortifera societate. Das werden ja die Herren vom A. D. Sprachverein natürlich nicht zugeben. Die Bibelstelle, die, entsetzlich zu sagen, Andreae in ein Stammbuch sogar spanisch eingetragen haben soll, ist vielleicht Hoffmann v. Fallersleben bloß spanisch vorgekommen. Opitz ward erst 1620 zugelassen, Fürst Ludwig hatte ihn lange zappeln lassen. Das Verhältniß blieb auch nach der Aufnahme frostig.

An die „Schwierigkeit des Verkehrs", von der uns S. 73 berichtet wird, glauben wir gern. Die Kunst, mit großen Herren aus dem Delberger den „Königlichen Schirmischen Wein" oder „Wein des Königs Schirm" zu trinken, will gelernt sein.**)

Zu den bedenklichen Beinamen gehört wohl, daß Landgraf Wilhelm von Hessen sich als „der Kitzliche" mußte anreden lassen. Heute wäre das beinahe eine Majestätsbeleidigung.

Zu großer Betrübniß des Verfassers war es mit dem reinen Deutsch der fürstlichen und adligen Herren doch so eine Sache. Sie schrieben doch auch gar zu gern französische Briefe und parlirten natürlich auch sc. Wenn es S. 88 heißt, „sie wollten zeigen, daß selbst die Dichtung die Fremdwörter entbehren könnte," so will das nicht viel bedeuten, selbst die Prosa hätte es wohl eher heißen sollen, deren Bezeichnung —

*) Eine erkleckliche Anzahl hat der Archivdirektor Dr. H. Burkhardt aus den Restbeständen des Weimarischen Erzschreins veröffentlicht. Ueber Harsdörffer's puristische Einfälle selbst fehlt, so viel ich weiß, noch eine Zusammenstellung. Sie würde ihn vielleicht nicht ganz so ungeschickt und geschmacklos erscheinen lassen, als manche seiner Mitgenossen waren.

**) Beiläufig, gemeint ist offenbar ein Wein, der an den Hängen des Berges Sirmio (Sermione) gewachsen war, auf dem Catull seine Villa gehabt hat, am Gardasee.

„leider!" wird wohl Herr Dr. Zöllner ausrufen — lateinisch bleibt, denn sie heißt ja wohl so als oratio proversa, die ohne Umschweife auf ihr Ziel gradeaus lossteuernde logische Erörterung.

Ludwig's Helfer bei der kritischen Durchsicht, einer Art Präventivzensur stets vor dem Druck einzusendender Werke der Genossen waren besonders Dietrich von dem Werder und der Neffe des Fürsten Christian II. Es sei ihnen, lesen wir S. 93, vor allem angekommen auf die „deutsche reinigkeit und zierlichkeit". Es ist erstaunlich, welcher Willkür man sich unterwarf, um des Bischens Reklame willen. Der Verfasser gesteht selber, daß ein solches Einsenden „zur Verbesserung" für die Gesellschafter eine unerträgliche Zwangslage schuf, die denn auch nach Ludwig's Tode fortfiel. Was am rüstigsten betrieben ward und sich der besonderen Gunst Ludwig's erfreute, waren Uebersetzungen und Nachahmungen italienischer und französischer, auch wohl spanischer Werke. Auch hier würde die großartige Firigkeit Harsdörffer's zu einer besonderen Studie Anlaß geben können, wenn Einer nichts Besseres zu thun hätte. Xs.

Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken. Von Gottfried Kögel, Regierungsrath. I. Band 1829—1854. Berlin 1899. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 6 M., geb. 7,50 M.

„Nach drei Richtungen hin dürfte", so schreibt der Sohn in der Vorrede des Lebensbildes, „Kögel wohl eine historische Bedeutung beanspruchen können, nämlich für die Geschichte der Predigt durch seine Kanzelthätigkeit, für die Kirchengeschichte unseres Vaterlandes durch sein Eintreten für die unumstößliche Positivität des Bekenntnißstandes der preußischen Landeskirche und durch sein Verhältniß zum Kaiserlichen Hause, insbesondere zum Kaiser Wilhelm I."

Der vorliegende Band schildert nur die Kindheit, die Lehr- und Wanderjahre Kögel's bis zu seiner Ordination. Die spätere kirchenpolitische Thätigkeit des Mannes hat das Urtheil über ihn je nach der Parteien Gunst und Mißgunst verschieden gestaltet: bei den Einen Vorurtheile gegen seine Persönlichkeit erweckt, die Andern in unbegrenzter Verehrung und Dankbarkeit an ihn gebunden. Wird die Aufgabe des Verfassers eines Lebensbildes und auch dessen unbefangene Würdigung Seitens des Lesers dadurch erschwert, so ist es bei der Anzeige dieses 1. Bandes eine erfreuliche Erleichterung, daß der Leser nur von dem Werden des Mannes hört und eine in sich noch geschlossene Persönlichkeit vor Augen hat, ehe sie sich in den verschiedenen Berufs- und Neigungspflichten innerhalb des öffentlichen Lebens entfaltet.

Rudolf Kögel erscheint als eine vielseitig begabte Natur, von früher Jugend an bemüht, seine glänzenden Anlagen durch eisernen Fleiß zu ent-

falten und seine geistigen Kräfte zu erhöhen. Der Vater, Pfarrer in Birnbaum, hat dem Sohn früh den Trieb zu rastlosem Schaffen und geistigem Vorwärtsstreben eingepflanzt. Dem reiferen Gymnasiasten giebt er den Rath: „Lege Dir eine Mappe an, in welcher Du nicht nur dieses oder jenes Produkt Deines Geistes niederlegst, sondern auch diesen oder jenen guten Gedanken bis zu einer Zeit aufbewahrst, wo Du ihn bei mehr Muße und größerer Reife des Geistes hervorholen und weiter ausführen und ausbilden kannst. Für gute Gedanken giebt es auch bei dem begabten Kopfe nur glückliche Stunden, die nicht nach eigener Willkür zurückgerufen werden können.“ Er ermuntert den Studenten, publizistisch thätig zu werden und sich durch etwaige Mäkler darin nicht beirren zu lassen, „da er selbst schon eine bis ans Mißtrauen streifende Kritik in sich habe.“

Daß der Sohn den anerkennenden Urtheilen der Lehrer auf der Latina in Halle und den Ergebnissen seiner Prüfungen bedeutenden Werth beilegt, ist dabei nicht zu verwundern. Die guten Noten werden mit einem stürmischen Jubel nach Hause gemeldet, der zugleich von der tiefen seelischen Unruhe, die vorher sein Inneres beherrscht hat, Zeugniß ablegt. Als er am Schluß eines Semesters vom Ordinarius besonders gelobt wurde, schrieb er nach Hause: „Man muß Stricknerven besitzen, um dies zu ertragen.“ Aber als er bei einer Vertheilung von Benefizien wider Erwarten leer ausging, brach er, den Eltern sein Herz ausschüttend, in die Worte aus: „Keiner meiner Mitschüler will es mir glauben, daß ich trotz meines Bewerbens nichts bekommen habe. . . . . An dem Tage, wo ich es erfuhr, lief ich trotz der Kälte im Feldgarten herum und habe nach langer Zeit wieder einmal herzlich geweint aus Wuth, daß man so ungerecht mit mir verfahren sei.“ Ueber das wohlbestandene erste theologische Examen lautet die Meldung vom 2. August 1852:

„Meine Lieben! Durch! Psalm 126,1: Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. Eben komme ich aus dem Examen mit der Censur IIa. Sehr gut mit Auszeichnung! Daß ich die Censur gerne sehe um Euret- und auch um meinetwillen, darf ich Euch wohl ebensowenig versichern, als daß ich sie nicht verdient habe. Mit einer geringeren hätte man meine geringen Kenntnisse angemessener bezeichnet. Dankbar und demüthig sein, Gott helfe! Nächsten Sonntag in Wangen predigen! Onkel Wilhelm ist hier. August Stumpf grüßt.

Immanuel! Euer Rudolf.“

Der Leser versteht, warum die Mutter, welche das innere Leben ihres einzigen Sohnes mit dem Ernst ihres christlichen Glaubens überwachte, auf ihrem Sterbebett (Herbst 1852) für ihn das letzte Vermächtniß hat: „Rudolf soll nicht hochmüthig werden.“

Die Tagebuchauszüge und Briefe des Jünglings lassen uns in die durcheinanderwogenden Strömungen einer leidenschaftlichen Seele hinein-

schauen. Hinter der ruhigen, sich leicht aufschließenden Außenseite glühen heiße Wünsche und toben noch heißere Kämpfe.

Der 18jährige schreibt an seine Eltern: „Ach! wenn ich einen, einen Freund auf dieser Schule hätte, dann glaube ich bestimmt, wäre alle diese Unruhe, diese quälende Ungewißheit nicht, dann würde der mich zurechtweisen und unterstützen, aber seht! seht! ich habe keinen Freund!“ Erst die Braut und spätere Ehefrau, Tochter des Theologieprofessors Julius Müller in Halle, ist ihm der Freund geworden, dessen Seele er rückhaltlos die inneren Anfechtungen mittheilen konnte; durch sie hat er die durch Tholuck an ihm vermißte „größere Fähigkeit der Hingabe, des sich Aussprechens“ erhalten. An sie schreibt er auch über die geheimsten Regungen seines Seelenlebens, damit sie ihm helfe, auch die verborgenen Wurzeln der Sünde darin auszurotten. So im November 1853: „Schmählich habe ich mich über den Neid ertappt, als mir Stumpf (sein ältester Jugendfreund) neulich den glücklichen Ausgang seines Examens schrieb. Statt dem Glück zu wünschen, für den zu beten ich wohl das Herz und die Zunge während jener Zeit gehabt hatte, schlich mir in die Falten der Seele heimlich der Neid, sich fest darin nistend. — — —

Psalm 103! Psalm 103! Psalm 103!“

Am 13. Dezember 1853: „Die Freude an des Andern Leide, die Selbstsucht bei des Andern Glück, das Reflektiren über eigene Demuth, „Selbstgefälligkeit über und inmitten der Heiligung“, verbunden mit dem Unwillen über fremde Förderung, also geradezu und wildweg ein Aufhalten der Wahrheit durch Ungerechtigkeit, ein Nichtkommenlassen des Reiches Gottes, — — es sind unsere schwersten Sünden und lasten alle Tage auf uns.“

Besonders schwer hat die fünf Monate dauernde Zeit der Unthätigkeit nach der mit Auszeichnung bestandenen zweiten theologischen Prüfung auf ihm gelastet. Die in ihm angehäuften, nach Auswirkung dringenden Kräfte waren gegeneinander gerichtet und rissen seine Seele in dieser Zeit des Wartens unvermittelt von einer Stimmung zur andern. Die Briefe an die Braut gehen durch alle Tiefen des Verzagens und alle Höhen der Hoffnungsfreudigkeit hindurch: „Gestern hielt ich hier meine erste Missionsstunde. Text: Röm. 1,14. Sehe ich den Text an, dann zweifle ich Kleingläubiger nicht mehr, daß die Liebe zum Herrn mich für die Brüder befähigen wird, Allen Alles zu werden. O wie viel Gedanken lasten auf meiner Seele, wie viel Seufzer ringen sich los, wie viel Gebete fliegen empor! . . . . Der Ernst der Sache ist nicht das Warten selbst, sondern die Ungehaltenheit des Herrn in dieser Angelegenheit über meinen Leichtsinn oder sonst eine verborgene Sünde meines Herzens. Erst die säubernde Geißel, dann erst das frei schallende Gotteswort, wie das Evangelium des nächsten Sonntags (Luk. 19,45—47) Dir zeigt. Du arme Kandidatenbraut, immer durch Noth und Tod! — Herr, gehe nicht mit mir ins

Gericht! Es ist ja so schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.

Im Grunde müßten wir uns schämen, schlechten Muthes zu sein, da so viel Gnade unsere Wege schon beschienen und wunderbar erleuchtet hat. Ueberhaupt möchte ich alles Eingreifen in die dunklen Fäden Gottes vermeiden."

Die natürliche Anlage Kögel's zum Kampf der Gedanken, die sich untereinander anklagen und entschuldigen, scheint durch die Einwirkung Tholuck's vertieft worden zu sein, der das Wachsthum des inneren Menschen mehr durch Selbstbeobachtung und bewußte Abtödtung widerstrebender Triebe, als durch selbstvergessene Hingabe an eine Lebensaufgabe bei sich und Anderen gefördert hat. Beim ersten Weihnachtsfest, das K. als Student in Th.'s Hause zubringen durfte, erhielt er eine spanische Bibel zum Geschenk mit dem Vers:

„Offenbarung, Wundergaben
Aller Welten Weisheit haben,
Alles dieses hilft Dir nicht,
Wenn man nicht den Willen bricht."

„Um Christ zu werden, hat man ebensoviel zu verlernen wie zu lernen."

Ueber Tholuck's Einwirken auf seine Persönlichkeit urtheilt Kögel in späteren Jahren: „Was mir nie verloren gegangen, sind die Eindrücke von Tholuck's Umgang. Er war es, der mir beigebracht hat, daß Selbstbeherrschung noch keine Selbstverleugnung sei." Der Braut aber hat er im November 1853 bekannt: „Indem meine Verehrung und Pietät für das Tholuck'sche Haus, meine lebenslange Dankbarkeit ein- für allemal vorausgesetzt ist, so bleibt doch gar Manches an jenen Beiden ein Räthsel: das Fordernde, Zwingende, Rücksichtslose seiner Liebe, das Mißtrauen, das sich plötzlich durch eine rückhaltlose Hingabe zu ziehen scheint. Gott wende mir sein entfremdetes Herz wieder zu; dies Herz, das soviel Gewalt über mich gehabt hat, lerne wieder freundlich für mich schlagen. Er hat viel in meinem Leben gebrochen, vielleicht auch Gutes, aber ganz gewiß viel Schlimmes und meinen eigenen Augen zuvor Umschleiertes."

Was mag das Gute sein, was durch Tholuck's Einfluß in ihm gebrochen ist? Der übermächtige Zwang der Persönlichkeit des hochstehenden Mannes auf den mit Verehrung und Dankbarkeit zu ihm aufschauenden Jüngling scheint manche Anlagen unterdrückt zu haben, welche bei Kögel, wenn er mehr sich selbst überlassen gewesen wäre, zur Entfaltung gekommen sein dürften. In dem Lebensbild tritt die theologische Entwicklung des Studenten und Kandidaten völlig zurück. Schon der Student der ersten Semester scheint mit seiner theologischen Anschauung fertig zu sein. Die im Elternhaus empfangene und während der Gymnasialzeit in Halle ängstlich

gehütete, gefühlsmäßig angeeignete lutherische Form der Frömmigkeit bleibt ihm auch später ein noli me tangere.

Rationalismus und Pantheismus galten Kögel ein- für allemal abgethan. Von einem Einfluß Schleiermacher's oder seines Schülers Nitzsch oder auch von einem lebendigen Interesse an der unaufhaltsam erstarkenden historisch-kritischen Methode der Theologie vernehmen wir nichts. Nicht daß er nicht von allen theologischen Wissenschaften Kenntniß genommen hätte, aber diese theologischen Fragen scheinen sein Gewissen niemals bewegt zu haben. Der intellektuelle Trieb war in ihm schwächer als das reiche Gefühlsleben und die starken Willensregungen, — „für die Mathematik hielt er sich nun einmal nicht geschaffen" — und konnte daher auch nicht diese das Innenleben beherrschenden Mächte einem Ziel unterordnen; ebensowenig vermochte er das stürmisch bewegte, schwankende Glaubensleben zu der Stetigkeit einer christlichen Weltanschauung zu verklären, welche die Unruhe der Empfindung und die Anfechtungen des Sündenbewußtseins durch das heiligende Licht des Erkennens Gottes verzehrt. Kögel's Innenleben gleicht nicht einem Strom, welcher vorwärts stürmt, von eigener Schwerkraft getrieben, wenn er auch das letzte Ziel nicht vor Augen hat, es gleicht dem umgrenzten, stehenden Gewässer, welches zu seiner Klärung den Sturm braucht und deshalb von der Gewalt der Gegensätze seiner innersten Natur stürmisch bewegt wird.

Auch die politischen Aufgaben und Ideale der Jahre 1848/49 haben Kögel's Interesse wenig beschäftigt. Der gut königstreue, konservative, Stahl's Grundsätzen nahestehende Student hatte für die Verfassungskämpfe jener Jahre kein Verständniß. Er schreibt von den Demokraten: „Ihrem Treiben, ihren Auswüchsen von Arroganz, Ignoranz und stetem Egoismus Glück zu! Einen Galgen, wenigstens in jener Welt, und eine jedenfalls sehr unbequeme Sterbestunde sichere ich ihnen im Voraus zu. Wie ich mir das Urbild eines Demokraten als den edelsten und trefflichsten, begabtesten und festesten, demüthigsten und selbstvergessenen Charakter vorstelle, so steht in den jetzigen Abdrücken der Demagogik der Kommunismus in seinem ganzen Schmutz, in seiner ganzen Albernheit verkörpert da."

Als zu Pfingsten 1848 die studirende Jugend sich auf der Wartburg versammelte, blieb Kögel einsam in Halle.

Er schreibt darüber in seinen Erinnerungen: „Meine Kommilitonen waren alle verreist. Ein Mandat der Studenten für die Wartburg hatte ich abgelehnt. Ich wollte mich homiletisch versuchen (als eben 19jähriger Jüngling am Anfang des zweiten Studiensemesters!) und plagte mich mit der am schwarzen Brett angeschlagenen Preisaufgabe einer Predigt über Luc. 10,20; ich gewann, während ich bei einer späteren Bewerbung mit einer besser gelungenen Predigt über Röm. 13,1 gegen Eduard Böhmer unterlag und mir mit einer öffentlichen Belobigung genügen lassen mußte".

Ein hoher Grad von Selbstbeherrschung und nüchterner Ueberlegung

hat in ihm leidenschaftliche Stimmen nicht zur Herrschaft kommen lassen; sein Sohn stellt ihm das Zeugniß aus: „Ein Mann zugleich der Aktion und Reflektion, hat er sich während seines ganzen an Erfolgen so reichen Lebens nie eine nennenswerthe Unbesonnenheit vorzuwerfen gehabt.“

Kögel hat in seinen Briefen und Tagebüchern mit einer Offenheit seine Seelenzustände dargelegt, welche an die Bekenntnisse Augustins erinnert. Es ist das Vorrecht bedeutender Persönlichkeiten, daß sie auch ihre Mängel und Schranken ohne Scham öffentlich zur Schau stellen dürfen. Nur starke Naturen, welche aufrichtig gegen sich kämpfen, dürfen auch die geheimen Mächte, mit denen sie zu thun gehabt haben, unverhüllt aus dem Dunkel hervorziehen. Kögel hat gegen seine natürlichen Schranken und Neigungen, soweit er sie als sündig erkannt hat, mit rücksichtsloser Schärfe den Kampf geführt. Die Entscheidung in einer ernsten Gewissensfrage bildet den Schluß des 1. Bandes dieser Biographie: Gleichzeitig traten an den vorübergehend als Hilfslehrer an dem Berliner Seminar für Stadtschulen beschäftigten Kandidaten zwei Anerbietungen heran: er hatte die Wahl, entweder als Hilfsprediger des erkrankten Gesandtschaftsgeistlichen nach Rom zu gehen in eine auch für einen verheiratheten Geistlichen auskömmliche Stelle, oder als Pfarrverweser in die Gemeinde Nakel in der Provinz Posen. Seine glänzende rhetorische Begabung, seine ästhetischen Interessen zogen ihn mit Macht nach Rom. Aber er wählte die Stelle, „die weniger Glanz und mehr Arbeit hatte.“ Als Grund seiner Entschließung führt er seiner Braut vor: „Ich selbst will mich und werde mich verdichten, vertiefen, sammeln in Nakel. — In Rom würde ich mich vielleicht verlieren, ein Diplomat und kein Theolog, ein Weltmann und kein Christ werden, was ja nach einer praktischen Schule in Nakel und anderswo nicht zu fürchten ist.

Umsonst ist Rom mir nicht in Aussicht gestellt. Mindestens habe ich den Segen haben sollen, mich durch den Entschluß für Nakel zu kräftigen und fröhlich zu machen. Von Rom aus hätte ich wohl Heimweh nach Nakel und Vorwürfe des Gewissens gehabt; von Nakel aber muß auch in allerschlimmster Lage der Blick auf Rom mir den Trost geben, daß ich dem ersten Rufe und dem innersten Berufe gefolgt und treugeblieben bin. Kurz, die sanguinische Phantasie war für Rom, das Gewissen für Nakel.“

Dem Verfasser des Buchs gebührt aufrichtiger Dank, daß er nicht nur für den Kreis der Verwandten und persönlichen Freunde ein Lichtbild des Entschlafenen gemalt hat, sondern sich von der kindlichen Pietät nicht hat hindern lassen, auch den Erdenzusatz, welcher jeder menschlichen Individualität anhängt, ohne Beschönigung hervorzukehren. Damit ist auch für die, welche Kögel nicht persönlich gekannt haben, ein anziehendes und, abgesehen von

jedem Parteistandpunkt, die Gewissen anregendes Lebensbild entstanden, dem die Unterschrift gebührt:

„Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
Je mächt'ger rührt er uns're Menschlichkeit."

Sigmaringen. H. Gallwitz.

Das deutsche Drama. Grundzüge seiner Aesthetik von Carl Weitbrecht. „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst, Berlin 1900.

Da ich mich mit den Ausführungen des 267 Seiten starken Bandes in keinem Punkte einverstanden erklären kann und vielfach scharfen Widerspruch werde erheben müssen, so will ich wenigstens das einzige mir mögliche Lob gleich an die erste Stelle setzen: In klarer und kraftvoller Sprache verficht der Verfasser mit leidenschaftlicher Antheilnahme seinen Standpunkt. Mehr Gutes vermag ich nicht zu sagen. Der Standpunkt selbst ist unhaltbar und ist sogar durch und durch unwissenschaftlich, was bei einem Nachfolger Vischers ein wenig Verwunderung zu erregen wohl geeignet ist. Weitbrecht steht fest auf dem Standpunkt Schillers, nur daß er diesen seinen Schiller gelegentlich recht flach auffaßt, was ich später noch an einem bestimmten Fall erweisen werde. Die moderne Literatur lehnt er leidenschaftlich ab; ihr gegenüber empfindet er nichts weiter, als wüthenden Zorn. Ich gebe es zu, daß man sehr wohl zu der Einsicht gelangen könnte, Schillers Drama sei höchste dramatische Kunstleistung, und nach wie vor, auch für unsere Tage, mustergiltig. Um diese Behauptung beweiskräftig aufzustellen, müßte man aber zunächst ganz unvoreingenommen sich in das Wesen spezifisch moderner Dramenkunst vertiefen. Man müßte diese Dramen nicht allein in ihrem technischen Gefüge prüfen, sondern auch auf ihren Gehalt an moderner Weltanschauung und Seelenstimmung ansehen. Wenn man nun nachweisen könnte, daß diese spezifisch moderne Seelenstimmung in der modernen Dramentechnik garnicht zum reinsten Ausdruck kommt, daß sie aber klarste und eindrucksvollste Form gewinnen würde im Drama der Schillerschen Art, kurz gesagt also: wenn man den Nachweis führen könnte, daß die zum Drama treibende Seelenstimmung unserer Zeit, als Inhalt betrachtet, zur Form des Schillerschen Dramas drängt — dann wäre man berechtigt, auch den Dramatikern unserer Tage das Schillersche Drama als allein mustergiltig hinzustellen. Man begreift, wie mühsam diese Untersuchung wäre, welches feine Verständniß sie erforderte für die Seelenregungen unserer Tage und für den innersten, nothwendigen Zusammenhang zwischen Inhalt — das ist die Seelenstimmung — und Form — das ist die Technik des Dramas. Weitbrecht ist weit davon entfernt, diesen mühseligen, aber auch sehr lohnenden Weg zu gehen. Nicht im Entferntesten kommt

ihm der Gedanke, daß die Seele unserer Zeit von manchen anderen Regungen erfüllt sein könnte, als die Seele vor hundert Jahren. Er mußte doch natürlich auch sehen, daß da eine moderne Literatur mit neuem Stimmungsgehalt und anderen Formen vorliegt. Das mußte er doch zunächst als Thatsache wenigstens anerkennen, als Material prüfen, in seiner Herkunft und seinem Wesen zu verstehen suchen. Das ist einfach eine Forderung wissenschaftlicher Methode. Statt dessen lehnt Weitbrecht nur scheltend alles ab, wofür er auch nicht eine Spur von Verständniß hat. So bleibt denn eben nichts anderes übrig, als auch sein Buch schon in seinen Grundlagen als unzulängliche und unwissenschaftliche Leistung energisch abzulehnen.

Ich gehe jetzt zu Einzelheiten über. Naturgemäß wird zunächst die Frage untersucht, was ein Drama sei. „Das Drama ist eine aus Willenskonflikten aufsteigende, durch Willenskonflikte zu einheitlicher Handlung verkettete und durch Willenskonflikte interessirende, zusammenhängende Reihe von Begebenheiten, welche einem zuschauenden Publikum auf einem bestimmten Schauplatz als lebendiges Spiel vor die ästhetische Anschauung gestellt wird." Der Ton in dieser Definition ist ganz besonders auf den Begriff „Willenskonflikt" zu legen. Daß eine von starkem, zur Aktion drängendem Willen erfüllte Persönlichkeit Träger der dramatischen Handlung sein soll, haben wir schon immer gehört. Nun sehen wir aber an gewissen modernen Kunstleistungen in zahlreichen Fällen, daß solch ein Willenskonflikt garnicht oder nur in sehr geringem Maße vorhanden ist. Um ein krasses Beispiel anzuführen: „Die Blinden" von Maeterlinck weisen kaum eine Spur von Willenskonflikt auf. Nun würde natürlich Herr Weitbrecht sich die Sache sehr leicht machen mit der Behauptung, diese Dichtung sei gar kein Drama. Aber sie giebt sich doch als Drama, vollzieht sich in den äußeren Formen des Dramas und vor allem — und das ist das Wesentliche — wirkt auf unsere Seele als Drama. Unter Weitbrechts Definition des Dramas lassen sich „Die Blinden" keineswegs einreihen. Also wird das Wesen des Dramas vielleicht auch auf andere Weise herzuleiten sein! In der That! Schon **Humboldt** will mit Recht in seiner Abhandlung über Goethes „Hermann und Dorothea" den Grund für die Unterscheidung der Dichtungsgattungen in der Eigenthümlichkeit der subjektiven Seelenstimmung suchen, aus der jede einzelne entsteht und die sie wieder zu erzeugen oder zu befriedigen strebt. Die Seelenstimmung nun, aus der das Drama hervorgeht, die geradezu zum Drama drängt, ist das Empfinden der Welt als Zweiheit, das innerste Erfahren des Welt- und Lebensprozesses, der sich in Gegensätzen entwickelt. In dieser Weltbeschaffenheit liegt der Quellpunkt alles Dramatischen, darin liegt gewissermaßen der objektive Grund des Dramas. Da die Welt sich entwickelt und somit uns in anderen Zeiten anders erscheint, so ändert sich auch für unser Wissen und Empfinden die Art der Gegen-

sätze, die den Weltprozeß ausmachen. Die Lebensmächte wechseln scheinbar für unser menschliches Ermessen und Verstehen. Die Stellung des Menschen in der Welt und in den Weltmächten ändert sich, muß sich ändern. Die Begriffe Freiheit und Nothwendigkeit, Wille und Schicksal verschieben sich oder werden gar wesenlos. Schiller mußte nothwendiger Weise anders in der Welt dastehen, als wir. So könnte es denn in der That geschehen, daß die „Willenskonflikte", die die Seele des Schillerschen Dramas ausmachen, für die Welt eines Maeterlinck oder Hauptmann mit Recht, d. h. mit subjektivem, durch die Zeit bedingtem Recht als unmöglich, als unzeitgemäß empfunden werden. Ich brauche dem angeregten Gedankengange nicht weiter nachgehen, denn ich habe früher einmal, in dem Artikel über den Naturalismus und seine Ueberwindung, auseinandergesetzt, warum modernen Dramen Handlung im alten Sinne und willensstarke Charaktere nicht nur fehlen, sondern sogar fehlen müssen. Nun kann man sehr wohl — und ich thue es — in diesem Fehlen eine einstweilige Erschlaffung der Zeit- und Weltseele erblicken, ein Krankheitssymptom der Zeit darin sehen. Aber nimmermehr darf man dann diese kranke Seele heilen wollen, indem man sie mit groben Worten todtschlägt. Es geht nicht an, einfach um hundert Jahre sich rückwärts zu konzentriren. Das ist vielmehr die Aufgabe: In der Descendenz die Keime der Ascendenz zu finden und zu pflegen. Das ist der große Fehler Weitbrechts, daß für ihn der Zusammenhang der Weltanschauung mit dem Inhalt und auch der Form des Dramas garnicht existirt. Und weil sein Buch in der Methode sowohl unhistorisch wie unpsychologisch ist, darum ist es unwissenschaftlich und unzeitgemäß.

Unmöglich kann ich hier die sämmtlichen Kapitel des Buches durchgehen. Aus dem Dargelegten ergiebt sich auch eigentlich Alles mit Selbstverständlichkeit. Was den Stoff betrifft, so ist jeder Vorgang im Leben der Seele verwendbar, der von der oben erwähnten Bewegung in Gegensätzen erregt ist. Da Alles, was ist, nach unserer heutigen Anschauung ein Glied in einer Entwickelungskette ist, so kann nichts als völlig isolirter Fall behandelt werden, sondern ist in seinem Weltzusammenhang darzustellen. Jedes Drama enthält Weltanschauung, wobei es aber keineswegs Philosophie zu predigen oder Gedankenblitze aufleuchten zu lassen hat. „Fuhrmann Henschel" z. B. enthält viel, sehr viel Weltanschauung. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf eine sehr flache Deutung hinweisen, die Weitbrecht aus Schillers „Maria Stuart" herausholt. Er spricht von dem Konflikt zwischen Maria, die leben und herrschen will, und Elisabeth, die nach dem Tode ihrer Gegnerin trachtet, und fährt dann fort: „und dieser Konflikt zwischen den beiden königlichen Weibern, der zunächst ein rein menschlicher, privater, persönlicher, speziell ein Weiberkonflikt ist, erweitert und vertieft sich zu einem Konflikt von welthistorischer Bedeutsamkeit: um das Leben der Maria wird nicht nur am Hof und im Staats-

rath von England, nicht nur zwischen London und Fotheringay gehandelt und gekämpft, sondern um dieses Leben kämpfen zwei Mächte der Zeit, deren Kampf heute noch nicht ausgetragen ist und darum heute noch interessirt: Gegenreformation, Rom, Jesuitismus, französisch-spanischer Absolutismus auf der einen Seite — auf der anderen germanischer Protestantismus und nationale Selbstbestimmung, zunächst durch England und sein Parlament dargestellt." Diese Konflikte liegen allerdings vor, aber sie sind gerade umgekehrt zu werthen. Was Weitbrecht als Erweiterung und Vertiefung erscheint, hat geradezu den Werth des Milieus, aus dem dann der beiden Königinnen Streit gewaltig herauswächst, durchaus nicht bloß als kemmuner Weiberkonflikt. Der Konflikt zwischen Maria und Elisabeth rührt an die Grundfesten der menschlichen Existenz. Maria ist das königliche Weib, das, vermöge der Pracht seiner Schönheit und der Kraft seiner Liebe, den Mann, den vermeintlichen „Herrn der Welt" beherrscht; und Elisabeth ist die weibliche Königin, die von Ehrgeizigen als politisches Werkzeug gemißbraucht und als Weib mißachtet wird. In Wahrheit ist die „jungfräuliche Königin" die tragischere Gestalt, die trotz königlicher Macht gebrochen zurückbleibt hinter der, die noch im Tode alle sieghafte Schönheit des Weibes zu entfalten vermag. Und dieser Gegensatz zwischen Weib und Mann-Weib ist wirklich tiefer, erschütternder, tragischer, als der zwischen Katholizismus und Protestantismus oder Absolutismus und Nationalismus. Es läßt sich vielfach von allen Richtungen her beweisen, daß es gerade im Hinblick auf die Weltentwicklung wichtiger ist, Kinder zu zeugen, als Reiche zu gründen. Und somit birgt doch allgemein menschlich und künstlerisch das sieghafte Weib einen tieferen Werth als die glorreichste Königin. Weitbrechts Auffassung des Konflikts in der „Maria Stuart" ist so recht kennzeichnend für seine ganz unzulängliche Psychologie. Für sein ganz geringes Verständniß moderner Seelenkonflikte spricht es auch, wenn er Ibsen als den „Wahrheitsdramatiker mit Paukenschlag" bezeichnet. Es gab wohl eine Zeit, in der man von Ibsens Wahrheitsfanatismus sprach. Aber inzwischen — etwa seit Rosmersholm — hat sich das Bild völlig geändert. Ibsen war mißverstanden und seichten Tendenzen zum Opfer gefallen. Weitbrecht beharrt ruhig bei mißverständlichen Auffassungen, die von den Einsichtigen und Belehrbaren kein Mensch mehr theilt. Es ist überhaupt merkwürdig, daß Weitbrecht mit Schlagworten gegen die Modernen arbeitet, die nicht etwa er gemünzt hat, sondern die vor Jahren im Kreise der Gegner üblich waren. Sein Buch macht daher einen etwas veralteten Eindruck. Um vielleicht von dem Horazischen „nonum prematur in annum" Gebrauch zu machen, muß man doch eigentlich seiner Zeit um etwa zehn Jahre voraus sein.

In einem der Schlußkapitel behandelt Weitbrecht auch das Tragische, und zwar wiederum, wie es sich denken läßt, in einseitigster und keines-

wegs erschöpfender Weise. Einen wirklich präzisen Begriff vom Wesen des Tragischen vermag er eigentlich nicht zu geben. Er ist unsicher, verzwickt, schwankend bis zum Moment, da er gegen die verhaßten Modernen vom Leder ziehen kann. Da wächst ihm der Zorn. Ich übergehe die meiner Ueberzeugung nach unhaltbaren Bemerkungen, in denen er die Ursache des Tragischen zu ergründen sucht. Ich darf mir das schon darum gestatten, weil die Leser meine eigene Auffassung aus dem Artikel des vorigen Heftes genau kennen. Als unrichtig aber muß ich es bezeichnen, wenn Weitbrecht schreibt: „Tritt die leidvolle Lebenszerstörung an einem Leben in die Anschauung, bei dem sie als etwas Selbstverständliches erscheint, am irgend wie Lebensuntüchtigen, von Haus aus Kümmerlichen und Schwächlichen, am Siechen und Entarteten, ethisch und physisch Aermlichen und Erbärmlichen, Gemeinen und Nichtswürdigen .... kurz an irgend einem Menschenwesen, das seiner Natur nach lediglich fürs Zugrundegehen bestimmt scheint oder wohl hin ist" (?), so bestreitet Weitbrecht die Möglichkeit tragischer Wirkung. Ich gebe nun die Entarteten und Stumpfsinnigen Preis, denn es sind keine normalen Menschenwesen. Aber wirkt Hauptmann's „Hannele" nicht tragisch? Es giebt kein Lebewesen, bei dem die Lebenszerstörung als „etwas Selbstverständliches" erscheint. Es giebt kein Menschenwesen, „das seiner Natur nach lediglich fürs Zugrundegehen bestimmt scheint". Welch eine Brutalität liegt darin, einem Menschenwesen einfach das Leben mit ein Paar Worten absprechen zu wollen. Der wahre Dichter hat ein Herz für die ganze Welt. Es giebt keine Existenz, die nicht für sich das Recht aufs Leben in Anspruch nähme. Und oft ist es gerade der Gegensatz zwischen der objektiven Lebensmöglichkeit und dem subjektiven Lebensverlangen, der auch das niedrigste Wesen zu einer tief tragischen Erscheinung werden läßt. Ich stimme bei, daß die gewaltigste tragische Wirkung den „Helden" verlangt. Warum — das habe ich im vorigen Heft auseinandergesetzt. Aber gerade weil ich im Endpunkt derselben Ansicht bin, muß ich gegen die Begründung um so stärkeren Widerspruch erheben. Wenn Weitbrecht „Erhebung" und „Versöhnung" als Wirkung des Tragischen in Anspruch nimmt, so ist das sachlich richtig. Es bleibt bei ihm aber alte hergebrachte Phrase, die unbewiesen und grundlos in der Luft schwebt. Mit dem „sich beugen" und „verehren" einer übergeordneten Lebensmacht gegenüber ist an sich und zunächst garnichts gesagt. Völlig deplacirt ist der Ausfall gegen die Modernen, den ich auch schon als Stilprobe noch hersetzen will: „Eine tragische Versöhnung giebt's thatsächlich und die Modernen könnten endlich einmal aufhören mit dem billigen und oberflächlichen Achselzucken und Höhnen über etwas, das sie einfach nicht kennen oder nach engherzigen und untiefen Theorien nicht glauben kennen zu dürfen. . . . Wer freilich gleich hysterisch wird, wenn er nur Worte wie „Versöhnung" und „Erhebung" hört, der soll eben dem Tragischen

fern bleiben, er ist eben fürs Tragische verloren, und es fragt sich, ob viel verloren ist." Daß Menschen für die erhabene Seelenstimmung von vornherein verloren sein können, ist im Interesse des Menschengeschlechts bedauerlich, ist schon an und für sich ein bischen tragisch. Sicherlich liegt hier ein größerer Verlust vor, als wenn Weitbrecht ein Buch nicht geschrieben hätte, dessen Gegenstand er keineswegs gewachsen ist.

Da ich gegen dieses Buch im Interesse der Modernen nicht ohne Schärfe geschrieben habe, möchte ich folgendes bemerken: ich selber rechne mich garnicht zu den „Modernen" im engeren Sinne. Ich räume Schiller und Goethe eine gewaltigere Höhe im Kunst- und Seelenleben ihrer Zeit ein, als sie bis jetzt den Besten unter den Modernen zu erklimmen möglich gewesen ist. Aber die Welt, und mit ihr die Seele und die Kunst, entwickeln sich. Andere Zeiten, andere Menschen, andere Künstler. Ich betrachte die Erzeugnisse der Kunst als Aeußerungen eines mit Nothwendigkeit vor sich gehenden Entwickelungsprozesses, den in seinen verschiedensten Phasen mit objektivem Interesse zu begreifen und mit subjektivem Antheil innerlich mitzuleben mir einen außerordentlichen philosophischen und psychologischen Reiz gewährt.

Berlin-Steglitz. Max Lorenz.

Die Insel. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen, herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schroeder. Verlegt bei Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig.

Die künstlerische Ausstattung ist die Hauptsache und das Wesentliche bei dem Blatt. Sie ist vielen Lobes werth. Der literarische Inhalt der drei ersten bis jetzt vorliegenden Hefte macht einen weniger befriedigenden Eindruck. Einige — nicht alle — Beiträge sind recht schön; aber — was soll das Ganze: Welche Richtung? Welcher Charakter? Nun verwahren sich allerdings die Herausgeber von vornherein dagegen, durch den Namen „Insel" das Bestreben nach einer irgendwie unberechtigten Exklusivität oder nach einer übermäßig zur Schau getragenen Vornehmheit betonen zu wollen. Dennoch kann, meiner Auffassung nach, ein Blatt wie dieses am Besten bei einer ziemlich stark ausgesprochenen Exklusivität bebestehen, die ja allerdings, bei längerem Bestande und bei wechselnder Kunstströmung, verschiedenste Prägungen annehmen könnte. Statt einer berechtigten sachlichen Exklusivität habe ich bis jetzt den Eindruck einer etwas unberechtigten persönlichen, als ob ein paar gute Freunde und Bekannte sich zu einem für sie vergnüglichen Werk zusammengethan hätten, dessen Kosten sie bezahlen können. Jedenfalls habe ich von dem Inhalt der drei bisher vorliegenden Hefte den Eindruck eines bestimmten sachlichen Charakters nicht erhalten. Betont soll aber werden, daß das Unternehmen an sich gut

und nützlich ist und wir sehr wohl auch — etwa neben dem „Pan" — ein Blatt berauchen können, das zu rein künstlerischen Zwecken den Geschmack eines wohlhabenderen Publikums erzieht.

Mit den Monatsheften ist ein vierteljährlich erscheinendes Mappenwerk verbunden, das jedes Mal circa 6 Blätter zeitgenössischer Künstler (Originaldrucke) und 4 Blätter verstorbener Künstler (Reproduktionen) bringen soll. Von der ersten Mappen-Ausgabe läßt sich überwiegend Gutes sagen. Blätter von Manet, Vogeler, dem Japaner Okumara Massanobu und auch die anderen — mit einer oder zwei Ausnahmen — bieten hervorragend Schönes oder besonders Interessantes. Die Perle des Ganzen aber stammt von dem Brüsseler Lemmen, der auch die künstlerische Ausstattung der drei ersten Hefte übernommen hat. Es ist eine Lithographie, die eine nackte Frau darstellt, inhaltlich und formell, im Ausdruck und in der Technik ein Meisterstück allerersten Ranges. — Der Preis der Zeitschrift beträgt vierteljährlich 9 Mark, einschließlich des Mappenwerkes jährlich 75 Mark.

Im Verlage der „Insel" sind auch ein paar Bücher erschienen, die durch die Ausstattung hervorragen. Erwähnen will ich wenigstens neben Bierbaums Gugeline die Gedichte, die einer der Insel-Herausgeber, A. R. Schroeder, unter dem Titel „Unmuth" veröffentlicht hat. In diesen Gedichten spricht sich eine eigenartige, seltene Stimmung aus — vielleicht ein bischen abgeblaßte Hölderlin-Stimmung — die des Reizes nicht entbehrt.

Eine schöne Ueberraschung hat uns der Worpsweder Maler Heinrich **Vogeler** bereitet, indem er unter dem Titel „Dir" einen von ihm selbst geschmückten Band Gedichte veröffentlicht hat. An und in diesem Buche ist Alles schlicht und schön, natürlich und warm. Es sind Liebesgedichte, deren Charakter eine natürlich wirkende Einfalt ausmacht. Ich will eine Probe hersetzen:

> Wenn der Mond in hellen Silbernächten
> Steigt leise in Dein Kämmerlein,
> Wenn er spielt mit Deinen gold'nen Flechten,
> Schaut in die Augen Dir hinein,
> Wenn er küßt Dein weiches Seidenhaar,
> Dann bringt er Dir meine Grüße dar.

Das ist wirklich nicht neu und sehr simpel. Und ich muß bekennen nicht ganz sicher zu sein, wie ich urtheilen würde, wenn mir dieses eine Gedicht irgend ein Unbekannter als Probe seiner lyrischen Begabung senden würde. Aber von dem Worpsweder Maler Vogeler tragen wir schon seit lange so schöne Vorstellungen in uns, wir lieben die Innigkeit seiner Natur und die Volksthümlichkeit seiner Phantasie so sehr, daß uns nun in seinem Gedicht jedes seiner Worte in ganz anderem Lichte erscheint: wir verbinden ganz bestimmte Gefühlsassociationen damit. Vogeler's Buch ist

in seiner Einheit von Inhalt und Ausstattung eine der allererfreulichsten, erquickendsten Gaben, die uns in letzter Zeit gespendet worden sind.

Genau im Augenblick, da ich dies schreibe, geht mir das 4. Heft der „Insel" zu. Die Ausstattung, die immer vierteljährlich wechseln soll, besorgt in diesem Quartal Heinrich Vogeler. Ich will nicht unterlassen, hervorzuheben, daß, bei flüchtiger Durchsicht wenigstens, dieses neue Heft auch inhaltlich einen werthvolleren und einheitlicheren Eindruck macht. Es enthält unter Anderem Beiträge von Hofmannsthal, Maeterlinck, Dehmel und Liliencron. Auf eine lange, noch unvollendete Artikelserie „Beiträge zu einer modernen Aesthetik" von J. Meier-Graefe werde ich nach ihrem Abschluß zu sprechen kommen. Max Lorenz.

Der Dichter. Roman von S. Hoechstetter. Verlegt bei Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig.

Die Verfasserin hat mit ihrem vorhergehenden Roman „Sehnsucht — Schönheit — Dämmerung" überreiches Lob geerntet, nicht nur an dieser Stelle, sondern auch sonst von der Kritik. Dieses neue Buch ist eine Enttäuschung und rechtfertigt die gehegten Erwartungen nicht. Der Vorzug des früheren lag in einer göttlichen Naivetät. Der Fehler des jetzigen liegt in der Bewußtheit, mit der die Verfasserin, erhaben über die andere Erdenmenschheit, ihren ästhetischen Kultus treibt. Man hat oft geradezu den Eindruck einer unerträglichen impertinenten Suffisance. Ich kann, gerade vom Standpunkt der Verfasserin aus, kein härteres Urtheil über dieses Buch fällen, als daß ich es geschmacklos nenne.

Max Lorenz.

Weltwanderung. Gedichte von Otto Liebmann. Stuttgart 1899. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Der Verfasser ist der bekannte, in Kant's Spuren wandelnde Philosoph. Ich glaube, daß seine Gedichte bei allen philosophisch interessirten Lesern hohes Interesse erregen müssen. Es tritt daraus ein Mann vor uns, der philosophische Gedanken und Theorien nicht nur abstrakt denkt, sondern dessen philosophische Gedanken sich zu Stimmungen verdichten und so zur Herzenssache werden, die dichterischen, rhythmisirten Ausdruck verlangt. In edler Form werden uns die philosophischen Stimmungen verschiedenster Denker und verschiedenster Zeiten vorgetragen, so daß wir sie mitfühlend begreifen. Max Lorenz.

Geographie.

Sibirien.

Nachstehend gebe ich zu der Besprechung des Krahmer'schen Werkes „Rußland in Ostasien (Mandschurei)“ im vorigen Heft noch einige Ergänzungen nach der jetzt veröffentlichten Denkschrift des russischen Finanzministers zum Budget des Jahres 1900. Darnach sind in der Mandschurei bereits über 2000 km russische Telegraphenlinien und etwa 900 km Eisenbahn vollendet. Von besonderer Wichtigkeit ist, daß die ganze 500 km lange Strecke von Port Arthur bis Mukden, der Hauptstadt der Mandschurei, zusammenhängend fahrbar und provisorisch eröffnet ist. Wenn man die bereits das vorige Mal gewürdigte Verbindungsstraße des Sungari mit in Rechnung zieht, so verbleiben jetzt nur noch 400 km in der Mandschurei, auf denen der direkte Verkehr per Eisenbahn und Dampfer zwischen St. Petersburg und Peking resp. dem Kriegshafen Port Arthur noch nicht hergestellt ist. Die Denkschrift des Finanzministers hebt die außerordentlichen Schwierigkeiten hervor, mit denen der Bahnbau in der Mandschurei zu kämpfen habe, und giebt eine Uebersicht über die bereits entstandenen und noch vorauszusehenden Kosten der ganzen asiatischen Pacificbahn. Darnach sind von 1891 1899 bis incl. gegen 1100 Millionen Mark verbaut; für das Jahr 1900 liegen 280 Millionen Mark Baugelder bereit, und zur Vollendung des Ganzen sind noch 350 Millionen Mark zu beschaffen. Die Gesammtkosten des Werkes werden also über 1700 Millionen Mark betragen. Die Länge der Bahn beträgt bis zum Amur 4400 km, die Ussuribahn mißt 800 km, sämmtliche Linien in der Mandschurei 2500 km, zusammen also 7700 km. Es kommt mithin auf den Kilometer der Betrag von etwa 220 000 Mark*). Uebrigens muß bemerkt werden, daß durch die nachträgliche Verstärkung des Oberbaues an vielen Stellen und die Auswechselung der leichten Schienen gegen schwerere noch ein weiterer Aufwand entstehen wird und zum Theil schon entsteht. Der Verkehr auf der sibirischen Bahn sowohl an Gütern als an Personen übersteigt schon jetzt so sehr alle Erwartungen, daß man bereits an vielen Stellen mit dem Umbau, der ursprünglich nur als zukünftige Eventualität ins Auge gefaßt worden war, beginnt. Irrthümlicher Weise ist hieraus in flüchtigen Reiseberichten hier und da der Schluß gezogen worden, daß man von vornherein nachlässig gebaut habe, und daß aus diesem Grunde bereits große Reparaturen nöthig seien.

Eine Aenderung gegen den noch von Krahmer mitgetheilten Bauplan in der Mandschurei ist darin eingetreten, daß nicht Kirin, sondern Charbin, bedeutend weiter nördlich am Sungari unter 126 ½° östl. Länge gelegen,

*) Die durchschnittlichen Baukosten der normalspurigen Eisenbahnen Deutschlands betragen 248 000 Mark, Oesterreich-Ungarns, das mehr eingeleisige Bahnen hat, 224 000 Mark pro Kilometer. Auch die sibirische Bahn ist eingeleisig.

als Gabelungspunkt der Linien zur sibirischen Magistrale nach Wladiwostok und nach Port Arthur gewählt worden ist. In Charbin sind wie in Tsitsikar eine große Eisenbahnwerkstätte und ein gewaltiges Depot angelegt. Bemerkt mag auch schließlich noch werden, das die Witte'sche Denkschrift ganz ohne Umschweife von der „Abtretung" der Halbinsel Kwantung mit Port Arthur und Talienwan an Rußland spricht; und daß wahrscheinlich von Charbin aus noch ein vierter Strang direkt nordwärts auf Blagowjeschtschensk am Amur hergestellt werden wird.

Nicht vorbeigehen können wird man in der jüngsten Literatur über Sibirien an einem Buch des Franzosen Legras.*) Um die Hauptsache gleich vorauszunehmen: man hat den Eindruck, als ob der Verfasser mit dem eigentlichen schweren Geschütz seiner Studien im Lande, von denen er sehr oft und sehr geflissentlich spricht, hinter dem Berge hielte und vorzugsweise einen äußeren Abriß seiner Reise bietet. Aber dieser Abriß ist doch in mancher Beziehung lesenswerth. Er enthält z. B. eine genaue Beschreibung der wichtigen Kanalverbindung zwischen dem Ob und Jenissei vermittelst der Flüsse Ket und Kas, die für den Getreidetransport aus den relativ reichen Korngebieten am oberen Jenissei über Tobolsk nach Tjumen und von dort über den Ural und die neue Bahn**) zur Dwina von großer Bedeutung ist. Ein Irrthum ist es freilich, wenn Legras gegenüber diesem Kanal tadelnd auf die Flüchtigkeit des Eisenbahnbaues hinweisen zu müssen glaubt, denn wie oben bemerkt, lag den Russen zunächst nur daran, so rasch wie möglich einen, wenn auch stellenweise nur mit Vorsicht befahrbaren, Schienenweg nach Osten bis zum Amur vorzutreiben. Die technische Konsolidirung des Baues im Einzelnen blieb von vornherein einer ruhigeren Nacharbeit vorbehalten.

Es scheint, als ob Legras seine Reise zu dem Zwecke gemacht hat, Materialien für eine wirthschaftliche Bethätigung französischer Kräfte in Sibirien zu sammeln; wenigstens deuten verschiedene Randbemerkungen auf etwas Aehnliches hin. In diesem Falle würde die Masse des gesammelten Materials wahrscheinlich überhaupt nicht der Oeffentlichkeit, sondern etwa nur den französischen Handelskammern oder ähnlichen Stellen zugänglich werden. In der That wäre eine Bereisung Sibiriens unter diesem Gesichtspunkt: Studium aller vorhandenen Gelegenheiten, Möglichkeiten und Anknüpfungspunkte für eine deutsche wirthschaftliche Thätigkeit ein sehr nützliches Werk. Ich weiß es von allerberufenster Stelle, daß man russischerseits es nicht ungern sähe, wenn sich deutscher Unternehmungsgeist Sibirien zuwendete, und ich kann ebenso versichern, daß man in Deutschland so gut wie im übrigen Europa noch keine Ahnung hat, was allein die Untersuchung und Erforschung der Eisenbahntrace und der von ihr durchzogenen Gebiete für Aufschlüsse über ungeahnte Naturreichthümer der

*) Jules Legras, En Sibérie. Paris 1899.

**) Vgl. im vorigen Bande Seite 175.

mannigfaltigsten Art gewährt hat. Noch liegen diese Materialien unpublizirt oder für die nicht Russisch verstehende und nicht technisch interessirte Welt so gut wie unpublizirt in den zahllosen Berichten der russischen Ingenieure, Geologen und Technologen, in den Museen und Sammlungen sibirischer Städte, Kaufleute und Industrieller verborgen.

Legras hat eine interessante und amüsante Art, das gesellschaftliche und soziale Leben in Sibirien, die Fehler der Sibirier, die Art der Vorwärtsbewegung, die verschiedenen Typen der Bevölkerung und dergleichen zu schildern. Mit besonderer Entrüstung hält er sich oftmals über das sibirische Nationallaster der allgemeinen und unbedenklichen Unwahrhaftigkeit auf. Der Durchschnittssibirier trage nicht das geringste Bedenken, dem Fremden auf beliebige Fragen umgehend die detaillirtesten Auskünfte zu ertheilen, deren scheinbare Promptheit und Exaktheit nur durch ihre thatsächliche Schwindelhaftigkeit übertroffen werde. Ueberhaupt ist der Sibirier durchaus eine besondere Abart des Russen, die sich von dem Gros der Nation durch ihre Zähigkeit, ihren energischen Unternehmungsgeist, ihr stark partikularistisches Selbstgefühl und — ihre gänzliche Skrupellosigkeit unterscheidet. „Bei uns in Sibirien wird nicht gebetet", antwortete man dem Reisenden an einem Orte ohne Umschweife, als er sich danach erkundigte, wo die Leute ihre Kirche hätten. Das hindert freilich nicht, daß in der offiziellen, namentlich der kirchlich-offiziellen Welt auch ganz absonderliche Bigotterien vorkommen. So hat in einer der größten Städte ein reicher Kaufmann auf eigne Kosten ein Theater erbaut. Als es fertig war, bemerkte der Bischof, daß man von seiner Kathedralkirche aus den Musentempel bequem sehen könne und konstatirte daraufhin, daß eine solche offenkundige Nachbarschaft zwischen einer Kirche und einem Theater schlechthin unstatthaft sei. Er gab sich zufrieden, als man zwischen beide ein Hotel so hinbaute, daß es die Aussicht hinüber und herüber verdeckte. Mit Recht weist Legras etwas ironisch darauf hin, daß diese formelle Wahrung des „Anstandes" in eine etwas seltsame Beleuchtung rückt, wenn man weiß, daß mit ganz wenigen Ausnahmen solche „Hotels" in Sibirien einen ihrer Hauptzwecke dadurch erfüllen, daß sie einem Treiben Obdach gewähren, dem sonst in der Welt eine andere Art von Häusern seine Pforten öffnet.

Eine gewisse französische Ueberfülle der schildernden Phraseologie und der malenden Exklamationen wird denjenigen Lesern nicht störend sein, die das Französische mühelos beherrschen.

Paul Rohrbach.



Orient.

„**Der Islamische Orient**". Berichte und Forschungen von Martin Hartmann (Dozent am Orientalischen Seminar zu Berlin). Berlin 1899, Verlag Wolf Peiser. Heft 1.

Ein 40 Seiten starkes Heft, das eine Anzahl kleiner historisch-philologischer Artikel von rein fachmännischer Bedeutung und einen größeren Aufsatz von allgemeinem Interesse enthält: Ueber die sog. Arabije. Eine solche Art von Mittheilungen über orientalische Dinge, wie sie diese letztere Arbeit bringt, ist für die Verbreitung richtiger Vorstellungen von der uns fast über Nacht so nahe gerückten muhammedanischen Welt außerordentlich dankenswerth. Sie sind nothwendig für uns, und nur ein wirklicher Kenner des Orients kann sie machen.

Die Arabije ist die jüngste Renaissance des klassischen Arabisch, zugleich ein von starker Empfänglichkeit der Massen getragener Aufschwung der literarischen Thätigkeit in der alten Sprache, großentheils über moderne Probleme des Islam. Seit dem griechisch-türkischen Kriege begann ein plötzlich gesteigertes Leben in der arabisch erscheinenden Zeitungs- und Flugschriftenliteratur sichtbar zu werden. Annahda, der „Aufschwung", wird diese Erscheinung im arabischen Orient genannt, und es ist bemerkenswerth, daß gerade die arabisch redenden Massen sie mitmachen. Eigentlich getragen wird die Bewegung von einer großen und von Afrika bis zu den Sundainseln verbreiteten Partei gebildeter Muhammedaner, die sie mit Begeisterung pflegt; sie hat aber, und das ist wichtig, keineswegs einen gegen das Haus Osmans loyalen Charakter, sondern sie ist antitürkisch. Zwar gilt der Sultan Abdul-Hamid namentlich seit seinem Siege über die Griechen mehr denn je als der politische Schutzherr des Islam, aber als reiner Vertreter des Islam an sich kann er nicht gelten. „Er ist erst Türke, dann Muslim", schreibt Hartmann, und dementsprechend sollen seine Unterthanen soweit wie möglich sich erst als Osmanlis und dann als Muslims fühlen. Die Türken aber sind in dem ganzen Reich, das mehr nichttürkische als türkische Bewohner zählt, überall dort unbeliebt, ja, verhaßt, wo sie nicht den Grundstock der Bevölkerung bilden. Ist dieser Haß bei Armeniern und Griechen der des vergewaltigten Ungläubigen gegen seinen brutalen Beherrscher, so ist er bei den arabisch redenden Unterthanen des Sultans gemischt mit schlecht verhehlter Verachtung der inferioren, plebejischen Rasse. Verschärft wird diese Stimmung dadurch, daß die türkische Regierung mit äußerster Strenge jede nationale selbständige geistige Regung in den nichttürkischen Reichstheilen unterdrückt. Gerade hiergegen reagirt die Arabije als ein Versuch, die großen Massen des gesammten Islam als eine der türkischen offiziellen Stumpfheit gegenüber selbständige und einheitliche geistige Macht zu durchdringen. Syrien und Aegypten, namentlich das letztere wegen seiner Lage außerhalb der türkischen Machtsphäre, sind die Hauptherde der Arabije, doch

macht sie auch in Indien und Iran starke Fortschritte. Andererseits hat auch die Regierung bereits versucht, die Bewegung in ihren Dienst zu nehmen. In Konstantinopel erscheint eine illustrirte Zeitschrift, Malumat, die dazu bestimmt ist, den Islam im offiziellen türkischen Sinne, d. h. Panislamismus gleich Türkenweltherrschaft, zu propagiren. Dies Organ erhält auch eine arabische Ausgabe, die massenhaft nach Aegypten, Nordafrika, Arabien, Indien und den Sundainseln geworfen wird, wo die holländische Regierung aus diesem Anlaß sich des türkischen Konsuls in Batavia erwehren mußte.

Hartmann schreibt: „In den arabisch sprechenden Ländern erhofft man von der Verbreitung der Arabije an Gewinn 1) Hebung des religiösen Lebens, 2) Stärkung des nationalen Gedankens, 3) allgemeinen kulturellen Fortschritt.“ Alle drei Punkte dieses Programms haben eine antitürkische Tendenz, denn die Türken haben die klassische Form der islamischen Religion tendenziös verdorben, sie bemühen sich, alles nichtosmanische Nationalbewußtsein zu ersticken und sie sind Gegner der Bestrebungen, vermittelst des klassischen Arabisch als einer muhammedanischen Universalsprache sowohl die alte Literatur als auch die Errungenschaften des „fränkischen“ Geisteslebens für die Welt des Islam fruchtbar zu machen.

Interessant sind die Ansichten Hartmann's über die Frage, die namentlich unter den arabisch Gebildeten jetzt immer energischer auftaucht: Wie hat sich der Islam zu der Zivilisation der modernen Kulturwelt zu stellen? Hartmann theilt uns mit, daß eine literarische Richtung existirt mit der Tendenz: Man muß von den Ungläubigen auch in der Wissenschaft lernen! Er hält diese Anfänge für hoffnungsvoll und unternimmt es zu beweisen, daß bei einer solchen „Reform“ durchaus etwas herauskommen könne, was einerseits noch wirklicher Islam sein würde, andererseits doch ein für geistigen und materiellen Kulturfortschritt empfängliches Gebilde. Eine Kritik dieser Meinung kann ich nicht wagen; Hartmann selbst ist sich dessen bewußt, etwas bisher Unerhörtes vorzutragen, aber er verficht seine Sache mit Ueberzeugung. Die Leser mögen also selbst nach dem Heftchen greifen.

Für uns ist in jüngster Zeit der Orient in ganz anderer Weise wichtig geworden, als früher. Ikonium, Edessa, Bagdad, der Taurus und der Libanon, der Halys und der Euphrat — sie sind plötzlich nicht mehr bloß Dinge, für die sich Archäologen und Geographen interessiren, sondern ihre Namen begegnen uns tagtäglich in Erörterungen, die sich um unsere unmittelbaren wirthschaftlichen und politischen Bedürfnisse und Aufgaben drehen. Gute Literatur über den Orient, namentlich die Türkei, thut uns dringend noth, und es ist merkwürdig, wie wenig Befriedigendes eigentlich trotz der Fluth von Orient-Reisewerken existirt. Die vollendeten deutschen Bahnstrecken im vorderen Anatolien und die

letzte Reise des Kaisers haben besonders viel publizistische Versuche in Wort und Schrift zur Folge gehabt, aber mit seltenen Ausnahmen muß das Gefühl des Bedauerns überwiegen, daß Persönlichkeiten, die lange nicht tief genug in die Dinge eingedrungen sind, sich berufen fühlen, schriftlich und mündlich ihre Urtheile und Ideen dem Publikum vorzutragen. Von einigen rein wirthschaftlichen guten Studien abgesehen, wüßte ich aus der neuesten deutschen Literatur über die Türkei nur drei Bücher zu nennen, die mit wirklichem Nutzen gelesen werden können: Das sind die „Anatolischen Ausflüge" von dem General v. d. Goltz*) das Buch des, wenn ich nicht irre österreichischen Ingenieurs Naumann „Vom goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat (enthält die Schilderung einer Studienreise im Interesse der projektirten Eisenbahnbauten in Kleinasien, Kurdistan und Armenien) und Pfarrer Friedrich Naumann's schnell berühmt gewordene „Asia". Von diesen Dreien bringt überdies das letzte, so glänzend es geschrieben ist, viel weniger wirkliches, stoffliches Material, als vielmehr eine Summe allerdings großer und weiter politischer und religiöser Gesichtspunkte und Ideen über die Bedeutung des Orients für die innere und äußere deutsche Politik.

Was uns noth thut, das sind wirkliche Studien, zunächst über geographische, wirthschaftliche, geistige und allgemein kulturelle Spezialgebiete. Der Orient ist so gut wie jedes andere Kulturgebiet eine besondere Welt, die nur von innen heraus verstanden werden kann. Man muß erst lernen, sich auf den Boden orientalischer Weltanschauung, Sittenlehre, Rechts- und Religionsbegriffe zu stellen, man muß namentlich auch in die inneren Verschiedenheiten der Nationalitäten und die inneren geistigen Bewegungen z. B. in der Türkei eindringen, um wirklich mit seinen Mittheilungen unsere neuen und großen Interessen dort fördern zu können.

Obwohl ich selbst auch nur über beschränkte Erfahrungen verfüge, so möchte ich doch einige kurze Bemerkungen über Dinge hier anfügen, die jeder, der sich in der muhammedanischen Welt mit einigem Verständniß umthut, theils zu hören bekommen, theils selbst beobachten kann. Zunächst ist es in der That unbestreitbar, daß in der Türkei namentlich bei der arabisch redenden Bevölkerung eine starke Abneigung gegen das Türkenthum besteht. Die arabische Sprachgrenze läuft vom Golf von Iskendern nördlich an Aleppo, hart südlich an Urfa vorbei, auf Mardin, erreicht den Tigris nördlich von Mosul und zieht dann, annähernd der Begrenzung des mesopotamischen Tieflandes durch die iranischen Randgebirge folgend, zum Persischen Golf. Innerhalb dieses Gebietes ist Syrien das geistige Centrum des Arabismus, der in Damaskus einen Hauptbrennpunkt hat. Dem gebildeten Damaszener ist

*) Freilich enthält das Buch verschiedene geschichtliche und namentlich kirchengeschichtliche Irrthümer.



der Türke und sein Wesen tief widerwärtig. Nördlich von der Sprachgrenze ist aber auch bei weitem nicht Alles türkisch. Dort sind die kräftigste Nation die **Kurden**, und diese sind zunächst, ganz abgesehen von ihrem Verhältniß zu den Türken, jedenfalls die schlechtesten Muhammedaner in ganz Vorderasien. Ein großer Theil der Kurden sind überhaupt Jesidis. Von den Christen und Muhammedanern werden diese vielfach Teufelsanbeter genannt; ihre Religion beruht wohl im Wesentlichen auf altheidnischer Grundlage, ist jedoch zuverlässig noch nicht bekannt. Auch derjenige Theil der Kurden aber — die Mehrzahl des Volks —, der äußerlich den Islam angenommen hat, ist ohne innerliches Verhältniß zur Religion des Propheten. Es giebt, wie auch Hartmann bemerkt, Anfänge einer kurdischen Literatur, aber die türkische Regierung duldet nicht die Herstellung kurdischer Bücher, wo sie es verhindern kann, um das ohnehin starke kurdische Nationalgefühl niederzuhalten. Gerade die Kurden aber sind ohne Zweifel eins der Völker des Orients, die eine Zukunft haben. Einerseits ist zwar die Autorität der türkischen Regierung ihnen gegenüber etwas stärker geworden als früher, insofern jetzt wenigstens alle Kurdenschechs formell dem Sultan unterworfen sind (noch zu Moltke's Zeit war das sehr anders). Andererseits hat sich aber das von Kurden okkupirte Terrain, seit sich die Verhältnisse dort verfolgen lassen, stark vergrößert. Das kurdische Kernland ist der Strich zwischen dem östlichen Euphrat und dem Wänsee im Norden und der mesopotamischen Ebene im Süden. Aber gegenwärtig ist ganz Armenien bis über den Ararat und den westlichen Euphrat hinaus sehr stark mit kurdischen Dörfern und Distrikten besetzt. Der Taurus südöstlich von Kaisarie, und selbst das Vilajet Sivas haben eine zahlreiche kurdische Bevölkerung, und im Osten ist die ganze breite iranische Randlandschaft bis über den 35. Breitengrad hinaus kurdisch. Es fehlt unter den Kurden keineswegs an Intelligenzen, die sich des nationalen Unterschiedes von den Türken und der Fähigkeit ihres Stammes, eine selbständige Rolle zu spielen, wohl bewußt sind. Dazu kommt, daß die Kurden unter allen Völkern Vorderasiens das einzige noch ganz unverbrauchte sind, überdies arischen Stammes und, wie gesagt, weder historisch noch gegenwärtig in einer innerlichen Verbindung mit dem Islam stehen. Trotz ihrer Betheiligung an den furchtbaren Armeniermetzeleien sind sie auch nach dem Zeugniß zuverlässiger Reisenden, wenn auch räuberisch, so doch nicht von schlechtem Charakter. Um nur eine politische Möglichkeit anzudeuten, so sind die Kurden z. B. für Rußland, wenn es einmal seine Hand nach den Ländern am oberen Euphrat und Tigris ausstreckt, bei richtiger Behandlung ein bedeutsamer Faktor, und zwar nicht durchaus zu Ungunsten Rußlands.

Eine andere Erscheinung, die ein gründliches Studium verdient, ist die ungemein starke **religiöse Zersetzung** namentlich innerhalb der nicht arabischen Bevölkerung des türkischen Reichs. Der Islam auf der

anatolischen Halbinsel ist, wenn man darunter seine offizielle, orthodoxe Form versteht, ein durch zahlreiche Sektenbildungen unterwühltes Gebäude. Es geht das vielleicht noch nicht so weit wie in Persien, aber hier wie dort wird man mit der Annahme nicht fehl gehen, daß der arische, resp. nicht semitische Grundstock der Bevölkerung Vorderasiens nördlich der syrisch-mesopotamischen Ebene in dieser Sektenbildung gegen die aus Arabien importirte Religion reagirt. Die Perser sind von jeher heterodox gewesen — Firdusi's berühmtes Buch ist von Anfang bis zu Ende ein Zeugniß dafür — und die Bevölkerung von Anatolien wird es in, wie es scheint, steigendem Maße. Selbstverständlich geschieht von Konstantinopel aus alles Mögliche, um die staatspolitisch imprägnirte Orthodoxie des regierenden Türkenthums offiziell in herrschender Stellung zu erhalten. Auf dem Boden des byzantinischen Reichs ist diese Verstaatlichung der Religion erblich — aber das ändert nichts daran, daß, je weiter die Sekten Fuß fassen und namentlich, je stärker und in die Augen fallender die abendländische Kultur auf diesem Boden vordringt (Bagdadbahn!), desto bedeutsamer diese Strömungen für den Bestand der osmanischen Dynastie und für den inneren Zusammenhalt des Reiches werden.

* * *

Neben den Gedanken, die auszusprechen der Hartmann'sche Aufsatz Veranlassung bot, möchte ich diesmal noch zwei ganz andersartige Publikationen, die sich auch mit dem Orient beschäftigten, der Aufmerksamkeit des Leserkreises dieser Jahrbücher nahelegen. Das eine Werk ist eine Sammlung von 85 Photographien von Fr. Sarre. Sie führt den Titel „Transkaukasien — Persien — Mesopotamien — Transkaspien — Land und Leute“ und ist hergestellt nach photographischen Aufnahmen von einer Reise in den Jahren 1897—98. (Berlin 1899. Verlag von Dietrich Reimer.*) Der Herausgeber reiste zu architektonisch-kunstgeschichtlichen Zwecken und beabsichtigt, seine Studien nach dieser Richtung in einem besonderen Werk erscheinen zu lassen. Was er hier bietet, besteht größtentheils aus Momentbildern von Land und Leuten, die während der Reise aufgenommen wurden. Die 85 Bilder sind mit einem ganz auserlesenen Geschmack gewählt, fast ausnahmslos Muster von Feinheit, Schärfe und glücklicher Erfassung des Charakteristischen im Typus des Orients. Für den, der diese Welt kennt, bieten sie einen unvergleichlichen Genuß der Erinnerung und des Wiedererkennens. Für den, der sie nicht kennt, geben sie eine bessere Kultur- und Landschaftsschilderung als die meisten Reisebeschreibungen. Die Ausstattung ist Quer-Quartformat mit Goldschnitt in graugrüner Leinwandmappe: ein ganz reizendes Geschenk. Ich kann es mir nicht versagen, einige Perlen

*) Preis 18 Mark.

besonders herzuheben: Nr. 4 Kosakenposten. Nr. 80 und 81 Buchara (Der Teich Labi-Chaus und Märchenerzähler). Nr. 43 und 44 der Berg Bisutun. Nr. 41 Thal bei Sahna in Persien. Nr. 3 Armenische Musikanten. Nr. 53 Kurde. Nr. 56 Türkische Beamte und Saptiehs. Nr. 59 Die Palmeninsel Haditha im Euphrat. Nr. 9 Moscheehof in Eriwan. (Vielleicht wäre nur Palmyra besser fortgeblieben; die gigantischen Trümmer eignen sich kaum zur Wiedergabe in so kleinem Maßstabe.) Landschaften, Volkstypen, Szenen von der Reise sind gleich vorzüglich reproduzirt. Eine solch unübertreffliche Sammlung von Volkstypen, wie in den beiden Gruppenbildern Nr. 32 und 40, muß man selbst vor Augen haben, um sie zu würdigen. Jeder Kerl hier ein Prachtexemplar! Die zweite Bildersammlung, die ich meine, gleichfalls in Mappe, heißt:

Palästina. 24 Aquarelle von R. Julius Hartmann mit erläuterndem Text von Immanuel Benzinger. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Preis 10 Mark.

Ein schwäbischer Pfarrer, der sich mit Aquarellen aus Palästina die goldene Medaille für Kunst holt, darf gewiß Anspruch darauf erheben, daß man seine Arbeiten sich ansieht. Julius Hartmann gehörte zu der Gesellschaft, mit der auch Naumann von Damaskus nach Jerusalem ritt, um zu den Kaisertagen dort zu sein, zu den „Asia“-Leuten aus Naumann's Buch. Die vierundzwanzig Bilder reichen von der Sphinx und den Pyramiden bis zum Sonnentempel von Baalbek im hohlen Syrien; dazwischen liegen Judäa, Samarien, Galiläa, Damaskus. Benzinger, der treffliche Palästinakenner, Bearbeiter des Bädeker und Privatdozent in Berlin, hat zu jedem Bild einen kurzen Text geschrieben, keine „Erklärung“, sondern eine Begleitung.

Ich möchte jedem, der nicht als bloßer Globetrotter, „um dagewesen zu sein“, nach Palästina geht, rathen, sich vorher Hartmann anzusehen. Das ist der Orient von heute, so wie er wirklich ist! Daß ein tiefes deutsches Auge ihn in sich aufgenommen hat und ihn so wiedergiebt, wie es ihn sah, das ändert an der Berechtigung des Urtheils nichts: das ist der Orient —, denn wer die Steine, den Himmel, die Ruinen, die Quellen und die Berge dort nicht aus dem heraus zu beleben versteht, was er von ihnen weiß, was er bei ihnen fühlt, der wird unter der Sonne jener Länder überhaupt wenig Freude erleben. Gewiß, es giebt im Morgenlande Manches, was auch den bloßen Durchschnittsmenschen fesselt: die Pyramiden und die Bazare von Damaskus, die Herodianische Tempelmauer mit den klagenden Juden und die Berge von Moab in Abendbeleuchtung sind solche Effekte erster Ordnung, bei denen nur der völlig ungebildete Mensch nichts sieht, als das, was vor Augen ist, und selbst ein solcher wird schließlich noch bei den Bauchtänzerinnen in Port Said oder auf der Messe von Tanta auf seine Rechnung kommen.

Wenn aber einer von Tiberias nach Jerusalem ritte und nicht wüßte, in welchem Lande er sich befindet, auch unterwegs nichts davon erführe, der würde vier oder fünf Tage lang nichts weiter sehen als eine wenig reizvolle, fünf Sechstel des Jahres hindurch in gelbgraue, verbrannte Töne gekleidete Kalkgebirgslandschaft mit seltenen Kulturoasen, einer fast überall verkommenen Bevölkerung und vielen Resten alter Bauten auf den Bergen und in den Thälern. Hartmann hat den Weg auch gemacht und unterwegs die Dinge skizzirt, gezeichnet und gemalt, aber so wie er sie als ein deutscher Pfarrer sah, der malen kann. Malen können heißt aber noch lange nicht, Bilder aus dem Orient und vollends aus Palästina malen können, die wahr sind, wahr sowohl in Bezug auf den Gegenstand als auch auf unser Empfinden. Hartmann löst diese Doppelaufgabe mit den einfachsten Mitteln: mit ein paar Linien, ein paar Farben, viel Stimmung und einem tiefen Reichthum von Gemüth. Er ist das denkbar schärfste Gegenstück zu der hohlen Dekorations- und Posenmalerei Doré's und den kolorirten Verwässerungen Hofmann's. Nach meinem Empfinden ist die Darstellungskunst Hartmann's nur zweien seiner Vorwürfe nicht gerecht geworden. Der eine ist die Ramsesstatue, worüber ich aber nicht mehr sagen will, weil ich sie nicht selbst gesehen habe; der andere sind die Säulen von Baalbek-Heliopolis. In diesen sechs Kolossen mit ihrem haushohen Unterbau und dem gigantischen Gebälk über den himmelanstrebenden Schäften liegt mehr als das, was Hartmann bietet. Nicht Steinsäulen bei Sonnenaufgang, sondern eine Welt muß man hier malen, die Welt, die aus der Vermählung der Kraft der Imperatoren mit dem Formensinn des Hellenismus und der Unendlichkeit des Orients entstand.

Bis zu einem gewissen Grade wird jede Auswahl immer Geschmacksache bleiben. Wenn man den inhaltlichen Reichthum zum Maßstab nehmen will, so würde ich dem Nachtbild von Gethsemane und Bethlehem in der Frühe die Palme reichen — aber wer die Mappe aufschlägt, um selber zu sehen, darf alles Andere eher erwarten als auch nur einen einzigen stark in die Augen fallenden Effekt, vielleicht komme ich der Sache am nächsten, wenn ich sage, daß Hartmann inhaltlich das Höchste immer dort erreicht, wo es ihm gelingt, sich äußerlich auf das Geringste zu beschränken. Daß er auch Anderes kann, dafür zeugen die beiden Farbendichtungen „Karmel" und „Am Todten Meer"; daß er meisterhaft Alles auf einen einzigen Eindruck hin abstimmen kann, beweist das Sonne und Gluth athmende Bild „Bei Gizeh". Als Landschaftsbild — Brunnen, Felsen, Himmel, Straße — stelle ich am höchsten den „Apostelbrunnen". Dies Bild aus der Wüste Juda zwischen Jerusalem und Jericho rückt in einem Augenblick die Felsstücke, die drückende Schwüle, das mühsame Emporsteigen auf der endlos gewundenen Wegschlange, das Todesähnliche dieser Bergschluchten, die ohne einen grünen Halm ihr von der Sonnengluth zersprengtes Gestein unter dem starren Blau des erbarmungslosesten

Himmels hinbreiten, so vor Augen, daß man förmlich selbst wieder unter dem Druck dieser Umgebung nach Athem ringend, die Höhe hinaufzureiten glaubt.

Paul Rohrbach.

Mittelasien.

Graf Yorck von Wartenburg, Maximilian, Oberst und Abtheilungschef im großen Generalstabe. Das Vordringen der russischen Macht in Asien. Mit einer Karte in Steindruck. Berlin 1900, bei Mittler & Sohn. 67 S.

Der Verfasser behandelt zwar die historische Gesammtentwickelung der russischen Position in Asien, aber bei weitem das Hauptgewicht fällt doch auf Mittelasien, Turkestan und die Grenzverhältnisse gegen Afghanistan und Indien. Die ganze Arbeit giebt sich als eine historische Darstellung, die vom militärischen Gesichtspunkt ausgeht und in eine kritische Erwägung der strategisch-militärischen Eventualitäten für den Fall eines Zusammenstoßes zwischen Rußland und England in Innerasien mündet.

Graf Yorck führt sehr richtig aus, daß Rußlands Vordringen in Mittelasien zunächst nur eine Art Naturnothwendigkeit gewesen ist, insofern es sich darum handelte, eine feste Grenze des Reiches gegen die räuberischen Nomaden der turanischen Steppen und Wüsten herzustellen. Einmal ist sogar der Versuch gemacht worden, eine solche Grenze durch Anlage von Grenzwällen, resp. einer Kette befestigter Posten quer durch die Steppe herzustellen, aber die Natur der Dinge machte diesen „gesicherten Abschluß“ doch immer wieder illusorisch und zwang die Russen zu immer weiterem Vorgehen, bis sie an festere politische Gebilde gelangten, wie Persien, China und in gewissem Grade doch auch Afghanistan. Erst als Rußland vom Altai und Thian-Schan über das Pamir und Merw bis zum Südende des Kaspi überall an wirkliche Staaten stieß, war die einzig natürliche Begrenzung seines Herrschaftsgebiets in diesem Theile Asiens verwirklicht. Der Autor, der für diese Entwickelung den treffenden Ausdruck „Die Jagd nach einer Grenze“ gefunden hat, giebt etwa auf den ersten 50 Seiten einen knappen, aber sehr guten und übersichtlichen Abriß der Geschichte des russischen Vordringens in Turkestan und Transkaspien, in dem unter Anderen interessant zu lesen ist, von wie beträchtlichen Mißerfolgen und zeitweiligen Rückschlägen das Vordringen der Russen hin und her begleitet gewesen ist; alsdann (1884, Besetzung von Merw und erste Phase der englisch-russisch-afghanischen Grenzregulierung) beginnt die Darstellung der gegenwärtig noch aktuellen Verhältnisse, namentlich was die Eventualität eines Angriffs auf Indien und den sibirisch-mandschurischen Bahnbau betrifft. Ich hebe zunächst die Mittheilungen über die Stärke der russischen Truppen östlich des Kaspischen Meeres und des Baikal-Sees hervor. Hiernach lassen sich zunächst die im vorigen Heft mit-

getheilten Angaben Krahmer's, die sich auf 1899 bezogen, dahin ergänzen, daß zur Zeit schon wieder eine starke Vermehrung der Truppen in Ostasien erfolgt ist, so daß ihre Friedensstärke jetzt 60 000 Mann, davon 6000 Kavallerie und Kosaken, und 168 bespannte Geschütze beträgt. Diese Zahlen erhöhen sich für die planmäßig vorgesehene Kriegsstärke nach Ausfüllung der bestehenden Rahmen auf 80 000 Mann, davon 16 000 Kavallerie und Kosaken, und 192 Geschütze. Man sieht, mit welcher Schnelligkeit selbst die neuesten Daten über die russischen Stärkeverhältnisse in Asien überholt werden! Nichts illustrirt so sehr den Ernst, die Energie und die Zielbewußtheit der russischen Pläne, wie ein solch fortlaufendes Verfolgen der Vorgänge. In Turkestan mit Transkaspien standen im Frieden 35 000 Mann, davon 2800 Kavallerie, und 94 bespannte Geschütze, d. h. auf Kriegsfuß 63 000 Mann, davon 3000 Kavallerie, und 98 Geschütze, aber auch diese Ziffern müssen bereits eine Vergrößerung erfahren, von der selbst die York'sche Schrift noch nichts enthält, nämlich die angebliche „Spitze eines Armeekorps“, die, wie den Lesern bekannt sein wird, ganz neuerdings gleichfalls „probeweise“ vom Kaukasus unmittelbar an die afghanische Grenze geschickt worden ist, nach dem Posten Kuschk. Nach privaten Nachrichten, die sich vorläufig noch nicht kontroliren lassen, sollen aber dieser „Spitze“ bereits sehr erhebliche Truppenmassen gefolgt sein. Ja angeblich sind allein an der transkaspischen (jetzt offiziell „mittelasiatischen“) Bahn zur Zeit nicht weniger als 30 000 Mann dislocirt. Wenn auch diese Zahl, wie leicht möglich, übertrieben sein sollte, so hat doch ganz offenbar eine starke Truppenbewegung stattgefunden, und sicher ist, daß eine ganze Schützenbrigade aus dem Kaukasus nach Kuschk verlegt worden ist. Hieraus dürfte aber keineswegs zu schließen sein, daß Rußland sich zu einem Angriff auf Indien präparirt, sondern eher das Gegentheil. Die russische Bewegung, mag es sich nun um bloße zwei Bataillone oder eine ganze Division oder selbst um noch mehr handeln, hat jedenfalls zur Folge, daß die Engländer trotz ihrer jetzigen südafrikanischen Verlegenheit keinen Mann und keine Kanone aus Indien herausziehen können. Würden die Russen sich wirklich mit Angriffsgedanken tragen, so wäre es klüger, England in den Glauben zu versetzen, daß es die indischen Streitkräfte zur Noth etwas verringern könne. Ohne alle Frage aber hat der angebliche Probetransport die Bedeutung eines Schachzuges zu Gunsten der kämpfenden Boeren.

Graf York giebt für die anglo-indische Armee folgende Zahlen: englische Truppen 78 000 Mann, davon 5500 Kavallerie, und 390 Geschütze; eingeborene Truppen 138 000 Mann, davon 20 000 Kavallerie, und 48 Geschütze. Für die Verwendung außerhalb der Grenzen Indiens ist jedoch auf höchstens die Hälfte der Zahlen zu rechnen. Sehr ins Gewicht fällt natürlich, daß Rußland über unbegrenzten Nachschub verfügt, England bekanntlich nicht. Bei Feldzügen in solchen Ländern, wie die,



um welche es sich hier handelt, muß man allerdings bedenken, daß aus einem leicht zu ersehenden Grunde immer nur relativ kleine Armeen operieren können; die Verpflegung ist es, die, sobald die Eisenbahnlinien verlassen werden, beiden Gegnern den Gebrauch auch nur annähernd solcher Massen, wie sie in europäischen Ländern zur Verwendung kommen würden, unmöglich macht. Immerhin sind in dieser Beziehung die Russen den Engländern durch die große Abgehärtetheit und Bedürfnißlosigkeit ihres Soldatenmaterials überlegen. Da der eventuelle Kriegsschauplatz zunächst jedenfalls Afghanistan sein würde, so hängt natürlich viel davon ab, auf welche Seite der Emir tritt. Graf York theilt mit, daß die Afghanen nach der niedrigsten Angabe 27 000 Mann Infanterie, 6000 Reiter, 4000 Mann Artillerie aufbringen können, nach einer andern Angabe, aus englischer Quelle, 43 000 Mann Infanterie, 16 000 Reiter und 222 Kanonen. Herat würde den Russen wohl sofort zufallen, wie auch Graf York annimmt. Neuerdings ist dazu noch bekannt geworden, daß auf der Endstation des jüngst erbauten, von Merw südwärts abgehenden, 300 Kilometer langen Zweiges der mittelasiatischen Eisenbahn, Kuschk, das vollständige Material an Schienen, Schwellen, Brückentheilen, zerlegbaren Stationshäusern, Waggons, Lokomotiven, Cisternen und Telegraphenstangen für die Weiterführung der Linie bis Herat (ca. 100 Kilometer = 4 Tagemärschen) lagert, und daß die Trace aufs Genaueste vermessen ist, um im Fall eines militärischen Einrückens in kürzester Frist die Bahn vorzutreiben. Von Herat bis Kabul sind dann allerdings noch 700 Kilometer, gleich der Entfernung Berlin—Insterburg.

Sehr treffend macht der Verfasser zum Schluß seiner Arbeit noch darauf aufmerksam, daß bei einem kriegerischen Zusammenstoß an den Grenzen Indiens Rußland stets nur einen Theil seiner Macht aufs Spiel setzt, England aber das Ganze.

Uebrigens empfehle ich als Ergänzung zu der hier angezeigten Schrift noch den 1898 erschienenen 2. Theil des im vorigen Heft besprochenen Krahmer'schen Werkes, dem auch die Arbeit des Grafen York offenbar viel verdankt: Rußland in Mittelasien.

Namentlich die sehr schwierigen und komplizierten geographischen Verhältnisse am Pamir und Hindukusch sind bei Krahmer so genau dargestellt, wie es nach dem bisher vorhandenen Material möglich ist.

Paul Rohrbach.

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

22. Januar 1900.

Die Eigenthümlichkeiten unseres Staatswesens führen zu Erscheinungen, für die sich wenige oder gar keine Analogien finden lassen, zu neuen Formen in der Verwerthung der parlamentarischen Kräfte, zu neuartiger Verwendung der Exekutivorgane.

Gegen die systematische Obstruktion wird das System des Ministeriums in Fortsetzungen aufgeboten. Auf die zusammenhängende Reihe Badeni-Gautsch-Thun folgt eine neue Serie Clary-Wittek-Körber. Die erstere suchte den Ausgleich mit Ungarn, der unser gesammtes staatliches Leben seit drei Jahren beherrscht, dadurch zur parlamentarischen Erledigung zu bringen, daß sie die Jungtschechen und ihre Patrone, die böhmischen Feudalen, mit den zu Gunsten der Tschechen formulirten Sprachverordnungen an sich fesselte, die zweite Reihe glaubt ohne diese unhaltbar gewordenen Verordnungen ihr Ziel erreichen zu können. Thun hatte nicht nur die unglückselige Erbschaft Badenis, die Gautsch nicht aus der Welt zu schaffen vermocht hatte, die Herrschaft der für die Sprachenverordnungen solidarisch eintretenden Rechten, sondern auch bereits feststehende Abmachungen mit der ungarischen Regierung übernehmen müssen. Diesen zufolge bestand bis 31. Dezember 1898 ein Provisorium auf dem Boden des status quo, Ungarn hatte sich jedoch das Recht bedungen, seinem Reichstage Gesetzentwürfe für die selbständige Regelung seiner wirthschaftlichen Beziehungen zu Oesterreich vorzulegen, wenn bis zum 1. Mai 1898 die Ausgleichsvorlagen nicht beiden Parlamenten vorgelegt sein sollten oder wenn in Oesterreich Aenderungen in dem bestehenden Zustande vorgenommen würden.

Freiherr v. Gautsch hatte von dem ungarischen Ministerpräsidenten vergeblich eine Gegenleistung in der Quotenfrage (betreffend die Beitragsleistung beider Staaten zu den gemeinsamen Angelegenheiten) verlangt, sein Rücktritt von der Regierung war durch die ablehnende Haltung des Ministeriums Banffy beschleunigt worden. Dem Grafen Thun erging es

mit Ungarn nicht besser, die plötzliche Schließung des Reichstages, in welchem die Parteien so schroff als früher gegenüber standen, hätte ihn nach seiner Meinung in die Lage versetzen sollen, das sogenannte „Junctim“ zwischen Ausgleich und Quote wieder herzustellen. Banffy aber drehte den Spieß um, erklärte, daß durch den Schluß des Reichsrathes für Ungarn die Veranlassung gegeben sei, seine Beziehungen zu Oesterreich selbständig zu regeln und erzwang die Ischler Punktationen, in welchen Thun den vollständigen Rückzug antrat. Nachdem die ungarische Quoten-deputation die österreichischen Vorschläge am 3. November 1898 verworfen hatte, war auch die Aussicht, die Ausgleichsvorlagen parlamentarisch zu erledigen, geschwunden. Die Majoritätsparteien stimmten zwar in den Ausschüssen alle Abänderungsanträge der Opposition nieder, es war aber doch nicht mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß sich bei der Verhandlung im Abgeordnetenhause eine Majorität für die Gesammtheit der Gesetze finden würde, die Opposition wartete ihrerseits diese Verhandlungen gar nicht ab, sondern ging wieder zur Obstruktion über, so daß zu Ende des Jahres der Regierung nichts übrig blieb, als beide Häuser des Reichs-rathes zu vertagen und durch kaiserliche Verordnungen auf Grund des § 14 ein neues Ausgleichs- und ein Budgetprovisorium für das Jahr 1899 zu erlassen.

Dem Ministerium Thun erwuchs im Laufe dieses Jahres noch die nicht sehr dankbare Aufgabe, sich auch mit dem nach Banffy's Sturze die Regierungsgeschäfte in Ungarn leitenden Ministerium Szell auseinander-zusetzen, d. h. neuerdings anzuerkennen, daß an den mit Badeni vereinbarten Ausgleichsgesetzen keine sachliche Aenderung vorgenommen werden dürfe, daß die Zollgemeinschaft und das Bankprivileg bis Ende 1907 festzusetzen sei, die National-Bank nach dem Antrage Ungarns sofort umgestaltet werde und die Dauer der Handelsanträge und der Zollgemeinschaft über-einzustimmen habe. Den Rest seiner Tage verbrachte das Kabinet Thun mit der Anwendung des § 14 auf die Einführung der durch den Ausgleich ebotenen neuen Steuern. Mehr konnte von ihm nicht mehr erwartet werden, die Stimmung der Deutschen gegen die leitenden Persönlichkeiten desselben hatte sich derart zugespitzt, daß an eine Verständigung, an den Eintritt geordneter parlamentarischer Zustände, nicht zu denken war.

Das auf Thun folgende Kabinet Clary-Aldringen, in das eine Reihe ausgezeichneter Beamten aufgenommen worden war, begann seine Thätigkeit mit der Aufhebung der Sprachenverordnungen in Böhmen. Dadurch war den deutschen Parteien der Anlaß zur Opposition genommen, ihre Willfährigkeit zur Herstellung geordneter parlamentarischer Zustände gesichert, da man voraussetzen durfte, daß die Radikalen, oder wie sie sich nach der in der kleinen Provinzpresse verbreiteten deutsch-thümelnden Geschmacksrichtung zu nennen pflegen, die „deutschvölkische“ Gruppe — eine Partei kann man sie nicht nennen — für ihre Agitation

zu fortgesetzter Befehdung jedes österreichischen Ministeriums nur wenig Boden in den Kreisen der deutschen Volksvertreter finden würden. Die Opposition ging nunmehr auf die Tschechen über, sie wurde nach deutschem Muster sofort mit persönlichen Angriffen auf den Ministerpräsidenten, auf den Minister des Innern und den Justizminister eingeleitet und schlug nach kurzem Schwanken in eine Obstruktion gegen die Bewilligung des Budgets und des sogenannten „Ueberweisungsgesetzes“ für die gemeinsamen Verbrauchssteuern um, das zufolge der mit Ungarn bestehenden Abmachungen am 1. Januar 1900 in Kraft treten mußte. Die tschechische Obstruktion wurde durch die verbündeten Parteien der Rechten, die böhmischen Feudalen, die katholische Volkspartei, die Polen und Südslaven gedeckt und unterstützt. Graf Clary hatte zum Mindesten auf eine wohlwollende Neutralität der Polen und deutschen Klerikalen gerechnet, er hatte vielleicht auch erwartet, daß die böhmischen Feudalen dem wiederholt mit Entschiedenheit und Wärme ausgesprochenen Wunsche der Krone, die von dem neuen Ministerium angestrebte Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen zu fördern, sich fügen würden: alle diese Voraussetzungen seiner Politik trafen jedoch nicht ein. Nicht einmal dazu boten jene Elemente, die sich stets mit dem lautersten und uneigennützigsten „wahrhaft österreichischen“ Patriotismus brüsten, die Hand, daß der neuen Regierung die Möglichkeit geboten werde, den so enge gesteckten Termin ihrer Thätigkeit über den 1. Januar auszudehnen, weil ihnen das offene, ehrliche sachgemäße Auftreten des Grafen Clary, seine hingebende Bemühung für die Annäherung der sich schroff gegenüberstehenden nationalen Parteien in Böhmen und Mähren gefährlich erschien. Hätte man ihm die nöthige Zeit zu voller Entwickelung aller seiner Hilfsmittel gegönnt, so wäre er seinem Ziele vielleicht doch näher gerückt, als es den „guten Patrioten“ lieb sein kann.

Bald stellte sich heraus, daß auch das Ministerium Clary die von ihm verlangte Durchführung des Ausgleiches mit Ungarn und die Bewilligung eines provisorischen Budgets nicht erreichen werde und sich mit dem Vorrücken in zwei neue Etappen begnügen müsse. Es setzte nämlich die Vornahme der Delegationswahlen im österreichischen Reichsrathe durch, die Thun gewiß nicht gelungen wäre und erzielte dadurch einerseits neue Berathungen der beiden Quotendeputationen und die anstandslos glatte Erledigung der gemeinsamen pragmatischen Geschäfte, auf welche die Krone selbstverständlich das größte Gewicht legt. Graf Clary hat sich dabei selbst geopfert, denn es ist sehr zweifelhaft, ob die Deutschen die Delegationswahlen zugelassen hätten, wenn der Ministerpräsident nicht vorher das feierliche Versprechen abgegeben hätte, er verzichte seinerseits unter allen Umständen auf die Anwendung des § 14. Daß die nationalen Demagogen die mit den landläufigen Phrasen leicht in Betrieb zu erhaltende Agitation gegen den § 14 fortsetzen, ist leicht zu erklären. Sie

nehmen so wenig Interesse am Staate, als an der nur durch die Mittel des Staates erreichbaren Hebung der tief darniederliegenden wirthschaftlichen und sozialen Zustände der Bevölkerung, ihnen ist es nur um die Fortdauer der „Bewegung“ jener urtheilslosen Schichten zu thun, durch die sie zur Macht gelangt sind; aber auch die gemäßigten Deutschnationalen sind durch ihren liberalen Doktrinarismus so voreingenommen, daß sie noch immer für die verfassungsmäßigen Rechte der Völker eintreten zu müssen glauben, obgleich es bereits festgestellt ist, daß sich die Völker selbst mit allen „gesetzlichen Mitteln“ an der Ausübung dieser Rechte gegenseitig hindern. Es ist mehr als ungeschickt, es ist unlogisch und abgeschmackt, einer österreichischen Regierung unter den dermalen bestehenden Verhältnissen aus der Anwendung jenes Nothparagraphen einen Vorwurf zu machen, ohne den die Staatsverwaltung vor die Gefahr völligen Stillstandes gestellt würde. Solche Momente bieten ja natürlich der Demagogie aller Schattirungen die willkommene Gelegenheit, die Volksleidenschaften wieder aufzuregen und sich durch dieselben zu neuen Heldenthaten die Wege bahnen zu lassen; der vorsorgende Politiker, der aufrichtige, selbstlose Kämpfer für das Wohl seines Volkes kann sich nicht dazu herbeilassen, anarchische Zustände herbeizuführen, deren Folgen noch Niemand vorauszuberechnen weise genug war.

Das Ministerium Clary mußte vom Schauplatze abtreten, als wegen der von allen Gruppen der Rechten unterstützten Obstruktion der Tschechen die Regierung wieder auf den § 14 angewiesen war. Der Eisenbahnminister v. Witteck mit der nöthigen Gefolgschaft von Sektionschefs, die für einige Wochen mit der „Leitung“ der Ministerien betraut wurden, mußte ausführen, was Graf Clary in Folge der von ihm abgegebenen Erklärung versagt hatte. Man sah diesen auf deutscher Seite nur bedauernd scheiden, er hatte Eigenschaften zu Tage treten lassen, die ihn über das Niveau der „Beamtenminister“ hoch erhoben haben und er hatte trotz des Lärmens der jungtschechischen „Staatsmänner“ auch bei der Mehrzahl seiner Gegner in hoher Achtung gestanden. Eben deshalb war er den böhmischen Feudalen, denen er durch seine Familie so nahesteht, so unbequem geworden, daß sie ihm jedes Zugeständniß verweigerten! — Das Uebergangsministerium veröffentlichte am 30. Dezember die Kaiserlichen Verordnungen über die Quote, das Budget-Provisorium und die Ueberweisung der indirekten Verbrauchsabgaben und schuf dadurch freie Bahn — wenigstens auf die Dauer von sechs Monaten — für ein „Verständigungs-Ministerium“, das die Bestimmung hat, die Mission Clarys aufzunehmen und einen Waffenstillstand zwischen Deutschen und Tschechen herzustellen, welcher der Einberufung des Reichsrathes vorausgehen muß, wenn dieser arbeitsfähig und zur Erledigung des Budgets und zur endlichen parlamentarischen Behandlung der Ausgleichsvorlagen geeignet werden soll. An der Spitze dieses Ministeriums steht der

Minister des Innern aus dem Kabinet Clary, Dr. v. **Körber**; unter seinen Mitgliedern befinden sich bewährte Verwaltungsbeamte, die größtentheils der zentralistischen Partei zugerechnet werden müssen, sofern sie überhaupt politisch klassifizirt werden können, der Mehrheit nach sind sie deutscher Abstammung. Unter den Nichtdeutschen kann unstreitig der Geheimrath Dr. **Rezek**, früher Geschichtsprofessor an der tschechischen Universität in Prag, seit einigen Jahren im Unterrichtsministerium als Hofrath und Sektionschef verwendet, die größte Bedeutung für sich in Anspruch nehmen. Ihm muß die Aufgabe zufallen, seine tschechischen Landsleute für die Friedensvorschläge empfänglich zu machen, die ihnen das Versöhnungs-Ministerium vorlegen wird. **Wenn dies überhaupt gelingen kann**, so darf man es von Rezeks Thätigkeit erwarten, die von einer durch umfassende historische Studien geklärten Auffassung der österreichischen Verhältnisse, von einem lebhaften Temperament und wohlthuender, gewinnender Offenheit gefördert werden wird. Die Zukunft Oesterreichs dürfte ihm näher am Herzen liegen, als das böhmische Staatsrecht; den Deutschen bringt er gewiß Achtung und die Erkenntniß ihres Werthes für den österreichischen Staat entgegen.

In kürzester Zeit dürften die **Grundzüge des Sprachengesetzentwurfes** bekannt werden, auf welche die Verständigungsaktion aufgebaut werden soll. Bis dahin empfiehlt es sich, mit dem Urtheile über den vermuthlichen Ausgang der Mission Körbers zurückzuhalten; aber verschwiegen kann es nicht werden, **daß die Hoffnungen auf eine günstige Wendung** unseres inneren Lebens auf dem Wege parlamentarischer Verhandlungen noch immer **äußerst geringe** sind. Wir werden demnächst zu erörtern haben, was nach dem Scheitern derselben eintreten muß, worin die Aufgabe der Deutschen besteht, wenn die Dynastie an ihre Mitwirkung zur außerparlamentarischen Lösung der „verfassungsmäßigen" Verwirrung appellirt.

*

Die Novelle zum Flottengesetz.

Schon seit Monaten konzentrirt sich das politische Interesse in Deutschland auf die **Flottenfrage**, ist in Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren, in wissenschaftlichen Vorträgen und in politischen Versammlungen das Für und Wider einer Verstärkung unserer Kriegsflotte ausgiebig erörtert worden. Auch der Reichstag hat sich bereits in vier Sitzungen am 11., 12., 13. und 14. Dezember mit der prinzipiellen Seite der Frage eingehend beschäftigt, lange bevor ihm noch überhaupt eine konkrete Vorlage zugegangen war. Erst jetzt, am 25. Januar, hat der Bundesrath den Entwurf der Novelle zum Flottengesetz angenommen, der alsdann noch am selben Tage im Reichstag eingebracht worden ist, wo er wahrscheinlich bereits Anfang Februar in erster Lesung verhandelt werden wird.

Die „Preußischen Jahrbücher" haben zum Gedanken einer wesentlichen Verstärkung unserer Kriegsflotte schon mehrfach, und, wie sich von selbst versteht, in durchaus zustimmender Weise grundsätzlich Stellung genommen; es bleibt uns nur noch ein etwas näheres Eingehen auf die Einzelheiten der Vorlage übrig.

Die Vorlage baut sich auf dem Fundament des Flottengesetzes vom 10. April 1898 auf, das bestehen bleibt und nur in einigen Punkten durch die drei kurzen Paragraphen der Novelle abgeändert wird. Die Zahl der Linienschiffe (Schlachtschiffe), die durch das bisherige Gesetz auf 19 (1 Flottenflaggschiff, 2 Geschwader zu je 8 Linienschiffen und 2 Reserveschiffe) festgesetzt ist, soll verdoppelt werden, sodaß die deutsche Schlachtflotte nach Durchführung des Gesetzes aus zwei Doppelgeschwadern von 32 Schiffen, zwei Flaggschiffen und 4 Reserveschiffen, im Ganzen aus 38 Linienschiffen ersten Ranges bestehen wird. Dagegen sollen die acht kleinen Küstenpanzerschiffe nicht erneuert werden, sondern später in Wegfall kommen; es wird also thatsächlich nur ein vollständig neues Geschwader von Linienschiffen geschaffen, während das andere Geschwader zum Ersatz der Küstenpanzer dient. Die der heimischen Schlachtflotte als Aufklärungsschiffe beigegebenen großen Kreuzer sollen von 6 auf 8, die kleinen Kreuzer von 16 auf 24 vermehrt werden. Für den Auslandsdienst standen bisher 3 große und 10 kleine Kreuzer zur Verfügung; ihre Zahl soll in Zukunft auf 8 große und 15 kleine Kreuzer erhöht werden; hierzu kommen dann noch als Materialreserve 4 große (bisher 3) und 6 kleine (bisher 4) Kreuzer. Die deutsche Kreuzerflotte wird sich in Zukunft auf 20 große und 45 kleine Kreuzer belaufen, während sie nach dem bisherigen Gesetz aus 12 großen und 30 kleinen Kreuzern bestand. Die ganze deutsche Kriegsflotte wird in Zukunft aus 103 Linienschiffen und Kreuzern bestehen, während sie das bisherige Gesetz nur auf 69 derartige Fahrzeuge festsetzt.

Ueber die Zahl der Torpedoboote, Schulschiffe, Kanonenboote und Spezialschiffe enthält die neue Vorlage ebenso wenig bindende Vorschriften wie das bisherige Gesetz; jedoch ist nach der Begründung eine Vermehrung der jetzigen 12 Torpedobootsdivisionen auf 16 in Aussicht genommen; das ergiebt 80 Torpedoboote (1 Division gleich 4 Torpedobooten und 1 Divisionsboot), zu denen noch 8 Reserveboote kommen.

Die Vermehrung des Schiffbestandes bedingt natürlich auch eine bedeutende Erhöhung des Personals; die Zahl der Seeoffiziere soll von 876 auf 2088, die Zahl der Mannschaften von 21 174 auf 54 920, das gesammte Personal von 22 459 auf 58 010, also um 35 551 Köpfe vermehrt werden; zur Durchführung der Vermehrung des Berufspersonals ist die jährliche Einstellung von etwa 200 Seekadetten und 1000 Schiffsjungen erforderlich.

Ueberblickt man den Organisationsplan im Ganzen, so hat man folgende einfache und klare, an die Eintheilung des Landheeres erinnernde

Gliederung der heimischen Schlachtflotte: 8 Divisionen von je 4 Linienschiffen; zu jeder Schlachtschiff-Division gehört eine Kreuzerdivision*) (1 großer und 3 kleine Kreuzer) und eine Torpedobootsflottille, bestehend aus 2 Divisionen (zusammen also 10 Torpedobooten). Zwei Linienschiffsdivisionen mit ihrem Zubehör an Kreuzern und Torpedobooten bilden ein Geschwader. Die ganze Flotte zerfällt demnach in vier Geschwader, von denen die beiden ersten die aktive Schlachtflotte, das 3. und 4. Geschwader die Reserve-Schlachtflotte bilden; zu jedem Doppelgeschwader tritt dann noch das Flottenflaggschiff des kommandirenden Admirals. Die aktive Schlachtflotte soll vollständig, die Reserveschlachtflotte zur Hälfte dauernd im Dienst gehalten werden. Diese umfangreichen Indiensthaltungen sind zwar ziemlich kostspielig, aber im Interesse der Schlagfertigkeit der Flotte unbedingt nothwendig, und sie sollen deshalb auch gesetzlich festgelegt werden: denn nur durch sie läßt sich die zuverlässige Ausbildung der einzelnen Schiffsbesatzungen wie die hinreichende taktische Schulung für das schwierige Manövriren im größeren Verbande erzielen. Und nur durch eine möglichst vollendete Ausbildung des ganzen Personals dürfen wir hoffen, für die noch vorhandene numerische Ueberlegenheit einzelner Seemächte einen Ausgleich schaffen zu können.

Die große Errungenschaft des Flottengesetzes von 1898, die Gliederung der ganzen Flotte in einheitliche taktische Verbände, ist also im neuen Gesetz erhalten und weiter ausgebildet worden. Das ist übrigens nicht nur für die maritime, sondern auch für die parlamentarische Taktik von Wichtigkeit, da damit ein für allemal das früher im Reichstag beliebte Verfahren der Streichung einzelner Schiffe unmöglich geworden ist: jetzt kann man nur noch ganze Doppelgeschwader annehmen oder ablehnen. Damit ist ungemein viel für die Klärung der ganzen Situation gewonnen: denn jede Differenz zwischen Reichstag und Regierung muß nunmehr sofort einen großen prinzipiellen Charakter annehmen, während kleinere Zwistigkeiten wegen des Schiffbestandes überhaupt ausgeschlossen sind.

Mit der neuen Vorlage ist zum ersten Mal — und darin liegt ihre eigentliche Bedeutung — offiziell das Ziel proklamirt worden, das allen Flottenfreunden schon längst vorgeschwebt hat und das vor zwei Jahren zu ihrem Bedauern aus verschiedenen Gründen noch nicht ins Auge gefaßt werden konnte: Die Schaffung einer Kriegsflotte, die auch dem seemächtigsten Gegner wenigstens insoweit gewachsen ist, daß ein Angriff auf sie selbst im Falle ihrer siegreichen Niederkämpfung den Feind wegen der dabei unvermeidlichen großen Schwächung seiner eigenen Kräfte mit der Gefahr der schwersten Erschütterung seiner ganzen maritimen Machtstellung bedroht.

Um die Bedeutung der geplanten Schlachtflotte von 38 neuen großen

*) Der Name wird im Gesetz selbst nicht gebraucht, darf aber hier wohl passiren, da er die Einheitlichkeit der Organisation deutlich kennzeichnet.



Linienschiffen I. Klasse (mit mehr als 10 000 Tonnen Deplacement) ins rechte Licht zu setzen, sei nur erwähnt, daß Frankreich gegenwärtig über 21 Panzerschiffe I. Klasse verfügt, von denen 9 vor 1890 gebaut sind; Panzerschiffe mit mehr als 5000 Tonnen Deplacement hat Frankreich gegenwärtig im Ganzen 38, darunter 17 vor 1890 gebaute. Großbritannien hat 50 Schlachtschiffe I. Klasse fertig oder im Bau, zu denen noch 20 Panzerschiffe mit 5—10 000 Tonnen Deplacement treten; die Schiffe der letzteren Gattung sind aber meistens ältere, wenn auch modernisirte Schiffe. Nun werden ja unzweifelhaft bis zur Vollendung der deutschen Flotte auch die anderen Staaten ihre maritimen Rüstungen vervollkommnen. Als gänzlich ausgeschlossen aber darf es von vornherein gelten, daß es einem anderem Großstaat gelingen könnte, einen derartigen Vorsprung vor uns zu gewinnen, daß die deutsche Kriegsmarine wieder ein unbeträchtlicher Gegner für ihn würde, wie sie es leider vor einigen Jahren für verschiedene Seestaaten geworden war. Da vermuthlich keine fremde Seemacht jemals ihre ganzen Streitkräfte gegen uns konzentriren kann, so wird ein Angriff auf eine Flotte, wie die geplante, für jeden Staat ein ernstes Wagnis mit schwer abzusehenden Konsequenzen bleiben. Erst wenn dieses Ziel erreicht ist, wird sich der Deutsche mit Beruhigung sagen können, daß auch ihm nun nicht mehr — um ein Wort Ranke's zu gebrauchen, „die Hälfte aller Macht, die Seemacht", fehle.

Ueber die Frist, in der die geplante Flotte gebaut werden soll, bestimmt das Gesetz selbst nichts. In der Begründung ist dagegen ein ausführlicher Bauplan enthalten, nach dem die auf Grund der Novelle und des jetzigen Gesetzes erforderlichen Bauten bis zum Jahre 1916 in Ausführung genommen werden sollen; in diesen 16 Jahren sollen im Ganzen 28 Linienschiffe, 18 große und 45 kleine Kreuzer in Bau gegeben werden, sodaß in jedem Jahre, 3 große und 3 kleine Schiffe auf Stapel zu legen sind. Vollendet werden alle Bauten erst im Jahre 1920 sein, und erst in diesem Jahre soll auch der oben angegebene Personalbestand von 58 010 Köpfen erreicht werden. Von diesen 91 Bauten sind aber eigentliche Vermehrungsbauten auf Grund der Novelle nur 11 Linienschiffe, 8 große und 16 kleine Kreuzer, zusammen also nur 35 Schiffe, während 17 Linienschiffe,*) 10 große und 29 kleine Kreuzer, insgesammt 56 Schiffe, auch ohne die Novelle einfach auf Grund des bestehenden Gesetzes als Ersatzbauten zu errichten wären. Ebenso sind von den 16 zu bauenden Torpedobootsdivisionen 12 Ersatzbauten und nur 4 Vermehrungsbauten.

Die Gesammtkosten der aufgeführten Schiffbauten sind auf 1367,5 Mill. Mark veranschlagt, von denen auf die Vermehrungsbauten nur 511 Mill. Mark entfallen; selbst wenn man die Mehrkosten des Ersatzes der Küstenpanzer durch Linienschiffe heranzieht, stellen sich die Kosten der Vermehrungsbauten nur auf etwa 670 Mill. Mark, also nur auf die Hälfte

*) 8 für die Küstenpanzer.



der ganzen Baukostensumme. Es wird nothwendig sein, in der öffentlichen Diskussion diesen Punkt mit wesentlich größerer Schärfe hervorzuheben, als es in der Begründung der Vorlage geschehen ist, um agitatorischen Uebertreibungen und Entstellungen über die finanziellen Konsequenzen der Novelle zum Flottengesetz entgegenzutreten und vor Allem auch, um den richtigen Standpunkt zur Deckungsfrage zu gewinnen.

Die Kosten des Flottenplanes setzen sich aus einmaligen und fortlaufenden Ausgaben zusammen. Die einmaligen Ausgaben von 1901 bis 1916 werden in der Begründung auf 1600 Millionen Mark für Schiffbauten (einschließlich der Neubauten von Kanonenbooten, Spezialschiffen, Umbauten ꝛc. und einschließlich der Restraten für die bereits bewilligten Schiffe), also auf jährlich 100 Millionen, und auf 261 Millionen Mark für Erweiterung der Hafenanlagen, Werftbassins ꝛc., zusammen auf insgesammt 1861 Millionen Mark veranschlagt. Von diesen einmaligen Ausgaben will die Regierung 769 Millionen Mark aus Anleihen, 1092 Millionen Mark dagegen aus den laufenden ordentlichen Einnahmen decken. Die aus Anleihen zu beschaffenden 769 Millionen Mark stellen die Aufwendungen für die Vermehrungsbauten (zuzüglich einer entsprechenden Quote für die neuen Hafenanlagen ꝛc.) dar, während die aus ordentlichen Einnahmen zu deckenden 1092 Millionen die Kosten der Ersatzbauten repräsentiren.

Das scheint uns eine richtige und den Grundsätzen einer gesunden Finanzwirthschaft wie der bisherigen Praxis durchaus entsprechende Unterscheidung zu sein, und wir glauben nicht, daß die Einigung über diese Frage im Reichstag zu sonderlichen Schwierigkeiten führen wird: bei genauer Prüfung der Sachlage wird sich wahrscheinlich kaum eine Partei des Hauses darauf steifen, auch die Vermehrungsbauten aus den laufenden Einnahmen zu decken, da ja dem an sich richtigen Grundsatz des Abg. Dr. Lieber, „so rasch sich aufbrauchende Bedürfnisse wie Kriegsschiffe gar nicht aus Anleihen zu nehmen, sondern aus den laufenden Einnahmen zu bestreiten“, wenigstens für die Ersatzbauten bereits genügt ist.

Die fortdauernden Ausgaben werden sich voraussichtlich von 73,9 Millionen Mark im Jahre 1900 bis 1916 auf 162,7 Millionen Mark steigern, zu denen dann eine Erhöhung des Pensionsetats von 3,6 auf 9,4 Millionen Mark und eine Steigerung der Verzinsung der Anleihe von 12,5 auf 39,4 Millionen Mark tritt. Der ganze jährliche Marineaufwand wird von 1900 bis 1916 von 168,5 auf 323,5 Millionen Mark, also durchschnittlich jährlich um 9,6 Millionen Mark steigen. Nach Abzug des Anleihebetrags sind darnach aus den laufenden Einnahmen aufzubringen 1900: 128,2, 1916: 306,3 Millionen Mark, was einer durchschnittlichen jährlichen Steigerung um je 11 Mill. Mark entspricht. Ob sich dieser Betrag ohne neue Steuern aus der Erhöhung der laufenden Einnahmen aufbringen läßt, kann natürlich nicht mit Sicherheit festgestellt werden; immerhin wird auch der vorsichtigste Finanzpolitiker

in der Annahme der Möglichkeit eines derartigen natürlichen Anwachsens der Einnahmen nicht leichtfertigen Optimismus erblicken können.

Von großer Wichtigkeit für die Beurtheilung der Vorlage ist es, sich die zeitliche Vertheilung der geplanten Bauten klar zu machen. Nach dem bestehenden Flottengesetz werden von 1901 bis 1904 die 4 Linienschiffe der Sachsenklasse und die 3 großen Kreuzer König Wilhelm, Kaiser und Deutschland ersatzfällig. Der Bauplan sieht nun für 1901—1903 nur die Ersatzbauten für die 3 Kreuzer vor; dagegen will er den Ersatz der Schiffe der Sachsenklasse, die ja jetzt erst einem größeren Umbau unterzogen worden sind, noch bis 1906—1908 hinausschieben. Dafür soll schon von 1901—1905 ein Geschwader von neuen großen Linienschiffen (10) gebaut werden, um möglichst schnell zu einer größeren militärischen Leistungsfähigkeit zu gelangen. Nach deren Vollendung könnte dann (also schon 1906 oder 1907) eine aktive Schlachtflotte aus 17 Linienschiffen modernster Konstruktion und eine Reserve-Schlachtflotte von ebenfalls 17 Schiffen (4 Brandenburgklasse, 4 Sachsenklasse, 8 Küstenpanzer und Oldenburg formirt werden: in diesem zweiten Geschwader stünden allerdings nur die vier Schiffe der Brandenburgklasse auf der Höhe moderner Technik, die übrigen Schiffe wären aber immerhin noch brauchbar und seefähig. Hierzu kämen dann noch 3 neue Linienschiffe als Materialreserve, und die ganze deutsche Flotte mit insgesammt 24 Linienschiffen I. Klasse und 13 kleineren Panzerschiffen wäre jedenfalls bereits ein ziemlich gewichtiger Machtfaktor.

In der Zeit 1906—1909 sollen dann die übrigen Vermehrungsbauten, namentlich die Auslandskreuzer, sammt mehreren Ersatzbauten vorgenommen werden, während von 1910 an nur noch Ersatzbauten auf Stapel zu legen wären, um das zweite Doppelgeschwader von vollwerthigen Linienschiffen I. Klasse zu schaffen und die Kreuzerflotte zu erneuern.

Vertieft man sich in den neuen Entwurf, so sieht man, daß der ganze Bauplan eine klar durchdachte und bis in alle Einzelheiten ausgearbeitete logische Weiterentwickelung des Flottengesetzes von 1898 darstellt, die zwei wichtigen Aufgaben in gleicher Weise gerecht zu werden sucht. Auf der einen Seite nimmt der Entwurf nach Möglichkeit auf die finanzielle Leistungsfähigkeit des Landes und auf die Entwickelung des deutschen Schiffbaues Rücksicht; eine Ueberstürzung des Bautempos wird vermieden, und so auch die erforderliche Zeit für die Heranziehung und Ausbildung des Berufspersonals der Marine, namentlich der Offiziere, gewonnen. Auf der anderen Seite wird durch die Voranstellung der Vermehrungsbauten von großen Linienschiffen die so dringend wünschenswerthe Beschleunigung der Verstärkung unserer maritimen Leistungsfähigkeit zu erreichen gesucht.

Die Rücksicht auf dieses hoch wichtige Ziel hat es auch nothwendig gemacht, mit dem neuen Flottenplan schon jetzt an den Reichstag heranzutreten und nicht erst bis 1903 zu warten.

Nach der Bewilligung des neuen Etats werden im Sommer 1900 alle im Flottengesetz von 1898 vorgesehenen Vermehrungsbauten (mit Ausnahme eines kleinen Kreuzers) auf Stapel stehen. Die im Gesetz geplante Vermehrung der Flotte kann dann bereits als in der Hauptsache durchgeführt gelten.

Da sämmtliche Vermehrungsbauten bis 1903 fertig sein werden, so wird die für ihre Ausführung vorgesehene sechsjährige Frist (das Sexennat) voraussichtlich vollständig eingehalten werden. Damit entfallen auch alle gegen die Marineverwaltung wegen angeblicher Nichteinhaltung des Sexennats gerichteten Angriffe, die augenscheinlich auf Mißverständnissen über die Bedeutung des Sexennats beruhen.

Für die folgenden Jahre (1901 bis 1903) kommen nach dem Flottengesetz lediglich Ersatzbauten in Frage, bei denen von einem Sexennat keine Rede sein kann, da ja die Lebensdauer der verschiedenen Schiffskategorien ein für allemal gesetzlich festgelegt ist. Von den vorgesehenen Ersatzbauten muß der Ersatz von 7 kleinen Kreuzern als besonders dringlich bezeichnet werden, da es sich hier um gänzlich veraltete und kriegsunbrauchbare Schiffe handelt. Nimmt man sie zuerst in Angriff, so würde es an Mitteln für den Ersatz der großen Schiffe fehlen, falls man sich strikte an den im § 7 des Flottengesetzes für die einmaligen Ausgaben von 1898 bis 1903 vorgesehenen Gesammtbetrag halten wollte.*)

Da nun aber der weitere Ausbau der deutschen Kriegsflotte ohne die schwerste Gefährdung unserer vitalsten Interessen nicht auf mehre Jahre suspendirt werden kann, so mußte sich die Regierung im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit schon jetzt zur Einbringung der neuen Vorlage entschließen, die mit vollem Recht — wie schon erwähnt — für die nächsten Jahre die Vergrößerung der Schlachtschiff-Flotte in den Vordergrund stellt.

Was die legislatorische Form anlangt, in der die verbündeten Regierungen ihren Flottenbauplan zu verwirklichen suchen, so wird Niemand bestreiten können, daß man nach Möglichkeit alle Steine des Anstoßes aus dem Wege geräumt hat. An der gesetzlichen Feststellung der Flottenvermehrung allerdings hält die Vorlage mit Recht fest; denn ohne diese ist es kaum möglich, eine größere Anzahl von Werften zur Schaffung der für den Kriegsschiffbau erforderlichen umfangreichen Anlagen zu bewegen, und ist es vor Allem nicht möglich, das für die Flotte erforderliche Berufspersonal zu gewinnen. Es liegt ja an sich auf der Hand — und die verschiedenen Erfahrungen der Marineverwaltung vor und nach

*) Es muß übrigens, wie hier beiläufig bemerkt sein mag, als zweifelhaft bezeichnet werden, ob der § 7 die Gesammtkosten aller Bauausführungen oder nur als Erläuterung des § 1, Ziffer 3 die Kosten der Vermehrungsbauten begrenzen will; wir wollen dieser Frage aber nicht weiter nachgehen, da sie ein praktisches Interesse kaum gewinnen wird.



Erlaß des Flottengesetzes von 1898 haben es bewiesen —, daß sich die hinreichende Zahl von Seekadetten, Schiffsjungen und Freiwilligen, d. h. solchen Personen, die den Marinedienst als Lebensberuf ergreifen wollen, nur dann findet, wenn die gesetzliche Feststellung der Flotte den betreffenden jungen Männern ihr weiteres Fortkommen in dem gewählten Berufe sichert.

Dagegen hat die Regierung jetzt darauf verzichtet, die Frist zur Fertigstellung der Vermehrungsbauten gesetzlich festzulegen; sie begnügt sich im § 3 mit der Bestimmung: „Die Bereitstellung der in Folge dieses Gesetzes erforderlichen Mittel unterliegt der jährlichen Feststellung durch den Reichshaushalts-Etat". Da diese zeitliche Befristung (Sexennat) als Beeinträchtigung des Budgetrechts des Reichstags vor zwei Jahren auf besonderen Widerspruch stieß, so wird der Verzicht auf sie hoffentlich die Annahme der Vorlage wesentlich erleichtern, zumal er ein Ausdruck des Vertrauens in den Reichstag ist: wie die Begründung am Schlusse ausführt, werden die verbündeten Regierungen „von der Zuversicht geleitet, daß der Reichstag, wenn er das Ziel der Entwickelung angenommen hat, sein Möglichstes thun wird, dieses Ziel nach Maßgabe der finanziellen Leistungsfähigkeit des Reichs seiner Vollendung entgegenzuführen."

Auch die Deckungsfrage, auf die sich bis jetzt der Widerspruch konzentrirt, und mit der sich übrigens, wie gewöhnlich, vorwiegend die Organe derjenigen Parteien beschäftigen, die fest entschlossen sind, überhaupt nichts zu bewilligen, wird vermuthlich nicht allzu große Schwierigkeiten machen. Die Beschaffung eines Theils der einmaligen Ausgaben auf dem Anleihewege dürfte, wie schon ausgeführt, bei näherer Prüfung wahrscheinlich die Zustimmung des Reichstags finden. Ob die übrigen Kosten sich aus den laufenden Einnahmen bestreiten lassen, muß eben abgewartet werden; unmöglich ist es wahrhaftig nicht, wenn man die riesige Steigerung der Reichseinnahmen in den letzten Jahren bedenkt. Geht es nicht, so hat der Reichstag die Schaffung neuer Steuern oder den Aufschub der Durchführung des Flottengesetzes in der Hand. Unmöglich kann man aber schon jetzt für den bloßen Eventualfall neue Steuergesetze ausarbeiten; was gegenwärtig geschehen kann, um eine Belastung der schwächeren Schultern nach Möglichkeit zu verhindern, ist bereits im Flottengesetz von 1898 geschehen, das die „Erhöhung oder Vermehrung der indirekten, den Massenverbrauch belastenden Reichssteuern" verbietet, eine Bestimmung, die wie das ganze Flottengesetz, soweit es nicht durch die Novelle abgeändert oder obsolet geworden ist, natürlich ihre Giltigkeit behält. Ueber diese Bestimmung hinauszugehen, wird sich kaum als möglich oder nothwendig erweisen.

Unter diesen Umständen wird sich die Diskussion vermuthlich sehr bald auf die Kernfrage beschränken: Ist eine Flotte, wie die geplante, für Deutschland eine Nothwendigkeit? Angesichts der ganzen hier oft

erörterten politischen Weltlage. Angesichts der vitalen Bedeutung der deutschen Seeinteressen für unsere nationale Wirthschaft, deren ungeheuren Aufschwung gerade in den letzten Jahren die der Vorlage beigegebene neue Denkschrift*) aufs Klarste beleuchtet, kann es Niemanden, dem Deutschlands Wohl wirklich am Herzen liegt, zweifelhaft sein, daß Deutschland einer Flotte bedarf, die uns auch für jede Seemacht ersten Ranges als Feind gefährlich, als Bundesgenosse werthvoll und erwünscht macht. Es ist nothwendig, daß wir endlich einmal endgiltig mit der verhängnißvollen Vorstellung brechen, Deutschland sei lediglich eine Landmacht und auf der See für immer zur Ohnmacht verdammt, seine Kriegsmarine sei nur eine nebensächliche Ergänzung seines Landheeres. Daß aber eine Flotte, wie die geplante, ohne Ueberspannung unserer finanziellen Leistungsfähigkeit gebaut werden kann, läßt sich Angesichts der spezialisirten Berechnungen der Vorlage nicht wohl bestreiten. Wir hoffen bestimmt, daß sich die Mehrheit des deutschen Reichstags der Erkenntniß nicht verschließen wird, daß eine starke deutsche Kriegsflotte für uns eine Nothwendigkeit und eine Möglichkeit ist und daß sie deshalb auch zur Wirklichkeit werden muß.

Berlin. Dr. Paul Voigt.

Die Lehren des Transvaal-Krieges. Die auswärtige Lage. Der Umschwung in der inneren Politik.

Der Buren-Krieg ist nicht nur politisch ein sehr großes Ereigniß, sondern scheint auch militärisch auf Europa starke Rückwirkungen ausüben zu müssen, noch stärker vielleicht als sie der chinesisch-japanische und spanisch-amerikanische Krieg auf die Marine geübt haben. Denn diese Seekriege bestätigten nur, was, in Deutschland wenigstens, die Autoritäten bereits behaupteten und durchzusetzen suchten: daß nämlich die Kreuzer überschätzt worden seien und das Linienschiff der ausschlaggebende Faktor im Seekriege sei. Der Burenkrieg aber, so scheint es wenigstens auf den ersten Anblick, bestätigt nicht, sondern wirft um, was in unseren Offizierkorps bisher für den Inbegriff der höchsten Grundsätze der Kriegskunst gehalten worden ist.

Die historische Abtheilung des Großen Generalstabes hat vor Kurzem eine Monographie über „Friedrich's des Großen Anschauungen vom Kriege in ihrer Entwickelung von 1745 bis 1756" herausgegeben**) auf Grund deren

---

*) „Die Steigerung die deutschen Seeinteressen von 1896 bis 1898", eine Fortsetzung der früheren Denkschrift über „Die Seeinteressen des Deutschen Reichs". — Vgl. auch „Deutschland und der Weltmarkt". Preuß. Jahrb. Bd. 91. Februar 1898.

**) Berlin 1899, E. S. Mittler & So., 387 S.



im Militär-Wochenblatt (Nr. 8 dieses Jahres) die Regel eingeprägt wird, „attaquez toujours“: „Unbekümmertes Draufgehn“, „trotz aller Versuche, die in unserer schlaffen sentimentalen Zeit gemacht werden, die Angriffskraft zu beschränken durch Warnungen vor hohen Verlusten, müssen wir doch erkennen, daß gerade die rücksichtslose Angriffstendenz der Preußischen Truppen in alten wie in neueren Zeiten eine lange und stolze Reihe herrlicher Triumphe ergeben hat.“ Diese von dem großen König stammende Tradition sei von um so höheren Werth, „als in Zukunft die Initiative und der Angriff noch verheißender und erfolgreicher sein werde als bisher!“ „Nur der Angriff, sei es auf strategischem Gebiet, sei es auf taktischem Plan kann heutzutage zum Siege führen.“

Manchem unserer Leser wird es bekannt sein, daß in den letzten 20 Jahren ein zäher literarischer Kampf über die Strategie Friedrich's des Großen geführt worden ist. Hervorragende Generalstabsoffiziere vertheidigten die Ansicht, daß Friedrich bereits die modernen, von Napoleon vertretenen Grundsätze gehabt habe, und man könnte argwöhnen, daß aus dieser Vorstellung heraus auch hier das Angriffs-Prinzip so sehr in den Vordergrund gedrängt worden sei. Aber so ist es keineswegs — im Gegentheil, gerade die obengenannte Monographie zeigt, daß man in unserem Generalstabe jetzt die von historischer Seite vertretenen Anschauungen so ziemlich acceptirt hat. Zwar kommt es nicht zum direkten klaren Ausdruck, aber eine Besprechung in der Kreuz-Zeitung (1899 Nr. 411), die früher selbst ganz auf dem entgegengesetzten Standpunkt stand, bringt den Umschwung mit aller Schärfe zum Ausdruck, indem sie von den früheren Arbeiten sagt: „Allerdings mißverstanden die unter dem Bann der neuen Zeit stehenden Schriftsteller den König zuweilen sehr, bis zu dem Grade, seine Anschauungen, sein Handeln in unsere modernen Auffassungen hineinzwängen zu wollen, was namentlich von dem Bestreben galt, Friedrich unsere moderne Vernichtungsstrategie aufzwingen zu wollen.“ Von diesem Mißverständniß hat man sich jetzt befreit; man will auch Friedrich nur auf dem Boden seiner Zeit sehen, und hat das vortrefflich durchgeführt. Die Schrift ist also durchaus keine doktrinär voreingenommene, sondern in wahrem, historischem Geist gehalten: um so bemerkenswerther, daß gerade an ihr von Neuem demonstrirt wird, nur im Angriff liegt das Heil. Auch ein Aufsatz in den „Jahrbüchern für Armee und Marine“ (Nr. 340) unter dem Titel „Was können wir von Friedrich's des Großen Lehren für die heutige Kriegführung brauchen“, kommt zu demselben Ergebniß. „Wer sich defendiret, wird tourniret“, sagte der König, und „ich habe schon gesagt und wiederhole es noch einmal, daß ich Meine Armee niemals retranchiren werde“.

Was aber zeigt uns gegenüber solchen autoritativen Aussprüchen der Burenkrieg?

In sorgfältiger Beobachtung der taktischen Defensive, gedeckt durch

Schützengräben und vorbereitete Stellungen erfechten die Buren Sieg auf Sieg.

Dabei sind die Buren Milizen, ihre Gegner europäisch scharf gedrillte Truppen. Die Buren haben wohl einen oder den anderen europäisch ausgebildeten Offizier, auch im Generalstab; der Geist ihrer Kriegführung aber, das macht ihnen Niemand streitig, ist ihr eigener. Buren-Generale wie Buren-Taktik sind es, die siegen. Nie habe er mit solchem Vergnügen das „Militär-Wochenblatt" gelesen, jubelt der „Vorwärts", da er da in jeder Nummer in den höchsten Tönen die Leistungen einer Miliz-Armee gepriesen läse. Die Sozialdemokraten theilen heute die Empfindungen der ganzen Nation: so viel sie sonst für England übrig haben, die Freude über den Sieg des Miliz-Heeres übertäubt alle anderen Empfindungen, und der „Vorwärts" ist so gut burisch, wie die „Kreuz-Zeitung" und Jedermann sonst.

Ist es denn nun aber wirklich wahr, daß heute in Transvaal die Miliz über das stehende Heer, die Natur über die Kunst siegt, daß unsere militärischen Blätter und Fach-Schriftsteller ihre eigenen Grundsätze verleugnen, indem sie die Meisterschaft der burischen Kriegführung anerkennen?

. Zunächst wendet man ein, daß es nicht die ausgebildete, sondern die in ihrer Ausbildung zurückgebliebene europäische Armee ist, die in Afrika heute den Kürzeren zieht. Die englische Armee ist ja noch heute eine Söldner-Armee des 18ten Jahrhunderts; das Offizierkorps hat nicht die taktische Ausbildung der kontinentalen. Sie sind an den Feind fast ohne zu rekognosciren, ohne die Hilfsmittel der Terrain-Benutzung und der Artillerie-Vorbereitung herangegangen. Deutsche Führer würden das ganz anders gemacht haben. Das ist gewiß Alles richtig, aber doch nicht erschöpfend. Ich glaube, man darf zugeben, daß selbst bei viel größerer Vorsicht und Geschicklichkeit der englischen Generale und Truppen in ihrer Taktik sie dennoch gegen die Buren nicht so sehr viel ausgerichtet haben würden. Ja die Vorwürfe, die erhoben werden, sind vielleicht zu hart. Sie haben nicht rekognoscirt, das ist richtig. Aber gegen moderne Feuerwaffen ist es auch sehr schwer, an eine feindliche Stellung bis zu wirklicher Besichtigung heranzukommen und die Engländer haben nicht unterlassen, sich des Luftballons zu bedienen. Man lese ferner die Worte, die wir oben aus den allerjüngsten Nummern unserer militärischen Fach-Blätter zitirt haben und man wird das Attackiren der englischen Offiziere einigermaßen verstehen. Der Fehler des etwas unvorsichtigen Draufgehens liegt so sehr in der Natur einer tapferen Berufs-Armee, daß immer erst die Praxis ihn genügend abzuschleifen pflegt.

So gewiß die Engländer schwere taktische Fehler gemacht haben, so sind diese doch nicht das eigentlich Entscheidende gewesen.

Das Entscheidende liegt vielmehr in dem Charakter des Burenheeres, in der Natur des Landes und in der Defensive.

Es ist zunächst nicht richtig, von der Buren-Miliz zu sprechen, als ob das dasselbe wäre, wie ein vorgestelltes europäisches Milizheer. Die Buren sind ein Volk von Jägern und Hirten, halbe Nomaden, nicht bloß gewohnt mit der Büchse umzugehen, sondern auch erfüllt von den kriegerischen Instinkten, die ihr Dasein mit sich bringt. Sie leben mitten unter einer an Zahl weit überlegenen schwarzen Bevölkerung, der sie durch die Gewalt der Waffen den Boden abgerungen haben, und über die sie nur vermöge ihrer kriegerischen Tüchtigkeit herrschen. Nicht bloß der Einzelne bringt deshalb gewisse kriegerische Fertigkeiten mit, die der deutsche und französische Soldat erst im Dienst zu lernen hat, sondern die ganze Masse hat auch eine gewisse angewöhnte Disziplin. Sie brauchen die Kaserne nicht, da ihr ganzes Leben eine Art Feldlager ist. Nur deshalb sind ja die stehenden Heere ein Bedürfniß der höheren Kultur, weil diese Kultur die natürliche kriegerische Tüchtigkeit der Männer, die der Barbarei eigen zu sein pflegt, abschwächt. Oder glaubt man, daß ein Berliner Bürgerwehr-Bataillon im Stande wäre, es mit einem Buren-Bataillon aufzunehmen? Gewiß sind die Burentruppen etwas ganz Anderes als europäische Soldaten, aber sie sind auch etwas ganz Anderes als das, was man sich in Europa unter Milizen vorstellt. Das Triumphgeschrei der Gegner des „Militarismus" über den Sieg der afrikanischen Milizen ist daher wenig berechtigt.

Die Aktion des Burenheeres wird nun ferner auf das stärkste begünstigt durch die Natur des Landes. General Buller hat, nachdem er seine erste Niederlage vor Colenso erlitten, das gethan, was jeder andere europäische General an seiner Stelle auch gethan hätte: er hat auf der einen Seite von Colenso eine Demonstration gemacht und ist auf der andern Seite, 5—8 Meilen aufwärts an zwei Stellen über den Tugela gegangen. Ueber den Fluß gelangt, ist er dann abermals auf eine Stellung der Buren gestoßen, die er nicht hat forciren können. Der Grund ist offenbar in der Langsamkeit seiner Bewegungen zu suchen, und das liegt zum Theil vielleicht in der Natur der englischen Armee, in der Hauptsache aber sicherlich in der Natur des Landes. Der Satz Friedrichs des Großen: „Wer sich defendiret, wird tourniret", bleibt für alle Zeiten wahr. Ein Fluß wie der Tugela ist unter sonst gleichen Verhältnissen nicht zu vertheidigen: dem Angreifer muß es immer möglich sein, an irgend einer Stelle mit Uebermacht zu erscheinen, überzugehen und den Vertheidiger dann in der Flanke zu packen. Eins aber ist dabei vorausgesetzt, daß nämlich die Bewegung sich schnell genug vollzieht, um den Gegner zu überraschen. Behält der Vertheidiger Zeit genug, so bildet er gegen den Gegner eine neue Front und Alles ist vergeblich gewesen. So scheint es jetzt in Transvaal gegangen zu sein. Die Engländer haben erst eine Feldbahn zu ihrer Uebergangsstelle gebaut, und diesen Wink haben die Buren verstanden. Die Einzelheiten sind bei den spärlichen Nachrichten, die uns

zukommen, nicht zu beurtheilen, aber daß die Engländer, um ihre Umgehung zu machen, eine unglaubliche Zeit gebraucht haben, ist ganz klar. Nicht sowohl die Höhe der Berge als solche kann es gewesen sein, die sie aufgehalten hat — was für große Kriege sind in den Bergen der Schweiz geführt worden! —, sondern die unüberwindlichen Schwierigkeiten der Verpflegung und des Munitionstransports und daher die Langsamkeit. Weshalb die Engländer ihre beiden Uebergangs-Kolonnen nicht haben zum Zusammenwirken bringen können, oder weshalb sie nicht, als sie bemerkten, daß die Buren wieder eine treffliche Stellung vor ihnen inne hatten, noch weiter mit ihrer Umgehung ausgeholt, und endlich bis nach Norden herumgeschwenkt sind, wie die Sachsen am 18. August 1870 bei St. Privat, ist nicht zu ersehen. Es fehlt uns an einer Hauptbedingung für das Verständniß jedes kriegerischen Ereignisses, dem Zahlverhältniß. Eine neuerliche Schätzung des Herrn Robinson in Kapstadt giebt den Buren am Tugela nicht mehr als 10 000 Mann. Wenn dem so wäre, wäre es allerdings gänzlich unverständlich, warum den Engländern die Umgehung mißlungen ist.

Nun endlich das Dritte, die Defensive. Nur in der Defensive haben die Buren ihre Siege erfochten und den so erfochtenen Sieg auch nicht einen Schritt weit offensiv verfolgt. Der Versuch, Ladysmith zu erstürmen, wenn er überhaupt unternommen worden ist, ist mißglückt. Sähe man in Deutschland das Thun der Buren nicht so ganz mit den Augen der Liebe an, so würde doch wohl einige Kritik darüber laut geworden sein, daß der glänzende Sieg bei Colenso zu gar nichts weiter geführt hat. Nicht mehr als knapp drei Meilen südlich vom Schlachtfelde in seiner alten Stellung bei Frere machte der General Buller wieder halt, hat seine Verstärkungen erwartet und einen neuen Vorstoß unternommen. Auch diesen haben die Buren wieder abgeschlagen. Wird das aber immer so weiter gehen? Werden die Engländer nicht endlich einmal einen schwachen Punkt finden, wo sie durchbrechen? Alle Erfahrung der Kriegsgeschichte seit Jahrtausenden sagt, daß die bloße Defensive nichts taugt. Zwar ist, nach Clausewitz' klassischer Definition, die Defensive die stärkere Form des Kampfes, aber nur mit dem negativen Zweck. Die Offensive ist die schwächere Form, aber mit dem positiven Zweck. Deshalb kann nur die Offensive den endlichen, wirklichen Sieg geben. Es kommt hinzu, daß die offensive Form den kriegerischen Geist stärker belebt, und mit gutem Grunde wird deshalb trotz der furchtbar gesteigerten Wirkung der Feuerwaffen in der Defensive, in unserem Offizierkorps, wie wir das im Eingang zitirt haben, der Geist der Offensive genährt.

Hier ist nun der Punkt, wo ich meine, daß der Burenkrieg auf die militärischen Anschauungen Europas seine Wirkung ausüben wird. Ob die Buren nun mit ihrer reinen Defensive sich endgiltig gegen die

Engländer behaupten oder nicht, sicher ist, daß man dieses System als solches in Europa nicht annehmen wird. Denn ein solcher Sieg würde nicht der Defensive, nicht einmal ganz den Buren, sondern nur der Energielosigkeit und Ungeschicklichkeit der Engländer zugeschrieben werden müssen. Es ist ja schon jetzt klar, daß die Engländer ein ganz einfaches Mittel gehabt hätten, all' den Schwierigkeiten, in denen sie jetzt stecken, zu entgehen. Sie hätten bloß, statt ihre Kräfte zu zersplittern und direkt auf den Entsatz von Ladysmith und Kimberley loszugehen, Alles zusammenhalten brauchen und von Süden her in den Oranjefreistaat auf Bloemfontein zu vordringen. Dann hätten die Buren schnell genug von Ladysmith und Kimberley loslassen müssen, um ihr eigenes Land zu verteidigen. Man durfte anfänglich glauben, daß die dringende Noth die Zersplitterung herbeigeführt habe, weil Ladysmith und Kimberley sich nicht länger zu halten vermochten. Aber siehe da, Ladysmith und Kimberley und ebenso Mafeking haben immer noch Lebensmittel. Das hätte man doch wohl im englischen Hauptquartier vor sechs Wochen wissen und den Operationsplan ohne Rücksicht auf die umlagerten Städte einrichten können. Nun ist der Fehler nicht mehr gut zu machen. Aber auf der anderen Seite ist es den Buren nicht gelungen, die Afrikander für sich in die Waffen zu bringen. Nach Allem, was man hört, wäre das geschehen, wenn sie wirklich in das Kapland eingedrungen und der Erhebung die nöthige Deckung gewährt hätten. Aber ohne das, auf die Gefahr hin, von den englischen Truppen sofort zusammengeschossen zu werden, haben die Afrikander nicht gewagt, etwas zu thun. Die Buren sind also auf ihre eigenen Kräfte angewiesen geblieben, und so glänzend sich diese sich auch in der Defensive bewährt haben: es läge doch nur an der mangelnden Entschlossenheit der Engländer, wenn sie sie mit ihrer unermeßlichen Ueberlegenheit nicht endlich doch niederringen.

Trotz aller Erfahrungen des Burenkrieges bleibt daher der Satz: nur die Offensive giebt den endlichen Sieg, bestehen. Nur soweit hat die burische Erfahrung auch für Europa Bedeutung, als sie den relativen Werth, den auch die Defensive hat, recht zur Anschauung gebracht hat.

Auch Friedrich der Große hat das schon sehr gut gewußt, und die oben von ihm angeführten Zitate geben nur ein sehr einseitiges Bild seiner Anschauungsweise. Man muß daneben halten, wie unendlich selten, meist nur, wenn gar nichts weiter übrig blieb, er thatsächlich zum Angriff geschritten ist, und daß er endlich sogar auch das Prinzip nahezu aufgab und im Eingang seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges die Methode des Feldmarschalls Daun für die gute erklärt.

Es ist nicht unsere Sache, daraus Schlüsse für die Zukunft zu ziehen. Ich wollte nur das Meinige beitragen, um die falschen Schlüsse, die der starke Eindruck der burischen Erfolge über den Werth unseres eigenen Heerwesens hier und da hervorruft, von vornherein abzuwehren. Man

braucht keineswegs zu leugnen, daß auch Europa sehr viel aus diesem Kriege lernen kann, aber man muß auch gleich die Grenzen der Verwendbarkeit dieser Lehren bezeichnen. Vielleicht wäre sie so zu beschreiben: Der grundsätzliche Werth der Offensive bleibt bestehen: wo es aber irgend angeht, ist auf die Defensiv-Offensive hinzuarbeiten, d. h. Uebergang zur Offensive in dem Augenblicke, wo die Vortheile der Defensive erschöpft sind. Das ist die denkbar höchste und schwierigste Form der Schlachtenführung, unendlich selten in der Kriegsgeschichte. Miltiades hat sie bei Marathon angewendet, Napoleon bei Austerlitz, die Preußen-Engländer mit so zu sagen vertheilten Rollen bei Belle-Alliance, indem Wellington die Defensive, Blücher die Offensive führte. Nicht jede Bewaffnung und Taktik ist dafür geeignet; welchen Werth aber gerade mit den modernen Waffen die Defensive hat, haben uns jetzt die Buren gelehrt, und ebenso wie viel ihr fehlt, wenn man ihr nicht die Offensive folgen lassen kann. Denn hätten sie nach den Siegen bei Colenso und am Modderfluß die Offensive ergreifen und den Feind verfolgen können, so wären sie wahrscheinlich heute Herren des Kaplandes.

* * *

Trotz des großen Mankos in der burischen Kriegführung — eine Chance bleibt ihnen immer noch, auch mit der reinen Defensive zu siegen: nämlich wenn die Engländer anderswo in Händel gerathen. Als vor fünf Wochen die Engländer anfingen, die deutschen Schiffe mit Beschlag zu belegen, mußte man sich fragen: was können sie damit bezwecken? Fühlen sie sich trotz ihrer Niederlagen in Afrika noch so groß und sicher, daß sie Deutschland ungestraft glauben reizen zu dürfen? Wollten die leitenden Staatsmänner bloß der eigenen Nation zeigen, daß sie trotz allem Niemand auf der Welt fürchten? Eben haben sie doch bei der Aufnahme unseres Kaisers in England deutlich zu erkennen gegeben, wie hohen Werth sie auf seine Freundschaft legen. Vielleicht hat man in Deutschland die Bedeutung dieser Beschlagnahmen etwas überschätzt. Vor 14 Tagen stand im New-York-Herald, das amerikanische Gericht habe ein englisches Schiff freigegeben, auf das die Amerikaner bei Manila wegen Verdachts der Kriegskonterbande die Hand gelegt. Amerika wurde zu Schadenersatz verurtheilt, aber die Verhandlung hat über ein halbes Jahr gedauert, und die Engländer haben sich das ruhig gefallen lassen. Das Völkerrecht des Seekrieges ist bekanntlich auf keine Weise in feste Formen zu bringen. Es wäre eine unbillig von den Engländern zu verlangen, daß, weil Delagoa-Bai ein neutraler Hafen ist, sie den Verkehr dahin nicht überwachen dürften. Nur darauf müssen die neutralen Regierungen und auch die unsere bestehen, daß die Ueberwachung loyal, in höflichen Formen, ohne Schikanen ausgeübt und der angerichtete Schade bis ins Kleinste voll ersetzt wird. Wir dürfen nach den Erklärungen, die Graf Bülow im Reichstag abgegeben

hat, vertrauen, daß nach diesen Grundsätzen gehandelt werden wird, und auch die Engländer werden sich wohl dazu bequemen. Graf Bülow erklärte dabei ausdrücklich die auswärtige Lage für sehr ernst, und Fürst Herbert Bismarck nahm das Wort auf und legte als ehemaliger Minister des Aeußern Zeugniß ab, welches Gewicht es habe, wenn ein solches Wort amtlich ausgesprochen werde. Was für Dinge sich eigentlich vollziehen, weiß man nicht. Deutschland hat dem Anschein nach eine glänzende Stellung. Die beiden großen Rivalen der Weltpolitik, Rußland und England, bewerben sich in gleicher Weise um seine Freundschaft. Aber unser schwacher Punkt ist, daß wenn jetzt eine Welt-Krisis hereinbricht, wir — nicht gerüstet sind. Die Russen schieben Truppen gegen die indische Grenze vor, und in Peking findet eine Palast-Revolution statt. In alle dem kann ein innerer Zusammenhang sein; auch wir können hineingezogen werden und es ist sehr die Frage, ob in China die russischen oder die englischen Interessen sich stärker mit den unseren stoßen. Es kann zu nichts führen, darüber Vermuthungen anzustellen, was für Komplikationen sich vorbereiten. Genug, daß wir wissen, daß die Lage ernst ist, und daß wir der Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten Vertrauen schenken dürfen.

* * *

Als Graf Caprivi Reichskanzler wurde, gab es einen Augenblick in unserer Geschichte, wo alle Parteien regierungsfreundlich waren, mehr oder weniger, aber doch freundlich. Die Konservativen, von so tiefer Verehrung für den Fürsten Bismarck sie auch durchdrungen waren, hatten doch in den letzten Jahren auch zu sehr unter dem Druck seiner ungeheuren Persönlichkeit gelitten, um nicht eine Art Befreiung zu fühlen und dem neuen Kanzler hoffnungsvoll entgegenzusehen. Noch viel mehr die anderen Parteien, bis zu den Sozialdemokraten. Naturgemäß dauerte diese allgemeine Annäherung nicht lange. Die inneren Gegensätze brachen wieder hervor. Aber heute sind wir beinahe wieder in einem ähnlichen Zustand. Fünf Jahre lang ist unter der Kanzlerschaft des Fürsten Hohenlohe mit dem Umsturz gearbeitet worden. Ein Scharfmacher-Gesetzentwurf folgte dem andern. Plötzlich ist, ohne daß ein Personenwechsel stattgefunden hat, ein vollkommener Umschwung eingetreten. Die Sozialdemokratie ist wieder eine „vorübergehende Erscheinung, die sich austoben wird". Herr von Stumm bringt im Reichstag einen neuen sozialpolitischen Gesetzentwurf über Witwen- und Waisen-Versorgung ein und marschirt Arm in Arm mit den Sozialdemokraten; dann aber geht er zu seiner Erholung nach Italien, da für die andere Hälfte seines Programms, die Repressions-Politik, keine Aussichten mehr sind.

Der Grund des Umschwungs liegt offenbar in den auswärtigen Verhältnissen, die die Flottenvermehrung und ihrethalben eine freundlichere Stimmung der breiteren Volksmassen nöthig machen. Der Erfolg ist auch

bereits erreicht. So sehr der „Vorwärts“ tobt und so sicher die sozialdemokratische Fraktion gegen das Flottengesetz stimmen wird, in ihrer Gefolgschaft ist die Stimmung bereits eine ganz andere. Ein eigenthümlicher Zwischenfall bezeugt, daß auch die Führer selber sich darüber keiner Täuschung mehr hingeben. Die „historische Vereinigung von Berlin“, ein älterer Verein von Bürgern, darunter viel Gemeindeschullehrern, vorwiegend freisinniger Richtung, ersuchte vier sozialdemokratische Abgeordnete (die Herren Bebel, Auer, Heine, Schippel) und vier Professoren (Schmoller, Sering, Wagner, Delbrück) in Rede und Gegenrede vor einer Volksversammlung die Frage zu erörtern, „haben die breiten Massen des Volkes, die deutschen Arbeiter und Kleinbürger ein Interesse an einer starken Kriegsflotte?“ Die Aufforderung knüpfte an eine höhnische Bemerkung des „Vorwärts“, daß die Flottenfreunde in ihren Versammlungen keine Diskussion zuließen. Nun sollte sich der Spieß umkehren, denn die Professoren nahmen an, die Sozialdemokraten aber lehnten ab. Der Grund kann gar kein anderer sein, als daß sie ihrer eigenen Leute nicht mehr sicher sind.

Noch ein paar Jahr weiter mit dieser Politik und der feste Ring der geschlossenen sozialdemokratischen Partei ist gesprengt. Wir geben uns keineswegs der Illusion hin, daß Deutschland dann so sehr viel leichter zu regieren sein wird, aber wir fühlen uns doch wahrhaft befreit, daß der Weg der Umsturz-Gesetzgebung, der auf die Dauer ins Verderben geführt hätte, jetzt verlassen ist. Noch vor drei Wochen riefen die Konservativen nach einem „starken Mann“; jetzt ist davon nicht mehr die Rede. Mit Stolz dürfen wir es aussprechen, daß es wesentlich der Widerstand der deutschen Bildung gewesen ist, der der Reaktion Halt geboten und größeren Schaden verhütet hat. Jene entschlossene Erklärung der 25 Wähler von Charlottenburg bei den letzten Wahlen zum Abgeordnetenhause, daß sie, obgleich auf konservativem Boden stehend, jetzt liberal stimmen müßten, hat doch ihre Wirkung gehabt. Allen Respekt vor unserer Großindustrie, aber es ist doch kein schlechtes Zeugniß für das deutsche Volk, daß die Großindustrie mit all ihren ungeheuren Mitteln vor den Professoren hat weichen müssen. Selten hat sich die Kraft der bloßen Idee, ohne jede materielle Macht dahinter, so klar bewährt wie hier. Die Geschichte des deutschen Flottenvereins ist ein wirkliches Stück deutscher Kulturgeschichte: sobald es Ernst wurde, und man ans Volk wollte, waren die deutschen Professoren, die man anfänglich mit so viel List ferngehalten hatte, nicht mehr zu entbehren. Es ist das richtige Seitenstück zu jener Flucht der Sozialdemokraten vor der öffentlichen Diskussion, die Erfüllung des alten Programms dieser unserer Zeitschrift, daß weder der Mammonismus noch die Demagogie in Deutschland zur Herrschaft kommen dürfen.

Die ganze Schwierigkeit der Aufgabe, die heute der Regierung gestellt ist, erkennt man aber erst, wenn man sich klar macht, daß es sich

nicht bloß darum handelt, etwas liberaler zu werden und auf die Umsturz-Politik zu verzichten, sondern es gleichzeitig auch mit den Konservativen nicht zu verderben. Und hier wiederum steht nicht bloß der Streit um den Kanal und die zukünftige Handelspolitik im Hintergrund, sondern es ist auch der schwere Fehler der Disziplinirung der 22 konservativen Abgeordneten wieder gut zu machen. Mit Einstimmigkeit haben alle Parteien im Abgeordnetenhause, namentlich auch mit erfreulicher Entschiedenheit die Nationalliberalen das Verfahren der Regierung getadelt oder auch gradezu als verfassungswidrig bezeichnet. Wie eine Erscheinung aus der alten guten Zeit geißelte der ehemalige Präsident des Hauses, Herr von Köller, mit Humor, aber auch ebensoviel Würde die verhängnißvolle Maßregel. Wir haben die konservative Partei jetzt häufig zu bekämpfen gehabt, haben aber dabei nie vergessen, welche Bedeutung und welchen Werth sie für Preußen hat, und mancher ihrer Gegner wird bei dieser Gelegenheit empfunden haben, daß eine Partei, die solche Männer vorschicken kann, keineswegs bloß eine Partei der Vergangenheit, sondern auch der Zukunft ist. Die Flotten-Vorlage wird sie ja bewilligen, denn die Stimmung des Volkes verlangt es, aber sonst wird es noch sehr schwere Auseinandersetzungen mit ihr geben.

28. 1. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Beaulieu-Marconnay, Frhr. v. — Unter der Kriegsflagge des Reichs. (57 S.) Braunschweig, G. Westermann.

Berthold, Dr. Arthur. — Spemanns deutsches Reichsbuch. (390 S.) Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Borinski. — Lessing. (Geisteshelden. 34. u. 35. Bd.) Je M. 3,20. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Borinski, Dr. Karl. — Das Theater. Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. Oktav. (139 S.) 90 Pf., geb. M. 1,15. Leipzig, B. G. Teubner.

Brentano, Lujo und Rob. Kuczinski. — Die heutige Grundlage der deutschen Wehrkraft. (Münchn. Volkswirthschaftl. Studien.) (132 S.) Stuttgart, J. G. Cotta.

Conrad, Lexis, Elster, Loening. — Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 2. Aufl. 1. Bd. (1231 S.) M. 21,—. 2. Bd. (1216 S.) M. 20,—. Jena, Gustav Fischer.

Damaschke, Ad. — Vom Gemeinde-Sozialismus. (119 S.) M. 1,—. Berlin, J. Harrwitz.

Ehrenberg, Dr. R. — Handelspolitik. Oktav. (95 S.) M. 1,50. Jena 1900, Gustav Fischer.

Eleutheropulos, Dr. Abr. — Wirthschaft und Philosophie. I. Die Philosophie und die Lebensauffassung des Griechenthums auf Grund der gesellschaftlichen Zustände. Oktav. (XIV, 282 S.) Berlin 1900, Ernst Hofmann & Co.

Erichsen, Dr. J. — Deutschlands wirthschaftliche Existenz und seine Flotte. (56 S.) 80 Pf. Kiel 1900, Selbstverlag des Verfassers.

Eulenburg-Herteteld, Graf Philipp zu. — Ost-Asien 1860—1862 in Briefen des Grafen Fritz zu Eulenburg. Oktav. (428 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Findel, J. G. — Der Kampf um das Prinzip und die Winkel-Maurerei der Gr. Landesloge v. D. in Berlin. Leipzig 1899, J. G. Findel.

Fisher, Joseph R., B. A. — Finland and the Tsars. 1809—1899. (272 S.) 12 s. 6 d. London, Edward Arnold.

Fournier, August. — Der Kongress von Chatillon. (397 S.) M. 16,—. Leipzig, G. Freytag.

Frey, Dr. Karl. — Sammlung ausgewählter Briefe an Michelangelo Buonarotti. Oktav. (VII, 425 S.) M. 12,—. Berlin, Karl Siegismund.

Friederici, Georg. — Indianer und Anglo-Amerikaner. Oktav. (147 S.) M. 2,—. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.

Friis, Aage. — Andreas Peter Bernstorff of ove hoegh guldberg. (287 S.) Oktav. Köbenhavn, Ernst Bojesen.

Die Gesellschaft. — Halbmonatsschrift. Herausg. M. G. Conrad und L. Jacobowski. XVI. Jahrgang. 1900. 1. Januar-Heft. 75 Pf. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Glagau, Dr. H. — Anna von Hessen, die Mutter Philipps des Grossmüthigen. 1485—1525. Oktav. (XVI, 200 S.) M. 8,60. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhdlg.



Godrycz, Rev. J. — Essays on the Foundation of Education. (168 S.) Lansing, Mich., Lawrence & van Buron.
Gronau. — Geisteshelden. 36. (Doppel-) Band. Tizian. M. 3,60. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Gr. Generalstab. — Kriegsgesch. Einzelschriften. Heft 27. Friedrich d. Gr. Anschauungen vom Kriege. (387 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Hansing, Dr. Karl. — Hardenberg und die dritte Koalition. (Hist. Studien, Heft 12.) Berlin, E. Ebering.
Henning, R. — Bespr. von A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen, Slawen. (Zeitschr. f. dtsch. Alterth. u. dtsch. Litt., Bd. 43.) Berlin, Weidmann.
Jahresbericht des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller. 1. April 1898 bis 31. März 1899. (350 S.) Berlin.
Klemperer, Prof. G. — Justus v. Liebig und die Medizin. Vortrag. (32 S.) Berlin, Aug. Hirschwald.
Koser, R. — König Friedrich der Grosse II. 1. Gr. Oktav. (326 S.) M. 4,—. Stuttgart, 1900, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.
Köster, A. — Gottfried Keller. 141 S. M. 3,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Kraepelin, Dr. Emil. — Die psychiatrischen Aufgaben des Staates. (52 S.) Jena, Gust. Fischer.
Krauel, R. — Graf Hertzberg als Minister Friedrich Wilhelms I. Oktav. (103 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Krieger, Dr. B. — Sieben Tage am Hofe Friedrich Wilhelms I. Oktav. (117 S.) Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—. Berlin, Alexander Duncker.
Krosigk, Hans v. — General-Feldmarschall von Steinmetz. (328 S.) M. 7,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Lie, Jonas. — Auf Irrwegen. Uebersetzt von M. Mann. (240 S.) München, Albert Langen.
Lindenberg, Paul. — Um die Erde in Wort und Bild. II. Theil. M. 6,—. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchh.
Lyon, Otto. — Das Pathos der Resonanz. Oktav. (202 S.) M. 3,20. Leipzig, B. G. Teubner.
Müller, Dr. Josef. — Renaissance. Zeitschr. f. Kulturgeschichte, Religion und Belletristik. 1. Jahrg. 1900. Heft 1. (Jährl. 6 Hefte zu M. 3,50, Einzelheft 60 Pf.) Ellwangen, L. Weil.
Muther. — Geschichte der Malerei. I. II. je 80 Pf. Sammlung Göschen. 107/8. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhdlg.
Naumann, Friedr. — Flotte und Reaktion. (16 S.) Staat und Familie. (14 S.) 2 Vorträge, je 10 Pf. Schöneberg-Berlin, Verl. d. „Hilfe".
Obstfelder, S. — Novellen. Oktav. (132 S.) M. 2,—. Berlin, 1900, B. Behr's Verlag.
Oppenheim, Dr. v. — Vom Mittelmeer zum Persischen Golf. I. M. 20,—. Berlin, Dietrich Reimer.
Pan. — 1899. 2. 5. Jahrgang. Berlin, F. Fontane & Cie.
Partsch, Prof. Dr. Joh. — Die geographische Arbeit des 19. Jahrhunderts. Rede, gehalten beim Antritt des Rektorats der Universität Breslau am 15. Oktober 1899. Breslau, Wilh. Gottl. Korn.
Passarge, Dr. S. — Der Krieg in Süd-Afrika. (37 S.) 50 Pf. Berlin, O. Elsner.
Peltzer, A. — Deutsche Mystik und Deutsche Kunst. Oktav. (241 S.) M. 8,—. Strassburg i. E., Heitz & Mündel.
Pfülf, Otto S. J. — Bischof von Kettler (1811—1877). Eine geschichtliche Darstellung. III. Bd. (XIII, 403 S.) M. 7. Mainz, 1899, Franz Kirchheim.
Piper, Otto. — „In 'n Middelkraug". Oktav. (114 S.) Geb. M. 3,—. Wismar, Hinstorff's Verlag.
Pipping, Dr. Hugo. — Zur Phonetik der finnischen Sprache (236 S.) Helsingfors, Société finno-ougrienne.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.



Heer und Flotte.

Von

J. von Verdy du Vernois,

General der Infanterie und Chef des Infanterie-Regiments Graf Schwerin (3. Pommersches) Nr. 14.

Die Absicht einer Vermehrung der Flotte des Deutschen Reiches hat eine lebhafte Bewegung innerhalb unseres Volkes hervorgerufen und ebenso die volle Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gezogen.

Der Unternehmungsgeist der einzelnen Nationen, Ueberfluß an Menschen in einzelnen Ländern, vor Allem aber auch die auf technischen Gebieten gemachten Erfindungen und Vervollkommnungen haben die Interessensphären der einzelnen Völker nicht nur ausgebreitet, sondern auch in bedenklicher Weise räumlich und zeitlich näher aneinandergerückt.

Was einst nur einzelnen weitsichtigen Köpfen vorgeschwebt hat: daß der Tag kommen würde, an dem sich alle die Mächte, welche eine erste Stellung haben und bewahren wollen, in der gesammten Welt begegnen und deshalb eine Weltpolitik treiben müssen, hat sich in allerletzter Zeit als eine vollgereifte Erkenntniß in den Anschauungen weiter Kreise Bahn gebrochen. Mit ihr hat sich die Ueberzeugung gebildet, daß für das Deutsche Reich es besonderer Anstrengungen bedarf, um den Forderungen der Zeit auch in dieser Beziehung Rechnung zu tragen.

Zahlreich und gewichtig sind die Gebiete, welche von dieser Frage berührt werden; überaus umfassend und eingehend sind auch die Erscheinungen der Tages-Literatur, welche sich mit ihnen im

Einzelnen beschäftigen. Fast alle gelangen zu dem Ergebniß, daß eine beträchtliche Verstärkung unserer Wehrkraft zur See unabweislich und ein schnelleres Vorschreiten in ihrer Entwickelung somit zu einer zwingenden Nothwendigkeit geworden sei. Es würde zu weit führen, hier auch nur die hauptsächlichsten Begründungen, wie sie sowohl in gediegenen Vorträgen voller eingehendster Fachkenntniß auf den besonderen in Betracht kommenden Gebieten, als auch durch die Journale und Broschüren verbreitet worden sind, zusammen zu fassen; wir wollen uns an dem einen Satze halten: Wer Weltpolitik treiben will, muß auch die Kraft dazu haben. Jedenfalls sind die allgemeinen Verhältnisse in ihrer Entwickelung so weit vorgeschritten, daß, wenn wir nicht auf den niedersteigenden Ast gedrückt sein wollen, wir uns an dieser Weltpolitik betheiligen müssen. Dazu ist es aber erforderlich, daß unsere Machtmittel nach allen Richtungen hin auf einer den großen Zwecken entsprechenden Höhe sich befinden.

Nun ist der Begriff dieser „Höhe“ ein sehr relativer. Was heute für solche Zwecke völlig genügt hatte, kann sich in nächster Zukunft bereits als unzureichend erweisen. Die politischen Konstellationen verharren nicht für alle Zeiten in derselben Gestaltung; neue Erfindungen der Technik, welche bei anderen Staaten zur Verbesserung ihrer Kriegstüchtigkeit führen, müssen auch bei uns Berücksichtigung finden; auch können organisatorische Grundlagen, die uns ein Uebergewicht über etwaige Gegner sicherten, von diesen ausgeglichen oder sogar überholt werden. So wird es zu einem verhängnißvollen Irrthum, an einen dauernden Abschluß in der Organisation der Machtmittel zu glauben, und die Organisation, welcher es beschieden sein sollte, sich keiner weiteren Entwickelung mehr zu widmen oder widmen zu können, wird stets sich als ein Markstein im Niedergange des betreffenden Staatswesens erweisen.

Die Organisation der Streitmittel in Preußen und im Deutschen Reiche hat sich bisher vorzugsweise mit der Entwickelung des Heeres beschäftigt; der jüngere Genosse unserer Wehrkraft, die Flotte, fand erst seit etwa 50 Jahren Berücksichtigung. Dabei ist die Marine bis heute jedoch nur auf einen Standpunkt gelangt, der hinsichtlich der Aufgaben, welche in der Jetztzeit an uns herantreten können, als ein völlig unzulänglicher bezeichnet werden muß und der dringend umfassende Maßregeln erfordert, wollen wir überhaupt die Stellung im Völker-Konzert, die uns gebührt, auch für die Zukunft unter allen Verhältnissen bewahren.

In der Fürsorge für die Entwickelung der Armee darf allerdings keine Lücke entstehen: der Standpunkt, welchen diese den Streitkräften anderer Großmächte gegenüber erlangt hat, muß gewahrt bleiben. Aber neue Anforderungen treten hervor, die ebenfalls volle Berücksichtigung verlangen. Wir sind bis vor Kurzem eine rein kontinentale Macht gewesen und dadurch waren für uns die Kriege mit den benachbarten Großmächten solche, welche unsere Lebensbedingungen am tiefsten berührten; der siegreiche Vorstoß einer derselben traf uns ins Herz. In dieser Beziehung hat sich Nichts geändert, und eben deshalb muß dem Landheer dieselbe Aufmerksamkeit, wie bisher, gewidmet bleiben, und den Ansprüchen, welche im Wechsel der Zeiten für seine weitere Entwickelung hervortreten, muß genügt werden. Aber wir dürfen und können den anderweitigen Aufgaben, welche an uns herangetreten sind, uns nicht entziehen; sie bedingen eine Erweiterung des bisherigen Gesichtskreises, denn sie haben uns, außer unseren Kämpfen mit Nachbarstaaten auf dem europäischen Kontinent, die Möglichkeit einer Kriegführung auf dem Weltmeere wie in fremden Erdtheilen um ein Bedeutendes näher gerückt.

Schon aus letzterwähntem Grunde läßt sich die Nothwendigkeit einer starken Seemacht für uns auf das Eindringlichste ableiten.

Unmöglich kann man den Werth einer starken Flotte für unsern Handel verkennen. Bei der großartigen Entwickelung desselben hat sie Millionen Deutscher und Milliarden unseres Vermögens in fernen Meeren zu schützen, wo heutigen Tages die Interessen großer Mächte im heftigen Wettkampf sich begegnen. Dazu kommt, daß wir, um den Anforderungen, welche die Zukunft in unabweisbaren Ansprüchen an uns stellen wird, zu genügen, genöthigt waren, aus dem Verhältniß einer scharf abgegrenzten Kontinentalmacht herauszutreten und uns in den Besitz von Kolonien zu setzen, daß wir mithin deutsches Gebiet nunmehr auch in fremden Erdtheilen zu sichern haben. Und schließlich dürften uns doch — was wohl in erste Linie gestellt werden muß — mannigfache Thatsachen eindringlich genug darauf hinweisen, daß es nicht bloß gilt, soziale Fragen zu lösen und materielle Interessen zu schützen, sondern auch unsere Ehre und Würde auf hoher See und in fernen Landen zu wahren.

Bei allen diesen Erwägungen liegt es auf der Hand, daß bei der Ausdehnung unserer Interessen wie der anderer Mächte neue

Faktoren seit kurzer Zeit in die Erscheinung getreten sind, die andere Ansprüche an unsere Wehrkraft zur See stellen, als dies bisher der Fall gewesen ist. Und dabei müssen wir es uns doch eingestehen, daß die Marine bereits bisher vielfach nicht in der Lage war, den überall auftretenden Ansprüchen in ausreichender Weise zu genügen!

Im Wechsel der Zeiten gelangen auch die Ansprüche, welche an die Wehrkraft eines Landes zu machen sind, zu verschiedenartigen Forderungen!

Auch in der Armee hat die geplante Flotten-Vermehrung das lebhafteste Interesse erregt, und für sie liegt — außer den anderen bereits erwähnten umfassenden Gesichtspunkten — speziell die Frage nahe:

In wie weit ist für die dem Heere zufallenden Aufgaben eine Vermehrung der Flotte von Werth?

Dieser Frage beabsichtigen die nachfolgenden Betrachtungen näher zu treten.

Ein ganzes Gebiet kann man hierbei von vornherein ausscheiden. Es sind dies die Kämpfe mit Mächten, welche wir nur auf dem Seewege zu erreichen vermögen.

Daß die Möglichkeit solcher Kämpfe in Folge der nothwendig gewordenen Betheiligung an Verhältnissen, die sich über den gesammten Erdtheil erstrecken, uns nahe gerückt ist, um auf sie vorbereitet sein zu müssen, liegt auf der Hand. Ebenso überzeugend hat sich die Erkenntniß durchgearbeitet, daß es sich hierbei nicht nur um den Konflikt mit kleineren Staaten mehr zu handeln braucht, sondern daß auch der Zusammenstoß mit großen und zum Theil auch starken Mächten für die Zukunft keineswegs außerhalb aller Möglichkeit liegt. Mannigfache Aufgaben, die aus diesen Verhältnissen entstehen können, wird die Flotte bei ausreichender Stärke mit ihren eigenen Kräften zu lösen vermögen, aber die Kriegsgeschichte aller Zeiten lehrt auch, daß sich Aufgaben dabei herausstellen können, deren endgültige Lösung nur durch Zuhilfenahme des Heeres zu ermöglichen ist. Die Armee kann dabei in die Lage kommen, nicht nur Detachements, sondern auch Corps und größere Massen auf dem Seewege nach dem Kriegsschauplatze zu entsenden. Dies aber kann nur geschehen, wenn unsere Flotte stark genug ist, uns das Meer frei zu halten. Die Operationen selbst werden in anderen Erd-

theilen meist ein inniges Zusammenwirken von Heer und Flotte auf dem betreffenden Kriegsschauplatz bedingen.

Die Verhältnisse liegen in dem angenommenen Falle so einfach, daß auf weitere Einzelheiten nicht eingegangen werden braucht. Wer die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit großen Mächten, die nur auf dem Seewege zu erreichen sind, zugiebt, muß das Bedürfniß einer Flotte anerkennen, die außer den für lokale Zwecke erforderlichen Schiffen stark genug ist, um es mit den maritimen Kräften der in Betracht kommenden Mächte aufzunehmen.

Schließen wir von diesen Mächten zunächst England aus, so tritt jedenfalls diese Forderung in Bezug auf Amerika, Japan und China an uns heran, eine Forderung, der wir uns nicht entziehen können. Auf Heer und Flotte stützt sich die Stellung jedes Volkes anderen Völkern gegenüber; Heer und Flotte müssen mithin in der Verfassung sein, an jede ihnen erwachsende Aufgabe auch mit Aussicht auf Erfolg herantreten zu können.

Es ist daher für den Zweck dieser Zeilen nur ein näheres Eingehen auf die Kriege erforderlich, welche mit den Staaten geführt werden könnten, mit deren Gebieten wir auf dem Kontinent aneinander grenzen, wobei die Möglichkeit eines Zusammenwirkens von Heer und Marine vorliegt. Die Schweiz fällt demgemäß aus; ebenso brauchen die Verhältnisse in den Kolonien nicht bei einem derartigen Zusammenstoß in Betracht gezogen zu werden, da das Schicksal derselben von dem Ausgange des in Europa geführten Krieges abhängt.

Wer die Entwickelung von Heer und Marine in Preußen und im Deutschen Reich während der letzten 50 Jahre mit erlebt hat, wird sich erinnern, daß im Anfange die auf Herstellung einer Flotte gerichteten Bestrebungen in weiten Kreisen der Armee sich durchaus keiner besonderen Sympathie zu erfreuen hatten.

Die Gegner der auf die Bildung einer Flotte hinzielenden Pläne gingen dabei von der Anschauung aus: Wir sind eine kontinentale Macht und haben bisher unsere Kämpfe vor Allem auf dem Lande mit denjenigen Großmächten auszufechten gehabt, welche unser Gebiet auf drei Seiten umfassen. So war es bisher gewesen, und mit der Möglichkeit einer Wiederholung solcher Kämpfe muß auch für die Zukunft gerechnet werden. Alle Aufwendungen,

welche man für unsere Wehrhaftigkeit zu bestreiten in der Lage ist, müssen mithin vor Allem auch dem Heere zugewandt werden. Ihm werden aber die Mittel entzogen, welche man auf Bildung einer starken Marine verwendet.

Eine derartige Anschauung kann unter den vor 50 Jahren bestandenen Verhältnissen sowie denjenigen, welche sich im Laufe dieser Periode bis zur Neuaufrichtung des Deutschen Reiches heranbildeten, wohl keineswegs als eine unberechtigte bezeichnet werden.

Die anderen Großmächte besaßen in ihren Flotten damals einen derartigen Vorsprung gegen uns, daß auf lange Zeit hinaus ein Ausgleich durch die Entwickelung unserer maritimen Kräfte nicht zu ermöglichen war. Um so mehr fiel daher ins Gewicht, daß zu Anfang dieser Periode politische Fragen von höchster Bedeutung ihrer Erledigung harrten, deren Lösung nur durch kriegerische Ereignisse wahrscheinlich war, und zwar nur durch solche Kriege, deren Entscheidungen einzig und allein bei uns oder im Gebiete unserer Nachbarn nur auf dem Lande zu erfolgen vermochten.

Es waren dies: die eines Tages unvermeidliche Auseinandersetzung mit Oesterreich über die Vorherrschaft im Deutschen Reiche selbst, so wie schließlich die Waffenentscheidung mit Frankreich, in Folge der daselbst stets hervorgetretenen Begehrlichkeit nach dem linken Ufer des Rheins.

So lagen also damals die Kämpfe mit kontinentalen Nachbarn, die einer gewaltigen Kraftentfaltung fähig waren, in der Luft, und nothgedrungen mußten die Vorbereitungen, um diese in Aussicht stehenden Kämpfe mit Erfolg durchführen zu können, der Grundgedanke aller organisatorischen Maßnahmen sein, die somit in erster Linie zur Verstärkung des Heeres zwangen.

Außerdem war aber mit Beginn der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts noch die Schleswig-Holsteinsche Frage in der Schwebe, und gerade hierbei trat es hervor, daß der unbedeutendste unserer Gegner — das kleine Dänemark —, wenn es seinen Widerstand bis auf das Aeußerste fortsetzte, schließlich nur mit Hilfe einer Flotte niedergeworfen werden konnte. In dieser Beziehung aber war die Entwickelung der preußischen Seemacht noch nicht dahin gelangt, daß sie sich in einen entscheidenden Kampf mit der dänischen Flotte einzulassen vermochte. Wohl aber war eine Möglichkeit gegeben, Dänemarks Ueberlegenheit zur See zu brechen,

wenn man sich mit Oesterreich in dieser Frage verständigte und diese Macht ihre Kriegsschiffe zur Verwendung in der Nord- und Ostsee zur Verfügung stellte.

Thatsächlich sind nun in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts diese Auseinandersetzungen 1864 mit Dänemark, 1866 mit Oesterreich und 1870/71 mit Frankreich auf dem Wege kriegerischer Entscheidungen erfolgt. Es liegt nahe, zu untersuchen, welche Rolle die Marine der betheiligten Staaten hierbei gespielt und wie sich ein Einfluß der Seekräfte auf die Operationen der Streitkräfte zu Lande bemerkbar gemacht hat bezw. hätte bemerkbar machen können. Dabei darf allerdings nicht aus den Augen gelassen werden, zu untersuchen, ob auch heutigen Tages noch dieselben Bedingungen maßgebend sind, auf welche damals die Thätigkeit der maritimen Kräfte sich gegründet hat, oder ob man in Zukunft mit anderen Erscheinungen wird rechnen müssen.

Bei einer derartigen Untersuchung ist es nicht erforderlich, näher auf die Operationen des Feldzuges von 1866 einzugehen. Es genügt, darauf hinzuweisen, wie wenig von Anfang an auf ein Eingreifen der österreichischen Flotte in dieselben Rücksicht genommen wurde. Es geht dies schon daraus hervor, daß in den ersten Moltke'schen Operations-Entwürfen diese überhaupt nicht in Betracht kam. Nur in dem von ihm bearbeiteten Entwurf für einen beabsichtigten Vertrag mit Italien findet sich die Stelle, daß die beiderseitigen Flotten in Thätigkeit gesetzt werden sollten, „um den Zweck des Krieges zu erreichen; die Preußens in dem Maße, als der Schutz seiner Küsten und der Elbherzogthümer dies gestatten würde“.

Eine Verwerthung der preußischen Streitkräfte zur See im Mittelländischen Meere zur Unterstützung der italienischen Flotte war bei dem Verhältniß, in welchem man sich zu Dänemark befand, ausgeschlossen. Aber selbst, wenn auf Dänemark keine Rücksicht genommen zu werden brauchte, hätte bei dem schnellen Verlaufe des Krieges wohl kaum die Zeit dazu gereicht, mit den verfügbar zu machenden Schiffen früh genug an den Operationen der italienischen Flotte sich zu betheiligen. Immerhin kann nicht unbeachtet gelassen werden, daß die geringen Kräfte, über welche Preußen damals zur See verfügte, doch eine dänische Blockade unserer Küste zu erschweren vermochten, wenn dieser Staat in der Lage gewesen wäre, die Gelegenheit zu ergreifen, um sich das im Kriege von 1864 Verlorene theilweise wieder zu holen. Ferner ist auch

darauf hinzuweisen, daß, wenn sich in Folge günstiger politischer Gestaltung bei ausreichender Zeit eine Vereinigung unserer Schiffe mit der italienischen Flotte hätte ermöglichen lassen, letztere immerhin einen Zuwachs erhielt, der, wie jeder Verstärkung, doch ein gewisser Werth beigelegt werden muß.

Unter den obwaltenden Verhältnissen beschränkte sich die Thätigkeit unserer Flotte auf ihre Betheiligung an der Ueberführung von ca. 14000 Mann über die Elbe und der mit einem Infanterie-Bataillon gemeinschaftlich ausgeführten Ueberrumpelung von Stade.

Auch die Kriege von 1864 und 1870/71 haben wir mit benachbarten Staaten geführt; den von 1864 unter Umständen, in denen ein kleiner Staat mit einer überlegenen Seemacht uns entgegentrat, und durch diese einen wesentlichen Einfluß auf unsere Operationen gewann, den von 1870/71 mit einer Großmacht, bei der die Ueberlegenheit ihrer Flotte nicht zur Geltung gelangte.

Auch in Zukunft werden wir den Zusammenstoß mit kleinen Staaten und Großmächten in unserer unmittelbaren Nachbarschaft für alle Eventualitäten in Betracht zu ziehen haben.

* * *

Der Krieg gegen Dänemark 1864.

In Bezug auf den deutsch-dänischen Feldzug von 1864 tritt der Mangel einer ausreichenden Flotte auf unserer Seite uns in seinen großen Nachtheilen bereits bei den Vorbereitungen zu diesem Kriege entgegen.

Zunächst wurde dieser Mangel für den Operations-Entwurf von einschneidender Wichtigkeit.

Die in „Moltke's militärischer Correspondenz" mitgetheilten ersten Betrachtungen (vom 6. Dezember 1862) erwähnen:

„So lange unsere Marine nicht eine Landung auf Seeland ermöglicht, um den Frieden in Kopenhagen selbst zu diktiren, bleibt nur die Okkupation der Jütischen Halbinsel, welche, um als ein Zwangsmittel zu wirken, eine länger dauernde sein muß, dann aber die diplomatische Intervention und event. das thatsächliche Einschreiten dritter Mächte hervorruft."

Denselben Gedanken führt der Generalstabschef in einem unter dem 23. Dezember 1862 an das Allgemeine Kriegsdepartement gerichteten Schreiben aus:

„Die Hauptschwierigkeit bei einem Kriege gegen Dänemark besteht darin, daß die Eroberung des ganzen dänischen Festlandes zu einem definitiven Abschluß nicht führt."

„Die Inseln, und vor Allem der Sitz der Regierung, sind uns unzugänglich, so lange unsere Flotte den Kampf mit der dänischen nicht aufzunehmen vermag."

Deutlich ist hierdurch ausgesprochen, daß diese Unzulänglichkeit unsere Heeresleitung zwang, ein Verfahren einzuschlagen, welches weit ab von dem Wege lag, der am schnellsten und sichersten zum Ziele führte.

Hätte unsere Seemacht damals ausgereicht, die des kleinen Dänemarks niederzuhalten, so wäre der Krieg voraussichtlich wenige Tage nach dem Auftreten der Flotte oder spätestens ein paar Wochen nachher beendigt gewesen, da mit dem Fall von Kopenhagen der auf die dortigen Zustände basirte Widerstand zusammenbrechen mußte.

Es war eben unsere unzulängliche Kraft zur See, welche uns anderweitige Operationen aufnöthigte. Die Folge aber war, daß der Krieg, der in wenigen Tagen andernfalls hätte beendigt sein können, nunmehr eine Zeitdauer von mehreren Monaten (einschließlich eines ca. 6wöchigen Waffenstillstandes) erforderte, daß die Zahl der Opfer desselben sich gewaltig vergrößerte und daß bei der Länge des Krieges mehr als einmal die Gefahr eines bewaffneten Eingreifens anderer Mächte gegen uns heraufbeschworen wurde.

Unsere Heeresleitung sah sich gezwungen, ein anderes Objekt zu wählen. Dies hatte seine Schwierigkeiten, und General von Moltke sagte bereits damals in Bezug hierauf:

„Wie bei einem Kriege gegen Dänemark es schon an und für sich nicht leicht ist, das eigentliche Kriegs-Objekt bestimmt zu bezeichnen, so bietet sich eine besondere Schwierigkeit dar, die Sache einer definitiven Entscheidung zuzuführen."*)

Es blieb nichts übrig, als den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend, den Operationen anderweitige Ziele zu geben, und hierbei konnte zunächst nur die dänische Armee in Betracht kommen, aber dieses Objekt konnte unter den obwaltenden Verhältnissen zu

*) Dieses Zitat, wie alle weiteren mit Anführungsstrichen versehenen Angaben sind den Werken: „Moltke's militärische Correspondenz" bezüglich der von unserem Generalstab verfaßten Geschichte der betr. Feldzüge entnommen.



einem schwer greifbaren werden. In wie weit dasselbe zu erreichen war, hing im Wesentlichen von der dänischen Oberleitung selbst ab. Entzog diese ihre Truppen rechtzeitig einem umfassenden und mit Vernichtung drohenden Kampfe in der Dannewerk-Stellung, so blieb ihnen der Abzug auf die schützenden Inseln Alsen und Fünen durch die Brückenköpfe, welche die Düppeler Verschanzungen und die Festung Fridericia auf dem Festlande boten, gesichert.

Im weiteren Verlaufe des Feldzuges gestattete dann die dänische Flotte ihrer Armee, die Besatzungen der einzelnen Inseln rechtzeitig zu verstärken bezw. die dänische Armee auf einer derselben zu konzentriren. Ferner wurde dieser auch die Gelegenheit geboten, gestützt auf einen oder beide erwähnten Brückenköpfe, die Offensive in jedem für sie günstigen Moment auf dem Festlande wieder zu ergreifen, oder an irgend einer Stelle zu landen, wo das anstoßende Gebiet zur Zeit nicht ausreichend gesichert war, ein Verhältniß, das bei der großen Ausdehnung der Küste vielfach eintreten mußte.

In der Sicherung des Rückzuges der dänischen Armee auf die Inseln, in der fortwährenden Bedrohung der von den Verbündeten zu sichernden Küsten von Schleswig-Holstein, wodurch diesen Kräfte für die weiteren Operationen entzogen wurden sowie in der Ueberführung von kleinen Detachements oder größerer Heerestheile von den Inseln auf das Festland vermochte die dänische Flotte ihrer Landarmee eine solche Unterstützung zu leisten, daß die Operationen sich wesentlich auf sie zu stützen vermochten.

Liegen die Verhältnisse heutigen Tages für uns nun auch nicht so, wie damals für die Dänen, so weisen die Vorgänge des Jahres 1864 doch bereits darauf hin, von welcher Bedeutung es auch für uns sein kann, wenn wir im Kampfe mit einem unserer kontinentalen Nachbarn durch unsere Flotte die See beherrschen. Eine solche Ueberlegenheit würde ermöglichen, von unseren Streitkräften so viel als es die besondere Kriegslage gestattet, schnell an einen wichtigen Punkt der Küsten unseres Gegners zu werfen. Kleineren Staaten gegenüber würde dieser Moment bestimmend in den Kriegsplan eingreifen können, aber auch bei größeren Mächten würde er Einfluß auf gewisse Operationen auszuüben vermögen.

Für den Ausbruch eines Krieges mit Dänemark konnte damals der preußischen Flotte nur eine beschränkte Thätigkeit übertragen werden. Sie zählte nach den Angaben des General-

stabswerks: 23 Kriegsdampfer mit 117 Geschützen und 22 Ruderschiffe mit zusammen 40 Geschützen. Mit Ausnahme dreier Korvetten waren dies nur kleinere Fahrzeuge — meist Kanonenboote.

Dagegen sollen bei der dänischen Flotte zur Einstellung in den Dienst bei Ausbruch des Krieges in der Heimath 26 Dampfschiffe mit 386 Geschützen verfügbar gewesen sein, sowie 50, jedoch nur zur Küstenvertheidigung geeignete Ruder-Kanonenboote mit 80 Geschützen, ferner eine Anzahl von Segelschiffen, die jedoch der neuen Kriegführung nicht genügten. Unter den Schlachtschiffen befand sich ein Schrauben-Linienschiff, vier Schraubenfregatten und ein Panzerkuppelschiff, denen preußischerseits keine ähnlichen Schiffe entgegengesetzt werden konnten. Im Ganzen besaß mithin Dänemarck in seinen Kriegsdampfern den preußischen gegenüber eine dreifache Ueberlegenheit an Geschützen, während sie sich bei den nur zur Küstenvertheidigung geeigneten Fahrzeugen auf das Doppelte herausstellte.

Dieses zu unseren Ungunsten bestehende beträchtliche Mißverhältniß konnte durch den Hinzutritt Oesterreichs beinahe, wenn auch nicht ganz, ausgeglichen werden. Dabei fiel jedoch schwer ins Gewicht, daß diese Macht erst etwa drei Wochen nach Ausbruch des Krieges ein Geschwader in Dienst stellte, welches auf neun Kriegsdampfer mit 246 Geschützen angegeben wird. Die Feindseligkeiten in Schleswig-Holstein begannen am 1. Februar 1864; doch erst am 1. Mai traf die vorderste Staffel dieses aus drei Schiffen bestehenden Geschwaders in Nieuwediep ein.

Die geplante Verwendung der preußischen Seekräfte war davon ausgegangen, daß dieselben die Flanken der Armee decken, die feindliche Blockade erschweren und die Küste vor Landungen und Brandschatzungen sichern sollte — im Ganzen also eine mehr abwehrende als offensive Thätigkeit, wie dies bei der Ueberlegenheit der dänischen Seemacht geboten war.

Vorweg sei bemerkt, daß die beiden letzterwähnten Aufgaben zwar erfolgreich durchgeführt wurden, die Deckung der Flanken aber nur in so weit, als die in der Ostsee befindliche dänische Flotte durch die Nähe unserer Kriegsschiffe beeinflußt, keine dauernde und durchgreifende Störung an der schleswig-holsteinischen Ostküste hervorzurufen vermochte, während an der Westküste dänische Schiffe bis hart am Schluß des Krieges in Thätigkeit verblieben.

Eine eigentliche Sicherung der Flanke wurde mithin der operirenden Armee nicht geboten, da eine Bedrohung derselben dauernd blieb und die Verbündeten bei jeder Absicht damit rechnen mußten, daß starke feindliche Kräfte an einer für sie recht unangenehmen Stelle wieder auf dem Festlande erscheinen konnten.

Schon dieser Umstand weist darauf hin, wie bei jedem Korps, welches längs einer Küste sich bewegt, das gesammte Verhalten beeinflußt werden kann, wenn die Flotte des Gegners die See beherrscht und wie andererseits ihm die Ueberlegenheit der eigenen Flotte nützlich zu werden vermag. Im letzteren Falle wird außerdem nicht bloß die Verpflegung und Zufuhr beziehungsweise Rücktransport unter Umständen eine wesentliche Unterstützung erfahren, es kann sogar die Operationsfreiheit des Korps wesentlich erweitert werden, wenn seine Flotte ihm an dieser oder jener Stelle einen gesicherten Rückzug zu bieten vermag.

Von der näheren Vertheilung der Schiffe in den einzelnen Abtheilungen kann hier auf beiden Seiten abgesehen werden. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß die gesammten preußischen Kriegsschiffe, mit Ausnahme eines aus drei Schiffen bestehenden Uebungsgeschwaders, welches zur Zeit im Mittelmeer kreuzte, sich in der Ostsee befanden. Das Uebungsgeschwader wurde nach der Nordsee zurückberufen, in der es später im Anschluß an das österreichische Eskadre Verwendung finden sollte.

Dänemark stationirte in der Nordsee zunächst nur eine Schraubenfregatte (Niels Juel) mit 42 Geschützen zum Abfangen des eben erwähnten kleinen preußischen Uebungsgeschwaders. Außerdem befanden sich bei Fanö acht Kanonenjollen (je mit einer Bombenkanone armirt), die später in Dienst gestellt wurden und bestimmt waren, die nordfriesischen Inseln zu behaupten und etwaige Unternehmungen des Heeres an der jütischen Westküste oder eines in die Nordsee zu entsendenden Blockadegeschwaders zu unterstützen. Sämmtliche übrigen dänischen Schiffe befanden sich in der Ostsee in zwei Geschwadern formirt, von denen das eine an der schleswig-holsteinischen Küste kreuzte, während das östliche Geschwader zur Ueberwachung der preußischen Schiffe sowie zur Blockade der preußischen Küste bestimmt war.

Hierbei befanden sich die dänischen Seestreitkräfte von Anfang an in der überaus günstigen Lage, konzentrirt zu sein, und sich daher jeden Augenblick mit vereinter Kraft auf die in zwei großen Gruppen getheilten Flotten

ihrer Gegner werfen zu können. Ihre Führung hatte es somit in der Hand, nach der einen oder anderen Richtung mit Ueberlegenheit auftreten zu können. Wir wissen, daß heutigen Tages durch den Nord-Ostsee-Kanal die Möglichkeit gegeben ist, unsere getrennten Geschwader zu vereinigen, so weit sie in den betreffenden Häfen sich befinden. Aber auf anderweitige Verhältnisse, die mit der Möglichkeit der Konzentration der Seestreitkräfte in Bezug stehen, weisen die Ereignisse jener Zeit auch schon hin.

Zunächst wird die Ursache, weshalb wir damals nicht in der Lage waren, unsere gesammte Macht zur See zu vereinigen, in mehr oder weniger bedeutendem Umfange vielfach auch in der Zukunft vorhanden sein.

Nur schnellem Entschlusse und großer Gewandtheit war es 1864 zu verdanken, daß unser Uebungsgeschwader überhaupt in einen Nordseehafen einzulaufen vermochte. Die Möglichkeit, alle unsere Schiffe zum Schutze der heimathlichen Küste zu vereinen, wird heutigen Tages noch aussichtsloser als früher, da die Verhältnisse uns dazu nöthigen, eine beträchtliche Zahl derselben dauernd in recht entfernten Gewässern zu stationiren. Wenn man also der Frage nahe tritt, wie groß unsere Flotte sein müßte, um unsere heimathlichen Häfen unmittelbar zu sichern, so muß zu dem gefundenen Ergebniß jedenfalls stets noch ein beträchtlicher Prozentsatz hinzugefügt werden, und zwar für die Schiffe, welche in Folge anderweitiger Ansprüche sich nicht dauernd im Bereiche unserer vaterländischen Küsten befinden. Hierzu kommt noch der Umstand, daß Havarien und Defekte, Umbau oder Reparaturen stets im Augenblick der Mobilmachung ebenfalls einen Ausfall in der Gesammtzahl der Schiffe herbeiführen können.

Nicht unrichtig ist es auch, noch einem anderen Moment, der sich hier bemerkbar macht, eine gewisse Aufmerksamkeit zu schenken, nämlich in wie weit noch andere, zunächst nicht am Kampf unmittelbar betheiligte, aber bei dem entstandenen Konflikt interessirte Mächte, in der Lage sind, die Verwendung der Seemacht unserer Bundesgenossen oder sogar die Heranziehung unserer eigenen detachirten Schiffe oder kreuzenden Uebungs-Geschwader zu beeinflussen. Hierfür geben die hier in Betracht kommenden Verhältnisse einigen Anhalt. Es ist bekannt, daß die Schleswig-Holsteinsche Frage die übrigen Großmächte in umfassendster Weise beschäftigte, und daß insbesondere

Englands Auftreten einen für die deutschen Anforderungen recht bedenklichen Charakter annahm. Diese geradezu feindliche Stimmung kam aufs Unzweideutigste dadurch zum Ausdruck, daß die englischen Staatsmänner in brüsker Weise versuchten, Oesterreich in der freien Verwendung seiner Streitkräfte zur See zu beschränken. Herr von Sybel erwähnt den betreffenden Vorfall in seiner Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches in folgenden Sätzen:

„Gerade jetzt (am Tage der Eröffnung der Londoner Konferenz, am 26. April 1864) kam die erste Division der österreichischen Flotte unter Kapitän Tegetthof — 2 Fregatten und 1 Kanonenboot — bei Deal in Sicht der englischen Küste. Da brauste dann alle in England vorhandene Abneigung gegen die deutsche Sache im heftigen Toben auf. Zeitungsartikel und Interpellationen in beiden Häusern des Parlaments erhitzten sich gegenseitig; Lord Palmerston sagte dem Grafen Apponyi mit dürren Worten: Das Erscheinen dieses Geschwaders in den englischen Gewässern bei einem Kriege, welchen England stets für einen ungerechtfertigten erklärt habe, sei eine Beleidigung der englischen Nation. Wenn Tegetthof in die Ostsee gehe, so würde die englische Kanalflotte zum Schutze Dänemarks ihm folgen und damit der Krieg zwischen Oesterreich und England unvermeidlich sein . . .“

Wie man auch diese sehr eigenthümliche und naive Anschauung über Kriegführung auslegen mag, die Thatsache bleibt bestehen: Oesterreich durfte — in den Augen der englischen Staatsmänner — wohl zu Lande mit Dänemark Krieg führen, nimmermehr aber seine maritimen Streitkräfte zu einem Vorstoße in die Ostsee verwenden, durch welchen der Krieg seinem Ende entgegengeführt worden wäre!

Die Folge davon war aber zunächst, daß dieses erste Echellon der österreichischen Flotte in Verbindung mit dem zu ihm gestoßenen preußischen Uebungsgeschwader in der Nordsee verblieb, wobei es zu dem ruhmvollen, aber unentschiedenen Gefechte bei Helgoland kam.

Das späte Eintreffen der österreichischen Schiffe und die geringe Stärke, mit der sie anfangs in die Aktion zu treten vermochte, ebenso wie der von einer dritten Macht auf unseren Bundesgenossen erorbitante Druck, weisen darauf hin, daß, so gewichtig auch die Hülfe eines starken Bundesgenossen sein kann, wir uns auch in den Kämpfen zur See, wie bei denen zu Lande, mit Sicherheit nur auf die eigene Macht stützen können. Kein Hinweis auf voraussichtliche Bundes-

genossenschaften enthebt uns der Verpflichtung, mit allen Kräften danach zu streben, uns mit der Zeit eine Flotte zu bilden, die uns in den Stand setzt, anderen Großmächten dereinst ebenbürtig entgegenzutreten.

Auch der Verlauf des Feldzuges bietet Gelegenheit, aus seiner Betrachtung einige Lehren zu schöpfen; man muß sich nur nicht damit begnügen, festzustellen, was die eine oder die andere Flotte thatsächlich geleistet hat, sondern auch dasjenige zu erwägen, was sie hätte leisten können.

Als der Krieg begann, entzogen sich die Dänen gar bald der ihr in der Dannewerkstellung drohenden Umfassung und führten ihren Rückzug auf die Insel Alsen, sowie nach Jütland aus. Das Ueberschreiten der jütischen Grenze ließ Konflikte mit den anderen Mächten besorgen; ein dreistes Vorgehen einer kleinen Abtheilung, welche diese politischen Schwierigkeiten nicht ahnte, führte zwar zunächst über die Besorgnisse fort, welche sich an ein Einrücken geknüpft hatten, trotzdem blieben aber noch Bedenken in Bezug auf eine Besetzung des gesammten Jütlandes bestehen, so daß man sich gezwungen sah, gegen die Düppel-Stellung vorzugehen. Diese Stellung wäre für die Dänen unhaltbar gewesen, wenn unsere Flotte das Meer beherrscht hätte. Da dies nicht der Fall war, mußten wir uns auf die langwierige und schwierige Belagerung der dortigen Befestigungen einlassen. Es ist bekannt, daß um dieselbe schneller zu beenden, bereits frühzeitig ein Uebergang nach der Insel Alsen geplant wurde. Die beabsichtigte Mitwirkung der Flotte unterblieb jedoch, da ein heftiger Nordweststurm ihr Auslaufen nicht gestattete; dieser Sturm aber verhinderte auch den selbst ohne Hilfe der Flotte in Aussicht genommenen Uebergang. Die Belagerung mußte durchgeführt werden, bis die Stellung durch Sturm fiel.

In einem Briefe des Generals von Moltke an den Obersten von Blumenthal finden sich folgende hierauf bezügliche Bemerkungen (vom 17. März):

„Es ist also von Interesse zu wissen, was die Flotte wirklich leisten kann.

An entscheidender Stelle ist man, und wohl mit Recht, der Ansicht, daß die Flotte nicht in einer Richtung vorgeschickt werden darf, wo sie voraussichtlich den größeren und zahlreichen Schiffen der Dänen begegnet. Dies war mit der Richtung auf Alsen der Fall, so lange die Mehrzahl der dänischen Kriegsschiffe im

dortigen Sunde stationirten. Jetzt haben diese unsere Küsten blockirt. Unsere Korvetten in Stettin werden vielleicht schon heute auf die dortige Rhede hinauslegen, um die Richtigkeit der Blockade thatsächlich zu konstatiren. Begegnen sie dabei den fünf größeren Schiffen, die bei Rügen kreuzen, so müssen sie freilich zurück. Die Kanonenbootsflotille aus Stralsund wird nach dem Landtief gehen. Bei ruhiger See sind diese Kanonenboote mit ihren trefflichen weittragenden Geschützen selbst für große Kriegsschiffe ein sehr zu fürchtender Gegner, bei bewegtem Wasser aber rollen sie so, daß alle Trefffähigkeit verloren geht. Es hängt also Alles von Glück und Umständen ab, aber eine Operation läßt sich darauf nicht basiren." Das ruhmvolle Gefecht, welches an dem Tage, an welchem diese Zeilen geschrieben wurden, Kapitän Jachmann auf der Höhe von Jasmund lieferte, wie verschiedene andere Vorstöße änderten an der allgemeinen Lage nichts. Alles scheiterte eben an der Unzulänglichkeit unserer maritimen Kräfte.

Ebenso wenig wie bei der Eroberung der Düppel-Stellung vermochte sich die Flotte bei der Wegnahme der Insel Alsen zu betheiligen. Erneut kam man auf ein schon früher in Betracht gezogenes Projekt zurück: den Uebergang nach Fünen, doch auch hierbei verzichtete man schließlich auf die unsichere Unterstützung der Flotte und hoffte mit den gesammelten anderweitigen Transportmitteln zum Ziele zu gelangen. Die eintretende Waffenruhe ließ dieses Projekt nicht zur Ausführung gelangen.

Immerhin wurde es jedoch auch während der nunmehr stattfindenden diplomatischen Unterhandlungen im Auge behalten. Darüber hinaus aber glaubte General von Moltke bei dem allgemeinen Stande der Angelegenheit, wie insbesondere in Betracht der inzwischen erfolgten Versammlung des österreichischen Geschwaders in der Nordsee auch derjenigen Operationen näher treten zu können, welche er bereits von seinem ersten Entwurfe an als die entscheidenste angesehen hatte: die Landung auf Seeland.

Es ist von Interesse, hierüber die Moltke'schen Ansichten kennen zu lernen, bei denen er sich in voller Uebereinstimmung mit seinem Oberkommandirenden, dem Prinzen Friedrich Karl, befand. Diese Ansichten sind niedergelegt in einem von ihm geschriebenen Konzept vom 29. Juli 1864, dessen Ausfertigung der Prinz am folgenden Tage Sr. Majestät dem Könige unterbreitete.

In demselben heißt es:

„Ist nach allen errungenen Erfolgen eine Verständigung mit dem Kopenhagener Kabinet auch jetzt nicht zu erreichen, so würde die Uebertragung des Krieges nach Seeland unstreitig am kürzesten und unfehlbarsten zu einer endlichen Entscheidung führen.“

„Rücksichten auf England stehen dieser Unternehmung wohl kaum in höherem Grade entgegen, als dies auch bei einer Landung auf Fünen der Fall sein würde.“

„Nach allen Nachrichten befindet sich die dänische Hauptstadt in einem Zustande lebhafter Aufregung und Besorgniß . . .“

„Unter solchen Umständen würden schon die Vorbereitungen zu einer Landung, das Zusammenbringen von Transportschiffen in Stettin und Stralsund, event. die Verstärkung der Truppen auf Rügen einen fühlbaren Druck auf die Verhältnisse der dänischen Hauptstadt üben . . . .“

„Um aus dieser Drohung wirklich Ernst zu machen, bedarf es allerdings zuvoriger Verständigung mit der Kaiserlich Oesterreichischen Regierung über das Einlaufen des verbündeten Geschwaders aus der Nordsee in die Ostsee und eines Sieges über die feindliche Seemacht.“

„Die dänische Flotte kreuzt gegenwärtig mit dem bei Weitem größten Theil ihrer Stärke zwischen Anholt und Fünen im Kattegat und wird bei Ablauf der Waffenruhe voraussichtlich dieselbe Position einnehmen, um für Fünen bei der Hand zu sein, Kopenhagen von der Seeseite zu schützen und um sich bei Bedrohung eines Angriffes in kürzester Zeit auch noch durch Schiffe verstärken zu können, welche zur Zeit unsere Küsten blockiren.“

„In diesem Falle dürfte es angängig erscheinen, daß Ew. Majestät Kriegsschiffe von Swinemünde, Stralsund und Danzig nach einem der von uns besetzten Punkte, Heiligenhafen, Kiel, Eckernförde, Flensburg oder Alsensund auslaufen, wo sie den Schutz der Landbatterien finden. Ganz besonders ist dies in der letztgenannten Meerenge der Fall, von wo aus auch am leichtesten diese Schiffe entweder die Vereinigung mit dem Nordseegeschwader bewirken oder die Operationen der Armee unterstützen würden.“

„Wird die dänische Flotte geschlagen oder genöthigt, den Hafen von Kopenhagen aufzusuchen, so kann eine Ueberführung von Truppen sowohl von Rügen wie von Aarhuus erfolgen, an welchem letzteren Punkt die erforderliche Streitmacht konzentrirt sein würde."

Der Waffenstillstand führte jedoch zum Frieden. Nach der Wegnahme von Alsen war das Sicherheitsgefühl, in welchem sich die Eiderdänische Minorität, gestützt auf den unruhigen Theil der Bevölkerung der Hauptstadt eingewiegt hatte, verscheucht, die deckenden Meeresarme schienen ihnen keinen ausreichenden Schutz mehr zu gewähren, die Gefahr, welche in einem Vorgehen der verbündeten Flotten in der Ostsee auch für Seeland erwuchs, trat vor Augen. Dabei von England, welches bis dahin das Eindringen der österreichischen Schiffe in die Ostsee als Kriegsfall angesehen hatte, in Stich gelassen, blieb nichts übrig, als den Frieden zu schließen, welcher die Einverleibung von Schleswig-Holstein in Deutschland zur Folge hatte. Noch kurz vor Eintritt der Waffenruhe gelang es den österreichischen und preußischen Schiffen in der Nordsee die kleine Küstenflotille der Dänen daselbst zur Uebergabe zu zwingen.

Will man die Ergebnisse der hier angestellten Betrachtungen weiter verwerthen, so könnte dagegen der Einspruch erhoben werden, daß sich die Verhältnisse zwischen Dänemark und dem deutschen Reiche seit dem Jahre 1864 wesentlich verändert haben. Insbesondere ist dies dadurch der Fall, daß sich heutigen Tages die Ueberlegenheit zur See auf unserer Seite befindet.

Nachdem der Anlaß, welcher vor 36 Jahren den Zusammenstoß hervorrief, beseitigt ist, und die Schleswig-Holsteinsche Frage ihre Erledigung gefunden hat, dürfte allerdings ein erneuter Krieg zwischen dem Deutschen Reiche und einem isolirten Dänemark auf das Höchste unwahrscheinlich sein, um so mehr, als nirgends eine Veranlassung zu finden ist, die in absehbaren Zeiten zu einem Zusammenstoß führen könnte. Wer aber giebt die Garantie, daß nicht eines Tages eine politische Verwickelung eintritt, bei der Dänemark sich einer Großmacht zugesellt, mit der wir in den Kampf geriethen? Zeigen sich dann unsere maritimen Machtmittel wieder so untergeordnet wie 1864, so wird unsere Lage Dänemark gegenüber sich auch nicht viel von der damaligen unterscheiden. Ein derartiger Konflikt war sowohl 1866 wie 1870/71 zu befürchten.

Wesentlich zu seiner Abwendung mögen die großen Erfolge beigetragen haben, welche wir beide Male gleich zu Anfang der Feldzüge errangen, wie andererseits aber auch wohl die noch nicht ausreichende Erstarkung Dänemarks nach seiner Niederlage mit bedingte, daß es sich von diesen Kämpfen fern hielt.

Aehnlich könnten sich die Verhältnisse auch in Bezug auf die beiden anderen kleineren Staaten, mit deren Gebieten wir uns berühren, gestalten — mit den Niederlanden und Belgien, sollte je der Fall eines kriegerischen Zusammenstoßes eintreten. Sicherlich würde hierbei den Operationen zu Lande eine große Unterstützung geboten werden, wenn unsere Flotte durch Beherrschung des Meeres völlige Aktionsfreiheit erhielte. In Bezug auf einen Krieg mit den Niederlanden würde ihr Eingreifen sogar im allerhöchsten Maße für eine schnelle und glückliche Beendigung des Kampfes von Einfluß sein. Aber auch bei der Annahme eines Zusammenstoßes mit diesen Staaten ist mehr damit zu rechnen, daß wir sie als Bundesgenossen einer Großmacht vorfinden, als daß wir sie vereinzelt bekämpfen müßten.

Jedenfalls geht hieraus hervor, daß wir uns nicht begnügen können, eine Ueberlegenheit in unseren Streitkräften zur See über die Flotten kleinerer Nachbarstaaten zu besitzen, sondern daß wir stets damit rechnen müssen, bei einem Konflikt mit solchen auch in den Kampf mit einer andern Großmacht verwickelt zu werden, und daß hiernach sich unsere Machtentfaltung zur See in erster Linie zu richten hat.

Gelingt es uns nicht, ein Uebergewicht zur See über diese Staaten mit ihren Bundesgenossen zu erlangen, so würden wir, wenn die anderweitigen Operationsrücksichten es gestatteten, wohl in der Lage sein, durch unsere Feldarmee Belgien niederzuwerfen, dagegen würde sie im Kampf gegen die Niederländer in Folge der in Betracht kommenden Bodenverhältnisse ohne Mitwirkung der Flotte recht bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden haben. In Bezug auf Dänemark ständen wir aber wieder vor der unlösbaren Aufgabe, durch Besetzung der Insel Seeland und der Einnahme von Kopenhagen den Frieden zu erzwingen.

Gegen letztere Behauptung könnte eingewendet werden, daß es der Operationsarmee im Jahre 1864, ohne daß unsere Flotte eine weitgehende Einwirkung auszuüben vermochte, gelungen ist, den Krieg zu einem glücklichen Ende zu führen. Aber es dürfte

hierbei doch in Betracht kommen, daß die Dänen sehr wohl in der Lage gewesen wären, weiteren Widerstand zu leisten, wenn sie nicht die Ueberzeugung erlangt hätten, daß sie von der Macht, welche sie bis dahin in ihrem Widerstande gestärkt hatte, nunmehr im Stiche gelassen wurden, und somit an dem bisherigen Ergebniß des Kampfes: den Verlust von Schleswig-Holstein, sich nichts mehr ändern ließ. Hierzu trat noch die Erwägung, daß nicht bloß Fünen gefährdet erschien, sondern daß auch ein Vordringen des österreichisch-preußischen Eskadres in die Ostsee den letzten, bis dahin für unbedingt sicher gehaltenen Zufluchtsort ernstlich bedrohte. —

Es muß daher daran festgehalten werden, daß auch in Zukunft in Bezug auf einen Konflikt mit Dänemark, in welchem diesem Staate die Hilfe einer anderen Großmacht zu Theil wird, die Unterstützung unseres Heeres durch eine starke Flotte erforderlich ist, um diejenigen Operationen ausführen zu können, welche allein im Stande sind, den Widerstand Dänemarks mit Sicherheit zu brechen.

* * *

Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71.

Wenden wir uns nunmehr den Lehren zu, welche sich aus dem deutsch-französischen Kriege ziehen lassen.

Nach den Angaben unseres Generalstabswerkes befanden sich in den Häfen Frankreichs damals 33 Panzer und 100 hölzerne Kriegsdampfer nebst 96 Transportschiffen, welche für die Operationen zur See zur Verfügung gestellt werden konnten. Von der Marine-Infanterie und Artillerie konnten, nach Abzug des Bedarfs der Kolonien, 72 Kompagnien mit 9600 Mann und 120 Geschützen von den heimathlichen Häfen aus zur Verwendung gelangen.

In den Absichten, welche die französische Heeresleitung in Bezug auf die Operationen hegte, hatte auch das Projekt einer Landung an den deutschen Küsten Aufnahme gefunden. Für diesen Zweck standen die oben erwähnten Kräfte der Marine verfügbar, aus denen zunächst unter Zutheilung von 2 Kavallerie-Regimentern 2 Brigaden mit 8 Batterien formirt werden sollten. Außerdem wurde aber noch eine Linien-Division bei Toulouse hierzu bereitgehalten, so daß sich die Flotte im Ganzen auf einen Transport von etwa 30 000 Mann einzurichten hatte.

Die Norddeutsche Bundes-Marine umfaßte in der Mitte

des Jahres 1870 zwar 25 Schiffe und 22 Kanonenboote, doch konnte aus verschiedenen Ursachen ein Theil dieser Fahrzeuge für einen Kampf auf der See nicht in Betracht kommen; für einen solchen war nur auf 9 größere Kriegsschiffe und 20 Kanonenboote zu rechnen.

Unsere Streitkräfte zur See befanden sich somit einer imposanten Ueberlegenheit des Feindes gegenüber. Wenn trotzdem die Leistungen der französischen Flotte dennoch vollständig in den Hintergrund traten, so bedarf es einer sorgfältigen Untersuchung der Ursachen, durch welche sie anscheinend so bedeutungslos geworden ist, um nicht zu dem falschen Schlusse ihrer völligen Nutzlosigkeit zu gelangen.

Bei einer derartigen Betrachtung gelangt man jedoch sehr bald zu dem Ergebniß, daß die unbedeutende Rolle, welche diese Flotte gespielt hat, durch besondere Vorgänge bedingt worden ist, die als außergewöhnliche zu betrachten sind und keineswegs die Regel vorführen. Unser Generalstabswerk sagt darüber:

„Frankreichs Flotte bildete allerdings eine imposante Macht, wenn sie versammelt und zur Verwendung bereit war — aber gerade daran fehlte viel!“ ferner:

„Inzwischen hatten sich bei der Flotte die Uebelstände wiederholt, welche durch die übereilte Kriegserklärung der Landarmee erwachsen waren.

„Der Minister Admiral Regault sprach es im Conseil offen aus, daß die Marine für einen großen Krieg nicht vorbereitet sei. Die plötzliche Indienststellung aller Schiffe mußte auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen; bei den ungenügenden Vorräthen der Arsenale fehlte es an dem Nöthigsten. Es erforderte daher eine verhältnißmäßig lange Zeit, einen Theil der Flotte seeklar zu machen.“

Bei diesem Geständniß wird man jedenfalls darauf hingewiesen, daß eine Marine, deren Zustand eine baldige kriegerische Verwendung nicht gestattet, auch den Aufgaben, zu welchen eine Marine überhaupt berufen ist, nicht voll zu entsprechen vermag. Vor Allem gehört aber zu den Vorbereitungen für einen eventuellen Krieg, daß die Kräfte zur See für die Ansprüche eines solchen auch organisatorisch vorhanden sind. Starke Flotten lassen sich eben nicht improvisiren.

Zur Verwendung in der Nord- und Ostsee war französischerseits zunächst ein Geschwader von 14 Panzerschiffen in Aussicht

genommen worden, doch konnten von diesen anfangs nur 7 Schiffe von Cherbourg aus in See gehen. Ferner war die baldmöglichste Ausrüstung einer zweiten Flotte beabsichtigt, welche aus Kanonenbooten, schwimmenden Batterien und Transportschiffen bestehend, bestimmt war, die Landungstruppen aufzunehmen. Außerdem erhielten in Rücksicht auf alle Eventualitäten, welche aus der Haltung Rußlands entspringen konnten, auch die im Mittelländischen Meere befindlichen Schiffe Befehl, sich bei Brest zu einem Geschwader zu vereinigen, von wo aus sie sowohl für Operationen in diesem Meere wie in der Nordsee bereit standen.

Bei Betrachtung dieser Verhältnisse wird man erneut darauf hingewiesen:

> daß man nicht immer damit rechnen kann, alle Kräfte zur See gegen einen Gegner zu verwenden,

und dieser Satz wird dahin erweitert:

> daß nicht bloß der Dienst in fremden Meeren, sondern auch die Rücksicht auf das Eingreifen dritter Mächte eine derartige konzentrirte Verwendung zu beeinträchtigen vermag.

Auch hierdurch tritt wiederum die Forderung eines Ueberschusses an Kriegsschiffen über die Zahl derer hervor, welche für die Sicherung der eigenen Küsten als ausreichend befunden werden könnte.

Aehnliche Verhältnisse der Bereitschaftstellung von Kräften in Bezug auf die Möglichkeit, daß eine dritte Macht an dem Kriege sich betheilige, vermögen auch bei der Landarmee einzutreten, doch werden sie meist für diese insofern günstiger liegen, als die Eisenbahnen in der Regel ein schnelleres Ueberführen der Kräfte von einem Kriegsschauplatz zum andern ermöglichen, als dies bei den Operationen zur See ausführbar sein dürfte.

Waren in Bezug auf die Vorbereitungen der französischen Flotte schon schwere Versäumnisse vorhanden, welche ihr ein rechtzeitiges Auftreten verwehrten und den Einfluß, den sie auszuüben befähigt gewesen wäre, beeinträchtigen, so wurde andererseits der Gang der Ereignisse maßgebend, daß ihr Nutzen für die Operationen ihrer Armee sehr bald auf ein äußerst geringes Niveau herabsank.

In Bezug der Verwerthung der französischen Flotte zeigte es sich sofort, daß auch hier wie bei der Landarmee unklare und schwankende Begriffe vorherrschten. Der Vize-Admiral Graf

Bouet-Villaumez war mit seinem Panzergeschwader zunächst nach dem Sund gewiesen worden, dann sollte er die preußischen Schiffe im Jadebusen blockiren, dort aber, nach Eintreffen der noch fehlenden französischen Schiffe, nur eine Division belassen, um sich wieder in die Ostsee zu begeben, wobei er gleichzeitig auch auf die Beobachtung Rußlands hingewiesen wurde.

Die Ausführung dieser Anordnungen erhielt im Anfange eine kleine Unterbrechung, indem der Admiral beabsichtigte, unser unter dem Admiral Prinzen Adalbert befindliches Uebungsgeschwader aufzusuchen und anzugreifen, eine Absicht, welche an der rechtzeitigen Rückkehr der preußischen Schiffe scheiterte. Weiterhin traten aber auch neue Eingriffe verhängnißvoll hinzu.

„Als am 28. Juli die Flotte im Begriff war, das Kap Skagen zu umschiffen, kam der schon vorher vom Marineministerium nach Kopenhagen entsandte Kapitän de Champeaux derselben entgegen. Er forderte im Namen des Gesandten am dänischen Hofe, daß die Flotte unverweilt in die Ostsee einlaufe, da Dänemark bereit sei, sich zu erheben, sobald die erste französische Abtheilung den Fuß ans Land setze.

Nun wissen wir, daß eine eigentliche Landungstruppe auf dieser ersten Eskadre der französischen Flotte nicht mitgeführt wurde, auch glaubte sich Admiral Villaumez an seine Instruktion gebunden und daher Abstand nehmen zu müssen, dem Ansinnen des Gesandten ohne Weiteres zu entsprechen; doch beeilte er sich, seine Regierung in Kenntniß zu setzen und neue Weisungen zu erbitten.

Diese Depesche kreuzte sich mit einem Telegramm aus Paris, welches dem Admiral vorschrieb, die dänische Neutralität zu respektiren, aber einen Beobachtungsposten zu wählen, an welchem er seine Schiffe ravitailliren und von wo er die feindliche Küste überwachen könne.

Wenn dieser Auftrag sich sowohl auf die Nord- wie auf die Ostsee bezog, so war dies von den maritimen Streitkräften, über welche Admiral Villaumez bisher gebot, offenbar nicht zu leisten. Unsicher geworden über das, was er thun solle, beschloß er die Beantwortung seiner Depesche abzuwarten."

So geriethen also bereits „Ende Juli die französischen Operationen auch zur See — entgegen allen diesseitigen Erwartungen — ins Stocken."

Wie schon oben bemerkt: Die Erscheinungen, welche bei dem französischen Heere bekanntlich hervortraten, finden sich hier auch bei der Flotte wieder: Gänzlich unzureichende Vorbereitung, Unklarheit in den Absichten, Wechsel und Widersprüche in den Befehlen. Unter solchen Verhältnissen bleibt eine erfolgreiche Verwerthung der Seestreitkräfte in jeder Marine ausgeschlossen!

Die auf dem Kontinent sich zwischen den Armeen Deutschlands und Frankreichs mit dem Beginn des Feldzuges abspielenden Ereignisse mit dem für die Franzosen so unglücklichen Ausgange mußten sofort von bestimmendem Einfluß auf die beabsichtigten Landungspläne sein. Noch ehe es zur Einschiffung der für dieses Unternehmen bestimmten Streitkräfte kam, wurde deren Verwendung in Frankreich selbst ein Gebot der Nothwendigkeit, und zwar nicht bloß die Verwendung der Liniendivision, sondern auch die der Marine-Truppentheile. „Schon unter dem Eindruck der ersten Gefechte wurden 3000 Mann von Cherbourg nach Paris berufen und nach und nach der größte Theil der Marine-Truppen zur Vertheidigung der Hauptstadt und der bedeutenden Kriegsplätze verwendet."

Für die Flotte selbst erhielt der kommandirende Admiral den Befehl: die Ostseehäfen streng zu blockiren; er setzte sich daher am 5. August mit seinen Schiffen wieder in Bewegung, doch erfolgte die Abgabe der Blockade-Erklärung erst am 15. August in Kiel. „Diese verspätete Maßnahme des Feindes führte jedoch auch im ferneren Verlauf des Krieges niemals zu einer thatsächlichen Absperrung der deutschen Ostseeküste, welche sich nun bereits überall in durchaus vertheidigungsfähigem Zustande befand".

Kühne Vorstöße deutscher Schiffe veranlaßten den französischen Admiral zu einem äußerst vorsichtigen Verfahren, namentlich aber auch vielfach zu einem Zusammenhalten seiner Kräfte. Die französische Ostseeflotte verhielt sich überhaupt (seit diesen Vorstößen) ziemlich unthätig und wurde daher sogar in der Kjöge-Bucht öfters von deutschen Schiffen beunruhigt.

Inzwischen war bereits in den ersten Augusttagen ein neues französisches Eskadre unter Admiral Fourichon für die Nordsee ausgerüstet worden, dessen Eintreffen man deutscherseits am 11. August entdeckte, von ihm wurde am folgenden Tage von Helgoland aus die Erklärung des Blockadezustandes für die

Nordseehäfen von Baltrum bei Norderney bis zur Eidermündung übergeben.

Die Anwesenheit der beiden Geschwader übte eine stete Bedrohung unserer Küsten aus, welche die Handelsbeziehungen nachtheilig berühren mußte; dagegen schwand die Besorgniß vor einer Landung sehr bald, und zwar in Folge des glücklichen Beginns unserer Operationen auf französischem Boden.

Eine durchgreifende Aenderung der Verhältnisse auf dem Meere trat jedoch sehr bald in Folge der Katastrophe von Sedan und dem Sturze des Kaiserreichs ein. „Der von den republikanischen Machthabern folgerichtig durchgeführte Entschluß, die gesammte Wehrkraft zur Vertheidigung und Befreiung der Hauptstadt einzusetzen, äußerte nothwendiger Weise einen lähmenden Einfluß auf die Thätigkeit der Kriegsflotte. Schon seit geraumer Zeit waren zahlreiche Marine-Mannschaften dem Schiffs- und Hafendienst entzogen worden, um entweder der Besatzung von Paris zugetheilt oder in die neuen Feldarmeen eingereiht zu werden." Bereits am 10. und 11. September war das Nordsee-Geschader (8 Panzerschiffe und 4 andere Fahrzeuge) abtheilungsweise nach Cherbourg zurückgedampft, etwas später folgte ihm, empfangener Weisung gemäß, der in der Ostsee verwandte Theil der Flotte (zuletzt 6 Panzerschiffe, 1 Thurmschiff und 4 andere Fahrzeuge zählend), so daß auch in diesem Gebiet die Schifffahrt bereits am 28. September wieder eröffnet wurde.

Von da ab hat sich kein französisches Kriegsschiff mehr in der Ostsee blicken lassen, dagegen durchkreuzten solche noch abwechselnd von Cherbourg und Dünkirchen aus die Nordsee, offenbar nur zu dem Zwecke, unsere Kriegsschiffe in der Jade zu beobachten und ein Auslaufen derselben zu hindern.

Preußischerseits hatte man vor Ausbruch des Krieges für die Stationirung der einzelnen Schiffe einen Vertheilungsplan zu Grunde gelegt, der zwar in Einzelheiten einige Veränderungen erlitt, im Wesentlichen jedoch innegehalten werden konnte. Nach demselben waren für die Nordsee, und zwar an der Jade-, Elbe- und Wesermündungen, sowie bei Emden bestimmt:

3 Panzerfregatten, 2 Panzerfahrzeuge, eine gedeckte Korvette, eine Yacht, 3 Kanonenbote erster und 11 Kanonenbote zweiter Klasse mit in Summa 117 Geschützen, zu denen noch zwei Seewehrdampfer mit 3 Geschützen hinzutraten, also im Ganzen 120 Ge-

schütze, sowie ein Paar zu Rekognoszirungszwecken gemiethete Dampfer, und eine größere Zahl von Schleppdampfern.

In der Ostsee standen zur Verfügung und befanden sich in Kiel und Friedrichsort sowie in Stralsund und Danzig nur: 1 Linienschiff, 1 Glattdeckskorvette, 1 Aviso, 3 Kanonenboote erster und 3 solcher zweiter Klasse mit in Summa 67 Geschützen; hierzu traten ebenfalls ein Paar gemiethete Rekognoszirungs- sowie einige Schleppdampfer.

Auf auswärtigen Stationen befanden sich: 2 gedeckte Korvetten, 1 Glattdeckskorvette und 1 Kanonenboot erster Klasse mit zusammen 75 Geschützen.

Nicht in Dienst gestellt wurden:

8 Segelfregatten, 1 gedeckte Korvette (26 Geschütze), welche ebenso wie 2 Glattdeckskorvetten (mit 28 Geschützen) und 1 Kanonenboot erster Klasse (3 Geschütze) in Reparatur, nebst 1 Aviso, der im Umbau begriffen war, ferner aber auch noch eine Glattdecks-Korvette (28 Geschütze), und zwar aus Mangel an Mannschaften.

Mit den hiervon verfügbaren Streitkräften zur See erschien aber der Schutz unserer Häfen und Küsten keineswegs gesichert. Es mußten vielmehr anfangs für diesen Zweck noch recht bedeutende Kräfte der Armee bereitgestellt werden.

Allerdings muthmaßte man deutscherseits — und zwar, wie wir wissen, mit vollem Recht — die Absicht einer Landung und rechnete ebenso mit der Möglichkeit eines Anschlusses von Dänemark an Frankreich, welcher im Uebrigen wohl durch geheime Verhandlungen zwischen diesen beiden Staaten eingeleitet gewesen sein mag. Um nach beiden Richtungen hin vorbereitet zu sein, wurden seitens der deutschen Heeresleitung die 17. Infanterie-, die Garde-, 1., 2. und 3. Provinzial-Landwehr-Division bereitgestellt, in Summa: 65 Bataillone, 28 Eskadrons, 108 Geschütze und 5 Pionier-Kompagnien, eine Streitmacht, die sich über 70000 Mann bezifferte und somit allein schon eine Armee repräsentirte. Dazu kamen noch das Seebataillon, wie dessen Reservebataillon, vor Allem aber die in den Küstendistrikten garnisonirenden Besatzungs und Ersatztruppen. Diese dem General-Gouverneur, General Vogel von Falkenstein ebenfalls unterstellt, beliefen sich auf 77 Bataillone, 5 Jäger-Kompagnien, 33 Eskadrons, 17 Batterien, 48 Festungs- und See-Artillerie-Kompagnien mit etwa 90000 Kombattanten. Zunächst ging hiervon den Ersatztruppentheilen, soweit über sie

nicht bereits zur unmittelbaren Küstenvertheidigung verfügbar war, der Befehl zu, $1/3$ bis $1/2$ ihrer Stärke zur Abwehr feindlicher Landungen bereit zu halten.

Deutlich macht sich hierbei bemerkbar, daß, wenn die Stärke der eigenen maritimen Kräfte nicht ausreicht, um durch sie eine völlige Sicherung der Häfen und Küsten erwarten zu können, die Kräfte der Armee in einem recht beträchtlichen Umfange in Anspruch genommen werden können. Dieser Umstand kann von verhängnißvoller Wirkung sein! Gewiß gehen diejenigen Kräfte, welche unsere Gegner zu Landungen disponiren, ab von dem Gros des Heeres, welches die Entscheidung herbeizuführen hat. Aber man darf nicht übersehen, daß der Vertheidiger einer Küste von Anfang an mit einem Theil seiner Kräfte an ganz bestimmte Punkte gebunden ist. Hierzu gehören die in Betracht kommenden Befestigungen und sonstigen zu Schutzzwecken bestehenden fortifikatorischen Anlagen, die Sicherung der Flußmündungen, in die sich unsere Handelsschiffe geflüchtet haben, so wie die der großen Seestädte und mancher wichtiger Anlagen, wie Kanäle, Werften, Fabriken u. s. w. Ueberdies ist eine das Meer beherrschende Flotte bei der Freiheit ihrer Bewegung in der Lage, ihre Landungstruppen überraschend an irgend einem beliebigen Punkt an das Land zu setzen, so daß der Vertheidiger von Hause aus gezwungen sein wird, um der ersten Ausbreitung des Gegners entgegenzutreten bezw. bis zum Eintreffen der von weit her per Bahn anlangenden Verstärkungen Widerstand zu leisten, an verschiedenen Stellen Detachements aufzustellen und er somit nie über seine gesammten Kräfte zur vereinigten Verwendung verfügen kann. Je länger die Ausdehnung der bedrohten Küsten sich erstreckt, desto schwieriger wird ihre Sicherstellung und desto größer die Truppenzahl, welche hierfür erforderlich ist. Jedenfalls bedarf man, wenn die Gefahr einer Landung droht — sei dies nun durch stärkere oder geringere Kräfte —, in der Regel bedeutend mehr Kräfte zur Sicherung des eigenen Gebietes, als der Gegner für die Expedition zu verwerthen gedenkt. Diese Kräfte werden aber zum großen Theil der operirenden Armee entzogen werden, da es nicht angängig ist, sich hierbei auf Besatzungs- oder auf Ersatztruppen in einem für den Zweck erforderlichen Umfang zu stützen. Erstere sind zunächst durch die Besatzungszwecke an bestimmte Orte gefesselt und kommen nur in Betracht, wenn der von ihnen besetzte Platz angegriffen

wird, bei letzteren dagegen ist doch nur auf Bruchtheile und noch dazu in ganz losen Formationen zu rechnen, dabei tritt der bedenkliche Umstand ein, daß ihre eigentliche Bestimmung durch eine derartige Verwendung eine wesentliche Beeinträchtigung erfährt, welche sich für die Ergänzung ihrer mit dem Feinde im Kampfe stehenden Regimenter recht empfindlich bemerkbar machen dürfte.

Andererseits aber ist nicht außer Acht zu lassen, daß, sobald uns die Operationen zu Lande und zu Wasser ein Uebergewicht über unsere Gegner gewähren, auch wir in die Lage gelangen können, durch Bedrohung seiner Küsten und durch Landungen an denselben nicht bloß stärkere Kräfte desselben zu fesseln, sondern auch anderweitig die Operationen unserer Feldarmee wesentlich zu unterstützen. Der Widerstand, den uns der Norden Frankreichs nach der Katastrophe von Sedan entgegensetzte, würde wesentlich erschüttert worden sein, wenn wir in der Lage gewesen wären, Theile des Heeres an die Nordküste auf dem Seewege hinzuwerfen.

Auch in einem Kriege gegen Osten würden unsere Operationen günstig beeinflußt werden können, wenn wir die Ostsee beherrschten. —

Im Wesentlichen benutzte 1870 unsere Marine die ihr durch die Rückkehr der französischen Eskadres nach Cherbourg gewordene größere Bewegungsfreiheit zu einer Verstärkung ihrer Kräfte in der Nordsee, wie solche ursprünglich vorgesehen war, ferner zu Rekognoszirungsfahrten und weiteren Vorbereitungen zur Fortsetzung ihrer Thätigkeit. So wurde die Glattdecks-Korvette „Augusta“ in Bereitschaft gestellt, um demnächst im Atlantischen Ozean zu kreuzen, damit die damals im großen Umfange stattfindende Waffenzufuhr aus England und Amerika nach Frankreich beeinträchtigt würde. Thatsächlich gelang es dem Korvetten-Kapitän Weickhman mit ihr vor der Mündung der Garonne zwei beladene Kauffahrteischiffe und einen Regierungstransportdampfer, welche Verpflegungsmittel für die französische Armee führten, zu Prisen zu machen.

Von den auswärts stationirten Schiffen war es nur dem in den Westindischen Gewässern befindlichen Kanonenboote „Meteor“ unter der energischen Führung des Kapitänleutnants Knorr beschieden, zur Aktion zu gelangen, und zwar in dem ruhmvollen und siegreichen Gefecht vor Habana am 9. November gegen den sowohl in Bezug auf Maschinenkraft wie Besatzung und Geschütz-Armirung überlegenen französischen Kriegs-Aviso „Bouvet“. —

Die erwähnte Zufuhr an Waffen u. s. w. dürfte nicht

unwesentlich zur Organisation des Widerstandes beigetragen haben, welchen uns die Republik in der zweiten Hälfte des Feldzuges entgegenstellte. Sie geschah unter dem Schutze der Ueberlegenheit der französischen Flotte, welche hierdurch der Entfaltung von Streitkräften zu Lande wesentliche Dienste leistete. Eine derartige Zufuhr braucht sich im Uebrigen nicht auf Kriegsmaterial allein zu beschränken, sie kann auch in Bezug auf Lebensmitteln von außerordentlicher Wichtigkeit werden.

In letzterer Beziehung sind die Verhältnisse von 1870/71 insofern nicht mehr maßgebend, als sich die Kriegsstärke unserer Armee seitdem auf etwa das Dreifache vergrößert hat. Die Zahl der Menschen, welche in einem Lande in Friedenszeiten lebt und sich in demselben ernährt, erfährt im Augenblick der Mobilmachung allerdings keine wesentliche Vergrößerung, denn die Menge der aus dem Auslande alsdann zurückkommenden Landsleute bildet in Bezug auf die Gesammtziffer von 40 oder 50 Millionen keinen ins Gewicht fallenden Zuschuß. Aber es handelt sich alsdann um eine massenhafte Konzentration der Vorräthe an verschiedenen Punkten, um den Unterhalt der Armee für längere Zeit bestreiten zu können, und zwar nicht bloß im ersten Augenblick, sondern auch im weiteren Verlaufe des Krieges. Die einzelnen Provinzen müssen dazu ihre Vorräthe hergeben, ohne Rücksicht darauf, auf wie lange der Unterhalt ihrer Bewohner dann noch gesichert erscheint.

Erleichtert wird die Verpflegung durch siegreiches Vordringen in Feindesland, erschwert, wenn der Krieg sich in unserem eigenen Gebiete abspielt. Vielfache Vorräthe gehen dann gänzlich verloren, andere in eingeschlossenen Festungen können nicht als Ersatz verwerthet werden. Nicht in der Führung der Massenheere liegt in der Zukunft die größte Schwierigkeit; meiner Ansicht nach ist sie vor Allem in der Verpflegung dieser Massen zu suchen. Und diese erfordert bei einer auf das Dreifache gesteigerten Stärke des Heeres die Konzentrirung ganz anderer Mittel, als dafür noch im Kriege von 1870 erforderlich waren, in welchem wir überdies fast vom Augenblick der ersten Operationen an die Hilfsmittel des feindlichen Gebietes zu verwerthen vermochten. Möge man der Produktion unseres eigenen Landes in Bezug auf die Verpflegung noch so viel zutrauen — wollen wir den Unterhalt der Armee sicherstellen, wollen wir dem

übrigen Theil unseres Volkes, der auf der Scholle verbleibt, die erforderliche Nahrung bieten, so werden wir unter den heutigen Verhältnissen sehr bald einer sehr reichlichen Unterstützung vom Auslande bedürfen. In Bezug auf eine solche sind aber auch diejenigen Verwickelungen in Betracht zu ziehen, bei denen die Zufuhr auf dem Landwege gänzlich versagt. Man braucht nur einen Zusammenstoß des Zweibundes mit dem Dreibunde ins Auge zu fassen, bei dem Oesterreich alle ihm auf dem Landwege zugehenden Nahrungsmittel selbst bedarf, und ein anfangs siegreiches Vorgehen Frankreichs uns die Bezugswege über Belgien und die Niederlande verschließt. Dann sind wir mit der Ergänzung unserer Verpflegung auf den Seeweg beschränkt, und um uns diesen Weg ausreichend offen zu halten, bedürfen wir unbedingt einer starken Flotte. Bei einem Kriege mit unseren Nachbarn kann daher die Mitwirkung einer solchen für den Unterhalt des Heeres sowie der Landeseinwohner unter Umständen für die Führung des Krieges vom allergrößten Werth sein.

* *
*

Die vorstehenden Betrachtungen ließen sich durch Eingehen auf andere Kriege noch wesentlich umfassender gestalten und aus denselben sich dann auch noch weitere zu beachtende Lehren entwickeln, sie genügen jedoch bereits, um aus ihren Ergebnissen die wesentlichsten Punkte festzustellen, welche zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage: In wie weit eine Vermehrung der Flotte auch von Werth für die Armee ist, dienen können. Diese Ergebnisse lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen:

Die heutige Ausbreitung der Interessensphäre aller großen Staaten schließt die Möglichkeit von Konflikten auch in fernen Meeren und auf fremden Erdtheilen in sich.

Manche der sich dabei ergebenden Aufgaben muß eine Flotte aus eigenen Kräften zu lösen in der Lage sein; andere aber werden nur durch das Auftreten von größeren Abtheilungen der Armee erfüllt werden können.

Es tritt hinzu, daß auch bei einem Kriege in entfernteren Welttheilen die Sicherung unserer eigenen Küsten und Kolonien sowie die unserer übrigen Handelsbeziehungen in Betracht kommen

und auch für diese Zwecke die Verwendung maritimer Kräfte erforderlich werden kann.

Alle diese Aufgaben lassen sich aber nur durch das Vorhandensein einer starken Flotte lösen. Ohne eine solche vermag auch die Kraft unserer Armee auf diesem Gebiete der Kriegführung nicht verwerthet zu werden.

Zu einer Kriegführung über See können die Verhältnisse uns nöthigen, wenn wir auch in Zukunft die Stellung behaupten wollen, die wir heutigen Tages einnehmen. Wir müssen diese Stellung aber behaupten, sonst verlieren wir unsere politische Bedeutung und gehen unserem wirthschaftlichen Untergang entgegen.

Die Stärke unserer Flotte ist in dieser Richtung zunächst nach den maritimen Mitteln zu bemessen, welche uns die außereuropäischen größeren Mächte im Einzelnen entgegenzustellen vermögen, unter Hinzufügung der Zahl von Schiffen, die auch bei einem derartigen Zusammenstoße anderweitigen Zwecken nicht entzogen werden dürfen.

Dieselben Gesichtspunkte bleiben maßgebend, wenn es sich um den Krieg mit einer europäischen Macht handelt, deren Gebiet wir nur auf dem Seewege zu erreichen vermögen. Eine Offensive nach England hinein kommt hierbei zunächst nicht in Betracht, wohl aber muß eine solche jedem anderen der betreffenden Staaten gegenüber im Auge behalten werden, und es tritt alsdann auch hier der oben angeführte Grundsatz in Bezug der Stärke unserer Flotte in volle Gültigkeit.

Anders liegen die Verhältnisse, wenn man einen kriegerischen Zusammenstoß mit unseren kontinentalen Nachbarn ins Auge faßt, aber auch hierbei wird eine starke Flotte eine Unterstützung für die Operationen der Armee zu bieten vermögen, die unter Umständen sogar von gewichtigem Einfluß sein kann.

Den kleineren Nachbarstaaten gegenüber würde, soweit sie am Meere liegen, unserer Armee in einer die See beherrschenden Flotte schon dadurch eine wesentliche Unterstützung geboten werden, als man dann befähigt ist, den Angriff von zwei Seiten — zu Lande und gleichzeitig zur See — ausführen zu können. Dänemark gegenüber würden sich die Operationen der Armee vorzugsweise auf die Flotte stützen müssen, unter Umständen sogar völlig von ihr abhängig gemacht werden.

In Bezug auf die größeren Nachbarstaaten bleibt es jedoch bestehen, daß die Niederwerfung des Gegners nur durch den Kampf auf dem Lande zu erfolgen vermag; vom Ausgange desselben wird auch das Schicksal der Kolonien berührt.

Die Ueberlegenheit, welche unsere Armee 1870 über ihren damaligen Gegner besessen hat, ist ziemlich ausgeglichen; ein Ueberschuß von Kräften, um denselben zu Landungen zu verwerthen, ist jetzt zu Anfang eines Krieges hier auf beiden Seiten schwerlich vorhanden; nicht ausgeschlossen bleibt ein solcher Versuch jedoch bei einem glücklichen Fortgange des Feldzuges, auch darf man die Möglichkeit eines solchen Seitens Rußlands bereits beim Beginn der Operationen nicht völlig aus dem Auge lassen.

Von dem Ausgange des Kampfes zur See können aber auch die Operationen zu Lande wesentlich beeinflußt werden. Beherrscht unsere Flotte das Meer, so wird sie nicht nur im Stande sein, kleinere Expeditionen des Heeres an der Küste zu unterstützen, sondern sie wird auch ermöglichen, größere Heeres-Abtheilungen nach wichtigen Gegenden des feindlichen Gebietes überzuführen und durch Beherrschung der betreffenden Küste diesen eine gesicherte Operationsbasis zu gewähren.

Sind wir dagegen nicht in der Lage, uns auf der See zu behaupten, so wachsen die Ansprüche, welche die Behauptung unserer Plätze und die Sicherung wichtiger Punkte an die Armee machen, und entziehen derselben Kräfte, deren Stärke einen recht bedeutenden und für den Hauptzweck äußerst empfindlichen Umfang gewinnen kann, wenn der Gang der Operationen auf dem Lande einen für sie ungünstigen Verlauf nimmt und die Gefahr einer Landung des Feindes droht.

Als wichtigstes Moment aber bleibt, daß sehr wohl Umstände eine Kombination herbeizuführen vermögen, durch welche der Verlust einer Beherrschung des Meeres die Verpflegung der operirenden Armee und gleichzeitig der übrigen Bevölkerung in bedenklicher Weise in Frage stellen kann.

So wird auch im Kampfe mit den kontinentalen Nachbarstaaten die Forderung nach einer starken Flotte, welche jeder einzelnen derselben gewachsen ist, eine vollberechtigte. Der Armee wird eine solche die Möglichkeit bieten, ihren Operationskreis zu erweitern und dadurch schneller die Beendigung eines Krieges herbeizuführen, sie wird ihr unter Umständen eine Verstärkung an Mannschaften und Geschützen gewähren, die

Schwächung der eigenen operativen Kraft durch zahlreiche Abgaben zur Sicherung der Küsten verhindern und vor Allem dazu beitragen, die Schwierigkeiten der Verpflegung zu lösen.

Armee und Flotte müssen stets in Achtung gebietender Stärke erhalten bleiben, sollen sie ihre Aufgaben voll erfüllen. In Bezug auf die Flotte aber gilt es bei uns, Zurückgebliebenes nachzuholen, und dies muß so schnell als wie möglich und in völlig ausreichender Weise geschehen.

Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin in zwei Jahrhunderten.

Von

Friedrich Paulsen.

Die Akademie rüstet sich zur Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens. Sie hat dazu sich selber als Festgabe ihre Geschichte bescheert, Harnack hat sie geschrieben.*) Vielleicht ist mancher einen Augenblick überrascht gewesen, als er hörte, daß die gelehrte Körperschaft den Theologen und Kirchenhistoriker mit dieser Aufgabe betraut habe oder daß dieser sich damit habe betrauen lassen. Wer nun das vollendete Werk liest, wird sagen: eine bessere Wahl hätte nicht getroffen, besser hätte die Aufgabe nicht gelöst werden können. Alle die Vorzüge, die wir an Harnack's Arbeiten gewohnt sind, sind auch diesem Werke in vollem Maße eigen: die erstaunliche Arbeitskraft, die in der Bewältigung des sehr umfangreichen Materials sich zeigt, die bewunderungswürdige Leichtigkeit, mit der die Masse des Stoffes disponirt, gegliedert und zum Ganzen gefügt ist, das nun mit seinen großen Umrissen dem Leser deutlich vor Augen steht, die sichere Zeichnung der Zeiten und der wechselnden Verhältnisse, das eindringende Verständniß für das Persönliche, die

*) Adolf Harnack, Geschichte der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 2 Bände. 4°. Der erste Band enthält in zwei Theilen (auf 1091 Seiten) die geschichtliche Darstellung; der erste Theil umfaßt die Zeit von der Stiftung bis zum Tode Friedrichs d. Gr., der zweite die Zeit bis zur Gegenwart. Der zweite Band (660 Seiten) bringt Urkunden und Aktenstücke aller Art. Durch die Freundlichkeit des Verfassers ist das Werk mir schon vor der Veröffentlichung, die erst zur Festfeier erfolgen wird, zugänglich gemacht worden.



kraftvolle, plastische Ausführung der großen historischen Gestalten, die freie Zeichnung auch der Nebenfiguren, die sich bis auf die Randfiguren in den Anmerkungen erstreckt, die billig abwägende Würdigung, die auch am Schwächeren das Gute suchende und anerkennende Milde des Urtheils, die vollendete Herrschaft über die Sprache, die Fülle anziehender allgemeiner Bemerkungen, die den geschichtlichen Vortrag begleitet. Man hat die Empfindung: die Kirchengeschichte ist eine gute Schule des Historikers. Und noch eins: eine offizielle Festschrift zu schreiben, die nicht trocken und langweilig ist, eine Rede in honorem zu halten, die nicht überschwänglich und unwahr wird, ist keine leichte Aufgabe. Harnack hat sie gelöst; er ist der Gefahr des langwierig-aktenmäßigen Stils ebenso entgangen als der Gefahr, in öde Lobrednerei zu fallen. Er sieht und sagt, was Gutes zu sagen ist, mit freudiger Anerkennung; aber er geht auch an der Kehrseite der Dinge nicht vorüber.

Zur allgemeinen Orientirung über das Werk schicke ich noch dies voraus. Die Geschichte der Akademie zerfällt in zwei Hälften, oder es sind eigentlich zwei Akademien, die des 18. Jahrhunderts und die gegenwärtige, deren Geschichte mit der Reorganisation von 1812, gleichzeitig mit der Errichtung der Universität, beginnt. Die Geschichte der ersten Akademie ist, man darf wohl sagen, in abschließender Weise geschrieben. Die der andern läßt eine derartige Behandlung noch nicht zu; wir haben noch nicht den genügenden Abstand, wir können sie nicht vom Standpunkt des Ausgangs übersehen. Besonders gilt das für die Gegenwart, die mit den 70er Jahren beginnt. Sie ist daher nur skizzirt. Für die erste Hälfte des Jahrhunderts ist die Darstellung der Begebenheiten und ebenso der hervorragenden Persönlichkeiten eingehender; eine Reihe von Bildern ist mit Künstlerhand entworfen, Schleiermacher, die beiden Humboldt, Ranke u. A. Doch gehören sie nicht, wie die Akademiker des 18. Jahrhunderts, ganz der Akademie, und eine endgültige Würdigung ihres Werkes ist überall noch unmöglich.

Ich will nun im Folgenden an der Hand des großen Werkes einige Züge aus der Geschichte der Akademie herausheben, die auch für einen größeren Kreis ein Interesse haben. Es spiegeln sich in ihren wechselnden Geschicken die wissenschaftlichen Zustände des deutschen Volkes und auch ein gut Stück unseres öffentlichen Lebens. Möge der Leser darin die Aufforderung finden, das Werk selbst zur Hand zu nehmen.

I.

Die Gründung der Berliner Akademie fällt zusammen mit dem tiefsten Stand des Ansehens und des Einflusses, den die deutschen Universitäten während ihres mehr als fünfhundertjährigen Bestehens überhaupt erreicht haben. Die Bestimmung der Akademie, im Geiste ihres Urhebers Leibniz, war keine andere als die: den absterbenden Universitäten die Aufgabe, die sie zu lösen nicht im Stande seien, aus der Hand zu nehmen: die Arbeit an der Wissenschaft. Die alten gelehrten Anstalten hätten sich dann auf die Aufgabe eines schulmäßig vorbereitenden Unterrichts in den Wissenschaften zurückzuziehen gehabt.

Es ist nicht so gekommen. Die Universitäten haben sich die herrschende Stellung im Wissenschaftsbetrieb unseres Volkes wieder erobert. Die Universität, von der diese Bewegung ausgegangen ist, war wenige Jahre vor der Akademie gegründet worden, es ist Halle, der Göttingen nach wenig Jahrzehnten folgte. Aber zu der Zeit, wo Leibniz seine bildungspolitischen Anschauungen festlegte, sah es in der That auf den Universitäten fast hoffnungslos aus. Schon am Ende des 16. Jahrhunderts waren sie innerlich in Erstarrung gefallen; auf den katholischen herrschten die Jesuiten, auf den protestantischen die beinahe noch ängstlichere Orthodoxie des Landeskirchenthums. Dann war der große Krieg gekommen und hatte die alten deutschen Bildungsstätten mit dem Schlamm barbarischer Verwilderung bedeckt hinterlassen. Kaum daß von den alten Bildungselementen, der Theologie, den Sprachen und der scholastischen Philosophie sich einiges erhalten hatte. Gegen die neuen Wissenschaften, Mathematik, Astronomie, Physik, Mechanik waren sie durch den herrschenden Aristotelismus und den Zunftzwang der Statuten abgesperrt.

Das Letztere gilt übrigens nicht bloß von den deutschen Universitäten. Die neuen Wissenschaften und die neue Weltanschauung und Philosophie, die auf ihnen sich aufbaute, sind überall außerhalb des zünftigen Universitätsbetriebes erwachsen; ich brauche nur an die Namen Galilei, Kepler, Baco, Descartes, Hobbes zu erinnern. Von der Kirche und dem Universitätswesen, das noch in ihrem Bann stand, sahen sie sich überall zurückgestoßen; sie suchten und fanden Anlehnung und Schutz in der höfischen und vornehmen Welt. Hier ist zuerst die Herrschaft des starren Konfessionalismus, die Herrschaft der Streittheologie gebrochen, hier zuerst die Furcht vor neuen Gedanken gewichen; ja selbst ein

kleiner Stich in's Profane erregte hier kaum Anstoß: die vornehme Gesellschaft war in diesem Punkt bekanntlich recht lax, bis sie, durch die französische Revolution aufgeschreckt, fromm wurde, oder wenigstens vorsichtig.

Das war die Lage der Dinge in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Sie ist durch zwei Stücke charakterisirt: 1) Abwendung von den theologischen Studien und der dogmatischen Denkweise bis zum Indifferentismus; Hinwendung zur mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschung, gegründet auf Vernunft und Erfahrung, bis zum Enthusiasmus. 2) Abwendung von der alten Organisationsform der Wissenschaften in den Universitäten mit ihrer abgelebten fruchtlosen Wortgelehrsamkeit, Hinwendung des Blickes auf die Höfe, den Staat, als Träger der neuen, zeitgemäßen Bildung. Der moderne Staat und die moderne Wissenschaft sind mit einander entstanden. Was sie verband, das war ein gleichgerichteter Glaube, der Glaube an die Macht des menschlichen Geistes über die Dinge, die Hoffnung und der Wille, eine neue und unerhörte Zukunft voll gesteigerter Lebensbethätigung, erhöhter Kultur und erhöhten Glückes herbeizuführen. Niemals ist der Glaube an die Macht der Vernunft über die Dinge und Verhältnisse größer gewesen als in dem Zeitalter, das, Baco und Descartes an der Spitze, auszog die Welt durch die Wissenschaft zu erobern und durch die Technik zu unterwerfen. Und auch dieser Glaube hatte, wie aller Glaube, etwas von religiösem Charakter; auch er schuf sich seinen Gott: statt des alten Theologengottes, der mit Eifersucht über den rechten Glaubensformeln und gottesdienstlichen Ordnungen wacht, einen Gott, der als allgemeine Weltvernunft dem Universum vorsteht, dessen Reich die wahre Philosophie und die allgemeine Bildung und Kultur ist. Und so schuf er sich seinen Himmel, den Himmel auf Erden statt des jenseitigen Himmels, der dem Auge mehr und mehr entschwand, seitdem die Reformation ihn entvölkert hatte, seitdem die neue Kosmologie auch seine Stätte in der unendlichen Wirklichkeit nicht mehr zu finden wußte.

Und dieser neue Geist suchte nun seinen Körper. Er fand ihn in den „wissenschaftlichen Gesellschaften", wie sie als freie Organisation Suchender und Forschender in jener Zeit überall spontan entstanden, in Italien, in Frankreich, in England, in Deutschland. In England und Frankreich vollzog sich dann in den 60er Jahren die offizielle Verbindung der modernen Wissenschaft mit dem

modernen Staat durch die Erhebung der privaten Sozietäten zu „königlichen Gesellschaften" mit öffentlich anerkannter Stellung.

Diese Situation fand Leibniz vor; aus ihr ist sein eigenstes Werk, die Gründung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin hervorgegangen.

Mit einer meisterhaften Charakteristik Leibnizens setzt Harnack's Geschichte der Begründung der Akademie ein; sie hebt die starken Seiten seines Wesens hervor, die Schwächen werden, dem Aufmerksamen hinlänglich sichtbar, angedeutet.

Die Persönlichkeit Leibnizens war wie prädestinirt für ein solches Werk. Vor allem: er umfaßte in seinem universellen Geist alle Wissenschaften; er war heimisch als selbständiger Erfinder in der Mathematik und den Naturwissenschaften, er war nicht minder als Forscher heimisch in den geschichtlichen Wissenschaften. Ueberall aber ging er, ein Philosoph, nicht ein Polyhistor, auf die wesentliche Einheit alles Wissens, sie war ihm zuletzt durch das praktische Interesse gegeben: die Menschheit, zunächst das deutsche Volk, auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu heben. Er war ein politischer Mann, im Aristotelischen Sinne des Worts, die Entwickelung, Steigerung, Sammlung und Richtung aller Kräfte zu dem einen Zweck, dem vollkommenen Leben (dem εὖ ζῆν) ist sein Augenmerk. Darum schätzte er nichts gering, er suchte und fand überall das Brauchbare an den Gedanken und Personen. Ueberall war er auf Vermittelung und Zusammenführung gerichtet, das politische Leben verläuft überall, nach Bismarck's Wort, in Kompromissen. Er vermittelte zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Fürstenthum und Kaiserthum, zwischen Welfen und Hohenzollern, zwischen P. Bayle und den Jesuiten, zwischen Scholastik und moderner Wissenschaft, zwischen Plato und Demokrit, Aristoteles und Cartesius, Idealismus und Materialismus: wo er einen Zwiespalt sah, ging er sogleich daran, ihn zu überbrücken, wobei es ihm dann freilich auch wohl widerfuhr, in den Spalt zu fallen.

So steht er als das große „Sowohl — als auch" am Eingang der Geschichte der Akademie, am Eingang der Geschichte des 18. Jahrhunderts in Deutschland. Das ist seine Stärke; es ist auch seine Schwäche. Es fehlte ihm, wie Harnack sagt, an der „Kraft der Exklusive". Und das hängt denn freilich, wie weiter trefflich ausgeführt wird, mit seinem innersten Wesen zusammen: es hat mehr Breite als Tiefe. Leibniz hat ungeheure Talente, aber es fehlt ihm die Tiefe des Genies, fast kann man sagen:

seine ganze Persönlichkeit hat etwas Flächenhaftes. Darum ist in seinem Denken und Thun nirgends die herrschende innere Nothwendigkeit; der Geist kommt nicht über ihn und zwingt ihn, diese eine Aufgabe zu lösen, sondern er läßt sich die Aufgabe durch die jedesmaligen Umstände stellen; gelingt es nicht, sie zu lösen, nun, es giebt tausend andere Aufgaben, tausend andere Orte, wo man ansetzen kann. Er hat eine unglaubliche Ausdehnung der Interessen, eine Ubiquität der Theilnahme an allem, was die Zeit bewegt, die immer wieder in Erstaunen setzt; Herbart's Bildungsideal, das „gleichschwebende Interesse", es ist niemals vollkommener verwirklicht worden. Es giebt kein Gebiet, wo er sich nicht umgesehen, wo er nicht wenigstens einen Ansatz zu arbeiten gemacht hätte; es giebt keinen Weg zur Förderung der Kultur der Menschheit, den er nicht gegangen wäre; fast kann man sagen: es ist im ganzen 18. und 19. Jahrhundert nichts geschehen, was Leibniz nicht irgendwie vorbedacht hat; hat er doch, um an jüngste Vorgänge zu erinnern, die Erschließung Chinas, seine Angliederung an das abendländische Kultursystem als ein wichtiges Interesse sein Leben lang im Auge gehabt.

Aber eben diese ungeheure Breite seiner Interessen ist auch sein Verhängniß; er bringt es zu keiner ganz großen Leistung. Seine Schriften haben alle etwas von Gelegenheitsarbeiten. Es gab eben keine Sache, keinen Gedanken, der ihn ganz besaß. So in der Philosophie, er hat eine unendliche Fülle fruchtbarer Gedanken und Gesichtspunkte mit verschwenderischer Hand in zahllosen Aufsätzen und Briefen ausgestreut. Aber er hat kein großes Werk geschaffen, das eine beherrschende Stellung, wie Spinoza's Ethik oder Kant's Kritik, einnähme.

Dasselbe Wesen spiegelt sich in seinen persönlichen Verhältnissen. Er hat einen unermeßlich weiten Kreis, mit dem er in Verkehr, vor allem in brieflichem Verkehr steht; es giebt ja wohl unter seinen Zeitgenossen kaum einen bedeutenderen Mann in der politischen oder der geistigen Welt, mit dem er nicht einmal Anknüpfung gesucht hätte. Aber, mit Frau Martha Schwerdtlein zu reden, sein Herz hat sich nicht irgendwo gebunden. Und so ist's ihm denn auch wie dem Mephistopheles gegangen, man hat ihn überall recht fröhlich aufgenommen; aber er hatte kaum einen eigentlichen Freund, keinen Schüler, keinen Menschen, der mit dem Herzen an ihm hing. Als er starb, ist wohl überall in der Welt davon die Rede gewesen, aber es wird kein Auge naß geworden sein.

Das ist der geistige Stifter der Akademie, ein Mann, wie gemacht, Akademien zu stiften, wie denn auch eine ganze Reihe von weiteren Stiftungen auf seine Anregungen zurückgehen.

In dem großen Saal der Geschichte der Philosophie hängt neben dem Bilde Leibnizens das Bild Spinoza's. Es sind zwei Typen des Gelehrten, des Philosophen, die in den beiden Bildern in vollkommenster Ausprägung sich darstellen: der Philosoph für die Welt, der seine Gedanken immer mit Beziehung auf einen Fall, eine Frage, ein Interesse, eine Person denkt und formt, und der philosophus sibi sapiens. Spinoza lebt in der Einsamkeit und Stille; er will nichts machen, er will nichts erreichen, weder für sich selbst, noch für das allgemeine Wohl, le bien public, wofür thätig zu sein Leibniz unermüdlich versichert. Er will nichts als die Wahrheit; sein einziges Geschäft in der Welt ist: seine eigenen Gedanken zu Ende zu denken und ihnen die Form eines Systems ewiger Wahrheiten zu geben, wie es Euklides für die Geometrie gelungen ist.

Von beiden Männern sind bedeutende Wirkungen ausgegangen, sie dauern noch heute. Sie gleichen in ihrer Art den Urhebern: die Wirkungen Leibnizen's sind breiter, die Spinoza's sind tiefer. Leibniz wird in Festreden seiner Akademie alljährlich gefeiert, Spinoza's Ethik wird in der Stille gelesen und erwirbt ihm Verehrung und Liebe. Die Geschichte theilt gerecht; beide würden mit der Art, in der ihre Wirksamkeit dauert und Anerkennung findet, zufrieden sein.

Ich berichte nun kurz über die Geschichte der Gründung; sie ist in unserm Werk mit erschöpfender Quellenbenutzung so eingehend behandelt, daß die Arbeit nicht noch einmal gethan zu werden braucht. Der erhebenden Momente sind darin nicht eben viele. Die ökonomische Fundirung war eine Sache endloser peinlichster Plackereien, und unter den neben Leibniz betheiligten Persönlichkeiten ragt keine über eine ehrenvolle Mittelmäßigkeit hervor.

Der Plan zur Organisirung der wissenschaftlichen Arbeit geht bei Leibniz bis in die Jünglingsjahre zurück. Als der 21 jährige nach Mainz ging, brachte er den Anschlag schon mit. Es verlohnt sich doch, einen Blick auf diese Gedanken zu werfen. Ein Entwurf vom Jahre 1668 (Urkundenbuch 2a) macht dem Kurfürsten von Mainz, in dessen Dienste er sich begeben hatte, den Vorschlag: directionem rei librariae et litterariae im Reich an sich zu ziehen. Dazu gehöre vor allem „censura librorum, damit nichts schädliches

spargiret werde", als z. E. der Hippolytus a Lapide vor diesem, der Mozambanus unlängst gethan, die gewißlich die Gemüther verstört und exulcerirt haben; welche Zensur sich aber nicht mit hinterherkommender Konfiskation begnügen dürfe, dadurch die Bücher bisweilen nur mehr bekannt und gesucht werden, „da sie anfangs mit guter Manier in der Stille supprimirt werden könnten." Als Erzkanzler des Reichs könne der Kurfürst dieses Geschäft vielleicht aus seinem eigenen Recht üben; „dieweil cancellariatu alles was Briefe, Schriften, Urkunden, ja was nur Papier heißt, es sei bedruckt oder beschrieben, seine Dependenz hat."

Daran schließt sich gleich der Vorschlag, eine Societas Eruditorum Germaniae zu begründen, die der Kurfürst als Direktor durch seine Deputation leiten werde. Ihre Aufgabe wird die positive Förderung des wissenschaftlichen Lebens sein, z. B. dadurch, daß sie den Austausch zwischen den Gelehrten und den gelehrten Gesellschaften organisirt, allgemeine indices anfertigen läßt, die Uebel des Buchwesens aus dem Grunde hebt, die darin bestehen, „daß die besten Sachen nicht gedruckt werden, dagegen viel schlechte und überflüssige Schriften gedruckt werden und alle ohne Plan und Ordnung". „Kein Buch soll gedruckt werden, worin der Verfasser nicht im Vorwort anzeigt, was er darin für das gemeine Wesen Nützliches, bisher aber Unbekanntes beigebracht habe. Und eben dies soll er auch drinnen im Buch hervorheben, daß man es vollständig ausziehen kann. Hat jemand das ganze Buch mit seinen Gedanken und Experimenten voll, so soll er doch, was nach seiner Ansicht besonders wissenswerth ist, hervorheben. Dies wird Viele abhalten, thörichte Dinge zu schreiben." In einem etwas späteren ausführlichen Entwurf für diese Sozietät (Urk.-Band 3) kommt Leibniz hierauf zurück: es soll Anstalt gemacht werden: „daß der Kern aus den Büchern gezogen und vortheilhafte leichte loci communes gemacht werden, alles in Ordnung und Indicibus zu haben, also armen Studiosis Unterhalt zu schaffen, ihre Studia zu kontinuiren und doch dabei mit ihrem und der Sozietät Nutzen ihr Brod zu verdienen". Dazu soll die Sozietät auch für die Verbesserung des Erziehungswesens, der Medizin, der Manufakturen, der Kommerzien u. s. w. sorgen, so daß „Puppen Werk dagegen, was die engländ- und französische Sozietäten ihren institutis et legibus nach ausrichten können".

Man sieht, es sind weit ausschauende, aber noch recht unreife und zugleich etwas allzu polizeimäßige Pläne; wir werden keine

Ursache haben zu bedauern, daß das Reich sich nicht beeilte, den Rathschlägen seines jüngsten Rathes, der eben das zwanzigste Lebensjahr überschritten hatte, Folge zu leisten. Ob man in Mainz sich damit überhaupt beschäftigt hat? Vielleicht ebensowenig, als die Polen sich über seine Demonstration über die Polnische Königswahl, oder Ludwig XIV. über seine consilium Aegyptiacum Kopfzerbrechen gemacht haben.

Dreißig Jahre lang mußte Leibniz trotz seiner drängenden Eile sich gedulden bis die Verwirklichung des Planes einer gelehrten Gesellschaft in greifbare Nähe rückte. In Hannover, wo er seit 1677 in Diensten des Hofes stand, fand er gar keinen Boden dafür. Da kam von unerwarteter Seite, aus dem Brandenburgischen, ein Hoffnungsschimmer: die Churfürstin Sophie Charlotte, eine Tochter Johann Friedrich's von Hannover, so berichtete man ihm 1697, wünsche in Berlin ein Observatorium zu haben. Leibniz griff mit beiden Händen zu: ein Observatorium, und eine Gesellschaft der Wissenschaften! Er hatte schon 1694 Anknüpfungen in Berlin gesucht, um Pufendorf's Nachfolger als Historiograph zu werden. Jetzt ruhte er nicht, bis eine in Aussicht gestellte Einladung nach Berlin, dem Weltzentrum der Wissenschaften und Kunst — je sais que cette capitale est maintenant le siége des sciences et des beaux arts et on peut dire que Salomon et la Reine de Saba s'y trouvent à la fois, schreibt er der Kurfürstin — endlich erging und befolgt werden konnte: es war im Frühjahr 1700, daß Leibniz zum ersten Mal Berlin sah.

Schon vor seiner Ankunft, am 19. März, hatte der Kurfürst auf den Antrag des Hofpredigers Jablonski die Errichtung einer Akademie und eines Observatoriums befohlen. Man hatte ihm die Wichtigkeit der neuen Anstalt für den Glanz und die Größe seines Namens von allen Seiten ins hellste Licht gestellt und zugleich die beruhigendsten Versicherungen darüber gegeben, daß ihm die Sozietät nichts kosten würde als ein Wort, er brauche ihr bloß für den Kalender, den der Astronom herstellen werde, das Monopol in seinen Staaten zu geben; man schätzte den Jahresüberschuß auf 2500 Thaler.

Am Sonntag, den 11. Juli 1700, erließ Friedrich III. den von Leibniz entworfenen Stiftungsbrief einer „Societät derer Scientien".

Als ihre Aufgabe wird darin bezeichnet, dahin zu trachten: „daß vermittels betrachtung der wercke und Wunder Gottes in

der Natur, auch anmerckung, Beschreib- und Ausübung derer Erfindungen, Kunstwercke, geschäffte und Lehren, nützliche Studia, Wissenschaften und Künste, auch dienliche Nachrichtungen, wie die nahmen haben können, excoliret, gebessert, vollgefasset und recht gebrauchet, und dadurch der Schatz der bisher vorhandenen aber zerstreüten menschlichen Erkänntnüssen nicht allein mehr und mehr in ordnung und in die enge gebracht, sondern auch gemehret und voll angewendet möge".

Dazu tritt eine zweite Aufgabe, und diese hatte der Kurfürst selbst gestellt: es soll von der Sozietät „was zu erhaltung der Teütschen Sprache in ihrer anständigen reinigkeit, auch zur ehre und zierde der Teütschen Nation gereichet, absonderlich mitbesorget werden, also daß es eine Teütsch gesinnte Societät der Scientien seye, dabey auch die ganze Teütsche und sonderlich Unserer Lande Weltliche und Kirchenhistorie nicht verabsäumet werden solle".

Endlich kommt noch ein Drittes, der Missionszweck, hinzu: sie soll sich auch der Fortpflanzung des wahren Glaubens und christlicher Tugenden angelegen sein lassen; es stecken vor allem die alten Absichten Leibnizens auf China dahinter.

Der Kurfürst ernannte sich selbst zum Protektor, Leibniz zum Präsidenten der Akademie und zum Geheimen Rath. Es wurde dann von Leibniz eine ausführliche Instruktion für die Mitglieder ausgearbeitet, endlich ein Siegel angefertigt: ein Adler, von der Stadt Friedrich's zum Himmel aufstrebend mit der Umschrift: cognata ad sidera tendit. Er ist auf dem Einband unseres Werks aufgedruckt.

Damit schien nun aber auch die Kraft oder der Wille des Kurfürsten zu Anstrengungen und Leistungen für die Sache erschöpft. Die Sorge für den Glanz der bald darauf erworbenen Königskrone nahm Mittel und Sorge ganz in Anspruch. Die ganze Geschichte der Akademie unter den beiden ersten Königen ist eigentlich eine unablässige Misère: es fehlte beständig an Geld, es fehlte auch an wirklichem Interesse für die Sache. Der Ertrag des Kalenderprivilegs, das auf vielfachen Widerstend stieß und für die Gesellschaft ein wahres privilegium odiosum war, vor allem durch die Nothwendigkeit, die Verfolgung fremder Kalender zu handhaben, blieb hinter den Erwartungen zurück; auch mit dem Seidenmonopol, das 1707 erreicht wurde, hat sie keine Seide gesponnen. Der Bau des Observatoriums, worin sie ihre Räume

erhalten sollte, schleppte sich endlos hin. Nur die unermeßliche Zähigkeit eines Leibniz war vermögend, seine Stiftung doch am Leben zu erhalten. Erst im Jahre 1710 konnte der erste Band ihrer Schriften veröffentlicht werden: **Miscellanea Berolinensia.** Endlich, am 19. Januar 1711, erfolgte die feierliche Eröffnung. Aber der Hof war nicht dabei, und auch Leibniz war nicht dabei, ja, in den Eröffnungsreden wurde nicht einmal sein Name genannt. Man war ihm längst nicht mehr günstig gesinnt; als er bald darauf nach Berlin kam, wurde er als welfischer Spion angesehen und überwacht.

Ein Anderer hätte nach solchen Erfahrungen, wie sie Leibniz in Hannover und nun auch in Berlin gemacht hatte, mit dem Hallenser Fr. Hoffmann gesagt: **in aulis est splendida miseria, imo omnis aularum ratio liberalibus ingeniis est inimicissima** (S. 184), und sich nach einem stillen Ort umgesehen, um im Verborgenen seiner Wissenschaft zu leben. Leibniz nicht so. Er richtete alsbald den Blick auf zwei andere Höfe, den russischen, er hatte mit Peter dem Großen wiederholte Zusammenkünfte in Deutschland, und den kaiserlichen Hof in Wien, wo er sich 1712 bis 1714 aufhielt. Er wurde Russischer Geheimrath (mit 1000 Thl. Gehalt) und Reichshofrath in Wien. Mit der Organisation der Wissenschaft wollte es freilich auch in diesen Ländern einstweilen nicht vorwärts gehen. Harnack bemerkt dazu: „Nicht ohne phantastischen Schimmer und politische Naivität war die letzte Idee seines Lebens, Oesterreich und Rußland zugleich wissenschaftlich zu regiren und sich dabei auf die braunschweigischen Prinzessinnen (die dorthin verheirathet worden waren) zu stützen. Bedenkt man, daß er dabei den Zusammenhang mit Berlin nicht aufgab, ferner fortfuhr, als Geschichtsschreiber für seinen hannoverschen Landesherrn zu arbeiten, weiter sehnlichst wünschte, englischer Historiograph zu werden, und sich endlich eine Thür offen hielt, um sich eventuell in Paris bei der Akademie niederzulassen, so kann man sich allerdings nicht wundern, daß keines der Eisen, die er im Feuer hatte, glühend wurde" (S. 182).

Am Schluß des Lebens erfuhr er noch eine schwere Kränkung durch seine Berliner Stiftung. Als der neue König Friedrich Wilhelm I. (seit 1713) der Akademie ihre geringen Einkünfte durch Anweisungen auf ihre Kasse noch weiter schmälerte, kam das Direktorium zu dem Entschluß, den Präsidenten in partibus als nicht mehr vorhanden anzusehen, und bat den König, das bisher

von ihm bezogene Jahrgehalt von 600 Thlrn. unter sich vertheilen zu dürfen (1714). Der König ging darauf nicht ein, setzte aber das Gehalt auf 300 Thlr. herab, das übrigens auch bald in Wegfall kam.

Harnack urtheilt hart über diesen Vorgang; es sei das dunkelste Blatt in der Geschichte der Sozietät. Gewiß, von moralischer Delikatesse zeugt es nicht. Indessen Harnack bringt selbst Thatsachen bei, die zu einiger Entlastung dienen können. Die Berliner Mitglieder hatten für ihre Arbeiten noch nicht einen Pfennig erhalten, außer dem Astronomen und dem Sekretär, die 500 und 400 Thlr. jährlich bekamen. „Wir haben nun 14 Jahre, so sagen sie in ihrer Eingabe, die Besorgung des Status und Aufnehmens der Societät ohne den geringsten Genuß einiger Ergeßlichkeit treulich verwaltet", wogegen Leibniz, dem 600 Thlr. jährlich zugesagt waren, in den 14 Jahren doch 6900 Thlr. bezogen habe, 1800 Thlr. seien rückständig. Nun kam dazu, daß Leibniz in Wien engagirt schien, es wurde sogar behauptet, daß er zum Katholizismus übergegangen sei. Vielleicht hatte es auch einem oder dem andern einmal die Galle erregt, daß Leibniz, der immer und überall von seiner Arbeit und Sorge allein pour le bien public redet, es doch immer so zu fügen wußte, daß auch für ihn selbst dabei etwas an Würden, Ehren und Emolumenten abfiel.

Leibniz's Lebensausgang hat etwas Tragisches; als er starb, folgte ihm vom Hof in Hannover niemand zu Grabe, und seine Berliner Stiftung hat ihm keinen Nachruf gehalten; sie überließ sein Éloge der Pariser Akademie. Und doch ist es nicht eigentlich tragisch, er selbst hat es auch nicht so genommen, wie er denn auch die Korrespondenz mit den Berlinern nicht abgebrochen hat. Es fehlte ihm die Anlage für das Tragische, es gab für ihn keine Enttäuschung, über die er nicht hinweg konnte.

Harnack schließt seine Darstellung, nachdem er Leibnizens großes historisches Verdienst um die Bildung und die Wissenschaften in Deutschland gewürdigt, mit den treffenden Worten: „Und doch, sein tragisches Geschick ist kein ganz unverdientes gewesen. Er kannte eigentlich nur Dinge und Ziffern; sein Idealismus hatte etwas Frostiges. Darum fehlte ihm auch die Macht der Sprache und die Macht über die Menschen. Als Persönlichkeit hat er niemand gefesselt, geschweige Liebe und Hingebung erweckt. Wohl gab er mit vollen Händen überreichlich, aber jene hohe Kraft fehlte ihm, die den Menschen zum Menschen zwingt und ihn im

Innern bildet." (§ 214.) Leibniz, qui avait plus d'une âme, — so sagt einmal Friedrich d. Gr. von ihm; man könnte auch sagen: weniger als eine: er hatte Geist, aber keine Seele.

Seiner Stiftung aber waren noch härtere Erniedrigungen vorbehalten. Unter dem neuen Herrn ging die latente Geringschätzung, die sie unter Friedrich I. erfahren hatte — was leistet sie denn nun für den Glanz meiner Krone? — in offene Verachtung über: was leistet sie denn überhaupt Reelles? Daß er sie nöthigte, jährlich 1000 Thlr. von ihrer Armuth für das von ihm gestiftete medizinisch-chirurgische Institut zu zahlen mit der Begründung: „meine Sossiaetaet ist Vor der Veldt und Menschen beste die andehre nichts als der Dollen Menschen Ihre curieusitet" oder, wie es vorher heißt: Narrenpossen, war noch nicht das Schlimmste. Nach Leibnizens Tode gab er ihr erst Gundling zum Präsidenten, von dem Harnack urtheilt: „wäre er nicht ein moralischer Schwächling gewesen und ein Lump geworden, seine Kenntnisse und sein gesundes Urtheil hätten ihn zu der Stellung wohl befähigt". Dann folgten die eigentlichen Narren, die ganz verächtlichen Faßmann und Graben von Stein. Das Präsidentengehalt wurde von 1731 sub Titulo „Vor die sämmtlichen Königl. Narren" in Rechnung gebracht. Daß die Sozietät, die doch Männer wie die beiden Jablonski, La Croze, Frisch, Kirch u. A. zu den Ihrigen zählte, dies ertrug, darf man wohl als das dunkelste Blatt ihrer Geschichte betrachten. Freilich, hätte sie sich aufzulösen gewagt, am Ende hätte der König die Mitglieder mit der Hetzpeitsche in die Sitzungen treiben lassen. Er hätte seinen Spaß nicht entbehren mögen. Und an Lachern würde es auch diesem Schauspiel nicht gefehlt haben. Hic litterae non negliguntur modo, verum ut περιψήματα militum et aulicorum omni ludibrio traduntur, so schrieb La Croze noch vor der Ernennung Gundlings.

Ich fürchte, es kommt die Zeit, wo die an sich nicht ungerechtfertigten Rettungen des Königs, die im letzten halben Jahrhundert an der Tagesordnung sind, doch einmal wieder den advocatus diaboli gegen ihn vor die Schranken rufen. Die Schätzung des Reellen ist gut; aber die Verhöhnung des Ideellen ist nicht gut; daß der König eine Achtung vor der reinen Wissenschaft, die er nicht empfand, nicht heucheln mochte, ist ihm zur Gerechtigkeit zu rechnen; aber daß er sie zum Gespött hielt für sich und seine Umgebung, das bleibt unwürdig. Preußen hätte noch einen König von seiner Art nicht ertragen können, ohne geistig zu Grunde zu gehen.

II.

Mit dem Jahr 1740 beginnt ein neues Blatt in der Geschichte der Akademie. Oder eigentlich, sie kommt jetzt erst zum Leben, denn bisher hatte sie nicht gelebt; von ihrem Dasein unter Friedrich I. sagt Harnack, der Ansicht entgegentretend, daß sie erst unter seinem Nachfolger verkümmert sei: „sie war niemals lebendig gewesen — nur ihre Seele, Leibniz, war lebendig". Aber, die Seele war von ihrem Körper getrennt. Und das Dasein der Sozietät unter Friedrich Wilhelm I. war schlimmer als Nichtsein.

Man wird demnach der Gründung Leibnizens kein Unrecht thun, wenn man sagt: die im Jahre 1700 gestiftete Sozietät war eine Frühgeburt, die eigentlich todt zur Welt kam. Oder, wenn man lieber will, die Stadt Berlin und der Brandenburgisch-Preußische Staat war noch nicht reif für eine Akademie, es fehlte an Mitteln, es fehlte an persönlichen Kräften, es fehlte vor allem an Interesse für die Sache in den leitenden Kreisen. Leibnizens drängende Ungeduld hatte, aufgemuntert oder verführt durch die persönliche Theilnahme einer geistreichen Fürstin, die verfügbare lebendige Kraft überschätzt. Was Preußen und Berlin in jener Zeit war und bedeutete, in geistiger Hinsicht, das zeigte sich unter Friedrich Wilhelm I.

Friedrich der Große hat das geistige Preußen geschaffen. Er hat auch die Akademie geschaffen. Er war in geistiger Hinsicht ein Fremder im eigenen Lande; mit Kräften aus der Fremde hat er auch die Akademie eingerichtet und fremden Geist und fremde Sprache hat sie, so viel an ihr war, in Preußen zur Herrschaft gebracht, französischen Geist und französische Sprache. Vermuthlich war es das wirksamste Mittel, das Friedrich zur Verfügung stand, den deutschen Geist zum Leben aufzustacheln. Die intensive Berührung mit der französischen Bildung war wohl der geradeste Weg, für das deutsche Volk den Anschluß an die allgemeine europäische Kulturbewegung wieder zu gewinnen, den es schon am Ende des 16. Jahrhunderts verloren hatte. Und andererseits wird Goethe recht haben, wenn er meint: daß Friedrich die deutsche Literatur für gar nichts achtete, sei für sie der stärkste Antrieb gewesen, etwas zu werden.

Schon vor seiner Thronbestimmung war Friedrich entschlossen, eine neue Akademie einzurichten; er hat einmal an Voltaire als ihren Präsidenten gedacht. Gleich in den ersten Tagen seines Königthums schrieb er an den Italiener Algarotti und den Fran-

zosen Maupertuis eigenhändige und beinahe zärtliche Einladungsschreiben. Gleichzeitig ließ er den Philosophen Chr. Wolff in Marburg, den des Vaters grobdrahtiger frommer Zorn über die moderne Philosophie vor 17 Jahren aus Halle vertrieben hatte, und den berühmten Mathematiker Euler in Petersburg, einen geborenen Baseler, nach Berlin berufen.

Die Fremden kamen. Wolff kam nicht, er schlug Berlin und die Akademie aus, trotz wiederholter Bemühungen des Königs, der seine Philosophie als Kronprinz studirt und schätzen gelernt hatte. Wolff zog es vor, an die Hallesche Universität zurückzukehren, wo er denn in der That bald mit großem Gepränge seinen Einzug halten konnte; es war zugleich das Siegesfest der modernen Philosophie auf den deutschen Universitäten. Ratio vicit, cessat vetustas.

Wolff hatte mehr als einen zureichenden Grund nicht nach Berlin zu gehen; er legt sie dem Probst Reinbeck, der die Verhandlungen führte, dar. Vors Erste: „ich bin an meinen Füßen auf eine ganz besondere Art incommodiret, daß keine Kälte daran vertragen kann . . . Daher wohl ohne allen Abbruch meine Collegia abwarten können . . . Die Geschäfte aber bei der K. Sozietät würden gar sehr liegen bleiben, wenn ich wegen der Witterung zu viel zu Hause bleiben müßte." „Vor das Andere muß ich erinnern, daß ich zwar das Französische wohl verstehen kann, wenn ich es lese; aber nicht wenn es geredet wird, viel weniger selbst reden." „Drittens kann auch dieses nicht bergen, daß wenn in Connexion das Jus naturae et Gentium, die Moral und Politik fortschreiten soll, ich meine Ideen wohl konserviren und parat haben muß, nicht aber durch anders Lesen stören darf", wie es die Akademie fordern würde. Dahingegen ich „blos durch das akademische Lesen mir meine Ideen aufkläre, dieselbe konservire und familiär mache, so bin in dem Stande, meine Bücher wie einen Brief gleich aus der Feder in Connexion hinzuschreiben." (Urk. Bd. 249 ff.).

Es ist doch eine bemerkenswerthe Thatsache, diese Ablehnung der Akademie um einer Universitätsprofessur willen. Sie ist ein Anzeichen dafür, daß die Schätzung beider Anstalten gegen einander seit 1700 eine andere geworden war. Leibniz hätte Hof und Akademie, und sei es in Petersburg oder am Ende der Erde, jeder Universität vorgezogen. Wolff war durchaus nicht unempfänglich für äußere Auszeichnung; aber er fand, daß die Stellung an der Spitze der Halleschen Universität nicht geringer

anzuschlagen sei als die in Berlin ihm angebotene. Er hatte die ohne Zweifel richtige Empfindung, daß er in Berlin, bei Hofe oder an einer höfischen Anstalt nicht auf dem ihm gemäßen Boden sei, er fürchtete von der scharfen Zugluft wohl nicht bloß für die Füße, sondern auch für Kopf und Zunge, die nicht auf esprit und conversation eingeübt waren. Aber er empfand zugleich, daß ihm damit an Würde nichts abgehe. Die Universitäten waren, seit Halle als die erste moderne, auf dem Prinzip der libertas philosophandi gegründete Universität an die Spitze getreten war, in raschem Aufsteigen, und Wolff durfte sich sagen, daß er daran seinen Theil habe. Er hatte den Namen eines Professors wieder zu Ehren gebracht, und mit dem Selbstbewußtsein, das ihm eigen war, bezeichnete er sich wohl als professor generis humani. Ja wohl, das ist doch noch etwas mehr als Académicien, selbst in bevorzugter Stellung an der ersten Akademie der Welt.

Mit der nouvelle Académie ging es aber überhaupt nicht so rasch, als des Königs Ungeduld erst gemeint hatte; bald nahmen ihn auch die politischen und kriegerischen Ereignisse in Anspruch. Drei Jahre schleppte sich die Sache schon hin, da kam ein neuer Anstoß, der endlich zum Ziel führte. Es hatte sich im Sommer 1743 eine freie „Société litteraire“ in Berlin gebildet; an der Spitze standen Graf Schmettau und Minister von Borcke; die Mitglieder waren zum guten Theil Franzosen, Fremde und von der französischen Kolonie, aber auch Mitglieder der alten Sozietät waren dabei. Man hielt wöchentlich in einem dafür eingeräumten Zimmer des Schlosses Sitzungen; die französische Sprache war darin herrschend. Man hatte dafür dieselben Stunden gewählt, in denen die alte Sozietät zusammenkam (Donnerstag 4—6 Uhr, dieselben Stunden, die heute noch inne gehalten werden). Die Gegenstände der Verhandlungen waren aus dem Gebiet der Philosophie, der Mathematik und Naturwissenschaften, der Geschichte, der Literatur und Kritik gewählt. Es war augenscheinlich darauf abgesehen, die alte herabgekommene Gesellschaft vollends umzubringen und durch die neue zu ersetzen. Doch kam es hierzu nicht. Vielmehr fand nach langen Verhandlungen eine Verschmelzung der beiden Gesellschaften statt. Am 23. Januar 1744 konnte endlich die neu-konstituirte Sozietät als Academia Regia Scientiarum Berolinensis zur Vorfeier des königlichen Geburtstages eröffnet werden.

In neuen Statuten wurde gleichzeitig der neuen Gesellschaft, die sich aber durch Uebernahme der Mitglieder der alten (bis auf

ein paar Mediziner) doch als Fortsetzung der alten darstellte, eine neue Organisation gegeben. Ich deute die Hauptzüge an. Die alte Eintheilung in vier Klassen ist erhalten, aber die Gebiete sind etwas anders bestimmt. Die mathematische und die physikalische Klasse blieben im Wesentlichen unverändert, nur daß diese die Medizin aus ihrer Aufgabe ausschied. Die beiden Klassen für Geschichte und deutsche Sprache und für orientalische Sprachen wurden in eine philologische Klasse zusammengelegt; dafür wurde eine neue Klasse für spekulative Philosophie errichtet. Was den Geschäftsgang anlangt, so wählt jede Klasse einen lebenslänglichen Direktor; vier Kuratoren sollen vierteljährlich im Präsidium abwechseln; mit einem auf Lebenszeit gewählten Vize-Präses bilden sie das Direktorium. Ein Secretarius perpetuus und ein Tresorier auf Lebenszeit vervollständigen den schwerfälligen Apparat. Neue Mitglieder sollen erst durch die Klasse, dann durch das Direktorium, endlich durch die Generalversammlung gewählt werden. Außer den wöchentlichen Sitzungen der Klassen sind zwei öffentliche im Jahr (24. Januar, 31. Mai) zu halten, ferner ist jährlich eine Preisaufgabe zu stellen.

Indessen diese Verfassung sollte nicht von langer Dauer sein. Der König sah in dieser Akademie noch nicht seine Akademie, wie er denn auch der Eröffnung nicht beiwohnte. Erst zwei Jahre nachher kam die Anstalt in der Form zu Stande, wie er sie sich gedacht hatte. Es gelang endlich Maupertuis ganz nach Berlin zu ziehen; nicht weniger als 16 Briefe hat der König aus dem Felde, es war im zweiten Schlesischen Krieg, an ihn gerichtet, um ihn festzuhalten. Maupertuis galt damals für den ersten unter den europäischen Gelehrten; seine wissenschaftliche Großthat war die Reise an den „Nordpol", d. h. nach Lappland, wo er die Abplattung der Erdkugel durch Messung festgestellt hatte; er hätte, so sagte man von ihm, nicht stolzer sein können, wenn er der Erde selbst mit eigenen Händen ihre Gestalt gegeben hätte. Er war es zugleich, der den Cartesianismus in Frankreich überwunden und Newton's Anschauungen zum Siege geführt hatte. Mit Newton aber stand wieder die englische Philosophie, die Philosophie Locke's in engem Zusammenhang; Maupertuis war Gegner Leibnizens.

Diesen Mann stellte nun der König als Präsidenten an die Spitze seiner Akademie (mit 3000 Thalern Gehalt). Er gab ihm beinahe unumschränkte Gewalt über die Anstalt, le pape de notre Académie nennt er ihn einmal. In einem von Maupertuis nach

dem Pariser Muster entworfenen Règlement (10. Mai 1746) erhielt sie eine neue Verfassung. Durch ein paar eigenhändige Einschaltungen gab ihr der König die autokratische Form, die hinfort für seine Akademie charakteristisch ist. Der Präsident erhält die Vollmacht, die zur Erledigung gelangenden Pensionen nach eigenem Ermessen zu verleihen, er kann auch die kleineren Bezüge zu größeren zusammenlegen. Und seine allgemeine Stellung bezeichnet der König gegenüber Rangbedenken mit den Worten: Il aura la présidence, indépendamment des rangs, sur tous les académiciens honoraises et actuels, et rien ne se fera que par lui; ainsi qu'un général gentilhomme commande des ducs et des princes dans une armée, sans que personne s'en offense.

Im Uebrigen blieb das allgemeine Schema der Organisation von 1744. Die vierte, die philologische Klasse erscheint als classe des belles lettres, ihr Gebiet les antiquités, l'histoire et les langues. Die dritte, la classe de philosophie spéculative, erhält als Aufgabe die Logik, die Metaphysik und die Moral. Bemerkenswerth ist, daß die Klassensitzungen alle in Plenarsitzungen verwandelt werden, der König wollte nicht Spezialisten, sondern Philosophen. Die Zahl der Pensionäre wird in jeder Klasse auf drei festgestellt, daneben ebenso viele associés. Eine dritte Gruppe bilden die Veteranen, die nicht mehr zu Arbeiten verpflichtet sind, während jeder Gehalt beziehende Akademiker zwei, jeder associé eine Abhandlung im Jahr zu lesen gehalten ist. Die Sprache der Akademie ist die französische; es war gestattet auch in lateinischer oder deutscher Sprache zu lesen, aber für die Veröffentlichung mußten sie ins Französische übersetzt werden. — 1752 erhielt die Akademie auch eine neue Wohnung, die Räume, die sie heute noch inne hat.

Friedrich war stolz und glücklich über das endlich gelungene Werk. Maupertuis war klar, energisch, thätig; er hatte auch mit seinen Berufungen Erfolg; 80 Auswärtige wurden aufgenommen. Der König nennt ihn einmal „die schönste Eroberung, die ich in meinem Leben gemacht habe“. Er dichtete eine enthusiastische Ode auf das Retablissement de l'Académie (Urk. Bd. Nr. 272, 1748 in der Akademie verlesen). Ich setze den ersten Vers her, die rollenden Zeilen klingen wie der Hymnus eines Renaissancepoeten:

Que vois je, quel spectacle! ô ma chère patrie,
Enfin voici l'époque où naitront tes beaux jours;



L'ignorant préjugé, l'erreur, la barbarie,
Chassés de tes palais, sont bannis pour toujours;
Les beaux arts sont vainqueurs de l'absurde ignorance,
Je vois de leurs héros la pompe qui s'avance,
Dans leurs mains les lauriers, la lyre, le compas;
La vérité, la gloire
Au temple de mémoire
Accompagnent leur pas.

Das Glück zu krönen kam im Sommer 1750 auch Voltaire, als Gast des Königs lebte er in Sanssouci. Er gehörte natürlich auch der Akademie an; aber mit ihm war das Unglück ins Haus geladen. Ein häßlicher Streit, in den Maupertuis die Akademie mit dem Mathematiker König im Haag verwickelt hatte,*) gab Voltaire die längst erwünschte Gelegenheit, den von ihm gehaßten und beneideten Landsmann, auf den er vor vielen Jahren selbst zuerst die Aufmerksamkeit des Kronprinzen gelenkt hatte, eins zu versetzen: in dem „Docteur Akakia“ gab er den Präsidenten der K. Akademie dem Hohngelächter der Welt preis. Friedrich war vor Zorn außer sich; Voltaire's Schrift wurde von Henkershand auf dem Gensdarmenmarkt verbrannt; er selbst verließ voll Gift und Galle Berlin. Auch Maupertuis war von da ab, in seiner Gesundheit gebrochen, nur noch eine halbe Kraft. Im Jahre 1756 verließ auch er Berlin für immer; er starb nach ein paar Jahren zu Basel. Der König aber zog in den Krieg, aus dem er erst nach sieben Jahren zurückkehren sollte.

Als er endlich, ein ergrauter Mann, nach seiner Hauptstadt zurückkehrte, suchte er auch für seine Akademie einen neuen Präsidenten. Er bemühte sich wiederholt um d'Alembert, den berühmten Herausgeber der großen Encyklopädie; aber selbst ein Angebot von 12000 Franken jährlich mit Wohnung im Schloß vermochten ihn nicht zu bewegen nach Berlin zu kommen: „Es ist besser einen König zum Freunde als zum Herrn zu haben“. Der König hat nun 22 Jahre lang selbst die Akademie regiert. Als „stellvertretender Präsident“, er hoffte immer noch d'Alembert nach Berlin zu bringen, berief er Akademiker, inländische und ausländische, wie er Minister berief. Aber neben sich hatte er einen heimlichen Präsidenten, und das war d'Alembert; sein Vorschlag

*) Der Urkundenband bringt in Nr. 1706 eine längere, bisher nicht gedruckte Abhandlung von Helmholtz über die Entdeckungsgeschichte des Prinzips der kleinsten Aktion, das den Anlaß zu dem Streit gegeben hatte.

und Rath war für die Ernennungen des Königs entscheidend. Was denn weiter zu einem seltsamen unterirdischen Geschäftsgang führte: die Akademie brachte ihre Wünsche an de Catt, den Vorleser des Königs; er beförderte sie an d'Alembert; und von diesem kamen sie endlich in Gestalt von Gutachten und Vorschlägen an den König. Erst in diesen Jahren ist die Akademie ganz französisch geworden, wie denn jetzt auch erst die französische Sprache vollständig durchdrang.

Am Ende des Lebens des Königs stand seine Akademie fast isolirt da in der deutschen Welt. Sie besaß tüchtige Gelehrte, besonders in der Mathematik und den Naturwissenschaften. Euler zwar, der seit der Erkrankung des Präsidenten die Geschäfte geführt hatte, war im Zorn nach Petersburg zurückgekehrt, aber Lagrange und Lambert waren ein Ersatz. In der Astronomie waren Bode und Bernoulli ausgezeichnet; in der Chemie besaß die Akademie an Pott, Marggraf, Achard erste Kräfte, die beiden Letztgenannten haben der Welt die Kunst, aus Runkelrüben Zucker zu gewinnen, geschenkt. Auch der Botaniker Gleditsch und der Anatom Lieberkühn waren verdiente Männer. Aber das neue reiche Geistesleben, das seit der Mitte des Jahrhunderts in der Literatur, den Alterthumswissenschaften und der Philosophie aufblühte, ist von ihr und sie von ihm nicht berührt worden. Der einzige Lessing ist in der Akademie aufgenommen worden (1760), aber eben das zog ihr des Königs Zorn und die Sistirung der Aufnahmen neuer Mitglieder zu: bis 1764 fanden keine Aufnahmen statt, und von da ab nur durch königliche Ernennung. Die ganze neue Welt, das junge Deutschland, das Deutschland, mit dem die Gegenwart beginnt, Winckelmann, Heyne, Voß, Wieland, Lessing, Kant, Herder, Goethe, Wolf, es ist außerhalb des Gesichtskreises des Königs und seiner Akademie geblieben. Winckelmann war bereit im Jahre 1765 als Bibliothekar des Königs nach Berlin zu kommen; er forderte 2000 Thlr. Der König, der von ihm nichts wußte, entschied: „Für einen Deutschen sind 1000 Thlr. genug:" und Winckelmann lehnte tief gekränkt ab (S. 358). Die ganze Geschichte der Fridericianischen Akademie ist in den paar Worten geschrieben.

Dennoch hat Harnack recht, wenn er den Einfluß dieser Akademie auf die gesammte Geisteskultur nicht gering anschlägt. Sie hat ohne Zweifel beigetragen, das bisher so rauhe Klima dieser nördlichen Länder für Wissenschaft und Geisteskultur zu mildern.

„Vergleicht man, wie in Deutschland vor 1740 und nach 1780 über wissenschaftliche Dinge geschrieben worden ist, und welchen Antheil dort und hier die Nation an wissenschaftlichen und auf die allgemeine Kultur bezüglichen Fragen genommen hat, so springt der ungeheure Unterschied in die Augen. Vorher schrieb man, um mit Mendelssohn zu reden, in Deutschland nur für Professoren und Schulknaben. Allmälig lernte man, wie in Frankreich, für ein ideales Publikum zu schreiben und bildete sich damit ein solches. Die erste Voraussetzung hierfür war, daß ein Medium wissenschaftlicher Stimmung erzeugt wurde, welches vermittelnd und versöhnend die verschiedenen Standpunkte umgab, daß feste und anerkannte Formen wissenschaftlichen Austausches geschaffen wurden. . . In allen diesen Beziehungen ist der Einfluß der Akademie im nördlichen Deutschland unermeßlich groß und durchschlagend gewesen. — Nirgendwo in den vierzig Bänden akademischer Abhandlungen auch nur eine Zeile ungehöriger, geschweige roher Polemik, nirgendwo pedantische, todte Gelehrsamkeit oder abstruse Behauptungen, aber auch kein Ausweichen gegenüber den schwersten und einschneidendsten Problemen, keine feige Zurückhaltung der Kritik, dagegen überall das energische Bestreben, der Wahrheit zu dienen, und die ernste Absicht, durch Sorgfalt im Ausdruck und durch Klarheit, Wärme und Geschlossenheit der Darstellung Beifall zu gewinnen“ (S. 427).

Vielleicht wird der Antheil der Akademie an der Erneuerung des deutschen Geistes hier doch etwas zu hoch angeschlagen. Das deutsche Volk würde auch ohne sie seinen Kant, Herder, Goethe, auch seinen Wieland und Lessing gehabt haben. Immerhin, ohne Friedrich den Großen sind auch sie nicht zu denken, und wieder, Friedrich nicht ohne seine Akademie, und so wollen wir denn um das Maß ihrer Schätzung nicht markten.

Auch darin wird Harnack recht haben, daß er die Philosophen der Akademie nicht mit der herkömmlichen Geringschätzung behandelt. Freilich große spekulative Denker waren die Formey, Sulzer, Merian nicht, und auch der König war es nicht, dessen spätere akademische Abhandlungen dieser Gruppe sich anschließen. Dennoch waren auch diese Arbeiten nicht ganz umsonst. Das bloße Dasein der Klasse war ein Hinweis auf letzte und allgemeine Gedanken, die zu suchen und immer neu zu bilden eine unnachlaßliche Aufgabe ist; es war das Bekenntniß, daß man nicht mit den Einzelwissenschaften und dem Agnostizismus sich begnügen

oder zu jener kümmerlichen Auskunft einer Theilung des Geistes zwischen exakter Forschung und kirchlichem Autoritätsglauben greifen wolle, das Bekenntniß zum Glauben an die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer Metaphysik. Kant weist einmal (in den Prolegomenen) darauf hin, daß Metaphysik, die alte Königin der Wissenschaften, jetzt überall geschmäht und verachtet werde, nur eine einzige Akademie der Wissenschaften bewege noch dann und wann durch ausgesetzte Preise einen und anderen Versuch darin zu machen. Es ist wahr, er schätzte die Produktionen, zu denen diese Anregungen führten, nicht hoch; aber die Anregung selbst, über diese Fragen mit wissenschaftlichem Ernst und Gründlichkeit nachzudenken, wollte er gewiß nicht tadeln. Er hat nie aufgehört, Metaphysik, das Wort im allgemeinsten Sinne genommen, für die wichtigste Angelegenheit der menschlichen Vernunft zu halten, wie sich denn sein ganzes Werk als eine große Reform der Metaphysik ankündigt. Daß die Fragen, die Descartes, Leibniz und Locke erörtert hatten, nicht über dem Fortschritt der exakten Wissenschaften überhaupt vergessen wurden, daß sie im Gesichtskreis der gelehrten Welt blieben, dazu hat auch die Akademie Friedrich's des Großen ihr Theil beigetragen.

Und noch Eines zeigte sie durch ihr bloßes Dasein: daß in diesem Lande jedes ernsthafte Suchen nach Wahrheit eine Freistatt haben solle. „Gedankenfreiheit“, das war das Symbolum, das hiermit an dem Haus der Akademie angebracht war: es giebt hier keine Frage, die als durch äußere Autorität entschieden angesehen werden soll, weder in der Metaphysik, noch in der Ethik. Im Jahre 1777 stellte die Akademie „auf Anordnung des Königs“ die berüchtigte Preisfrage: S'il peut être utile de tromper le peuple? oder wie sie etwas umgeformt veröffentlicht wurde: Est-il utile au peuple d'être trompé, soit qu'on l'induisse dans de nouvelles erreurs, ou qu'on l'entretienne dans celles où il est? Harnack hat die Geschichte der Frage aufgeklärt (I, 372, 417); sie war durchaus ernst gemeint. Der König hatte sie mit d'Alembert schon lange vorher erwogen, sie beschäftigte ihn persönlich, sein Glaube an die Möglichkeit einer allgemeinen Aufklärung war mit zunehmendem Alter erschüttert worden: vielleicht ist es unmöglich, dem Volke seine Täuschungen, seine Einbildungen zu entreißen, vielleicht ist es selbst nothwendig, sie ihm zu lassen: kann man ein Volk ohne Täuschungen, allein mit der Wahrheit, mit der Wissenschaft regieren? Aber daß er die Frage zur öffentlichen Diskussion stellte, ist

der beste Beweis dafür, daß er seinerseits nicht gewillt war, der Aufklärung Hindernisse in den Weg zu legen oder auf seine alten Tage dem Obskurantismus zu sekundiren: wo die Absicht vorhanden ist, das Volk zu täuschen oder in der Täuschung zu erhalten, da wird die Frage: ob man es thun dürfe, am lautesten verneint, oder vielmehr, sie wird als eine frivole Frage, deren Bejahung absurd, deren Verneinung selbstverständlich ist, von vornherein abgelehnt. Es sind nicht die wahrhaftigen und freimüthigen Menschen, die am lautesten gegen Täuschung und Lüge eifern.

Die Frage fand, um das noch hinzuzufügen, zahlreiche Lösungen oder wenigstens Beantwortungen, es gingen ihrer im Ganzen 42 ein. Unter den zur Beurtheilung kommenden waren 20 für Verneinung, 13 für Bejahung der Frage. Die Akademie krönte eine bejahende und eine verneinende; sie wollte nicht in der Sache entscheiden, sondern nur die formale Tüchtigkeit der Arbeit damit anerkennen. Sie hätte auch sagen können: die Sache läßt eine einfache Entscheidung mit ja oder nein nicht zu; es ist eine Frage des pädagogischen Taktes: das Ziel ist die Wahrheit; aber wie für die Menschheit der Weg zur Wahrheit vielfach ein krummer und gewundener war, so giebt es auch für die Einzelnen und für die Völker nicht eine einzige gerade Straße zur Wahrheit.

So viel von den Leistungen der Akademie im ersten Jahrhundert ihres Bestehens. Blickt man auf den Anfang und die Absicht des Begründers zurück, so wird man freilich sagen müssen, das Ziel, das er ihr gesteckt hatte, hat sie nicht erreicht, sie ist nicht die Zentralstelle der wissenschaftlichen Arbeit des deutschen Volkes geworden. Das sind die Universitäten geblieben, oder vielmehr, sie sind es im 18. Jahrhundert geworden. Wenn man Halle oder Göttingen aus der Geschichte der Bildung oder der Wissenschaften in Deutschland ausstriche: kein Zweifel, der Ausfall wäre sehr viel größer, als wenn man die Berliner Akademie ausstriche. Und zwar nicht weil ihre äußeren Mittel größer gewesen wären: Das Einkommen der Akademie (wesentlich aus dem Kalendermonopol fließend) betrug gegen Ende der Regierung Friedrich's gegen 25 000 Thlr.; die Universität Halle bezog gleichzeitig 7000 Thlr. Chr. Wolff wußte, warum er Halle Berlin vorzog. Nicht auf Berlin und die Akademie waren am Schluß des Jahrhunderts die Augen des deutschen Volkes gerichtet, sondern auf Halle und Göttingen, auf Königsberg und Jena. Die Professoren, nicht die

Akademiker waren die Männer, deren Wort durchdrang. So ist auch der Wendepunkt in der Geschichte der Akademie die Begründung der Universität zu Berlin geworden.

III.

Mit dem Tode Friedrich's des Großen ist der dramatisch bewegteste Abschnitt in der Geschichte der Akademie abgeschlossen. Es folgt, nach dem öden Interim der 20 Jahre bis zur Schlacht bei Jena, die große Reorganisation vom Jahre 1812, die der Anstalt ihre gegenwärtige Gestalt gegeben hat. In der Verbindung mit der gleichzeitig gegründeten Berliner Universität ist sie jetzt erst geworden, was sie nach der Absicht Leibnizens zu sein bestimmt war: eine Zentralstelle für die wissenschaftliche Arbeit in Form der Großunternehmung.

Unter Friedrich Wilhelm II. hat der Minister Hertzberg, seit langem Mitglied der Akademie, sie als Curator regiert. Er hat der Herrschaft der Franzosen in ihr ein Ende gemacht und die deutsche, speziell die Berlinische Aufklärung, wie sie sich etwa in der von Biester herausgegebenen, auch von Kant zur Veröffentlichung zahlreicher Aufsätze benutzten Berliner Monatsschrift darstellt, zum Siege geführt. Fünfzehn neue Mitglieder wurden aufgenommen, meist dieser Gruppe angehörig, Engel, Ramler, Meierotto, Gedike unter ihnen; dazu kamen später Biester, Nicolai; als Auswärtige Herder, Kant, Wieland, Heyne; doch auch Woellner und Silberschlag. Der Schub kam freilich zwei Jahrzehnte zu spät: als die Berliner Aufklärung in der Akademie zur Geltung kam, war die Zeit ihrer Geltung draußen eben am Ablaufen; der alte Fortschritt war rückschrittlich geworden. Uebrigens fügt Harnack dann ein bemerkenswerthes Wort über diese Aufklärung hinzu: es sei damit nicht behauptet, „daß sie nicht Elemente in sich besessen hätte, in denen sie ihrem romantischen, ja ihrem klassischen Gegner überlegen war; aber die Geschichte pflegt mit den relativen und peripherischen Vorzügen einer alten Denkweise wenig Federlesens zu machen, wenn sie einen Umschwung der Dinge betreibt. Die Enkel mögen zusehen, wie sie die Güter wieder einbringen, welche ihre Großväter als unwerth bei Seite werfen mußten, um ihre neuen Ideale durchzusetzen" (S. 616).

Im Lande ging gleichzeitig das Regiment mehr und mehr in die Hände von Woellner und Genossen über. Es mag doch erwähnt

sein, daß er auch für die Akademie eine Reform bereit hielt. Im Urkundenband (Nr. 178) wird ein Blatt von seiner Hand mitgetheilt, das der Beachtung auch heute nicht unwerth ist; es ist 1786 für den damaligen Kronprinzen aufgesetzt und überschrieben: „Gedanken über die bessere Einrichtung der Akademie zum Nutzen des Staates". Es beginnt: „Wenn irgend Geld unnütz angewendet wird, so sind es gewiß die herrlichen Einkünfte der Akademie". Er empfiehlt dann: ungesäumt eine ökonomische oder kameralische Klasse einzurichten, zu welcher die membra aus den Finanzräthen, aus dem Kriegsrath, der Domänenkammer zu wählen wären. Die Preisaufgaben wären nicht über sterile, spekulativische Materien, sondern über praktische Fragen zu stellen; er giebt Beispiele: über Chausseebau, Veredelung der Schafe und ihrer Wolle, Verbesserung der Landstutereien u. s. w. Das Blatt schließt mit dem frommen Seufzer: „Ach, gnädigster Herr, es herrschen noch allenthalben so manche Mißbräuche im Lande, welche Ew. K. H. auf das vortheilhafteste abzuändern tausend Mittel und Wege finden werden". — Die Abschaffung der reinen Wissenschaft, die Unterdrückung der Philosophie und der Gedankenfreiheit, die Hinweisung der Verstandesthätigkeit auf das Gebiet der Technik, es ist das Rezept Woellner'scher Staatsweisheit zur Heilung aller Gebrechen. Vestigia terreant!

Der Tod Friedrich Wilhelms II. befreite das Land von Woellner und dem Religionsedikt, nicht von dem engen, auf den nächsten Nutzen gerichteten Sinn; er blieb herrschend in dem Minister v. Massow, der mit einer Reform der Universitäten im Sinne der Umformung in technische Hochschulen sich trug, wie sie nachher Napoleon in Frankreich durchgeführt hat. Indessen, hier wie in allen anderen Dingen kam man über Erwägungen nicht hinaus, es wurde, mit einem später in einem anderen Lande erfundenen Ausdruck, fortgewurstelt.

Von der Akademie ist wenig zu berichten. Nur in der Aufnahme einiger neuer Mitglieder zeigte sich der Einfluß einer neuen Zeit: 1799 folgte auf Nicolai unmittelbar A. v. Humboldt; später kamen Hufeland, Thaer, Joh. v. Müller, Goethe: dieser, 1806 als auswärtiges Mitglied aufgenommen, war der letzte, der vor der großen Katastrophe der Gesellschaft beigezählt wurde.

Gegen die neue Philosophie behielt man die ablehnende Stellung; Kant (Mitglied seit 1787) wurde geehrt, seine Philosophie

wiederholt zum Gegenstand von Preisaufgaben gemacht, aber man suchte sich ihrer zu erwehren.

Nicht uninteressant ist ein Begegniß mit Fichte. Er machte einen Anlauf, die Akademie zu erstürmen. Am 3. Januar 1804 richtete er ein Pro memoria an das Königliche Kabinet, dem sein Gönner Beyme angehörte; ganz in Fichte's imperatorischem Stil abgefaßt, beginnt es also: „Es ist, seit Kurzem auch in seiner äußeren Form vollendet, ein System vorhanden, welches von sich rühmt, daß es, in sich selber rein abgeschlossen, unveränderlich und unmittelbar evident, außer sich allen übrigen Wissenschaften ihre ersten Grundsätze und ihre Leitfäden gebe, hierdurch allen Streit und Mißverständniß auf dem Gebiet des Wissenschaftlichen auf ewige Zeiten aufhebe". Er schlägt nun vor, daß der König der Akademie die Prüfung der Wissenschaftslehre anbefehle: sie solle zu dem Ende Kommissarien hierfür ernennen, „welche, um sich mit dem Gegenstand der Prüfung auf dem einzig möglichen und von mir selber für entscheidend anerkannten Wege bekannt zu machen, meine Vorlesungen mitanzuhören hätten" (S. 542). Zwei Tage vorher hatte er in den Zeitungen eine Anzeige erlassen, eben diese Vorlesungen betreffend: „Der Unterschriebene erbietet sich zu einem fortgesetzten mündlichen Vortrage der Wissenschaftslehre, d. h. der vollständigen Lösung des Räthsels der Welt und des Bewußtseins mit mathematischer Evidenz" u. s. f. (Köpke, Gesch. der Universit. Berlin, S. 29). Man wird es der Akademie nicht übel nehmen, daß sie weder auf so angekündigte Vorlesungen begierig, noch zu einer Prüfung geneigt war, die Fichte ja augenscheinlich als großes Schlachtfest sich dachte, seine Hinrichtung Nicolai's (1801) wäre das Vorspiel dazu gewesen. Es bleibt überraschend, daß ihm im folgenden Winter 1804/5 der runde Saal in der Akademie für die Vorlesungen eingeräumt wurde, in denen er das gegenwärtige Zeitalter als „das Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit" abmatte, darin die Berliner Aufklärung als das Hohepriesterthum dieser Sündhaftigkeit, und in der ganzen unermeßlichen Finsterniß nur ein Lichtstrahl: das Aufleuchten der Wissenschaftslehre. Und noch überraschender ist, daß gleichzeitig derselbe Fichte zur Aufnahme in die Akademie vorgeschlagen und schließlich (28. März 1805) mit bloß 13 gegen 15 Stimmen abgelehnt wurde. Man muß wohl sagen: wäre Fichte in die Akademie gekommen, sie hätte Zeit seines Lebens nicht einen Tag ruhiger Arbeit mehr gehabt. Mit Schopenhauer hätte sich

eher leben lassen als mit Fichte, dem absolutistischen Radikalen, der nur Unterworfene und Feinde kannte. Es ist bemerkenswerth, daß er später nicht wieder vorgeschlagen ist.

IV.

Der auf die große Katastrophe folgende Neubau des Preußischen Staates brachte auch den Neubau der Akademie. Er fand in den Jahren 1807—1812 statt; die Baumeister waren Alexander und Wilhelm von Humboldt und Niebuhr. Schon am 27. Oktober 1807 wurde ein Reorganisationskomitee gewählt, sein erster Vorsitzender war A. v. Humboldt; ein von ihm gemachter Entwurf, der die Verfassung auf das demokratische Gleichheitsprinzip gründete, lag den langen Verhandlungen zu Grunde. Die Sache wurde verwickelt durch das Verhältniß zu der gleichzeitig in der Entstehung begriffenen Berliner Universität. Hie und da wurde an eine vollständige Verschmelzung beider Anstalten gedacht. Gegen diese Verschmelzung entschied W. v. Humboldt, der inzwischen die Leitung des Unterrichtswesens übernommen hatte und auch als Mitglied in die Akademie eingetreten war.

Da die Sache von entscheidender Bedeutung für die folgende Entwickelung ist, so gehe ich auf W. v. Humboldt's Stellung zu der Frage etwas näher ein. Eine Akademie, so hatte er am 25. März 1809 an den Minister des Innern v. Dohna, dem damals das Unterrichtswesen als Abtheilung des Ministeriums unterstellt war, geschrieben, dürfe nicht mit einer Universität verwechselt werden, jene sei mehr zur Erweiterung, diese zur Verbreitung der Wissenschaften bestimmt, es könne nicht jedes Mitglied der einen Anstalt auch der andern würdig genannt werden. Daß er aber nicht gemeint war, die beiden Anstalten vollständig zu trennen und die Universität allein auf den Unterricht zu verweisen, geht mit vollkommener Deutlichkeit aus einer etwas später abgefaßten Denkschrift hervor, worin er das Verhältniß von Universität und Akademie eingehend behandelt. In dieser höchst bedeutenden, leider unvollendeten Denkschrift (zuerst von Gebhardt in seinem Werk über Humboldt veröffentlicht, jetzt auch hier im Urk. Band Nr. 193) bezeichnet Humboldt eine enge nicht verfassungsmäßige, aber auf der Einheit der Personen beruhende Verbindung für durchaus nothwendig; und zwar nothwendig nicht um der Universität, sondern um des Gedeihens der Akademie willen. „Wenn man," so heißt es hier, „die Universität nur dem Unterricht und der Verbreitung der Wissenschaft,

die Akademie aber ihrer Erweiterung bestimmt erklärt, so thut man der ersteren offenbar Unrecht. Die Wissenschaften sind gewiß ebenso sehr und in Deutschland mehr durch die Universitätslehrer, als durch die Akademiker erweitert worden, und diese Männer sind gerade durch ihr Lehramt zu diesen Fortschritten gekommen. Denn der freie mündliche Vortrag vor Zuhörern, unter denen doch immer eine bedeutende Zahl selbst mitdenkender Köpfe ist, feuert denjenigen, der einmal an diese Art des Studiums gewöhnt ist, sicherlich ebenso sehr an, als die einsame Muße des Schriftstellerlebens oder die lose Verbindung einer akademischen Genossenschaft. Der Gang der Wissenschaft ist offenbar auf einer Universität, wo sie immerfort in einer großen Menge und zwar kräftiger, rüstiger und jugendlicher Köpfe herumgewälzt wird, rascher und lebendiger." — — „Akademien haben vorzüglich im Ausland geblüht, wo man die Wohlfahrt deutscher Universitäten noch jetzt entbehrt und kaum nur anerkennt, in Deutschland aber vorzugsweise an Orten, denen Universitäten mangelten, und in Zeiten, wo es diesen noch an einem liberaleren und vielseitigeren Geist fehlte." Der alte Chr. Wolff hätte seine Freude an diesen Sätzen eines hohen Staatsbeamten und eines Gelehrten gehabt, der keiner Universität angehörte.

Wozu denn also noch eine Akademie? Humboldt antwortet: um eine höchste und letzte, vom Staat völlig unabhängige Freistätte der Wissenschaft zu sein. In ihrer Thätigkeit wird kein wesentlicher Unterschied sein, denn die Arbeit an der Wissenschaft wird auch durch die Universitätslehrer ohne besondere akademische Einrichtung geschehen. „Aber die Universität steht immer in engerer Beziehung auf das praktische Leben und die Bedürfnisse des Staats, da sie sich immer praktischen Geschäften für ihn, der Leitung der Jugend unterzieht; die Akademie hat es rein mit der Wissenschaft an sich zu thun." „Die Ernennung der Universitätslehrer muß daher dem Staat ausschließlich vorbehalten bleiben — — die Wahl der Mitglieder der Akademie aber muß ihr selbst überlassen bleiben und nur an die Bestätigung des Königs gebunden bleiben."

Die Akademie wäre hiernach mit der Universität durch Personalunion verbunden: aus dem Lehrkörper der Universität wird sie, durch freie Wahl sich ergänzend, diejenigen Kräfte an sich heranziehen, die für die Aufgabe einer gemeinsamen und organisirten Arbeit an der Wissenschaft sich vorzüglich eignen. Denn auch diese Aufgabe der Akademie berührt Humboldt zum Schluß: eine ganz eigenthümliche Thätigkeit kann sie durch Beobachtungen und

Versuche gewinnen, welche sie in systematischer Folge anstellt. Die Aufgabe, den „Großbetrieb der Wissenschaft" in großen Unternehmungen mit vereinten Kräften zu organisiren, ist damit wenigstens angedeutet.

Es sind hiermit die großen Grundlinien vorgezeichnet, innerhalb deren die nachfolgende Entwickelung sich vollzogen hat. Am 24. Januar 1812 wurde das neue, von Niebuhr entworfene Statut der Akademie bestätigt. Die Verfassung der Akademie ist demokratisch, wie die der Universität: kein Kurator, kein Präsident, kein Direktorium: die Leitung ist in die Hände der vier auf Lebenszeit gewählten Klassensekretäre gelegt, die im Vorsitz in den allgemeinen Sitzungen alle drei Monat wechseln. Die Mitglieder werden von der Gesammtakademie auf Antrag der Klassen gewählt, vom König bestätigt. Alle Mitglieder haben das Recht, an der Universität Vorlesungen zu halten. Jeden Donnerstag soll eine allgemeine, jeden Montag eine Klassensitzung stattfinden, dazu jährlich drei öffentliche Sitzungen. — Die französische Sprache war schon seit 1807, wo der letzte Band der Mémoires erschien (1793 der erste Band in deutscher Sprache), der deutschen gewichen. Die Preisaufgaben blieben.

Auch die ökonomischen Verhältnisse erfuhren eine vollständige Neuordnung. Das Kalenderprivileg war schon 1811 gefallen, die Kosten wurden auf den allgemeinen Staatshaushalt übernommen. Die Dotation wurde auf 20 743 Thaler festgestellt, darunter ein neuer Posten, 3000 Thaler, für wissenschaftliche Zwecke, zu physikalischen Experimenten, Vergleichungen von Handschriften; über ihn verfügt die Akademie völlig selbständig. Im Uebrigen war sie der lastenden Verwaltungssorgen entbunden. Auch die Verwaltung der Institute, die ihr bisher unterstanden hatten, der königlichen Bibliothek, des botanischen Gartens, des Observatoriums, des chemischen Laboratoriums wurde ihr abgenommen.

Mit der Reorganisation von 1812 hat die Akademie die Grundform der Verfassung erreicht, in der sie bis jetzt besteht. Vor allem ist das Verhältniß zur Universität, die thatsächliche Personalunion ohne Einheit der Verfassung, immer mehr die Grundlage ihres Bestandes geworden. In erster Linie ist es die philosophische Fakultät, die eigentlich theoretische Fakultät, aus deren Reihen sie sich ergänzt. Aus den anderen Fakultäten zieht sie heran, was in ihnen den historischen oder den naturwissenschaftlichen Studien am meisten zugewendet ist. Beständig werden ihr

durch die Ergänzung und Erweiterung des Lehrkörpers der Universität, die selbst beständig aus dem ganzen deutschen Volksgebiet Kräfte an sich zieht, lebendige Kraft zugeführt; eine Erstarrung, wie sie am Ende der Regierung Friedrichs II. oder vor 1806 stattfand, ist damit unmöglich gemacht.

Das Statut von 1812 hat, um über die Geschichte der Verfassung gleich zu Ende zu berichten, bis zum Jahre 1838 formell in Geltung gestanden. Thatsächlich haben aber schon in den 20er Jahren nicht unwichtige Veränderungen sich durchgesetzt, vor allem die Zusammenlegung der vier Klassen in zwei, eine physikalisch-mathematische und eine philosophisch-historische, mit größerer Selbstständigkeit der beiden Abtheilungen innerhalb des Ganzen. Schon seit 1818 drängten die philosophische und philologische Klasse, an ihrer Spitze Schleiermacher und Böckh auf dieses Ziel hin. Die philosophische Klasse, die Schleiermacher mit Ancillon und Savigny ausmachte, war nicht lebensfähig, Schleiermacher erstrebte ihre Aufhebung und seinen Uebergang in die philologisch-historische Klasse. Hegel, der der Klasse neues Leben hätte zuführen können, aufzunehmen, trug man Scheu, sein Streben nach autokratischer Alleinherrschaft machte ihn in der That zum Genossen einer auf dem Prinzip der Gleichheit aufgebauten Gesellschaft ebenso untauglich als Fichte. Und auch grundsätzlich hatte Schleiermacher mit der Betrachtung, die er schon gegen Fichte gewendet hatte, nicht Unrecht: der spekulative Philosoph treibe sein Geschäft am besten allein; er erhalte nichts von einer Gesellschaft und leiste ihr als solcher nichts.*) Aber das Ministerium Altenstein widerstand damals noch der von Schleiermacher, Savigny, Böckh erstrebten Aenderung und entschied zu Gunsten der physikalischen und mathematischen Klasse, die für die Erhaltung der bestehenden Verfassung eintraten. Indessen, jene erreichten doch ihr Ziel. Schleiermacher erklärte 1826 seinen Austritt aus der philosophischen Klasse, die schon länger keine Sitzungen mehr gehalten hatte; er trat in die philologische Klasse über. 1828 fand die Vereinigung der Klassen statt und ein von Schleiermacher entworfenes Statut wurde von

*) Später (1830) ist Hegel doch, und zwar mit dem Willen Schleiermachers, vorgeschlagen, aber mit einer Anzahl Anderer abgelehnt worden durch die Mehrheit der naturwissenschaftlich-mathematischen Abtheilung, was bei schon vorhandener Spannung zur Spaltung der Akademie zu führen drohte. Hegel hatte sich übrigens in seiner „Sozietät für wissenschaftliche Kritik“ schon 1826 seine Privatakademie gegründet. Sein Tod im Jahre 1831 kam der bei wiederholter Abstimmung sicher erfolgten Aufnahme zuvor.



Altenstein mit salomonischer Weisheit in der Weise gebilligt, daß zwar „vor der Allerhöchsten Genehmigung keine der neuen Ordnungen als bestehend im Voraus eintreten darf," indessen gleichzeitig nachgegeben wird, „daß versuchsweise die Akademie ihren Geschäftsgang vorläufig nach dem neuen Entwurf ordne." (S. 744) Erst 1838 wurde die neue Ordnung, nun von Böckh in neue Statuten verfaßt, sanktionirt. Zugleich wurde die Zahl der Akademiker auf höchstens 50 beschränkt, 25 in jeder der beiden Klassen, und zwar mit Zuweisung einer bestimmten Anzahl von Stellen für bestimmte Wissenschaften.

Die letzte Feststellung der Statuten hat 1881 stattgefunden. Die Ordnung der Sitzungen ist darin dahin abgeändert, daß die Zahl der Gesammtsitzungen auf die Hälfte (zwei im Monat) herabgesetzt, die der Klassensitzungen verdoppelt ist (zwei im Monat). Die Zahl der ordentlichen Mitglieder ist von 50 auf 54, ihr Gehalt von 200 auf 300 Thlr. erhöht. Seit 1874 waren die Mittel der Akademie sehr beträchtlich vermehrt worden.

Ich gebe nun einen flüchtigen Ueberblick über die allgemeinen Verhältnisse der Akademie und ihre Arbeiten im abgelaufenen Jahrhundert. Die Abschnitte darin sind mit dem Thronwechsel gegeben, obwohl im Uebrigen die Wandlungen im politischen Leben die Akademie wenig berührt haben, viel weniger als die Universitäten, die zeitweilig im Vordertreffen des politischen Kampfes standen, welchen Kampf sie übrigens mit Ehren bestanden haben. Einen Versuch, die Akademie der Zensur zu unterwerfen, gegen den Altenstein sich nicht einmal zu erklären wagte, hat auf ihre Bitte Friedrich Wilhelm III., der ihr sonst ziemlich fern stand, persönlich abgewehrt (1820), freilich mit der Einschränkung auf ihre amtlichen Veröffentlichungen, nicht auf die persönlichen der einzelnen Mitglieder.

Für die Berliner Universität und die Akademie war im Uebrigen die Zeit, die mit der inneren Erneuerung Preußens begann, eine Zeit intensivsten Lebens und Schaffens. Durch eine einzige Gunst des Schicksals oder vielmehr durch die Kraft und Würde, womit der niedergeworfene Staat sich alsbald erhob, um mit des Königs unvergeßlichen Worten „an geistigen Kräften zu ersetzen, was er an physischen verloren habe," waren schon gleich nach der Niederlage eine Reihe führender Männer nach Berlin gezogen worden: die Namen der beiden Humboldt, Niebuhr, Schleiermacher, Wolf, Savigny, Böckh bezeichnen jeder eine Epoche in der Geschichte einer Wissen-

schaft. An sie schlossen sich bald die Buttmann, Bekker, Bopp, Lachmann, K. Ritter u. A. Gleichzeitig war Berlin durch Fichte und Hegel, die freilich außerhalb der Akademie blieben, zum Mittelpunkt auch der philosophischen Spekulation gemacht worden.

Die ersten Jahrzehnte des nun abgelaufenen Jahrhunderts waren für das deutsche Volk überhaupt eine Zeit überquellender Triebkraft; ein wahrer Geistesfrühling, wie ihn hin und wieder die Geschichte einem Volke schenkt, erfüllte Alles mit fröhlicher Begeisterung und muthvollem Streben nach höheren Zielen. Ueberall waren alte Bande gesprengt. Die deutsche Dichtung hatte mit Lessing und Herder, mit Goethe und Schiller den alten französischen Imitationsklassizismus abgeworfen, aus dem Jungbrunnen der Volkspoesie getrunken und machte die Herzen und Hoffnungen der Jugend schwellen wie von neuem Wein. Die Philosophie hatte mit Kant die alte dogmatische Hülle, die ihr als der ehemaligen ancilla theologiae noch immer angehangen hatte, abgeworfen und sich zum Censoramt über die Wissenschaften, auch über die Theologie, emporgeschwungen; sie hatte der autonomen Spekulation der Vernunft über die Wirklichkeit die Bahn frei gemacht, indem sie der Religion ihre gesicherte Stellung außerhalb der wissenschaftlich erkennbaren Wahrheit, im Gebiet der Willenssphäre, des sittlichen Lebens, anwies. Ebenso hatte die Philologie in F. A. Wolff das alte Dienstverhältniß zur Kirche und Schule gesprengt und sich als Alterthumswissenschaft selbstständig gemacht, ja sich selbstherrlich gesetzt; sie erblickte im klassischen Alterthum die höchste Darstellung des menschlichen Wesens, und darum erschien sie sich selber durch die Würde ihres Gegenstandes als die vornehmste Wissenschaft, ihre Jünger fühlten sich als die Priester einer neuen Religion, der Religion der Humanität. Und neben der klassischen Philologie begannen als neue Schößlinge aus der alten Wurzel die germanistische, romanische, indische Philologie sich zu erheben und mit ihnen die allgemeine vergleichende Sprachwissenschaft: durch die Namen der Grimm, Diez, Schlegel, Bopp ist daran erinnert. Und gleichzeitig hatte Niebuhr der Geschichte größere Aufgaben gezeigt als die Kompilation der alten Autoren zu Darstellungen mit klassizistischer Eloquenz oder neumodischer Eleganz: die Erarbeitung dessen, was wirklich war, mit divinatorischer Kritik und Intuition.

Etwas von diesem fröhlichen Wagemuth ist nun auch in der neukonstituirten Akademie zu spüren. Es war, vor Allem auf Seiten der Männer, die in ihr die Geisteswissenschaften vertraten,

die Empfindung lebendig, daß man sich nicht wie bisher mit dem Abfassen von Abhandlungen begnügen dürfe, sondern die Kräfte an große, bedeutende, dauernde Unternehmungen, setzen müssen, an Unternehmungen, die, über die Kräfte und Mittel des Einzelnen hinausgehend, dem Dasein der gelehrten Körperschaft als solcher Inhalt und Bedeutung gäben.

Die erste große Unternehmung, wozu man sich schon im Jahre 1815 auf Böckh's Antrag, der „mit Begeisterung" aufgenommen wurde, entschloß, war die Herausgabe eines **Corpus inscriptionum**. Das ganze klassische Alterthum war ins Auge gefaßt. Man begann mit dem griechischen, in der Hoffnung, sie binnen 4 Jahren in einem großen Folianten bringen zu können; die Kosten waren auf 6000 Thaler veranschlagt; Böckh machte sich an die Arbeit. Gleich an diesem ersten Unternehmen sollte man Gelegenheit haben, Erfahrungen darüber zu machen, wie schwierig die Durchführung, wie schwer schon die Abschätzung solcher Arbeiten ist. Erst im Jahre 1859 ist das Werk durch Curtius und Kirchhoff zum Abschluß gebracht worden, der Index erst 1877 erschienen. Die Arbeit wuchs unter der Hand, die Methoden bildeten sich erst bei der Arbeit, die Kräfte wechselten; wohl sank hier und da der Muth, die Geldbewilligungskommission, die immer aufs Neue angegangen werden mußte, wurde schwierig: doch ist das Ziel erreicht worden. Freilich nicht ein definitives; schon vor seiner Erreichung begann man einzusehen, daß die Arbeit nochmals auf andere Weise und mit größeren Mitteln gethan werden müsse.

Es geht der Wissenschaft hierin, wie dem Wanderer im Gebirge; immer wieder erweist sich der Gipfel, den er von unten für den höchsten angesehen hatte, wenn er ihn nun erklommen hat, als eine Vorhöhe. Vielleicht ist die Täuschung eine wohlthätige Einrichtung, eine List der Idee, würde Hegel sagen; wer hätte den Muth, sich an die Sache zu machen, wenn er gleich den ganzen Weg und alle seine Krümmungen und Schwierigkeiten übersähe? Es geht den Naturwissenschaften hierin nicht anders als den historischen Wissenschaften. Wie nahe sah Descartes das Ziel einer mechanischen Erklärung aller Vorgänge im lebenden Körper vor sich; wie ist dies Ziel, je weiter die Physiologie darauf zu gegangen ist, in immer weitere Ferne gewichen, bis es nun vor der mikroskopischen Forschung ins Unendliche sich zu verlieren scheint.

Wie das Inschriftenwerk, so ist auch das zweite große Unternehmen, das bis auf diesen Tag die Akademie beschäftigt hat,

gleich am Anfang in Angriff genommen: der Aristoteles. Auf Schleiermacher's Antrag wurde im Jahre 1817 eine große kritische Ausgabe der Werke des Stagiriten unternommen. Durch Bekker's unermüdlichen Fleiß wurde es ermöglicht, die Ausgabe der Werke in zwei Bänden mit lateinischer Uebersetzung und einem Band Scholien (von Brandis) schon im Jahre 1836 zum Abschluß zu bringen. Viel länger brauchte der Index, er ist von Bonitz bearbeitet und erst 1870 erschienen. Freilich schlossen sich auch hier an das erreichte Ziel gleich neue Aufgaben: 1874 wurde auf Antrag von Bonitz und Zeller eine Ausgabe der Kommentatoren des Philosophen unternommen, die noch nicht ganz zu Ende geführt ist.

An einem anderen großen Unternehmen, der Herausgabe der **Monumenta Germaniae**, war die Akademie nicht von Anfang an betheiligt, erst seit 1875 hat sie an der Leitung Antheil. Dagegen übernahm sie, ein Erbe Niebuhr's, die Ausgabe eines **Corpus Scriptorem Historiae Byzantinae**, sie ist mit dem 50. Band 1897 abgeschlossen.

Die physikalisch-mathematische Hälfte der Akademie stand in den ersten Jahrzehnten ohne Zweifel hinter der historisch-philologischen zurück; die herrschende Naturphilosophie entzog ihr die Theilnahme und störte auch die Kreise der wissenschaftlichen Forschung. Erst seit A. v. Humboldt, von Paris zurückkehrend, 1827 dauernd seinen Aufenthalt in Berlin nahm, gewann sie eine andere Stellung. Unter ihren Mitgliedern waren die Mathematiker Dirichlet und Steiner, der Astronom Encke, der Physiker Erman, der Chemiker Mitscherlich, der Geolog v. Buch, der Biolog Ehrenberg, der Physiolog Joh. Müller. Ihre erste größere Unternehmung war die Herausgabe von Sternkarten, beschlossen im Jahre 1825.

Ein neuer Abschnitt im Leben der Akademie beginnt mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. Er hatte, anders als sein Vater, eine sehr lebendige Theilnahme für alle Seiten des geistigen Lebens, so auch für die Wissenschaft. Sie kommt auch in seinen nahen persönlichen Beziehungen zu hervorragenden Gelehrten zum Ausdruck, wie er denn auch der erste unter den preußischen Königen war, der den Festsitzungen der Akademie häufig persönlich beiwohnte. Eine Reihe bedeutender Männer hat er der Universität und Akademie durch seine Initiative zugeführt, so die Brüder Grimm und Schelling. Auch eine Aufgabe hat er selbst der Akademie gestellt: die Herausgabe der Werke Friedrich's des Großen; sie wurde in 30 Bänden vollendet.

Daß die Nähe des Monarchen auch ihr Unbequemes habe, sollte die Akademie im Jahre 1847 erfahren. Harnack hat zum ersten Mal aus den Akten die Geschichte eines Vorkommnisses völlig klar gelegt, das seiner Zeit viel Staub aufwirbelte. Der Historiker Fr. v. Raumer hatte in einer Festsitzung am Friedrichstage, der auch der König beiwohnte, den religiösen Freisinn des großen Königs gegen allerlei theologische Anfechtungen in Schutz genommen und ihn in einer Weise gepriesen, die als ein indirekter Tadel des gegenwärtigen Systems verstanden werden konnte. Von dem anwesenden Publikum wurde sie so verstanden, man lachte bei einigen Stellen der Rede. Der König war tief gekränkt und ließ der Akademie eröffnen, daß er ihre Sitzungen nicht mehr besuchen werde. Auf Böckh's Antrag wurde ein Entschuldigungsschreiben an den König gerichtet, das mit starken Aeußerungen des Bedauerns des Vergangenen gedenkt und mit weitgehenden Versicherungen hinsichtlich des zukünftigen Verhaltens schließt. Der König dankte in einem feinen und liebenswürdigen Brief. Aber schon hatte der Minister Eichhorn jenes durchaus nur für den König bestimmte Schreiben der Akademie, daß ihm in einer Abschrift von ihr zugestellt war, in die Zeitungen gebracht; es zog der Akademie nun widerwärtigste Erörterungen in der Presse zu, die endlich den freiwilligen, von der Akademie nicht gebilligten Austritt Raumer's herbeiführten. Das folgende Jahr 1848 brachte als Nachklänge dieser unerfreulichen Vorgänge manche gehässigen Anklagen gegen den Servilismus der Akademie. Freilich zu einer Vorkämpferin für mißliebige Gedanken hatte sie keinen Beruf bewiesen.

Unter den Männern, die während der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. der Akademie das Gepräge gaben, mögen folgende genannt sein. In der philosophisch-historischen Klasse: die Philosophen Schelling, Trendelenburg, die Historiker und Philologen Ranke, Pertz, die beiden Grimm, Lepsius, Curtius, Kiepert, Haupt; in der physikalisch-mathematischen Klasse: A. v. Humboldt, Dove, Magnus, Braun, Du Bois-Reymond, Jacobi, Kummer, Weierstraß.

Unter den Unternehmungen, die in dieser Zeit beschlossen wurden, ist weitaus das größte das Corpus inscriptionum Latinarum; es ist mit dem Namen Mommsen's unlösbar verknüpft. Einen Anfang zu einer auf Autopsie beruhenden Sammlung hatte schon in den 30er Jahren ein dänischer Philolog, Kellermann, gemacht und die Unterstützung der Akademie dafür gewonnen; nach seinem Tode hatte O. Jahn die Sache über-

nommen. 1844 wurde durch Lachmann die Aufmerksamkeit auf Mommsen gelenkt, der damals mit Unterstützung der dänischen Regierung reiste. Die Akademie gewährte einen geringen Beitrag (150 Thaler). Jahrelang zogen sich nun die Verhandlungen hin; Savigny unterstützte aufs Lebhafteste die Durchführung der Aufgabe im großen Stil, auf Grundlage von Aufnahmen an Ort und Stelle; Böckh widerstrebte, er wies auf den Weg der kritischen Sammlung schon veröffentlichter Inschriften, als den gangbareren und wohlfeileren. Nach langem Schwanken entschloß sich die Akademie im Jahre 1853, vor Allem auf Antrieb des Archäologen Gerhard, nachdem inzwischen Mommsen die Inschriften des Königreichs Neapel veröffentlicht hatte, ihm die Leitung der Sache in die Hand zu geben; vom König wurden 2000 Thlr. auf sechs Jahre bewilligt. Seitdem ist ununterbrochen an dem Riesenwerke gearbeitet worden; 1862 erschien der erste Band; mit dem 15., der 1899 erschienen ist, ist es dem Abschluß nahe gebracht, einem relativen natürlich, die Supplemente wachsen auch hier nach: Der gesammte Kostenaufwand in den langen Jahren übersteigt 400000 Mark. „Die Römische Geschichte, mit diesen Worten spricht Harnack die Bedeutung des Werkes aus, hat an dem Corpus ihr vornehmstes Hilfsmittel erhalten; wo die Schriftsteller schweigen, reden nur die Steine, namentlich die Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte ist mit ihrer Hilfe neu geworden."

Der letzte Abschnitt der Geschichte der Akademie beginnt mit der Regierung Wilhelm's I. Zunächst zwar wendete sich jetzt die ganze Kraft des Staates den drängenden politischen und militärischen Aufgaben zu, das siebente Jahrzehnt war für die Akademie ein sehr stilles. Nachdem aber das neue Reich gegründet und gefestigt war, da kam auch für die Friedensarbeit im Gebiet der Wissenschaft eine neue Zeit; das Jahr 1874 bezeichnet ihren Beginn. Der Etat der Akademie, der seit 1812 fast unverändert geblieben war, wurde mehr als verdoppelt. Sie erhält seitdem zu ihrer alten Dotation einen „Bedürfnißzuschuß aus allgemeinen Staatsfonds", der gegenwärtig 136462 Mark beträgt. Ihr Gesammteinkommen beläuft sich jetzt auf 213940 Mark, wovon 114600 Mark zu Besoldungen, etwa 63000 Mark zur Fortführung der großen Unternehmungen und zur Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten verwendet werden. In der Uebersicht über die Geldbewilligungen von 1860—1898, die der Urkundenband (Nr. 224) bringt, ist die Verwendung ersichtlich gemacht. Wenn man diese Liste der von der

Akademie unterstützten Unternehmungen in den Jahren 1874—98 gegen die der Jahre 1841—59 (Urk. Bd. Nr. 217) hält, so springt der Unterschied der Leistungsfähigkeit in die Augen. Zu erwähnen ist noch, daß zu den öffentlichen Mitteln auch bedeutende Mittel aus privaten Stiftungen ihr zufließen, vor Allen ist hier die Wentzel-Heckmann-Stiftung von 1894 zu nennen.

Unter den Unternehmungen, die die Akademie gegenwärtig leitet, allein oder in Verbindung mit den anderen deutschen Akademien (1893 kam es zu einem Zusammenschluß für die Vorbereitung und Durchführung großer Arbeiten), seien die folgenden genannt. An das alte Böckh'sche Corpus Inscriptionum Graecarum schloß sich das nach dem neuen Prinzip angelegte Corpus Inscriptionum Atticarum (1873—88), der Sammlungen für Nordgriechenland, die Inseln, den Peloponnes, die italischen Länder folgen. An die Ausgabe des Aristoteles hat sich seit 1874 die Herausgabe seiner Kommentatoren angeschlossen. 1891 wurde die Herausgabe aller in griechischer Sprache geschriebenen christlichen Schriften bis auf Eusebius in Angriff genommen. Dem Gebiet der vaterländischen Geschichte gehören zwei Sammlungen an, an denen seit den 70er Jahren gearbeitet wird: die politische Korrespondenz Friedrich's des Großen und die preußischen Staatsschriften aus seiner Regierungszeit; neben ihnen gehen die Acta Borussica her, in denen die Verwaltungs- und Wirthschaftsgeschichte Preußens im 18. Jahrhundert zur Darstellung kommt. Schon länger an der Herausgabe der Werke Luther's und Leibnizens betheiligt, hat sich die Akademie 1897 zur Veranstaltung einer Gesammtausgabe der Werke Kant's entschlossen; der erste Band der neuen Ausgabe, Briefe enthaltend, eröffnet eben die Reihe. Betheiligt ist sie auch an der Herstellung eines Thesaurus linguae Latinae und eines Wörterbuches der Aegyptischen Sprache. Ferner hat sie die Herausgabe eines Wörterbuches der älteren deutschen Rechtssprache unternommen.

Auch die andere Abtheilung hat für die Organisirung und Unterstützung der Forschung Bedeutendes geleistet, theils allein, theils in Verbindung mit anderen verwandten Instituten, wie dem geodätischen und meteorologischen. Eine lange Reihe von wissenschaftlichen Reisen sind von ihr veranlaßt und unterstützt worden; man muß die lange Liste von Bewilligungen zu wissenschaftlichen Zwecken im Urkundenband durchsehen, um einen Eindruck davon zu erhalten, in welchem Umfang sie für die Erforschung vor allem

der Lebewelt auf unserem Planeten Kräfte und Mittel zusammengeführt hat.

Das Programm dieser ins Große erweiterten Thätigkeit der Akademie hat Mommsen in einer Festrede, die er als Sekretär am 2. Juli 1874 hielt, entworfen: Bei dem isolirten Wissenschaftsbetrieb arbeitet der Einzelne mit unverhältnißmäßigem Kraftaufwand und halbem Erfolg, er erschöpft sich in der Beschaffung der Mittel, die dann für Andere verloren sind. Die private Organisation der Arbeit in Associationen kann einiges leisten; aber sie reicht nicht aus; nur das Volk hat die Mittel, das Budget der wissenschaftlichen Arbeit auf sich zu nehmen. Daher: „alle die wissenschaftlichen Aufgaben, welche die Kräfte des einzelnen Mannes und der lebensfähigen Association übersteigen, vor allem die überall grundlegende Arbeit der Sammlung und Sichtung des wissenschaftlichen Apparats muß der Staat auf sich nehmen, wie sich der Reihe nach die Geldmittel und die geeigneten Personen und Gelegenheiten darbieten. Dazu bedarf er aber eines Vermittlers, das rechte Organ hierfür ist die Akademie . . . Sie wird nicht meinen, die Initiative des wissenschaftlichen Schaffens im höchsten Sinne entbehrlich machen oder auch hervorrufen zu können; aber sie wird treue Arbeiter ermitteln, die da, wo es die Natur der Sache gestattet, dem genialen Forscher den Weg bahnen und ihm es überlassen, ihn zu finden, wo nur er es kann. Sie muß die Schutzstatt der jungen Talente, die Vertreterin derjenigen Forscher werden, die noch nicht berühmt sind, aber es werden können . . . Was jeder von uns literarisch arbeitet, das ist wesentlich sein eigen; aber als Akademiker sollen wir bemüht sein Samen zu streuen, der im fremden Garten Früchte trägt, die gelehrte Arbeit, so weit sie dessen bedarf, konzentriren, steigern, stützen, vor allem den Jüngeren die Wege zu verständiger, an rechter Stelle eingreifender Thätigkeit weisen und ihnen dazu die Geldmittel gewähren oder vielmehr die Gewährung vermitteln" (S. 1003).

Aufgabe und Grenze der Thätigkeit einer Akademie zu unserer Zeit können nicht besser dargelegt werden.

* * *

Wir sind am Ende. Blicken wir rückwärts zum Anfang. Ob Leibniz mit seiner Gründung zufrieden wäre, wenn er sein Werk überschauen könnte? In gewisser Beziehung ist sie gewiß

über seine Erwartungen weit hinausgewachsen. Was sie an Kräften und Mitteln gegenwärtig zur Verfügung hat, das übersteigt vermuthlich die kühnsten Hoffnungen, zu denen er sich jemals aufgeschwungen hat. Und so würde er ohne Zweifel auch bereit sein, das gewaltige Maß von Arbeit, das sie leistet oder zu dessen Leistung sie anregt, mit Bewunderung anzuerkennen.

Auf der anderen Seite dürfte sie freilich hinter seinen Erwartungen zurückbleiben. Er hat von ihrer eigentlichen Aufgabe doch wohl größer gedacht, als sie selbst es gegenwärtig thut. Eine Zentralanstalt für Naturerkenntniß und Naturbeherrschung, so etwas wie die domus Salomonis in Bacons Nova Atlantis, hat ihm wohl vorgeschwebt. Er dachte daran, die wissenschaftlichen Entdeckungen und die technischen Erfindungen, die bisher vereinzelt und zufällig gelungen waren, durch Vereinigung der Kräfte und Organisirung der Arbeit, gleichsam in die Gewalt der Vernunft zu bringen. Durch systematische Befragung der Natur ihre Geheimnisse abzudringen, sie dem Dienst des Menschen zu unterwerfen und so die Kultur auf eine höhere Stufe zu heben, darauf war sein eigentliches Absehen gerichtet.

Man wird der Akademie nicht Unrecht thun, wenn man sagt, daß hinter solcher Idee die Wirklichkeit zurückgeblieben ist. Aber man wird gleich hinzufügen müssen: die Organisirung der wissenschaftlichen Arbeit in diesem Sinne ist überhaupt eine unmögliche Aufgabe. So wenig der Fridericianischen Akademie die Hervorbringung der wahren Philosophie gelingen konnte, so wenig kann die Entdeckung wissenschaftlicher Wahrheiten, die Produktion schöpferischer Gedanken auf irgend einem Gebiet organisirt oder also eigentlich mechanisirt werden. Ich weiß nicht, ob irgend eine große Entdeckung unentdeckt, irgend ein großer Gedanke ungedacht geblieben wäre, wenn es nie eine Akademie in Berlin gegeben hätte. Das Denken und Erfinden ist keine gesellige und organisirbare Thätigkeit. Hülfsmittel aller Art für die Forschung sammeln und bereit stellen, das ist eine Sache, die durch organisirte gesellschaftliche Arbeit gethan werden kann. Die schöpferische Synthese, die großen Gedanken, sie kommen, wenn ihre Zeit ist, sie werden mehr geschenkt als gesucht, dem Genie geschenkt, das hervorzubringen Gott oder die Natur sich vorbehalten haben. Und vielleicht darf man hinzufügen, hat solche schöpferischen Gedanken auszulösen sich die Universitätsthätigkeit mehr wirksam erwiesen als die akademische. Es ist in Deutschland immer noch, wie es schon Chr. Wolff und W. v. Humboldt

fanden, daß die Bewegung in der Gedankenwelt mehr von den Universitäten als von den Akademien ausgeht. Uebrigens sind ja in Wirklichkeit gegenwärtig alle deutschen Akademien eigentlich ein Anhang der Universitäten, ein Ausschuß aus dem Lehrkörper zu bestimmter Leistung, der Leistung nämlich, die Sammlung und Bereitstellung des Thatsachenmaterials für die wissenschaftliche Erkenntniß zu organisiren.

Auch dies würde Leibniz sicherlich als eine wichtige und nothwendige Aufgabe anerkannt haben. Ob er mit der Entwickelung, die die Sache nun genommen hat, ganz einverstanden gewesen wäre? Ob er im besonderen die Sammlung des Materials für die Erkenntniß des geschichtlichen Lebens in solchem Umfang für nothwendig gehalten haben würde? Schwerlich. Und ich bin nicht gewiß, ob sein Erstaunen, wenn er die großen Corpora Inscriptionum oder die Reihe der Aristoteleskommentatoren in die Hände nehmen könnte, überall das Erstaunen freudiger Bewunderung wäre. Er hatte auch vor der Gewissenhaftigkeit geschichtlicher Forschung Achtung. Doch stand er mit seinen Anschauungen auf dem Boden des philosophischen Zeitalters, das rationale Wahrheiten sehr viel höher einschätzte als historische Wahrheiten. Und was den Aristoteles anlangt, so hätte er vielleicht mit einem Lächeln auf den Lippen gefragt: könnt ihr den noch nicht selber lesen und verstehen? Oder was hofft ihr sonst aus den Kommentatoren, für deren Publikation ihr, wenn ich richtig zusammgezählt habe, bisher 130 000 Mark aufgewendet habt, zu gewinnen? Diese und jene Anführung aus älteren Philosophen? Aber die hätte sich ja von einem Sachkundigen ausziehen lassen. Oder eine Einsicht in die fernere Bewegung der Gedanken? Und dazu war es nothwendig, Alles was jemals irgendwo ein dunkler Ehrenmann über Aristoteles gesagt und geschrieben hat, zu sammeln und nochmals drucken zu lassen? Und dann seid ihr ja noch nicht am Ende: dann wird nun daran kommen alles, was irgendwo all' die magistri artium während des langen Mittelalters auf allen Universitäten Europas über die aristotelischen Schriften geduldigen Hörern in die Feder diktirt haben.

Was sollten wir ihm antworten? Daß der bisherige Gebrauch des Apparates die Mühsal seiner Beschaffung schon gerechtfertigt habe? Es möchte schwer zu beweisen sein. Oder daß der zukünftige sie rechtfertigen werde? Das ist eine Sache nicht des Wissens, sondern des Glaubens. Entscheiden kann die Frage erst ein Historiker der Wissenschaften nach 100 oder auch nach

500 Jahren. Ob die Geschichte der Aristotelischen Philosophie oder der Römischen Verwaltung, die man dann lesen wird, durch ihre Verwerthung des Materials, das wir bereit gestellt haben, die Arbeit der Beschaffung rechtfertigen wird? Es ist möglich. Vielleicht kommt es auch anders; vielleicht verschmäht es die Zukunft, den Schatz zu heben, und die ungeheuren Vorarbeiten werden sich einem künftigen Historiker als nicht abgebaute, verlassene Schächte darstellen, es fehlt in der Geschichte der Wissenschaften hierfür nicht an Beispielen. Wir würden uns dann trösten müssen: die Arbeit an der Vorarbeit, die Beschaffung und kritische Sichtung des Materials haben die Kräfte geübt und geschult auch für andere Aufgaben, ähnlich wie wir uns darüber trösten, daß unsere Schüler die Mathematik oder den lateinischen Stil, den sie auf der Schule gelernt haben, nachher nicht mehr brauchen und bald vergessen.

Daß einmal eine Zeit kommt, die über den Wissenschaftsbetrieb anders denken wird als die Gegenwart, daran wird doch kaum zu zweifeln sein. Auf die Zeit des leidenschaftlichen Denkens, womit in Deutschland das Jahrhundert anbrach, ist eine Zeit des emsigen, bis zur Erschöpfung fortgesetzten Sammelns gefolgt. Auch sie wird einmal zu Ende gehen; es wird einmal die Zeit kommen, der die Unmöglichkeit, mit dem Sammeln zu Ende zu kommen, sich so auf die Seele legt, daß sie den Muth verliert und davon absteht. Oder sollte wirklich noch einmal alles Papier, das in den Archiven irgendwo aufgehoben ruht, auch alles Papier, das das 19. Jahrhundert beschrieben und bedruckt hinterläßt, in kritischen Ausgaben bearbeitet, der Geschichtsforschung zugänglich gemacht werden? Wie lange wird dann ein Historiker leben müssen, um nur für ein Jahrzehnt, um nur für die Jahre 1848—50, oder für die Jahre 1870/71 alles Material zu lesen? Vermutlich beginnt, lange bevor es dazu kommt, ein Geschichtsschreiber der Wissenschaften die Darstellung ihrer Entwickelung im 19. Jahrhundert mit der allgemeinen Bemerkung, daß in diesem Zeitalter ein höchst seltsames Schwanken im Wissenschaftsbetriebe stattgefunden habe: aus einer absoluten Ueberschätzung des gedankenhaften Faktors sei man, besonders im Gebiet der Geschichte, in eine ebenso absolute Ueberschätzung des Thatsächlichen gefallen, so sehr, daß von manchen nur die Beschaffung neuen, kritisch gesichteten Materials für wissenschaftliche Arbeit angesehen worden sei, ja, daß man hin und wieder schon die Frage nach dem Wozu für einen Beweis eines unwissenschaftlichen und gemeinen Sinnes angesehen habe. Erst

allmählich habe sich das Gleichgewicht zwischen Form und Stoff auch auf diesem Gebiet wieder hergestellt.

Indessen, die Zeit will ihren Willen haben; die Konsequenz, die in den Dingen ist, setzt sich auch gegen unseren Willen durch. Wie der Einzelne, so steht auch die gelehrte Körperschaft unter dem Druck der Zeitströmung, sie mag wollen oder nicht. Und so mag sie zu ihrer Rechtfertigung einfach darauf hinweisen, daß sie das Ihre gethan habe, indem sie die ihr von der Zeit gestellte Aufgabe mit rechtschaffenem Fleiß und gebührender Sorgfalt gelöst habe.

Eines ist dabei nicht zu verkennen, es drängt sich jedem, der offene Augen hat, auf: die Bedeutung der Wissenschaft für das persönliche Leben ist unter diesem Druck geringer geworden. An Stelle des Enthusiasmus für die Wissenschaft, wie er am Anfang des Jahrhunderts vor Allem bei der Jugend herrschte, ist jetzt vielfach eine gewisse müde Resignation getreten; man arbeitet mehr als je, aber der Glaube an die innere Nothwendigkeit und Bedeutung der Sache ist durchaus nicht immer dabei. Man hat das Gefühl, daß der Gewinn für das innere Leben dem Aufwand von Kraft nicht entspricht; die Last von hundert Kameelen, die man, mit Kant's Ausdruck, schleppt, sie mehrt nicht die Weisheit, sie macht nicht reicher an der Erkenntniß göttlicher und menschlicher Dinge. Ja, wir haben wohl den Eindruck, als ob diese dadurch gehemmt würde, als ob wir durch jene Last zu Boden gedrückt würden: die Philosophie, der Aufschwung zu den Höhen der Erkenntniß, gelähmt durch die Angst um das unendlich Kleine. Es geht uns hier wie in anderen Dingen: wie der moderne Kapitalreichthum nicht mehr dem persönlichen Leben dienen will, sondern es beherrscht, so der Stoffreichthum in der Wissenschaft.

Goethe scheint etwas Derartiges vorgefühlt zu haben. Unter seinen Sprüchen findet sich der folgende:

Jude:
Sie machen immerfort Chausseen,
Bis Niemand vor Wegegeld reisen kann.

Student:
Mit den Wissenschaften wird es auch so gehen:
Eine jede quält ihren eigenen Mann.

Ist es nicht so, daß das Studium unter den gegebenen Verhältnissen vielfach zu einer schweren, endlosen, niederdrückenden Mühsal geworden ist, besonders in der philosophischen Fakultät,

daß das „Wegegeld“ in der That so groß geworden ist, daß mancher arm am Beutel, krank am Herzen am Ende einer überlangen Studienzeit anlangt, um dann ohne die Elastizität und Freudigkeit der Jugend, die für alle praktische Thätigkeit, besonders aber für die Thätigkeit des Lehrers so wichtig ist, in den Beruf zu treten?

Harnack spricht am Eingang des letzten Abschnitts seiner Darstellung ähnliche Empfindungen lebhaft aus. An Worte A. Kirchhoff's bei seiner Aufnahme (1860) anknüpfend, führt er aus, daß wir in einer Epigonenzeit, nicht in einer Blüthezeit der Wissenschaften leben; nur dann könne man von einer solchen sprechen, wenn die Wissenschaft das innere Leben bestimme, wenn die neuen Erkenntnisse zugleich Maximen der praktischen Lebensgestaltung werden. So sei es im Zeitalter Platos, der Renaissance, und wieder am Anfang dieses Jahrhunderts gewesen. „Dagegen ist die moderne Wissenschaft eine Führerin des Lebens im höchsten Sinne nicht geworden; sie hat ihm keinen innern Aufschwung zu geben vermocht, der mit dem Aufschwung in jenen Epochen vergleichbar wäre. Der entscheidende Grund dafür liegt auf der Hand. Diese Wissenschaft hat sich in einer zunächst wohl verständlichen Selbstbeschränkung und spröden Objektivität um die geistigen, innerlichen Bedürfnisse der Gegenwart wenig bekümmert .... Wir haben bedeutende Forscher erlebt, für deren eigenes Leben die tiefen Fragen nicht zu existiren schienen, die sie mit exemplarischem Fleiß ‚geschichtlich‘ studirten.“

Und an einer früheren Stelle (S. 791) redet er von demselben Umschwung: „am Anfang des Jahrhunderts faßte die Wissenschaft mit Vorliebe das Ungemeine und Hervorragende ins Auge, gleichsam die Blüthe der Erscheinungen. Der Forscher wollte unmittelbar durch seinen Gegenstand erhoben sein, und diese Erhebung Anderen mittheilen; darum wählte er sich das Größte ..... Glückseliges Zeitalter! Die Wissenschaft hat damals Unendliches gewonnen ... sie machte Fehler, aber sie bildete ihre Jünger wahrhaft und gab ihnen eine Begeisterung, die alles handwerksmäßige verschwinden ließ ... Aristokraten im höchsten Sinne des Worts waren diese Gelehrten und sie trachteten darnach, den vornehmen Geburtsort der vornehmen Erscheinungen aufzudecken, deren Studium sie sich widmeten.“ „Wie anders ist die Stimmung heute! Zwar ‚Entwickelungsgeschichte‘ ist auch unser Zauberwort, aber eben darum beherrscht das Studium der einfachsten Erscheinungen und Vorgänge

die Wissenschaften. Nicht nur der Biolog studirt vor Allem die niedersten Organismen, auch der Psycholog ist zum Psychophysiker, der Sprachphilosoph zum Lautphysiologen, der Historiker zum Wirthschaftsstatistiker, der Religionsphilosoph zum Erforscher des Fetischismus geworden. Ueberall verdrängt das Studium primitiver Zustände das der komplizirteren, und an die Stelle der Beschäftigung mit den erhebenden Epochen der Geschichte ist die Forschung in den Niederungen getreten. Welche Fülle von Erkenntnissen und Entdeckungen haben sich dieser Arbeitsweise erschlossen . . . Aber der Einsicht soll man doch Ausdruck geben, daß der unmittelbare Bildungswerth der Wissenschaften geringer geworden ist, daß die Beziehungen, die sie zu dem ganzen Menschen und zu seinem höheren Leben hat, lockerer geworden sind, und daß die strenge Methode zum Handwerksmäßigen zu führen droht und, als bloß eingelernte, verflacht."

So urtheilt ein Mann, der selbst mitten in der wissenschaftlichen Arbeit unserer Zeit steht, nicht ein Verächter, sondern ein Vermehrer der wissenschaftlichen Erkenntniß, über den modernen „Großbetrieb der Wissenschaft". Er bedeutet nicht den Betrieb des Großen in der Wissenschaft, sondern vielmehr den Betrieb des Kleinen in der Form der Großunternehmung, den Fabrikbetrieb, der denn mit den Vortheilen auch die Nachtheile des Fabrikbetriebs mit sich führt.

Man wird unserer Zeit einmal nicht den Vorwurf machen können, daß sie in enthusiastischer Selbstbewunderung befangen gewesen sei, wie wir es vom Zeitalter der Aufklärung zu sagen gewohnt sind. Nicht mit dem Gefühl, wie herrlich weit wir es gebracht haben, nimmt die Wissenschaft von dem Jahrhundert, in dem sie ein so erstaunliches Wachsthum gerade in Deutschland erlebt hat, Abschied. Vielleicht wird es uns einmal zur Gerechtigkeit gerechnet. Vielleicht dürfen wir ein Wort des Evangeliums auch hierher ziehen: Selig sind, die da arm sind, die da hungert und dürstet, hungert und dürstet nach Weisheit, nach Philosophie, nach einem wahrhaft geistigen Lebensinhalt, denn sie sollen satt werden.

Die keltische Bewegung in der Bretagne.*)

Von

H. Zimmer.

In drei verschiedenen Strichen des vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland, wo größere Massen des vor Einwanderung der Angelsachsen die beiden Inseln bewohnenden Völkerelements ihre keltischen Idiome und dadurch sich selbst vor völligem Aufgehn im englischen Volksthum bewahrt haben, besteht seit längerer oder kürzerer Zeit eine starke Bewegung, die auf eine Wiedergeburt des keltischen Volksthums abzielt, wie ich dies in einer Reihe von Vorträgen früher des Einzelnen ausgeführt habe.**) Die Bewegung ist, da eine gesonderte nationale Sprache als stärkstes Bollwerk gesonderten Volksthums gilt, naturgemäß in erster Linie sprachlich-literarisch; sie sucht nicht nur die bis jetzt erhaltenen keltischen Idiome von Wales (Kymrisch), Irland (Irisch) und den schottischen Hochlanden (Gälisch) vor weiterem Aufgesogenwerden durch das Englische zu bewahren, sondern bemüht sich auch, dieselben zu Sprachen nationalen Lebens in den genannten Strichen umzugestalten oder wieder zu erheben, ein Versuch, der den Kymren in Wales in weitem Umfang gelungen ist.

Diese Woge neu erwachter Lebenskraft, welche in unseren Tagen die Keltenwelt Großbritanniens überfluthet, hat auch das letzte Gebiet Europas, wo größere Keltenmassen sitzen, die ein keltisches Idiom als Volkssprache reden, nicht unberührt gelassen: die zu Frankreich gehörige Bretagne. In der Bretagne, spezieller

---

*) Ein im Greifswalder philologisch-historischen Dozentenverein gehaltener Vortrag.

**) Abgedruckt diese Jahrbücher 92, 426 ff.; 93, 59 ff. und 294 ff.

in dem als Niederbretagne (Breiz izel in heimischer Zunge, Basse Bretagne französisch) bezeichneten westlichen Theil, der das Departement Finistère und die westlichen Theile der Departements Côtes-du-Nord und Morbihan umfaßt, lebten 1885 nach einer genauen Berechnung eines französischen Gelehrten rund 1 300 000 Bewohner, die Bretonisch reden konnten und von denen etwa 670 000 nur dieses keltische Idiom verstanden; in La Résistance (Croix de Morlaix) vom 21. Januar 1899 werden die beiden Zahlen für gegenwärtig auf rund 1 250 000 und „über 500 000“ berechnet, wozu noch in Paris und einigen Departements an 70 000 aus der Niederbretagne gebürtige Bretonen kommen, die des Bretonischen mächtig sind. Die Niederbretagne bietet also das kompakteste keltische Sprachgebiet in unseren Tagen, und das Neubretonische ist das verbreitetste keltische Idiom, indem rund 2/5 aller eine der vier lebenden keltischen Sprachen (Irisch, Gälisch, Kymrisch, Bretonisch) gegenwärtig in Europa redenden Individuen sich des Bretonischen bedienen. Um zu verstehen, vor welche Aufgaben die noch nicht viel länger als fünf Jahre sich in der Oeffentlichkeit stärker fühlbar machende sprachlich-literarische Bewegung in der Niederbretagne gestellt ist, kann ein kurzer sprachgeschichtlicher Rückblick nicht umgangen werden.

Entgegenzutreten ist von vornherein einer Ansicht, die dahin geht, daß das heutige Bretonische in der Niederbretagne sich zu der keltischen Sprache Galliens in der Römerzeit etwa so verhält wie das heutige Kymrische in Wales zu der keltischen Sprache Britanniens in der Römerzeit, d. h. daß das Bretonische die direkte Fortsetzung des altgallischen Keltisch ist, das in den abgelegenen Strichen der aremorikanischen Halbinsel so Schutz vor der Romanisirung fand wie das britannische Keltisch in den Bergen von Wales vor der Anglisirung bis heute geschützt blieb. Diese Anschauung, der man in Deutschland noch vielfach begegnet und die selbst in gebräuchlichen Schulbüchern zum Ausdruck kommt,*) ist grundfalsch. Der „Tractus aremoricanus“ und speziell derjenige Theil des nordwestlichen Galliens, den man vor der französischen Revolution als die „Province de Bretagne“ zu bezeichnen pflegte und die heutigen fünf

*) So heißt es z. B. in dem Hilfsheft zu der verbreiteten Caesar-Ausgabe in B. G. Teubner's Schülerausgaben 3. Aufl. 1898 in Kap. 2 „Kriegsschauplatz und seine Bewohner“ wörtlich (S. 21): „In diesem langen Zeitraum (d. h. von Caesar bis Beginn der Völkerwanderung) wurden die Gallier vollständig romanisirt; nur an der Küste des Ozeans erhielt sich die keltische Sprache und herrscht in der Bretagne noch heute.“



Departements Finistère, Côtes-du-Nord, Morbihan, Loire-inférieure, Ille-et-Villaine umfaßte, war gegen Ende der Römerherrschaft nachweislich ebenso romanisirt wie die übrigen Theile Galliens. Ob hier oder dort in zweiter Hälfte des 5. Jahrhunderts in den Wäldern der aremorikanischen Halbinsel versteckt gallisch-keltisch als Patois neben der lingua Gallica, wie Sulpicius Severus die in Gallien gesprochene lateinische Mundart — die lingua Romana Galliens — im Gegensatz zur lingua Celtica nennt, sich vorfand, was wohl möglich ist, kann nicht weiter in Betracht kommen, da sich sicher nachweisen läßt, daß ein solches gallisch-keltisches Patois der Aremorikaner nicht kann die Grundlage des keltischen Bretonisch sein. Brezonek „Bretonisch" ist „britische Zunge", Sprache der „Britones" und ist mit den Trägern aus Großbritannien gekommen. Als nach Abzug der römischen Legionen aus Großbritannien die Sachsen sich mit Macht auf Südbritannien warfen und mit Feuer und Schwert wütheten, da verließen keltische Bewohner Südbritanniens, Briten, in Schaaren das Land, um anderweitig, selbst mit Hilfe der Waffen gegen weniger schreckliche Feinde, eine neue Heimath zu suchen. Ein solcher Britenhaufe hatte sich, wahrscheinlich von der Loiremündung die Loire hinaufgehend, ums Jahr 468 an der mittleren Loire im alten Biturigergebiet (Berry, Departements Cher und Indre) angesiedelt und stand unter ihrem König Riotamus mit 12000 Mann den Römern gegen den Westgothenherrscher Euricus bei, der sie 469 schlug und wieder vertrieb. Ein anderer Britenhaufe hatte sich an der nordspanischen Küste in Galicien niedergelassen und bewahrte längere Zeit hier seine Nationalität, so daß 569 auf dem Konzil von Lugo ein bretonisches Bisthum erwähnt wird; ein Mailocus Britoniensis episcopus findet sich unter den signirenden Bischöfen auf dem Konzil von Braga 572 und episcopi Britonienses finden sich noch an der nordspanischen Küste bis 692: diese Kolonie ausgewanderter Briten ist schließlich im Romanenthum Galiciens aufgegangen. Die Hauptmasse jedoch der vor den Sachsen aus Südbritannien fliehenden Briten (Brittones, Brettones) wandte sich nach der gegenüberliegenden aremorikanischen Küste Galliens: es waren vor Allem Angehörige der bekannten südwestbritannischen Stämme der Cornovii und Dumnonii, die sich im 5. Jahrhundert in dem Westen und an der Nordküste der aremorikanischen Halbinsel niederließen, die hier wahrscheinlich nur dünn gesäte gallische Bevölkerung unterwarfen, kleine bretonische Staaten gründeten und neuen Flüchtlingen eine neue Heimath boten. Zuzug

in größeren Massen erhielten diese ausgewanderten Briten noch einmal von der Mitte des 6. Jahrhunderts an, als in Südbritannien die Pest wüthete und die Sachsen nach fast 50jähriger relativer Ruhe einen neuen energischen Versuch machten, das britisch-keltische Element zu vernichten oder zu verdrängen, welcher Versuch ja auch dazu führte, daß die Sachsen nach dem Siege von Deorham (578) an der Severnmündung ans westliche Meer kamen und so die Briten südlich des Bristolkanals von ihren Volksgenossen im Norden abschnitten. Die Auswanderung der mehr und mehr von den Sachsen in die Ecke gedrängten Südwestbriten nach der aremorikanischen Halbinsel zog sich bis ins 7. Jahrhundert. Ein neues Britannien, wenn auch ein kleineres (Britannia minor) entstand so auf aremorikanischem Boden: britische Sprache und britische Einrichtungen herrschten hier, britische Bischofssitze im Anschluß an klösterliche Niederlassungen entstanden in Quimper, S. Pol de Léon, Tréguier, S. Brieuc, S. Malo, Dol neu, in Vannes wurde der alte Sitz britisch; britische Herrschaft und britisches Volksthum schob sich im 6. Jahrhundert immer weiter nach Osten in der aremorikanischen Halbinsel vor, bis die von Westen auf gallischem Boden vordringenden Franken den Weg versperrten. Wechselvoll waren die Kämpfe der unter verschiedenen Häuptlingen stehenden Bretonen mit dem Frankenreich der Merovinger; fast ein Jahrhundert (753 bis 845) gerieth die Bretagne in ein Vasallenverhältniß zu den Karolingern, zu dessen Aufrechterhaltung Karl der Große im östlichen Theil der Bretagne eine bretonische Mark errichtete. In den Kämpfen zwischen 841 und 845 gelingt es dem Bretonengrafen Nominoë, der seit 826 für Ludwig den Frommen die fränkische Herrschaft in der Bretagne repräsentirt hatte, das fränkische Joch abzuschütteln und einen vom Frankenreiche unabhängigen, jedoch viel von dem guten Willen der Herrscher der einzelnen Territorien abhängigen bretonischen Einheitsstaat zu begründen, dessen Grenzen im Großen und Ganzen mit dem Umfang der heutigen fünf Departements Finistère, Côtes-du-Nord, Morbihan, Loire-inféreure, Ille-et-Villaine zusammenfielen.

Was nun die Ausdehnung der bretonischen Sprache in zweiter Hälfte des 9. Jahrhunderts in dieser politischen Bretagne anlangt, so wird die östliche Grenze des bretonischen Sprachgebietes ungefähr durch eine Linie bezeichnet, die beginnt westlich von Mont Sant Michel an der Couesnonmündung im Norden und geht bis zur Loiremündung im Süden. Der östlich davon liegende Theil

der politischen Bretagne, also die östlichen Hälften der Departements Ille-et-Villaine (mit Rennes) und Loire-inférieure (mit Nantes), hat auch in jener Zeit der größten Ausdehnung des bretonischen Sprachgebietes immer romanischer Zunge angehört. Nach 300 Jahren, im 12. Jahrhundert, hat sich diese Sprachgrenze zwischen romanischer und keltischer Zunge innerhalb des Bretonenstaates sehr zu Ungunsten des Bretonischen verschoben, gewiß zum Theil in Folge politischer Ereignisse in erster Hälfte des 10. Jahrhunderts. Schon im 3. und Beginn des 4. Viertels des 9. Jahrhunderts hatten die Deutschland, Frankreich, England, Irland heimsuchenden Normannen Einfälle in der Bretagne versucht; Alan der Große (888 bis 907), der sich „König der Bretonen" nannte, schützte die Bretagne mit starker Hand vor diesen Räubern. Nach seinem Tode (907) ergoß sich die Fluth der heidnischen Normannen mit um so größerer Heftigkeit über die Grenzen der Bretagne, und zwar von zwei Seiten: von Nordosten aus der eigentlichen Normandie und vom Süden die Loirenormannen. Die Schreckenszeiten, denen die Vorfahren der Bretonen im 5. und 6. Jahrhundert durch Verlassen der Heimath in Britannia zu entgehen trachteten, suchten in erster Hälfte des 10. Jahrhunderts die Nachkommen in der liebgewonnenen neuen Heimath, in Britannia minor heim, und in kleinerem Maßstab vollzog sich eine analoge Erscheinung im 10. Jahrhundert wie im 5. Jahrhundert: Kleriker, Klosterinsassen und Edle griffen zu dem Wanderstab und flüchteten bis tief in Frankreich, um den schrecklichen Peinigern zu entgehen. Die Normannendrangsal dauerte drei Dezennien (907—939) und lastete naturgemäß am schwersten auf den Theilen der Bretagne, die den Einfallsthoren am nächsten lagen, dem Osten der Bretagne, also den Strichen, welche heutigen Tages die Departements Ille-et-Villaine und Loire-inférieure sowie die östlichen Hälften der Departements Morbihan und Côtes-du-Nord umfassen. Auf diese Theile und vor Allen die letzgenannten wird sich hauptsächlich die Schilderung der Chronik von Nantes beziehen, daß Grafen und Edle nach Frankreich, Burgund und Aquitanien flohen und nur die Armen, die Erde bebauenden Briten unter normannischer Herrschaft zurückblieben. Nachdem man sich durch mehr als zwei Dezennien in der Bretagne an den Normannenschrecken gewöhnt hatte, fing man von 931 an auf Widerstand zu sinnen, und in manigfachen Kämpfen gelang es von 936 bis 939 dem aus England heimkehrenden Thronerben Alan die Normannen aus der Bretagne zu treiben. Er wurde der Wieder-

hersteller eines bretonischen Einheitsstaates, wie er im Wesentlichen bis zur Vereinigung des Herzogthums der Bretagne mit Frankreich (1491) bestand.

Diese politischen Vorgänge sind von schwerwiegendem Einfluß auf die sprachlichen Verhältnisse der Bretagne geworden. Alle Wahrscheinlichkeit spricht ja dafür, daß von dem bretonischen Sprachgebiet, das im 9. Jahrhundert durch eine Linie von der Couesnonmündung bis Loiremündung begrenzt wird, wie wir sahen, der östliche Theil, der an die romanische Zone der Grafschaften Rennes und Nantes angrenzte, nicht so vollständig sprachlich bretonisch assimilirt war beim Beginn der Normanneneinfälle, wie die eigentliche Niederbretagne. Auf diesem Theile lastete die Normannen-Okkupation drückender als in den schwer zugänglichen Strichen der Niederbretagne, und hier mußte die Flucht der bretonischen Edlen und ihrer Umgebung vor den Normannen das sprachlich bretonische Element verhängnißvoll schwächen und das romanische Element stärken, zumal ja auch die Normannen rasch der Romanisirung verfielen. So finden wir denn, daß nach Eintreten geordneter Verhältnisse diese östlichen Theile bretonischen Sprachgebiets des 9. Jahrhunderts einer allmählichen Romanisirung in sprachlicher Hinsicht unterliegen. Im 11./12. Jahrhundert ist neben die immer rein romanische Zone im Osten (Grafschaften Rennes und Nantes) eine breite Zone früheren bretonischen Sprachgebietes — umfassend die alten Diözesen Dol, S. Malo, S. Brieux ganz und Vannes zum Theil — getreten, die entweder schon vollständig französirt oder doppelsprachiges Gebiet mit Ueberwiegen des Französischen geworden ist. Diese dem festen bretonischen Sprachgebiet in der Niederbretagne vorgelagerte breite Zone ursprünglich bretonischen Sprachgebietes ist für die bretonische Sprache vollständig verloren gegangen, so daß seit dem 13./14. Jahrhundert eine Linie, beginnend im Norden bei Plouha (westlich von der Baie de Brieuc) und endigend an der Villainemündung im Süden, die Grenze zwischen keltischer und romanischer Zunge, zwischen Bretonisch und Französisch bildet. Diese Linie hat bis in unsere Tage keine nennenswerthe Verschiebung erfahren, und westlich von ihr finden sich die 1 250 000 des Bretonischen kundige Bretonen auf eine Gesammtbevölkerung von 1 350 000.

Wenn wir die Lebenskraft und Assimilationsfähigkeit ins Auge fassen, welche die bretonische Sprache bis ins 9. Jahrhundert bewiesen hat, dann muß es uns füglich Wunder nehmen, daß es

diesem Bretonischen nach Säuberung des Landes von den Normannen und Wiederherstellen eines Einheitsstaates unter bretonischer Dynastie nicht gelang, das bedrohte Gebiet von der Mitte des 10. Jahrhunderts an für keltisch-bretonische Zunge zurück zu gewinnen. Die rein numerische Schwächung des bretonischen Elementes in dem in Rede stehenden Gebiete und die Nachbarschaft des rein romanischen Striches in den östlich angrenzenden Theilen von Rennes und Nantes kann in Anbetracht des weiten reinbretonischen Hinterlandes in der Niederbretagne die gehemmte Assimilationskraft der bretonischen Sprache im neu hergestellten bretonischen Nationalstaat nicht hinreichend erklären. Es muß bei der völligen Rückromanisirung von fast einem Drittel alten bretonischen Sprachgebietes des 9. Jahrhunderts, des Striches zwischen den Linien Couesnonmündung—Loiremündung und Plouha—Villainemündung, im Verlauf des 10.—13. Jahrhunderts noch ein anderer Einfluß obgewaltet haben. Der liegt meines Erachtens darin, daß für mehr als ein Jahrhundert (939—1066) nach Wiederherstellung des bretonischen Einheitsstaates die bretonische Herzogswürde bei den der Abstammung und Sprache nach zwar ursprünglich rein bretonischen, aber in romanischem Sprachgebiet sitzenden gräflichen Häusern von Nantes und Rennes lag und damit der politische Schwerpunkt der Gesammtbretagne in den kleineren, erst seit Abwerfung des Frankenjochs hinzugekommenen romanischen Strich verlegt wurde, wo er dann weiterhin dauernd blieb. Es mag dies wegen der politischen Beziehungen der Bretagne zur französischen Monarchie und dem mächtig aufstrebenden normannischen Nachbar heilsam gewesen sein, und es trug unzweifelhaft wesentlich dazu bei, daß bei den verschiedenartigen Elementen des Staates — den Romanen der Ostmark, den sich romanisirenden Bretonen des Mitteldistriktes und den sprachlich bretonischen Bretonen der Niederbretagne — im Verlauf des 11./12. Jahrhunderts ein starkes, gemeinsames Staats- und Nationalgefühl sich herausbildete; aber für die bretonische Sprache und die Kultur des bretonischen Volksthums ist der Umstand verhängnißvoll geworden: er hat, wie ich glaube, die Assimilationskraft der bretonischen Sprache nach 939 gebrochen, nicht nur den endgiltigen Verlust eines Drittels altbretonischen Sprachgebietes verschuldet, sondern auch noch andere Wirkungen hervorgerufen, unter deren Einfluß bretonische Sprache und bretonisches Volksthum bis heute leiden.

Es hätte bei den, wie schon bemerkt, nach Sprache und Ab-

stammung ursprünglich rein bretonischen Grafengeschlechtern von Nantes und Rennes großer Energie und festen Willens bedurft, wenn sie verhindern wollten, daß sie nicht in der vollkommen romanischen Umgebung selbst sprachlich verromanisirten. Möglichste Einschränkung der Beziehungen zu den romanischen Grenznachbarn im Norden, Osten, Süden und engste Anlehnung an das bretonische Element im Westen wäre vor Allem nöthig gewesen. Gerade das Gegentheil zeigt uns die Geschichte. Bezeichnend ist schon, daß Alan selbst, der Befreier der Bretagne und Wiederhersteller des bretonischen Staates, der außer der sprachlich romanischen Grafschaft Nantes noch die bretonischen Grafschaften Vannes (Broerec) und Poher als Erbe besaß, den politischen Schwerpunkt des Herzogthums nicht in die bretonischen Theile seiner Hausmacht, etwa nach Vannes, verlegte, sondern in das sprachlich romanische Nantes. Seine erste legitime Frau stammte nicht etwa aus einem der bretonischen Grafengeschlechter, sondern war eine Schwester des Grafen von Anjou; seine zweite Frau war eine Schwester des Grafen von Chartres und Blois, und als er 952 starb, setzte er als Vormund seines kleines Sohnes, des zukünftigen Herzogs der Bretagne, nicht einen Bretonen, sondern den Grafen von Chartres ein. Gleichfalls in altromanischem Sprachgebiet, in Rennes, saß das andere, nach Abstammung echtbretonische Grafengeschlecht, auf welches dann die bretonische Herzogswürde überging; auch seine Familienbeziehungen waren nur romanische: Conan, der ihm angehörige nächste Bretonenherzog, hatte eine Schwester eines Grafen von Anjou zur Frau; sein Sohn Gottfried führte eine romanisirte Normannenprinzessin, Havoise, Schwester Richards II., heim, die nach seinem frühen Tode (1008) für den minderjährigen Herzog regierte; letzterer seinerseits heirathete wieder eine Tochter eines Grafen von Chartres und Blois. Kurz, mit der Wiederherstellung des Bretonenstaates nach Vertreibung der Normannen durch Alan II. (939) schließt die keltisch-bretonische Periode der bretonischen Geschichte ab und setzt der französisch-bretonische Abschnitt ein, der anhält bis zum Aufgehen der Bretagne in Frankreich. Wo hätte bei diesen Zuständen der bretonischen Sprache von 939 an die Kraft kommen sollen, das durch die mehr als 30jährige Normanneninvasion stark bedrängte Grenzgebiet zwischen den Linien Couesnonmündung—Loiremündung einerseits und Plouha—Villainemündung andererseits für die bretonische Sprache wiederzugewinnen? Gerade dieses Gebiet gehörte so gut wie ganz zur Hausmacht der in durchaus französischer Um-

gebung sich romanisirenden Grafenfamilien von Rennes und Nantes, und das Vorbild des Hofes und Alles, was damit zusammenhing, mußte in dem sprachlich fürs Bretonische gefährdeten Gebiete zu Gunsten des Romanischen in die Waagschale fallen. Der vollständige Verlust der gefährdeten Zone für bretonisches Sprachgebiet bis ins 12./13. Jahrhundert kann uns daher nicht Wunder nehmen. Dieser Verlust von fast einem Drittel seines Sprachgebietes ans Französische ist aber nicht einmal der ganze Preis, den das Bretonische für die Gewinnung des ursprünglichen romanischen Elements um Rennes und Nantes für ein gemeinsames bretonisches National- und Staatsgefühl zahlen mußte.

Die Bevölkerungsziffer des alten Herzogthums Bretagne, d. h. der fünf Departements Finistère, Côtes-du-Nord, Morbihan, Loire-inférieure, Ille-et-Villaine, beträgt heutigen Tages rund 3170000; auf die Bretonisch redende Niederbretagne kommen davon 1360000, von denen 1250000 des Bretonischen mächtig sind, wie wir sahen. Für die mittelalterlichen Verhältnisse müssen wir natürlich die Gesammtbevölkerung der Niederbretagne als sprachlich bretonisch rechnen. Bringt man auch in Anrechnung, daß nach den natürlichen Verhältnissen die östliche, romanische Bretagne eine bedeutend größere Bevölkerungsvermehrung prozentualiter seit dem Mittelalter erfahren hat als die westliche, bretonisch redende Hälfte überhaupt ernähren kann, so wird man doch nach dem heutigen Verhältniß annehmen dürfen, daß durch die seit Mitte des 10. Jahrhunderts rasch vorschreitende Rückromanisirung eines großen Theiles alten bretonischen Sprachgebietes die romanisch redende Bevölkerung der politischen Bretagne — also die Romanen in den Bisthümern Rennes und Nantes und die romanisirten Bretonen in den Bisthümern St. Malo, Dol, St. Brieuc und Theil von Vannes — der bretonisch redenden im 11./12. Jahrhundert allmählich nahezu gleich wurde an Zahl. Wie ungleich lagen aber in allen anderen Beziehungen die Verhältnisse der bretonischen Sprache der Westhälfte zu dem Romanischen der Osthälfte! Romanisch war die Sprache des herzoglichen Hofes und was dazu gehörte; naturgemäß wurde bei den vielfachen Beziehungen der hohen Geistlichkeit, der Grafen und der Aristokratie in dem sonst rein bretonischen Sprachgebiet der Niederbretagne zum Hof und der romanischen Aristokratie des romanischen Gebietes das Romanische auch bei hoher Geistlichkeit und Aristokratie der Niederbretagne heimisch; hierzu trugen nicht zum Wenigsten die Heirathen der bretonischen Häuptlinge der

Niederbretagne mit französischen oder französirten Familien der östlichen Hälfte bei, wie z. B. Hoel, Graf von Cornouaille, die Tochter einer Prinzessin von Chartres und des Herzogs Alan III. heirathete, die ihm nach kinderlosem Tode ihres Bruders Conan — des letzten Bretonenherzogs aus dem Grafengeschlecht von Rennes — zu seiner aus der rein bretonischen Grafschaft Cornouaille im Westen und der rein romanischen Grafschaft Nantes bestehenden Hausmacht noch die romanische Grafschaft Rennes mit der Herzogswürde brachte (1066). Von welchem Einfluß auf die Einführung und Einbürgerung des Französischen bei der Aristokratie in dem sprachlich bretonischen Theil der Niederbretagne mußte es sein, daß die drei mächtigen Bretonenherzöge Hoel (1066—1084), Alan Fergant (1084—1112) und Conan III. (1112—1148) neben den Grafschaften Rennes und Nantes die rein bretonische Grafschaft Cornouaille als Hausmacht besaßen und aus Cornouaille nicht zum Wenigsten in ihren freundlichen und feindlichen Beziehungen zu Wilhelm dem Eroberer Englands und seinen anglonormannischen Nachfolgern ihre Hilfskräfte heranzogen.

Alle diese Verhältnisse hatten nun noch eine bedeutsame Folge. Der Zeitraum, um den es sich hier handelt (940—1150), ist im Großen und Ganzen die Zeit, wo man in den verschiedenen Ländern Mittel- und Westeuropas, in dem einen etwas früher, in einem andern etwas später, dazu überging, das Latein aus seiner Alles beherrschenden Stellung zu verdrängen und in immer größerem Umfang in schöner Literatur und theilweise zu gelehrten und didaktischen Zwecken die Volkssprachen zu verwenden. In diesem Zeitraum bildeten sich in Ober- und Niederdeutschland aus der Umgangs- und Verkehrssprache gewisser Kreise weitere Gebiete umfassende Literatursprachen, es wurden Französisch und Normannisch Träger von reicher Literatur, ebenso Kymrisch in Wales und Irisch in Irland: überall traten neben Latein und für Latein Nationalsprachen, die der Ausdruck des besonderen Volksthums wurden. Und in der Bretagne, wo im 9. Jahrhundert ein keltisch-bretonischer Nationalstaat mit Alles assimilirendem keltisch-bretonischen Volkselement vorhanden war, kräftiger und zahlreicher als keltisch-kymrisches Volksthum in Wales, wurde hier etwa Bretonisch Nationalsprache des Bretonenstaates vom 10.—12. Jahrhundert, wie Kymrisch in Wales? Nein! Als die Zeit im 10.—12. Jahrhundert herankam, war bei den damals politisch und geistig führenden Elementen des bretonischen Staates im Osten nicht Bretonisch

Volks- und Verkehrssprache, sondern Romanisch. Die entstehende französische oder normannische Literatursprache war selbst der Aristokratie und dem hohen Klerus in dem bretonischen Sprachgebiet durch die dargelegten politischen Verhältnisse so bequem, daß sogar verhindert wurde, daß das Bretonische für den bretonisch gebliebenen Theil Literatursprache wurde. So wurde das Bretonische in der Niederbretagne zum nationalen Patois herabgedrückt neben dem zur nationalen Literatursprache der Gebildeten und zum Werkzeug geistiger Kultur in der Gesammtbretagne werdenden Französisch. Und dies ist das größte Opfer, welches das keltische Volksthum in der Bretagne, das den Nationalstaat gründete und das Rückgrat abgab, auf dem Altar des Nationalstaates vom 10.—12. Jahrhundert brachte.

Während wir also im keltischen Irland und bei den nächsten Stammesbrüdern der aremorikanischen Briten, den Briten in Wales (Kymren), vom 10. Jahrhundert an bis zum ausgehenden Mittelalter eine reiche Literatur — sowohl originale, nationale Stoffe umfassend, als Bearbeitungen lateinischer und anglonormannisch-französischer Texte — in irischer und kymrischer Sprache vorfinden, weil eben Irisch und Kymrisch nicht nur die Sprachen der Massen, sondern auch — soweit Latein nicht in Betracht kam — des geistigen Lebens der Gebildeten und Vornehmen waren, existirt eine aremorikanisch-bretonische Literatur in bretonischer Sprache in dieser Zeit nicht; weder sind einheimische Stoffe in bretonischer Sprache aufgezeichnet worden, noch sind anglonormannisch-französische Texte den Bretonen in bretonischer Sprache nahegebracht worden. Wie überflüssig das Letztere für Gebildete und Vornehme in der Bretagne war, die doch nur in jener Zeit Interesse an schriftlicher Literatur nahmen, brauche ich nach den vorangegangenen Ausführungen nicht weiter darzulegen. Das will jedoch nicht sagen, daß keine keltisch-bretonischen Geisteserzeugnisse in Poesie und Prosa in jenen Jahrhunderten vorhanden waren. Noch heutigen Tages besitzt die Niederbretagne eine unerschöpfliche Fülle volksthümlicher, mündlich fortgepflanzter Poesie und Prosa in bretonischer Sprache: Luzel hat in unermüdlicher Sorgfalt 2 Bände Balladen in bretonischer Sprache gesammelt (Gwerziou Breiz izel 1868, 1874) und 2 Bände lyrische Stücke in bretonischer Sprache (Soniou Breiz izel); er hat aus dem Munde der Leute „qui ne savent ni lire ni écrire“ 3 Bände Volkserzählungen in Prosa gesammelt und in französischen Uebersetzungen veröffentlicht

(Contes populaires de Basse Bretagne 1887), nachdem er schon vorher 2 Bände von ihm gesammelte „Légendes chrétiennes de Basse Bretagne" in französischer Uebersetzung (1882) geliefert hatte. Diese Fülle von Poesie und Prosaerzählungen ist in unseren Tagen eigentlich erst Literatur geworden, d. h. zum Druck gekommen, aus rein wissenschaftlichem und gelehrtem Interesse. Daß die Bretonen der Niederbretagne im 11./12. Jahrhundert weniger mündlich fortgepflanzte Poesie und Prosaerzählungen in bretonischer Sprache sollten besessen haben wie heutigen Tages, ist nicht anzunehmen, zumal beweisende Zeugnisse für das Vorhandensein im Mittelalter genügend vorliegen. In welcher Sprache sollten denn die am Namenstage des Heiligen in S. Paul de Léon, dem bretonischsten Theil des bretonischen Sprachgebietes, vor den zusammengeströmten Massen vorgetragenen Balladen verfaßt gewesen sein, wenn nicht in Bretonisch? Das waren die mittelalterlichen Entsprechungen der heutigen gwerziou; sie sind nicht in bretonischer Sprache zur Aufzeichnung gekommen, weil für eine bretonische geschriebene Literatur kein Publikum vorhanden war. Als „lais bretons" sind sie uns in der literarischen Sprache der Bretagne erhalten. Wenn man bedenkt, daß der Bretonenherzog Hoel von Cornouaille (1066 bis 1084) einen bretonischen Barden (Cadiou citharista) und einen französischen Jongleur (Pontellus joculator) am Hofe hatte (A. de la Borderie, Histoire de Bretagne III, 220), dann sieht man einen der vielen Wege, auf denen bretonische Poesie und bretonische Erzählungen im 11./12. Jahrhundert zu französischer Literatur wurden. Wie uns die bretonischen gwerziou des 11./12. Jahrhunderts vielfach als lais bretons in französisch-anglonormannischer Literatur erhalten sind, so haben die bretonischen Prosaerzählungen von König Arthur und seinen Genossen den Stoff für die französischen Dichtungen der Arthursage geliefert.

Nachdem so politische und andere Verhältnisse dazu geführt hatten, daß vom 10.—12. Jahrhundert das in der östlichen Hälfte der Bretagne allein- oder vorherrschende Französische zur Sprache der Literatur und zum Werkzeug der geistigen Bildung in der ganzen Bretagne wurde und das in der Niederbretagne ausschließlich als Volkssprache geredete keltische Bretonisch zum Patois herabgedrückt wurde, war der Moment für das Bretonische verpaßt, Sprache nationaler Literatur und nationalen Lebens in der Bretagne oder auch nur einem Theile derselben zu werden. Mit jedem Jahrhundert mußte sich, von der Mitte des 12. Jahrhunderts, nach

den historischen Verhältnissen die Herrschaft des Französischen als Sprache der Literatur und Bildung in dem Herzogthum der Bretagne befestigen, und so haben wir denn bis gegen Ende der bretonischen Unabhängigkeit kein Zeugniß für Literatur in bretonischer Sprache. Eine solche beginnt mit dem Ende des 15. Jahrhunderts und setzt sich stetig bis Anfang dieses Jahrhunderts fort. Vom Standpunkt der Masse betrachtet, ist sie nicht unbedeutend, vom literarischen Standpunkt ohne poetischen Werth und Gehalt: sie dient fast ausschließlich religiös erbauenden, belehrenden, unterhaltenden Zwecken. Kirchliche Dramen, meist nach vorhandenen französischen Quellen angefertigt, sind in größerer Fülle vorhanden. Diese seit dem Ausgang des Mittelalters einsetzende Literatur in bretonischer Sprache zeigt uns, sobald eine den wirklichen Lauten einigermaßen gerecht werdende Orthographie zur Anwendung kommt, noch eine weitere betrübende Folge des Umstandes, daß das Bretonische im 10.—12. Jahrhundert nicht zu einer Literatursprache wurde. Die literarische Einheit ist dem keltisch-bretonischen Patois der Niederbretagne auf dem relativ kleinen Gebiet im Laufe der Jahrhunderte abhanden gekommen, und keine historischen Rechte oder augenblickliche politische oder literarische Machtverhältnisse gaben im 16.—18. Jahrhundert einem Dialekt des Bretonischen eine Berechtigung, die Grundlage für eine gemeinsame bretonische Literatursprache abzugeben. So hat das Bretonische im Mittelalter keine Literatur, und in der Neuzeit, wo eine Literatur einsetzt, darum keine Einheit mehr; es hat an Stelle einer Literatursprache drei oder vier Literaturdialekte, wenn ich so sagen darf. Das ganze bretonische Sprachgebiet zerfällt in eine Kette von Dialekten, die, rein sprachlich betrachtet, sich auf zwei Gruppen theilen: die eine wesentlich umfassend die bretonischen Mundarten in den Departements Côtes-du-Nord und Finistère, die andere die bretonischen Mundarten in Morbihan. Daß nun in diesen Verhältnissen mehrere Literaturdialekte hervorgegangen sind, beruht wohl wesentlich darauf, daß es vor der französischen Revolution in dem Gesammtgebiet vier Zentren geistigen oder geistlichen Lebens gab, nämlich die Mittelpunkte der vier Diözesen Tréguier, S. Paul de Léon, Quimper, Vannes, in die die Niederbretagne zerfiel; in den Klerikerseminaren dieser Diözesen wurden die Kleriker ausgerüstet für ihren Beruf unter den einsprachigen bretonischen Massen, und da ist es naturgemäß, daß eine Art Diözesanliteraturdialekt entstand. Lehrreich ist, daß eines der ältesten bretonischen Wörterbücher (erschienen

Vannes 1723) den Titel führt „Dictionaire breton-françois du diocese de Vannes“.

Eine neue Periode für bretonische Sprache und Literatur kann mit dem Anfang unseres Jahrhunderts angesetzt werden. Die französische Revolution griff tief in die Verhältnisse der Bretagne ein; in fast zehnjährigem Kampfe trat letztere für Thron und Altar und liebgewordene alte Institutionen, die der Gleichmacherei zum Opfer fallen sollten, in die Schranken: das bretonische Bewußtsein wurde hierbei mächtig erregt und sich des Gegensatzes gegen französisches Wesen bewußt, nicht zum Wenigsten dadurch, daß die erste Republik entschieden gegen die bretonische Sprache Stellung nahm. Barère bezeichnete in einem Bericht an den Convent das „bas-breton“ als „un commencement de conspiration fédéraliste“, und am 22. Prairial des Jahres 2 der Republik wurde die Unterdrückung des Bretonischen dekretirt. Ein Niederbretone Namens Le Gonidec betheiligte sich an den Kämpfen und mußte nach Großbritannien flüchten. Er kam in kymrische Kreise, wo in jener Zeit das literarische Erwachen in Folge des religiösen Erwachens begonnen hatte, wie ich in meinem ersten Vortrag (Preuß. Jahrb. 92, 448 ff.) geschildert habe. Zurückgekehrt, wurde Le Gonidec gewissermaßen der Führer einer auf sprachliche und literarische Wiedergeburt des Bretonischen unter den Niederbretonen hinarbeitenden Richtung. Mit seiner für damalige Zeit mustergiltigen Grammaire Celto-bretonne (Paris 1807) suchte er eine neubretonische Literatursprache zu begründen, der er den die vollsten Formen bietenden Dialekt von Leon zu Grunde legte. Ihr ließ er 1821 ein Dictionaire breton-français folgen, das die Fülle der eingedrungenen französischen Lehnwörter, für die es gute bretonische Ausdrücke gab oder sich aus bretonischem Material leicht bilden ließen, ausmerzte. Durch eine größere Reihe von Uebersetzungen von Erbauungsschriften, wie des Thomas a Kempis Nachfolge Christi und die Uebersetzung der ganzen Bibel — das Neue Testament erschien 1827 — suchte er Muster für die Neubretonische Literatursprache zu schaffen. Die Bewegung für Hebung des Bretonischen und Schaffung einer nationalen Literatur ging in erster Hälfte des Jahrhunderts in die Breite und Tiefe. Es tritt wirklich originelle Literatur in bretonischer Sprache auf den Plan, namentlich poetische Werke: Brizeux mit Telen Arvor, Prosper Proux mit Bombard Kerne, Lescour mit Telen Rumengol und Telen Gwengam, Milin mit den Marvaillou Gwrach Koz, Luzel mit Bepred Breizad und

Andere. Die Blicke des literarischen Europa auf den Schatz von lebendiger Volkspoesie, den die Niederbretagne in bretonischer Sprache besitzt, richtete Villemarqué mit seiner Sammlung Barzaz Breiz (Chants populaires de la Bretagne 1839); heutigen Tages steht ja fest, daß kaum ein einziges Stück der Sammlung ganz unverfälschte Volkspoesie ist, wodurch jedoch ihre Bedeutung für die sprachlich-literarische Bewegung jener Zeit nicht geschmälert wird, zumal der Streit um die Authentizität der Barzaz Breiz nicht zum Geringsten den Anlaß gegeben hat zu jener großartigen vierbändigen Sammlung wirklich bretonischer Volkspoesie durch Luzel, die schon vorhin erwähnt wurde (S. 464). Eine mächtige Stütze erwuchs der Bewegung in einigen Vertretern der höheren Geistlichkeit, wie Bischof Graveran von Quimper, der 1845 begann, seine Hirtenbriefe in bretonischer Sprache zu veröffentlichen, und überall für Erhaltung und Pflege der bretonischen Sprache eintrat. Neues Leben kam wieder über das bretonische Theater: allenthalben wurden alte Stücke des 16.—18. Jahrhunderts in verjüngter Sprachform, und neue Stücke von volksthümlichen Truppen aufgeführt; wie groß das Interesse an dieser Literaturgattung wurde, kann man daraus sehen, daß die langathmige Tragödie, die das Schicksal der vier Söhne des Grafen Emon behandelt (Buez ar pêvar mab Emon, duk d'Ordon) und einen Band von 468 Seiten füllt, seit 1818, wo sie zuerst erschien, bis in die 70er Jahre in 15000 Exemplaren in vier Auflagen unter der ländlichen Bevölkerung der Bretagne abgesetzt wurde (Rev. Celt. 4, 129). Gesellschaften zur Erhaltung und Pflege der bretonischen Sprache bildeten sich überall in den Hauptzentren der Niederbretagne, in Zeitungen und Zeitschriften, wie La Revue d'Armorique, wurde dem Bretonischen sein gerechter Antheil; 1844 begann eine reinbretonische Zeitschrift unter dem Titel Lizeriou Breûriez ar Feiz „Briefe der Bruderschaft (Gesellschaft) des Glaubens" unter den Auspizien der Bischöfe von Quimper-Leon und St. Brieuc-Tréguier zu erscheinen, die dem Volke eine unterhaltende und belehrende Lektüre bot, und es bald auf 20000 Abonnenten brachte. Dieselbe „Bruderschaft des Glaubens" veröffentlichte 1847 eine handliche, wesentlich aus Le Gonidec's Werk abgekürzte bretonische Grammatik. Unter der Aegide der Bischöfe von St. Brieuc und Vannes erschien 1848 in zwei Bearbeitungen für die beiden Hauptgruppen des Neubretonischen ein pädagogischer Leitfaden für die bretonischen Schulen, in dem das Bretonische für Erlernung des Französischen nutzbar gemacht wurde

und die beim Eintritt in die Schule Französisch Redenden sich schriftlich in ihrer Muttersprache auszudrücken lernten.

So machte die im Anfang unseres Jahrhunderts beginnende Bewegung für Erhaltung und Pflege des Bretonischen in der Niederbretagne und Schaffung einer nationalen Literatur in dieser keltischen Sprache ein halbes Jahrhundert lang stetige Fortschritte, bis ihr in dem Frankreich des zweiten Kaiserreichs ein Gegner erwuchs, der sie zu erdrücken suchte. Ob es wirklich bloß die Befürchtung Frankreichs war, daß auf ein vollständiges Gelingen der sprachlichen und literarischen Wiedergeburt der Niederbretagne eine politisch-nationale Bewegung einsetzen werde, oder ob nicht auch der Umstand, daß die sprachlich-literarische Bewegung der Bretagne einen konservativ-legitimistischen Zug hatte, mitwirkte, ist schwer zu sagen. Die Bewegung wurde für staatsgefährlich erachtet und mit den Hilfsmitteln eines so stark zentralisirten Staates wie Frankreich ist, zu erdrücken gesucht. So wurde z. B. die 1844 gegründete Association Bretonne, die sich in eine landwirthschaftliche und archäologische Sektion theilte, die g a n z e Bretagne umfaßte und abwechselnd jährlich an einem Orte der Bretagne tagte, unter dem Vorwand, sie treibe Politik, einfach 1859 aufgelöst. Bei einer solchen Stellungnahme des Staates ist es natürlich, daß alle Männer, die irgendwie in abhängiger Staatsstellung sich befanden, von offener Förderung und Begünstigung der Bewegung abgehalten wurden. Betrachtete man von französischem Standpunkte die sprachlich-literarische Bewegung in der Niederbretagne als eine politische Gefahr, dann mußte man konsequenter Weise über eine feindselige Haltung gegenüber den Bestrebungen zur Erhaltung und Förderung des Bretonischen hinausgehen, man mußte gewissermaßen das Grundübel beseitigen, d. h. dem Bretonischen selbst zu Leibe gehen. Und diese Aufgabe ließ sich vor allen Dingen die das Erbe des zweiten Kaiserreiches antretende dritte Republik angelegen sein, zumal die Niederbretagne als Hauptherd monarchisch-konservativer Gesinnung, die Leute wie Freppel, D'Hulste, Mun ins Parlament schickte, ihr ein besonderer Dorn im Auge sein mußte.

Das Hauptmittel, durch welches man dem Bretonisch der heranwachsenden Generationen entgegentritt, sind die Schulen. Während die Republik in Paris eine Professur für wissenschaftliche Erforschung der keltischen Sprachen und Literaturen schuf, wurde gegen die in Frankreichs Grenzen von den bis ins Mark hinein loyalen Bretonen der Niederbretagne noch gesprochene keltische

Sprache in den Staatsschulen ein Krieg bis aufs Messer geführt. Die Zahl der einsprachigen Bretonen in der Niederbretagne wird für 1878 auf 768000, auf 679000 für 1885 und auf „mehr als 500000" für 1898 berechnet; unter den 524000 bezw. 643000 bezw. 750000 doppelsprachigen Niederbretonen giebt es selbstverständlich eine größere Anzahl, denen Bretonisch geläufigeres Ausdrucksmittel ist als Französisch, und da naturgemäß die doppelsprachigen Individuen, denen Französisch geläufiger ist, auf die großen Städte fallen, so folgt, daß die auf dem Lande und in den kleineren Städten in die Schule eintretenden Kinder mehr oder weniger rein monoglotte Bretonen sind. Von den Staatsschulen nun, in welche diese kleinen Bretonen eintreten, ist die bretonische Sprache aufs Strengste verbannt. Nicht nur, daß in ihnen Bretonisch keine Stunde als Unterrichtsgegenstand hat, es ist auch von Anfang an als Unterrichtsmittel absolut verpönt. Den Lehrern ist von den Inspektoren der Schulen aufs Strengste verboten, auch nur hier und da den Kindern eine Erklärung in bretonischer Sprache zu geben oder ein schwieriges französisches Wort durch das dem Kinde geläufige bretonische zu verdeutlichen. Er muß nach der vorgeschriebenen „Methode" so unterrichten, als ob die Kinder Französisch könnten oder gar keine Sprache, darf also zu Gesten und Pantomimen seine Zuflucht nehmen. Das ist aber nicht genug. Es ist den Kindern aufs Strengste verboten, in den Erholungspausen sich des Bretonischen zu bedienen, ja sogar auf Promenaden, Spaziergängen, wo sie könnten von Lehrern oder Mitschülern gehört werden. Das Mittel z. B., das Bretonischreden bei älteren Schülern in den Erholungspausen zu verhindern, ist „la peine infamante de petit sabot. Le sabot est confié à un écolier qui doit le passer au premier camarade qui s'oubliera à prononcer un mot breton; et le malheureux qui reçoit ce depôt maudit devra le garder jusqu'à ce qu'il ait surpris lui-même un autre camerade en flagrant délit. Et le voilà, espion improvisé, qui se met à circuler dans les groupes, épiant les conversations, tendant des pièges aux naifs pour leur faire prononcer quelques mots interdits. Au moment où la cloche sonne, les rangs se forment, le silence se fait: où est le sabot? demande le maitre d'une voix rude. Et le petite coupable entre en classe, au milieu des huées de ses camerades. pour subir la peine infamante qui luit est due pour avoir parlé la vieille langue de ses pères" (La langue Bretonne considérée

aux points de vue religieux, pédagogique, social et national. Par M. Buléon. Vannes 1897, S. 24.) Die gewöhnliche Strafe ist, das Eselshaupt sichtbar zu tragen, welches die technische Bezeichnung „symbole“ führt. Eifrige Lehrer, die sich bei den Inspektoren beliebt machen wollen, greifen um die Zeit der herannahenden Inspektionen noch zu drastischeren Strafen: sie verurtheilen die Kinder wegen Bretonischreden „au nettoyage des cabinets!“ Diese Strafe wird von den verschiedensten Seiten mit Berufung auf eigene Erfahrung gemeldet (La langue Bretonne, Vannes 1897, S. 24*); La langue Bretonne et les écoles, Saint Brieuc 1895, S. 5; Cymru'r Plant 1898, S. 328). Man muß hierbei nicht vergessen, daß mit dem Vorgehen gegen das Bretonische in den Staatsschulen auch bald das Lehrerpersonal in der Niederbretagne von Bretonen gesäubert wurde, so daß die Lehrer sehr oft des Bretonischen nicht mächtig sind, und wenn ihnen am Schluß einer Lehrerkonferenz von dem allmächtigen Inspektor zugerufen wird — wie es in Morbihan geschehen ist (s. La langue Bretonne, Vannes 1897, S. 23) —: „Sourtout, messieurs, rappelez-vous que vous n'êtes établis que pour tuer la langue bretonne“, so darf man sich über Uebereifer nicht wundern. Derselbe Inspektor verlangte zu dieser Aufgabe die Hilfe der katholischen Kirche „en n'accordant la première communion qu'aux seuls enfants parlant français“. Warum auch nicht, gilt doch nach der offiziellen Statistik in Frankreich jeder Bretone, der nicht Französisch kann, schlankweg als Analphabet, mag er auch Bretonisch lesen und schreiben können. Das Resultat dieses Unterrichts ist nach dem eigenen Bericht eines Inspektors aus dem Jahre 1890, daß viele bretonischen Kinder der Niederbretagne die Schule verlassen „sachant lire et écrire, mais comprenant à peine le français“ (Association Bretonne, congrès de Vannes de 1898, langue bretonne S. 24).

Die unter der dritten Republik eingeführte allgemeine Wehr-

---

*) Anm. Der Abbé Buléon fügt hinzu: „J'ai vu, en Lorraine, les instituteurs prussiens qui ont reçu mission d'imposer l'allemand de vive force aux enfants des vaincus. Dieu sait combien ils ont hâte d'imposer leur langue à leurs nouveaux sujets; et j'ai pu constater à Metz et à Strassbourg, en 1880, que leur délicatesse n'a guère de scrupule. Pourtant ils n'ont pas encore imaginé les raffinements qui sont en honneur chez nous, pour déshonorer et déraciner la langue proscrite!“ Noch viel ausführlicher wird in einem „Comme en Lorraine“ überschriebenen Artikel in der Indépendance Bretonne vom 18. Juli 1895 bei Gelegenheit der Anzeige eines Schriftchens eines Herrn Mayaux aus Metz über die Elementarschulen in Lothringen dasselbe Thema behandelt.

pflicht soll diese Erziehung der Staatsschulen weiter fördern helfen. Vor dem deutsch-französischen Kriege waren die Bretonen in besonderen Regimentern vereinigt und hatten Offiziere, die Bretonisch genügend verstanden. Nach dem Kriege wurden sie in die Festungen des Ostens zerstreut unter französische Regimenter gesteckt, sie mußten ihren Stolz, die langen Haare, fallen sehen, und mit dem Hilfsmittel militärischer Disziplin wird die Erlernung des Französischen bei ihnen beschleunigt (s. Cymru'r Plant 1898, S. 282).

Tiefer noch an der Wurzel als in den staatlichen Elementarschulen wird das Bretonisch der heranwachsenden Generationen getroffen in den Klein-Kinderschulen, die sich immer mehr und mehr verbreitet haben und den Eltern schon möglichst früh die Sorge um die Erziehung der Kinder abnehmen. Diese Klein-Kinderschulen sind reinfranzösisch ihrer Sprache nach, und zwar nicht blos die kommunalen salles d'asile, sondern auch die von den Kongregationen abhängigen sogenannten christlichen Kinderschulen. Dies führt uns auf die Stellung der katholischen Kirche und ihrer Diener in der Niederbretagne zur bretonischen Sprache. Zweifelsohne haben seit den Tagen von Michel Le Noblėtz de Kerodern und seines Schülers Julien Maner im 17. Jahrhundert bis auf den schon genannten Graveran (Bischof von Quimper 1840—1855) und weiter herunter viele Mitglieder des bretonischen Klerus — sowohl Welt- als Ordensgeistliche — ein warmes Herz nicht nur für die Niederbretonen, sondern auch für ihre Sprache bewiesen; aber das kann man wohl ruhig sagen, daß die katholische Kirche als solche nie so auf der Seite des Bretonischen gewesen ist, wie sie etwa heutigen Tages überall auf Seiten des Slaventhums (Polen, Tschechen, Slovenen) steht, wo Slaventhum und Deutschthum sich sprachlich gegenübertreten. Es ist diese Kirchenpolitik auch verständlich. Frankreich gilt als älteste Tochter der Kirche, und einem Aufgehen des Bretonischen im Französischen standen keine Bedenken entgegen. Im Gegentheil. Ein im Verhältniß zu Frankreich zwar kleines, aber immerhin vollkommen kompaktes fremdsprachliches Gebiet mußte für die Orden sowohl als Weltgeistlichkeit mancherlei Unbequemlichkeiten und Hindernisse für die Verwendung der Diener der Kirche bringen. Gerade die Bewohner der französischen Hälfte der Bretagne, die sogenannten Gallos, fühlten dies am stärksten, und dies führte schon im 16. Jahrhundert zu einem von ihnen inszenirten Krieg der französischen Sprache gegen die bretonische (s. Dictionaire français-breton de Le Gonidec. St. Brieuc 1847,

S. XXXVIII ff.). Auch die sprachlich-literarische Bewegung in erster Hälfte dieses Jahrhunderts hatte im Klerus der Niederbretagne viele Gegner, die aus ihren nivellirenden französisirenden Neigungen kein Hehl machten.*) Wenn man nun das Abhängigkeitsverhältniß im Auge behält, in welchem in Frankreich die katholische Kirche zum Staate steht, und ferner beachtet, wie sehr der Papst den Wünschen der Republik entgegenkommt in der Hoffnung, sie zu einer klerikalen umgestalten zu können, dann wird man verstehen können, daß die bretonische Sprache in dem vom zweiten Kaiserreich gegen sie eröffneten und von der dritten Republik in verstärktem Maße fortgesetzten Kampf keine Hilfe von der katholischen Kirche als solchen zu erwarten hatte, und daß auch die wohlwollende Unterstützung einzelner Mitglieder des Klerus immer spärlicher wurde. Letzteres zu bewirken, hatte der Staat ja reichliche Mittel, z. B. die Besetzung der Bischofssitze von Vannes, Quimper-Léon und S. Brieuc-Tréguier, und es wird direkt von Niederbretonen behauptet (s. Cymru'r Plant 7, 282), daß der französische Staat hier eine ähnliche Politik zur Schädigung der bretonischen Sprache nach Sterben von Freunden der bretonischen Sprache eingeschlagen habe, wie die englische Regierung von 1702 bis in unsere Tage gegenüber dem protestantischen Wales (s. Preuß. Jahrb. 92, 404 ff.; 93, 295 ff.), da man zu befürchten vorgab, „es würden Niederbretonen auf Bischofssitzen der Niederbretagne die Bretonen gegen Frankreich aufstacheln". Daß damit das Interesse an den entscheidenden Stellen schwand für eine Ausbildung des Klerus in bretonischer Sprache, liegt auf der Hand; ebenso die weiteren Konsequenzen. Noch viel entscheidender mußte dies Alles auf die Kongregationen wirken, die ja naturgemäß ihren Schwerpunkt in Frankreich haben, von dort aus geleitet werden, und deren leitende Persönlichkeiten in der Niederbretagne selbst Fremdlinge dem Bretonischen vielfach waren, die ein Arbeiten am Verschwinden des Bretonischen als ein großes Verdienst ansahen (s. Vallée, La langue bretonne et les écoles, S. Brieuc 1895, S. 8). In einem Briefe in La Croix des Côtes-du-Nord vom 14. April 1895 faßt der Abbé Buléon die Haltung des Klerus gegenüber dem Bretonischen

*) Ihnen schleuderte der bretonische Dichter Brizeux die Worte entgegen:

Niveleurs imprudents! La vieille langue éteinte,
Tous les vices nouveaux chez vous arriveront;
Et, si vous élevez sur l'autel la croix sainte,
Nul au pied de la croix n'inclinera son front.

dahin zusammen: „Indifférence dans une grande partie du clergé; hostilité plus ou moins ouverte chez les congrégations enseignantes, qui ont été jadis et pour longtemps, si bien endoctrinées par les inspecteurs primaires, que le breton, pour elles, c'est toujours l'ennemi."

So kommt es also, daß nicht nur die „écoles chrétiennes enfantines" auf die ihnen im zartesten Alter übergebenen Kindern durch ihre allmählich vollkommen französisch gewordene Haltung französisirend wirkten, sondern daß auch die von der katholischen Kirche in großer Zahl neben die staatlichen Elementar- und Mittelschulen gestellten sogenannten „écoles libres" — sieht man von verschwindenden Ausnahmen ab — im Grunde nicht viel schwächer französisirten wie die staatlichen Anstalten. Sie werden ja nicht gerade zu solchen drastischen Französisirungsmitteln gegriffen haben wie Lehrer an den staatlichen Elementarschulen, aber dafür arbeitete die durch sie repräsentirte kirchliche Autorität für das Französische. Was mußte das in den Augen des gutkatholischen Bretonen bedeuten, wenn in vielen kirchlichen Elementarschulen, in die er, statt in die staatlichen, um des Seelenheiles willen seine Kinder schickte, nicht nur der gesammte Profanunterricht französisch war wie dort, sondern auch der Katechismus von kirchlichen Autoritäten französisch gelehrt wurde Kindern, die nur Bretonisch konnten (s. Association Bretonne, congrès de Vannes 1898, langue Bretonne S. 28 Anm.).

Bei dem bald offenen, bald versteckten Widerstand, den die bretonische Sprache von weltlichen und kirchlichen Autoritäten erfuhr, wird man sich nicht wundern können, daß auch die Merkmale eines neu erwachten geistigen Lebens in Bretonisch schwächer wurden und abnahmen. Das bretonische Theater wird in den 70er Jahren immer seltener und verschwindet ganz. Die Bannerträger einer originalen neubretonischen Literatur — die Brizeux, Proux, Le Scour, Milin, Troude, Luzel u. A. — starben allmählich dahin und ihre Stellen blieben leer. Die Beschäftigung mit dem Bretonischen nahm mehr und mehr einen gelehrt antiquarischen Charakter an.

Auf die Masse des Volkes, die Träger des Bretonischen, konnten diese Vorgänge nicht ohne Eindruck bleiben. Das Verhalten der Schulen zum Bretonischen, die Stellungnahme der staatlichen und kirchlichen Autoritäten: Alles dies mußte das Bretonische in den Augen des Niederbretonen selbst herabsetzen, ver-

ächtlich machen, ihn selbst geneigt machen, an der Vernichtung des Bretonischen für sein Theil bei seinen Kindern mitzuarbeiten. Kurz das Resultat aller dieser Einflüsse mußte, wenn ihnen nicht noch zur rechten Zeit entgegengearbeitet wurde und sie ganz oder zum Theil beseitigt wurden, zu jener Stimmung führen, die in unserem Jahrhundert das kompakte irische Sprachgebiet in zwei Generationen wie Schnee an der Sonne dahin schmelzen ließ, wie ich früher ausgeführt habe (s. Preuß. Jahrb. 93, 75): zur Scham über die eigene Muttersprache und den, der sie sprach oder nur sprach. Zeichen dessen sind doch schon, daß in den der Debretonisirung am ehesten ausgesetzten Strichen Eltern, die Bretonisch und Französisch können, in Gegenwart der Kinder nur mehr Französisch reden, sodaß das von Eltern, Kinderschule und Elementarschule französisirte Kind mit der im selben Hause lebenden nur einsprachigen Großmutter sich nur durch Gesten unterhalten kann.

Durch eine Erziehung, die dahin zielt, mit Beibringen des Französischen zugleich das Bretonische vollständig zu vernichten, muß nothgedrungen in dem Zusammenleben der Uebergangsgenerationen ein recht fühlbarer Zwiespalt allüberall in Familie, Kirchen- und bürgerlicher Gemeinde in kleinen Orten hervorgerufen werden. Die Anzeigen dieses Zwiespaltes führten nun von etwa 1890 an dazu, daß in Zeitungen der Niederbretagne, vor Allem in den in sprachlichen Grenzgebieten wie Vannes und S. Brieuc erscheinenden, die Folgen der in mehr als 20 Jahren sich allmählich befestigenden Erziehungsmethode mit dem Kampf gegen die bretonische Sprache als Hauptunterrichtsziel immer lauter besprochen und schärfer gebrandmarkt wurden. In einer geschickten Darstellung wurden sodann diese Zeitungserörterungen von einem Herrn François Vallée in S. Brieuc zusammengefaßt und unter dem Titel „La langue bretonne et les écoles“ (S. Brieuc 1895) als Agitationsbroschüre veröffentlicht. Dies führte dazu, daß im Juni 1896 auf der Jahresversammlung der 1873 mit einer ökonomischen und archäologischen Sektion wieder rekonstruirten Association bretonne die Frage der Stellung der bretonischen Sprache in den Elementarschulen der Niederbretagne zu einer lebhaften Diskussion führte und man sich dahin einigte, daß es wünschenswerth sei, daß einmal die unbarmherzige Verfolgung der bretonischen Sprache aufhöre, zumal die Verwendung lächerlich machender Strafmittel, und sodann, daß der Religionsunterricht in bretonischer Sprache

ertheilt werde. Man wählte ein permanentes Comité „pour la conservation et la propagation du celtique armoricain“ mit dem Auftrag, nach Kräften für die Ausführung der Wünsche in der ihm gut dünkenden Weise zu wirken und in der nächsten Jahresversammlung (Rennes 1897) einen detaillirten Bericht und Vorschläge zu liefern. Aber noch von einer anderen Seite wurde in demselben Jahr die Sache der bretonischen Sprache in die Hand genommen: auf dem Provinzialkongreß des Oeuvres catholiques vom 8.—12. September 1896 in Landerneau. Der Lehrer am kleinen Seminar von S. Anne-d'Auray, Abbé Buléon, begründete hier vom Standpunkt als Priester, Lehrer, Bretone und Franzose in geschickter Weise die Forderungen: 1. Der Religionsunterricht (Gebete, Katechismus, biblische Geschichte) muß in bretonischer Sprache ertheilt werden, und 2. der Unterricht des Französischen muß rationeller Weise mit Hilfe des Bretonischen beginnen im Interesse des Französischen selbst (s. La langue bretonne, considérée aux points de vue religieux, pédagogique, social et national. Vannes 1897); er fand mit seinen Ausführungen fast allseitig Beifall.

Mit diesen beiden Versammlungen des Jahres 1896 in S. Brieuc und Landerneau war das Eis gebrochen. Ein Theil der Wünsche ließ sich bei dieser ausgesprochenen Einigkeit leitender Männer im Leben der Niederbretagne wenn auch nicht überall sofort, so doch nach und nach ins Werk setzen: die zahlreichen unter Leitung von Kongregationen stehenden Elementarschulen und Mittelschulen konnten bei ihrer Abhängigkeit von öffentlicher Meinung einer Agitation einflußreicher Männer schwer offenen Widerstand entgegensetzen: So weiß denn auch der auf der Versammlung von Rennes 1897 von dem Komité vorgelegte Jahresbericht zu melden, daß neben vereinzelten Schulen wie Landivisiau, Plougastel-Daoulas u. A., die immer dem Bretonischen eine zukommende Stelle im Unterricht einräumten, eine ganze Reihe dem Bretonischen neuerdings die Thore geöffnet oder dies zugesagt hätten; ferner, daß auch an höheren Schulen — wie Großes Seminar in S. Brieuc, College in Guingamp — das Bretonische aufgenommen sei. Ferner weiß der Bericht zu melden, daß eine ganze Reihe von Zeitungen wieder Spalten in bretonischer Sprache (Poesie und Prosa) regelmäßig bringen und einzelne fast doppelsprachig sind; endlich von Gründung einer Soubibliothek in Bretonisch, in der schon zehn, mannigfachen Lesestoff für die

Jugend bietende Büchlein erschienen. Der Billigung der Association empfiehlt der Bericht: 1. Ausschreiben eines Wettbewerbes unter den Schulen, die Bretonisch berücksichtigen, über einen in den Gesichtskreis der Elementarschulen fallenden Gegenstand und Vertheilung von Preisen; 2. Herausgabe eines bretonischen Abc-Buches; 3. Sammlung bretonischer Poesie als Lesebuch. Auch in diesem Jahr (1897) stand auf Betreiben des Komité's bei der Jahresversammlung der Oeuvres catholiques in Lorient (Oktober 1897) die bretonische Frage auf der Tagesordnung, und eine greifbare und wichtige Folge der Versammlungen in Rennes und Lorient war, daß das Komité der freien Schulen in der Diözese Vannes die Sache des Bretonischen offiziell in die Hand nahm und vom Bischof von Vannes ein Cirkular erging, in dem alle von ihm abhängigen Schulen die Pflicht auferlegt erhalten, den Religionsunterricht in bretonischer Sprache zu ertheilen, und in dem der Wunsch ausgesprochen wird, daß allmählich die Methode, das Französische mit Hilfe des Bretonischen zu lehren, eingeführt werde. Die Folge dieses Cirkulars war, daß die Hauptlehrorden in den Diözesen Vannes und Quimper-Léon (also in den Departements Morbihan Finistère) für die von ihnen geleiteten Elementarschulen ein Programm aufstellten, in dem Befehl und Wunsch gleichermaßen Berücksichtigung finden: der Religionsunterricht ist auf allen Stufen in Bretonisch; das Lesen beginnt auf der Unterstufe mit Bretonisch und bretonisch-französische Sprachübungen schließen sich an; auf einer weiteren Stufe knüpfen sich dann an bretonische Lektüre mündliche Uebersetzungen ins Französische.

Um zuerst die äußerlich in die Augen fallenden Manifestationen der an Umfang und Tiefe zunehmenden sprachlich-literarischen Bewegung der Niederbretagne zu registriren, so ist fürs Jahr 1898 als Hauptereigniß anzuführen die am 13.—15. August in Morlaix erfolgte Gründung der Kevredigez broad Breiz (Union régionaliste Bretonne auf Französisch), „bretonischer Provinzialverein". Der Verein stellt sich äußerlich in die Reihe der zahlreichen anderen provinziellen Vereine, die im übrigen Frankreich gegründet sind um der übermächtigen Zentralisation entgegen zu treten und gesundes provinzielles Leben zu befördern. Seine Grundsätze sind also: Dezentralisation für Frankreich, die Bretagne ist eine Untereinheit, Verbannung der politischen und religiösen Differenzen aus den Arbeiten des Vereins, dessen Zweck nach § 3 ist „développer par le réveil du sentiment breton toutes les formes de l'activité

breton". Durch 5 Sektionen sucht der Verein seinem Ziele nachzustreben: 1. Sektion für administrative Dezentralisation. 2. ökonomische Sektion, 3. Geschichte. 4. Künste, 5. bretonische Sprache und Literatur. Diese letztere Sektion nimmt eine ganz hervorragende Bedeutung in dem die besten bretonischen Namen aller Schattirungen umfassenden Provinzialverein ein. Sie stellte in eingehender Plenarberathung als ihre Aufgabe hin „zu arbeiten für die Vertheidigung und die Wiedergeburt des Bretonischen" und will dies hauptsächlich durch folgende Mittel: 1. mit Hilfe von Zeitungsartikeln, Broschüren, Versammlungen eine feste öffentliche Meinung zu Gunsten des Bretonischen bilden; 2. ermuntern und unterstützen das Lehren des Bretonischen im Elementar-, Mittelschul- und Hochschulunterricht (in Rennes); 3. in Zeitungen und durch Einzelpublikationen für gesunde geistige Nahrung in bretonischer Sprache sorgen; 4. in zwei Sektionen getheilt — eine für den Vanner Dialekt unter Buléon und eine für die eine große Gruppe bildenden Dialekte von Tréguier-Léon-Cornouailles, von denen die erste Prof. J. Loth in Rennes und die andere Professor E. Ernault in Poitiers als Beirath haben soll — als Art bretonische Akademie in allen auf bretonische Sprache und Literatur bezüglichen Fragen fungiren. Die Einheitlichkeit der Arbeit dieser Sektion für bretonische Sprache und Literatur des neu gegründeten Provinzialvereins mit der Thätigkeit des seit 1876 thätigen „Comité de préservation du celtique armoricain" wird dadurch garantirt, daß der Sekretär dieses Komitées (Herr Vallée) Vorsitzender der sprachlichen Sektion ist. Die letztere betrachtet es ebenfalls als eins der Mittel, womit sie den Elementarunterricht im Bretonischen in den Schulen fördern will, daß sie jährlich Wettbewerbe in bretonischer Sprache unter Elementarschulen organisiren wird, und zwar Hand in Hand mit dem Komitée der Association bretonne. Neben der Gründung der Kevredigez broad Breiz im August 1898 ist die große Jahresversammlung der Association bretonne im Oktober in Vannes zu nennen, auf der die ersten Früchte der vom „Comité de préservation du Celtique armoricain" seit 2 Jahren ins Werk gesetzten Bewegung für Berücksichtigung des Bretonischen im Elementarunterricht gezeigt wurden. Das Komitée hatte zwei Themen zur Bearbeitung behufs Wettbewerbs von Elementarschulen ausgeschrieben: für Knaben eine Beschreibung des „Pfluges", seiner Theile, ihrer Zwecke 2c. und für die Mädchen eine Beschreibung der Herrichtung eines „Brotplatzes" (krampoëz), der Ingredienzien und der benutzten Gegen-

stände; gewiß zwei Themen, die ganz im Gesichtskreis von zum Abgang von der Schule reifen Kindern ländlicher Schulen liegen. Durch verschiedene Umstände geschah die Ausschreibung der Themata etwas spät. Nichtsdestoweniger sandten aus Finistère und Côtes-du-Nord 29 Schulen Arbeiten ein (16 Schulen für Knaben und 13 für Mädchen) und aus Morbihan 23, die alle von Liebe, Interesse und Verständniß der Kinder zeugten. Die Arbeiten wurden korrigirt und mit Bemerkungen versehen den Schülern wieder zugestellt.

Wie sehr man in der Bretagne die Bedeutung der angeführten Vorgänge und eine weitere in anderem Zusammenhang bald zu besprechenden Errungenschaft für die bretonische Sprache im Jahre 1898 fühlte, tritt klar in dem schönen Abschiedslied an das Jahr (Kimiad gant ar bloa 1898) zu Tage, das im Clocher breton für Januar 1899 (S. 290) veröffentlicht ist. Nachdem der Dichter ausgeführt, wie mancher am Schluß von 1898 mit dem Ausruf „welch' eine Erleichterung", sich hoffnungsvoll dem neuen Jahre zuwendet, fährt er fort: „Aber die wahren Söhne der Bretagne (gwir vugale arvor) bewahren dir Dankbarkeit und Ehrerbietung, sie werden auf dein Grab von Zeit zu Zeit einen neuen Heidestrauß tragen; du bist in die andere Welt gegangen mit einer von uns gespendeten Krone; nie wird mehr ein junges Jahr in seinem Lauf für unser Land das sein, was du warst trotz Deines Alters: du hast uns wieder erweckt aus tiefem Schlaf, in dem wir seit langer Zeit lagen, du hast uns enthüllt den Werth vergessener Dinge, die man verachtet; in den Staub war geworfen gewesen das schwarze Banner, das einst die Bretonen geliebt hatten: siehe da, es ist wieder erhoben auf dem Gipfel von Menez-Arre, bereit zu flattern." Mit der Bitte an das neue Jahr, den Bretonen gleiche Ursache zur Freude zu bringen, schließt der Dichter.

Fürs Jahr 1899 seien als einzelne Momente, in denen sich die weitere Ausbreitung und Stärke der bretonischen Bewegung zeigte, folgende angeführt: 1. Im Januar 1899 schlossen sich in Paris die bis dahin meist ohne Zusammenhang bestehenden bretonischen Vereine zu einer „Fédération bretonne" zusammen, um sich alljährlich zwei- bis dreimal zu versammeln „pour rechercher en commun les meilleurs moyens de servir l'Idée bretonne" (s. La Résistance vom 21. Januar 1899); zugleich wurde beschlossen, eine Deputation zu dem kymrischen Nationalfest (Eisteddfod) im Juli 1899 zu schicken, wodurch der herrschende keltische Geist in der

Vereinigung genügend charakterisirt ist. 2. Da das Hauptkomité der sprachlichen Sektion des 1898 gegründeten bretonischen Provinzialvereins in S. Brieuc seinen Sitz hat und die Vanner Abtheilung in Vannes, so giebt es dadurch gewissermaßen spezielle Agitationscentren für die Departments Côtes-du-Nord und Morbihan, während ein solches spezielles Centrum für Finistère, wo der sicherste Besitzstand des Bretonischen ist, fehlte; dem wurde im Mai 1899 in einer Versammlung in Landerneau abgeholfen durch Gründung einer „Gesellschaft für Bewahrung und Verbreitung des Bretonischen in der Diözese von Quimper und Léon", die sich drei Aufgaben gesetzt hat: Eintreten für Lehren des Französischen mit Hilfe des Bretonischen; Abfassung und Verbreitung von Schriften und Büchern in bretonischer Sprache; Forschungen zur bretonischen Grammatik. Um Interesse wach zu halten, finden regelmäßig zwei Jahresversammlungen — am Pfingst-Donnerstag und 3. Donnerstag im Oktober — statt; zahlreiche Leiter freier Schulen der Diözese gehören der Vereinigung an (s. Courrier du Finistère 1899, 20. Mai, 10. Juni, 14. Oktober). 3. Das Comité de préservation du Celtique armoricain hatte zu guter Zeit, wie auf der Jahresversammlung 1898 beschlossen worden war, für 1899 wieder zwei Themata zum Wettbewerb für die Elementarschulen gestellt: für die Knabenschulen an teil (der Mist) und für die Mädchenschulen ar chouez (ar bugad, eigentlich die „Bauche", der Haupttheil der ländlichen Wäsche, dann die Wäsche überhaupt), beide im Gesichtskreis ländlicher Schulkinder liegend. Diesmal betheiligten sich am Wettbewerb schon 30 Schulen aus Finistère; wieviel aus Côtes-du-Nord und Morbihan, weiß ich nicht, da der Bericht über die Jahresversammlung der Association bretonne in Guérande (28. Aug. bis 2. Sept.) noch nicht erschienen ist. 4. Das markanteste Ereigniß des Jahres 1899 in der bretonischen Bewegung war die Festwoche in Vannes vom 22.—27. August. Es war die Generalversammlung des 1898 in Morlaix gegründeten bretonischen Provinzialvereins (Union régionaliste bretonne) bei Gelegenheit einer von seiner ökonomischen Sektion veranstalteten bretonischen Industrieausstellung. Hierbei begnügte sich nun die sprachlich-literarische Sektion nicht, die Berichte des Sekretärs Jaffrennou und des Präsidenten der Morbihaner Abtheilung Buléon über die allgemeine Lage des Bretonischen und die Arbeiten der Sektion im ersten Jahre des Bestehens (1898-1899) entgegenzunehmen und zu berathen, sondern sie that Alles in ihren Kräften stehende, um

die Versammlung analog jenen Revuen der sprachlich-literarischen Bewegungen in anderen Keltengebieten — wie Eisteddfod in Wales, Oireachtas in Irland, Mod in Schottland — für die Bretagne zu gestalten. Auf ihr Betreiben arrangirte der bretonische Provinzialverein einen poetischen Wettbewerb in bretonischer Sprache und schrieb frühzeitig Preise und Anerkennungen aus für die besten Einsendungen: 1. einer einen bretonisch-nationalen Stoff behandelnden Ballade (gwerz) von nicht über 100 Versen und 2. eines Marschliedes (son), das die Rückkehr eines bretonischen Soldaten oder Matrosen in die Heimath behandeln sollte. Ferner wurden die Dichter aufgefordert, sich an einer bretonischen Nationalhymne zu versuchen, nach sangbarer bretonischer Melodie, wobei jedoch der Verein sich vorbehielt, den hierfür ausgesuchten Ehrenpreis nur an eine absolut gute Leistung und nicht an die relativ beste zu verleihen. Es war für alle drei Ausschreibungen sowohl der Dialekt von Vannes als eine der Schattirungen des Côtes du Nord-Finistère-Gebietes freigestellt. Das Unterfangen hatte einen ungetheilten Erfolg, indem zahlreiche Einsendungen aus allen Theilen des bretonischen Sprachgebietes einliefen. Der Ehrenpreis für eine Nationalhymne wurde noch zurückgehalten, aber eine ehrenvolle Erwähnung einer der hierzu eingesandten Kompositionen zu Theil. Für die beiden anderen Ausschreibungen wurden nicht weniger als 5 erste Preise und 11 zweite Preise oder ehrenvolle Erwähnungen in öffentlicher Sitzung am 25. August zuerkannt; sämmtliche preisgekrönten Gedichte sind unterdessen veröffentlicht (Sones et gwerz couronnées par l'Union régionaliste Bretonne. 1899 Congrès de Vannes). Am 26. August fand Nachmittags auf großem, öffentlichem Platz ein musikalischer Wettbewerb auf den nationalbretonischen biniou (Art Dudelsack) statt, an dem mehr als 80 Spieler in prächtigen bretonischen Nationalkostümen vor einer großen, aus allen Theilen der Bretagne zusammengeströmten Menge auftraten. Während der ganzen Dauer des Festes war jeden Nachmittag von 4—7 Uhr in dem großen Saale der alten Mairie eine bretonische Trinkstube mit kleinen humoristischen Vorführungen und Vorträgen: hier ließen sich die herbeigeströmten Dichter unter Beifall der Menge vernehmen; eine kleine von Abbé Buléon zusammengestellte Knabentruppe im Nationalkostüm trug ältere bretonische Lieder und Weisen vor und auch mehrere der neugekrönten. Am 27. August (Sonntag) endlich fand von Nachmittags 1/23 Uhr ab auf einer auf großem, öffentlichem Platz an

der Promenade errichteten Bühne durch eine volksthümliche Truppe des kleinen Ortes Ploujean bei Morlaix eine Aufführung eines bretonischen Theaterstücks „Leben der heiligen Triphina und König Arthur“ (Buez Santez Triphina hag ar roue Arzur) statt, eine durch den neubretonischen Dichter Gwennou veranstaltete Bearbeitung eines älteren Stückes. So legte die hiermit abschließende Festwoche in verschiedenartigen Aeußerungen lautes Zeugniß ab für die zunehmende Lebenskraft des Bretonischen und der für sie eintretenden Bewegung.

Kein Moment jedoch in der kurz dargelegten Entwickelung der Jahre 1898 und 1899 hat vielleicht mehr oder soviel dazu beigetragen, die Massen des Volkes in der Niederbretagne für diese Bewegung zu gewinnen, als die im August 1898 ins Werk gesetzte Wiederbelebung des bretonischen Theaters. Mysterienspiele und nationale Stoffe behandelnde Tragödien, die an Festtag- und Sonntagnachmittagen von ländlichen Schauspieltruppen, in denen, wie in der Oberammergauerspielen, nur männliche Darsteller in allen Rollen auftraten, auf im Freien improvisirten Bühnen vor den aus der ganzen Umgegend zusammengeströmten Bevölkerung aufgeführt wurden, waren in der Niederbretagne bis in unser Jahrhundert dem Volke lieb und theuer. Diese Aufführungen verschwanden im Laufe der 70er Jahre in Folge des gegen die bretonische Sprache von oben geführten Vernichtungskrieges allmählich ganz. Hier und dort fanden sich noch Mitglieder solcher ländlicher Schauspieltruppen, aber sie traten nicht mehr auf. Solche Ueberbleibsel der alten Zeit gab es auch noch in dem nur ca. 6 km von Morlaix gelegenen Orte Ploujean, und der patriotische Bürgermeister des Ortes bildete mit ihnen eine Truppe, die am Sonntag den 14. August für die zur Gründung des bretonischen Provinzialvereins (Union régionaliste bretonne) aus der ganzen Bretagne nach Morlaix zusammen gekommenen Gäste als Abschluß auf dem Marktplatz von Ploujean ein älteres bretonisches Drama (buhez Sant Gwenole ha dismantr Kaer Is) aufführte, das den Untergang des bretonischen Vineta (Kaer Is) schildert und in dem die sagenberühmten Figuren von Gradlon dem Großen und dem heiligen Gwenole, auftreten. Die Aufführung fand solchen Beifall, daß diese Truppe Einladungen nach Tréguier, Guingamp und anderen Orten erhielt, wo sie vor einem nach Tausenden zählenden Publikum spielte. Unterdessen bildete sich in einer Vorortpfarrei von Morlaix unter Leitung des Vikars Roux aus jungen Leuten des ländlichen

Arbeiterstandes eine weitere bretonische Truppe, die am 15. Januar 1899 in einem Saale vor 500 Bauern und Arbeitern eine neubretonische Dramatisirung der Geschichte vom verlorenen Sohn (Istor ar mab prodik) in wohlklingenden Zwölfsilbern mit großem Beifall aufführte, eingelegt wurden zahlreiche bekannte bretonische patriotische Lieder. Am folgenden Sonntag mußte eine weitere Aufführung gegeben werden und im Laufe des Jahres noch an anderen Orten: so z. B. Plougasnou (Finistère) am Sonntag den 23. Juli bei Gelegenheit der Preisvertheilung am Schulschluß im Freien vor einem über 1000 Köpfe zählenden Publikum. Auch die ältere Truppe von Ploujean ruhte nicht auf ihren Lorbeeren, sondern übte ein von dem auch bei dem dichterischen Wettbewerb in Vannes mit zwei Preisen bedachten bretonischen Dichter Gwennou auf Grund eines älteren Stückes neu verfaßtes bretonisches Drama von König Arthur und der heiligen Trifina ein. Oeffentliche Proben fanden am Sonntag den 6. und Sonntag den 13. August statt; am Sonntag den 20. August wurde dann, wieder auf einer auf dem Marktplatz von Ploujean errichteten Bühne, das Drama vor einer über 2000 Personen zählenden Zuhörerschaft aufgeführt, sodaß die vorgesehenen Sitzgelegenheiten nicht ausreichten und aus den Bäumen zugeschaut wurde. Den folgenden Sonntag gab dann die Truppe die schon erwähnte Aufführung in Vannes als Abschluß der Festwoche des bretonischen Provinzialvereins. Als erheiternder Schluß nach der ernsten fünfaktigen Tragödie wurde in Ploujean nach einer Pause noch ein kurzes bretonisches Lustspiel des für die sprachlich-literarische Bewegung in der Bretagne feurig begeisterten Jaffrennou aufgeführt: ar bourc'hus lorc'hus „Der eitle Bourgeois". Herr „Dick" (Teo) ein reicher bretonischer Bourgeois, der nur mangelhaft Französisch kann, und dem von seiner durch mangelhaftes Französisch ihre Bildung beweisen wollenden Frau der Kopf verdreht ist; seine Frau; ihre vernünftige Tochter Anna; deren heimlich begünstigter, aber von den Eltern hauptsächlich wegen seiner mangelnden Bildung — d. h. er kann kein Französisch — verschmähter Liebhaber; ein Schwindler aus Paris Namens Mercier, der mit Hilfe der Schwächen der Eltern Goldfischchen zu bekommen trachtet: dies mit einigen Nebenpersonen sind die Figuren des Stückes. Der Schwindler wird natürlich entlarvt, die Eltern von ihrer Thorheit bekehrt, der gute Bretone erhält Anna und schließt mit den Worten:

Vid beza pried mad n'eo ket red goûd gallek
Enor eta da Vreiz ha d'ar iez brezounek!
Ra choumo pell ouzomp holl lakisien Pariz:
Frañs zo d'ar Frañzisien, ha Breiz zo d'ar Vreiziz!

„Um gut verheirathet zu sein, ist es nicht nöthig Französisch zu können: Ehre also der Bretagne und der bretonischen Sprache! Mögen fern von uns alle Pariser Lakaien bleiben: Frankreich gehört den Franzosen, und die Bretagne den Bretonen!" Die Ausführung des Stückes ist ebenso wenig hervorragend wie das Thema originell; aber gefallen hat das Stück den bretonischen Zuhörern unbändig (s. Kroaz ar Vretoned 27. August 1899; La Résistance 26. Aug.). — Beide Truppen, die von Ploujean und die von Saint-Martin Morlaix, erweisen sich, ohne daß die bescheidenen Akteure davon wohl ein rechtes Bewußtsein haben, als die wirksamsten Apostel der Propaganda für Vertheidigung und Wiedergeburt bretonischer Sprache und Literatur. So führte die letztere am Sonntag den 17. September „Den verlorenen Sohn" auf dem Marktplatz von Lanneufret vor der von allen Seiten unter Anführung ihrer Pfarrer zusammen kommenden ländlichen Bevölkerung auf, und die Truppe aus Ploujean gab Mittwoch den 20. bei Gelegenheit eines Landwirthschaftsfestes mit Ausstellung in Sizun auf einer im großen Schulhofe errichteten Bühne „Die heilige Trifina und König Arthur".

Während man so eifrig bestrebt war und ist, das Interesse der bretonischen Massen für ihre Muttersprache zu erwecken und zu stärken, hat man neben den vorhin geschilderten Bemühungen, dem Bretonischen eine Stelle im Religionsunterricht und im übrigen Unterricht in den freien Elementar- und Mittelschulen zu verschaffen, in der kurzen Zeit noch mancherlei Anderes zur Förderung bretonischen Unterrichts, sowie bretonischer Sprache und Literatur gethan. In den freien Schulen von Plougastel-Daoulas und Landivisiau in Finistère wird schon seit langer Zeit der Unterricht des Französischen mit Hilfe des Bretonischen ertheilt, wie es das Comité de préservation du Breton armoricain und die sprachliche Sektion der Union régionaliste de Bretagne für alle Elementarschulen der Niederbretagne fordern. Um diese Forderung zu unterstützen, hat nun das genannte Komité als Handbuch ein „Abrégé de la méthode de Landivisiau pour apprendre le Français à l'aide du Breton" (S. Brieuc 1899, 140 Seiten) veröffentlicht. Eine von demselben Komité veranlaßte „Petite Grammaire

Bretonne par E. Ernault“ (1897) regelt die Orthographie für die Publikationen der verschiedenen Dialektnüancirungen von Côtes-du-Nord und Finistère und bietet eine handliche grammatische Darstellung des Neubretonischen genannter Striche, während eine 1896 erschienene Grammaire Bretonne du dialecte de Vannes par A. Le Bayon den Dialekt von Morbihan zur Darstellung bringt. Viel mehr aber noch den dringendsten Bedürfnissen der freien Schulen, die sich vor zwei Jahren entschlossen haben (s. S. 477) das Lesen auf der Unterstufe mit Bretonisch zu beginnen, kommt eine im Sommer 1899 erschienene Fibel entgegen (Ar Groaz Doue pe levrig an A B Ch evid diski lenn e Brezonek gant E. Ernault. S. Brieuc 1899.) Lektionen in bretonischer Grammatik bietet seit Mai 1899 allmonatlich die Monatsschrift „Le clocher Breton“ und seit 4. November hat die Wochenzeitung La Résistance (Morlaix) mit solchen begonnen. Auch für Befriedigung des Lesebedürfnisses wird immer mehr gesorgt. Allein ins Jahr 1899 fallen die Ausgaben des erwähnten Schauspiels Ar bourc'hiz lorc'huz von Jaffrennou und des Dramas Buez Santes Trifina hag ar Roue Arzur von Gwennou; ferner eine Sammlung bretonischer Sprichwörter des Gebietes von Treguier (Krenn-lavariou, dastumet gant an aotrou Hingant, S. Brieuc), und unter dem Titel An Hirvoudou „Seufzer“ hat der genannte Jaffrennou eine Sammlung seiner eigenen Poesien (gwerziou ha soniou dibabet „Ausgewählte Balladen und Lieder“) veröffentlicht. Das Urtheil eines bretonischen Kritikers (Résistance 1899, 24. Juni) geht dahin, daß das letztere Werkchen mit der 1898 von Quellien unter dem Titel Breiz veröffentlichten Gedichtsammlung l'aurore déjà radieuse de la renaissance des lettres bretonnes anzeige. Rein für das Lesebedürfniß der ländlichen Massen berechnet ist die von S. Brieuc aus vertriebene Sou-Bibliothek: es sind kleine Büchelchen in bretonischer Sprache mit und ohne Bilder von einem Umfang bis 32 Seiten, die theils Lebensgeschichten von Heiligen behandeln, religiöse Poesie, amüsante Geschichten oder auch kurze belehrende Abhandlungen bieten, wie z. B. über „die Milch“ (al leaz) und deren Behandlung; 17 solcher Werkchen sind mir aus der Zeit von 1896—99 bekannt geworden. Dazu kommen zahlreiche fliegende Blätter mit religiösen, erbaulichen Liedern und Balladen, von denen je sechs verschiedene für einen Sou verkauft werden; ich kenne 18 solcher Blätter, doch ist ihre Zahl gewiß viel größer. So wenig zum Lesen verlockend einem

Gebildeten der Inhalt dieser Poesie und Prosa der Sou-Bibliothek auch erscheinen mag, sie werden nach Tausenden in den Schulen verschenkt und gehen auch sonst gut ab, entsprechen also den geistigen Bedürfnissen der ländlichen Massen der Niederbretagne und thun für die Förderung der sprachlich-literarischen Bewegung vollkommen ihren Dienst. Ein nicht zu unterschätzendes Mittel im Dienste der Bewegung für Erhaltung und Pflege der bretonischen Sprache ist die Presse, die in immer wachsendem Umfang ihre Spalten dem Bretonischen öffnet. Die in S. Brieuc als Tageszeitung erscheinende „Indépendence Bretonne“ hat zuerst beim Beginn der Bewegung ihre Spalten den Klagen und Beschwerden geöffnet und beim Fortschreiten der Bewegung dem Bretonischen selbst durch regelmäßige Veröffentlichung von Artikeln und Gedichten in bretonischer Sprache, die durch Herübernahme in ihre Wochenausgabe (L'électeur) in die ländlichen Kreise getragen wurden. Seit mehreren Jahren veröffentlicht La Croix des Côtes-du-Nord zwei bis drei Spalten in Bretonisch und hat seit Beginn 1898 eine rein bretonische Beilage, die auch als gesondertes Blatt „Kroaz ar Vretoned“ zu haben ist. In Finistère sind La Résistance in Morlaix, Le Courrier de Finistère und l'Espérance bretonne in Brest mehr oder weniger doppelsprachige Blätter allmählich geworden, namentlich der Courrier zeichnet sich dadurch aus, daß alle Fragen von religiöser, politischer, sozialer Bedeutung in bretonischen Leitartikeln behandelt werden. Noch manche andere Blätter, wie La Croix du Morbihan, bringen mehr oder weniger häufig Artikel in bretonischer Sprache und bretonische Poesie.

Wie sehr die sprachlich-nationale Bewegung, trotz offenen und versteckten Widerstandes staatlicher und einzelner kirchlicher Kreise (s. Annales de Bretagne 14, 693 ff.), fortwährend an Umfang und Tiefe zunimmt, zeigt sich für den aufmerksamen Beobachter in vielen kaum zu registrirenden Einzelheiten. Es sind oft nur Kleinigkeiten, aber sind als solche lehrreich, zu zeigen, woher der Wind weht. So sei im Vorbeigehen erwähnt, daß man sich in der Bretagne vielfach seit Frühjahr 1899 Weltpostkarten mit bretonischer Aufschrift bedient: Unvaniez Post ar bed oben, worunter klein (union postale universelle); dann groß Karten post und darunter war an tu-ma na vez skrivet nemed an adress „auf diese Seite soll nur die Adresse geschrieben werden“. — Eine andere Kleinigkeit: Seit langem erscheint in Brest in bretonischer Sprache für die Landbevölkerung ein Kalender im Verlag des vorhin genannten

Courrier de Finistère; der Kalender führte die Bezeichnung Almanak an Den Honest „Kalender des ehrlichen Mannes“ und trug Kirche und Kruzifix als Symbol auf dem Titelblatt. Der Kalender fürs Jahr 1900 hat Name und Titelblatt vollständig geändert: er heißt jetzt Almanak ar Breizad „Kalender des Bretonen“, an Stelle der Phantasiekirche ist das Bild einer bekannten bretonischen Kathedrale getreten, man bemerkt den bretonischen Dudelsack (sac'h-biniou) an einer Seite, Menhir und Dolmen an anderer. Kurz, Titel und Titelbild ist, wie in der Ankündigung mit Stolz hervorgehoben wird, bretonisirt, weil „sich dies besser paßt für einen nur für Bretonen gemachten Kalender, für Bretonen, welche es lieben, Bretonisch zu reden und zu lesen“ (Courrier de Finistère 1899, 11. Nov.). — Am deutlichsten läßt sich die unter Einfluß der sprachlich-nationalen Bewegung allmählich vor sich gehende Bretonisirung an der angesehensten Monatsschrift der Niederbretagne, dem in Lorient erscheinenden Clocher breton beobachten. Er begann am 1. Juli 1895 zu erscheinen und weist in dem detaillirten Programm auf Seite 1 sowie in dem Inhalt des ersten Jahres nicht einen Hauch der beginnenden Bewegung auf; er ist eine gut redigirte provinzielle Monatsschrift. Dasselbe läßt sich auch noch vom 2. Jahrgang (Juli 1896 bis Juni 1897) sagen. Im Vorwort zum 3. Jahrgang (Juli 1897) glaubt man schon einen etwas anderen Ton zu hören, und in der Juninummer 1898 ist er deutlich vernehmbar. Das Vorwort zum 4. Band (Juli 1898) enthält schon geharnischte Sätze, wie „nous sommes Bretons de Bretagne, et nous sommes trop près de la France pour ignorer que la race de ce pays n'est pas absolument la nôtre. Vérité, que nous osons dire et qu'il faut enfin proclamer“ oder „nous voyons, dès à présent, revivre l'âme bretonne, dans nos artistes et nos poètes; laissons le temps faire son oeuvre, en faisant la nôtre nous aussi, Nizo bepred Bretonned, Bretonned tud kalled“, also auch schon ein bretonisches Citat von der Redaktion, wenn auch mit starken Druckfehlern; im Verlauf des Jahres geräth der Herausgeber völlig in pankeltisches Fahrwasser, und die Mai-Nummer 1899 dieser als „Revue littéraire et artistique“ gegründeten Zeitschrift beginnt einen Cours in bretonischer Grammatik nach Le Gonidec's Werk, wofür die Gründe in einem langen Leitartikel „Pour la langue bretonne“ auseinandergesetzt worden. Für den allmählichen Wandel nach Geist und Inhalt bei dieser Zeitschrift sind auch kleine Aeußerlichkeiten bezeichnend. Bis März 1898

führte sie die Untertitel „Revue littéraire et artistique“ am Kopf jeder Nummer; im April 1898 kam dazu „organe régional de tous par tous“; Dezember 1898 wurde „Revue littéraire de Bretagne“ aus dem Untertitel; Oktober 1899 brachte endlich eine Reihe bezeichnender Aenderungen auf dem Umschlagtitelblatt: wie links oben der Monat in französisch steht (z. B. Octobre 1899), so nun rechts in bretonisch (z. B. Here 1899); der Haupttitel „Le clocher Breton“ bekam darunter die bretonische Uebersetzung „Kloc'hdi Breiz“; an Stelle eines französischen Verses (Mon pays est l'plus beau d'la terre etc.) die bretonischen Verse von Luzel „Ra chômo peb unan Breizad, Dre-holl, bepred, beteg merwell“ als Motto; endlich links daneben zu „Revue mensuelle“ der neue Zusatz „Bretagne et pays Celtiques“. Damit ist die Zeitschrift, die Juli 1895 im Programm auch noch nicht die Wörter „bretonische Sprache“ oder „keltisch“ in den Mund nahm, thatsächlich äußerlich — wenn auch noch nicht vollinhaltlich — zweisprachig, „französisch-bretonisch“ geworden, und zwar bretonisch im Sinne der pankeltischen Bewegung Großbritanniens, was auch noch dadurch zu praktischem Ausdruck kommt, daß der Bezugspreis für das im Weltpostverein befindliche Ausland 7 Francs beträgt, aber für die „Keltenländer der britischen Inseln“ nur 6 Francs (s. Fáinne an lae 11. Nov. 1899, S. 149).

Diese im Clocher breton seit September 1898 so deutlich zu Tage tretende Wendung der bretonischen Bewegung in pankeltischer Richtung führt mich zu einem letzten Moment, das ich bisher absichtlich unberücksichtigt gelassen habe. Wer an kühnen Behauptungen Gefallen findet, könnte wohl sagen, daß ohne die pankeltische Bewegung in den vom Engländer mit Celtic fringe bezeichnenden Keltenstrichen des vereinigten Königreiches von Großbritannien und Irland die sprachlich-literarische Bewegung in der aremorikanischen Bretagne gar nicht vorhanden wäre. Jedenfalls kann man soviel sagen, daß ohne die älteren sprachlich-literarischen Bewegungen in Wales, Irland, Schottland, die ein Vorbild abgaben und Muth machten, die bretonische Bewegung in der kurzen Zeit ihres Bestehens weder an Umfang noch an Tiefe das geworden wäre, was sie jetzt ist. Bretonische Patrioten sahen, was Wales, in dessen Grenzen nur eine auf rund 900 000 sich berechnende Kymrisch redende Bevölkerung mit nicht 500 000 Monoglotten sitzt, in zähem Widerstand gegen die Anglisirungsbestrebungen Englands und seiner Staatskirche im Laufe eines Jahrhunderts für seine nationale

Sprache erreicht und welch eine nationale Literatur es hervorgebracht hat; man beobachtete, welche Anstrengungen in Irland im letzten Viertel dieses Jahrhunderts gemacht wurden, um das auf 700 000 Irisch redende zusammengeschrumpfte irische Sprachgebiet und die scheinbar dem sicheren Tode verfallene irische Sprache zu retten und zur Sprache nationalen Lebens zu erheben; man bemerkte, wie fest die Viertelmillion Gälisch redender Hochschotten zu ihrer nationalen Sprache standen und sie pflegten. Sollte dies nicht ein Ansporn für Bretonen gewesen sein, in der Bretagne, die mit über 1 200 000 bretonisch redenden Bretonen (darunter über eine halbe Million Monoglotten) das kompakteste und umfangreichste keltische Sprachgebiet ist, dem seit fast 3 Dezennien von den staatlichen Behörden und einflußreichen kirchlichen Kreisen inszenirten und, allmählich ohne aktiven Widerstand zu finden, geführten Kampfe gegen die bretonische Sprache in analoger Weise entgegen zu treten? Der Hinweis, daß die an nationaler Sprache festhaltenden Kymren loyale Unterthanen der Königin blieben, und daß die Keltisch redenden Hochschotten die besten Soldaten zur Vertheidigung des britischen Weltreichs stellen, mußte schüchterne Gemüther in der Bretagne überzeugen, daß man mit gutem Gewissen für bretonische Sprache und Bewahrung nationaler Eigenart auch in der Bretagne eintreten kann, ohne daß man sich von dem Vorwurf staatsgefährlicher Umtriebe getroffen zu fühlen braucht. Man kann direkt nachweisen, daß alle diese Erwägungen bei den agitatorisch in der sprachlich-literarischen Bewegung der Bretagne hervortretenden Persönlichkeiten von Anfang an wirksam waren. Ich führe nur drei Belege an. Die erste 1895 erschienene Agitationsbroschüre „La langue bretonne et les écoles“, die die Bewegung einleitete, wirft, nachdem sie die in der Bretagne durch den Kampf gegen das Bretonische geschaffenen Verhältnisse beleuchtet hat, die Frage auf, was zu thun sei, und weist S. 11 ff. auf das von Irland gegebene Beispiel mit Zitaten aus den Berichten der „Society for the preservation of the Irish language“; sodann führt sie im Anschluß daran (S. 13) Stellen aus einer Rede Gladstones auf dem kymrischen Nationalfest des Jahres 1887 an, um darzuthun, daß eine so verantwortliche Persönlichkeit wie Gladstone in der Erhaltung der keltischen Sprache in Wales nichts für England Bedenkliches sähe. Abbé Buléon nimmt in seinem 1896 im September in Landerneau gehaltenen Vortrag an verschiedenen Stellen auf die Keltenbewegung in Großbritannien Bezug, wie

aus S. 26 und 30 der Broschüre zu ersehen ist. Endlich beginnt der erste 1897 abgestattete Jahresbericht des 1896 in S. Brieuc gegründeten „Comité pour la préservation et la propagation du Celtique armoricain“ über die Thätigkeit des Jahres 1896/97 mit einem Ausblick auf Irland, und das Eintreten der freien Schulen in Irland fürs Irische wird genannt „un puissant stimulant pour les bretons et un précieux encouragement pour les celtisants qui tournent de ce côté leurs efforts. Ce qui réussit dans des régions dont l'origine ethnique est semblable à la nôtre, aura manifestement le même succès dans notre Bretagne“ (S. 2). Persönliche Beziehungen zwischen den verschiedenen keltischen Bewegungen in der Celtic fringe und der keltischen Bewegung der Bretagne wurden endlich 1898 eingeleitet.

In Wales findet die sprachlich-literarische Bewegung alljährlich ihren Ausdruck in dem eine Woche dauernden großen Nationalfest (Eisteddfod genedlaethol), auf dem Wettbewerb der Musiker, Sänger, Dichter und Literaten stattfindet, wie ich dies früher ausgeführt habe (s. diese Jahrbücher 93, 449 ff.). In Nachahmung dessen veranstalten die Hochschotten seit 1892 ein literarisch-musikalisches Fest genannt Mòd, und die Iren endlich seit 1897 alljährlich zwei bald vereinigte, bald getrennte Feste: ein Oireachtas als reiner Ausdruck der sprachlich-literarischen Bewegung und ein Feis ceóil „Musikfest“ für die rein musikalische Seite derselben. Bei dem ersten vereinigten irischen Oireachtas und Feis ceóil im Mai 1897 erschien eine offizielle Deputation der kymrischen Bardenzunft (Gorsedd y beirdd) als Repräsentanten der kymrischen Bewegung. Hiermit war, worauf ich schon in einem früheren Vortrag kurz hinwies (s. d. Jahrbücher 93, 90), der Anfang gemacht, die Einzelbestrebungen der keltischen Völker in der Celtic fringe in persönliche Beziehung zu bringen; es war der Anfang gemacht, die verschiedenen keltischen Stämme auf den britischen Inseln, die in Sprache (wie Irisch und Kymrisch), religiösen und politischen Anschauungen in Folge geschichtlicher Entwicklung weit auseinander gehen, an das sie Einende zu erinnern und zu verbrüdern. Schon im Herbst 1897 vollzog sich die Verbrüderung der einzelnen Glieder der Celtic fringe, indem das kymrische Eisteddfod und die den irischen Oireachtas arrangirende Gälische Liga (Connradh na Gaedhilge) zu dem schottisch-gälischen Mòd in Inverneß offizielle Deputationen entsandten, dem im Winter 1897/98 weniger offizielle Verbrüderungen der Iren, Schotten, Kymren bei Festlichkeiten in

London folgten. Die Entsendung von offiziellen Deputationen zu den Festtagen der einzelnen national-sprachlichen Bewegungen*) in Wales, Irland und Hochschottland ist seitdem eine stehende Einrichtung geworden. Bei Gelegenheit nun des im Mai 1898 in Belfast abgehaltenen irischen Musikfestes (Feis ceoil) tauchte unter Iren und den anwesenden Deputationen aus Wales und den Hochlanden die Idee auf, einen von den einzelnen Nationalfesten unabhängigen, die panfeltische Bewegung als Selbstzweck habenden Kongreß abzuhalten, und zwar in Dublin im Jahre

*) Für die Intensität der keltischen Bewegung in Großbritannien ist lehrreich, daß überall, wo auch noch ein Funke oder Fünkchen glüht, das Anfachen eines Feuerchens versucht wird. Auf der Insel Man, die etwa 50000 Einwohner zählt, war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der dort gesprochene keltische Dialekt des irisch-gälischen Zweiges noch so verbreitet, daß man es für nöthig befand, die ganze Bibel in das **Manx** zu übersetzen (1760—1770). Auswanderung der Bewohner, Zuzug englischen Elements namentlich dadurch, daß Man von Frühjahr bis Herbst Erholungsplatz englischer Großstädte wie Liverpool, Manchester, ja London geworden ist, führten dazu, daß Manx heutigen Tags aus dem lebendigen Gebrauch ganz verschwunden ist. An einzelnen Küstenorten besitzt die ältere Generation der Fischerbevölkerung noch Kenntniß der gesprochenen Sprache. Die Ansichten über die Zahl der Manx Redenden schwanken zwischen 800 und 3000. Hier auf der Insel Man hat man im Frühjahr 1899 eine **Manx Language society** gegründet, um die im Sterben liegende Sprache wieder zu galvanisiren; man hat sogar einen herzlich schlechten Leitfaden mit 9 Lektionen in **Manx** herausgegeben (Yn chied lioar Gailckagh). In Irland, Wales nimmt man in Zeitungen und Zeitschriften gewichtig Notiz von diesem „Revival of the Manx Language“, wie die todtgeborene Bewegung genannt wird, und bei panteltischen Festen vertreten die Repräsentanten oder der Repräsentant der Bewegung die „fifth Celtic nation“! Noch komischer steht es mit dem Vertreter der sechsten keltischen Nation. Im heutigen Cornwales war schon im 16./17. Jahrhundert das als keltische Sprache zwischen Kymrisch und Bretonisch stehende Kornische so von dem Englischen aus allem öffentlichen Leben verdrängt, daß man bei Einführung der Reformation es nicht für nöthig fand, Bibel oder Common Prayer book in Kornisch übersetzen zu lassen, wie für Wales, Irland, Man geschah. Die traditionelle Ansicht ist, daß die am 26. Dezember 1777 im Alter von 102 Jahren gestorbene Dolly Pentreath die letzte Person war, die Kornisch als Muttersprache bis sie heranwuchs redete, und daß dann allmählich die letzten dahinstarben, die von solchen Personen wie Dolly noch kornische Redensarten gelernt hatten. In Folge der panteltischen Erregung meldet sich nun in Cardiff ein Herr John Hobson Matthews, der behauptet, durch Onkel über dessen Vater und Großvater „hereditary knowledge of Cornish“ zu besitzen. Hierdurch lassen sich panteltische Organe (Le clocher Breton 5, 381 ff., in Irland Fáinne an lae 4, 198) zu sanguinischen Artikeln hinreißen: „il y a donc encore au monde un homme capable de parler ce breton! il est vrai, ce n'est qu'une seule individualité. Mais on a vu parfois une étincelle allumer et propager un incendie. Mons. Matthews, qui a l'honneur de conserver en lui l'héritage d'une longue suite de generations, est decidé à le faire valoir et à tenter un effort suprême en faveur de l'antique idiome des ses pères.“ Nun wenn auf Herrn Matthews der Segen Abrahams ruht und er wirklich kornisch kann, könnten sich die Träume Jaffrennou's und anderer Pankeltisten in einigen Jahrhunderten erfüllen.

1900, der sich natürlich nicht auf die Kelten in der Celtic fringe beschränken, sondern auch die Führer der Bewegung in der aremorikanischen Bretagne umfassen sollte. Man bildete sofort provisorische Agitationskomités für Irland, Schottland, Wales und Bretagne, die für diese Idee Stimmung machen sollten. Dem irischen Komité gelang es zum Vorsitzenden die angesehene Persönlichkeit des Lord Castletown von UpperOssory (Mac Giolla Phadraig mit seinem irischen Namen) zu gewinnen, der als Nachkomme der alten irischen Königsfamilie von Ossory der Ansicht ist, daß irischer Protestant und Unionist sein nicht ein Aufgehen im Engländerthum einschtießt, und daß Festhalten am keltischen Erbe sich wohl mit loyaler Zugehörigkeit zum britischen Weltreich verträgt. Der Sekretär des irischen Komités, Herr Fournier, unternahm im Sommer und Herbst eine Agitationsreise in die übrigen Keltenländer, um dort die Arbeit der Einzelkomités zu unterstützen und definitive Komités arrangiren zu helfen. So ging er im Juli 1898 zum kymrischen Eisteddfod nach Ffestiniog, im August 1898 zu der besprochenen Versammlung in Morlaix in der Bretagne, auf der die Gründung des bretonischen Provinzialvereins (Union régionaliste bretonne) und die Wiederbelebung des bretonischen Theaters erfolgte, und endlich im September 1898 zum gälischen Mód nach Oban. Ueberall fand die Idee Zustimmung, vor Allem in der Bretagne, und es wurden in den vier Keltenländern (Irland, Schottland, Wales, Bretagne) feste Komités aus Angehörigen der verschiedenen in der keltischen Bewegung thätigen Gesellschaften und Vereine gegründet, wobei dem Dubliner Komité natürlich die Vorhand in den Vorbereitungen gelassen wurde. Um mancherlei Dinge, die sich schriftlich nicht gut abmachen ließen, zu ordnen, verfiel man darauf, gewissermaßen eine Generalprobe abzuhalten: das Komité des im Juli 1899 in Cardiff abzuhaltenden kymrischen Nationalfestes wurde veranlaßt, Deputationen aller in den vier anderen Keltenländern (es war unterdessen Insel Man als „fünfte keltische Nation" aufgetreten) in der nationalen Bewegung thätigen Gesellschaften einzuladen.

So trafen sich denn in den Tagen vom 18.—22. Juli 1899 in Cardiff in Südwales die keltischen Brüder. Aus der Bretagne kamen Vertreter der Union régionaliste bretonne, des Comité de préservation du breton armoricain, der Fédération bretonne in Paris und die Redakteure einer Anzahl in der bretonischen Bewegung thätigen Zeitungen und Zeitschriften; aus Irland fanden

sich außer einer Deputation des Komités für den pankeltischen Kongreß 1900, mit Lord Castletown an der Spitze, Vertreter des Connradh Gaedhilge, der Feis Ceoil-Gesellschaft, der Celtic Literary Society und der Society for preservation of the Irish language ein; Schottland sandte eine stattliche Deputation und die Manx language Society hatte ihren Vorsitzenden als Vertreter der fünften keltischen Nation gesendet. Die Bretonen erschienen zum Theil in malerischer Nationaltracht, ebenso die Schotten; jene hatten Spielleute mit nationalen biniou, letztere solche mit schottischem Dudelsack (pioba) mitgebracht; einzelne Deputationen wurden auf dem Bahnhof abgeholt und zogen in Aufzügen durch die Stadt. Offiziell wurden die keltischen Brüder mehrfach bewirthet und angetoastet. Zweimal zogen der Erzdruide, Druiden, Barden, Ovaten in ihren malerischen Gewändern und die keltischen Brüder in ihren Trachten in großem Zug zu dem Park, wo im „Angesicht der Sonne und im Auge des Lichtes" feierliche Sitzungen der Bardenzunft abgehalten und viele keltischen Brüder mit Ceremoniell honoris causa in die Zunft der „Barden nach Recht und Brauch der Barden der Insel Britannien" aufgenommen wurden; hier lud Lord Castletown die kymrische Bardenzunft in einer Adresse, die zugleich in einer altirischen Uebersetzung der Sprache des 9. Jahrhunderts überreicht wurde, zur offiziellen Theilnahme am Kongreß in Dublin ein und zur Abhaltung einer feierlichen Bardensitzung während des Kongresses. Eine malerische und dramatische Scene spielte sich noch in einer der Sitzungen in der großen, 10 000 Personen fassenden Halle ab. Nach einem Wettkampf von Sängerchören betrat der Erzdruide Hwfa Mon mit Druiden, Barden, Ovaten in bunten Gewändern, die weite Tribüne; der Druide Cynonfardd trug auf einem Kissen die eine Hälfte eines von Griff bis Spitze getheilten Schwertes mit dem kymrischen Wappen des rothen Drachen. Sobald man sich aufgestellt hatte, bestiegen die bretonischen Delegirten unter dem Klange der biniou die Tribüne und Marquis de l'Estourbeillion, Mitglied des französischen Parlaments für Vannes, schritt vor, auf einem geschmückten Kissen die andere Hälfte des keltischen Schwertes mit bretonischem Wappen tragend. Unterdessen hatten auch die Delegirten von Irland, Schottland und der Insel Man die Tribüne betreten, und der Erzdruide Hwfa Mon vereinigte unter Beifallsjubel der Massen im Saale die zu einander passenden Schwerthälften zum Symbol, daß die seit 1400 Jahren getrennten britischen Brüder in Britannien (Kymren) und

der aremorikanischen Halbinsel sich wieder zusammengefunden haben. Unter Absingen des kymrischen Nationalchorals O fryniau Caersalem ceir gweled „Von den Höhen (des himmlischen) Jerusalems überschaut man" durch die Massen schloß die Szene.

Das Signal der ganzen Festwoche war Pankeltismus so sehr, daß der Charakter des Eisteddfod als eines kymrischen Nationalfestes ganz in den Hintergrund trat und schon während des Festes und später in kymrischen Berichten darüber wurde hervorgehoben, daß die Vereinigung der Pankelten in Zukunft müßte gesondert abgehalten werden, um den kymrischen Massen ihr Nationalfest zu lassen. Den Geist dieser pankeltischen Festwoche bezeichnet wohl am besten der uns geläufige Ausdruck „Schützenfeststimmung". Mit den Worten „die Seele der alten keltischen Rasse ist heute mit uns allüberall, wo sich Kelten in der Welt finden", schloß ein Präsident seine kurze Eröffnungsansprache an einem der Sitzungstage. Und noch auf Wochen waren Zeitungen und Zeitschriften in den Keltenländern voll von Beschreibungen der Festlichkeiten und voll von Nachklängen an sie. Zwei der bretonischen Deputirten haben sogar bald nach ihrer Rückkehr eine kleine Sammlung von bretonischen Gedichten mit kymrischer Uebersetzung als Erinnerung veröffentlicht (Gwerziou gant Abherve ha Taldir; er coffadwriaeth am eu taith yn Nghymru. S. Brieuc 1899). Die ausführlicher geschilderte bretonische Festwoche in Vannes (22.—27. August) stand unter Einfluß der von Cardiff mitgebrachten Eindrücke, die erneut wurden dadurch, daß eine kymrische Deputation in Vannes erschien, um den Besuch zu erwiedern und daß während eines Zwischenaktes bei der Aufführung der Tragödie von „König Arthur und der heiligen Trifina" die Vereinigung der Schwerthälften auf offener Scene als „Symbole de l'union morale et pacifique des peuples Celtes" unter Beifallsjubel der Zuschauer auch in Vannes vollzogen wurde.*) Wie groß in Folge dieser Verbrüderungen die

*) Anlaß zu der Idee haben Verse von Lamartine gegeben, die den Eingang des Toastes bilden, den er 1838 auf dem kymrischen Eisteddfod von Abergavenny hielt, wohin er mit Villemarqué in der Zeit der ersten bretonischen sprachlichen Renaissance in erster Hälfte unseres Jahrhunderts gegangen war; sie lauten:

Quand ils se rencontraient sur la vague ou la grève,
En souvenir vivant d'un antique départ,
Nos pères se montraient les deux moitiés d'un glaive
Dont chacun d'eux gardait la symbolique part:
„Frères, se disaient-ils, reconnais-tu la lame?
Est-ce bien là l'éclair, l'eau, la trempe, le fil?
Et l'acier qu'a fondu le même jet de flamme.
Fibre à fibre se rejoint-il?"

Theilnahme und das Interesse an Vorgängen in den verschiedenen Theilen von „Celtia" neuerdings bei den verschiedenen Theilen geworden ist, tritt in vielen Einzelheiten zu Tage. An Gaodhal, eine in New-York erscheinende Monatsschrift der irischen Amerikaner, veröffentlicht in der Augustnummer 1899 S. 140 das volle Programm für die bretonischen Festlichkeiten in Vannes; die in S. Brieuc erscheinende bretonische Zeitung Kroaz ar Vretoned giebt in der Nummer vom 22. Oktober 1899 einen Bericht über den Mód der Hochschotten, zu dem die Bretonen ein Begrüßungsschreiben geschickt hatten; im Celt Llundain vom 11. November wird vorgeschlagen, daß für die Dauer der nächsten Pariser Ausstellung ein Bretone in Paris ein „kymrisch-bretonisches" Gasthaus eröffne als „Versammlungsort für die britonische Nachkommenschaft" (man cyfarfod i'r hil Frythonaidd).

Was nun die geschäftsmäßigen Ergebnisse der Cardiffer Versammlung für den auf 1900 in Dublin geplanten „pankeltischen Kongreß" (ir.-gäl. coimthinoil uile-Cheilteach, kymr. cynghrair oll-Geltaidd, bret. Kendalc'h oll-Geltiek) anlangt, so beschloß die welsche Bardenzunft (gorsedd beirdd ynys Prydain) die Einladung anzunehmen und eine Deputation von 17 Mann einschließlich des Erzdruiden und der Würdenträger nach Dublin zu schicken mit den offiziellen Gewändern und Insignien der Zunft. Die einzelnen pankeltischen Landeskomités traten Freitag den 21. Juli zu längerer gemeinsamer Berathung zusammen, in der die Organisation verstärkt und formell beschlossen wurde, den ersten pankeltischen Kongreß zwischen 15. und 24. August 1900 in Dublin abzuhalten. Lord Castletown wurde zum Vorsitzenden erwählt. Schwierigkeit machte die Frage nach der offiziellen Sprache des Kongresses. Eine der vier keltischen Sprachen selbst (Irisch, Gälisch, Kymrisch, Bretonisch) ist nach der Natur der Dinge ausgeschlossen. Iren und Hochschotten pflegen sich als Brüder zu betrachten, ebenso Kymren und Bretonen; an Sprache stehen sich diese Brüder untereinander (also der Ire und gälische Schotte, oder der Kymre und bretonisirende Bretone) jedoch so fern schon wie „Plattdeutsch" und „Englisch", und ein isländischer oder norwegischer Fischer würde wohl eher von einem tiroler Bergführer verstanden werden als ein gälisch redender Hochschotte von seinem bretonisch redenden Vetter in der Bretagne. Da nun auch keine der vier modernen keltischen Sprachen in dem Sinne eine Kultursprache ist, daß ein Erlernen derselben von Seiten der anderen Brüder aus praktischen

Gründen in Betracht kommen kann, so sind Angehörige der irisch-gälischen Brüderschaft, die einen Angehörigen der kymrisch-bretonischen Brüderschaft verständen — und umgekehrt —, noch seltener als weiße Raben. Während nun die Panslavisten z. B. in der glücklichen Lage sind, in dem Deutschen eine ihnen allen mehr oder weniger verständliche Sprache zu besitzen, entbehren die Pankeltisten auch eines solchen Vortheils noch. Man einigte sich dahin, daß Irisch in soweit wenigstens sollte offizielle Sprache sein, als alle zur Beschlußfassung vorzulegenden Resolutionen in dieser Sprache abzufassen und mit englischer und französischer Uebersetzung zu versehen seien, welche beiden letzteren Sprachen nach Wahl für die Verhandlungen freistehen. Wegen des Unterschiedes der politischen Systeme, unter denen „die 5 keltischen Nationen" leben, und der Differenzen der politischen und religiösen Anschauungen sollen eigentlich politische und religiöse Fragen von den Verhandlungen des Kongresses ausgeschlossen sein. Auf Anregung von bretonischer Seite wurde jedoch folgende Resolution vom vereinigten Komité angenommen: „That the Congress will be competent to express opinions and pass resolutions concerning general questions of moral policy affecting the Celtic nations so long as they are unconnected with political and religious controversy."

Was soll nun die Hauptaufgabe des ersten pankeltischen Kongresses sein? Mancherlei programmartige Veröffentlichungen sowie eine Rede, die Lord Castletown im März 1899 in Dublin über „Our Celtic inheritance" hielt, lassen die allgemeinen Gesichtspunkte deutlich erkennen. Ein Theil der Arbeit soll organisatorischer Art sein. Die keltische Bewegung in den verschiedenen Theilen von Celtia, wie man mit einem Wort alle von ihr ergriffenen Striche nennt, soll durch Austausch der Meinungen über bisherige Wege und Ergebnisse einheitlicher und allgemeiner sowie, wenn möglich, erfolgreicher in den einzelnen Theilen gestaltet werden. Vertreter der fünf Nationen und der keltischen Kolonien in der neuen Welt sollen daher eingehende Berichte über die Lage der keltischen Sprachen in ihren Ländern vor dem Kongreß erstatten als Grundlage für Verhandlungen. Es soll ferner berichtet werden, was geschah und geschieht, um alle übrigen eigenthümlichen Lebensäußerungen des Keltenthums, als da sind Musik, Kunst, nationale Spiele und Gebräuche, Trachten zu erhalten und zu beleben. Weiterhin sollen Berichte erstattet werden über den gegenwärtigen Stand der philologischen, archäologischen, historischen und ethno-

logischen Forschungen auf dem Keltengebiet. In einer ganzen Reihe von Sektionen sollen die Details von den für einzelne Punkte näher interessirten und kompetenten Theilnehmern berathen werden. Neben Tagesarbeit sind natürlich auch frohe Feste in Aussicht genommen, so Abhaltung einer feierlichen Sitzung der kymrischen Bardenzunft „im Angesicht der Sonne und im Auge des Lichtes", Besuch des Hügels von Tara, wo einst die irischen Oberkönige residirten, und Anderes. Die Tage in Dublin sollen nicht bloß ein Kongreß der Vertreter der keltischen Nationen sein, sie sollen ein Fest der keltischen Rasse werden, an dem der Kelte mit seiner „imagination enough for fifty poets without judgement enough for one" sich ebensowohl in die idealisirte Vergangenheit seiner Rasse versenken als wieder einmal seinen „eternal dream of better things to come" träumen kann. Diesen Träumereien hängt der eine oder andere Kelte schon im Voraus nach und er sieht mit dem bevorstehenden pankeltischen Kongreß in Dublin eine Periode anbrechen, in der durch den Einfluß des Keltenthums die beiden großen Kulturnationen Westeuropas, die frankokeltische und anglokeltische, zu friedlichem Wettbewerb vereinigt werden und in der der geistige Einfluß „der Rasse, die am meisten mit geistigen Schätzen begabt ist, der Rasse auf der Erde, die dem Himmel am nächsten ist, immer mehr zum Durchbruch kommt" (Y Genedl Gymreig, 26. Juli 1898, S. 3), so daß das beginnende neue Jahrhundert in Wahrheit zu einem „keltischen" wird.

Der Prophet Esra,

ein antiker jüdischer Religionsphilosoph.

Von

Hermann Gunkel.

Der „Prophet Esra" ist uns in lateinischer,*) syrischer, äthiopischer, armenischer und zwei arabischen Uebersetzungen erhalten. Alle diese Uebersetzungen sind, wie wir mit Sicherheit behaupten können, aus dem Griechischen geflossen. Aber auch das Griechische ist nicht die Grundsprache des Werkes. Wir können aus vielen Eigenheiten besonders der lateinischen Uebersetzung erkennen, daß das Buch ursprünglich hebräisch geschrieben ist; und wir dürfen uns das Hebräische des Buches als eine Renaissance des alten klassischen Hebräisch vorstellen, wie wir es etwa im neu aufgefundenen Jesus Sirach finden.

Die vielen Uebersetzungen der Schrift in so weit entfernte Sprachen zeigen uns, welcher großen Beliebtheit und ungeheuren Verbreitung sie sich einst erfreut hat; sie ist in Britannien und Aethiopien gelesen worden! Und eine ganze Literatur ähnlicher Schriften hat sich im Judenthum wie in der alten griechischen Kirche an dieses Buch angelehnt. Und doch ist andererseits dieser Schrift Vieles ungünstig gewesen: sie ist weder im Hebräischen, noch im Griechischen erhalten, d. h. letztlich haben weder die hebräische Synagoge noch die griechisch-christliche Kirche von ihr etwas wissen wollen, und so ist sie denn auch in der Gegenwart, sowohl in der Kirche wie in

*) Im Lateinischen führt das Buch gewöhnlich den Namen „das vierte Buch Esra", wobei die kanonischen Bücher Esra und Nehemia als „erstes Buch Esra", zwei christliche, lateinisch erhaltene Kapitel apokalyptischen Inhalts als „zweites Buch Esra" und eine apokryphische, im griechischen Alten Testament überlieferte Esraschrift als „drittes Buch Esra" gezählt werden.



der Synagoge, den Laien wohl ganz unbekannt. Nur die Gelehrten wissen von ihr, und schätzen sie, wie man wohl behaupten darf, sehr gering. Woher kommt es, daß diese Schrift solche Abneigung, Geringschätzung und Verstoßung erfahren hat?

Das zu erörtern heißt zugleich die Geschichte der ganzen Literaturgattung erörtern, zu der der „Prophet Esra" gehört, d. i. die Geschichte der „Apokalyptik", d. h. der Geheimliteratur, die vom Ende der Welt handelt. — Diese Apokalyptik, einst von ungeheurer Bedeutung in der Religion des Judenthums und Christenthums, hat zwei große Katastrophen erlebt, die erste, als die jüdische Synagoge, nach den großen furchtbaren Römerschlägen sich aufs Neue sammelnd, in der Thora ihren Mittelpunkt fand und alle nicht-pharisäische Literatur, alle Apokalyptik, alles in griechischer Sprache Geschriebene von sich stieß. Damals ist auch der hebräische Prophet Esra zu Grunde gegangen; wohl für immer, wenn nicht einmal ein glücklicher Zufall ihn aus einer Synagogenkammer wieder ans Licht bringt. Aber ein großer Theil der Literatur, die das Judenthum damals als häretisch und gefährlich verwarf, war schon vor dieser Katastrophe in die christliche Gemeinde eingeströmt, und ist uns so erhalten worden. So besitzen wir die ganze apokryphische und apokalyptische Literatur, Philo, Josephus und vieles Andere nicht von jüdischer, sondern allein von christlicher Hand. Aber dann, als die christliche Gemeinde sich in der Welt einlebte und sich mit dem Geist der griechischen Bildung erfüllte, ist über die Apokalyptik ein neues Verhängniß losgebrochen. Der griechisch-philosophische Geist, der uns bis heute in entscheidenden Punkten beherrscht, fühlte sich aufs höchste unsympathisch berührt von der orientalischen Apokalyptik. Wir können den religionsgeschichtlichen Grund angeben: es ist der Geist des reinen, abstrakten Denkens, dem die grotesken, orientalischen Spekulationen mit ihren brennenden Farben und ihren phantastischen Umrissen als widerwärtige Träume erscheinen. So ist es gekommen, daß die jüdischen Apokalypsen aus der griechischen Kirche, wo der philosophische Geist fortwirkte, verschwunden sind, daß sie sich nur bei den barbarischen Tochterkirchen haben halten können, und daß sie auch noch heute gerade bei den klassisch Gebildeten, bei den Goethisch Gerichteten in großer Mißachtung stehen. Aber auch bei den Forschern, die den Beruf haben, diese Literatur zu behandeln und die Schätze der Frömmigkeit, die sich trotz ihrer uns zunächst befremdenden Form in ihnen finden, zu heben, ist die Apokalyptik und speziell der

„Prophet Esra“ selten in seiner Bedeutung erkannt worden. Das liegt neben Vielem auch daran, daß diese Schriften uns fast alle nicht in den Originalen, sondern in Uebersetzungen, oder gar in Uebersetzungen von Uebersetzungen erhalten sind. Wenn aber eine Schrift wie der Prophet vom Hebräischen ins Griechische, vom Griechischen ins Lateinische übersetzt worden ist, so sind dabei so viele Mißverständnisse der Uebersetzer und Fehler der Abschreiber mituntergelaufen, daß der Eindruck des Originals unter dem hinzugekommenen Wust ganz verschüttet ist. Es erfordert eine nicht geringe Arbeit und Geduld, um durch alles dies zum Original hindurchzudringen; und wie oft ist das nur vermuthungsweise möglich! Leicht erklärlich ist also, daß der Prophet Esra auf alle Diejenigen, die sich nur vorübergehend mit ihm beschäftigen, gar keinen oder gar einen abstoßenden Eindruck macht.

Einen anderen Umstand, der dem Verständniß des Werkes geschadet hat, kann nur gezeigt werden, wenn man zuvor den Hauptinhalt des Buches schildert. Das Buch enthält wesentlich zwei Arten von Stoffen: apokalyptische Gesichte und religiöse Probleme. Die apokalyptischen Gesichte beschreiben die großen Dinge, die nach dem Glauben des Verfassers in nächster Zeit bevorstehen: den Untergang des weltbeherrschenden schrecklichen Reiches, den großen Krieg aller Heiden gegen Gottes Gesalbten, und die neue Welt des Reiches Gottes, das dann hereinbricht. Das sind religiöse Hoffnungen, die dem zertretenen Judenthum die Kraft gegeben haben, unter dem ungeheuren Druck der römischen und schon früher der persischen und griechischen Weltmacht auszuharren, Gedanken, die im zweiten Theil des Buches Daniel klassisch verkörpert sind. Auch in der Form stimmen diese Stücke mit Daniel überein, der dem Propheten Esra als Stilmuster vorgeschwebt hat, und aus dem auch manche Einzelheiten geflossen sind. Diese großen Katastrophen, von denen die Zukunft schwanger ist, werden geschildert in düster-geheimnißvoller und zugleich grotesk-phantastischer Form: In dunkeler Nacht, so erzählt das Buch, hat der Prophet wunderbare Bilder geschaut. Da ist ihm z. B. der Adler erschienen, der aus dem Meere kam, mit drei Häuptern und zwölf Flügeln und acht Gegenflügeln; und der Seher hat seltsame Dinge gesehen, die mit dem Thiere geschehen sind. Dann aber ist ihm der Engel erschienen und hat ihm Aufschluß gegeben: der Adler sei das Reich dieser Welt, und was er an ihm geschehen sah, seien geheimnißvolle Hinweisungen auf das, was in dem Reich ge-

schehen soll. Aber auch diese Deutungen, die der Engel den Gesichten giebt, bleiben dunkel; viel zu geheimnißvoll sind diese großen göttlichen Wege, ein deutliches Wort würde sie profaniren; wer es erlebt, der wird erkennen, was es ist.

Neben diesen Geheimnissen der letzten Zeit steht nun im Buche ein ganz anderer Stoff: das ist die Behandlung religiöser Fragen; Stücke, in denen der Prophet darnach ringt, Gottes Wege in der Welt zu verstehen; zu erkennen, daß trotz aller Sünde und allen Elends dieser Welt Gottes Walten Liebe und nichts als Liebe ist; Stücke also, die wir ihrer Art nach eine Religionsphilosophie, eine Theodicee nennen dürfen. Daß diese Stücke sich mit den eschatologischen Gesichten in demselben Buche ganz gut vertragen, kommt daher, daß auch seine Religionsphilosophie beständig mit dem Ende der Welt zu thun hat: das jüngste Gericht und die Auferstehung aus den Todten ist diesem Religionsphilosophen Anfang oder Ende all seiner Gedankengänge. Nun hat der Verfasser keinen Zweifel darüber gelassen, auf welchen der beiden Stoffe er den Hauptaccent gelegt wissen will. Er hat in seinem kunstvoll angeordneten Buche die Theodicee vorangestellt, und er hat ihr doppelt so viel Platz als den Visionen angewiesen. Seine religionsphilosophischen Erwägungen also müssen wir hauptsächlich betrachten, wenn wir ihn kennen lernen wollen. Und darauf führt noch eine andere Erwägung: in den Gesichten, die von der Endzeit handeln, wiederholt der Prophet im wesentlichen Stoffe, die nicht von ihm selber herstammen, sondern schon durch viele Generationen vor ihm bestanden hatten; viel größere Bewegungsfreiheit hatte der Verfasser dagegen in seinen Reflexionen: da hat er die Möglichkeit, mit seiner Individualität hervorzutreten. — Unsere bisherige Forschung aber ist diesem Thatbestand nicht gerecht geworden; es hat die Forscher gelockt, die dunkeln Bilder der apokalyptischen Stücke zu enträthseln, und zu erforschen, auf welche Zeitereignisse sie sich beziehen mögen: gegenwärtig stimmen die meisten Forscher darin überein, daß das Buch einige Zeit nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer, wohl unter Kaiser Domitian, geschrieben sein muß. Aber so nothwendig diese Arbeit auch gewesen ist, so ist doch zu bedauern, daß vor Esra dem Apokalyptiker die viel bedeutsamere Gestalt des Religionsphilosophen Esra zurückgetreten ist. Denn die Visionen Esras werden uns immer fremdartig bleiben; aber die Theodicee Esras zeigt uns eine Gestalt, die uns verständlich und sympathisch ist, einen Mann,

der unsere Ehrfurcht und Liebe haben sollte, und der es nicht verdient hat, daß er so ganz vergessen ist. Ich denke also, nicht nur in der Forschung eine Lücke auszufüllen, wenn ich versuche, diese Gestalt dem modernen Geschlecht darzustellen. — Zum Verständniß des Buches muß noch vorausgeschickt werden, daß das Buch unter dem Pseudonym des Esra geht: jene Zeit hätte dem Propheten, der es gewagt hätte, mit eigenem Namen hervorzutreten, den Glauben versagt; so war unter denen, die trotzdem ihrem Volke etwas zu sagen hatten, die Sitte aufgekommen, unter dem Namen eines alten Gottesmannes zu schreiben. Den eigentlichen Namen unseres Verfassers kennen wir also nicht. Er hat sich den Namen des Esra erwählt, der unter der Herrschaft der Fremden lebte wie er selbst, und der — wie er glaubte — ähnliche Gedanken gehegt haben müsse.

Zwei Probleme behandelt der Verfasser; zuerst das uralte und immer neue: woher das Leiden in der Welt komme? Fragen wir zuerst, wie man damals über das Leiden im Judenthum dachte. In einer langen Geschichte des Elends war die Kraft des zertretenen und ausgesogenen Israel gebrochen; so war auch dies früher so lebensfrohe Volk in weiten Kreisen dem Pessimismus verfallen, der damals wohl schon schon seit vielen Jahrhunderten durch die gealterten und geknechteten Völker des Orients zog. Es hatte gelernt, daß diese Welt voll Trauer und Ungemach sei, daß dies Leben nicht werth sei, gelebt zu werden, und daß der Tod nicht, wie die Alten sagten, ein natürliches Geschick alles Lebenden sei, sondern eine Unnatur für den Menschen, der zu ewigem Leben geschaffen sei und das Recht habe, ewiges Leben für sich zu begehren. — Zugleich war eine tiefere Auffassung von der Sünde eingezogen. Während eine ältere naivere Zeit geneigt war, jede einzelne sündige That für sich zu betrachten und die argen Sünden für sehr wohl vermeidbar anzusehen, so war man jetzt überzeugt, daß das ganze menschliche Geschlecht von jeher ganz in Sünde verstrickt und daß die letzte Ursache dieses allgemeinen Verderbnisses im tiefen Grunde des bösen menschlichen Herzens zu suchen sei. Die Lehre von der Erbsünde kündigte sich an. Beide so schmerzlichen Betrachtungen aber, die damals die Herzen am tiefsten bewegten, hatte man verbunden in dem Satz, daß all' dies Leiden und Sterben Gottes Gericht über all' dies Sündigen sei: der Tod ist der Sünde Sold. Als Adam fiel, hat Gott nicht nur ihn, sondern die ganze Schöpfung gerichtet. Als die Welt geschaffen

wurde, war sie gut, wie wir in der Genesis lesen; aber seit Adams Fall ist sie voller Sünde und Herzeleid. — Solche trüben und schwermüthigen Gedanken hatten in unserem Propheten durch die Ereignisse der letzten Zeit neue Nahrung gefunden. Er hatte den schrecklichen Fall seines Volkes erlebt, den er unter bitteren Thränen in erschütternden Worten schildert. Die Sinne möchten ihm vergehen, wenn er des jammervollen Elends seines armen Volkes gedenkt.

Unser Heiligthum ist verwüstet,*)
unser Altar niedergerissen:
unser Tempel zerstört,
unser Gottesdienst aufgehoben;
unsere Harfe in den Staub geworfen,
unser Jubellied verstummt;
unseres Leuchters Licht erloschen,
unseres Bundes Lade geraubt;
unsere Edlen mit Schmach bedeckt,
unsere Priester verbrannt,
unsere Leviten gefangen;
unsere Kinder geraubt,
unsere Jünglinge zu Sklaven geworden
und unsere Helden schwach.

Und schlimmer als alles dies:
Dem Siegel Zions ist seine Ehre versiegelt,
es ist unseren Hassern in die Hand gegeben.

Der Prophet selber hat damals seine Heimath verloren, dreißig Jahre weilt er jetzt schon in fremdem Lande. Der Schmerz aber über den Untergang seines Volkes und über das eigene Elend wird ihm noch bitterer durch den Gedanken an die heidnische Weltstadt, die aller Laster voll ist und doch im Glücke lebt. Zion muß er verwüstet sehen und Babels Bewohner im Ueberfluß. Aber der Verfasser ist kein Chauvinist. Nicht Babels Glück selber ist es, was ihn aufbringt, sondern der schwere religiöse Anstoß an der furchtbaren Thatsache, daß die Heiden, die nach Gott nicht fragen, Gottes erwähltes Volk haben zertreten dürfen!

So erheben sich dem Propheten überaus schwere und quälende Probleme: warum hat Gott sein Volk den Heiden dahingegeben? Israels Sünden wegen? Gewiß mag er die Sünden seines Volkes

*) Der Verfasser giebt hier Stücke aus seiner deutschen Uebersetzung, die in dem von Kautzsch herausgegebenen Sammelwerke „Apokryphen und Pseudepigraphen" Band II und in Separatausgabe unter dem Titel: „Der Prophet Esra", Freiburg i. B. erschienen ist. Auch die vom Verfasser dieser Uebersetzung vorausgestellte „Einleitung" ist in diesem Aufsatze benutzt worden.



nicht gering anschlagen; aber schlimmer als Babels Sünden sind sie doch keinesfalls! Hat Babel besser gehandelt als Zion? Hat Dich ein anderes Volk erkannt außer Israel? Oder welche Stämme hätten so Deinen Bündnissen geglaubt, wie die Jakobs? deren Lohn nicht erschienen ist, deren Mühsal keine Frucht getragen! Nun aber wäge unsere Sünden und die der Weltbewohner auf der Waage, daß sich zeige, wohin der Ausschlag des Balkens sich neigt! Einzelne zwar, mit Namen zu nennen, wirst Du unter den Heiden finden, die Deine Gebote gehalten, Völker aber findest Du nicht. Wie kommt es also, daß Gott die Sünder trägt und die Gottlosen verschont, aber sein Volk vernichtet und seine Feinde erhalten hat? Kümmert sich Gott nicht um seine Verehrer? Wenn aber wir auch nicht werth sind, Erbarmung zu erfahren, was wird er für seinen Namen thun, der über uns genannt ist? Hört Gott nicht, wie die Heiden den Gott des besiegten Volkes lästern? In drei großen Gebeten, je zu Anfang der ersten drei Abschnitte, hat der Prophet diese Fragen ausgeführt. Aus allen Völkern, deren so viel ist, hast Du das Eine Volk erkoren; und das Gesetz, das Du unter allen Gesetzen ausgesucht, hast Du dem auserwählten Volke gegeben. Jetzt aber, Herr, weshalb hast Du das Eine den Vielen preisgegeben, hast Dein einziges Eigenthum unter die Vielen zerstreut? Weshalb haben, die Deinen Verheißungen widersprochen haben, die niedertreten dürfen, die Deinen Bündnissen geglaubt? Ja, wenn Du Deinem Volke auch gram geworden wärest, hättest Du es doch züchtigen müssen mit eigener Hand! — Oder der Prophet erinnert sich der Weltschöpfung. Zum Weltbesitz — so lautete der Glaube der Zeit — ist Israel berufen. Um unsertwillen hast Du die Welt geschaffen. Wenn aber die Welt unsertwegen geschaffen ist, warum haben wir sie nicht im Besitz?

Dies Leiden aber seines Volkes in der Gegenwart ist, so sieht der Verfasser, kein Ausnahmefall. Die Noth der Zeit öffnet ihm die Augen für die Noth der Welt. Denn aller Menschen Leben ist nichts als Sünde und Herzeleid; seit Adam ist die ganze Menschheit in Sünde und Schuld. Ein Körnchen bösen Samens war in Adam's Herzen gesät, und welche furchtbare Frucht von Gottlosigkeiten ist daraus erwachsen! Um der Sünde willen ist der Tod und das Elend in die Welt gekommen. Wenn der Verfasser also in die Tiefe dringt, so erkennt er den letzten Grund alles Unheils in dem bösen Keime, den Adam von seiner Schöpfung

an im Herzen getragen hat. Und nun erhebt sich für ihn das schwere Problem: woher kommt dieser böse Keim? Stammt doch Adam von dem guten Gott, an Leib und Seele! Und ist doch Gott selber der Leiter der Geschichte! Ach Gott, warum hast Du das Alles geduldet?

Diese Probleme sind es, die der Verfasser in angstvollen Gebeten seinem Gott vorträgt. Wie sehr sie ihm am Herzen liegen, wie sehr er vor Gott um Wahrheit gekämpft hat, ersieht man aus der stetigen Wiederholung derselben Fragen. Es sind ja auch nicht erdachte Fragen müßiger Neugier, sondern es sind schwere Anstöße, die ihn im Innersten erregen, die die Religion selbst zu untergraben drohen. Sein Herz entsetzt sich, wenn er sieht, wie wenig der wirkliche Lauf der argen Welt dem Glauben an den guten Gott entspricht! Und jede Stunde aufs Neue blutet ihm das Herz, wenn er des Höchsten Wege erkennen möchte und seines Gerichtes Spruch erspähen! Sein Volk hat er verloren, jetzt soll er auch seinen Gott verlieren. Brünstig betet er um eine Erkenntniß, die ihn schützen soll vor der Verzweiflung!

Wenn aber der Prophet diese Probleme erwägt, so wird ihm von oben eine erschütternde Antwort zu Theil, die Antwort, daß er Unmögliches begehre. Schon diese irdische Welt ist dem Menschen voller Räthsel. Wer kann das Gewicht des Feuers wägen? Oder wer kann das Maß des Windes messen? Wer ruft den gestrigen Tag zurück? Und wenn es schon auf solche Fragen keine Antwort giebt, was sollen wir erwidern, wenn der Engel uns fragt:

wieviel Wohnungen giebt es im Herzen des Meeres?
wieviel Quellen am Grunde der Tiefe?
wieviel Straßen über der Veste?
wo stehen die Thore des Hades?
wo geht der Weg ins Paradies?

Wenn also der Mensch schon diese Welt nicht erkennen kann, wie viel weniger wird der Mensch im Stande sein, Gottes Wege zu erkennen! Der Irdische die des Himmlischen! Der Sterbliche die des Ewigen!

Wir Nachgeborenen mögen leicht erkennen, warum die Lösung des Problems dem Verfasser unmöglich ist. Der letzte Grund ist, daß in ihm zwei religiöse Weltanschauungen zusammengetroffen sind, die letztlich unverträglich sind.

Das ist der Glaube der alten Zeit an einen guten Gott, der

die Welt geschaffen; und die religiöse Erfahrung der späteren Zeit, daß diese Welt böse ist. Der gute Gott und die böse Welt, seine Schöpfung, sind eine schrille Dissonanz. Kein Wunder, daß der Prophet darin keinen Einklang finden kann. Wohl gab es eine Lösung des Problems, aber um den Preis des Monotheismus. Schon damals ertönten die lockenden Stimmen: daß diese arge Welt auch gar nicht die Schöpfung des guten Gottes sei, daß es zwei Götter gäbe und daß diese Welt vom Bösen stammt. Aber diesen Weg des Gnostizismus mag der Prophet nicht gehen. So kann er seine Frage nur mit der Antwort beschließen: ich weiß es nicht. Nicht leicht ist ihm dieser Verzicht geworden; besser wäre es, wir wären nie auf die Welt gekommen, als nun in Sünden zu leben und zu leiden, und nicht zu wissen weshalb! Ja, weshalb ist uns das Licht der Vernunft gegeben, wenn wir dies einzig Nothwendige nicht zu wissen vermögen!

Bis hierher steigert sich das Problem: Gottes Weltregierung, die die Menschen ach so nahe angeht, und die sie doch nicht zu erkennen fähig sind! Dann aber findet er eine Antwort; freilich keine Lösung, denn die ist, so bleibt er überzeugt, irdischen Menschen unmöglich; aber doch eine Vertröstung: das Ende bringt die Erkenntniß; wenn Du bleiben wirst, wirst Du es schauen. Auf diese Welt der Sünde und des Elends folgt eine neue Welt der Gerechtigkeit und des Heils;

> dann ist das Böse vertilgt
> und der Trug vernichtet,
> der Glaube in Blüthe,
> die Verderbniß überwunden,
> und die Wahrheit offenbar.

Dann wird man Dir zeigen, was Du zu schauen begehrst. Diese Welt mag ein quälendes Räthsel sein, aber jene Welt ist aller Räthsel selige Lösung. So stürzt sich der Verfasser mit ganzer Kraft seiner Seele hinweg aus dieser Welt, in der er den Gott, nach dem seine Seele dürstet, nicht zu schauen vermag, in jene Welt, die alle Qual des Leidens und des Ringens nach der Wahrheit von ihm nehmen wird, wo es sich zeigen muß, daß dennoch, dennoch Gottes Wege mit Israel nichts als lauter Liebe gewesen sind. — So ist der Prophet Esra ein charakteristisches Beispiel für die religiöse Stimmung, die den Gauben an jene Welt hervorgebracht und stetig getragen hat: als man an dieser

Welt verzweifelte, hat sich die ganze Wucht der Religion auf den kommenden seligen Aeon geworfen.

Von nun an wendet sich der Prophet von dieser Welt ab zu jener Welt hin; er hat auf die Gegenwart verzichtet und fragt jetzt nur noch nach der Zukunft. Seine Hauptfrage ist jetzt: wann das Ende kommen solle? In dieser Frage liegt sein ganzes Herz: weil er die Gegenwart unerträglich findet, weil er den einzigen Trost für dies Leben in dem Ende sieht, so wünscht er das Ende mit leidenschaftlicher Inbrunst herbei. Auf diese Frage aber erhält er eine tröstliche Antwort, es ist die uralte Antwort, die immer wieder Propheten getröstet hat: das Ende ist nahe! Alle lebendige Eschatologie ist stets von dem Glauben getragen worden, daß die Hoffnung sich demnächst erfüllen soll. Wie viel unserm Propheten auf diesen Satz ankommt, sieht man deutlich daraus, daß er nicht müde wird, danach zu fragen und immer wieder die Antwort des Engels zu hören. Der Aeon geht mit Macht zu Grunde; wie der ganze Regenguß mehr ist als einzelne überbleibende Tropfen, so ist das Maß der vergangenen Zeit bei Weitem größer als das, was für die Zukunft überbleibt. Die Schöpfung ist alt geworden; ihre Jugendkraft ist dahin; man sieht es ja: die Menschen der Gegenwart sind so viel schwächer als die der Vergangenheit; so folgt, daß das Ende der Welt bevorsteht. — Zugleich aber ermahnt sich der Verfasser zur Geduld: Du willst doch nicht mehr eilen als der Höchste? Denn Du willst Eile um Deiner selbst willen, der Höchste aber für Viele! Schreien doch auch die Seelen der Abgeschiedenen im Hades nach dem Ende dieser Welt und nach dem Tag, da ihr Lohn erscheinen soll: wann erscheint die Frucht auf der Tenne unseres Lohnes? Aber ihnen ward die Antwort zu Theil:

> wann die Zahl von Euresgleichen voll ist.
> Denn Er hat die Welt auf der Wage gewogen,
> er hat die Stunden mit dem Maß gemessen:
> und nach der Zahl die Zeiten gezählt,
> Er stört sie nicht und weckt sie nicht auf,
> bis das angesagte Maß erfüllt ist.

Wenn also die Zahl der Erwählten voll ist, wenn die Ernte des Bösen reif ist, erst dann wird das Ende kommen. Geduld ist also noth; aber zugleich auch die sichere Ueberzeugung, daß es dann gewißlich kommt: keine Sünde der Welt vermag es auf-

zuhalten. Wie das Weib ihr Kind nicht bei sich behalten kann, wenn ihre Monate um sind, so muß auch der Hades die Seelen zurückerstatten, wenn seine Zeit gekommen ist.

Und so beschwichtigt er in Ergebung andere Fragen, die ihm aufsteigen: warum können die Verheißungen nicht schon jetzt, in dieser Welt in Erfüllung gehen? Die Antwort des Engels ist: weil diese Welt zu sehr dem Bösen verfallen ist, als daß sie das Gute zu tragen vermöchte. Man sieht an diesem Punkte den charakteristischen Unterschied dieser Eschatologie von der Hoffnung der alten Propheten: die Propheten hatten eine Verklärung dieser Welt erhofft; aber unser Verfasser giebt diesen Aeon ganz auf und erhofft eine neue Welt. Eine weitere Frage ist: warum denn dieser Aeon mit seinem Elend überhaupt nöthig sei? Die Antwort lautet: daß dies Elend die Folge des göttlichen Gerichtes über die Sünde sei; da sind die Wege in dieser Welt so mühselig und traurig geworden. Wie ein Meer oder eine Stadt, deren Zugänge eng und gefahrvoll sind, doch nur von dem in Besitz genommen werden können, der jene engen Zugänge durchschreitet, so können auch die Lebenden zu den Freuden des ewigen Lebens nur durch die Mühseligkeiten dieses Lebens gelangen. Warum aber ist diese Welt von so unerträglich langer Dauer? Konnte Gott nicht alle Generationen, die doch zuletzt alle gemeinsam das göttliche Gericht schauen sollen, auf einmal schaffen? Er antwortet: Nein, wie auch der Mutterschoß die Kinder nur nach einander gebären kann, so kann auch die Erde ihre Kinder, die Menschen, nur nach einander hervorbringen.

Eine andere Reihe von Stücken beschreibt das Kommen des jüngsten Tages. Wunderbare Zeichen gehen dem Ende voraus, an denen der Kundige sehen mag, daß die Zeit gekommen ist. Da werden die Erdenbewohner von gewaltigem Schrecken erfaßt, das Gebiet der Wahrheit wird verborgen sein und das Land des Glaubens ohne Frucht. Da wird der Ungerechtigkeit viel sein, mehr noch, als Du jetzt selber siehst, und als Du je von früher gehört hast. Das Land aber, das Du jetzt herrschen siehst, wird wegelose Wüste sein. Da wird plötzlich die Sonne bei Nacht scheinen, und der Mond am Tage. Von Bäumen wird Blut träufeln, Steine werden schreien. Die Völker kommen in Aufruhr, die Pforten des Himmels in Verwirrung. Und zur Herrschaft kommt, den die Erdenbewohner nicht erwarten. An vielen Orten thut sich der Abgrund auf, und lange Zeit bricht das Feuer hervor.

Die Trommete wird laut erschallen, alle Menschen vernehmen sie und erbeben.

Solchen Zeichen folgt dann das Ende der Welt. Wer überbleibt aus alledem, was ich Dir vorausgesagt, der wird errettet werden und mein Heil und das Ende meiner Welt schauen. Dann treten zunächst die Vorläufer auf, die großen Zeugen, die Gott zu sich entrückt hat, und die er dann sendet, daß sie der Welt zum letzten Male Buße predigen. Dann wird die unsichtbare Stadt erscheinen (das himmlische Zion) und das verborgene Land sich zeigen (das Paradies). Mein Sohn, der Christus, wird sich offenbaren und den Uebergebliebenen Freude geben 400 Jahre lang. Nach diesen 400 Jahren aber wird der Messias sterben und Alle, die Menschenodem haben. Da wird sich die Welt zum Schweigen der Urzeit wandeln, sieben Tage lang. Nach sieben Tagen aber wird der Aeon, der jetzt schläft, erwachen, und die Vergänglichkeit selber vergehen. Die Erde giebt wieder, die darinnen ruhn; der Staub, die darinnen schlafen; und der Höchste erscheint auf dem Richterthron.

In wundervoller, feierlicher Rede wird versichert, daß Gott, der die Welt allein geschaffen hat, sie auch allein richten werde.

Ehe des Himmels Pforten standen,
  ehe der Winde Stöße bliesen;
ehe der Donner Schall ertönte,
  ehe der Blitze Leuchten strahlte;
ehe die Grundlagen des Paradieses gelegt,
  ehe die Schönheit seiner Blumen zu schauen war;
ehe die Mächte der Bewegung (des Himmels) bestellt,
  eh' die zahllosen Heere der Engel gesammelt;
ehe die Höhen der Lüfte sich erhoben,
  ehe die Räume des Himmels Namen trugen,
  ehe Zions Schemel bestimmt war;
ehe die Jahre der Zukunft berechnet,
  ehe die Anschläge der Sünder verworfen,
  aber, die Schätze des Glaubens sammeln, versiegelt;

damals hab ich dies Alles vorbedacht und durch mich und Niemand weiter war es erschaffen; so auch das Ende durch mich und Niemand weiter! — Das Stück richtet sich gegen christologische Bewegungen, die auch beim Weltgericht den Christus an Gottes Stelle setzten, vielleicht gegen Neutestamentliche Spekulationen. Interessant ist die Voraussetzung, von der aus argumentirt wird: das Ende werde dem Anfang der Welt gleichen; es ist das eine

Grundvoraussetzung der gesammten Eschatologie. — An anderer Stelle deutet der Verfasser in einer mysteriösen Allegorie an, daß Israels Weltreich am Beginn des neuen Aeons dem Weltreich Roms am Ende dieses Aeons unmittelbar folgen werde.

Dann setzt ein neues Problem ein. Es ist jetzt festgestellt, daß eine neue Welt kommt, in der alle Schmerzen in Freude verwandelt, alle Sünden getilgt, alle Fragen gelöst sind. Der Prophet ist sicher geworden, daß jener Aeon bald heranbricht. So erhebt er nunmehr die Frage, wer würdig sei, an jenem Aeon theilzunehmen. Diese Frage beherrscht den zweiten Theil der religiösen Untersuchungen des Buches. Die jüdische Antwort auf diese Frage konnte keine andere sein als die, daß das Gesetz der Maßstab sei, nach dem Gott die Menschen richten werde; die Gerechten werden das Erbtheil bekommen, die Gottlosen aber müssen ins Verderben gehen. Nun aber fällt dem Propheten aufs Herz, wie traurig das Schicksal der Sünder sei: im Leben haben sie, nach dem Laufe dieser Welt, Leiden ertragen müssen, im Tode haben sie Strafe zu erwarten! Ach, und er kann sich nicht verhehlen, daß die zukünftige Welt Wenigen Erquickung bringen wird, Vielen aber Pein; daß Viele geschaffen sind, Wenige aber gerettet; daß der Verdammten mehr sein wird als der Erlösten, wie der Ozean mehr ist als ein Tropfen! Denn wer ist unter den Lebenden, der nicht gesündigt? Wer unter den Weibgeborenen, der nicht Deinen Bund gebrochen? Denn erwachsen ist in uns das böse Herz; das hat uns der Seligkeit entfremdet und der Vernichtung nahegebracht; es hat uns des Todes Wege gewiesen und uns fern vom Leben geführt, und dies nicht etwa Wenige, nein, fast Alle, die geschaffen sind! — Unendliches Leid befällt ihn, wenn er der schrecklichen Qualen gedenkt, die der Gottlosen warten:

> So traure der Menschen Geschlecht,
> die Thiere des Feldes mögen sich freuen!
> Mögen alle Weibgeborenen jammern,
> das Vieh aber und Wild soll frohlocken!

Ihnen ergehts ja viel besser als uns; denn sie haben kein Gericht zu erwarten; sie wissen nichts von einer Pein, noch von einer Seligkeit, die ihnen nach dem Tode verheißen wäre. Ach Erde, warum hast Du jemals Menschen gezeugt! Ach Adam, was hast Du gethan! Als Du sündigtest, kam Dein Fall nicht nur auf Dich, sondern auch auf uns, Deine Nachkommen! — In

thränenreichen Schilderungen vergleicht er das jammervolle Schicksal der Sünder mit der Fülle der Seligkeit, die sie verscherzt haben! Was hilft es uns,

daß uns die unvergängliche Welt verheißen ist,
  wenn wir Werke des Todes gethan haben?
daß uns eine ewige Hoffnung versprochen ist,
  wenn wir so traurig dem Verderben verfallen?
daß das Antlitz der Reinen heller als Sonnenglanz strahlen wird,
  wenn unser eigen Antlitz finsterer sein wird als die Nacht?

Denn ach, wir haben im Leben, da wir Sünde thaten, der Leiden nicht gedacht, die uns nach dem Tode bevorstehen! — Ganz unbegreiflich erscheint ihm dies Geschick der Menschen, ewiger Verdammniß zu verfallen.

Meine Seele schlürfe Vernunft,
  mein Herz schlinge Verstand!
Du bist ungefragt gekommen,
  und mußt wider Willen scheiden,

denn Freiheit ist Dir nur gegeben die kurze Lebenszeit. Ist das der barmherzige, gnädige, gütige Gott, der hienieden den Sündern so gern vergiebt? Dessen Güte und Gnade gerade darin offenbar wird, daß er denen verzeiht, die keinen Schatz von guten Werken haben? Jetzt giebst Du ja unserm Leibe, den Du im Mutterschoße bildest, das Leben und verleihst ihm seine Glieder: neun Monate trägt Dein Gebilde das Geschöpf, das Du darinnen geschaffen hast. Das Verwahrende selbst aber und das Verwahrte, beide werden durch Deine Verwahrung verwahrt. Du magst es tödten, es ist ja Dein Geschöpf, oder es am Leben erhalten, es ist ja Dein Werk! Wenn Du aber das, was unter so vielen Mühen gebildet ist, durch Deinen Befehl mit einem leichten Worte zu nichte machst, wozu ist es dann überhaupt entstanden? In sehnsüchtigen Gebeten fleht er Gott um Gnade an.

Herr, der Du im Himmel wohnst,
  dessen Augen hoch oben,
  dessen Gemach in den Lüften;
dessen Thron unbeschreibbar,
  dessen Herrlichkeit unfaßbar;
vor dem der Engel Heer mit Zittern steht,
  deren Chor sich wandelt in Sturm und Feuer;
dessen Wort fest bleibt,
  dessen Befehle gültig;

dessen Gebot gewaltig,
dessen Geheiß gefürchtet;
dessen Blick die Tiefen vertrocknet,
dessen Dräuen die Berge zerschmilzt;
dessen Wahrheit ewig bleibt;
erhöre Deines Knechtes Gebet,
vernimm mit den Ohren das Flehen Deines Gebildes,
und merke auf meine Worte!
Denn so lang ich lebe, muß ich reden,
so lange ich denken kann, erwidern!
Schau nicht auf Deines Volkes Sünden,
sondern auf die, die Dir wahrhaft gedient;
blicke nicht auf die Thaten der Frevler,
sondern auf die, die Deine Bündnisse in Leiden bewahrt;
gedenke nicht derer, die vor Dir mit Trug gewandelt,
sondern halt im Gedächtniß, die sich um Deinen Dienst von Herzen gekümmert;
richte die nicht zu Grunde, die wie das Vieh dahingelebt,
sondern nimm Dich derer an, die Dein Gesetz lauter gelehrt;
zürne nicht denen, die schlimmer als Thiere erachtet sind,
sondern beweise denen Deine Liebe, die allezeit Deiner Herrlichkeit vertraut.

Denn wir und unsere Väter haben in Werken des Todes dahingelebt. — Nein, Herr, unser Gott,

schone Dein Volk,
erbarme Dich Deines Erbes,
Du hast ja Mitleid mit Deinem Geschöpf.

Woher kommt dies eigenthümliche Erbarmen mit den Sündern? Gewiß mit daher, daß er unter den Sündern auch sein eigenes sündiges Volk versteht; aber meist ist es die ganze sündige Menschheit, die ihm vor Augen steht. Ist es doch ein ganz besonderes Mitleid mit den Sündern, das der Prophet ausspricht; denn er denkt an die Sünder nicht in dem Gedanken, daß er sie zu rechter Zeit bekehren und zu Gott führen möchte: von solchem praktischen Mitleid ist bei ihm keine Rede; sondern er hat Mitleid mit den Sündern, die Gott bis zum Ende widerstrebt und seinem Gesetz widersprochen haben. Solches Mitleid, kräftigen sittlichen Religionen fremd, ist ein Zeichen der Weichmüthigkeit der gebrochenen Zeit. Besonders aber ist zu beachten, daß der Prophet sich selbst unter die Sünder mit einrechnet; es ist die eigene Heilsunsicherheit, die hier mitspricht. Der naive, kräftige Menschenschlag der älteren Zeit, der sich z. B. in den Psalmen ausspricht, mochte meistens

überzeugt sein, daß die Menschen Gottes Gebot erfüllen könnten, wenn sie nur wollten, und gewöhnlich mochte dieses derbere Geschlecht auch glauben, das Gesetz erfüllt zu haben; aber dies spätere Judenthum in seiner inneren Gebrochenheit und zugleich in seiner größeren Tiefe verzweifelt daran, Gottes Geboten je gerecht werden zu können. So schlägt die Stimmung des Verfassers in höchst charakteristischer Weise um: bisher hatte er sich aus der Mühsal dieses Lebens heraus mit ganzer Seele nach dem ewigen Leben gesehnt; die Zukunft war ihm als das höchste Gut erschienen, um dessentwillen allein dies Leben ihm erträglich war; zugleich hatte das Gerechtigkeitsgefühl, daß hier auf Erden aller Orten beleidigt wird, das Gericht herbeigewünscht. Jetzt aber fällt ihm die ungeheuere Wucht der Gedanken aufs Herz, daß das jüngste Gericht dem Sünder ewige Qual bringen wird; er bedenkt mit Entsetzen die unendliche Zahl der Sünder, und er hält Einkehr in sich selbst: da verheißt ihm die kommende Vergeltung nur Schrecken und Angst: wie viel besser wäre es uns, wenn wir nach dem Tode nicht ins Gericht müßten! Wir dürfen in beiden Gedankenreihen Entwickelungsstufen des Judenthums sehen: die ältere Epoche in der Apokalyptik hatte in den Hoffnungen auf ewiges Leben und Vergeltung ihren einzigen Trost gefunden; aber in der zweiten Epoche erkennen einzelne tiefe Naturen diese furchtbare Kehrseite der Vergeltungslehre, die sich gegen sie selbst richtet; denn diese Hoffnung ist eine entsetzliche Drohung für die Sünder! Es ist ein erschütterndes Schauspiel, die Menschen dieses Geschlechtes zu sehen, wie sie sich ängstigen vor den Schrecken des göttlichen Gerichts. Es sind dies Stimmungen, wie sie Paulus vor seiner Bekehrung durchgekostet haben muß; er hat aus solcher qualvollen Heilsunsicherheit den Ausweg gefunden, indem er mit dem Prinzip, mit der Gesetzesgerechtigkeit brach. Denn er hatte es in jener entscheidenden Stunde seiner Bekehrung erlebt, daß die himmlischen Güter überhaupt nicht auf Werke hin, sondern nur durch Gottes Gnade, als Geschenk verliehen werden. Der Prophet Esra ist von diesem Ausweg weit entfernt; er ist für einen solchen prinzipiellen Bruch nicht groß genug. Und doch ist die Art, wie unser Prophet vor Gottes Angesicht um das ewige Heil seiner Seele ringt, ehrwürdig und erschütternd.

Obwohl er die furchtbare Konsequenz der Vergeltungslehre auch für sich selbst erkennt, so hält er sie doch mit großem sittlichen Ernst fest: sein Gewissen bejaht sie. Gott hat Recht, die Sünder der

ewigen Pein zu überantworten; denn sie haben ihr Schicksal verdient. Gott hat ihnen feierlich erklärt, was sie thun sollten, um das Leben zu erwerben, was sie halten sollten, um nicht der Strafe zu verfallen. Sie hatten die Vernunft, um Gottes Willen einzusehen; sie wußten es wohl, daß es sich um Leben und Tod für ewig handle; sie hatten die Freiheit, das Gute oder Böse zu thun; die Buße stand ihnen offen. Sie aber haben trotzdem gefrevelt!

Sie erdachten sich eitle Gedanken,
und ersannen sich ruchlose Lügen;
dazu behaupteten sie, daß der Höchste nicht sei,
und kümmerten sich um seine Wege nicht;
sein Gesetz verachteten sie,
seine Bündnisse leugneten sie;
seinen Geboten glaubten sie nicht;
seine Werke vollbrachten sie nicht.

Und alles dies, obwohl sie sehr wohl wußten, daß sie sterben müßten. Was werden sie am jüngsten Tage erwidern können? Dann, wenn sie zu spät zur Einsicht kommen! Denn Alle, die mich im Leben nicht erkannt, als sie noch Wohlthaten von mir empfingen, die mein Gesetz verschmäht, als sie noch die Freiheit hatten, die die Thür der Buße, die ihnen damals noch offen stand, nicht bedacht, sondern verschmäht, die sollen nach dem Tode zur Erkenntniß kommen. Darum kein Mitleid mit den Frevlern! Mögen lieber die meisten der Lebenden ins Verderben gehen, als daß Gottes Gebot und Vorschrift verachtet werden! Wie die Arbeit, so der Lohn; wie der Landmann, so die Ernte! Eiteles den Eiteln! Keine Trauer wird im Himmel sein über die, die nach ihrer eigenen Wahl ins Verderben gehen; sie sind dem Dampf vergleichbar, dem Feuer ähnlich, sie haben gebrannt, geglüht, sind erloschen!

Weniger sittlich empfindende Naturen hätten das Problem durch allerlei Ausflüchte zu erweichen versucht; der Prophet aber weist dergleichen weit von sich; in einer gewaltigen prachtvollen Schilderung des jüngsten Tages wird mit Macht festgestellt, daß das letzte Gericht ein Gericht nicht der Gnade, sondern der strengen Gerechtigkeit sein müsse. Der Höchste erscheint auf dem Richterthron:

Dann kommt das Ende,
aber das Erbarmen vergeht;
das Mitleid ist fern,
die Langmuth verschwunden;

mein Gericht allein wird bleiben,
die Wahrheit bestehen,
der Glaube triumphiren:
der Lohn folgt nach,
die Vergeltung erscheint;
die guten Thaten erwachen,
die bösen schlafen nicht mehr.
Dann erscheint die Grube der Pein,
und gegenüber der Ort der Erquickung:
der Schlund der Hölle wird offenbar,
und gegenüber das Paradies der Seligkeit.

Da wird der Höchste sprechen zu den Völkern, die erweckt sind:

Nun schaut und erkennt den, den ihr geleugnet,
dem ihr nicht gedient, dessen Gebote ihr verachtet!
Nun schaut hinüber und herüber:
hier Seligkeit und Erquickung,
dort Feuer und Pein!

Und weiter fragt das geängstigte Gemüth, ob vielleicht die Gerechten im jüngsten Gericht für die Sünder eintreten können. Wir wissen, daß dieser Glaube an die Wirksamkeit der Fürbitte damals in manchen Richtungen des Judenthums eine große Rolle spielte. Aber auch diese Ausflucht erkennt der Prophet nicht an. Der jüngste Tag bringt die Wahrheit ans Licht; da giebt es keine freundliche Verschleierung! Jener Tag ist wie der Gerichtsbote, der dem Verurtheilten das Urtheil mit dem Siegel des Richters zeigt; der kennt kein Erbarmen! Wie auch schon jetzt Niemand den Andern senden kann, daß er für ihn krank sei, schlafe, esse oder sich heilen lasse, so wird auch dann Niemand für den Anderen eintreten können. Dann trägt ein Jeder ganz allein seine Ungerechtigkeit oder Gerechtigkeit. — Ja nicht einmal eine Ruhepause hat der Sünder nach dem Tode; er verfällt sofort, wenn er gestorben ist, bevor er schließlich beim jüngsten Gericht in die Hölle muß, einer vorläufigen siebenfachen Pein. Höchst eindrücklich weiß der Verfasser diese Qualen zu schildern, die Aengste des verurtheilten Verbrechers vor der Hinrichtung, ein erschütternder Ausdruck der Angst des eigenen Herzens vor dem jüngsten Gericht: die schlimmste Marter von allen ist, daß die Sünder dann

vor Scham vergehen,
vor Angst sich verzehren,
vor Furcht erschlaffen,

da sie die Herrlichkeit des Höchsten schauen müssen, vor dem sie im Leben gesündigt und von dem sie am jüngsten Tage gerichtet werden sollen!

So wird der Verfasser von zwei Gedanken hin und her getrieben: er ängstigt sich schrecklich vor dem Gericht und begreift doch andererseits seine Nothwendigkeit. Auch für dies Problem findet er letztlich keine Lösung. Er mag sich trösten, daß nicht eben jede Saat aufgehe; — ist aber der Mensch, Gottes Ebenbild, nicht besser als ein Saatkorn? — daß die wenigen Geretteten gerade wegen ihrer geringen Zahl vor Gottes Augen um so kostbarer seien; daß Gott selber das Verderben der Menschen nicht gewollt, ja noch unendliche Langmuth mit den Sündern bewiesen habe; daß Niemand ein Richter sei über Gott und ein Weiser über den Höchsten; ja, daß auch dieses Räthsels Lösung zuletzt die Liebe Gottes sein müsse: viel fehlt Dir, — so wird er beschwichtigt — daß Du meine Schöpfung mehr lieben könntest als Ich! Aber schließlich weiß er keinen anderen Rath, als an das jämmerliche Schicksal der Sünder nicht mehr zu denken. Wundervolle Bilder von der Seligkeit der Frommen stellt ihm der Engel vor Augen, damit er das Elend der Sünder vergesse. Denn für Euch ist

das Paradies eröffnet,
der Lebensbaum gepflanzt;
die künftige Welt bereitet,
die Seligkeit schon gerüstet;
die Stadt erbaut,
die Ruhestätte auserwählt;
die Vollkommenheit vollendet,
die Weisheit schon geschaffen;
der böse Keim vor euch versiegelt,
die Krankheit vor euch getilgt;
der Tod verborgen,
der Hades entflohen;
die Vergänglichkeit vergessen,
die Schmerzen vorüber;

aber des Lebens Schätze sind euch am Ende offenbar. Und der Engel schildert ihm die Seligkeit des Zwischenzustands, wo die Seelen der Gerechten voller Zuversicht und Freude des Augenblicks harren, der sie vor den Richterstuhl des Höchsten ruft. Dem Propheten selber aber wird der Trost hinzugefügt, er selbst sei gerecht und werde das himmlische Erbtheil ererben. Wie sehn=

süchtig werden die Leser des Buches im Stillen hinzugefügt haben: möchten diese Worte auch uns gelten!

Hiermit ist der Inhalt der religiösen Probleme des Buches wiedergegeben. Der Verfasser behandelt zwei verschiedene Fragen. Beide Male handelt es sich um eine Theodicee; beide Male sind es zwei Reihen von Gedanken und Stimmungen, die ihn hinüber- und herüberziehen: es sind die angstvollen Fragen seines gequälten Herzens, das Gottes Walten in dieser Welt so gern begreifen möchte; daneben aber die getrosten Antworten eines Glaubens, der sich immer wieder ermannt, an Gottes Gerechtigkeit und Liebe festzuhalten. Der Verfasser hat diese inneren Kämpfe nun in einer höchst charakteristischen und vortrefflich passenden Form dargestellt. Es ist ein Zwiegespräch zwischen Esra und einem Engel, der ihm erscheint; der Mensch bringt die Fragen und Einwürfe, der Engel aber übernimmt die Partei des Glaubens. Die niedere Natur klagt und fragt, die höhere tröstet und antwortet. Man ist früher geneigt gewesen, solche Engelerscheinungen und Engelreden in der apokalyptischen Literatur ohne weiteres für phantastische Einkleidungen zu halten, für Nachahmungen der alten prophetischen Schriften. Aber solche Erklärung trifft für unser Buch nicht zu. Wir erhalten darin gelegentlich außerordentlich realistische und psychologisch zutreffende Beschreibungen solcher visionären Erfahrungen. Da hören wir, wie der Verfasser nach langem Fasten in der Stille der Nacht seine Gesichte sieht und die himmlischen Stimmen hört. Solche Offenbarungen kommen über ihn nach herzzerreißenden Wehen, wenn er aus den Tiefen eines zerquälten Herzens in leidenschaftlichem Gebet Gott um Aufschluß bittet. Dann erscheint der Engel und redet mit ihm; aber oft muß der Seher Worte vernehmen, die er nach seiner menschlichen Ueberzeugung nie erwartet hätte, ganz andere, als die er wünschte und hoffte. Solche Offenbarungen aber sind begleitet von größter psychischer Erregung: der Leib schaudert und die Seele will vergehen. Dann aber wird er vom Engel gekräftigt und ermuthigt. Zugleich aber beseelt ihn das Hochgefühl, daß er solcher wunderbaren Aufschlüsse gewürdigt sei. Zum Schluß eines jeden Gesichtes setzt der Engel dann den Termin fest, an dem die neue Offenbarung erfolgen soll. Dies Alles und vieles Andere, was der Verfasser von sich erzählt, wird so naturwahr dargestellt, und — vor Allem — es hängt so sehr mit den inneren, sicherlich erlebten Zuständen des Verfassers zusammen, daß wir das Zutrauen haben

dürfen, daß hier Thatsachen vorliegen. Diese Zerspaltung seines Wesens in den Menschen und den Engel ist für ihn keine künstlich nachgeahmte Form, sondern erscheint mit seinem innersten Leben erfüllt. Andererseits aber ist natürlich, daß der Verfasser, als er seine Erlebnisse niederschrieb, sie ausführte und ausschmückte, und die alten Propheten dabei nachahmte. Aber solche Ausführung ist auch sonst die Regel. Wir dürfen ihm also den Titel eines Propheten nicht versagen.

Als Schriftsteller verdient der Verfasser alle Anerkennung. Er hat den ganzen Stoff in lauter einzelne Abschnitte, die stets Frage und Antwort enthalten, getheilt. Diese Art der Disposition ist echt prophetisch: in der Form menschlicher Frage und göttlicher Antwort hat der Verfasser seine Probleme erlebt. Daß die einzelnen Abschnitte ziemlich klein sind, entspricht wohl dem Denkvermögen der Zeit, das größere Abschnitte nicht hätte übersehen können. Das dient einestheils sehr dem Verständniß des Einzelnen: aber es erschwert andererseits ein wenig die Uebersicht über die großen, durch Stimmung und Grundgedanken verbundenen Massen des Buches. Doch hat der Verfasser auch das ganze Buch, so gut er konnte, disponirt. Eine Fülle mannichfaltigsten Stoffes hat er zusammengetragen, um die abstrakten Probleme anschaulich einzukleiden: er giebt geschichtliche Rückblicke, Parabeln, kunstvoll ausgeführte Gebete, prachtvolle Schilderungen der Herrlichkeit Gottes, triumphirende Darstellungen des jüngsten Gerichts. Besonders gut gelingt es ihm, die Wogen der Gefühle, die über ihn dahinbrausen, in schönen breiten Massen ausströmen zu lassen. Und nicht selten erhebt sich seine Rede zu poetischer Form. Meister in solchen tiefen, gemüthvollen Ergüssen, mangelt ihm andererseits die Schärfe und Klarheit der Gedanken. Klassische Form hat er gefunden für die großen Gedanken vom jüngsten Gericht und von der Auferstehung von den Todten.

Aus seiner Gedankenwelt tritt das Bild eines tiefen, aufrichtigen, wahrhaft frommen Mannes hervor; er besitzt die Kraft, die Probleme des frommen Herzens tief zu empfinden, und ist mit großem Ernst entschlossen, ihnen nichts abzubrechen. Aber auch die Schattenseite seines Wesens ist deutlich. Er hat nicht die Energie, die Probleme mit starkem Willensentschluß endgiltig zu erledigen. Unsicher treibt er zwischen den Polen hin und her. Und er neigt zum Grübeln; nicht alle seine Probleme ruhen auf wirklichem religiösen Interesse. Es liegt nahe, den Mann mit Paulus zu vergleichen, dessen Spekulationen er in Manchem nahekommt. Aehn-

lich sind sich beide in der Ueberzeugung von der tiefen Verderbniß der menschlichen Natur, in der Verzweiflung an dem Glauben der Zeitgenossen, die Seligkeit durch Werke des Gesetzes verdienen zu können, auch in der universalistischen Haltung; auch der Prophet Esra denkt und sorgt nicht nur für sein Volk, sondern zugleich für alle Menschen. Größer aber als die Aehnlichkeiten zwischen beiden sind die Unterschiede. Der Prophet Esra hat sich an seinen tiefen, traurigen Erfahrungen zermartert. Dem Paulus aber ist der Heiland erschienen, der ihn über alle Zweifel und Anfechtungen hoch emporgehoben und in eine Welt voll Kraft und Leben und Zuversicht gestellt hat, dessen Evangelium er von da an mit brausender Begeisterung verkündet. Ein Mann wie dieser Prophet ist sicherlich kein Heros der Religion; er besitzt nicht die Macht des Apostels, die Seelen zu zwingen und die Welt umzugestalten; er ist keine abgeschlossene, wuchtige Persönlichkeit; sondern eine zerrissene Natur, schwer beladen durch quälende Gedanken. Aber weil er tief und wahrhaftig ist, hat er die Kraft, Gleichempfindende zu rühren und zu fesseln. Die Sympathie, die wir für diesen Propheten empfinden, ist also mit der Ehrfurcht und Bewunderung, die dem Heroen Paulus gebührt, auch nicht von fern zu vergleichen.

Unter den jüdischen Apokalypsen ist dies Buch das sympathischste. Das Ueberphantastische, das uns in den anderen Apokalypsen so sehr abstößt, tritt bei ihm zurück. Nicht die wunderbaren Geheimnisse sind ihm die Hauptsache, sondern er ringt nach klaren, einfachen Gedanken, die Gottes gegenwärtiges Walten in der Welt erklären könnten. Während in den übrigen Apokalypsen oft eine blutige Rachsucht gegen das verderbliche Weltreich laut wird, hegt unser Prophet mildere Gefühle: Trauer und Jammer über sein unglückliches Volk. Und wie von selbst weiten sich seine Betrachtungen aus zu Erwägungen des Schicksals der ganzen Menschheit; so redet er denn auch weniger von den volksthümlichen Hoffnungen auf Israels Ruhm und Größe, sondern viel mehr von den Dingen, die alle Menschen angehen, vom Weltgericht und der ewigen Seligkeit im Himmel; der Prophet Esra ist die universalischste unter allen Apokalypsen. Darum ist keine der Apokalypsen so sehr im Stande, uns in die Welt der Apokalyptik einzuführen und uns zu zeigen, daß hier trotz der seltsamen Formen doch wirklicher religiöser Geist ist, als Esra, der Prophet.

Wie hat Italien auf Goethe gewirkt?

Von

Erich von Schrenck.

Man könnte fast meinen, die Geister seien danach zu scheiden, ob sie Goethe's italienische Reise für ein Glück oder ein Unglück für seine Entwickelung halten. Früher pflegte man das erstere zu thun, heute ist die Wagschale sehr zu Ungunsten Italiens gesunken. Die modern Empfindenden, die an dem Kunstwerk vor allem übersprudelnde Kraft schätzen und solche Kraft nur auf dem Boden nationaler Empfindung sich entwickeln sehen, beklagen den Einfluß, den Italien auf Goethe ausgeübt, aufs höchste. Dort sei er dem vaterländischen Boden entfremdet und habe die noch im „Götz" und im „Urfaust" so gigantisch bethätigte Kraft eingetauscht gegen antikes Formgefühl und griechische Mäßigung. Es ist heutzutage beinahe Mode geworden den „jungen Goethe" auszuspielen gegen den Weimarer Geheimen Rath, und die Kluft, die beide trennen soll, heißt Italien. Wird dann von Leuten älteren Schlages der hingeworfene Fehdehandschuh aufgenommen und der „reifgewordene" Goethe über den jugendlichen gestellt, dann weist man wieder auf Italien, dessen Einfluß solche Abklärung und Mäßigung gebracht hat.

Hat nun Italien einen so entscheidenden Einfluß auf Goethe's Dichtung gehabt? Ist Goethe durch die Jahre 1786—1788 aus einem nationalen, deutsch empfindenden Dichter zu einem wesentlich griechisch oder wenigstens antik empfindenden geworden? Oder ist der Einfluß Italiens anders zu verstehen?

„Iphigenie" und „Tasso" werden immer noch angeführt, um Italiens umschaffenden antikisirenden Einfluß auf Goethe zu beweisen. Dieser Anschauung liegt ein doppelter Fehler zu Grunde.

Einmal Unkenntniß der Entstehungsgeschichte dieser Dramen und eine Verkennung ihres Geistes. Die „Iphigenie“ hat Goethe bereits 1779 in Prosa vollendet, und die Umarbeitung, die das Stück 1787 in Rom erfuhr, bedeutet eine höchst geringe Veränderung. Denn schon die Prosa-Iphigenie ist fast durchgehends jambisch verfaßt und stimmt im Ausdruck beinah wörtlich mit der römischen Bearbeitung überein. Am „Tasso“ hat Italien mehr Antheil. Doch auch von ihm nahm Goethe schon zwei Akte fertig aus Weimar mit, und es läßt sich kaum nachweisen, daß sich die italienischen Partieen von den deutschen unterscheiden. Vielmehr ist das Werk aus einem Guß.

Ebenso unbegründet ist die zweite Behauptung. Wie ungriechisch Iphigenie fühlt und handelt, wie unbarbarisch Thoas, ist oft dargelegt worden. Die griechische Iphigenie bei Euripides sucht den Thoas mit bestem Gewissen zu betrügen. Die wahrheitsliebende Priesterin bei Goethe dagegen verräth christlich-germanischen Geist. Und so erschien denn auch Goethe's „Iphigenie“ bereits Schiller „erstaunlich ungriechisch“, und dem alten Goethe war sie zu „verteufelt human“. Und nun gar Tasso! Dieser überempfindliche excentrische Dichter hat wohl nichts von dem auf gesunde Thatkraft und heitern Lebensgenuß gerichteten griechischen Wesen an sich. Scherer hat Recht, wenn er den „Tasso“ näher mit dem „Werther“ als mit den römischen Elegien verwandt sein läßt. Das bedeutet aber, ihn aus der gewohnten italienischen antiken Beleuchtung zurückstellen!

Die „Iphigenie“ und zum Theil auch der „Tasso“ sind also ihrer Entstehung nach voritalienisch und beide ihrem Charakter nach ungriechisch. Letzteres aber doch nicht so ganz. Die von Aristoteles gepredigten drei Einheiten der Handlung, des Ortes und der Zeit sind in der „Iphigenie“ in strengster Weise eingehalten, zahlreiche Stichopoiien, d. h. kurze Wechselreden allgemeinen Inhalts, manche Bilder verrathen griechischen Einfluß, und das Ganze ist von dem Zauber der Antike nicht unberührt. Wir können sagen, daß der Dichter das Land der Griechen wo nicht erschaut, so doch „mit der Seele sucht“. Aehnlich mit „Tasso“. Die Einheit des Ortes ist nicht so streng eingehalten, sonst besteht aber in Sprache und Stimmung die größte Aehnlichkeit mit der „Iphigenie“. Welch' ein Unterschied zwischen diesen Werken und der Shakespeareschen und Hans Sachsischen Manier aus dem Anfang der siebziger Jahre! Wo ist jene souveräne Verachtung der Form geblieben,

die sich im „Götz" in einem wirren Dekorationswechsel sowohl als in den derben Witzen äußerte? wo jene naive deutsche Volksthümlichkeit so mancher alter Faustszenen? Ja, es läßt sich nicht leugnen, daß „Iphigenie" und „Tasso", obgleich durchaus nicht rein antik empfunden, doch griechische Mäßigung und starke Hinneigung zu griechischer Form verrathen. Sie zeigen uns den nach der Antike strebenden Dichter, den deutschen Dichter, der sich aber mit klassischem Maß und Formensinn begabt fand und nun aus sich heraus eine griechische Empfindungswelt zu entwickeln begann. So hat ihn Schiller verstanden, als er ihn in jenem berühmten Briefe vom August 1794 schilderte als den Dichter mit griechischem Geiste, der aber, im Norden aufgewachsen, sich gezwungen sah, ein ideales Griechenland aus sich heraus zu gebären.

Hierauf könnte man erwidern: nehmen „Tasso" und „Iphigenie" diese eigenthümliche Mittelstellung ein, daß sie, im Wesentlichen vor Italien entstanden, doch nicht ohne antiken Einfluß zu erklären sind, so sind eben der Dichter und Italien sich auf halbem Wege entgegengekommen. Als halber Grieche ist Goethe nach Italien gewandert, als ganzer ist er zurückgekehrt. Auf „Tasso" und „Iphigenie" sind dann die römischen Elegien gefolgt, in denen die deutsche Empfindung schon völlig abgestreift sei. Das klingt ja ganz einleuchtend, aber zu den Thatsachen stimmt's doch nicht. Denn wie ist dann zu erklären, daß der immer wieder an Italien zurückdenkende Dichter ein Epos wie „Hermann und Dorothea" schaffen konnte, ein Werk, das doch nur deshalb das populärste unter Goethes größeren Dichtungen werden konnte, weil es der deutschen Volksempfindung kongenial war? Wie ist denn der „Reineke Fuchs" oder wie sind jene volksthümlichen Balladen vom „Hufeisen", dem „getreuen Eckart", der „wandelnden Glocke", die alle nach Italien entstanden sind, zu verstehen? Spricht da etwa ein Grieche zu uns? Nein, so einfach steht es nicht.

Haben wir „Iphigenie" und „Tasso" die richtige Stellung angewiesen, dann begreifen wir, daß der Dichter gerade in den Jahren seiner Arbeit an ihnen sich mit unbeschreiblicher Sehnsucht nach dem klassischen Lande zu strecken begann, dessen Anschauung den Gestalten, die in ihm lebten, erst die volle Wirklichkeit zu geben versprach. „Ja die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen: zuletzt durft' ich

kein lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italienischen Gegend. Die Begierde, dieses Land zu sehen, war überreif." Mit solcher Unruhe und Ungeduld hat er sich aus Deutschland herausgesehnt, daß wir es ihm wohl nachfühlen können, wie er in seinem ersten römischen Brief in den beglückten Ruf ausbrechen kann: „Nun, bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man theilweise in- und auswendig kennt." Nun strebt er danach, die köstlichen Kunstschätze, die er anschauen darf, so in sich aufzunehmen, daß sie ein Theil seiner selbst werden. Alles soll die volle „Gegenwart" gewinnen, nichts „bloßer Name" bleiben. Und hier ist es naturgemäß das Grundstudium der antiken Künstler, das auch ihn beschäftigt, das Studium des menschlichen Körpers. Die Schönheit seiner Proportionen und seine mannigfaltige Darstellung in der griechischen Plastik wird für ihn ein ernstes Studium und unaufhörlicher Genuß.

Nun hat die griechische Plastik in allen Blüthezeiten bis in die rhodische und pergamenische Schule hinein die Schönheit als oberstes Gesetz für die Darstellung hingestellt. Alles Anormale und Pathologische bleibt von künstlerischer Behandlung ausgeschlossen, und auch das sogenannte Charakteristische kommt, wo es nicht zugleich ein Schönes ist, nur selten zur Darstellung. Das war Goethes Natur gemäß. Immer mehr befestigte sich in ihm der Grundsatz, das Einzelne darzustellen, nicht sofern es als singuläre pathologische Erscheinung den Gesetzen seiner Gattung widerstrebt, sondern sofern es solche Gesetze gerade zur Erscheinung bringt. Gleich nach seiner italienischen Reise hat Goethe die Abhandlung geschrieben: „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil." Sie läßt uns in seine Kunstauffassung, wie sie sich durch Italien konsolidirt hatte, einen Blick thun.

Die einfache Nachahmung der Natur gilt Goethe als das niedrigste Stadium der Kunst. Sie läßt nur auf einen wenn auch fähigen, so doch beschränkten Künstler schließen. Dieser kann sogar „in einem unglaublichen Grade wahr" sein, aber beschränkt bleibt er doch, da er der Natur nur „nachzubuchstabiren" versteht. Er redet keine eigene Sprache. Sobald er das zu thun anfängt, bringt er etwas zu seinem Gegenstande hinzu, das ist die eigene Individualität. Und durch diese wird Auswahl, Gruppirung sowie Erfassung der Eigenart des Objektes bestimmt. Ein so hervor-

gebrachtes Kunstwerk wird nicht ohne Manier des Künstlers sein, das Wort noch im guten Sinne gebraucht. Die Manier ist um so leerer, je mehr der Künstler an der Oberfläche geblieben ist und sich mit der Darstellung des in die Augen Fallenden, Glänzenden an den Dingen begnügt hat. Je tiefer er dringt, je mehr er es versteht, nicht die Außenseite, sondern der Objekte eigentliches Wesen zur Darstellung zu bringen, desto mehr wird seine Manier zum Stil. Indem aber solches Wesen enthüllt wird, fällt ein Licht auf die ihm zu Grunde liegende Gesetzmäßigkeit, welche die Dinge verbindet. Im Einzelnen das allgemeine Gesetz aufzeigen — das ist Stil. Und so läßt der Meister des Stiles, der durch Darstellung der Einzeldinge ihr tieferes Wesen deutlich machen will, das allgemein Menschliche in besonderer Form in Erscheinung treten. Er „ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe.“

Dies ist der Weg, auf dem wir zu dem von den Goethekennern so oft betonten Gedanken des Typischen gelangen. Denn Goethe selbst ist ein stilvoller Dichter, einer der Typen schafft, d. h. Gestalten, die das eigentliche Wesen ihrer Gattung so zum Ausdruck bringen, daß sie selbst einen dauernden Werth erhalten. Man mißverstehe das nicht. Es werden deshalb durchaus nicht die individuellen Züge von den allgemeinen verschlungen. Wer hat eigenartigere Menschen gebildet als Goethe? Aber freilich: das Individuum in all seiner Eigenart läßt doch Züge erkennen, die es zum Repräsentanten einer Gattung machen.

Nehmen wir statt vieler ein Beispiel: Goethe's Hermann. Ist er bloß der Typus eines Sohnes? Keineswegs. Er hat einen ausgesprochenen Charakter, er ist still, thätig und arbeitsam, nicht leicht zum Entschluß zu bringen, aber zäh dabei beharrend, ihm mangelt die Initiative und erst recht jede Weltgewandtheit. So findet er nicht schnell das richtige Wort, und in Verwicklungen bleibt er unbeholfen wie immer. Aber was er sagt, ist zuverlässig, und treu ist er wie Gold. Sind das nicht alles ganz individuelle Züge? Und doch fehlen die allgemeinen nicht. Er ist der Typus eines deutschen Sohnes. Sein Pietätsverhältniß zu den Eltern, wo dem Vater gegenüber gehorsamer Respekt, und herzliche Liebe der Mutter gegenüber vorwaltet, ist typisch zu nennen. Und wieviele Söhne werden bei Eheschließungen ähnliche Konflikte durchgemacht haben, wie Hermann.

Und nun kehren wir zu unserer eigentlichen Fragestellung zurück. Da läge es denn nahe, die typische Betrachtungsweise, deren Entwicklung in Italien uns verständlich wurde und deren Anwendung in einem nachitalienischen Werk wie „Hermann und Dorothea“ besonders vorliegt, einfach als Frucht der italienischen Reise hinzustellen. Aber das wäre ebenso übertrieben wie die von uns schon zurückgewiesene Behauptung, aus Italien hätte Goethe sein Griechenthum geschöpft. Denn schon vor jener Reise hat Goethe die typische Betrachtungsweise angewandt. Mag Scherer Recht haben, die Iphigenie hätte, wenn sie nicht in voritalienischer Zeit geschaffen wäre, stärkere typische Züge, sei es als Schwester, sei es als Priesterin, erhalten. Vollständig fehlen solche Züge in „Iphigenie“ und „Tasso“ auch jetzt nicht, Und mit am handgreiflichsten zeigt sich typische Darstellungsweise bei Gretchen, deren Zeichnung im wesentlichen schon in das Ende der Frankfurter Zeit fällt. Wie meisterhaft hat Richard M. Meyer*) das gezeigt und uns damit überhaupt tiefer in Goethe'sche Produktionsweise eingeführt. Der Dichter — mit Meyer zu reden — „sieht Gretchen, gerade diese eine einzige Gestalt, gerade sie, nicht ein beliebiges Mädchen in altdeutschem Kostüm.“ Und er sieht sie in einer ganz bestimmten Situation, wo alles eigenartig empfunden und gezeichnet ist. „Aber gleichzeitig sieht er hinter dieser einen so völlig individuell erfaßten Gestalt eine unendliche Reihe anderer Gestalten . . . . .: die ganze Schaar der armen verführten, verzweifelten, hoffnungslos betenden Mädchen sieht er in der einen. Denn eben dadurch gewinnt sie für ihn erst Bedeutung, daß sie einen großen Typus in klassischer Deutlichkeit verkörpert.“

Steht es nun so, daß schon der junge Goethe in der Weise typisch geschaffen hat, dann werden wir auch von dieser Seite zu großer Zurückhaltung bei Beurtheilung der Wirkung Italiens gemahnt. Und in solcher Vorsicht werden wir noch durch den Umstand bestärkt, daß wir ja „Hermann und Dorothea“, „Alexis und Dora“ und eine Reihe der herrlichsten Balladen, die alle in den Jahren 1797 und 1798 entstanden sind, nicht unmittelbar auf italienischen Einfluß zurückführen dürfen. Denn da liegt fast ein Jahrzehnt dazwischen. Und was für ein Jahrzehnt! Ist es doch ausgemacht daß die 1794 geschlossene Freundschaft mit Schiller auf Goethe's dichterische Produktion so befruchtend eingewirkt hat, daß wir alle

*) Goethe. 2. Aufl. Berlin 1898. S. 318 f.



jene köstlichen Schöpfungen in die innigste Beziehung zu dem neu entstandenen Dichterbunde setzen müssen. Was soll denn da Italien? Die Jahre gleich nach der Rückkehr aus diesem Lande bedeuten — abgesehen von den römischen Elegien — durchaus keine Blüthezeit. Oder wollte man im „Großkophta", im „Bürgergeneral" und den „Aufgeregten" die Frucht des klassischen Landes und der antiken Kunst erkennen?

Und so scheinen wir schließlich in die sonderbare Lage versetzt, daß sich uns die Bedeutung der vielgepriesenen und vielgeschmähten italienischen Reise unter den Händen zu verlieren droht. Freilich kann das nur Schein sein. Denn dem widerspricht das Selbstzeugniß Goethe's, der von dieser Reise ab seine „Wiedergeburt" datirt hat, dem widerspricht die Sehnsucht, die er bis zu seinem Tode nach dem klassischen Lande behalten hat und die nicht ohne Einfluß auf seine dichterische Produktion geblieben sein kann, und dem widerspricht schließlich die Thatsache, daß eine Reihe Gestalten aus nachitalienischer Zeit jene Verwandtschaft mit dem Klassischen aufweisen, die wir in „Iphigenie" und „Tasso" erst angebahnt fanden. Wenn es unzweifelhaft ist, daß Goethe in „Hermann und Dorothea" viel mehr an Homer erinnert als in der „Iphigenie" an die griechischen Tragiker, so werden wir doch nicht anders können, als jene Befestigung griechischen Wesens und typischer Betrachtungsweise mit dadurch zu erklären, daß der Dichter inzwischen das Land seiner klassischen Ideale mit Augen hatte schauen dürfen. Es ist bereits darauf hingewiesen, wie sehr Italien Goethe anregte, in allem die volle Gegenwart zu erleben: nichts sollte bloßer Name bleiben, Alles sollte in plastischer Anschaulichkeit erfaßt und dargestellt werden. Wenn wir nun damit die Gegenständlichkeit vergleichen, wie sie besonders den Gestalten in „Hermann und Dorothea" eigen ist, wenn wir auf die homerische Breite und Bilderfülle und auf die typische Darstellung achten, so werden wir nicht anders können, als alles das in Beziehung setzen zu den Lehrjahren in Italien. Denn nicht zu allen Zeiten waren Goethe's Gestalten von solcher Kräftigkeit und Greifbarkeit. Man denke an das Aetherische und Uebersinnliche der „Iphigenie" und des „Tasso".

Von einer Ueberschätzung der italienischen Jahre sind wir nun gründlich geheilt. Sowohl die Betrachtung der früheren als der späteren Werke hat uns gezeigt, daß der Umschwung kein so gewaltiger gewesen sein kann, wie man oft annimmt. Es bewährt

sich uns hier an dem Altmeister selbst sein Wort: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nicht erblicken." Nur deshalb wirkte Italien auf Goethe, weil er vollständig für dieses Land prädisponirt war. Das hat er selbst so lebhaft empfunden, als er das, was er „in Gemälden und Zeichnungen, Kupfer- und Holzschnitten, in Gips und Kork" schon lange gekannt, nun in den Originalen beisammen vor sich sah. „Es ist Alles, wie ich mir's dachte, und Alles neu. Ebenso kann ich von meinen Beobachtungen von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können."*) Was angebahnt war, kam zur Reife, was als sehnsüchtiger Gedanke vorhanden, wurde lebendige Anschauung. Dessen belehren uns diese schönen Worte. In Goethe lebte griechische Empfindung und der Geist, der das Einzelne nicht isolirt, sondern im Zusammenhang mit der Gattung erschaut und so Typen schafft, individuell und doch allgemein gültig. Er hatte beides, und so kann von Italien nur eine Vereinigung und Kräftigung dieser beiden Momente ausgegangen sein.

Von hier aus fällt ein Licht auf die Klagen so mancher Modernen, Italien hätte den deutschen Dichter seinem Mutterboden entfremdet und in einen unnatürlichen Klassizismus hineingetrieben. Was Goethe in Italien aufnahm, war für ihn nicht unnatürlich. Die klassische Richtung ist vielmehr so tief im Dichter begründet gewesen, daß sie sich Bahn brechen und Nahrung verschaffen mußte. Und die italienische Reise ist die Folge dieser Richtung, nicht ihre Ursache. Wäre sie unterblieben, so hätte Goethe auf andere Weise seine brennende Sehnsucht nach der Antike gestillt, und in seinen Werken wäre die Liebe zum Klassischen nach wie vor wirksam gewesen. Wir können es ja beklagen, daß jener echt deutsche Zug, der aus dem „Götz" und den unerreichbaren Hans Sachsischen Versen im „Urfaust" und im „ewigen Juden" spricht, in Goethes späteren Dichtungen keine direkte Fortsetzung gefunden hat. Wir können das beklagen, aber wir dürfen die Schuld nicht auf Italien wälzen. Denn schon der Dichter der „Iphigenie" wäre auch ohne südländische Reise nicht mehr auf die Dauer zu deutscher Formlosigkeit und Derbheit zurückgekehrt.

*) Italienische Reise. Rom, 1. November 1786.

Auch Goethe hat eben seine verschiedenen Perioden gehabt, und es wäre ihm nicht gelungen, eine Dichtungsweise zu erneuern, der er innerlich entwachsen war. Wie heiß auch der Schmerz sein kann, daß jene grandiosen Behandlungen des „ewigen Juden", „Mahomet" und „Prometheus" Fragmente geblieben sind — es ist vielleicht der größte Verlust in der ganzen deutschen Literaturgeschichte — wir müssen uns doch dabei beruhigen, daß das so im Werdegang des Dichters begründet ist. Bestärkt ist er in solcher Entwicklung auch durch das klassische Land. Beigetragen hat es zu einer bedauerlichen Festlegung seiner Kunstprinzipien. Goethe selbst fühlte sich ja in Rom „wie ein Baumeister, der einen Thurm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat, seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern und freut sich schon im Voraus der gewissern Festigkeit des künftigen Baues". Diese Worte gehen darauf, daß Goethe selbst nicht erwartet hatte, daß er in Italien „soweit in die Schule zurückgehen, soviel erlernen, ja durchaus umlernen müßte".*) Solches Umlernen aber brachte eine Sättigung mit griechischem Maße mit sich, so daß auch ein so besonnener Goethekritiker wie Richard M. Meyer es aussprechen muß: „In Italien selbst steigert sich die Abneigung gegen alles Gewaltsame bis zur Ungerechtigkeit" (S. 234). Diese Ungerechtigkeit hat sich dann z. B. in der kühlen Beurtheilung der Gothik und in der ablehnenden Haltung einem Dichter wie Heinrich v. Kleist gegenüber gezeigt. Es bedeutete eben auch Verluste, wenn Goethe sich auf dem ihm entsprechenden klassischen Boden nach der Richtung hin entwickelte, nach der er so wie so tendirte. So wuchs denn auch durch Italien das Gefühl der Isolirtheit und Entfremdung im heimischen Lande. Und das hätte verderblich werden können, wenn nicht jener fruchtbare Freundschaftsbund mit Schiller als heilsames Korrektiv dazwischengetreten wäre. Trotz alledem aber müssen wir die italienische Reise selbst als eine innere Nothwendigkeit auffassen, wie es bei unserm Dichter innerlich begründet war, daß er von germanischen zu hellenischen Lehrern fortschritt. Was er auf der einen Seite gewonnen, hat er auf der andern verloren. In Gabe und Gegengabe vollzieht sich das menschliche Leben und nicht zum wenigsten das Leben des Dichters.

*) Italienische Reise. Rom. 20. Dez.

Dieses ganze Ergebniß hat etwas Beruhigendes, ob es auch Anfangs nicht danach aussieht. Denn es zeigt uns, wie im Leben des Menschen innere Gesetze sich auswirken, und wie besonders der Genius stärker ist als die äußere Welt mit ihren Ereignissen. Der starke Geist durchbricht Schranken und Hindernisse, er schafft sich selbst sein Leben und verleiht den Erlebnissen die Bedeutung, die ihm gemäß ist. Freilich ist er nicht unabhängig vom äußeren Leben, wie der Künstler nicht unabhängig ist von dem Stoff, der in seiner Hand erst Form und Bedeutung erhalten soll, und wie der König sich in seinen Plänen und Unternehmungen bedingt sieht durch die Fähigkeiten seiner Unterthanen. Aber wenn auf jemand, so passen auf den Genius die Worte, die Goethe ganz allgemein ausspricht: „Der Mensch mag sich wenden wohin er will, er mag unternehmen was es auch sei, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hatte." Und so können wir uns ebenso wenig bereden lassen, daß Goethe diesen Weg, veranlaßt durch Italien, verfehlt, wie daß er ihn nur dank Italien erreicht haben sollte.

Notizen und Besprechungen.

Theologie.

Albrecht Ritschl und seine Schüler im Verhältniß zur Theologie, zur Philosophie und zur Frömmigkeit unserer Zeit. Dargestellt und beurtheilt von **Johannes Wendland.** Berlin: bei Georg Reimer 1899. 135 Seiten.

Die Schrift verdient auch von Solchen gelesen zu werden, welche nicht selbst Theologen oder theologisch interessirt sind. Sie führt durch Besprechung einer theologischen Einzelschule in den geistigen Kampf um die Religion und alle von ihr abhängigen Güter hinein. Sie thut dies in lichtvoller, knapper, klarer Sprache und mit vornehmer Sachlichkeit, so daß sie hervorragend geeignet ist, das Verständniß der großen theologischen Geisteskämpfe während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu erleichtern.

Die von Kant ausgegangene spekulative Philosophie war in das empiristisch-skeptische Denken des Neukantianismus umgeschlagen. An Stelle der Versuche, das Wesen der Dinge durch idealistische Metaphysik zu deuten, schritt der Positivismus als Wortführer der exakten Wissenschaft an das mühselige Werk, durch empirische Einzelforschung die Gesetze des natürlichen und geistigen Lebens zu finden, und ließ alle über die Ergebnisse dieses handwerksmäßigen Forschens hinausliegenden Fragen auf sich beruhen. Er ist der Wegbereiter für die Ritschl'sche Theologie geworden. Ritschl selbst, in seiner Jugend begeisterter Anhänger Hegels und seines größten theologischen Schülers, Chr. F. Baurs, hat sich später energisch von theologischer und philosophischer Spekulation abgewendet, um sich in exegetische und dogmengeschichtliche Einzeluntersuchungen zu vertiefen, bis er in den 70 er Jahren mit einem geschlossenen theologischen System hervorgetreten ist und eine theologische Schule gebildet hat.

Was ihn zu diesem Abfall von seiner Jugendanschauung getrieben hat, war nicht ein skeptischer Zug, sondern die Sorge um die Selbstbehauptung

seiner Persönlichkeit und die Selbständigkeit der Religion gegenüber den nivellirenden Wirkungen der herrschenden rationalen Welterklärungen.

Wendland charakterisirt Ritschl's wissenschaftliche Natur als „eine eigenthümliche Verbindung zwischen einem gründlichen, in entsagungsvoller Kleinarbeit aufgehenden Historiker und zwischen einer starken, die Geschichte nur als Rüstkammer für seine in der Gegenwart durchzufechtenden Kämpfe benützenden wissenschaftlichen und religiösen Kraftnatur". Ritschl hat mit energischer Einseitigkeit die Form der Gottesgemeinschaft, welche Paulus im Galater- und Römerbrief zum Ausdruck bringt, in sich aufgenommen und sie unter Ablehnung aller anderen Typen christlicher Frömmigkeit, welche das Neue Testament darbietet, festgehalten. Die christliche Religion geht ihm auf in der Selbstbehauptung der christlichen Persönlichkeit gegenüber der Welt. Es ist die Stellung aller Derer, welche einen Bruch in ihrer Entwickelung erlebt haben und einmal die ganze in ihrem Bewußtsein gegebene Welt sich feindlich gegenüber gesehen haben.

Um den Schatz seines christlichen Glaubens als den allein werthvollen und berechtigten darzustellen, hat Ritschl verschiedene Wege eingeschlagen: Während er in der 1. Auflage seines Hauptwerks (Rechtfertigung und Versöhnung) einen rationalen Gottesbeweis noch über die von Kant einem solchen Unternehmen gezogenen Schranken hinaus zu führen unternimmt, hält er später an der schroffen Scheidung zwischen theoretischer und praktischer Vernunft fest. Die übersinnlichen Dinge offenbaren sich nur der praktischen Vernunft. Daher ist ihre Geltung unabhängig von allen Beweisen der Philosophie oder der Wissenschaft und muß gegen diese ebenso abgegrenzt werden wie gegen die kraftlosen Stimmungen einer das Ewige im Gefühl ergreifenden mystischen Frömmigkeit.

Es lohnt sich, bei Wendland die verschiedenen Widersprüche nachzulesen, in welche Ritschl wie seine Schüler gerathen mußten bei ihren Versuchen, die Irrationalität des christlichen Glaubens mit den Mitteln der Vernunft zu beweisen.

Der Verfasser verfolgt, wie er bei der Selbstanzeige seiner Schrift in Nr. 52 der christlichen Welt 1899 ausgesprochen hat, den besondern Zweck: „Die Berührungspunkte Ritschl's und seiner Schüler mit der „*liberalen*" Theologie hervorzuheben." Es würde richtiger lauten: mit denjenigen Theologen, welche wie Lipsius, Biedermann, Pfleiderer auch den philosophischen Vernunftgebrauch als einen Weg zur Gottesgemeinschaft anerkennen und benutzen.

Dieses Bestreben Wendlands soll ersichtlich dem weitern Zweck dienen, die Kluft, welche in der Kultur der Gegenwart zwischen Wille und Erkenntniß, zwischen dem religiösen und wissenschaftlichen Menschen aufgerissen ist und bei manchen Schülern Ritschl's einen scheinbar unausfüllbaren Abgrund bildet, überbrücken zu helfen. Aber Wendland hat



ängstlich vermieden, irgend welche Richtlinien auf dieses Ziel hin anzugeben.

Er scheint dem gegen die von Ritschl vollzogene Scheidung gerichteten Wort Harnacks beizustimmen: „Bisher stand fest, daß idealistische Metaphysik und der christliche Glaube innerlich wahlverwandt sind“, aber mag auch dieser Satz als geschichtliches Faktum der Vergangenheit und voraussichtliches Gesetz für die Zukunft anerkannt werden, so ist doch in dem Verhältniß der Wahlverwandtschaft eine Verschiedenheit der Ueber- und Unterordnung der beiden Faktoren möglich, und um sie gerade wird in der Gegenwart gekämpft.

Das Streben Ritschl's, für den Glauben ein sicheres Fundament im persönlichen sittlichen Leben nachzuweisen, um ihn gegen Einreden der Wissenschaft und Philosophie festzustellen, muß auch für die Zukunft festgehalten werden. Die Vergangenheit darf und kann nur von dem gerichtet werden, welcher die Zukunft richtig zu deuten und damit zu schaffen vermag. Eben darum ist zu wünschen, daß Wendland seiner Beurtheilung Ritschl's und seiner Schüler bald eine positive Ausführung über die Selbständigkeit des christlichen Glaubens auch in seiner Verbindung mit der idealistischen Philosophie nachfolgen läßt und nachweist, daß der Glaube aus sich selbst eine geschlossene, widerspruchslose, das ist eine philosophische Weltanschauung zu schaffen im Stande ist.

So lange die idealistische Philosophie die menschliche Einzelpersönlichkeit, welche im christlichen Glauben sich ihres ewigen individuellen Werthes vor Gott bewußt ist, zu den vergänglichen Erscheinungen und zufälligen Geschichtsthatsachen rechnet, denen nur soweit bleibender Werth zukommt, als sie sich ewigen Vernunftwahrheiten und unwandelbaren sittlichen Gesetzen unterordnen, wird die christliche Glaubenslehre um ihrer Selbstbehauptung willen genöthigt sein, jede Unterstützung von dieser Seite zurückzuweisen, auch wenn die Philosophie nach Kants bekanntem Gleichniß sich erbietet, der Theologie als Magd die Fackel vorzutragen, um ihr heimzuleuchten.

Sigmaringen. H. Gallwitz.

Gedanken über Religion von George John Romanes. Die religiöse Entwickelung eines Naturforschers vom Atheismus zum Christenthum. Deutsch von Dr. phil. E. Dennert. Göttingen. Vandenhöck & Ruprecht. 1899. Geh. 2,60 M., geb. 3,20 M.

Das Buch enthält drei verschiedene Schriften eines Freundes und Mitarbeiters Darwin's, des 1894 im Alter von 46 Jahren gestorbenen Romanes: 1. Eine unbefangene Prüfung des Theismus, 1876; 2. Der Einfluß der Naturwissenschaften auf die Religion, 1888; 3. Eine unvoll-

endete, erst nach dem Tode des Verfassers herausgegebene Abhandlung: Eine unbefangene Prüfung der Religion.

Die erste Schrift zeigt, wie die durch Darwin eingebürgerte naturwissenschaftliche Methode den Verfasser, der noch im Jahre 1873 eine theologische Preisaufgabe über Naturgesetz und Gebetserhörung mit Erfolg bearbeitet hatte, von seinem Theismus abgebracht hat. Für das kausale Erkennen der Naturwissenschaft ist die Annahme immanenter Zwecke ausgeschlossen. Damit hat ihm das Weltall seine liebenswerthe Seele verloren.

In der zweiten Periode hat R. das Geltungsgebiet der naturwissenschaftlichen Methode eingeschränkt. Sie bezieht sich nur auf die Erforschung der nächsten Ursachen. Bei allen Einzeluntersuchungen hat die natürliche Kausalität als Erklärung ihre Berechtigung. Alle scheinbaren bewußten Zwecksetzungen in der organischen Natur werden als unwahrscheinlich hingestellt, während zugleich vermittelst der Darwin'schen Methode einleuchtend gemacht wird, daß sie rein kausal erklärt werden können. Damit ist die sogen. natürliche Religion, welche sich auf der wissenschaftlichen Giltigkeit teleologischer Welterklärung aufgebaut, für R. abgethan.

Dagegen bleibt er vor der harmonischen Schöpferkraft, welche das Chaos zu einem Kosmos umgestaltet hat, bewundernd stehen. Die in der Natur wirksame Kausalität kann keine blinde mechanische Kraft sein, sie muß geistige Art an sich tragen. Damit sind wohl einzelne willkürliche Schöpfungsakte ausgeschlossen, aber es ist zugleich die gesammte natürliche Kausalität vergeistigt und dem göttlichen Schaffen gleichgesetzt. So kommt er angesichts der im Kosmos sich offenbarenden zweckmäßigen Weisheit wieder zu einem Theismus zurück. Der persönliche Geist, welcher als Weltwille sich in den sämmtlichen Kausalitätsreihen offenbart, ist ihm aber nach Art und Grad himmelweit verschieden vom Menschengeist, vor Allem vermißt er in dem natürlichen Wirken dieses Gottes jede Spur von Moralität: „Die natürliche Religion ist gegenwärtig ein System von intellektuellen Widersprüchen und moralischen Schwierigkeiten."

Hier setzt nun die letzte Wandlung des Forschers ein. In der dritten Schrift revidirt er die Grenzen des theoretischen Erkenntnißvermögens und bekennt sich zum „reinen Agnosticismus". Wenn die Wissenschaft oder, wie wir sagen würden, die theoretische Vernunft die Unerkennbarkeit Gottes behauptet, so geht sie damit über ihre Zuständigkeit hinaus. Der Verstand ist zur Erforschung der Wahrheit nur da verwendbar, wo es sich um Kausalität handelt. Er vermag über die Erkennbarkeit Gottes nichts auszusagen, weder dafür noch dawider, weil er nicht das geeignete Organ für übersinnliche Dinge ist. Dagegen ist zu erforschen, ob es nicht ein anderes Organ im Menschen giebt, welchem das Göttliche sich zu offenbaren vermag. Als solches nennt er den Glauben, in welchem Verstand, Gemüth und Wille vereinigt sind. Die religiöse Anlage kann eine unmittelbare Berührung mit dem göttlichen Geist finden, dessen Wille in der natürlichen Kausalität zum Ausdruck kommt.



Hiermit verläßt R. die uns Deutschen seit Kant geläufige Bahn des Denkens. Während Kant nach der Scheidung zwischen der reinen und der praktischen Vernunft sich alsbald bemüht, mit der letzteren ein System der geistigen Welt zu erbauen, geht der englische Naturforscher auf dem Wege der Empirie Schritt für Schritt vorwärts, um eine möglichst widerspruchslose Erkenntniß der in der objektiven Welt wirksamen geistigen Kausalität in sich aufzunehmen. Die wahre Religion muß praktisch eingeübt werden und fällt nur denen zu, welche nach den Worten Jesu sich bemühen, Gottes Willen zu thun. Die einzig vernünftige, weil höchste Form der Welterkenntniß ist ihm der christliche Glaube. Er zeigt seine Wahrheit darin, daß er allen höheren und höchsten Bedürfnissen des Menschen angepaßt ist. Daraus ergiebt sich zugleich, daß er nicht als eine selbstverständliche Vernunftwahrheit kolportirt und Jedermann verständlich gemacht werden kann. „Es ist viel leichter, nicht zu glauben, als zu glauben."

Diese dritte Schrift ist leider unvollendet geblieben und besteht nur aus Aphorismen; gleichwohl gebührt ihr ein besonderes Interesse. Der Verfasser betrachtet darin die religiösen Vorgänge mit dem Auge des Naturforschers und beweist seine Unbefangenheit nicht nur damit, daß er in der organischen Schöpfung die Darwin'sche Hypothese von der natürlichen Zuchtwahl durchzuführen sucht, sondern weiterhin dadurch, daß er auch die im sittlichen und religiösen Leben gegebene geistige Kausalität ebenso vorurtheilsfrei anerkennt. Sie mag sich allmählich unter dem Druck der natürlichen Kausalität, d. h. im Kampf ums Dasein gebildet haben: anders sind die höhern Arten der natürlichen Organismen auch nicht entstanden. Sie mag sich nur bei einem Theil, und zwar dem höherstehenden Theil der Menschen entwickelt vorfinden; aber nach Analogie des Naturlebens finden sich die höchsten geistigen Besitzthümer auch nur bei einer Auslese. Wenn wir die religiösen Triebe zunächst nur in unserm Innern wahrnehmen können, so beweist doch ihre unausrottbare Lebensfähigkeit, daß sie nicht subjektive Einbildungen sein können. Sie würden bei dieser Annahme ein großes Räthsel in der Welt bilden, „weil die religiösen Instinkte des Menschengeschlechts, wenn sie nicht auf eine Realität als ihr Objekt hinweisen, verglichen mit allen andern Instinkten ohne jedes Analogon sein würden."

Obwohl das Buch kein abgerundetes Ganze giebt, hat es doch in England in kurzer Zeit sieben Auflagen erlebt. Der aufmerksame Leser wird ihm eine Reihe von anregenden Gedanken entnehmen, welche ihm auch in dem Kampf um die christliche Weltschauung, wie er in Deutschland geführt wird, förderlich sein können.

In England hat Darwin die dogmatische Naturanschauung, welche die Schöpfung durch bewußte, zweckvolle Eingriffe „eines Zimmermannsgottes" erklärte, durch das von ihm entdeckte Gesetz der gleichmäßig fortlaufenden Zuchtwahl überwunden. Schien es Anfangs, als ob dadurch der Glaube

an ein persönliches Wirken Gottes ausgeschlossen sei, so hat doch der Darwinismus je länger je mehr den Materialismus überwunden und die widerstrebenden Kräfte: natürliche und geistige Kausalität, zur organischen Einheit zusammengefaßt. An Stelle eines einmaligen oder mehrmaligen Eingreifens Gottes in eine todte Materie, wie es als theologisches und philosophisches Dogma galt, verdanken wir ihm die Anschauung von dem stetigen Fortgang der Schöpfungsgeschichte in Folge innerer treibender Ursächlichkeit.

In Deutschland haben die von Goethe, dem Pantheismus und neuerdings besonders von Schopenhauer ausgehenden Wirkungen die Kluft zwischen Gott und Natur nicht so tief werden lassen, wie dies in England unter der Herrschaft des Deismus geschehen ist. Der Kampf um den Glauben hat sich weniger auf dem Gebiet der Naturwissenschaften als der Geisteswissenschaften abgespielt. Er hat sich auch hier zu der Frage zugespitzt: Welches ist die übergeordnete Macht: das Dogma oder die Geschichte?

Beim deutsch-evangelischen Glauben hat die Geschichte das Dogma besiegt. Während die altprotestantische Theologie eine einmalige fertige Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift annahm, die den Bedingungen des fortlaufenden göttlichen Wirkens im Menschengeist entnommen sein sollte, hat die geschichtliche Forschung auch bei der christlichen Offenbarung die Mittlerschaft natürlicher Faktoren nachgewiesen. Waren Anfangs viele besorgt, daß damit die göttliche Offenbarung selbst aufgehoben sei, so ist doch je länger je mehr erkannt worden, welch' großer Dienst dadurch dem Glauben an die offenbarte Religion erwiesen ist. Der Dienst, den Darwin dem Glauben an ein lebendiges Wirken Gottes in der natürlichen Schöpfung erwiesen hat, kehrt hier auf dem Gebiet der geistigen Schöpfung wieder.

Während man früher die Offenbarung Gottes erst dort beginnen lassen konnte, wo keine geschichtliche Kausalität mehr nachzuweisen war, und daher der Gott der Theologen wie der Philosophen mehr und mehr vor der vorwärtsschreitenden Geschichtswissenschaft die Flucht ergreifen mußte, ist jetzt der Gesammtverlauf der Weltereignisse als auf die höchste Offenbarung gerichtet erkannt und dadurch mit dem Geist des persönlichen Gottes beseelt worden.

Was die geschichtliche Methode der Forschung umgestürzt hat, ist nicht der Glaube an den lebendigen Gott und sein Heilswerk, sondern der Glaube an eine unfehlbare Vernunft, welche aus dem Inventar ihrer wandellosen Vernunft- oder Glaubensdogmen Gesetze herausnimmt und den Strom der Geschichte damit einzudämmen versucht.

Auch wir Deutschen gebrauchen für unsern Glauben das, was Romanes „reinen Agnoetismus" nennt: Mißtrauen gegen die Anmaßungen jeder Philosophie, welche die Grenzen des Erkennbaren und Unerkennbaren eigen-



mächtig festzusetzen unternimmt, und daneben praktische Einübung im Erkennen der übersinnlichen Dinge, welche für den trägen und unreinen Sinn zu fein sind und nur auf die von Jesus Matth. 5,8 und Joh. 7,17 gekennzeichnete Weise erkannt werden können.

Sigmaringen. H. Gallwitz.

National-Oekonomie.

1. P. J. Proudhon, Leben und Werke. Von Arthur Mülberger. Stuttgart 1899. Fr. Frommann's Verlag. 240 Seiten. Preis 2,80 Mk. (geb. 3,60 Mk.).
2. Rodbertus. Von Karl Jentsch. Stuttgart 1899, Fr. Frommanns Verlag. 252 Seiten. Preis 2,80 Mk. (geb. 3,60 Mk.).

Der Frommann'sche Verlag, der sich durch eine biographische Serie „Klassiker der Philosophie" bekannt gemacht hat, scheint sich jetzt auch der Herausgabe von monographischen Studien über hervorragende Nationalökonomen und Sozialisten zuzuwenden, die für ein größeres Publikum bestimmt sind. Ziemlich gleichzeitig hat er die oben verzeichneten Arbeiten über Proudhon und Rodbertus auf den Markt gebracht, die in ihrem Umfang und ihrer äußeren Ausstattung übereinstimmen und die wohl als Anfänge einer Serie von Schriften gelten können.

Der Gedanke, das Leben und die Ideen der großen Nationalökonomen und Sozialisten in Form populärer Monographien darzustellen, muß an sich als ein glücklicher bezeichnet werden. Auch mit der Wahl der beiden zuerst behandelten Schriftsteller kann man sich durchaus einverstanden erklären. Rodbertus (1805—75) und Proudhon (1809—65) sind Zeitgenossen, beide sind politisch eigentlich nur in der Bewegung von 1848 hervorgetreten, beide stimmen in gewissen Grundgedanken, in ihrer warmen Sympathie für die unteren Klassen, in der Organisation des Tauschverkehrs in ihren geplanten sozialistischen Gebilden, in ihrer Ablehnung der Realisirung des Sozialismus durch politische Revolutionen, und auch vor allen in der ganzen Methode ihrer auf der älteren abstrakt-deduktiven Nationalökonomie der englischen Theoretiker beruhenden Analyse und Kritik der modernen Volkswirthschaft durchaus überein. Auf der anderen Seite sind sie freilich wieder polare Gegensätze: hier der arme französische Schriftsetzer, Buchdrucker, Handlungskommis und Journalist Proudhon mit seinem extrem-demokratischen, anarchistischen Ideale einer lediglich auf dem freien Tauschverkehr beruhenden und in autonome Genossenschaften gegliederten „Gesellschaft ohne Autorität", dort der wohlhabende preußische Rittergutsbesitzer Rodbertus mit seinem auf der Idee des omnipotenten Staats aufgebauten bürokratischem Staatssozialismus. Das sind prinzipielle Differenzen, wie sie schärfer kaum gedacht werden können, und die Gegen-

überstellung der beiden Männer in zwei gleichzeitig erscheinenden Schriften hätte als Beleuchtung der selben Probleme von zwei diametral verschiedenen Standpunkten aus sehr wesentlich zum Verständnis der sozialistischen Ideen beitragen können.

Dazu wäre allerdings einmal ein gewisses Zusammenarbeiten der beiden Verfasser, vor allem aber ein unbefangenes Urtheil eines jeden Autors über die von ihm dargestellte Lehre erforderlich gewesen; bei allen Arbeiten über so orginelle Denker, wie die meisten Sozialisten, bei denen sich geniale und abstruse Ideen zu einer interessanten Einheit verweben, gilt es die doppelte Klippe kritikloser Verhimmelung und einseitiger Ueberkritik zu vermeiden.

Eine Verständigung der beiden Autoren über Inhalt und Methode ihrer Arbeiten scheint jedoch nicht stattgefunden zu haben. Beide Arbeiten sind schon äußerlich ganz verschieden angelegt, inhaltlich haben sie überhaupt kaum irgendwelche Berührungspunkte. Mülberger giebt eine fortlaufende Lebensgeschichte Proudhons, in der er den Inhalt seiner Schriften, meist in wörtlichen Citaten, an den durch das Jahr ihrer Veröffentlichung zeitlich bestimmten Stellen darlegt; zu einer zusammenfassenden Schilderung seiner Anschauungen kommt er in Folge dessen nicht. Jentsch dagegen schildert zunächst in einem größeren Abschnitt den Lebenslauf von Rodbertus, um alsdann in einem zweiten Haupttheil eine zusammenhängende Darstellung seiner nationalökonomischen Lehren zu geben, an die sich als dritter Theil eine kurze kritische Würdigung seiner Persönlichkeit anschließt.

Unzweifelhaft ist die Anordnung des Stoffs bei Jentsch dem Verfahren Mülbergers weit vorzuziehen. Noch mehr zu Ungunsten Mülbergers fällt ein Vergleich des Inhalts beider Schriften aus. Jentsch ist zwar ein großer Bewunderer von Rodbertus, er steht ihm aber doch mit einer gewissen inneren Freiheit gegenüber; er hält sich von kritikloser Verherrlichung fern, ohne ihm andererseits Seite für Seite das Konzept zu korrigiren. Mit seinem Lobe wie mit seinem Tadel wird man sehr häufig nicht einverstanden sein, ohne aber leugnen zu können, daß seine kritischen Ausstellungen zur besseren Beleuchtung der Probleme beitragen. Mülbergers Schrift dagegen ist von der ersten bis zur letzten Seite ein förmlicher Hymnus auf Proudhon, der ihm als Mensch, Schriftsteller, Politiker, Philosoph und Nationalökonom in gleicher Weise als Ideal erscheint, dessen gesammte Lehren er in Bausch und Bogen acceptirt und verherrlicht: ein Verfahren, das Niemandem gegenüber weniger am Platze ist als bei Proudhon; es ist überdies um so unberechtigter, als wir in der großen Arbeit von Diehl über Proudhon ein Werk besitzen, an dessen kritischer, die beiden erwähnten Klippen sorgfältig vermeidender Darstellung Mülberger sich hätte ein Muster nehmen können.

Unter diesen Umständen ist das, was mit der gleichzeitigen Heraus-

gabe der beiden Biographien über Proudhon und Rodbertus hätte erreicht werden können, nur in unvollkommenen Maße erreicht worden. Sollte der Verlag das begonnene Werk fortsetzen, so wird sich hoffentlich in den späteren Arbeiten eine größere innere Uebereinstimmung erzielen lassen. Eine Serie derartiger Schriften gewinnt ihren eigentlichen Werth doch erst dann, wenn sich trotz aller Selbstständigkeit der einzelnen Studien ein gemeinsames Band um sie alle schlingt.

Berlin. Paul Voigt.

Literatur.

Die Deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Von Adolf Bartels. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius 1900.

Eine Auswahl der in den „Preußischen Jahrbüchern" von mir geschriebenen literarischen Aufsätze habe ich kürzlich, ein wenig geändert und ineinandergearbeitet, als Buch im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger unter dem Titel „Die Literatur am Jahrhundert-Ende" erscheinen lassen. Ich stehe auf dem Standpunkte, daß der literarische Kritiker etwa dem politischen Parteimanne und Publizisten zu vergleichen ist, d. h. beide haben nicht nur das Recht, ihre Meinung einmal zu äußern, sondern auch gegen Angriffe zu vertheidigen. Der Kritiker, soweit er überhaupt eine in sich geschlossene Anschauung vertritt, muß das Bestreben haben, diese Anschauung auch anderen gegenüber durchzusetzen, schon im sachlichen Interesse der Kunstrichtung und Kunstauffassung, die er besonders verficht. Nun liegt es mir natürlich fern, jeden wohl gar aus persönlichen Gründen verleumdenden Angriff irgend eines leichtfertigen oder leichtgläubigen Skribenten durch seine Abwehr zu höherer Wichtigkeit zu erheben. Wenn ich aber auf eine recht übelwollende Kritik des Herrn Adolf Bartels an dieser Stelle reagire, so wird dieser Rezensent des „Kunstwart" und der „Grenzboten" diese Ehre hoffentlich zu schätzen wissen. Er pointirt seine in etwas hochnäsigem Tone gehaltene Kritik im zweiten Januarheft des „Kunstwart" durch eine Bemerkung, die mich als einen doch recht unwissenden und bemitleidenswerthen Kerl hinstellt, indem er schreibt: „Außerordentlich hat mich der Aufsatz über Hebbels „Herodes und Marianne" amüsirt — Lorenz hat nämlich keine Ahnung davon, daß nach Ausweis des Bücherabsatzes Hebbel heute nach Goethe und Schiller wahrscheinlich sogar der gelesenste aller älteren deutschen Dichter ist, und meint ihn einem verehrungswürdigen Publiko empfehlen zu müssen." Zunächst habe ich Hebbel garnicht im Bartels'schen Sinne „empfohlen". Ferner aber würde ich meine etwaige unnütze „Empfehlung" sehr gern verschmerzen über der Freude, daß der

von mir aufrichtig geliebte und verehrte Hebbel wirklich — und nicht nur „wahrscheinlich sogar“ — zu den gelesensten deutschen Dichtern gehören sollte. Wäre das nun aber auch wirklich richtig — ich weiß es nicht, will es aber glauben — so gehört dieser „gelesenste“ dennoch ganz sicherlich und leider zu den unverstandensten; denn wie soll ihn die Masse verstehen, wenn selbst sein wohl neuester Biograph, eben Adolf Bartels selber, eine so oberflächliche und unzulängliche Anschauung dieses tiefen und komplizirten Geistes verräth. Darauf komme ich nachher noch zu sprechen. Uebrigens aber: Ist es wirklich Bartels ehrliche Meinung, daß Hebbel heute gar keiner Empfehlung mehr bedarf? Wie kommt er dann dazu, in seinem Buch über „die deutsche Dichtung der Gegenwart“ von Hebbel und Ludwig zu meinen: „Erst jetzt ist ihre Zeit gekommen. Aber das Genie ist in seiner Wirkung ja nicht auf seine Zeit angewiesen, Kleist ist heute schon Klassiker, Hebbel und Ludwig werden es in einigen Jahrzehnten auch sein.“ Empfiehlt er da nicht selber? Und weiter: „Möge man ihnen nachfolgen. Noch ist es nicht zu spät, wenn auch ein ganzes Menschenalter unter mehr oder minder fruchtlosen Versuchen, eiteln Selbsttäuschungen und leider auch gaunerischem Betrug des deutschen Volkes vergangen ist.“ Fast könnte man in Anbetracht dieser Bartels'schen Empfehlungen auf die Vermuthung kommen, daß jene Pointe seiner Rezension nur von der Eifersucht eingegeben ist, daß ein Anderer noch mehr des Lobes über den großen Dramatiker voll sein könnte, auf den Adolf Bartels als engster Landsmann größere Rechte zu haben meint. — Herr Bartels aber begnügt sich nicht nur mit jener doch wirklich völlig belanglosen, aber besonders böse gemeinten Ausstellung. Er verurtheilt meine Art der Literaturbetrachtung überhaupt in Bausch und Bogen. In einem kurzen Vorwort hatte ich bemerkt, ich stehe der Literatur viel weniger als Schöngeist, denn als Psychologe und Historiker — sozusagen als „psychologischer Historiker“ — mit objektiver Schaulust gegenüber. Da wird mein Rezensent nun vollends böse: „Ja, psychologische Historiker, das wollen sie heute alle sein, „Schöngeist“, d. h. einfach Kritiker, Aesthetiker, Literaturhistoriker im alten Sinne ist ihnen nicht mehr gut genug“. Ei ei, Herr Bartels! Wie aber schreiben Sie selber doch am Schlusse Ihrer — in Reclam's Universalbibliothek erschienenen — Hebbel-Biographie? „Wie alle echten Künstler und tiefen Naturen fordert Hebbel strenge Hingabe; für die Philister, die Oberflächlichen und die Schwächlinge, auch für die Schönseligen (aha!) sind seine Werke nichts, wohl aber für Männer“. Also hält Bartels gelegentlich doch auch recht wenig von der Schönseligkeit. Und da sollen Andere durchaus „Schöngeister“, was in diesem Falle gewiß dasselbe ist, sein? Welche Konsequenz! Herr Bartels verlangt von mir mehr „aesthetisch-kritische Arbeit.“ Was versteht er denn aber unter ästhetisch? Meint er Lessing's oder Schiller's Kunstlehre, oder die der Hegel'schen Schule, oder denkt er an Fechner? Herr Bartels sollte doch

wissen, daß die Aesthetik sich mit der Philosophie und mit dem Zeitgeist wandelt, sich wandeln muß und gewandelt hat. Nun befinden wir uns heute in der Kalamität, keine bestimmte allgemeingiltige Weltanschauung, keine entsprechende Philosophie und auch keine entsprechende Aesthetik zu haben. Diese, also eine einheitliche Kunstanschauung, muß erst wieder aus der Zeitseele herausgeboren werden. Also werden wir doch wohl zunächst einmal uns aus den Kunstwerken die Zeitseele herauszudeuten haben, d. h. wir werden — nolens volens — auch der Literatur gegenüber „psychologische Historiker" sein müssen. Aber Bartels meint wohl mit seiner Forderung einer „ästhetischen" Kritik etwas viel Einfacheres, nämlich: ein Kunstwerk genügt ästhetisch, wenn seine Form seinem Inhalt entspricht. Wie soll ein etwaiger Streit darüber entschieden werden? Wo ist der Maßstab? Nichts ist schwankender als das Formgefühl. Ich halte die Reiherfedern Sudermann's in vielen Partien, z. B. gleich im Eingangsmonolog des Hans Lorbaß, auch in formeller Beziehung für meisterhaft. Keiner der Modernen kann charakteristischere Verse machen, als sie hier sich finden. Bartels sieht die ganze Dichtung als lächerliches Komödiantenstück an. Wer soll entscheiden? Außerdem mache ich darauf aufmerksam, daß ich das ästhetische Moment in diesem Sinne durchaus nicht unbeachtet gelassen habe. Lese Bartels nur das in dem Aufsatz über „Herostrat" zur Charakteristik Fulda's Gesagte! Endlich aber schreibt Bartels selber, als er in seinem Buch den Naturalismus behandelt: „Aber ich habe hier nicht die Aufgabe, eine ästhetische Kritik des Naturalismus zu geben, sondern ihn nur geschichtlich begreifbar zu machen". Und Andere sollen sich die Aufgabe nicht stellen dürfen? — Ich soll auch noch die „vergleichende literatur-historische Arbeit" zu leisten völlig unterlassen haben. Das bestreite ich aber ganz besonders: Es kommt nur darauf an, was darunter zu verstehen ist. Bartels liebt es leidenschaftlich, bei der Besprechung eines Dichters oder eines Werkes möglichst viele andere Namen und Werke aus allerlei Zeiten beizubringen, mit denen es sich gleich oder ähnlich verhält. Um ein paar Beispiele anzuführen: Bei der Besprechung Hauptmann's und des Naturalismus werden besonders der Maler Müller mit seinen pfälzischen Idyllen, Elias Niebergall mit dem Datterich und auch Jeremias Gotthelf herangezogen. Wenn nun auch wirklich das Milieu schon hier sehr ausgebildet zu finden ist, ist die Ursache dafür nicht eine total andere? In der Geistesbeschaffenheit und in der Seelenstimmung ist keine Spur von Aehnlichkeit. Was dort natürlich naiv ist, was inniges Verwachsensein mit der Umgebung bedeutet, ist im modernen Naturalismus bewußt raffinirt. Ein Maler Müller stand total anders zur Natur, wie ein Hauptmann. Wenn Bartels schon die äußere Aehnlichkeit festzustellen nicht unterlassen kann, so hätte darauf erst die eigentliche Arbeit beginnen müssen; die Aufzeigung des Unterschiedlichen, die Darlegung des merkwürdigen Problems, wie auf den ersten,

flüchtigen Blick Aehnliches aus total verschiedenen Gründen herausgewachsen ist. Das gäbe eine schöne und wirklich lehrreiche Darstellung und Analyse psychologisch-historischer Entwickelung. Wie Bartels aber „vergleichende Literaturgeschichte" betreibt — und mit ihm viele Andere — das erinnert doch nur an die Leute, die keine Porträtsammlung sehen können, ohne mit ihren näheren oder entfernteren Bekannten Aehnlichkeiten jubelnd zu entdecken. Und da haben sie denn was gewonnen! Dem Psychologen aber und dem Physiognomiker mit dem geschärften Blick für das Individuelle und Unterschiedliche ist solches Verfahren ein Greuel. In seiner Leidenschaft, Namen heranzuschleppen — und er kommt sich dabei wohl tief gelehrt vor — gelangt Bartels sogar zum unfreiwilligen und höchst bloßstellenden Witz. In seinem bei Emil Felber in Weimar erschienenen Buche über Gerhart Hauptmann schreibt er: Das Schicksal Florian Geyer's und der deutsche Bauernkrieg haben bereits öfter in Deutschland als Stoff poetischer Werke gedient. So hat der jetzt ziemlich verschollene Jungdeutsche Robert Heller, der Freund Heinrich Laube's, im Jahre 1848 einen historischen Roman „Florian Geyer" herausgegeben, und Wilhelm Genast, Karl Koberstein, Johann Georg Fischer und Dillenius (?) haben den Bauernführer zum Helden dramatischer Werke gemacht. Alle diese Werke, von denen das Johann Georg Fischer's „Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkriege" wohl das bemerkenswertheste sein dürfte, sind mir leider unbekannt geblieben" ....!! Und doch muß er sie nennen! Das heißt dann „vergleichende Literaturgeschichte". Wenn ich den Naturalismus darstelle als Stadium eines bestimmten Entwickelungsprozesses und ihn analysire und charakterisire in seinem polaren Gegensatz zum Idealismus, dann ist das — wie mich dünkt — in höherem und richtigerem Sinne auch eine Art „vergleichende Literaturgeschichte". Es hat wirklich mehr Sinn und innere Berechtigung Hauptmann mit Schiller zu vergleichen als mit Maler Müller. Das Anderssein ist nämlich unter Umständen auch eine Art Gleichsein. Wenn ich ferner in Hebbel's Drama nachweise, daß Marianne unter einer ganz bestimmten, sehr einzigartigen Seelenstimmung leidet, die dann genau so Maupassant zum Ausdruck bringt, dann ist das wirklich etwas Merkwürdiges und für Hebbel Charakteristisches. Bloße äußere Aehnlichkeiten aber zusammensuchen, das hat keinen Sinn und keinen Werth.

Kann ich so die von Bartels gegen meine Literaturbetrachtung erhobenen Vorwürfe keineswegs als berechtigt anerkennen, so muß ich — im Gegentheil — gegen seine Art die schwersten Bedenken äußern. Er hat zwei fundamentale Mängel: es fehlt ihm sowohl an psychologischem wie an philosophischem Sinn. Ein Kritiker aber, der kein Psychologe ist, kann nicht allzu viel bedeuten. Sich völlig mitfühlend in Dichtung und Dichter versenken können, das ist die Grundbedingung aller Kritik. Wer einzig und allein diese Eigenschaft hätte und dazu die Fähigkeit, seinem Mitempfinden

in entsprechenden Worten Ausdruck zu geben, wäre zur Kritik schon mehr berufen wie der gelehrteste Philologe, der Alles, Alles gelesen hat. Wie soll man denn auch über ein Kunstwerk urtheilen, das man gar nicht versteht, gar nicht mitzuerleben vermag? Diese Fähigkeit versagt nun bei Bartels vollkommen gegenüber der spezifisch modernen Kunst. Alles was er über Hauptmann, Sudermann, Dehmel, Ibsen, Maeterlinck äußert, ist durchweg unverständig. Was soll man dazu sagen, wenn er nicht nur Hartleben, sondern auch den als Dichter gräßlich unehrlichen Tovote allen Ernstes von Maupassant, diesem furchtbar wahren und tiefen Dichter und Grübler ableitet! Bezeichnend ist es, daß er von Hauptmann's Dramen einzig und allein die „Weber" mit zureichendem Verständniß betrachtet. Deren Werth liegt eben nicht im psychologischen Problem. Ueber „Einsame Menschen" und „Friedensfest" fördert er nur Mißverständnisse über Mißverständnisse zu Tage. Ich habe gelegentlich der Neuaufführung des „Friedensfestes" in dieser Saison sowohl in den „Preuß. Jahrb." wie in der „Neuen Freien Presse" eine Analyse dieser Tragödie gegeben. Die Leser entsinnen sich vielleicht, daß alles mit unabwendlicher Folgerichtigkeit sich aus dem äußersten Subjektivismus, der „Vereinzelung" des alten Dr. Scholz herleitet. Dieser Subjektivismus ist eine auch sonst schon von Philosophen und Historikern zugegebene und dargelegte Erscheinung unserer Zeit, für diese unsere Zeit geradezu typisch. Bartels sieht nur einen ausgeklügelten Einzelfall. Er bestreitet, daß wir es auch hier mit einer sozialen Tragödie zu thun haben. Und doch ist es der Fall. Nur darf man unter sozial nicht sozialpolitisch verstehen, sondern das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit. Bartels geht in der Flachheit und Aeußerlichkeit der Auffassung so weit, zu schreiben: „Hier beim „Friedensfest" bleibt zuletzt immer das einsame Wohnen bei Erkner als die letzte Ursache des Unglücks der Familie Scholz übrig, und man wird mir zugeben, daß es doch immerhin sehr mißlich ist, darauf eine solche Familienkatastrophe zu erbauen." Wie ein blöder Philister und Moralpauker stellt er dann Betrachtungen darüber an, daß der alte Scholz mit seiner Frau doch eigentlich in glücklicher Ehe hätte leben können. Charakteristisch für seine psychologische Unfähigkeit ist auch Folgendes: Er ist geneigt, Hauptmann als Willensmenschen zu fassen. Darin hat er sogar Recht. Nun aber fällt ihm ein: Willensmensch und Genie — das reimt sich nach Schopenhauer doch nicht zusammen. Und nun quält er sich ein paar Seiten mit der Frage herum, wie Willensmensch und Genie zu einander wohl stehen können. Wäre er ein besserer Psychologe, als er es ist, so würde er wissen, daß thatsächlich gerade im Genie im Schopenhauer'schen Sinne seelische Gegensätze mit einander ringen: Der Wille, die Welt zu erobern, sich durchzusetzen einerseits, und andererseits die Sehnsucht zur Weltverneinung und Weltüberwindung; Individualseele und Weltseele in einem Leibe, das macht in Wahrheit die Größe, aber auch die Tragik des Genies

aus. Und bestätigt es Schopenhauer nicht selber, der doch gewiß ein von wildesten Leidenschaften entflammter und von tausend Trieben zerquälter Mensch war? Dafür aber, für diese Zweiheit in der Welt und im Menschenleben fehlt Bartels jede Spur von Verständniß. Auf diese Weise aber entgeht ihm der tiefste Sinn, der wahre Gehalt, die abgründigste Ursache aller dramatischen und tragischen Kunst überhaupt. Bartels ist viel zu simpel, um wirklich tragisch empfinden zu können. Und so vermag er denn nicht nur die moderne, „dekadente" Welt in ihrer Zerrissenheit garnicht zu verstehen. Nur mit Hohn spricht er von den „Tiefen der modernen Seele". Dieser zwar korrekt gesunde, aber auch flache Kritiker scheitert auch dort, wo er auf ureigenster Domäne sich zu befinden glaubt. Auch er ist in Wesselburen geboren, wie Hebbel. Und Hebbel liebt er. Aber im tiefsten Grunde versteht er ihn nicht. Dafür spricht schon allein die eine Bemerkung bei der Besprechung von „Herodes und Marianne". „Zu tadeln ist an ihm (diesem Werke) vielleicht die stellenweis zu nackt und scharf hervortretende Dialektik, der der gewöhnliche Leser nicht leicht folgen kann." Nun giebt aber gerade die Dialektik dem ganzen Wesen Hebbel's das Gepräge, und vermöge dieses durch und durch dialektischen Wesens ist er der große — in der Anlage vielleicht größte — deutsche Tragiker. Hebbel's Dialektik tadeln, heißt eigentlich, einen Pfeil in die Mitte seines Lebens senden. Bartels ist eben zu simpel, um die Welt als Zweiheit empfinden zu können. Er giebt wiederholt seinem Haß gegen die „Antithese" Ausdruck. Aber die Antithese macht doch gerade das innerste Wesen des Dramas aus, nur darf sie natürlich nicht äußerlich und theatralisch gehandhabt werden, sondern muß aus dem Grunde der Dinge und Geschehnisse herauswachsen. Herr Bartels erklärt, daß ihn mein kleiner Artikel über „Herodes und Marianne" amüsirt hat. Da griff ich denn nicht ohne Begier nach seiner Hebbel-Biographie, um aus meines Recensenten Weisheit zu lernen. Doch die Enttäuschung war groß. Es wird erörtert, ob Herodes wohl Uebermensch sei oder nicht. Bartels entscheidet, er wäre nur „durchaus menschlicher Held". Hätte der Recensent die Hebbel'sche Auffassung des Tragischen wirklich begriffen, so wäre dieses Gerede gar nicht möglich. Herodes ist Mensch und Uebermensch, wie jeder Held im Hebbel'schen Sinne. Doch ich kann das hier nicht ausführlicher auseinandersetzen. Auch das Verhältniß zwischen Herodes und Marianne, und diese selbst mit der Ursache ihres Todes ist ihm auch nicht annähernd klar geworden, weil ihm eben der dialektische Sinn fehlt. Ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Herr Bartels aus den flüchtigen Bemerkungen meines Buches über dieses Drama wirklich für sich etwas profitiren könnte. Daß Bartels in seiner Biographie auf eine eingehende Darstellung des tragischen Problems im Hebbel'schen Sinne völlig verzichtet, ist doch ein böses Zeichen von Oberflächlichkeit. Die wenigen Bemerkungen, meist Hebbel'sche Zitate, reichen keineswegs aus.

Die Betrachtung Hebbel's, seiner Werke und seines Lebens, muß geradezu die Erörterung des Tragischen im Mittelpunkte haben. Ich bin mir wirklich nicht klar, ob es Bartels zum deutlichen Bewußtsein gekommen ist, daß Hebbel's Auffassung des Tragischen von der Lessing's und Schiller's grundverschieden ist. Wie steht er denn nun zu dieser so überaus wichtigen Frage? Hätte er das Problem in Angriff genommen, so hätte er nothwendiger Weise auch auf Hegel treffen müssen. Und da hätte er wirklich einmal vergleichende Wissenschaft und nicht nur vergleichende Literaturwissenschaft treiben können. Bartels erwähnt, daß Hebbel sich ganz flüchtig mit Hegel beschäftigt und ihn großentheils nicht verstanden habe. Nun aber besteht die Thatsache, daß Hebbel geradezu ein wie von Hegel'schem Geiste extra erzeugter Dramatiker ist. Wie kommt das? Das ist die sehr interessante Frage, die allerdings auch wieder gar nicht dem Aesthetiker, sondern dem „psychologischen Historiker" gestellt ist. Bartels geht blind daran vorüber. — Doch ich habe mich wohl schon zu lange mit meinem geschätzten Recensenten beschäftigt. Was ich an ihm auszusetzen habe, weiß er jetzt wohl und wissen es auch meine Leser, nur leider nicht seine. Aber will ich auch seinen Vorzug und seine Bedeutung wenigstens kurz kennzeichnen. Adolf Bartels ist eine gerade, schlichte Natur, die allen Tiefen und Zwiespältigkeiten der Welt, und zumal der sogenannten modernen Welt, in vergnüglicher Sicherheit fernsteht. Das hat auch seine Vorzüge. So ist er der berufene Kritiker und literarische Rathgeber der großen Masse, die, ohne sich in seelische Unkosten zu stürzen, doch auch ihren Antheil an der schönen Literatur haben will und haben soll. Die müssen „gesunde" Kost haben, im Interesse des Volks- und des Staatswohls. Und für diese Kost hat Bartels einen von sicherem Instinkt geleiteten guten Geschmack. Darum soll denn auch ihm und seiner Art wirklich aufrichtige Schätzung nicht versagt werden.

Berlin-Steglitz. Max Lorenz.

Theater-Korrespondenz.

Deutsches Theater: Schluck und Jau. Spiel zu Scherz und Schimpf. Mit fünf Unterbrechungen. Von Gerhart Hauptmann.

Königliches Schauspielhaus: Jugend von heute. Eine deutsche Komödie in fünf Aufzügen von Otto Ernst.

Lessing Theater: Der Athlet. Schauspiel in drei Aufzügen von Hermann Bahr.

Hauptmanns „Spiel zu Scherz und Schimpf“ hat eine sanfte Ablehnung erleiden müssen. Eine sanfte Ablehnung ist entschieden viel peinlicher, als eine stürmische Zurückweisung, wie sie z. B. Florian Geyer zu Theil wurde. Es ist auch garnicht zu leugnen, daß Hauptmann's Spiel im Theater geradezu gräulich langweilte. Als ich aus dem Theater ging, dachte ich: wie hat Hauptmann eine solche Banalität fertig bekommen! Ein paar Tage darauf, aber vielleicht auch schon den folgenden Tag änderte sich meine Meinung ein wenig. Ohne daß ich absichtlich an das Stück dachte, tauchten mir einzelne Bilder wie Schatten auf, und von diesen Schattenbildern ging eine doch recht merkwürdige und nachhaltige Stimmung aus. Ich glaubte zu ahnen, warum der Dichter das Ding eigentlich gemacht hat, aus welchem Empfinden heraus. Und ich glaubte ureigentliches Hauptmann'sches Wesen zu spüren.

Die gesammte Kritik, die immer recht belesen thun will, hat darauf hingewiesen, daß der Stoff schon vielfach in der Weltliteratur verwendet sei. Das aber ist wirklich sehr gleichgültig. Stoff ist Rohmaterial, der erst durch die Verarbeitung seinen Werth erhält. Der Geist muß originell sein, der dem Stoff die Seele und das Leben verleiht. Hauptmann selber weist durch ein seiner Dichtung vorgesetztes Motto darauf hin, daß er das Vorspiel zu Shakespeare's Bezähmter Widerspenstigen stofflich benutzt hat. Aber nicht nur stofflich, sondern auch sprachlich. Manche Stellen machen geradezu den Eindruck der Nachdichtung. Hauptmann hat sich also diesmal von Shakespeare anregen lassen. Das ist sehr charakteristisch, aber nicht verblüffend. Ich

habe stets darauf hingewiesen, daß Hauptmann ein nur aus sich schöpfender elementarer Geist nicht ist. Er bedarf stets der Anregung. Tolstoi, Ibsen, Maeterlinck hat er alle verwandt, jetzt macht er sich an Shakespeare. Eindrücken nachzugeben, Eindrücke mit spiegelglatter Seele aufzufangen und widerzuspiegeln ist das Wesen des Naturalisten. So bewegt sich Hauptmann diesmal, wie noch nie sonst in der Form Shakespearischer Wortwitze, z. B. Jon Rand: Halt' deinen Schnabel, Karl! Karl: Den Rand, Jon Rand. Jon Rand: Dies traf den Rand, triff, lieber Karl, in's Schwarze. Oder: Frau Adeluz: Laßt es euch gesagt sein, ich erwürge euch mit Krepp. Karl: Krepir' ich denn! Shakespeare mit Absicht parodirend klingt auch ein Akt aus: Uf's Pfard — uf's Pfard — uf's Pfard!

Der Hergang des Spiels ist folgender: Auf einem Jagdschloß lebt der Fürst Jon Rand mit seinen Leuten den Freuden der Jagd. Die Gesellschaft stößt auf zwei Vagabunden, Jau und Schluck. Der erste ist total besoffen. Karl, in des Fürsten Begleitung, schlägt vor, den Trunkenen in ein prächtiges Bett des Schlosses zu tragen. Erwacht er, soll er von allen als Fürst behandelt werden. Seine Vagabundenexistenz sei Traum gewesen. Demgemäß geschieht es, Jau läßt sich wirklich einreden, er sei Fürst. Er geberdet sich als solcher, aber ohne seine Natur als Strolch zu verleugnen. Er spricht wie früher, geberdet sich wie früher. Er ist nur grob materiellen Genüssen zugänglich. Die Hofgesellschaft amüsirt sich ganz großartig über den närrischen Ulkfürsten. Der Spaß erreicht den Höhepunkt, als man dem Jau seinen Kumpan Schluck in Weiberkleidern zuführt und ihm einredet, es sei seine holde, liebliche Gemahlin, die Fürstin. Als schließlich Jau sich gar zu fürstlich fühlt und zu Gewaltthätigkeiten ausartet, wird der Lust schnell ein Ende gemacht. Der Pseudofürst bekommt einen Schlaftrunk und wird mit seinem Freund Schluck an die Luft gesetzt. Das Spiel zu Scherz und Schimpf ist aus.

Was soll das Ganze nun? Hat es einen Sinn? Hauptmann verneint diese Frage in einem der Dichtung vorausgeschickten Prolog, in dem es heißt:

> Und nehmt dies derbe Stücklein nicht für mehr,
> Als einer unbesorgten Laune Kind.

Mit Recht wahrscheinlich ist jedoch von irgendwem die Vermuthung ausgesprochen, dieser Prolog mit seiner captatio benevolentiae sei nachträglich gedichtet, als sich auf den Proben die Unwirksamkeit des Stückes erwiesen habe. In direktem Widerspruch zu den zitirten Versen heißt es auch im Stück selber:

> Und wer in diesem bitterernsten Spiel,
> Sein bischen Albernheit nicht meistern will,
> Den soll man aus Korallenhalsband legen,
> Wie einen ungezogenen Stöberhund.

Also haben wir es doch mit einem „bitterernsten Spiel“ zu thun. Und der bitterernste Sinn wird auch mehrfach direkt ausgesprochen. Karl bezeichnet die wieder Bettler gewordenen Schluck und Jau als

> ein Beispiel, wenn Du willst,
> für die Vergänglichkeit irdischen Glücks!

Ich will es ohne weitere Umschweife sagen, was ich als die Grundlage, das Wesen, die Seele des Hauptmann'schen „Spieles“ ansehe. Es ist die Welt des Nirvana, die den tiefsten Untergrund bildet. Ueber ihr hüpfen irrlichterierend in der Welt der Materie und des Scheins nicht Menschen, sondern Fratzen, die zu leben glauben, jagen, fressen, saufen, ulken, lieben. Und das alles ist doch nichts, ist Narrheit, ist Wahnsinn, wüster Traum. Der Fürst und der Bettler sind gleich unwerthig und gleich vergänglich. Der Pöbel gehorcht jedem, der fürstlich gekleidet, d. h. richtig verkleidet ist. Das ist die Bedeutung der Scene mit dem Diener im vorletzten Akt. Der fratzenhafte Blödsinn dieser materiellen Welt kommt zum stärksten Ausdruck in dem Tanz, den der als Weib verkleidete Schluck vor Jau aufführt. Dieser komische Tanz hat, wie mich dünkt, in einem anderen Werk Hauptmanns sein tragisches Gegenstück. Ich denke an die Scene in den Webern, in der nach Erstürmung des Fabrikantenheims die zerlumpten und ausgehungerten Webermädchen auf die seidenen Polster steigen und sich tänzelnd in den kostbaren Spiegeln begucken. Da ist wieder im Hintergrunde die Stimmung, diese Welt des Elends ist nicht lebenswerth; und im Vordergrunde tänzeln die Individuen, Menschen genannt, albern und stumpfsinnig hin und her. Dieser Gegensatz ist echt tragisch. Ins Tragikomische gewandt findet er sich in „Schluck und Jau“. In diesem Spiel selber hat Schlucks Tanz noch ein Seitenstück. Auch die Mädchen im Schlosse, sonst zart und ätherisch, wie der Welt entrückt, tanzen in sinnloser Lust und Narrheit:

> Betrachte dir die Weiber, wie sie heiß
> und losgebunden ihren Reihen fliegen.
> Sie keuchen, lachen, schwingen ihre Füße,
> mänadisch fliegt das Haar, mänadisch lechzen
> die Lippen. Fast bewußtlos wirbeln alle —
> und allzuviel bewußt noch jede sich,
> rast unaufhaltsam fort ins Unbewußte.
> Mysterium! Und wäre Schluck nicht Schluck,
> den sie umkreisen, — Pfahl und Stein genügte,
> behauen so und so — und so geschnitzt. u. s. w.

Es ist durchaus die Schopenhauer'sche Empfindungswelt, in der Hauptmann lebt und webt. Ich habe schon früher, ich glaube als erster und einziger, auf den innigen Zusammenhang zwischen Hauptmann und Schopenhauer hingewiesen. Als die Grundstimmung, aus der heraus



Hauptmann seine Tragikomödie gedichtet hat, kommen mir immer wieder die Verse des orientalisch-buddhistischen Poeten in den Sinn:

Hast einer Welt Besitz du dir gewonnen:
Sei nicht erfreut darüber — es ist nichts.
Und ist dir einer Welt Besitz zerronnen:
Sei nicht im Leid darüber — es ist nichts.
Vorüber gehen Schmerzen so wie Wonnen:
Geh an der Welt vorüber — es ist nichts.

Vorgeschwebt hat Hauptmann sicherlich auch Calderon's „Leben ein Traum":

Was ist das Leben: hohler Schaum,
Ein täuschend Bild, ein Schatten kaum,
Es kann das Glück uns gar nichts geben,
Denn nur ein Traum ist alles Leben,
Und selbst die Träume sind nur Traum.

Man vergleiche damit die von Karl gesprochenen Verse auf Seite 121 des Hauptmann'schen Stückes. (Bei S. Fischer, Berlin, erschienen.)

Ich glaube durchaus nicht, daß Hauptmann dieses Spiel wirklich nur als einen sinnlosen Zeitvertreib aus Laune gedichtet hat. Ich vermuthe vielmehr, daß er recht viel allerpersönlichstes Empfinden hineingelegt hat. Schluck, der Mensch des Mitleids, der Liebe, der Güte, ja geradezu der Weltüberwindung und Jau, der Mensch des brutalen Wollens — sind das nicht zwei Pole des Hauptmann'schen Wesens? Und machen diese beiden Pole nicht vielleicht die Größe, aber auch die Tragik seines Wesens aus? Schluck, der auch Silhouetten schneidet, versichert wiederholt, er sei ein „sehr künstlicher Mann". Ist es nicht Hauptmann auch, durch und durch, in demselben Doppelsinne, wie es Schluck meint? Und Jau versichert zum Schluß immer: „ich bin getuppelt (gedoppelt). Ich bin a Ferscht — und ich bin halt o Jau." Hauptmann's eigenes Doppelwesen als Künstler liegt doch ganz klar zu Tage. Und der Mensch dürfte dem Künstler entsprechen. Sehr bezeichnend und die symbolische Bedeutung Jau's und des ganzen Spiels enthüllend sind die Worte, die Jau spricht, als ihm der Schlaftrunk gereicht ist:

A blaues Bliemla! Kimmelkase! Decka
vo Seide! seidne Decka! schiene seidne,
gar schiene, seidne Decka! schiene Kleeder!
an Schissel Blutwurscht! Singt das Madla hibsch!
Die singt wie ane schiene guldne Wulke.
Wie beim Schweinschlachta singt die, asu — fett. u. s. w.

Da haben wir Naturalismus und Märchendichtung, den Dichter der Weber und der Versunkenen Glocke symbolisirt. Und dieser zwischen dem Fürsten und Bettler hin und her phantasirende arme Schlucker — läßt er uns nicht an Hannele denken? —

Zum Schlusse möchte ich noch die Frage aufwerfen, ob Hauptmann die eigentliche Anregung zu seinem Spiel, das man auch als Groteske bezeichnen könnte, nicht von Hoffmannsthals „Hochzeit der Sobeïde“ und von Schnitzler's „Paracelsus“ erhalten haben dürfte. Natürlich stellte er sich die Aufgabe, im selben Genre etwas Größeres, Tieferes zu leisten. So lehnte er sich formell an Shakespeare an. Art und Form des Stückes wären so von außen hergeholt. Die Stimmung aber ist Hauptmann's Eigenthum. Und sie giebt dem sonst als Bühnenstück verfehlten Werke einen Untergrund, dessen sich Hauptmann denn doch wahrlich nicht zu schämen braucht.

Was die Darstellung betrifft, so verdient den ersten Preis sicherlich Herr Fischer als Schluck. Das war eine unendlich feine Leistung. Dicht daneben aber steht auch Herrn Rittner's Jau. Die Gegenpartie, die Hofgesellschaft, kam nicht zu richtiger Darstellung. Für den dekadenten, etwas melancholischen Aestheten Jon Rand hat der nüchterne und unbeholfene Herr Sommerstorff nichts übrig. Den Karl möchte ich mir doch auch leichter und geistreicher denken, als ihn Herr Nissen gab. Frl. Heims vermochte ein völlig zutreffendes Bild der Sidselill auch nicht zu geben, gleichwie ihr früher die Sobeïde mißlang. Diese ganz merkwürdige, durchaus secessionistisch gedachte Sidselill ist überaus schwer in Worten zu charakterisiren. Es heißt von ihr:

Ernst sitzt sie da, wo Andere fröhlich sind,
Und wenn ein Herze blutet, lacht sie.

Ich möchte fast die Meinung wagen, sie sei vergleichbar jener Marquise in Schnitzler's „Kakadu“, die es interessant findet, einen Herzog sterben zu sehen. Doch muß man diese Marquise in die ätherische und mystische Welt Maeterlinck's erheben, um Sidselill zu erhalten.

Das ganze Spiel der Hofgesellschaft und auch die Ausstattung schien mir viel zu robust. Das hätte alles viel ästhetischer, vielleicht in sezessionistischem Stil gehalten werden müssen.

* * *

Von den Stücken Otto Ernst's und Hermann Bahr's ist nichts Gutes zu melden. „Jugend von heute“ will die Uebertreibungen der Moderne geißeln. Das ist eine sehr gute Absicht. Aber mit ein paar Witzen, Persiflagen und Karikaturen läßt sich das doch nicht machen. Ernst vermag keine einzige lebenswahre Gestalt hinzustellen. Alles ist übertrieben und doch eigentlich nur auf die Philister berechnet, die über Nietzsche gern lachen wollen, auch wenn sie nie eine Zeile von ihm gelesen haben. Die Darstellung war durchweg sehr gut. Besonders nennen möchte ich die Herren

Grube, Vollmer, Molenar und Böttcher, Frl. Poppe war sehr manirirt und affektirt. Warum nennt übrigens Ernst sein Stück eine „deutsche Komödie? Dazu liegt wirklich kein Grund vor. Ich bedaure, daß ein so seichtes Stück ein Mann geschrieben hat, der in kleineren Arbeiten der „Jugend“ so oft durch Geist und Humor erquickt.

Herr Bahr hat diesmal das Unmöglichste an Psychologie geleistet Eine Frau bricht die Ehe — ganz ohne Grund. Ein Mann, eine Hüne an Kraft des Körpers und Gemüths, verzeiht eigentlich aus Trotz, und fällt, weil er verzeiht, in die überweltliche Sternenstimmung, die am Schlusse von Ibsen's „Klein Eyolf“ mit Recht eintritt. Die packendste Szene des Stückes, die Briefszene, ist Ibsen's „Nora“ entnommen. Die Darstellung gelang allen Betheiligten vorzüglich.

Berlin-Steglitz, 24. Februar 1900. Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Neue Schulreform in Sicht?

Vor einigen Wochen brachte eine angesehene Berliner Zeitung die Nachricht, die dann in der Presse viel besprochen wurde, daß an maßgebender Stelle eine abermalige Reform des höheren Schulwesens beabsichtigt werde. Bei dieser Gelegenheit wurde angedeutet, daß vor zehn Jahren die Initiative Sr. Majestät des Kaisers leider wirkungslos geblieben sei; diesmal solle nun Ernst gemacht werden. Dagegen erhoben die Vertheidiger des Bestehenden das Bedenken, daß ja seit Einführung der neuen Lehrpläne noch keine neun Jahre verstrichen seien, daß es also in ganz Preußen nicht einen einzigen jungen Menschen gebe, der schon den ganzen Kursus nach der neuen Art durchgemacht habe; da sei es doch verfrüht, schon wieder ändern zu wollen. Wir können diesen Einwand, so triftig er auf den ersten Blick erscheint, doch nicht gelten lassen. Daß die sogenannte Reform von 1892 einen innerlich ungesunden Zustand geschaffen habe, dessen Unhaltbarkeit sich durch den Erfolg, d. h. durch den Mißerfolg, sehr bald herausstellen werde, ist auch von uns immer behauptet worden.*) Der Entschluß, einzugreifen, kann also an sich nur dankbar begrüßt werden. Aber wird wirklich der Eingriff diesmal zu einer Besserung führen? Wie stehen dafür die Aussichten?

Unter denen, die nach Reform verlangen, treten in erster Linie die Aerzte hervor mit der Behauptung, daß unsere Schulen an der Nervosität der Jugend schuld seien. In diesem Sinne sind auf den Naturforscher-Tagen in Düsseldorf und München Verhandlungen geführt und Resolutionen gefaßt worden, nach denen man das Schlimmste nicht nur für möglich, sondern bereits für wirklich halten müßte. Zum Glück trugen die vorgebrachten Beschwerden doch sehr den Stempel der Uebertreibung und vorschnellen Verallgemeinerung.**) Aber das darf uns nicht sorglos machen. Es gilt weiter zu beobachten und den Thatsachen, auch unerwünschten, offen ins Gesicht zu sehen. Nur das dürfen wir im Voraus behaupten: wenn festgestellt werden sollte, daß die heutige Jugend in weitem Umfange mit „Neurasthenie" behaftet ist, und daß diese Schwäche gerade im Ringen mit den Anforderungen der Schule hervortritt, so würde damit noch lange

*) Vgl. „Die neuen Lehrpläne", Preuß. Jahrb. 69 (1892), besonders S. 278.

**) Als Beispiel diene die Schrift von Professor Griesbach (Mülhausen i. E.), Hygienische Schulreform, Hamburg u. Leipzig 1899.



nicht bewiesen sein, daß die Schule an dem Uebel schuld sei. Thatsächlich fordern wir von unsern Schülern ein außerordentlich viel geringeres Maß häuslicher Arbeit, als wir selbst im gleichen Alter geleistet haben. Wenn also heute der Durchschnitt nicht mehr im Stande sein sollte, ohne Schaden für seine Gesundheit dieses geringere Maß zu ertragen, so würde die Schule allen Dank verdienen, daß sie Anlaß gegeben hat, ein schweres Uebel zu konstatiren. Für Andere würde daraus die Aufgabe erwachsen, zu untersuchen, auf welchen Seiten des modernen Lebens die Gründe dafür liegen.

In sehr erwünschter Weise hat kürzlich eine Anzahl von Juristen den Schulfragen gegenüber Stellung genommen. Von Frankfurt a. M. aus wurde eine Petition von Richtern und höheren Beamten an das Königliche Staatsministerium gerichtet: „Bestimmung dahin herbeizuführen zu wollen, daß auch das Zeugniß der Reife eines Realgymnasiums in Preußen zur Zulassung zum juristischen Studium berechtige.“ Sollte diese Bitte, die auch in anderen Provinzen Unterstützung gefunden hat, erfüllt werden, so würde sie die gleiche Bewilligung für das Fach der Medizin ohne Weiteres mit sich ziehen und dadurch einen durchaus berechtigten Anspruch befriedigen helfen, den die Realgymnasien seit Jahren geltend gemacht haben, dessen Anerkennung aber bisher immer wieder versagt worden ist — übrigens nicht so sehr deshalb, weil auf Seiten der Regierung die richtige Erkenntniß gefehlt hätte, als weil die Angehörigen des ärztlichen Standes selber sich gegen das Realgymnasium als eine Schule mit „minderwerthiger Bildung“ sträubten. Die Frankfurter Juristen haben das Verdienst, in der Abwerfung dieses Vorurtheils *) kraftvoll vorangegangen zu sein. Und so dürfen wir vielleicht wirklich auf die baldige Beseitigung eines der schlimmsten Uebelstände hoffen. — Aber eine Besorgniß taucht sogleich wieder auf. In den Schlußsätzen jener Bittschrift wird darauf hingedeutet, daß, wenn das Realgymnasium die erweiterte Berechtigung erhalten solle, doch wohl das Lateinische in seinem Lehrplan verstärkt werden müsse; und in ähnlichem Sinne hat sich am 13. Januar der Staatssekretär von Posadowsky im Reichstage ausgesprochen. Nichts Unglücklicheres könnte geschehen. Ganz abgesehen von der Störung, die der Lehrplan des Realgymnasiums durch diese neue Verstärkung eines Nebenfaches erfahren würde, so wäre damit der alte Zwiespalt sofort aufs Neue eingeführt, nur an einer etwas anderen Stelle: Gymnasium und Realgymnasium wären gemeinsam die Bevorzugten; die Oberrealschule, deren Lehrplan von allen Dreien den einheitlichsten Charakter trägt und den Geist unserer Zeit am deutlichsten zum Ausdruck

*) Anmerkung der Redaktion. An dieser Stelle muß ich einen Vorbehalt machen. In den praktischen Forderungen stimme ich mit unserem Herrn Mitarbeiter überein, in der theoretischen Begründung besteht zwischen uns, wie das schon früher ausgesprochen, eine wesentliche Differenz. Ich halte keineswegs die verschiedenen Bildungsarten für gleichwerthig, sondern die klassische für die bei weitem werthvollste, so sehr, daß ich gerade aus diesem Grunde das äußere Privileg für überflüssig halte. Delbrück.



bringt, wäre für absehbare Zeit in eine untergeordnete Stellung zurückgedrängt. — Inzwischen ist in der öffentlichen Diskussion der Gedanke angeregt worden, für das Lateinlernen der künftigen Juristen und Mediziner dadurch zu sorgen, daß man ihnen eine Nachprüfung in diesem Fache auferlege. Das wäre viel weniger schlimm. So bliebe doch der Lehrgang ungestört; und die Nachprüfung könnte in einigen Jahren ohne viele Weiterungen wieder abgeschafft werden. Denn ein Uebel würde auch sie sein. Ein wirklich befriedigendes Verhältniß wird erst dann erreicht sein, wenn, was wir von je her gefordert haben, alle drei Schulen vollkommen gleiche Rechte genießen.

Bei dem Eintreten für die Oberrealschule dürfen wir der Zustimmung einer dritten einflußreichen Gruppe gewiß sein, der Techniker, die eben jetzt mehr als früher in den Vordergrund gerückt sind und in dem Rektor der Technischen Hochschule in Charlottenburg einen amtlich berufenen und für pädagogische Fragen lebhaft interessirten Wortführer haben. Nachdem im Herbst vorigen Jahres das Jubiläum dieser Hochschule Anlaß gewesen war, daß die Gleichberechtigung mit der Universität ausdrücklich anerkannt wurde, gab im Januar die vorgeschriebene Feier der Jahrhundertwende beiden Instituten eine schöne Gelegenheit, sich in freiem Wettkampf mit einander zu messen und zu zeigen, was eine jede für das Verständniß der Zeit und ihrer Aufgaben leisten könne. Und da kann man eigentlich nicht sagen, daß dieser erste Vergleich sehr zu Gunsten der jüngeren Schwester ausgefallen sei. Allerdings hatte die Universität eins ihrer hervorragendsten Mitglieder, den Philologen von Wilamowitz-Möllendorff, zum Redner bestellt*); aber daß dadurch die andere Hochschule von vornherein im Nachtheil gewesen sei, wird Niemand behaupten dürfen, da hier der Rektor, Geheimrath Riedler, selbst die Rede übernommen hatte. Wilamowitz schilderte in kurzen und kräftigen Zügen den gegenwärtigen Stand in der Entwicklung des geistigen Lebens. Was er sagte, machte den wohlthuenden Eindruck von ernstem Freimuth in der Beurtheilung unserer Lage und zugleich von froher Zuversicht für künftige Aufgaben; dabei trug Alles die frische Farbe einer bestimmten, gerade durch philologische Wissenschaft genährten Lebensanschauung. In der Riedlerschen Rede nahm eine bevorzugte Stelle der jubelnde Dank ein, den seine Magnifizenz an Seine Majestät für die den Hochschulen bewiesene Gunst abstattete. Was außerdem gesagt wurde, war im Wesentlichen polemischer Art: eine Verurtheilung der „veralteten scholastischen Methode“ des Unterrichts und die Forderung, daß statt dessen „Reife für die technische Richtung“ das Ziel der höheren Schulen sein müsse. Den Versuch, die gegenwärtigen Erscheinungen des Kulturlebens vom Standpunkte technischer Wissenschaft aus zu würdigen, hat der Redner gar nicht gemacht. In dem

*) Die Rede „Neujahr 1900“ ist auch im Buchhandel erschienen; Berlin, Weidmann. 60 Pf.

aber, was er nun thatsächlich vorbrachte, lag doch eine starke Ungerechtigkeit. Angenommen selbst, die Gymnasialbildung wäre so einseitig, wie Riedler sie schildert, so kann die Hilfe doch nicht darin gefunden werden, daß man eine andere Einseitigkeit an die Stelle setzt. Beherrschung der Natur ist immer nur eine Aufgabe für menschliches Thun; die andere, ebenso wichtige ist die, Menschen zu beherrschen und zu leiten. Das kann man nur, wenn man sie versteht; und zu solchem Verständniß helfen allein die Geisteswissenschaften.

Daß es unter den Schulmännern selbst nicht an solchen fehlt, auf deren Zustimmung Riedler sich berufen könnte, muß freilich zugegeben werden. Mit den Schriften von Arnold Ohlert, deren eine wir an dieser Stelle (Bd. 87 [1897] S. 144 ff.) eingehend besprochen haben, uns weiter zu beschäftigen, läge kein Grund vor, wenn nicht der Beifall, mit dem sie in gewissen Kreisen aufgenommen werden, ein bedenkliches Symptom wäre. Er zeigt, wie weit nachgerade auch in die pädagogische Debatte schon die Unsitte eingedrungen ist, nicht nach den Gedanken zu fragen, die jemand vorträgt, sondern nur darauf zu sehen, daß er einen Parteistandpunkt reinlich und zweifelsohne mit Schlagworten vertritt. Nur so konnte es geschehen, daß die philosophischen Gemeinplätze, mit denen der genannte Verfasser seine neueste Broschüre*) ausgestattet hat, in Rezensionen als „lückenlose Beweisführung" gerühmt werden. Ohlert hält „Bildung" für gleichbedeutend mit dem Besitze „sachlicher Kenntnisse", und hat es von diesem Grundirrthum aus natürlich nicht schwer, die Behauptung abzuleiten, daß aller sprachliche Unterricht für die „Stärkung oder Uebung der geistigen Kräfte" so gut wie nichts leiste. — Auf dem entgegengesetzten Flügel in der Gruppirung der Parteien stehen die Gymnasialmänner von der Richtung des Berliner Direktors Dr. Georg Schulze, der in der Versammlung in Bremen noch einmal dafür eintrat, daß eine Einheitsschule, die allen Anforderungen der modernen Kultur zugleich gerecht werde, möglich sei und aus dem jetzigen Gymnasium mit geringer Aenderung seines Lehrplanes hergestellt werden könne. Diese Hoffnung war es, die zu dem Interim von 1882 und dem schlimmeren von 1892 geführt hat; durch sie sind die alten Sprachen am Gymnasium auf eine Hungerkost gesetzt, bei der sie nicht leben und nicht sterben können. Die Anhänger dieser Ansicht sind seltener geworden, bilden aber immer noch eine Partei, mit der gerechnet werden muß.

Fast könnte es scheinen, als sei die glückliche Mitte zwischen den Extremen bereits gefunden: in Frankfurt, in dem System der Reformschulen. Die scharfsinnige und besonnene Art, wie seit Kurzem Direktor Ziehen die dort gemachten Versuche zu beschreiben und zu vertheidigen unternommen hat**),

*) Arn. Ohlert, Das Studium der Sprachen und die geistige Bildung. Berlin 1899.
**) Dr. Julius Ziehen: Der Frankfurter Lehrplan und seine Stellung innerhalb der Schulreformbewegung. Leipzig und Frankfurt a. M. (Kesselring'sche Hofbuchhandlung) 1900.



ladet zu erneuter Auseinandersetzung ein, für die aber doch lieber ein anderer Platz gewählt werden mag. Hier nur einige Andeutungen.

1. Das Griechische beginnt am Frankfurter Gymnasium in Unter-Sekunda, dauert also vier Jahre anstatt, wie sonst, sechs. Es ist aber Tausend gegen Eins zu wetten, daß, sobald der jetzt versuchsweise eingeführte Lehrplan endgültig anerkannt ist, sich die Nötigung ergeben wird, den Anfang noch ein Jahr weiter hinauszuschieben; denn daß junge Leute mit dem „Abschlußexamen" ins Leben entlassen werden, nachdem sie ein Jahr lang die Anfänge einer Sprache gelernt haben, die ihnen dann für immer fremd bleibt, ist doch gar zu widersinnig. Soll künftig auch in drei Jahren dasselbe geleistet werden, wie anderwärts in sechsen? —

2. Nicht die Frankfurter Schulmänner, aber das große Publikum, das für „die Reformschule" schwärmt, und die Stimmführer der Agitation in der Presse hoffen hier eine Einrichtung gefunden zu haben, die allgemein angenommen und zur Grundlage des ganzen höheren Schulwesens gemacht werden könne. Das ist aber unmöglich, weil die Durchführung des Frankfurter Systems äußerlich die Verhältnisse einer großen Stadt und innerlich das einheitliche Zusammenwirken eines auserlesenen Kollegiums voraussetzt. Beide Bedingungen zugleich werden immer nur ausnahmsweise erfüllt sein. Auch in Zukunft wird es nicht an solchen Lehrern fehlen, die als Mitarbeiter deswegen geschätzt werden, weil, wer in der Stunde nach ihnen unterrichtet, die Klasse hübsch ausgeruht vorfindet. —

3. Und es ist sehr gut, daß es solche Lehrer giebt. Auf dem Wechsel von Anspannung und Nachlassen beruht die geistige Gesundheit der Schüler; mit lauter Kraftbrühe oder gar mit lauter Fleischextrakt kann man einen Menschen nicht ernähren. Das Bedenklichste an dem Frankfurter Lehrplan ist gerade der durch und durch intensive Betrieb, der für die behaglich breite Ausdehnung, in der die Hauptfächer des alten Gymnasiums wirkten, Ersatz geben soll.

An dem neuen Gymnasium, dem normal-preußischen, ist es übrigens in dieser Beziehung, im Prinzip wenigstens, nicht anders. Auch hier ist der Lehrplan künstlich so ausstudirt, daß er nur dann erfolgreich funktioniren kann, wenn alle einzelnen Glieder aufs Vollkommenste ineinandergreifen; das ist naturgemäß nur ausnahmsweise der Fall. Auch in der Forderung, daß die Lehrstunden intensiv ausgenutzt werden und durch verbesserte Methode das wieder einbringen sollen, was durch verminderte Hausarbeit verloren geht, weisen die offiziellen Lehrpläne (S. 64) schon ganz in die Richtung, nach der man dann in Frankfurt weitergegangen ist. Sollte wirklich zu den Klagen über Nervosität, deren vorher gedacht wurde, gerade die moderne Schule einen Grund gegeben haben, so ist dies die Stelle, wo er liegen müßte.

Das geistige Leben der Menschheit ist so vielgestaltig und inhaltreich geworden, daß es unmöglich ist, alle seine wesentlichen Elemente in einen einzigen Lehrgang zusammenzufassen, wie dies in dem Gymnasialplan von

1892 und, nur mit etwas anderer Gruppirung, am Goethe-Gymnasium in Frankfurt versucht ist. Was statt dessen noth thut, ist: volle Gleichberechtigung der verschiedenen Schulen, deren jede die Freiheit hätte ihren eigenen Weg zu gehen, ohne beengende Rücksichten auf einen fremden Lehrplan, dafür aber die Verpflichtung übernehmen würde, ihre eigenen Hauptfächer innerlich so auszubauen, daß von da aus ein lebendiges Verständniß für die mannigfaltigen Seiten menschlicher Kultur gewonnen werden könnte*). Solche Reform würde für das Gymnasium eine Wiedergeburt bedeuten. Ob sie kommen wird? An richtiger Einsicht hat es den leitenden Männern in der Unterrichtsverwaltung auch früher nicht gefehlt. Hoffen wir, daß diesmal sich der Ernst und die Kraft dazugesellen, deren es bedarf, um alle Widerstände zu überwinden und das als recht Erkannte aus dem Gedanken in die That umzusetzen!

Düsseldorf, 22. Februar 1900. Paul Cauer.

Aus Finland.

Die heutige russische Politik bewegt sich in merkwürdigen Widersprüchen. In der Welt predigt sie die Humanität und beruft Friedenskongresse; in Polen treibt sie Versöhnungspolitik und kommt den polnischen Nationalwünschen bereitwilligst entgegen; in den deutschen Ostseeprovinzen hält sie das harte System der Unterdrückung aufrecht, und endlich in Finland hat die Russifikation erst ihren Anfang genommen und ist noch in fortwährender Steigerung begriffen. Die gesammte Intelligenz aller Kulturnationen Europas, darf man sagen, hat sich zusammengethan, um in öffentlichen Erklärungen oder direkten Adressen an den Zaren gegen die Vergewaltigung zu protestiren — ein Vorgang und eine Einmüthigkeit ohne Beispiel in der Geschichte: es ist völlig vergeblich gewesen!**) Immer von Neuem empört es uns, wie heilige Versprechen und altverbriefte Rechte dort für nichts geachtet werden, und wie eine hohe Kultur mit einer Schamlosigkeit und einem Unverstand, für die es keinen Ausdruck giebt, zu Grunde gerichtet wird.

Die beschworene alte finländische Verfassung ist durch das kaiserliche Manifest vom 15. Februar 1899 in den Grundbedingungen aufgehoben, Finland hat seine besondere Armee, Post, Münze verloren und soll nur noch eine Provinz des russischen Reiches sein, und von der politischen Unifizirung schreitet man fort zur Entnationalisirung und Russifizirung. Ministerielle Erlasse empfahlen zunächst den höheren Beamten die Pflege

---

*) Andeutungen darüber, wie dies für das Gymnasium zu bewirken sei, giebt meine eben jetzt bei L. Voß u. Cie. in Düsseldorf erscheinende Schrift: „Wie dient das Gymnasium dem Leben?“

**) Die dankbaren Finländer haben in einer Pracht Ausgabe die sämmtlichen Adressen mit ihrer Unterschrift facsimiliren lassen. Das Buch ist gedruckt bei H. W. Tullberg, Stockholm. Preis 16 Mk.

und den Gebrauch der russischen Sprache; dann wurde dies auf das Heer ausgedehnt, und die Offiziere wurden angehalten, für die Verbreitung des Russischen unter ihren Untergebenen zu sorgen, d. h. am Ruin ihrer Nation zu arbeiten. Das Ziel ist natürlich — wenn dies auch nicht zugegeben wird — die Erhebung der russischen Sprache zur offiziellen Amts- und Unterrichtssprache. Und das ist das Furchtbarste, was diesem armen Lande bevorsteht. Man könnte meinen, gerade die Einführung der russischen Sprache sei nicht so schlimm. Ein Blick auf die Geschichte der Ostseeprovinzen seit 1885 — in diesem Jahre wurde hier das Russische die offizielle Sprache — zeigt aber, wie die Aenderung der Sprache das beste Mittel zur Einführung der fremden Kultur oder besser gesagt Unkultur ist. Die vorzüglichen deutschen Beamten und Lehrer wurden abgesetzt, sobald sie nicht fertig russisch sprachen und schrieben. Die zahllosen frei werdenden Stellen bekamen oft ganz unwürdige Elemente; das einzige Erforderniß war die Kenntniß des Russischen und die Begeisterung für den panslavistischen Gedanken. Jetzt liegt das gesammte Unterrichtswesen in den Ostseeprovinzen darnieder; selbst das altehrwürdige Dorpat ist so sehr eine rein russische Universität geworden, daß es auch schon seine Studentenunruhen hat, das beste Kennzeichen für die Vollendung der Russifizirung. Und dieser Ruin ist von den Russen mit Bewußtsein herbeigeführt worden. Es graust einem, wenn man hört, daß der Kurator Kapustin gesagt hat: „Was schadet's, wenn die Balten in ihrer Bildung um 100 bis 200 Jahre zurückgehen; wenn sie nur gut russisch werden."

Nicht lange wird es dauern, so wiederholt sich diese Tragödie in Finland. Jetzt giebt es dort einen gesunden, unbestechlichen Beamtenstand, gebildet aus den besten Elementen der finländischen Gesellschaft. Das Schulwesen, das ganz nach schwedischem Muster eingerichtet ist und sich die besten modernen Kenntnisse aneignet, hat die allgemeine Bildung so gehoben, daß Analphabeten kaum zu finden sind. Die Helsingforser Universität genießt weithin einen guten Ruf. Aber Bildung ist ja Macht, und wo der Staat absolute Gewalt haben will, da darf die Bildung nicht zu groß sein. Darum wird man sich bemühen, auch das finische Volk von seinem „ungesunden Leben" zu dem Schlaf zu bringen, der das Regieren so leicht macht.

Kürzlich hat es der Generalgouverneur Bobrikow versucht, den Studenten die Vertheilung von Schriften gegen die Trunksucht und von solchen religiösen Inhalts zu verbieten; als Vorwand diente die Verdächtigung, daß es Schriften revolutionären Inhalts seien. Als ihm die Unterdrückung dieser aufopfernden Arbeit an der Hebung des Volkes nicht gelang, sprach der Generalgouverneur dem Rektor der Helsingforser Universität den Wunsch aus, daß jede Arbeit zur Förderung der Volksbildung auf einige Jahre suspendirt werde. Ist natürlich auch diesem unglaublichen Ansinnen die gebührende Antwort geworden, so ist doch schon das Aussprechen dieses Wunsches charakteristisch.

Von den zahlreichen anderen Uebergriffen der russischen Regierung wollen wir nur noch einen erwähnen, der das freie finische Volk besonders hart trifft, die Verschärfung der Zensur. Es ist ja bekannt, daß in Rußland kein gedrucktes Wort verbreitet werden darf, ohne daß es vorher die Zensur passirt hat. Zwar will der neue Minister des Innern, Sipjagin, der Presse größere Freiheit lassen; wer die Verhältnisse kennt, wird aber mindestens im Zweifel sein, ob eine einzelne Persönlichkeit einem solchen System gegenüber viel vermag. Jede Zeitung, jedes Buch, das aus dem Ausland kommt, wird durchgesehen. Findet sich darin irgend eine Stelle, die den russischen Beamten anstößig erscheint, so wird sie mit Druckerschwärze überstrichen. Häufen sich die Stellen, die geschwärzt werden müßten, so wird das Buch oder die Zeitung der Einfachheit halber vernichtet, selbstverständlich ohne Schadenersatz, ja in der Regel, ohne daß der Empfänger davon benachrichtigt wird. Es ist wunderbar, was alles in Rußland nicht gesagt und gedruckt werden darf. Die Preßbehörde giebt darum den russischen Zeitungen immer durch Zirkular bekannt, was sie veröffentlichen dürfen und was nicht. Ungehorsamen Zeitungen wird der Einzelverkauf oder die Annahme von Anzeigen (bis zu 8 Jahren!) verboten, oder die Zeitung darf einige Monate nicht erscheinen; bei Wiederholungsfällen wird sie gänzlich aufgehoben.

Häufig hört man in Finland über die Verletzung des Briefgeheimnisses klagen; selbst der Briefwechsel von Privatpersonen ist von der Ueberwachung durch die russische Geheimpolizei nicht ausgeschlossen. Packete mit ausländischen Zeitungen kommen entweder gar nicht oder nur nach genauer Durchsicht und Vernichtung alles „Gefährlichen“ an. Alle Telegramme gehen über Petersburg und werden da einer scharfen Zensur unterworfen. Furchtbar ist es, wie die Zeitungen zu leiden haben. In den beiden Jahren 1897 und 1898 zusammen kamen in Finland nur 130 Fälle von Maßregelungen der Presse vor; im ersten Vierteljahr 1899 dagegen waren es allein schon über 150. Nordfinland ist jetzt für einige Monate ohne jedes Lokalblatt. Als sein Ziel im Zeitungswesen hat der neue Generalgouverneur Bobrikow bezeichnet, die 200 Zeitungen, die jetzt in Finland existiren, auf sieben zu reduziren; denn dies würde den Verhältnissen in Rußland entsprechen. Sieben sind ja außerdem leichter zu überwachen als 200. Jetzt hat sich der Generalgouverneur vom Zaren noch das Recht ausgewirkt, den Chefredakteur einer Zeitung abzusetzen.

Als neueste Zensurmaßregel wird demnächst die Bestimmung in Kraft treten, daß Versammlungen und öffentliche Aufzüge nur mit Genehmigung des Generalgouverneurs stattfinden dürfen. Damit fällt fast jede Schranke für die Willkür dieses Diktators.

Nach alledem kann ja kein Zweifel sein, daß eine Verschmelzung des finischen und russischen Nationalcharakters nicht möglich ist; sie sind unvereinbare Gegensätze: hier Freiheit, Selbstbewußtsein, Bildung, dort

Bevormundung, kriechende Unterwürfigkeit, Beschränktheit. Aber zu all' diesen Gegensätzen kommt noch der der Religion. Finland ist zu 98 pCt. protestantisch, und welchen Einfluß die Religion hier noch auf das öffentliche Leben hat, geht schon daraus hervor, daß man bisher den regelmäßigen Abendmahlsbesuch nachweisen mußte, ehe man vor Gericht schwören durfte. Nun steht ja in Rußland das Nationale nnd Kirchliche in einem viel engeren Zusammenhang als bei uns. Wie der Kaiser zugleich der oberste Herr der Kirche ist, so wird der nicht als echter Russe angesehen, der nicht pravo-slavnie, rechtgläubig ist. Darum geht mit der Russifizirung meist die Proselytenmacherei Hand in Hand. In den Ostseeprovinzen wurde Ende der 60er Jahre Staatsland an die Ehsten und Letten vertheilt, und so wurden viele für die griechisch-katholische Kirche gewonnen. Als dann diese armen Irregeführten ihren Fehler erkannten und wieder lutherisch werden wollten, wurde es ihnen verwehrt. Niemand darf in Rußland aus der Staatskirche austreten. Evangelische Geistliche, die Kinder von solchen Uebergetretenen taufen oder selbst zum Abendmahl zulassen, werden bestraft; zeitweilige oder gänzliche Amtsentsetzung, Gefängniß, Verschickung nach Sibirien sind die Strafen, die ihrer warten. Aber sie halten mannhaft zusammen; alle haben sich gegenseitig auf ihr Gewissen verpflichtet, sich durch alles dies nicht abhalten zu lassen, für ihren Glauben zu wirken. Eine arge Zumuthung ist ihnen noch in der letzten Zeit gemacht worden: sie mußten ein Dankgebet für den Uebertritt einer Großfürstin vom lutherischen zum griechisch-katholischen Bekenntniß halten. Da haben sie theils bloß diese Verfügung in ihren Kirchen vorgelesen und daran etwa das Gebet: Herr erbarme Dich! geknüpft, theils haben sie das Eintreten des russischen Kaisers für sein Bekenntniß den Lutheranern als Vorbild für ihren Glauben hingestellt.

Die ersten Anzeichen, daß auch in Finland nun die Propaganda beginnen soll, sind schon da. Der stellvertretende Generalgouverneur Schipow hat den Senat ersucht, den evangelischen Geistlichen die Veröffentlichung von politischen Aufsätzen und die Erwähnung der politischen Verhältnisse in ihren Predigten zu verbieten.

Wie stellt sich nun das finische Volk zu alledem? In den ersten Tagen fürchtete man wohl Unruhen; aber das Volk, das von einer so starken Ehrfurcht vor den Gesetzen erfüllt ist, hat sich zu keiner einzigen unbedachten oder ungesetzmäßigen Handlung hinreißen lassen. So tief ihr Schmerz ist, so bitter ihre Empörung über die Mißachtung der Rechte ihres innig geliebten Vaterlandes — der Gedanke an einen Aufstand, das Ergreifen von Gewaltmaßregeln liegt ihnen völlig fern. Der Konsul Wolff in Wiborg, der kürzlich wegen seines mannhaften Auftretens gemaßregelt worden ist, hat gesagt: „Nie werden wir zu ungesetzlichen Mitteln unsere Zuflucht nehmen; aber offen und furchtlos, demüthig aber bestimmt werden wir gegen jede Kränkung unserer Grundgesetze protestiren."

So machte schon die Veröffentlichung des Manifestes vom 15. Februar 1899 der russischen Regierung große Schwierigkeiten. Der Senat in Helsingfors, dem es zur Bekanntmachung übergeben wurde, sprach sich Anfangs gegen die Veröffentlichung aus; der Senator Yrjö-Koskinen, der dann bei der Abstimmung den Ausschlag gab, so daß das Manifest verbreitet wurde, mußte sich deswegen Verräther nennen lassen. Und als nun das Manifest im Helsingforser Amtsblatt gedruckt werden sollte, reichte der Redakteur sein Entlassungsgesuch ein und die Setzer stellten die Arbeit ein; Niemand wollte auch nur indirekt an dem Ruin des Vaterlandes mitarbeiten.

Es hat etwas Ergreifendes, wenn man sieht, wie allgemein seit den Februartagen die Trauer der Bevölkerung ist. Alle Damen kleiden sich in Schwarz; es gilt als Mangel an Nationalgefühl, bunte Kleider zu tragen. Das Denkmal Alexanders II. in Helsingfors, das vor der Nicolaikirche steht, ist immer mit frischen Kränzen bedeckt. Er war ja unter allen russischen Kaisern der, der am meisten Sympathien für Finland hatte. Indem die Finländer sein Andenken ehren, protestiren sie gegen die Uebergriffe, durch die sein Enkel das Land unglücklich macht. An seinem Todestage, am 13. März, versammelte sich das Volk zu Tausenden und aber Tausenden auf dem großen weiten Platz, den das Denkmal ziert. Die kostbarsten Blumenspenden wurden dort niedergelegt. Den Platz umgeben das Senatsgebäude, der Sitz der obersten finischen Behörde, die Nicolaikirche mit ihren hellen Säulen, zu denen steile Stufen hinanführen, und der lange Bau der Universität. Wie drei Symbole für die Grundlagen des Glückes Finlands — Freiheit, Glaube und Bildung — schauten sie hernieder auf die trauernde Menge, die da unten ihren Gefühlen einen spontanen Ausdruck gab. Und da erklang mit einem Male, ohne Verabredung, wie auf eine Eingebung hin, das alte Kampf- und Trutzlied: Ein feste Burg ist unser Gott. Da mag manches Herz erzittert sein unter der Größe des Augenblicks und mancher mag aus dem unvergleichlichen Liede Kraft und Muth für die Zukunft geschöpft haben. Ergreifend muß auch die Huldigung gewesen sein, die dem vor einigen Wochen abgesetzten Gouverneur der Provinz Wiborg, Generalleutnant Axel von Gripenberg, dargebracht worden ist. Gewaltig erklang auch hier durch die Winternacht das Lied: Ein feste Burg ist unser Gott.

Man sieht jetzt auch recht deutlich in Finland, wie gemeinsames Unglück die Menschen verbindet. Den Redakteuren, die von der Preßbehörde bestraft werden, bringt man begeisterte Ovationen dar, und ihre Blätter werden auf jede Weise unterstützt. Wird einer Zeitung das Annehmen von Anzeigen verboten, so geben die Finländer doch ihre Inserate an sie ab und bezahlen sie, auch wenn sie nicht gedruckt werden. Es ist Ehrensache eines jeden Bemittelten, auf Zeitungen, die durch die Verbote der Zensur materiell geschädigt werden, zu abonniren.

Die Zeitungen wiederum suchen die Verbote der Censur zu umgehen.

Die Maßregeln der russischen Regierung werden genau nach den offiziellen Zeitungen abgedruckt, und da ja eine Kritik derselben nicht erlaubt ist, setzt man daneben eine amtliche Aeußerung aus früheren Jahren, der die neue Bestimmung aufs schärfste widerspricht. So wird Jedermann ohne Weiteres auf Uebergriffe hingewiesen.

Ebenso offen wie die liebevolle Unterstützung der Leidensgenossen kommt der Haß gegen alles Russische zum Ausdruck. Mit den russischen Beamten hat kein Finländer Verkehr; ist ja selbst noch in den Ostseeprovinzen das Verhältniß zwischen dem deutschen Adel und den höhreren Beamten der russischen Regierung sehr gespannt. Der Generalgouverneur Bobrikow lebt mit seiner Familie in Helsingfors einsam. Das geht so weit, daß alle Finländer einmal die Schlittschuhbahn verlassen haben, als seine Tochter dorthin kam. Der Helsingforser Korrespondent der Moskowskaja Wedomosti, ein Herr Messarosch, lebte im Societetshus, im 1. Hotel von Helsingfors. Als es bekannt wurde, daß man ihm vor allem die verleumderischen und gehässigen Berichte verdanke, die die russischen Zeitungen über Finland brachten, erklärten alle finländischen Gäste, sie würden das Hotel verlassen, wenn Herr Messarosch bliebe. Natürlich mußte dieser gehen; aber als die Frau, bei der er sich dann ein möblirtes Zimmer gemiethet hatte, erfuhr, wen sie beherberge, kündigte sie ihm sofort. Sein Zimmer wurde nicht gereinigt, Niemand bediente ihn, kurz er mußte auch hier gehen. Schließlich wandte er sich an den Generalgouverneur, der ihm eine Wohnung in der Gendarmeriekaserne verschaffte. Wo er sich auf der Straße sehen ließ, rief man sich seinen Namen zu; wo man ihn in den Restaurationen kannte, wurde ihm kein Essen verabreicht. Schließlich hatte man ihn aus Helsingfors hinausgeärgert.

Dieser Haß gegen die Russen geht sogar so weit, daß die Setzer, die durch die Unterdrückung der Zeitungen natürlich brodlos werden, die ihnen russischerseits angebotenen Unterstützungen zurückweisen. Auch sieht man nirgends in den Kunst- und Buchhandlungen von Helsingfors ein Bild von Nicolaus II.

Dieser Haß wird verständlich, wenn man hört, zu welchen Mitteln die russischen Beamten, vor allem der Generalgouverneur Bobrikow, greifen. Die Ueberwachung der Bevölkerung geht so weit, daß sich jetzt die Errichtung einer selbständigen finländischen Gendarmerie-Schwadron nöthig gemacht hat; diese Gendarmen sind aber im Grunde nichts Anderes als russische Spione. Mißliebige Beamte, z. B. eben der national finisch fühlende Generalleutnant Gripenberg, werden durch Verdächtigungen und Verleumdungen beseitigt.

Dann läßt man, um das finische Volk für sich zu gewinnen, Trödler und Hausirer im Lande umherziehen, die den ärmeren Bauern vorspiegeln, sie würden unter der neuen russischen Verwaltung Ländereien erhalten, so daß sie dann sorgloser leben könnten. Den größten Aerger verursacht



dem Bobrikow die Ruhe des finnischen Volkes. Er hat es selbst in Petersburg nicht durchsetzen können, daß der „kleine" Belagerungszustand über Finland verhängt wurde.

So fehlen ihm Handhaben, um schärfer vorzugehen. Denn die Bekränzung des Denkmals eines Kaisers läßt sich nicht verbieten, mag sie auch eine Demonstration sein. So sucht er selbst zu ersetzen, was fehlt. Einmal hat er sich durch seine Gensdarmen, die als Bauern verkleidet waren, die Fenster einwerfen lassen. Aber der wachsame finländische Polizeimeister konnte ihm die wahren Thäter nachweisen.

Eines Morgens schmückte die Straßen und Plätze von Helsingfors ein Aufruf, der die Finen zur offenen Empörung gegen die Russen aufreizte. Nach langer Zeit und mit vielen Kosten gelang es, nachzuweisen, daß nur in der amtlichen Druckerei des Generalgouverneurs die Typen vorhanden waren, mit denen der Aufruf gedruckt war. Bobrikow selbst hatte ihn drucken lassen und seine Gensdarme hatten ihn verbreitet. Und als der Polizeimeister ihm die Anstifter nannte, meinte er, nicht mehr leugnend, daß der Anschlag von ihm selber ausgegangen sei, er habe nur sehen wollen, wie weit den Finen zu trauen sei.

Solche Dinge scheinen unglaublich, und es werden sich auch in der Geschichte wenig Parallelen für eine derartige Handlungsweise finden.

Und was sagt man nun in Rußland selbst zu alledem? Zum Theil spottet man über die Finländer, man erklärt ihre angeblichen Vorrechte, auf die sie sich berufen, für Märchen, und jeder neue Erlaß gegen Finland wird mit Freuden begrüßt. Aber die einsichtigen Kreise Rußlands erkennen das Unrecht, das dort gethan wird, und sprechen darum am liebsten nicht über Finland. Sie meinen, der Kaiser sei von schlechten Rathgebern irregeführt. Solchen Gedanken hat Graf Leo Tolstoi Ausdruck verliehen: Alle gebildeten Russen sympathisiren mit Finland. Man sollte lieber Rußland nach dem Muster Finlands einrichten als umgekehrt.

Erinnerung an den Fall des Sozialistengesetzes. Pessimistische Politik. Die Flotten-Vorlage und die Parteien. Die Krisis im Transvaal-Kriege.

Wir wollen unsere heutige Betrachtung bei einer historischen Kontroverse einsetzen, die an sich von nicht geringer Bedeutung, auch für die Gegenwart lehrreiche Schlüsse zuläßt. Es handelt sich um die Frage des Erlöschens des Sozialistengesetzes, über das Fürst Herbert Bismarck neulich im Reichstage einige Bemerkungen gemacht hat, die Herrn von Helldorff-Bedra zur Veröffentlichung seiner Erinnerungen veranlaßten. Als der Streit zum ersten Mal auftauchte, hat in diesen Jahrbüchern (Novemberheft 1898) Herr Landesökonomierath Nobbe, der Vertreter der Reichspartei in der

Kommission war, die Frage erörtert und kam noch zu dem Schluß, daß die Sache nicht völlig zu entscheiden sei: es stecke entweder noch ein unaufgeklärtes Geheimniß dahinter, oder die konservative Partei und Fürst Bismarck hätten damals eine sogenannte pessimistische Politik getrieben, d. h. sie hätten mit Absicht das abgeschwächte Sozialistengesetz zu Fall gebracht, in der Berechnung, daß dann eine Nothlage entstehen müsse, die es erlauben werde, mit anderen, energischeren Mitteln einzugreifen. In einer derartigen pessimistischen Politik liegt prinzipiell kein Vorwurf. Jeder Arzt überlegt, ob er die Entwickelung eines Geschwürs hemmen, oder umgekehrt befördern soll, damit es reif werde, und er es aufschneiden kann. Sehr leicht kann der Staatsmann in die Lage kommen, lieber ein Uebel erst bis auf einen gewissen Grad wachsen zu lassen, um mittlerweile seine eigenen Hilfsmittel zu verstärken und dann erst die Kriegserklärung zu erlassen. Die Regierung hätte damals nicht nur ein sehr scharfes dauerndes Gesetz haben können, sondern wie Herr Robbe in jener Aufzeichnung mitgetheilt hat, war Windthorst sogar bereit, den streitigen Punkt, den Ausweisungsparagraphen auf Zeit weiter zu bewilligen. Man ist auf den Gedanken nicht eingegangen, weil die konservative Fraktion unter Führung des Herrn von Helldorff beabsichtigte, das pessimistische Rezept anzuwenden, aber natürlich nur unter Voraussetzung, daß Fürst Bismarck keine andere Direktive gebe. Herr von Helldorff fragte darüber persönlich bei dem Fürsten an und dieser gab ihm keine bestimmte Antwort. Von einem Mißverständniß zwischen den beiden Herrn aber kann gar keine Rede sein.

Fürst Bismarck hat allerdings nicht mit runden Worten zu Herrn v. Helldorff gesagt, er wünsche, daß das abgeschwächte Gesetz nicht zu Stande komme. Dazu war er ein viel zu guter Diplomat: wozu den Konservativen die Verantwortung abnehmen? Er wußte, daß es genüge, wenn er nichts ausspräche, um das Gesetz zu Fall zu bringen, und daraufhin hat er später Herrn v. Helldorff die Schuld für das Scheitern zuschieben wollen. Man darf ihm das nicht zu hart anrechnen. Es ist das ja die Stimmung, die alle Aeußerungen seiner letzten Jahre beherrschte, ganz wie diejenige Napoleons auf St. Helena.

Die Politik des Fürsten Bismarck und der Konservativen im Januar 1890 wird noch verständlicher, wenn man sich klar macht, daß eine ähnliche Taktik zu dem glänzenden Siege von 1887 geführt hat. Das Centrum bot damals über die Heeresvorlage einen Kompromiß an, den die Regierung wohl hätte annehmen können, wenn sie überhaupt einen Kompromiß gewünscht hätte. Weshalb aber einen Kompromiß, wozu eine Konzession, wenn man das Ganze haben kann, wenn man des Sieges gewiß ist?

Aus demselben Gedanken entsprang die Auflösung von 1893, nur daß er diesmal nicht von der Regierung ausging, sondern allein von den Konservativen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß es dem Grafen Caprivi

damals möglich gewesen wäre, mit den Freisinnigen über die Einführung der zweijährigen Dienstzeit zu einer Vereinbarung zu gelangen. Die Verhandlungen schwebten noch; da zerriß sie Herr v. Hammerstein gewaltsam durch einen vorzeitigen Schlußantrag und erzwang die Auflösung. Das wäre als konservative Parteipolitik gar nicht so schlecht gewesen — wenn es Erfolg gehabt hätte. Es hatte auch den Erfolg, die freisinnige Partei in die beiden Hälften zu spalten. Aber der Wahlgewinn kam nicht den Konservativen, sondern theils den Nationalliberalen, theils den Antisemiten zu Nutze; die Konservativen gewannen nur zwei Mandate.

Darauf kommt es zuletzt an: ob die Situation richtig erkannt ist und die Taktik Erfolg hat. Das Prinzip ist nicht schlechter, nicht besser als andere politische Mittel auch, man muß es nur an der passenden Stelle und im passenden Augenblick anwenden. 1890 ist die Anwendung vollständig verunglückt und deshalb noch heute der Streit, wer eigentlich die Schuld trage.

Die Frage ist, ob sich heute zum vierten Mal etwas Aehnliches vorbereitet. Der Zwischenfall Hahn — Szmula hat plötzlich in helles Licht gerückt, was man sich längst zuraunte, daß nämlich der Bund der Landwirthe zwar aus allgemeinen politischen Gründen selber für die Flotte eintreten werde, gleichzeitig aber wünsche und betreibe, daß sie zunächst abgelehnt werde, damit eine Auflösung erfolge. Die Auflösung würde die Regierung zwingen, sich auf den Bund der Landwirthe zu stützen, sich aufs engste mit ihm zu liiren und für die zukünftigen Handelsverträge eine feste agrarische Majorität schaffen. Daß es im Bunde der Landwirthe Leute giebt, die solche Gedanken erwägen, ist durch die Aeußerungen des Herrn Hahn erwiesen. Wie die eigentlichen konservativen Führer denken, weiß man noch nicht.

Unmöglich wäre eine solche Politik keineswegs. Die Strömung für die Flotte im Volke ist so stark, daß von diesem Gesichtspunkte aus die Regierung Alles wagen könnte, und einen sehr großen Gewinn würde das öffentliche Leben in Deutschland auf jeden Fall aus einer Auflösung ziehen: die unfähigste und unbrauchbarste aller unserer politischen Fraktionen, die freisinnige Volkspartei des Herrn Eugen Richter, wüde dabei völlig zu Grunde gehen und aus unserem öffentlichen Leben ausscheiden. Vermuthlich würde nicht einmal Herr Richter selber sein Mandat retten und das wäre bei dem außerordentlichen parlamentarischen Talent dieses Mannes ein Verlust. Aber auf der andern Seite hat seine Unfähigkeit, einen positiven politischen Gedanken zu fassen, soviel Unheil angerichtet, daß man dringend wünschen muß, er träte endlich von der politischen Bühne ab. Der Liberalismus in Deutschland kann nicht eher gesunden, ehe er nicht von diesem Manne befreit ist, und da eine Reichstagsauflösung um der Flotte willen uns zu dieser Operation verhelfen würde, so wäre grade im Interesse des Liberalismus die Auflösung wünschenswerth. Die Schwierigkeit läge allein auf dem entgegengesetzten

Ende, in der inneren Spaltung der Flottenfreunde. Die Neuwahl würde ein wahres Vergnügen sein, wie die von 1887, auch die Sozialdemokraten würde man aus drei Viertel ihrer Sitze herauswerfen — wenn ein neues Kartell möglich wäre. Aber wie sollen die Gegner und Freunde der Handelsvertragspolitik, die Gegner und Freunde einer positiven Sozialpolitik, die Gegner und Freunde einer erneuten Umsturzgesetzgebung zu einem Wahlbündniß gebracht werden? Man hat ja schon prophezeit, daß ganz umgekehrt die Scharfmacher-Großindustriellen und die sozialdemokratischen Arbeitermassen bei den nächsten Wahlen zusammengehen würden, um eine rückläufige agrarische Handelspolitik zu verhindern.

Von einem „unmöglich“ möchte ich darum doch nicht sprechen. Auch in dem Kartell von 1887 waren sehr starke Divergenzen — man erinnere sich, daß Herr Stöcker damals noch eine große politische Rolle spielte und in Todfeindschaft mit den Nationalliberalen lebte — dennoch funktionirte das Kartell vortrefflich. Ob die Agrarier heute bei einer Auflösung auf ihre Kosten kommen würden, ist wohl ziemlich fraglich. Der ganze Einfluß der Regierung würde eingesetzt werden, um gemäßigte Kandidaten aufstellen zu lassen, die möglichst von allen bürgerlichen Parteien (die freisinnige Volkspartei wäre am Tage der Auflösung todt) unterstützt werden könnten. Hier und da würde das Mißlingen einem Sozialdemokraten zum Siege verhelfen. Aber bei weitem in den meisten Fällen würde die ungeheure Stärke der heutigen Flottenbewegung den Widerstand der wirthschaftlichen Interessen niederdrücken und einem gemäßigten regierungsfreundlichen Kandidaten zum Siege verhelfen. Die Regierung kann es also auf eine Auflösung ankommen lassen. Daß sie wirklich nöthig sein wird, glaube ich noch nicht, denn das Centrum, das in dieser Frage doch noch wichtiger ist als die Agrarier, hat nichts dabei zu gewinnen, wohl aber zu verlieren.

Merkwürdigerweise hat das Centrum die Deckungsfrage zum Angelpunkt der Entscheidung gemacht. Der Regierung könnte garnichts Angenehmeres geschehen, als wenn ihr mit der Vorlage auch gleich das Steuergesetz bewilligt wird. Deckung heißt in diesem Zusammenhang nichts anderes als Reichs-Erbschafts- oder Reichs-Vermögenssteuer. Sollte das partikularistische Centrum wirklich geneigt sein, eine so unitarische Institution zu bewilligen, oder ist das ganze Aufwerfen der Deckungsfrage nur ein taktischer Zug, um die Vorlage zu Fall zu bringen? Gerade das Gros der flottenfreundlichen Parteien, die meisten Konservativen und Nationalliberalen sind als Vertreter des Besitzes für die Reichs-Erbschafts- oder Reichs-Vermögens-Steuer nicht zu haben. Will man diese Steuern einmal einführen, so muß es mit Hülfe der Sozialdemokraten geschehen. Kein Zweifel, daß das Centrum in der Lage ist, eine solche Steuer mit Hilfe der Linken in das Flottengesetz zu bringen. Stimmt dann ein Theil der Rechten gegen das ganze Gesetz, so fällt es, und nicht das Centrum, sondern die Flottenfreunde selber haben die Verantwortung.

Die Konservativen könnten auf diese Weise in arge Verlegenheit gebracht werden, aber sie haben ein Gegenmittel zur Hand: sie brauchen bloß auf den Gedanken der Reichs-Erbschaftssteuer einzugehen; dann wird sich sofort zeigen, daß das Centrum garnicht ernstlich dafür ist. Das Ende wird vermuthlich sein, daß das Centrum sich mit irgend einer allgemein gehaltenen Klausel begnügt und die nöthige Stimmenzahl stellt, um das Flottengesetz ohne Auflösung zur Annahme zu bringen.

Ein eigenthümlicher Zwischenfall in der Flotten-Agitation waren die 19 sozialdemokratischen Volksversammlungen in Berlin, in denen allen auch Vertheidiger der Flotte das Wort nahmen. Die Vorgeschichte ist unseren Lesern bekannt. Die Sozialdemokraten waren ursprünglich aufgefordert von einem neutralen Verein, auf einem neutralen Boden eine Diskussion mit einigen Professoren zu führen. Darauf hatten sie sich nicht eingelassen, sondern freigestellt, in ihren Parteiversammlungen sich zum Wort zu melden. Obgleich ein äußerer Erfolg unter dieser Bedingung natürlich ausgeschlossen war, ging man dennoch darauf ein. Bisher ist unsere sozialdemokratische Arbeiterschaft ja gewohnt, in allen Nicht-Genossen eine ziemlich unterschiedslose Masse von Ausbeutern und Unterdrückern zu sehen, deren Argumente anzuhören und zu widerlegen garnicht lohnt. Eine wahrhaft revolutionäre Partei diskutirt nicht mit ihren Gegnern, sondern beschimpft sie, so lange sie sie noch nicht guillotiniren kann. Wir, die wir es für eine Unmöglichkeit halten, dauernd die größte Partei im Lande, eine ganze Schicht der deutschen Bevölkerung als Vaterlandsfeinde zu betrachten, und annehmen, daß es endlich gelingen muß und wird, mit dieser Partei einen modus vivendi zu finden, ganz wie es auch mit dem Centrum gelungen ist, einen modus vivendi zu finden, wir erblicken darin schon einen wesentlichen Erfolg, mit den Sozialdemokraten einmal eine große sachliche Diskussion ohne Störung durchgeführt zu haben. Adolf Wagner hat gegen Bebel, ich selber habe gegen Singer gefochten. Die Vorsitzenden und Redner haben die Opponenten durchweg mit Höflichkeit und persönlichem Respekt behandelt, die Versammlungen zwar nicht allgemein, aber doch ganz vorwiegend. Der „Vorwärts" hat anständig gehaltene Referate gebracht. Parteien lassen sich in ihren Entschließungen nicht durch sachliche Beweisführungen bestimmen und die sozialdemokratische Partei muß erst ein ganz anderes Verhältniß zum Staate gewinnen, ehe man wirkliche Früchte auf diesem Felde erwarten kann. Aber es ist schon etwas, daß diese verbitterten und verstockten Gemüther überhaupt einmal vernommen haben, daß es ehrliche Leute giebt, die die Dinge anders ansehen, als ihre Parteiführer. Es giebt jetzt auch in ihren Augen Gründe dafür und dawider. Wo man in dieser Art erwägt, ist die revolutionäre Gesinnung bereits verblaßt oder verflogen, und die Thatsache, daß gerade das natürliche Interesse des Arbeiterstandes als solchen für eine Kriegsflotte ist (was man von dem Stande der Landwirthe nicht behaupten kann), ist so massiv, daß die Arbeiter unmöglich dauernd dagegen blind

bleiben können. Mit der heutigen Flotten-Vorlage ist die Flotten-Agitation ja nicht entschieden. Diese enthält noch garnicht die Bewilligung, sondern bloß das Prinzip. Weshalb sollen wir daran zweifeln, daß wie in England es grade einmal ein großer Theil der Arbeiterschaft sein wird, der die imperialistische Politik unterstützt und trägt?

In Transvaal ist der Umschlag, den ein kriegsgeschichtlich gebildeter Blick längst voraussehen mußte, nunmehr eingetreten. Alle die schönen Siege, die die Buren in der Defensive erfochten haben, haben ihnen nichts genützt, weil sie sie nicht zu verfolgen vermochten. Den positiven Zweck eines Krieges kann man schlechterdings nur mit der Offensive erreichen. Es ist denkbar und nicht selten in der Geschichte geschehen, daß zwei Mächte sich gegenseitig nicht besiegt, sondern bloß so matt gerungen haben, daß sie endlich Frieden schlossen, und bei einer derartigen Kriegführung kann man auch mit der bloßen Defensive viel erreichen. So lag es aber in Südafrika nicht. Ganz umgekehrt, konnten die Buren nur siegen, wenn sie schnell siegten. Hatten aber die Engländer einige Monate Zeit, so konnte es nicht anders sein, als daß sie endlich mit einer ungeheuren numerischen Ueberlegenheit die Wage zu ihren Gunsten senkten. Nach den Angaben des englischen Kriegsministers im Unterhaus sollen jetzt ungefähr 180 000 Engländer in Waffen in Südafrika sein. Wie stark die Buren sind, ist nie bekannt geworden; die Berechnungen schwanken zwischen 40 000 und 75 000. Haben die Engländer thatsächlich auch nur 140 000 Mann auf dem Kriegsschauplatz, so haben sie zum wenigsten eine doppelte, vielleicht eine fast vierfache Ueberlegenheit und die Ueberlegenheit wirkt noch stärker dadurch, daß sie die Angreifenden sind. Der Vertheidiger kann vorher niemals so sicher wissen, an welcher Stelle der Angriff erfolgen wird und vertheilt seine Kräfte so ziemlich gleichmäßig. Der Angreifer sammelt soviel wie möglich an *einem* Punkt. So scheint es nicht unmöglich, daß General Cronje am Modderfluß und bei Kimberley thatsächlich nicht mehr als 10 000, oder wie es gar jetzt heißt, nur 8000 Buren unter sich hatte, während Feldmarschall Roberts sich mit 60—70 000 auf ihn warf.

Im Bewußtsein dieser Ueberlegenheit hat Roberts seinen Plan auch von vornherein keineswegs bloß auf den Entsatz von Kimberley, sondern auf die Abschneidung und völlige Vernichtung der Cronje'schen Armee angelegt. Die Hauptumgehungskolonne unter General French kam von Osten. Im letzten Augenblick ist es Cronje gelungen, eine Lücke zwischen den englischen Kolonnen, die French gelassen hatte, mit höchster Thatkraft zu benutzen, mitten durch die Engländer hindurch von Kimberley abzumarschiren und sich der Einschließung zu entziehen. Aber nach einigen Märschen haben ihn die Engländer zum zweiten Mal gestellt. Noch ist keine Nachricht da, daß die Entscheidung gefallen sei. Es scheint, daß die Buren von der Belagerungsarmee von Ladysmith Truppen abgezweigt und mit der Eisen-

bahn nach Bloemfontein geschafft haben, um Cronje zu entsetzen. Im Kriege spielt der Zufall wunderbar, und es mag ja auch diesmal das Glück den tapferen Buren hold sein, daß es ihnen noch einmal gelingt; wahrscheinlich aber ist es nicht, und wenn Cronje gefangen genommen wird, oder selbst wenn er in eiligem Rückzug nach Norden entkommt, so sind doch noch alle die Burentruppen an der Südgrenze, bei Colesberg, Aliwal-North in Gefahr, abgeschnitten zu werden, und mittlerweile greift Buller die geschwächte Armee vor Ladysmith an.

Was haben unsere Zeitungen Tag für Tag über die Unfähigkeit, die Schwäche, die Lügenfabrikation der Engländer gehöhnt und gespottet! Dieser Riesenstaat sollte nicht im Stande sein, die paar Tausend Mann Verluste in den ersten verlorenen Treffen zu ersetzen, oder die 40—50 000 Mann Verstärkungen aufzubringen, die nöthig wurden, als man erkannte und zugestand, die Kraft der Buren unterschätzt zu haben. Gewiß haben die Engländer eine große taktische Ungeschicklichkeit gezeigt, aber jedes Blatt der Kriegsgeschichte lehrt, daß es nicht diese technischen Kunststücke sind, die den Krieg entscheiden, sondern neben der nöthigen Zahl, Opferfähigkeit, Tapferkeit und Festigkeit; an allen diesen Erfordernissen ist das englische Volk noch reich, sehr reich, und die mangelhafte Kunstfertigkeit lernt ein Offizierkorps mit einer so starken militärischen Tradition und so sicher fundirter Disziplin wie das englische, während des Krieges selbst, mag auch das Lehrgeld hoch sein.

Wenn die Engländer sich im Anfang des Krieges, um den Ausdruck zu gebrauchen, stark blamirt haben, so weiß ich doch nicht, ob die Blamage für die öffentliche Meinung in Deutschland, die unter diesen ersten Eindrücken jeden politischen und militärischen Maßstab verlor, nicht ebenso groß ist. Es ist um so nöthiger, das rundheraus auszusprechen, als es sich nicht bloß um einen verstandesmäßigen Irrthum handelt, sondern offenbar jene widerwärtige Verirrung des nationalen Stolzes, die wir Chauvinismus oder Jingoismus nennen und die leider heute auch in Deutschland mehr und mehr um sich greift, eine Rolle dabei gespielt hat. Hüten wir uns, daß wir nicht auch in den Fehler verfallen, der den Engländern eben so theuer zu stehen gekommen ist, die Kräfte unsrer Gegner, und in gewissem Sinne sind alle Großmächte unsere Gegner, zu unterschätzen.

Man tröstet sich jetzt, daß die Buren, auch wenn sie im offenen Felde besiegt sind, noch einen langen und zähen Guerillakrieg werden führen können. Bis auf einen gewissen Grad mag das der Fall sein, aber man gebe sich auch da keinen Täuschungen hin. Ein bloßer Guerillakrieg ist etwas sehr unbedeutendes: nur dann, wenn er Anlehnung an wirkliche operirende Truppen im Felde hat, wie in Spanien 1808—13, wo die Engländer das Feldheer stellten, kann er gewisse Erfolge haben.

Immerhin wird es den Engländern doch noch sehr schwer fallen,

die Buren völlig niederzukämpfen, und die Frage wird nun sein, ob sie die großen Verluste, Kosten und Schwierigkeiten namentlich in der ungünstigen Jahreszeit auf sich nehmen wollen, oder den Buren jetzt einen leidlichen Frieden anbieten. Wie ein solcher Friede aber aussehen soll, ist schwer zu sagen.

Herr Chamberlain hat sein Programm so formulirt: Es dürfe niemals ein zweites Majubahill geben, und die Buren dürften nie wieder ein Waffenarsenal in Südafrika errichten; endlich Gleichberechtigung der Rassen. Man sieht nicht recht, wie dieses Ziel anders als durch völlige Einverleibung der beiden Republiken erreicht werden kann. Wie will man sonst verhindern, daß die Buren sich im Stillen wieder bewaffnen und von Neuem losbrechen, wenn England einmal anderswo in der Welt engagirt ist? Ja, selbst wenn die Republiken einfach für englische Kolonien erklärt werden, so haben solche Kolonien doch eine so freie Selbstverwaltung, daß auch trotz eines englischen Gouverneurs und einiger englischer Truppen die Vorbereitungen zu einem neuen Kriege schwer zu verhindern sind. England muß gradezu eine Militärdiktatur in Prätoria aufrichten, wenn es sich völlig sichern will, und welche Sicherheit giebt diese?

Mit dem Siege in dem Feldzug ist die Transvaalfrage für England noch lange nicht gelöst: es sei denn, daß die Buren sich überhaupt nicht unterwerfen, sondern einen neuen Treck machen. Das einzige Land, das ihnen noch zur Verfügung steht, ist Deutsch-Südwestafrika. Deutschland ist nicht im Stande, einen solchen Treck zu verhindern, weder physisch noch moralisch. Die beste Schutzwehr ist wohl die recht geringe Qualität der Landschaft. Vielleicht bleiben die Buren doch noch lieber auf ihrem jetzigen Gebiet unter englischer Herrschaft in der Hoffnung auf die Zukunft.

Aber wer will alle die unendlichen Möglichkeiten, die sich hier eröffnen, heute schon erwägen? Irgend ein Zwischenfall kann für Südafrika eine ganz neue Lage schaffen. Rußland dringt mächtig vor in Asien und bringt jetzt Persien unter seine Vormundschaft. Was da Alles im Hintergrund schlummert und plötzlich hervorbrechen kann, weiß Niemand. Aber das eine predigt uns jeder Tag: Deutschland rüste dich!

25. 2. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Post, C. W. H. van der. — Piet Uijs. Leiden und Kämpfe der Ansiedler in Natal. Uebersetzt v. W. Helmbold. (215 S.) M. 3.—. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G.
Pro Finlandia. 1899. — Les adresses internationales à S. M. l'Empereur-Grand-Duc Nicolas II. Stockholm, Impr. H. W. Tullberg.
Prutz, Hans. — Preussische Geschichte. I. u. II. Bd. Je M. 8, geb. M. 10. Stuttgart 1900, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.
Réponse à la brochure officielle „Le Manifeste impérial du 3 février 1899 et la Finlande“. (Non mis dans le commerce.)
Röhling, C. u. R. Sternfeld. — Die Hohenzollern in Bild und Wort. (52 S.) Berlin, Martin Oldenbourg.
Runeberg, Johann Ludw. — Fähnrich Stahls Erzählungen. Deutsch von Wolrad Eigenbrodt. (217 S.) Halle a. S., Max Niemeyer.
Sarre, F. — Transkaukasien — Persien — Mesopotamien — Transkaspien — Land und Leute. M. 18,—. Berlin, Dietrich Reimer.
Saul, E. und H. Obrist-Jenicke. — Jahrbücher für die Deutsche Frauenwelt. (253 S.) Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
Schmarson, A. — Plastik, Malerei und Reliefkunst. Oktav. (232 S.) M. 4,—. Leipzig, S. Hirzel.
Schönbach, Anton E. — Ueber Lesen und Bildung. 6. Aufl. Oktav. (XIV, 369 S.) M. 4. Graz, Leuschner & Lubensky.
Schönbach, Anton E. — Gesammelte Aufsätze, zur neueren Literatur in Deutschland, Oesterreich, Amerika. Oktav. (XVII, 443 S.) M. 6. Graz, Leuschner & Lubensky.
Schröder, Dr. Heinrich. — Im Kampf ums Recht. Ein Wort zur Vertheidigung seiner Person und seiner Schriften über die Lage des höheren Lehrerstandes gegen die anonymen und offenen Angriffe des Herrn Geheimraths Lexis in Göttingen. (81 S.) Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.
Schulte vom Brühl. — Das Alte stürzt ...! (139 S.) Oktav. M. 2. Bamberg, M. R. Schulz.
Seuffert, Prof. Dr. Herm. — Anarchismus und Strafrecht. (219 S.) Oktav. M. 4,50.
Schwabe, Toni. — Ein Liebeslied. (50 S.) M. 1,—. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Spatz, Dr. W. — Aus der Geschichte Schönebergs. (60 S.) Schöneberg, Druck von W. Gronau.
Stümcke, H. — Zwischen den Garben. Oktav. (253 S.) Leipzig, P. Friesenhahn Nachf.
Thoma, A. — Katharina von Bora. Oktav. (VIII, 313 S.) M. 5,—. Berlin, Georg Reimer.
Thomas, Dr. Wilfr. — Die Hohenzollern-Monarchie und das deutsche Parteiwesen. (72 S.) M. 1,20. Leipzig, C. L. Hirschfeld.
Trost, Karl. — Das protestantische Prinzip und das Christliche Volk. (30 S.) 60 Pf. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
Tschackert. — Herzogin von Münden. M. 2,25. Leipzig, Giesecke & Devrient.
A. Twietmeyer's Buchhandlung, Leipzig. — Katalog empfehlenswerther Werke der ausländischen Literatur. Englisch — Französisch — Italienisch.
Unold, Dr. J. — Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. (150 S.) Leipzig, B. G. Teubner.
Der Verein der österreichsich-ungarischen Buchhändler. 1859—1899. Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Buchhandels. Wien 1899.
Wagner, Dr. Fr. — Die sittlichen Grundkräfte. Ein Beitrag zur Ethik. Oktav. (89 S.) M. 2.—. Tübingen, Laupp'sche Buchhdlg.
Weiffenbach, Dr. Jul. — Einführung in die Militär-Strafgerichtsordnung vom 1. Dezember 1898. (211 S.) M. 4.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Wied, Gustav. — Die von Leunbach. Uebers. von M. Mann. (286 S.) München, Albert Langen.
Woas, F. — Im Namen des Königs. Schauspiel in 5 Akten. (141 S.) Leipzig, C. Cnobloch.
Ziehen, Dr. Jul. — Der Frankfurter Lehrplan. (34 S.) M. 0,80. Frankfurt a. M. Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.



März 1900. Neunundneunzigster Band. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt:

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1900.

Notizen und Besprechungen.

Theater-Korrespondenz. Von Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.


OBER SALZBRUNN
Schutzmarke.
Seit 1601
medicinisch bekannt.
Salzbrunner
Oberbrunnen
OBER SALZBRUNN
Schutzmarke.
Seit 1601
medicinisch bekannt.
Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, bei Magen- u. Darmkatarrh, bei Leberkrankheiten, bei Nieren- u. Blasenleiden, Gicht u. Diabetes. Niederlagen in allen Mineralwasserhandlungen u. Apotheken.
Versand der Fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn
Furbach & Strieboll
Echt nur, wenn der Flaschenverschluss diese Schutzmarke trägt.
OBERSALZBRUNN
SCHUTZ-MARKE

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertster Band.

April bis Juni 1900.



Berlin

Verlag von Georg Stilke.

1900.

Inhaltsverzeichniß

des

100. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Luther als Deutscher und als Christ.

Rede am Todestage Luthers gehalten

von

Max Lehmann.

Verehrte liebe Festgenossen!

Wohin wir auch blicken mögen, überall ist es die Idee der Nationalität, die heute das öffentliche Leben beherrscht. In ihrem Namen sind die größten Thaten vollbracht worden. Sie hat die Franzosen, die sich ihr zuerst mit Leib und Seele ergaben, befähigt, dem Angriffe von Europa zu widerstehen; sie hat den Sturz Napoleons und seines Weltreiches bewirkt; sie hat den italienischen, sie hat den deutschen Staat erschaffen; sie zerreißt das Reich des Großtürken in Stücke. Für Millionen und aber Millionen ist sie an die Stelle der Religion getreten. Wer aber möchte sich darüber täuschen, daß ihr zu Liebe auch ungezählte Schändlichkeiten und Verbrechen begangen sind und noch tagtäglich begangen werden? Auf sie beriefen sich jüngst die Franzosen, als sie einen Unschuldigen in Ketten schmiedeten, mit ihr bemänteln die Edlen unter den Engländern den ruchlosen Krieg gegen ein kleines Volk, den die Gier nach dem Golde angefacht hat, und was Alles ist leider auch bei uns in ihrem Gefolge geredet und gethan worden. Ganz ungescheut verkündigen diejenigen, welche die neue Religion bekennen, den Grundsatz, daß Alles sittlich gut sei, was der eigenen Nation Vortheil bringe; oft sind es dieselben Leute, die nicht Worte des Zornes genug finden, um den gottlosen Grundsatz der Jesuiten, daß der Zweck die Mittel heilige, zu brandmarken. Da ist es wahrlich an der Zeit, sich zu besinnen auf die Schranken, die der Nationalität gesetzt sind, und

welcher Tag ist wohl mehr dazu geeignet als der Todestag des deutschen Helden, welcher der christlichen Religion wieder eine Stätte bereitet hat im Geistesleben der abendländischen Völker.

Wir wollen Luther betrachten erst als Deutschen, dann als Christen.

Es gehört nur eine geringe Kenntniß Luthers dazu, um inne zu werden, in welchem Maße er sich als Deutscher gefühlt hat. In derjenigen seiner Schriften, die wohl die größte Verbreitung erlangt hat und noch heute am meisten gelesen wird, in dem Büchlein „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung", tritt er geradezu als Sachwalter seiner Nation auf. „Wie kommen", so zürnt er, „wir Deutschen dazu, daß wir solch Räuberei, Schinderei unserer Güter von dem Papst erleiden müssen? Hat das Königreich zu Frankreich sich's erwehret, warum lassen wir Deutschen uns also narren und äffen? Warum müssen denn die Deutschen vor allen Christen auf Erden des Papstes und römischen Stuhles Gockelnarren sein, thun und leiden, was sonst Niemand leiden noch thun will?" Seitdem geht das Deutschthum wie ein tiefer und breiter Strom durch das Leben des Reformators. Er nennt sich den deutschen Propheten, scherzweise auch den deutschen Papst. Er eifert gegen den undeutschen Namen „Kirche", den er ersetzt sehen will durch den anderen des christlichen heiligen Volkes. Er berätli seinen Fürsten, einen Deutschen; er wendet sich an die Rathsherren deutscher Städte; er freut sich der Vereinigung deutscher Fürsten und Städte; sein Deutschland will er bewahren vor dem Erbfeinde, den Türken; noch die letzte umfangreiche Schrift, die er verfaßt hat, ist durchweht von nationalem Geist. „Ich danke Gott", sagt er einmal, „daß ich in deutscher Zunge meinen Gott höre und finde."

Von dem Wirken anderer, auch großer Deutschen reden nur noch die Blätter und Bücher der Geschichte: dieser Deutsche hat den Stempel seines Geistes der Nation so fest und tief aufgeprägt, daß er sichtbar ist bis zu dieser Stunde. Wir hören im Gotteshause die Sprache Luthers. Die Klänge der Lutherischen Bibelübersetzung sind es im protestantischen Deutschland, die das Ohr umschmeicheln und umdröhnen überall, wo das Göttliche mit dem Irdischen in feierliche Verbindung tritt. Es ist Luthers Werk, daß der lateinischen Messe ein Ende gemacht ist und die Gebete der Gemeinde in deutscher Sprache gen Himmel steigen. In seiner Uebersetzung werden Epistel und Evangelium gelesen. In seiner

Uebersetzung ertönt, wenn die Gläubigen sich zur Feier des höchsten Mysteriums vereinigen, der Prolog zu den Einsetzungsworten, der eine Harmonie von Form und Inhalt, von Poesie und Prosa, von Musik und Sprache darstellt, wie sie auch dem Sprachgewaltigsten nur selten glückt: „In der Nacht, da er verrathen ward, nahm er das Brot, dankte und brach's, und gab's den Jüngern, und sprach". Hier wirkt die stete Wiederholung des A-Lautes wie Glockenschläge, die den Hörer vorbereiten auf das Erhabenste, das der gläubigen Seele zu Theil werden soll. Noch immer feiern die protestantischen Deutschen Weihnacht mit dem Liede Luthers: „Vom Himmel hoch da komm ich her", noch immer demüthigen und trösten sie sich mit seinem Liede: „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir", noch immer braust das „Ein feste Burg ist unser Gott" durch die Hallen, wenn wir uns bewußt werden wollen, wo die starken Wurzeln unsrer Kraft ruhen. Und wie von Luther eine Einwirkung auch auf die alte Kirche ausgegangen ist, wie sie, um dem Abfall aus den eigenen Reihen zu wehren, wichtige Theile seiner Kritik sich zu eigen gemacht hat, so dürfen wir bei jeder deutschen Predigt, die an katholische Gläubige ergeht, seiner gedenken. Mehr noch, fast jedes Bibel-Citat, das deutsch aus katholischem Munde kommt, ist für den Protestanten ein lebendiges Zeugniß von der Macht, die dieser Erzketzer auch auf seine Widersacher ausübt. Schon der Erste, der nach ihm die Bibel übersetzte, schrieb ihn einfach ab: „Sie stehlen mir", resignirte er sich, „meine Sprache". — So der von Luther geordnete Gottesdienst der deutschen Gemeinde; nicht anders das sittlich-religiöse Leben des Einzelnen in ihrer Mitte. Noch immer empfängt das Kind das Sittengesetz in der Formulirung des deutschen Katechismus von Luther; noch immer schließt der Erwachsene den ehelichen Bund mit den Worten der Lutherischen Bibelübersetzung: „Wo Du hingehest, da will ich auch hingehen"; noch immer wird das müde Gebein zu Grabe gebracht mit den Worten: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden."

Wenden wir uns nun von der Kirche zum Staat: wie ist es doch gekommen, daß wir ein Volk wurden?

Wir hatten zuerst Eine Sprache und Eine Literatur.

Während des ganzen Mittelalters hatte es keine allgemeine deutsche Schriftsprache gegeben, keine Sprache, in der auch nur die jeweiligen Gebildeten übereingestimmt hätten; es waren immer nur geadelte Dialekte gewesen, in denen die Literaturwerke zur Auf-

zeichnung gelangten, und eben deshalb hatten sie auch nur eine territorial beschränkte Verbreitung finden können. Erst Luther hat den Deutschen eine einheitliche Schriftsprache gegeben, indem er hier den schweizerischen, dort den niedersächsischen, dort den rheinfränkischen Dialekt zurückdrängte. Diese Sprache selber aber, sie war mit sein Werk. Die papierne Sprache, die er zu Grunde legte, hatte alle die Untugenden, die in Kanzleien zu entstehen pflegen: sie war unbeholfen, schwerfällig und weitschweifig. Er, der Bauernsohn, der mit dem Volke groß geworden war, bereicherte sie durch eine Menge origineller Worte und Wendungen, und, was wichtiger war, er lieh ihr etwas von seinem Genius; er gab ihr Gedrungenheit und Kürze, Leichtigkeit und Kraft, Fülle und Wärme, Schwung und Tiefe. Wer die Herrschergewalt dieses Titanen begreifen will, der mag sich an ein paar Zahlen erinnern lassen, die, wie oft auch wiederholt, immer und immer wieder unser Staunen erwecken. Bis zum Jahre 1517 schwankt die Zahl der jährlich in deutscher Sprache erschienenen Drucke zwischen 35 und 55. Sofort, nach dem ersten Auftreten Luthers steigt sie auf 71, dann schnell in die Hunderte; 1523 erreicht sie 498. Und dieser enorme Zuwachs kommt auf die Rechnung von Wittenberg und hier wieder von Luther: von den zuletzt genannten 498 Drucken hat er nicht weniger als 183 selbst verfaßt. Wird hiermit die Wirkung auf die Zeitgenossen erklärt, so ist es auch keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß wir alle die Sprache Luthers reden, von dem durch ihn in das deutsche Idiom gesenkten Schatze zehren. Denn wenn wir diejenigen überschauen, welche seit Luther die Gabe der Rede in Wort und Schrift geübt und die Sprache ihrerseits weiter gebildet haben, so sei es zwar fern von uns, in dieser Stunde hochmüthig auf unsre andersgläubigen Volksgenossen herabzusehen. Aber die Wahrheit zwingt zu dem Geständniß: wie klein, wie beschämend klein ist bis in unser Jahrhundert unter jenen die Zahl der römischen Katholiken. Derjenige Deutsche, der am tiefsten von Allen in den Geist unsrer Sprache eingedrungen ist, Jakob Grimm, konnte das Neuhochdeutsche als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen Freiheit athmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigt habe. Und wie die Form, so der Inhalt. Erst mußten die Fesseln der römischen Hierarchie zerbrochen werden, ehe die deutsche Literatur und die deutsche Wissenschaft den Aufschwung nehmen konnten, der das 17. 18. und 19. Jahrhundert unsrer

Geschichte verherrlicht. Alle die großen Denker und Künstler, die das Feuer der Idee am Heerde der nationalen Gemeinschaft wach erhalten haben, die Leibniz und Pufendorf, Klopstock und Lessing, Goethe und Schiller, Herder und Kant, Fichte und Hegel, Ranke und Helmholtz, sie sind Protestanten.

Die Einwirkung Luthers auf die Entstehung des deutschen Volks und Staats reicht aber noch weiter.

Der preußische Staat ist erwachsen aus der Vereinigung der beiden Kolonien zwischen Elbe und Oder und zwischen Weichsel und Memel. Wie ist dies geistliche Land der Deutschordensherren unter das Szepter der Hohenzollern gekommen, wie konnte die Brücke geschlagen werden von der Aristokratie ritterlicher Mönche hinüber zu einer weltlichen Monarchie? Nur durch die Reformation. Luther hat dem Hochmeister den entscheidenden Rath gegeben, weltlich zu werden und eine Dynastie zu stiften. Niemals würde dann der neue Herzog von Preußen, nie würden seine eifrig evangelischen Stände, nie würden die eifrig evangelischen Stände der Mark eingewilligt und mitgewirkt haben zur Vereinigung von Preußen und Brandenburg, wenn nicht der Kurfürst von Brandenburg Protestant gewesen wäre. So ruht denn auch die Erwerbung jenes Stücks der jülich-klevischen Erbschaft, aus dem unsre Rheinprovinz und unsre Provinz Westfalen hervorgegangen sind, auf dem Protestantismus; niemals würde Brandenburg in diesen überwiegend evangelischen Gebieten Eingang gefunden haben, wenn es nicht evangelisch gewesen wäre wie sie. Niemals würden ferner die Liegnitzer Herzöge sich auf eine Erbverbrüderung mit dem Hause Brandenburg eingelassen haben, wenn dieses bei der alten Kirche verharrt wäre. Und der Kern der sechsten hier zu nennenden Provinz unsres Staates sind die beiden säkularisirten Bisthümer Magdeburg und Halberstadt. Nun stimmen heute ja alle wahrhaft gebildeten und von Menschenfurcht freien Deutschen darin überein, daß dieser brandenburgisch-preußische Staat lange Zeit nur das Seine suchte. Schließlich aber sind preußisches Staats- und deutsches Nationalbewußtsein versöhnt worden, und das war wieder ein Werk des Protestantismus. Der Genius Luthers zog in dem Frühlingsbrausen des Jahres 1813 vor seinem heiligen Volke einher wie die Feuersäule vor dem Volke Israel in der Wüste. Der größte aller deutschen Katholiken jener Zeit, einer der größten Deutschen überhaupt, Neidhart v. Gneisenau, der Besieger Napoleons,

konnte sich der Macht des protestantischen Geistes nicht entziehen: das spezifisch Katholische in ihm ist ganz erloschen.

So gewaltig ist die Einwirkung Luthers auf die deutsche Kirche, das deutsche Haus, die deutsche Sprache, den deutschen Geist, den deutschen Staat. Es scheint, als wenn diejenigen Recht behielten, die ihm seine Stelle anweisen wollen nur in der Geschichte Deutschlands.

Jeder große Denker darf beanspruchen, über sich selbst Zeugniß ablegen zu dürfen, und da kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Luther eine nationale Beschränkung kategorisch abgelehnt hat. „Ich halte es," sagt er, „gar nicht mit denen, die nur auf eine Sprache sich so gar geben und alle andere verachten. Denn ich wollte gerne solche Jugend und Leute aufziehen, die auch in fremden Landen könnten Christo nütze sein." Und ein ander Mal: „Es ist das ärgste Laster und eine lautere Teufelshoffahrt, daß wir uns selbst lassen gut dünken und kitzeln, wenn wir eine Gabe sehen oder fühlen an uns, und Gott nicht dafür danken, sondern stolz werden und jedermann verachten und so gar die Augen damit füllen, daß wir nichts dafür sehen, was wir sonst thun; meinen, es sei alles schön an uns." Das tadelt er an den Juden am meisten, daß sie sich erheben und alle Menschen stölzlich und hochmüthiglich verachten, daß sie voll seien und trunken von eiteler Heiligkeit.

Wer so redete, konnte nicht zu den Schmeichlern gehören, die ihrem Volke unaufhörlich vorreden, es sei das beste und dazu berufen, über alle anderen zu herrschen. Alle wahrhaft großen Männer wirken als Erzieher, und so nahm sich auch Luther das Recht, seiner eigenen Nation die Wahrheit zu sagen, unverschleiert und ungeschminkt, so wie er sie jederzeit seinem Fürsten gesagt hat. „Wir Deutschen," klagt er, „sind ein wild, roh, tobend Volk, mit dem nicht leicht ist etwas anzufahen, es treibe denn die höchste Noth." Wie oft hat er sie gescholten wegen ihrer Trunksucht: „Darum ist ja Deutschland ein arm, gestraft und geplagtes Land mit diesem Saufteufel, und gar ersäuft in diesem Laster, daß es sein Leib und Leben und dazu Gut und Ehre verzehret." Wie nachdrücklich rückt er ihnen ihre Unbeständigkeit vor: „Denn das ist unsre Weise, wenn etwas Neues vorfällt, daß wir sehr heftig und hitzig darauf sind, gehen hinan mit allen Sprüngen, und dürfen's wohl, wie ein blindes Pferd, durch Feuer und Wasser wagen; sobald aber dieselbige erste Hitze ein wenig verrauscht,

lassen wir bald ab, und so sehr wir im Anfang darzu geeilet haben, so leichtlich und balde lassen wir's auch wiederum fallen."

Indeß, um Luther gerecht zu werden, müssen wir noch tiefer graben; wir müssen suchen bis dahin vorzudringen, wo die Quellen seines geistigen Ichs sprudeln.

Aus seinem Knaben=, seinem Jünglings=, seinem ersten Mannesalter ist keine einzige Aeußerung national=politischer Art überliefert: er lebte, nachdem er einmal das theologische Studium ergriffen, nur der Erkenntniß des Höchsten. Er war 35 Jahre alt, als in seine Seele zum ersten Male die Töne der nationalen Opposition klangen, die Deutschland aus dem 15. in das 16. Jahrhundert geleitet haben. Eine Zeit lang wieder zurückgedrängt, wurden sie auf das gewaltigste verstärkt durch den Einfluß Ulrichs von Hutten, des nationalsten unter den nationalen Denkern jener Tage: in der Schrift „An den christlichen Adel", von der wir ausgingen, erreicht die national = politische Stimmung Luthers ihren Höhepunkt. Freilich, sehen wir schärfer zu, so gewahren wir dicht neben dieser Schrift andere, in denen das national=politische Moment nicht nur zurücktritt, sondern ganz verschwindet: diejenigen über die babylonische Gefangenschaft der Kirche und von der Freiheit eines Christenmenschen. Dennoch konnten in der That Fernstehende im Jahre 1520 zweifeln, ob er sich nicht schließlich doch noch in den Streit der politischen Parteien begeben würde. Die Entscheidung brachte jener Reichstag von 1521, den man allzu oft nur vom Standpunkt des Gegensatzes zwischen römisch=katholisch und evangelisch angesehen hat. Die Mehrheit der in Worms versammelten Reichsstände war entschlossen, auf Luthers Seite zu treten, sobald er sich nur dazu verstand, einen Theil seiner Sätze, nämlich diejenigen welche gegen das Dogma gerichtet waren, preiszugeben. Er that es nicht. Er verschmähte es, der Führer einer nationalen Opposition zu werden, er ließ es darauf ankommen, ob die Folge eine Spaltung seines Volkes sein werde. Höher als die Nation stand ihm das Gottesreich; er war zunächst Christ, dann erst Deutscher.

„Was sind", fragt er, „alle Könige und Fürsten mit aller ihrer Macht und Regiment gegen Jesus, der da sitzet und regieret in dem Stuhl göttlicher Majestät?" Darin sieht er den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium, daß jenes an den Berg Sinai und an das Volk Israel gebunden ist, dieses aber wird auf das freieste auf den Bergen ausgebreitet, das ist: unter die Völker und in alle Lande. „Gleichwie die Sonne mit ihren Strahlen den

ganzen Erdkreis erleuchtet, also wird das Evangelium allen Menschen verkündiget.“ Und umgekehrt: wo das Evangelium gepredigt wird, da ist gewißlich Christus, da findest du gewißlich die Kirche, es sei in der Türkei, bei den Russen, Böhmen oder wo es wolle.

Gesetz und Evangelium: zusammen sind sie das Wort Gottes. Dieses allein soll herrschen in der gläubigen Gemeinde. Dadurch ist Luther, dadurch sind diejenigen, die sich nach ihm nennen und halten, für immer bewahrt vor nationaler Ueberhebung. Denn fremde Nationen, in Sprache und Sitte grundverschieden von den deutschen, sind es, welche die ihm über Alles theuren heiligen Bücher geschrieben, zusammengetragen und aufbewahrt haben. Jene herrlichen Worte, die in ihrer Lutherischen Prägung hoffentlich das unveräußerliche Eigenthum .des deutschen Volkes bleiben werden, sie sind ursprünglich undeutsch. Wollte Luther sie verstehen, so mußte er des Hebräischen und des Griechischen mächtig sein; wollte er seine Glaubensgenossen vor einer Verfälschung des Gotteswortes bewahren, so mußte er für Schulen sorgen, in denen jene Sprachen gelehrt wurden. Und da er, bewußt oder unbewußt, demjenigen, was die Altgläubigen Tradition nennen, einen Raum in seiner Lehre ließ, da er in den großen abendländischen Kirchenvätern des 4. und 5. Jahrhunderts Bahnbrecher und Vorläufer sah, so nahm er noch die dritte Religionssprache, das Lateinische, hinzu. Was, fragte er, ist die Schuld, daß unser Glaube also zu Schanden wird? Daß wir die Sprachen nicht wissen, und ist hier keine Hülfe, denn die Sprachen wissen. Die Sprachen sind die Scheide, darin das Messer des Geistes stecket. Sie sind der Schrein, darinnen man dies Kleinod träget. Sie sind das Gefäß, darinnen man diesen Trank fasset. Lasset uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen.

Es ist wahr, die lebenden Nationen hat Luther nicht durchweg gerecht beurtheilt. Am wenigsten die Italiener. Seine Meinung über sie war gegeben durch sein Verhältniß zum Papstthum. Daß dieses damals wesentlich italienisches Landesfürstenthum geworden war, konnte ihm nicht entgehen; war er doch selbst in Rom gewesen und hatte gesehen, wie sehr die Interessen des Papstes und der Italiener zusammenfielen. So will er denn von den Wälschen wenig wissen, er hält sie für listig und tückisch. Aber selbst hier gewahren wir, wie die religiöse Idee es bei ihm davonträgt über die nationale Abneigung. Dem edlen Märtyrer Savonarola rühmte er nach, daß er mit dem rechten Panzer der Gerechtig-

keit und dem Helm des Glaubens angethan gewesen, und als in Venedig evangelische Lehren sich regten und ihre Bekenner seine Fürsprache bei den deutschen Fürsten erbaten, war er hoch erfreut über diese Gesinnungsgenossen „im Gebiete des Antichrists selber“; in rührenden Worten hat er sie berathen. Näher stand er den Franzosen, die ja, wie man weiß, unter allen romanischen Nationen die meiste Empfänglichkeit für die Ideen der Reformation bekundet haben. In jener Krisis des Jahres 1518, da sein Kurfürst sich von ihm loszusagen schien, war er nicht abgeneigt, nach Paris zu gehen; geradeso wie er nichts dagegen gehabt hätte, wenn Melanchthon der Einladung des französischen Königs Folge leistete. Der größte aller evangelischen Franzosen, Calvin, stand bei ihm hoch in Gunst, und den Herzog von Savoyen, der ihm als ein Liebhaber der wahren Religion bezeichnet war, ermahnte er, fortzufahren, wie er begonnen, auf daß ein Feuer ausgehe von seinem Hause, gleich wie von dem Hause Josefs, und ihm ganz Frankreich sei gleich als Stoppeln, und dieses heilige Feuer Christi darinnen auch brenne und lodere, und dermaleins Frankreich mit Wahrheit möge vom Evangelio das christliche Reich geheißen werden. Den Sieg des Evangeliums in England hat er nicht erlebt; um so bemerkenswerther ist, daß er sich überwand, dem Könige dieses Landes, mit dem er eine leidenschaftliche Fehde ausgefochten hatte, einen Brief zu schreiben, der von der Hoffnung eingegeben war, ihn für die Sache des Evangeliums zu gewinnen. In Skandinavien sah er das Reich des Antichrists zusammenbrechen; er forderte den dänischen König auf, die Eintracht der Lehre zu bewahren und für eine würdige Ausstattung der Kirche zu sorgen; den schwedischen König ermahnte er, die Wissenschaften zu pflegen. Am engsten war, wie sich versteht, sein Verhältniß zu den Böhmen; hatte er doch ihrem Reformator mit den Worten gehuldigt: „Wir sind alle Hussiten.“ Eine Schrift der böhmischen Brüder begleitete er mit einer Vorrede, in der sich die denkwürdigen Worte finden: „Weil ich nun gerne sehen wollte, daß alle Welt mit uns und wir mit aller Welt einträchtig würden in einerlei Glauben Christi, zum wenigsten, wo es mit den Sprachen nicht könnt geschehen, doch mit dem Herzen und Sinn, hab ich dies Büchlein lassen ausgehen, auf daß alle frommen Christen lesen und sehen, wie nahe oder fern wir von einander oder bei einander sind, ob Gott seine reiche Gnade dazu geben wollte, daß der Spaltung weniger würde — bis wir zuletzt mit einerlei Wort und Weise des Mundes ein-

helliglich Christum preisen möchten." Wie hoch erheben sich diese Worte über nationale Beschränkung; sie machen es begreiflich, daß Luther den Gedanken eines Concils grundsätzlich nicht abgewiesen hat. „Wir brauchen", sagte er zu jenem päpstlichen Legaten Vergerio, der später selbst von der Macht des evangelischen Gedankens ergriffen und überwältigt wurde, „wir brauchen ein Concil nicht für uns und die Unsrigen, denn wir haben schon die feste evangelische Lehre und Ordnung; die Christenheit braucht es, damit der Theil, der noch im Irrthum gefangen ist, Irrthum und Wahrheit kennen lerne."

Das ist der Schlüssel zu dem Problem, das wir gestellt haben. Die christliche Idee, in der Luther wurzelt und die er wieder auf ihren ursprünglichen Gehalt zurückgeführt hat, will nicht, so oft es auch behauptet ist, die nationalen Individualitäten aufheben. Die erschütternde Klage Christi über sein Jerusalem, das nicht bedenken wollte, was zu seinem Frieden diente, beweist für ewig, daß Vaterlandsliebe und Christenthum einander nicht ausschließen. Was dagegen nothwendig zum Christenthum gehört, was es, historisch betrachtet, konstituirt hat, was es unterscheidet sowohl von dem partikularistischem Judenthum wie von dem polytheistischen Heidenthum wie von dem erobernden Islam, ist die Doppelforderung: Trennung des politischen Reichs vom Gottesreiche und Zugehörigkeit aller Nationen zum Gottesreiche. Im Gottesreiche giebt es durchaus keinen Vorrang der Rasse. Hier gilt nur ein einziges Privilegium, das der Gotteskindschaft, und dieses kann sich jeder, wes Geblütes er auch sei, zu jeder Zeit erwerben, durch Hingabe an das Haupt und an die Idee des Reiches und durch Thaten, die er vollbringt zur Mehrung und Festigung des Reiches.

Friedrich der Große und Maria Theresia am Vorabend des Siebenjährigen Krieges.

Publikationen aus den Kgl. Preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die Kgl. Archivverwaltung. 74. Band. G. B. Volz und G. Küntzel: Preußische und österreichische Akten zur Vorgeschichte des Siebenjährigen Krieges. Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1899.

Vor wenigen Jahren noch schien den Geschichtsforschern kein Satz in ihrer Wissenschaft fester zu stehen als der, daß der Ursprung des Siebenjährigen Krieges in einer gegen Preußen gerichteten, dem Abschlusse nahen Offensivallianz Oesterreichs mit Frankreich und Rußland zu suchen sei, und daß die Eröffnung des Kampfes nur deshalb von Preußen ausgegangen wäre, weil Friedrich der Große sich aus militärischen Gründen entschlossen hätte, seinen Feinden das Prävenire zu spielen. Da veröffentlichte Max Lehmann, Universitätsprofessor in Göttingen, eine Schrift, in welcher er den Nachweis zu führen versuchte, daß jene Offensivallianz nicht dem Abschlusse, sondern, trotz aller Gegenbemühungen des angriffslustigen Oesterreich, welches Schlesien um jeden Preis wiederhaben wollte, dem Scheitern nahe gewesen wäre, als Friedrich der Große seinerseits den Krieg erklärte, nicht um sich zu vertheidigen, sondern weil er den Augenblick für gekommen ansah, einem seit langer Zeit gehegten Plane gemäß der Eroberung von Schlesien die von Sachsen und Westpreußen folgen zu lassen. Der Kaiserin Maria Theresia beabsichtigte Friedrich Böhmen zu entreißen und den Herrscher von Sachsen und Polen mit der Krone dieses Landes zu entschädigen:*) „Zwei Offensiven stießen auf einander," so formulirt Lehmann seine These.

*) „Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges von Max Lehmann." Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1894.



Die Veröffentlichung Lehmann's hat in den gelehrten Kreisen eine ungewöhnlich ausgebreitete und heftige Diskussion hervorgerufen, an welcher sich auch die Historiker Oesterreichs und Frankreichs lebhaft betheiligt haben. In erster Reihe wurde Lehmann's Theorie bekämpft durch Reinhold Koser, den gegenwärtigen Direktor der preußischen Staatsarchive, zumal der zuletzt genannte Geschichtsforscher die ältere Auffassung vom Ursprunge des Siebenjährigen Krieges seiner kurz vor dem Lehmann'schen Buche erschienenen Biographie Friedrich's des Großen zu Grunde gelegt hatte. Die so glänzende zeitgenössische Geschichtsliteratur der Franzosen bereicherte Richard Waddington durch ein der bezeichneten wissenschaftlichen Streitfrage gewidmetes Werk, welches, von den Schätzen der französischen und britischen Archive voll, als eine ganz ausgezeichnete gelehrte Leistung anerkannt werden muß.*) Auch Waddington wies die Behauptungen Lehmann's positiv zurück, und ebenso wie er urtheilten volle drei Dutzend von tüchtigen Forschern aus aller Herren Länder, welche mit der größten Entschiedenheit die Lehmann'sche Theorie verwarfen und die Koser'sche verfochten. Auf Lehmann's Seite stellten sich nur Delbrück, meine Wenigkeit und einige andere Gelehrte**), so daß die Lehmann'sche Theorie, äußerlich angesehen, eine eklatante Niederlage erlitt. Da aber unsere Gegner Männer der strengen Wissenschaft waren, welchen mehr daran lag, Recht zu haben als Recht zu behalten, so ist von Albert Naudé, Professor zu Marburg, einem hervorragenden Bekämpfer Lehmann's, in den Wiener und Berliner Archiven Nachforschung nach allen für die charakterisirte Kontroverse erheblichen Aktenstücken gehalten worden, in der Absicht, die durch diese Arbeit erzielte Materialiensammlung der Oeffentlichkeit zu übergeben. Da Naudé vor Lösung der Aufgabe, welche er sich gestellt hatte, leider starb, ist sein Werk durch zwei junge Doktoren in einer Anerkennung verdienenden Weise vollendet und unter den Auspizien Koser's publizirt worden.

---

*) „Richard Waddington. Louis XV et le renversement des alliances. Préliminaires de la guerre de sept ans. 1754—1756. Paris 1896."

**) Vgl. „Preußische Jahrbücher" Band 79 und Band 84: Hans Delbrück: „Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges". Derselbe in Band 86: „Ueber den Ursprung des Siebenjährigen Krieges. (Nachtrag)." In Band 80: Friedrich Luckwaldt: „Die Westminsterkonvention." Ferner: Wagner: „Friedrich der Große und Frankreich." Hamburg 1895. Von demselben die werthvolle Studie: „Die europäischen Mächte in der Beurtheilung Friedrichs des Großen. 1746—57". Mittheilungen des Instituts für österr. Geschichtsf. Okt. 1899. Ich nenne noch Ruville und Brode, die wenigstens in der Hauptsache Lehmann zustimmen.

Im Siebenjährigen Kriege befand sich auf der einen Seite das Genie Friedrich, während auf der anderen Seite die Talente Maria Theresia und Kaunitz standen. Das Ringen blieb unentschieden. In dem literarischen Kampfe um den Siebenjährigen Krieg dagegen, welcher auf der einen Seite von Lehmann, auf der anderen von Koser und Waddington geführt worden ist, ist die Entscheidung jetzt gefallen. Geniales Wirken hat etwas Dämonisches an sich, und es wird einem geringen Sterblichen beinahe unheimlich zu Muthe, wenn er sieht, wie die Anhänger der älteren Auffassung, durch die Zauberkraft des Lehmann'schen Genies verwirrt, sich mit ihren eigenen Waffen geschlagen haben. Jene archivalischen Kollektaneen haben die Hinfälligkeit der Koser'schen Theorie, welche sie zu stützen bestimmt waren, wider den Willen ihrer Urheber vollständig bewiesen und die Stichhaltigkeit der Lehmann'schen Theorie, welche sie endgiltig beseitigen sollten, dokumentarisch erhärtet. Die Talente haben gegen das Genie gekämpft, das Genie hat gesiegt!

Etwa fünfviertel Jahre vor dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges (am 1. Mai 1755) hatte der k. k. Botschafter am Hofe zu Versailles, Graf Starhemberg, eine Unterredung mit dem Staatssekretär des Auswärtigen Rouillé über den englisch-französischen Krieg, dessen demnächstiger Ausbruch unvermeidlich zu sein schien. Bei dieser Gelegenheit äußerte Rouillé, daß man sich französischerseits über die Inferiorität der eigenen Flotte gegenüber der britischen keine Illusionen mache und es deshalb nicht bei einem Seekrieg bewenden lassen sondern daneben den Kontinentalkrieg eröffnen würde. Graf Starhemberg faßte die Bemerkung des Franzosen als eine gegen seine Souveränin gerichtete Kriegsdrohung auf, indem er bei dem Kabinet von Versailles die Idee voraussetzte, die österreichischen Niederlande zu erobern und sie beim Friedensschlusse gegen etwa verloren gegangene französische Kolonien auszutauschen, wie das den Diplomaten Ludwig XV. auf dem Friedenskongresse zu Aachen schon einmal gelungen war. Daß er die Gedanken Rouillé's richtig errathen hatte, erkannte der k. k. Botschafter nach ein paar Monaten, während deren die englisch-französischen Beziehungen immer gespannter geworden waren, in einer zweiten Besprechung mit dem Staatssekretär des Auswärtigen. Es wäre Frankreich keineswegs willkommen, so sagte Rouillé zu Starhemberg, wenn sich die Zahl seiner Feinde noch vermehre, aber die französischen Interessen ließen einen bloßen

Kampf auf dem Meere und in Amerika absolut nicht zu. An hinlänglichen Ursachen zur Kriegserklärung an Oesterreich fehle es dem Kabinet von Versailles nicht, und jede andere Rücksicht müßte gegen das Bestreben zurücktreten, die Engländer direkt oder indirekt zur Raison zu bringen. Graf Starhemberg kenne die Friedensliebe des Königs von Frankreich und seine Freundschaft für die Kaiserin, aber die Engländer wollten es so, und die Franzosen wüßten sich nicht anders zu helfen.*)

Die österreichischen Niederlande umfaßten neben dem heutigen Großherzogthum Luxemburg den größten Theil des modernen Königreichs Belgien, und ihre Wichtigkeit für die Gesammtmonarchie war demgemäß eine ganz außerordentliche. Von den 170 000 Mann, welche die k. k. Armee stark war, standen 25 000 in Belgien und auf dem belgischen Etat, und von den 40 Millionen Gulden, auf welche sich nach Abzug der für die Verzinsung der Staatsschuld verpfändeten Einkünfte die Revenüen der Donaumonarchie beliefen,**) steuerten die Niederlande volle 5 Millionen bei.***) Ungefähr um die Zeit, von welcher ich gegenwärtig erzähle, gelang es der österreichischen Regierung, einen Kriegsschatz von 4 Millionen Gulden anzulegen, eine bescheidene Errungenschaft, wenn man bedenkt, daß in den verschiedenen Tresors und Kriegskassen des Königs von Preußen damals 14 Millionen Thaler lagen, aber selbst jener Nothgroschen wäre nicht zusammengekommen ohne die belgischen Kapitalisten, welche auf Grund der Ertheilung eines Lotterieprivilegiums die genannte Summe hergaben†): „Bekanntermaßen", so heißt es in einem Gutachten von Kaunitz, „sind die Niederlande der Mittelpunkt des europäischen Kommercii: Ihre Lage ist hierzu ungemein vortheilhaft, das Volk besitzt großen Reichthum und besondere Gaben zu Manufakturen, Handelschaft

---

*) „Publikationen" S. LXXIII: Starhemberg an Kaunitz.

**) Arneth „Geschichte Maria Theresia's" IV. S. 69 (wo der Ertrag der Militärkontribution etwas zu hoch angeschlagen ist). Dazu derselbe VI 257, (wo die Militärkontribution nicht mitgerechnet ist).

***) „Publikationen" S. 176.

†) „Publikationen" S. 251: Maria Theresia an Starhemberg. Wien 6. März 1756. Max Lehmann befindet sich mithin der Sache nach nicht vollständig im Recht, wenn er erzählt: „Die Hoffnung der Kaiserin, aus allerhand Ersparnissen einen kleinen Fonds zu sammeln, der wenigstens die Mobilmachungs-Kosten decken half, ging nicht in Erfüllung." Seite 23 in „Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges." Leipzig 1894.

und Schifffahrt, als worinnen sie fast alle anderen Nationen übertreffen, und die Geschichte voriger Zeiten dient zur Probe, wie weit ein Souverän dieser Länder seine Macht treiben könne, wenn er sich die Gaben der Natur ohne Hinderniß zu Nutzen machen kann. Dem . . . . . Erzhaus würde der Besitz derer Niederlanden zu weit größerem Vortheil gereicht haben, wenn nicht die Seemächte die Hauptzuflüsse durch den westfälischen Frieden und den Barrièretraktat gehemmt hätten. Sollten aber diese Lande in die Hände der Krone Frankreich gerathen, so erhielte dieselbe einen solchen Zuwachs an Macht zu Land und zur See, welcher ganz Europa eifersüchtig machen müßte."

Man sollte glauben, daß es den Oesterreichern nicht schwer gefallen sein müßte, für die Vertheidigung ihrer niederländischen Provinzen eine Stütze an England zu gewinnen, zumal die Franzosen König Georg II. auch in seiner Eigenschaft als Kurfürsten von Hannover mit einem Angriffe bedrohten. Eine Besetzung Hannovers aber und eine Entwaffnung der hannöverschen Armee, mochten sie direkt durch Frankreich oder durch Friedrich II., als den langjährigen Alliirten Frankreichs geschehen, mußten von dem Kabinet von St. James als das Vorspiel französischer gegen England gerichteter Landungsversuche angesehen werden, denn ein nationales Landheer besaßen die Engländer in dieser Epoche ihrer Geschichte nicht, sodaß sie für die Garnirung ihrer einheimischen Küsten auf hannöversche und hessische Miethstruppen angewiesen waren.*) Oesterreich hatte nach London hin erklärt, daß es den Einmarsch preußischer Truppen in die deutschen Besitzungen des Königs Georg mit einer nach Berlin gerichteten Kriegserklärung beantworten würde,**) denn man war in der Hofburg überzeugt, daß der König von Preußen hannöversche Landestheile, welche er einmal besetzt hatte, nicht wieder herausgeben würde. Trotz der geschilderten natürlichen Interessengemeinschaft, welche zwischen Oester-

*) Als im Mai 1756 der Krieg mit Frankreich wirklich zum Ausbruch kam, und das ganze Weltreich nicht mehr als 40000 Mann Nationaltruppen aufwies, zog die Regierung, von beiden Häusern des Parlamentes einstimmig darum angegangen, 20000 Hannoveraner und Hessen nach England herüber, denn Vorbereitungen zur Invasion der britischen Inseln, welche man in den feindlichen Häfen wahrnahm, riefen panischen Schrecken hervor. In welchem Maße sich die Engländer für ihre erfolglos gebliebene Bekämpfung der nordamerikanischen Rebellion auf deutsche Miethstruppen stützen mußten, ist bekannt.

**) Vgl. Waddington „Louis XV. et le renversement des alliances. Préliminaires de la guerre de sept ans. 1754—56". Paris 1896. S. 137. Oesterreichische Verbalnote vom 1. Juni 1755.

reich, England und Hannover obwaltete, vermochte das schwache Ministerium Newcastle nicht, die für einen Kontinentalkrieg erforderlichen Kredite durch das Unterhaus zu bringen und zwar umso weniger, als nach den ersten in der bezeichneten Richtung gethanen Schritten, durch ihre Unpopularität erschreckt, der Schatzkanzler Legge aus dem Kabinet ausgetreten war. Die öffentliche Meinung verabscheute den Kontinentalkrieg, von dem sie sich einbildete, daß er nur im dynastischen Interesse des Kurfürsten von Hannover geführt werden sollte. Die Nation verlangte, daß alle finanziellen Hilfsquellen des Reiches nur zu Gunsten der Marine fließen sollten, welche in der That arg vernachlässigt worden war, sodaß sie erst nach mehrjährigen Rüstungen eine zuverlässige Superiorität über die französische Flotte zurückgewonnen hat. Im Parlamente machte sich zum Organ der nationalen Stimmung und der mißtrauischen Steuerzahler der ältere Pitt, der innerlich den Kontinentalkrieg für nothwendig hielt, der aber dennoch, skrupellos wie der Staatsmann sich zuweilen zeigen muß, alle Geldopfer zu Gunsten Hannovers und Belgiens leidenschaftlich bekämpfte, weil er zur Opposition gehörte und das Ministerium stürzen wollte, um selber ans Staatsruder zu gelangen. Die schwache Regierung wich der Strömung, verzichtete darauf, wieder wie zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges eine „pragmatische Armee" in den Niederlanden agiren zu lassen, brach die darauf bezüglichen Unterhandlungen mit Kaunitz ab*) und beschäftigte sich fortan ausschließlich mit den Vorbereitungen für den See- und Kolonialkrieg.

Infolgedessen war Oesterreich diplomatisch und militärisch vollständig isolirt, denn seine Defensivallianz mit dem ehrlich befreundeten Rußland konnte ihm ohne eine zweite Allianz nichts nützen, weil „die 60 000 Russen auf dem Papier"**) ganz ohne ausländische Subsidien nicht zu marschiren vermochten. Ueberhaupt war Oesterreich aus finanziellen Gründen außer Stande, ohne das Bündniß mit einer der beiden Subsidien zahlenden Westmächte seine Großmachtstellung zu behaupten, denn in den Kriegen des 18. Jahrhunderts ließ sich das Problem der Beschaffung der pekuniären Mittel nicht so leicht lösen wie in denen des 19.; vielmehr war für die Kampagnen Maria Theresia's Geld fast in demselben Maße der nervus rerum wie für die Feldzüge Monte-

*) Vgl. Waddington S. 148. Staatssekretär Holdernesse an Keith, Botschafter in Wien, 6. August 1755.

**) Vgl. Waddington S. 138. Oesterreichische Verbalnote vom 1. Juni 1755.

cuculi's: Das Erzhaus schwebt in drangvoller Lage! ruft Kaunitz angesichts der geschilderten Verhältnisse ein Mal über das andere in seinen an die Kaiserin gerichteten Denkschriften aus. Preußen, so äußerte sich der Hof- und Staatskanzler weiter, arbeitet nur auf unsern Untergang hin und wird ihn menschlichem Ermessen nach bewirken, wenn wir ihm nicht zuvorkommen. Wir können nur einen kleinen Theil unseres Heeres in Belgien aufstellen, weil wir einen friedensbrüchigen Einfall Preußens in das Herz der österreichischen Monarchie zu besorgen haben.*) Die französische Diplomatie intriguirt bei der Pforte, in Polen und an den meisten europäischen Höfen in und außerhalb des Reiches gegen uns; die Entsendung des Herzogs von Nivernais nach Berlin ist beschlossene Sache; der Herzog soll mit dem König Friedrich den französisch-preußischen Feldzugsplan gegen Oesterreich feststellen und dazu die nöthigen politischen Abmachungen treffen, welche für das Haus Oesterreich verderblich sein werden. Der Marschall Belle-Isle**) ist nach Compiègne berufen und findet, wie Starhemberg und der modenesische Gesandte übereinstimmend berichten, mit seinen nicht nur Belgien sondern auch die Lombardei, vielleicht sogar die k. k. Erbländer umfassenden Operationsplänen bei Hofe viel Gehör.***) Auch die Fortdauer unserer guten Beziehungen zu Spanien und zu dem Königreich beider Sizilien ist nicht als gesichert zu betrachten, und verschiedene Spuren in unseren geheimen Informationen führen bereits heute zu der Annahme, daß Frankreich die Neapolitaner zu einem Angriff auf die k. k. Besitzungen in Italien zu bestimmen bemüht ist.†) Auch dem sardinischen Hof dürfen wir nicht trauen, denn nachdem er sich schon einmal auf Kosten des Hauses Oesterreich vergrößert hat, ist der Verdacht gerechtfertigt, daß die Sardinier nur auf eine günstige Gelegenheit lauern, um den Rest der italienischen Staaten der Kaiserin an sich zu reißen. Nur der Petersburger Hof ist durch ein unzerreißbares Band der Interessengemeinschaft an den Wiener Hof gekettet,

*) „Publikationen" S. 145 und 159. Vortrag des Staatskanzlers Kaunitz in der Konferenzsitzung vom 2. August 1755. Wien 28. August 1755.

**) Marschall Belle-Isle hatte im österreichischen Erbfolgekriege die nach Böhmen marschirte französische Armee befehligt.

***) „Publikationen" S. 190: Vortrag des Staatskanzlers Kaunitz über die Konferenzsitzung vom 20. November 1755. Wien 26. November 1755.

†) „Publikationen" S. 152: Oben zitirter Kaunitz'scher Vortrag vom 21. August. Ferner S. 728. Mémoire du chancelier de cour et d'état comte Kaunitz, exposant et justifiant la manière, dont le traité secret d'alliance avec la France a été négocié. Undatirt. (Juli 1756.)

aber um ihn in Bewegung zu bringen und in eine aktionsfähige Verfassung zu versetzen, wären Subsidien erforderlich, die wir nicht in der Lage sind, unseren eigenen Kassen entnehmen zu können. Und mit solchen Alliirten hat das Haus Oesterreich sich gegen Frankreich, Preußen und die Türkei zu behaupten, also gegen drei Feinde, von denen jeder Einzelne stark genug ist, um alle k. k. Streitkräfte zu beschäftigen! Wenn zwei dieser feindlichen Mächte uns zugleich angreifen, wird keiner von unseren Freunden das Erzhaus vor der Vernichtung zu bewahren vermögen.*)

Das war die Lage Maria Theresias ein Jahr vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges! Unter dem niederschlagenden Eindrucke des Bildes, welches Kaunitz von der Gefährdung und Isolirung der Donaumonarchie entwarf, wurde (am 16. August 1755) die Allerhöchste Entschließung gefaßt, daß das Wohl Oesterreich „nicht gestatte, an den gegenwärtigen Kriegsunruhen einigen Antheil zu nehmen, wann gleich Frankreich die Niederlande und Hannover feindlich überziehen sollte.**) Laut diesem verzweifelten Entschlusse sollte also Belgien ohne Gegenwehr aufgegeben werden. Eine an den k. k. Botschafter zu St. Petersburg, den Grafen Esterhazy, „nur allein zu Deiner geheimen Belehrung" gerichtete Depesche bereitete den genannten Diplomaten auf den geplanten außerordentlichen Schritt der österreichischen Politik vor. England, so informirte der Hof- und Staatskanzler den Botschafter, verlange, daß Oesterreich den größten Theil seiner Armee in den Niederlanden den Franzosen entgegenstelle, ohne selber seinen bundesmäßigen Verpflichtungen nachkommen zu wollen und sei nur auf die Verstärkung seiner Marine bedacht. Es sei nun aber eine Thatsache, daß die k. k. Streitkräfte zur Vertheidigung der Niederlande einerseits und zur Sicherung der deutschen Erbländer andererseits keineswegs hinreichten, und daß der König von Preußen nur auf den Augenblick warte, wo Oesterreich anderwärts in Krieg verwickelt und von Truppen entblößt sei, um mit einer zahlreichen Armee in das Herz der Erbländer einzudringen. Und selbst wenn Preußen mit der Ausführung seiner Absichten

*) „Publikationen". S. 728: Soeben zitirtes Memoire.

**) „Publikationen" S. 196: Oben zitirter Kaunitz'scher Vortrag vom 28. November 1755. Ferner Arneth „Geschichte Maria Theresias" IV. S. 549. Referat über die Sitzung der Geheimen Konferenz vom 16. August 1755: „Hierauf folgte endlich J. K. M. entscheidender Ausspruch, daß . . . . . weit rathsamer wäre, bey dem nicht mehr zu vermeidenden Krieg auf dem festen Land völlig still zu sitzen und die Niederlanden dem Schicksal lediglich zu überlassen, als" u. s. w.

noch wartete, würde es für diesen Staat schon ein großer Vortheil sein, wenn das Erzhaus sich inzwischen an Truppen und allen übrigen Kriegserfordernissen erschöpfen müßte. Aus den angeführten Gründen habe die Kaiserin entschieden, daß vorläufig keine Truppen nach den Niederlanden abgeschickt werden sollten, sondern daß die Armee beisammen und bereit zu halten sowie daß die weitere Entwickelung der politischen Verhältnisse mit Gelassenheit abzuwarten wäre. Eine derartige Haltung Oesterreichs würde wenigstens den Nutzen haben, daß der König von Preußen nicht leicht wagen dürfte, sich mit in das Spiel zu mischen und dem Erzhause einen empfindlichen Streich beizubringen.*)

Traurig nannte Kaunitz, der, weit entfernt, eine Offensive zu betreiben, fast für jede Provinz des Kaiserstaates zitterte, in einem anderen diplomatischen Aktenstück die Situation der Kaiserin; Ihre Majestät, sagte er, befände sich sowohl in Bezug auf die Gegenwart als auch hinsichtlich des allem Anschein nach Kommenden „in den gefährlichsten und violentesten Umständen.“ Aus dieser gedrückten Stimmung riß den Hof- und Staatskanzler eine Nachricht, welche ihm aus Hannover oder aus Wolfenbüttel zukam, und welche völlig zuverlässig war. Sie besagte, daß dank der Vermittelung des regierenden Herzog von Braunschweig eine preußisch-englische Entente im Begriffe wäre, sich zu bilden.**) Kaunitz bedachte sich keinen Augenblick, den diplomatischen Vorgängen, welche ihm aus den protestantischen Ländern gemeldet wurden, eine ungeheure Tragweite beizumessen; er erblickte in ihnen die Vorboten des totalen Umsturzes sämmtlicher Allianzverhältnisse im europäischen Staatensystem. Seit dem Aachener Frieden hatte Kaunitz nicht aufgehört, seiner Monarchin den Eintritt eines solchen Umsturzes vorherzusagen; König Friedrich's unersättliches Streben nach Machtvergrößerung, so führte der Hof- und Staatskanzler in immer neuen Wendungen aus, wäre mit den Interessen Frankreichs auf die Dauer unverträglich, müßte deßhalb das französisch-preußische Bündniß sprengen und ein französisch-österreichisches hervorrufen. Im Jahre 1750, wo Kaunitz als k. k. Botschafter nach Paris gegangen war, hatte er sich vorher von der Kaiserin ermächtigen lassen, wenn sich ihm die Freundschaft Frankreichs und Preußens in Feindschaft zu verwandeln schiene, dem französischen Kabinet eine gegen

*) „Publikationen“ S. 165: Maria Theresia an Esterhazy. Wien 9. Sept.

**) „Publikationen“ S. 161: Oesterreichische Verbalnote an Frankreich. Wien 21. August 1755.

Friedrich II. gerichtete österreichisch-französische Offensivallianz vorzuschlagen. Maria Theresia und Kaunitz suchten einen neuen Krieg mit dem furchtbaren Gegner nicht etwa deßhalb, weil sie Revanche an ihm nehmen und Schlesien absolut wiederhaben wollten, sondern weil sie sich sagten, daß Oesterreich entweder, wenn die Gunst der Stunde ihm zu zuverlässigen Verbündeten verhülfe, Preußen niederschlagen müßte oder von diesem Rivalen abermals angegriffen und niedergeschlagen werden würde. Nur dem Zwecke der Vertheidigung sollte das gegen König Friedrich erstrebte Angriffsbündniß dienen, weil eben in gewissen Fällen die Offensive nichts als die wirksamste Form der Defensive ist. In diesem Einen Punkte ist es dem Urkundenwerke Naudé's gelungen, Lehmann einen großen Irrthum nachzuweisen, welcher freilich der Koser'schen Theorie nichts weniger als zu gute kommt, denn er besteht lediglich darin, daß Lehmann seine Theorie noch nicht radikal genug formulirt hat. Nicht zwei diplomatische Offensiven sind im Siebenjährigen Kriege zusammengestoßen, sondern die Politik Oesterreichs ist vom Aachener Frieden an bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges dem Wesen nach eine durchaus defensive gewesen, und eine wirkliche Offensive hat es nur auf der preußischen Seite gegeben; davon wird sich der Leser, wie ich zuversichtlich hoffe, auf Schritt und Tritt überzeugen.

Als Botschafter bei Ludwig XV. war Kaunitz nicht in die Lage gekommen, von jener ihm ertheilten Allerhöchsten Ermächtigung irgendwelchen Gebrauch zu machen, denn die ganzen drei Jahre seiner gesandtschaftlichen Thätigkeit hindurch hatte Kaunitz das Verhältniß zwischen den Höfen von Versailles und Potsdam so ausgezeichnet gefunden, daß er sich tolldreist vorgekommen wäre, wenn er den Ministern oder der Marquise de Pompadour gegenüber auch nur andeutungsweise von einem Bündnisse gegen Preußen zu sprechen gewagt hätte. Auch der Nachfolger von Kaunitz, Graf Starhemberg, den wir schon kennen, hatte in seiner amtlichen Thätigkeit den uralten zwischen den Häusern Oesterreich und Frankreich obwaltenden Gegensatz nicht aus der Welt zu schaffen oder auch nur zu vermindern vermocht. Die Folge der geschilderten Mißverhältnisse zusammen mit der immer fühlbarer werdenden Erkaltung der österreichischen Beziehungen zu England war gewesen, daß der Wiener Hof zwischen 1748 und 1755 eine überaus friedfertige Politik verfolgt und in Bezug auf auswärtige Angelegenheiten sich eigentlich nur das eine positive Ziel gesteckt hatte, den kleinen Erzherzog Josef zum Römischen Könige zu machen. Auch dieses

Projekt war von dem Kurfürsten von Brandenburg mit der Hilfe Frankreichs zu Falle gebracht worden.*)

Jetzt, nach sechsjährigem vergeblichen Harren, dessen Qual den Grafen Kaunitz zuweilen so mürbe gemacht hatte, daß er an der eigenen Urtheilskraft sowie an der Zukunft Oesterreichs verzweifelte, begannen die Ereignisse, welche der Hof- und Staatskanzler kraft seines durchdringenden Verstandes hatte kommen sehen, einzutreten. Gewillt, sein lächerlich zerrissenes und widernatürlich gestaltetes Staatsgebiet durch neue Eroberungen abzurunden, sobald ihm der Ausbruch des englisch-französischen Krieges Gelegenheit dazu geben würde, zweifelte König Friedrich mit jedem Tage stärker daran, die Zustimmung der Franzosen zu der Annexion Sachsens und Westpreußens erreichen zu können; bedeutete doch das Verschwinden eines Staates wie Sachsen von der Landkarte geradezu den Umsturz des Systems des Westfälischen Friedens! Je klarer aber dem König wurde, daß der Nutzen des preußisch-französischen Bündnisses für ihn erschöpft wäre, desto weniger konnte er zögern, sich mit dem Rivalen Frankreichs, mit England, zu alliiren. Ernste Hindernisse in Bezug auf die Erweiterung der Grenzen des preußischen Staates hatte Friedrich von dem Londoner Kabinet kaum zu befürchten; das war auch die Ansicht von Kaunitz, der (am 21. August 1755) von den Engländern schrieb: „Daß die überzeugendste Proben ihres festgestellten systematis vor Augen liegen, des Königs in Preußen so gefährliche Macht ehender zu vergrößern als zu vermindern. England hat einen einzigen aemulum und Feind an der Kron Frankreich; auf Preußen setzet es seine künftige Hoffnung, wann . . das . . Erzhaus unterdrücket worden."

Sobald Kaunitz von den britisch-preußischen Pourparlers unterrichtet war, hielt er den Moment für gekommen, um mit dem großen Projekt, welches ihm zu Versailles drei Jahre hindurch auf den Lippen geschwebt hatte, ohne daß er verwegen genug gewesen wäre, den Mund zu öffnen, in der genannten Residenz vollständig unverhüllt hervorzutreten. Auf Grund eines Beschlusses der Kaiserin (vom 21. August) ließ sich Graf Starhemberg (am 30. August) bei Frau von Pompadour, welche er für die einflußreichste Person an dem französischem Hofe hielt**), melden. Die Marquise war

*) Arneth „Geschichte Maria Theresias" IV. Besonders Zwölftes Kapitel: „Kaunitz in Paris".

**) Vgl. Arneth „Maria Theresia" IV 361. Kaunitz hatte Starhemberg überlassen, ob er die erste Eröffnung der Frau von Pompadour oder dem Prinzen Conti machen wolle. „Publikationen" S. 157.

nichts weniger als eine Feindin des preußisch-französischen Bündnisses, und es ist bloßer Hofklatsch, wenn gesagt worden ist, die Maitresse hätte daran gearbeitet, die Allianz zwischen Frankreich und Preußen zu unterminiren, um sich wegen der auf ihre Kosten gerissenen Berliner Witze Friedrich's zu rächen. Erstens galt der König von Preußen in den Versailler Hofkreisen allerdings für eine interessante Zeiterscheinung aber doch bloß für einen Emporkömmling, und die Erste Maitresse des Allerchristlichsten Königs sah ich für viel zu vornehm an, als daß sie die Maliceen des roi-parvenu an der halbbarbarischen Spree nicht hätte verwinden können. Zweitens war Frau von Pompadour auch eine sehr gescheidte Frau, welche sich durchaus im Klaren darüber befand, daß sie ihren ganzen Einfluß für die Aufrechterhaltung des Weltfriedens, besonders des Kontinentalfriedens in die Wagschale werfen mußte, sowohl weil die innere Lage Frankreichs keine Erschütterung vertrug, als auch, weil ein Krieg leicht nationale Erregungszustände hervorzurufen vermochte, welche den Hof und den König ergreifen und die Stellung der Maitresse umstürzen konnten. Was die Mittel zur erfolgreichen Durchführung einer Friedenspolitik anbetraf, so verließ sich Frau von Pompadour durchaus auf den Rath der diplomatischen Fachmänner.*) Besonderes Vertrauen hegte sie zu dem designirten Botschafter in Madrid, Abbé Grafen Bernis, einem wirklich sehr guten politischen Kopf.

Jener allmächtigen Dame, in deren Gesellschaft sich als diplomatischer Adlatus Abbé Bernis befand, las Graf Starhemberg eine sehr inhaltschwere Verbalnote seiner Regierung vor. Dieselbe theilte der französischen mit, sie hätte Grund zu glauben, daß unter der Vermittelung einiger protestantischer Staaten ein geheimes Abkommen zwischen Preußen und England im Werke wäre. Wenn diese Wendung der Dinge sich wirklich vollzöge, was das Kabinet von Versailles leichter als das von Wien zu ergründen vermöchte, würde die Kaiserin bereit sein, auf eine Versöhnung ihrer Interessen mit denen des Hauses Bourbon zu denken. Wären es ja doch nur blinde Animosität und altes Vorurtheil, wodurch bisher eine so heilsame und für die Aufrechterhaltung der katholischen Religion und der Ruhe Europas so wünschenswerthe Entwickelung verhindert worden sei. Die Kaiserin würde Frankreich einen Plan vorlegen lassen, welcher beiden

*) Am besten schildert den Einfluß der Marquise auf die auswärtige französische Politik Waddington „Renversement“ S. 361, 231, 177 und passim.

Mächten ihre volle Sicherheit verbürge. Er beruhe auf der Versorgung Don Philipps*) in den Niederlanden, für welche als Entgelt der Verzicht Frankreichs auf die Allianz mit dem König von Preußen gefordert würde: „da derselbe ja auch bereit ist, Frankreich seinen Absichten und der von ihm geplanten Liga zwischen den protestantischen Mächten aufzuopfern.**)

Zugleich mit der Verbalnote gingen dem k. k. Botschafter Instruktionen zu, welche die Frankreich gemachten und noch zu machenden Anträge überaus erschöpfend erörterten: „Wann man Alles sagen wollte, was gesagt werden könnte," fügte Kaunitz, der ein fürchterlich umständlicher Depeschenschreiber war, hinzu, „so hätte das Reskript in ein Volumen anwachsen müssen." Der Kern der österreichischen Propositionen war, daß das Herzogthum Luxemburg von der Kaiserin an Don Philipp abgetreten werden solle: „Dieses wäre vor Frankreich fast ebenso viel, als wann sich die Cession in seinen Händen befände; Don Philipp müßte sich nach seinem Wink richten und machte als ein spanischer Prinz nicht soviel Aufsehen." Gleichwohl wäre die Kaiserin geneigt, Frankreich noch außerdem eine direkte Grenzberichtigung zuzugestehen, an welcher die Franzosen ein großes Interesse nehmen müßten, weil die belgische Grenze so nahe an Paris läge. So große Opfer, erklärte Kaunitz, wolle Oesterreich jedoch nur unter drei Bedingungen bringen: Erstens müßte für Luxemburg Parma an das Erzhaus abgetreten werden, und zweitens habe sich Frankreich einer gegen Preußen zu Stande zu bringenden Offensivallianz, bestehend aus Oesterreich, Rußland, Schweden, Sachsen und anderen deutschen Mittelstaaten, anzuschließen. Zwar beanspruchte Kaunitz nicht die Cooperation einer französischen Armee, aber der Hof von Versailles sollte hergeben, was nur eine der Westmächte hergeben konnte, und was unbedingt eine der Westmächte hergeben mußte, wenn die Koalition sollte marschiren können, nämlich Subsidien: „Ohne der englischen oder französischen Mitwirkung wäre es nicht nur sehr gefährlich sondern in gewisser Maß ohnmöglich, Preußen einen rechten Streich beizubringen, . . . da ohne diesen Vorgang nicht nur zu keinen werkthätigen Operationen gegen Preußen geschritten sondern nicht einstens mit Rußland etwas Schließliches zu Stand gebracht noch mit Zuverlässigkeit an Vorbereitung der erforderlichen

*) Schwiegersohn Ludwig's XV. und regierender Herzog von Parma.

**) „Publikationen S. 161: Verbalnote an Starhemberg. Wien, 21. August 1755.

Kriegsanstalten gearbeitet werden könnte." *) Die dritte Bedingung, an deren Erfüllung der Wiener Hof die belgischen Abtretungen knüpfte, war der Rückfall Schlesiens an Oesterreich und die Zustimmung des französischen Kabinets zu einer noch weiter gehenden Zerstückelung der preußischen Monarchie, von welcher z. B. Vorpommern zu Gunsten Schwedens, Magdeburg zu Gunsten Sachsens, Cleve und Mark zu Gunsten von Churpfalz abgerissen werden sollten. Diese scheinbar so überaus radikalen Vorschläge entsprangen in Wirklichkeit einem unabweisbaren diplomatischen Bedürfniß, denn wie viele Staaten setzten sich wohl dem Risiko eines Kampfes mit dem Heere Friedrich's des Großen aus, wenn ihnen im Falle des Sieges keine Gebietserwerbungen winkten?**) Nicht einmal Sachsen, das ohne genauere Kenntniß der auf seine Annexion gerichteten Bestrebungen des Königs von Preußen war und, wie alle Welt, der Potsdamer Politik viel eher Absichten auf die Erwerbung weiterer k. k. Erbländer zutraute, sodaß nach der Auffassung der Hofburg sogar die Möglichkeit eines preußisch-sächsischen Bündnisses in Frage kam!***)

Es versteht sich von selbst, daß die Kaiserin die Abtretungen in Belgien nicht eher perfekt werden zu lassen beabsichtigte, als bis Schlesien erobert war; in den Genuß Eines bedeutenden Vortheils jedoch sollte Frankreich auf der Stelle treten, sobald es die Offensivallianz gegen Preußen unterzeichnet hatte: Man bot ihm nämlich österreichischerseits für die Dauer seines Krieges mit England das Recht zur Besetzung Ostendes und der benachbarten Hafenstadt Nieuport an, und es ist sehr bezeichnend für die Nothlage der Donaumonarchie, wie Kaunitz jene anscheinend unbedachte Konzession seinem Mitarbeiter in Versailles gegenüber rechtfertigt: „Hierbei scheinet zwar bei dem ersten Anblick sehr bedenklich zu sein," schrieb er an Starhemberg, „daß man selbsten Frankreich Gelegenheit geben sollte, sich von den ernannten zwei Städten zu bemeistern und wegen der Wiederraumung in Gefahr zu setzen. Da es aber ohnedem schon von der französischen Willkür abhanget, sich nicht nur von den ernannten zwei nieder-

*) „Publikationen" S. 258: Maria Theresia an Esterhazy. Wien, 13. März 1756. Ferner S. 281: „Kurze Anmerkungen über des Herrn Grafen Starhemberg Berichtschreiben vom 27. Februar 1756 und die darinnen enthaltenen Aeußerungen des französischen Hofs in Ansehung des diesseitigen geheimen Vorschlags."

**) Vgl. S. 26.

***) Ibidem.

ländischen Städten sondern von den ganzen Niederlanden zu bemächtigen und alle Einkünfte sich zuzueignen, so wäre das diesseitige Anerbieten ein sehr ersprießliches Mittel, das ohnvermeidlich bevorstehende größere Uebel in ein geringeres zu verwandeln."

„Das ohnvermeidlich bevorstehende größere Uebel" im Sinne des Hof- und Staatskanzlers ist der Eintritt des Kriegszustandes zwischen Frankreich und Oesterreich, und daß die Franzosen dann dazu schreiten: „sich . . . von den ganzen Niederlanden zu bemächtigen und alle Einkünfte sich zuzueignen," ohne daß die habsburgische Monarchie, durch die Expansivbestrebungen Friedrich's II. gelähmt, Belgien zu vertheidigen vermag. Nur um dieses größere Uebel in ein geringeres zu verwandeln, um eine Kompensation zu finden für die Frankreich gegenüber zu befürchtenden Gebietsverluste, proponirt Kaunitz dem Versailler Hofe den Austausch Belgiens gegen Schlesien, sodaß die auswärtige Politik Oesterreichs nur in taktischer Beziehung offensiv auftritt, in strategischer dagegen, wie immer seit 1748, sich in der Defensive hält.

Aufs Eindringlichste beschwor Kaunitz den Botschafter, mit dem höchsten Eifer an der Unterhandlung zu arbeiten: „Wollte Frankreich an dem Vorschlage aufrichtigen Antheil nehmen, so stünde mit so vieler Wahrscheinlichkeit, als von künftigen Dingen geurtheilt werden kann, anzuhoffen, daß der gefährlichste Feind des . . . . Erzhauses in seine eigenen Fallstricke gerathen . . . werde . . . . Daß . . Preußen denen Friedenstraktaten vielfältig und offenbar zuwidergehandelt habe, und daß es uns keineswegs an gerechtesten Ursachen zum Kriege ermangle, ist Niemand besser als dem französchen Hof bekannt, maaßen der König in Preußen schon seither etlichen Jahren dem besagten Hof seine Vorschläge eröffnet und dahin angetragen hat, J. M. feindlich zu überfallen.*) Es wäre also unverantwortlich, wann man nicht auf Mittel bedacht sein sollte, solchen gewissen und determinirten bösen Absichten noch in Zeiten bevor zu kommen.

Wir haben also die Gerechtigkeit auf allen Seiten vor uns . . . . . . Preußen muß übern Haufen geworfen werden, wenn das . . . Erzhaus aufrecht stehen soll. Wir sind uns und sonst unseren Alliirten unnütz. Die beständige Gefahr ist da . . . . Wir wissen sicher, daß es (Preußen) nur auf unseren Untergang bauet und

*) Kaunitz hat die Jahre 1752 und 1753 im Auge. Uebrigens hat er seine Behauptung nicht korrekt formulirt, in der Sache ist sie aber richtig. Vgl. Lehmann S. 71.

solchen menschlichem Ansehen nach bewürken würde, wann wir ihnen nicht bevorkommen".

Die Unterhandlung mit Starhemberg wurde französischerseits durch Bernis geführt. Rouillé und die anderen Minister erhielten vorläufig keine Kenntniß von den Pourparlers, deren strenge Geheimhaltung Oesterreich erbeten hatte. Kaunitz sagte von den Anträgen, mit welchen er an den König von Frankreich herangetreten war: „Wann er unser Anerbieten ausschlagen sollte, . . . so ziehen wir wenigstens den Vortheil, daß wir alle Hoffnung, den französischen Hof recht denken machen zu können, vor beständig verlieren." Und in der That! Frankreich schlug das Anerbieten Oesterreichs vollständig aus, durch eine von Bernis verfaßte und (am 9. September 1755) übergebene schriftliche Note*), welche die Zweifel des Wiener Kabinets an der Fortdauer der preußisch-französischen Allianz für absolut unbegründet erklärte, so daß der Hof- und Staatskanzler nach der Lektüre der bezeichneten Note und, wie ich nicht müde werde, zu wiederholen, nur Ein Jahr vor dem Beginn des Siebenjährigen Krieges urtheilte: „Es sei dermalen nicht mehr die Frage noch an der Zeit, die Idee wegen des Königs in Preußen weiters zu betreiben. Und so unverantwortlich es gewesen wäre, eine Gelegenheit, die als vortheilhaft angeschienen, ohnversucht aus Händen zu lassen, so wenig würde mit dem allerhöchsten Dienst übereinkommen, wann man die Entschließungen anderer Höfen so zu sagen erzwingen und auf einen Plan, der zwar an sich vor gut zu halten ist aber nicht mit denen Umständen übereinkommt, allzusehr versessen sein wollte".**) Kaunitz mag sich in diesem Momente wohl vorgestellt haben, daß er den Nachrichten aus den norddeutschen Kleinstaaten eine übertriebene Wichtigkeit beigelegt habe, und daß Friedrich mit den Engländern hauptsächlich deshalb unterhandele, um dadurch auf die Franzosen einen Druck auszuüben und sie so zu größeren Zugeständnissen zu bestimmen.

Nachdem die französische Note (vom 9. September) das Bündniß mit Oesterreich, welches die k. k. Regierung vorgeschlagen hatte, refüsirt hatte, schlug sie ihrerseits eine freilich auf ganz anderen Grundlagen beruhende Allianz zwischen den beiden Kabineten vor: Die habsburgische Monarchie sollte, wie das ihre Pflicht als Garant des Aachener Friedens wäre, beim Eintritt des zu erwartenden englischen Friedensbruches Frankreich beistehen, und zwar u. A.

*) „Publikationen" S. 168.

**) „Publikationen" S. 176: Vortrag des Staatskanzlers Kaunitz über die Konferenzsitzung vom 24. September 1755.

auch in der Weise, daß für die Dauer des Krieges eine gewisse Zahl französischer Truppen Ostende und Nieuport besetzen dürfte. Wenn sich die Kaiserin außerdem mit dem König über den Austausch Parmas gegen ein noch näher zu bestimmendes Aequivalent in den Niederlanden verständigen wolle, so würden diese Schritte der k. k. Staatskunst unfehlbar zu einem soliden und vielleicht ewigen Bündniß Oesterreichs mit Frankreich und mit Frankreichs Alliirten (also auch mit Preußen) führen.

Mit anderen Worten: Frankreich wollte gegen die Abtretung Belgiens die Integrität des übrigen Kaiserstaates garantiren, und dieses Arrangement proponirte es, wie die Note mit nur leicht verhüllter Drohung sagte: „um ja den Bruch und jedes Zerwürfniß zwischen der Kaiserin und dem König zu vermeiden." Aber Kaunitz war entschlossen, diesen abschüssigen Weg auf keinen Fall einzuschlagen; ehe man die Niederlande ohne das schlesische Aequivalent abträte, so äußerte er sich, müßte man lieber auf die Allerhöchste Entschließung (vom 16. August) zurückgehen, Belgien zwar unvertheidigt lassen, aber seinem künftigen Schicksal nicht vorgreifen. Ebenso wenig beabsichtigte Kaunitz zuzustimmen, wenn die Franzosen etwa ihre Absichten auf die Niederlande fallen ließen und die französische Garantie für die Integrität der Staaten der Kaiserin allein von Oesterreichs Beistand England gegenüber abhängig machten, denn England war seit dem Zeitalter Ludwig's XIV. der traditionelle Alliirte des Kaiserstaates gegenüber „dem geborenen Feinde des Hauses Oesterreich", wie Kaunitz fortfuhr, den Hof von Versailles zu bezeichnen. Verfeindete sich die Donaumonarchie ernstlich mit England, so gerieth sie in eine unerträgliche Abhängigkeit von Frankreich, denn eine dritte Großmacht, welche hohe Subsidien zu zahlen im Stande war, gab es nicht. Allerdings nahm der Hof- und Staatskanzler an, daß das Kabinet von Versailles möglicherweise auf die positive Unterstützung der Oesterreicher Großbritannien gegenüber verzichten und sich mit der einfachen Neutralität des Wiener Hofes begnügen würde, aber auch von einer derartigen diplomatischen Taktik erwartete Kaunitz eine so üble Rückwirkung auf das Verhältniß der Habsburgischen Monarchie zu dem traditionellen Alliirten, daß er der Ansicht Ausdruck verlieh, sich für neutral zu erklären, würde gleichfalls Oesterreich zum Verderben gereichen, weil es in jenem Falle alle seine Feinde auf dem Halse behielte, seine Freunde jedoch für immer verlöre. Außerdem würde eine k. k. Neutralitätserklärung

zur Folge haben, so führte Kaunitz weiter aus, daß Frankreich freie Hand bekäme, im Bunde mit dem König von Preußen Hannover mit Krieg zu überziehen, und das Erzhaus könnte doch unmöglich als müßiger Zuschauer mitansehen, wie Preußen durch eine derartige Einmischung in den Kampf seine Macht erweitere und seine weitaussehenden Vergrößerungsabsichten fördere.

Der Refrain aller Vorträge, welche der Hof- und Staatskanzler Ein Jahr vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges der Kaiserin hielt, war, daß das Erzhaus in drangvoller Lage schwebe, und daß er zwar keineswegs den Muth verlöre im gegenwärtigen „unglücklichen Moment", jedoch sich rathlos bekennen müßte. Inzwischen wurde Starhemberg in Versailles viel freundlicher als früher behandelt, denn man glaubte jetzt französischerseits, daß Oesterreich zu freiwilligen Abtretungen in den Niederlanden würde vermocht werden können, und ferner hatte man erst aus jener k. k. Verbalnote (vom 30. August) erfahren, daß Oesterreich von dem Bündniß mit England virtuell zurückgetreten war. Die Franzosen hatten immer gewünscht, die Aktion gegen Hannover allein den Preußen überlassen zu können,*) ein Arrangement, welches erst ausführbar wurde, wenn Oesterreich neutral blieb. In für die Hofburg wohlwollender Absicht befahl König Ludwig XV. (im Oktober 1755), daß Rouillé, ferner der Staatssekretär des Marinedepartements Machault und schließlich der Generalkontroleur der Finanzen Séchelles in das Geheimniß eingeweiht werden und daß die genannten Minister zusammen mit Bernis ein Komitee bilden sollten, dem die Fortsetzung der Unterhandlungen mit der Hofburg obzuliegen hätte. In Wien betrachtete man es mit Recht als ein sehr gutes Zeichen, daß dem natürlichen Anwalt eines großen Kontinentalkrieges, dem Kriegsminister Argenson gegenüber, die mit Oesterreich angeknüpften Beziehungen nach wie vor sekret behandelt wurden, während die Inhaber der Ressorts für Marine und für Finanzen, welche natürlich am liebsten einen bloßen See- und Kolonialkrieg gesehen hätten, Antheil an den Pourparlers erhielten. Noch mehr fühlte sich das beklommene Herz des Hof- und Staatskanzlers erleichtert, als die Franzosen Starhemberg im Vertrauen die Instruktionen mittheilten, welche im auswärtigen Amt für den als außerordentlichen Botschafter nach Berlin bestimmten Herzog von Nivernais entworfen worden waren. Nivernais sollte Friedrich II. die Einladung des

*) Vgl. Koser „König Friedrich der Große" Stuttgart 1893. I. S. 572.

Allerchristlichsten Königs überbringen, das auf 15 Jahre geschlossene, im Juni 1756 ablaufende preußisch-französische Bündniß auf eine fernere Reihe von Jahren zu verlängern. Zugleich sollte der Herzog die Kooperation Preußens gegen das Kurfürstenthum Hannover erwirken, und seine Instruktionen erlaubten ihm, dem König Friedrich eine Entschädigung auf Kosten des genannten Mittelstaates in Aussicht zu stellen. Jedes territoriale Wachsthum der preußischen Monarchie bedeutete der österreichischen Auffassung zufolge eine Schädigung der eigenen vitalen Interessen, aber Kaunitz war schon so mürbe geworden, daß er fand, vom österreichischen Standpunkt aus müßten die Instruktionen des Herzogs von Nivernais als eine durchaus erfreuliche Erscheinung aufgefaßt werden, und er wolle nur hoffen, daß sie nicht geändert werden würden. Unmöglich könnten die Vorschläge, welche Nivernais dem König von Preußen zu überbringen haben würde, von diesem Monarchen beifällig aufgenommen werden, denn sie gäben nicht die geringste Erbitterung gegen das Haus Oesterreich zu erkennen, stimmten also nicht mit den weitaussehenden preußischen Absichten überein, indem sie dem König Friedrich keinerlei Perspektive auf Eroberungen in den k. k. Erbländern eröffneten.*)

Kaunitz interpretirte die Propositionen, welche die Franzosen in Potsdam machen lassen wollten, durchaus richtig, aber während er früher um Hannovers willen einer österreichischen Neutralitätserklärung entschieden entgegengetreten war, fing er jetzt an, sich mit dem Gedanken einer Preisgebung des Kurfürstenthums vertraut zu machen; soweit war trotz der verhältnißmäßigen Besserung der Beziehungen zu Versailles unter der Pression der „gefährlichen und violenten Umstände“ der Muth des österreichischen Premierministers gesunken. Und als nun gar in den letzten Tagen des Jahres 1755 das von England schwer beschimpfte Frankreich nothgedrungenermaßen, so aufrichtig auch Frau von Pompadour und ihre Minister den Frieden wünschten, in London ein Ultimatum hatte übergeben lassen, dessen Ablehnung bei der Kriegslust des englischen Volkes gewiß war, da glaubte selbst ein so bedeutender Staatsmann wie Kaunitz, die habsburgische Monarchie nicht mehr retten zu können. Er war der Ansicht, wenn Frankreich nun auch an Oesterreich

*) „Publikationen“ S. 193: „Vortrag des Staatskanzlers Kaunitz über die Konferenzsitzung vom 20. November 1755. Wien, 26. November 1755. Vgl. über die Nivernais'schen Instruktionen auch Waddington.“ S. 211.

ein Ultimatum richte und von dem Wiener Hofe eine Neutralitätserklärung beanspruche, dann müßte die Rücksicht auf die Gegenwart der Rücksicht auf die Zukunft vorgehen und eine Unterwürfigkeit geübt werden, welche in der Gegenwart schwere Nachtheile, nämlich mindestens die Einverleibung Hannovers in die preußische Monarchie, und in der Zukunft das Verderben bringen würde.*)

Unterdessen hatte Rouillé die Instruktionen des Herzogs von Nivernais auch dem Baron von Knyphausen, dem preußischen Botschafter am Versailler Hofe, mitgetheilt. König Friedrich behauptet in seiner Histoire de la guerre de sept ans, die Franzosen hätten die Kooperation preußischer Truppen gegen Hannover dadurch zu erzielen versucht, daß sie ihm vorgestellt hätten, eine wie schöne Gelegenheit zum Plündern ihm ein so reiches Land wie das Kurfürstenthum böte. In Wahrheit besagte die betreffende Stelle in den Nivernais'schen Instruktionen, der König könnte sich für die Unkosten seiner Kooperation mit der französischen Armee eine reiche Entschädigung in Hannover suchen. Frankreich bot also Preußen als Preis für die Verlängerung des Bündnisses, welches die beiden Staaten mit einander verknüpfte, Hannover an. Allerdings formulirte Rouillé dieses Angebot nicht ganz präzise; dazu meinte er wohl noch Zeit zu haben, wenn die Unterhandlung sich fortspann; wozu sollte er von vornherein deutlich den höchsten Preis nennen, welchen er für die preußische Allianz zu bezahlen gedachte? Das ist nicht die Art der Geschäftsmänner und der Diplomaten, welche vielmehr mit Kaunitz für richtig finden, „daß . . . . bei dergleichen wichtigen Unterhandlungen sich gleich allen anfangs nicht allzuviel blosgegeben oder zu freigiebig erzeiget, sondern die anderseitige Verlangen abgewartet und durch beiderseitiges Nachgeben ein Ganzes gemacht werden könne".**) In diesem Sinne hatte der Hof- und Staatskanzler den Franzosen zuerst partielle Abtretungen offerirt, obgleich er von vornherein, wenn nöthig, die ganzen Niederlande für Schlesien hinzugeben beabsichtigte.***)

König Friedrich hat sich also mehr pikant als korrekt ausgedrückt; es ist den französischen Staatsmännern gar nicht ein-

*) „Publikationen" S. 732: Mémoire du chancelier de cour et d'état comte Kaunitz, exposant et justifiant la manière dont le traité secret d'alliance avec la France a été négocié. Undat. (Juli 1756.)

**) „Publikationen" S. 271.

***) „Publikationen" S. 385. Vortrag des Staatskanzlers Kaunitz über die Abtretung der gesammten Niederlande. Laxenburg, 29. Mai 1756.

gefallen, einen Fürsten gering zu schätzen oder vollends insultiren zu wollen, in welchem sie, um mit Kaunitz zu reden, dem Strebepfeiler unter dem Gebäude ihrer Allianzen erblickten. Aber das bewiesen die Nivernais'schen Instruktionen freilich eklatant, daß Preußen und Frankreich fürderhin nicht zusammengehen konnten. Hannover war ja ein schönes Stück Speck, aber leider hatte Friedrich keine Schiffe für den Walfischfang. Sich ohne triftige Gründe mit den unnahbaren Insulanern unversönlich zu verfeinden — dazu ließ sich Preußen von Frankreich in der folgenden Geschichtsperiode drängen, unter dem Ministerium Haugwitz, aber nicht unter Friedrich dem Großen.

Außer dem Kurfürstenthum Hannover boten die Franzosen dem König noch die westindischen Inseln Tobágo, St. Vincent und St. Lucie an. Es war im achtzehnten Jahrhundert positiv unmöglich für ein Land, ohne Kolonien reich zu werden, und speziell Niederlassungen in Westindien hatten einen äußerst hohen ökonomischen Werth*), aber König Friedrich fand es trotzdem bizarr, daß der Hof von Versailles ihn verleiten wollte, die verfrühten kolonialpolitischen Entwürfe des Großen Kurfürsten verfrüht wiederaufzunehmen. Er entsagte jetzt für immer der Hoffnung, daß Frankreich ihm etwas Vernünftiges bieten würde, und schloß deshalb, einen jähen, den Franzosen völlig unerwartet kommenden Allianzwechsel vollziehend, am 16. Januar 1756 mit England die Westminsterkonvention, welche den Franzosen die Okkupation Hannovers und Hessens untersagte, den Engländern jedoch freie Hand ließ, ihre deutschen Miethstruppen überseeisch zu verwenden. Die Westminsterkonvention deckte also die britischen Inseln gegen eine feindliche Landung und machte ferner englische Nationaltruppen für Angriffe auf das französische Kolonialreich disponibel.**) Wahrlich! Es ist nicht immer ein dankbares Geschäft für eine alte Macht, einem jungen aufstrebenden Volke die Hand zu bieten; mit Frankreichs Hilfe wurde Preußen in den schlesischen Kriegen zur Großmacht, um sich gleich darauf kühl von dem Versailler Hofe abzuwenden und seine eigenen Wege zu gehen. Ganz dieselbe Erfahrung scheinen die Franzosen heute mit Italien zu machen. Im geschichtlichen Leben gilt nun einmal das grausame Gesetz sic vos non vobis.

---

*) Vgl. Bryan Edwards „The history of the West-Indies". London 1801. 3 Volumes. Ferner Roloff „Die Kolonialpolitik Napoleon's I." Historische Bibliothek X. München und Leipzig 1899 S. 4 u. f.

**) Den authentischen Text der Westminsterkonvention siehe bei Schäfer „Geschichte des Siebenjährigen Krieges". Berlin 1867. I. 582.

Sehr richtig hatte Starhemberg nach Wien geschrieben, ob Frankreich wolle oder nicht, es könnte sich nicht auf den See- und Kolonialkrieg beschränken, sondern müßte auch den Kontinentalkrieg führen.*) Kaunitz pflichtete dem vollkommen bei und bezeichnete als den Effekt der Westminsterkonvention: „daß der König in Engeland wegen seiner hannoverischen Landen außer aller Beisorge und andurch in den Stand gesetzet worden, sowohl seine eigenen als die hessische und andere in englischem Solde stehende Truppen nach . . . Engeland zur Verhinderung einer descente abzusenden und solcher Gestalten alle französische Offensivprojecten zu vereitelen".**) Diese sowohl als auch die andere Tendenz des preußisch-englischen Bündnisses, nämlich die Rückendeckung, welche es der um sich greifenden preußischen Politik gewährte, wurde von Starhemberg in Versailles sofort zur Sprache gebracht: „Ich gab anheim, zu bedenken, ob es wahrscheinlich wäre, daß der König von Preußen den soeben vollzogenen Schritt gethan haben würde, wenn er nicht geglaubt hätte, daß er sich davon Vortheile von der allergrößten Bedeutung versprechen dürfte. Ich gab zu verstehen, es wäre ganz natürlich, daß dieser Fürst, in der Erkenntniß, daß Frankreich zu nichts die Hand bieten wollte, was seine Vergrößerungsbestrebungen begünstigen konnte, auf anderen Wegen sein Ziel zu erreichen suche . ."***) Die Minister, aufs Stärkste gegen das abtrünnige Preußen gereizt, erwiderten Starhemberg, sie gäben jetzt zu, daß Friedrich ein König wäre, der eine unredliche Politik befolge und, von zügellosem Ehrgeiz erfüllt, gefährliche Pläne zu verwirklichen bestrebt wäre. Ein französischer Diplomat hätte jetzt keinen Grund mehr, vor einem österreichischen zu verschweigen, daß der König von Preußen zu Beginn der obwaltenden Krisis Frankreich förmlich gedrängt habe, in Hannover und in Belgien einzurücken, und daß er dem Abschlusse eines französisch-sächsischen Bündnisses durch seine Vorstellungen alle nur erdenklichen Hindernisse zu bereiten beflissen gewesen wäre.†) Angesichts dieser Thatsache dächte man in Versailles über den König von Preußen jetzt ebenso wie in Wien, und der französische Hof erwarte, daß Oesterreich auf seine Verbalnote (vom 21. August) zurückkommen würde. Allerdings glaube

*) „Publikationen" S. 147.

**) „Publikationen" S. 224: Maria Theresia an Esterhazy. Wien, 11. Febr. 1756.

***) „Publikationen" S. 219: Starhemberg an Kaunitz. 7. Februar 1756.

†) „Publikationen" S. 207: Maria Theresia an Starhemberg. Wien, 27. Januar 1756. Vgl. über jene diplomatischen Schachzüge Friedrich's: M. Lehmann S. 72.

sich Frankreich hauptsächlich an der Errichtung einer Defensiv-Allianz interessirt, eine Offensivallianz gegen Preußen käme für die französische Regierung erst in zweiter Linie in Betracht. Auf jeden Fall würde es für die Franzosen angenehm sein, wenn die Oesterreicher nicht schon in dem laufenden sondern erst im folgenden Jahre Preußen den Krieg erklärten; Frankreich wäre nämlich der preußisch-schwedischen Defensivallianz vom Jahre 1747 beigetreten, welche erst im Mai 1757 erlösche, und da die Westminsterkonvention in ihrer Eigenschaft als Defensivvertrag formell nicht gegen ein internationales Abkommen verstieße, so wolle Frankreich dergleichen auch nicht thun.*)

Die letzten Aeußerungen verfolgten dilatorische Zwecke. Der Herzog von Nivernais hielt sich nämlich noch in Berlin auf und ließ im Interesse seines Nachruhmes alle Minen springen, um doch noch die Verlängerung des preußisch-französischen Bündnisses durchzusetzen. Sein Hof verfolgte die Bemühungen des Herzogs mit ängstlicher Spannung, und sämmtliche Minister Ludwig's XV. waren einig darin, daß man sich sofort mit Preußen wieder alliiren müßte, wenn es sich entschlösse, den Engländern noch nachträglich den Laufpaß zu geben. Friedrich seinerseits fuhr nicht nur fort, Frankreich mit Freundschaftsbetheuerungen geradezu zu überhäufen, sondern er stellte sogar dem außerordentlichen französischen Botschafter in Aussicht, daß er, wenn es ihm glücke, sich mit dem Kabinet von Versailles verständigen, die Westminsterkonvention wieder kündigen würde.**) Es lag in des Königs Hand, den bezeichneten Ausweg ohne Vertragsbruch zu benutzen, da die Westminsterkonvention keinen terminus ad quem enthielt. Aber alle Konferenzen zwischen Friedrich und Nivernais führten regelmäßig auf denselben todten Punkt hin: „Ich überantworte Euch Hannover“, sagte Friedrich, „aber gebt mir?!“ Was er eigentlich haben wollte, das verrieth der König nicht, sondern er wartete, daß die Franzosen ihrerseits mit der Sprache herauskommen sollten. Sie mußten nunmehr ja wissen, daß sein Ehrgeiz noch nicht befriedigt war. Aber er wartete vergebens, und wenn Rouillé zu Knyphausen sagte, Frankreich wäre dem König von Preußen doch auf die ehrendste Art begegnet; man hätte ihm einen Pair de France geschickt, welcher noch obendrein den Vorzug

*) „Publikationen“ S. 221: Starhemberg an Kaunitz. 7. Febr. 1756. Ferner „Publikationen“ S. 228: Starhemberg an Kaunitz. 16. Februar 1756.

**) Waddington S. 309 unten. Waddington S. 252.



genösse, zu den intimen Freunden der Frau von Pompadour zu zählen, dann konnte Friedrich nur achselzuckend erwidern: „Nicht auf den Unterhändler, sondern auf die Angebote kommt es an.“

Kaunitz erfüllte sich jetzt mit einem zuversichtlichen Optimismus und sagte befriedigt: „daß der französche Hof in der That anfinge, die Augen mehrers zu öffnen und einzusehen, . . . was sich in die Länge für widrige Folgen von den weitaussehenden preußischen Vergrößerungsabsichten zu versprechen seie.“ Der König von Preußen würde sich genöthigt sehen, während des englisch-französischen Krieges völlig aus dem Spiel zu bleiben, da er der Hoffnung beraubt wäre: „sich mehrers geltend zu machen und im Trüben fischen zu dürfen.“*) Es ist gewiß interessant, zu beobachten, wie sich bloß sechs Monate vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges der angeblich so revanchebedürftige österreichische Premier darüber freut, daß er hoffen darf, den englisch-französischen Krieg nicht von einem damit parallel gehenden preußisch-österreichischen begleitet zu sehen.

Wenn Preußen sich aber doch in den Kampf der Westmächte einmischte, indem es Hannover wirklich vertheidigte, dann verstand es sich von selbst, daß die Franzosen den Kontinentalkrieg über das Kurfürstenthum hinaus auf Preußen ausdehnen mußten, und so entschlossen sich die Minister in Versailles, als Friedrich die Westminsterkonvention nicht rückgängig machen wollte, widerstrebend, neben dem Defensivbündniß auch ein Offensivbündniß prinzipiell zu acceptiren. In der Unterhaltung mit Starhemberg genehmigten sie ohne Widerspruch, daß die Kooperation Frankreichs gegen Preußen in der Form von Subsidien geleistet werden solle, nachdem der österreichische Botschafter ihnen erklärt hatte: „Es ist unbedingt nothwendig, daß Frankreich einwilligt, zu den Unkosten beizutragen, welche die Ausführung unserer gegen den König von Preußen gerichteten Pläne erfordern wird. Das war der Sinn der Proposition sechs in unserem ersten Projekt, welche besagte, man würde sich mit Frankreich über die zur Ausführung erforderlichen Unkosten verständigen.**) Als sich die französischen Diplomaten erkundigten, welche Summe verlangt würde, forderte Kaunitz — der Werth des Geldes war ja damals sehr viel größer als heute — für Oesterreich, Rußland und die deutschen Mittelstaaten zusammen 12 Millionen Gulden für jede Kampagne. Rußland müßte

*) „Publikationen“ S. 210.
**) „Publikationen“ S. 246: Starhemberg an Kaunitz. Paris, 27. Februar 1756.

5 Millionen Gulden haben: „Nachdem bei dem ernannten Hof der größte Anstand zu wichtigen Unternehmungen in dem Geldmangel bestehet, und wir gar wohl vorsehen, daß ohne eine nahmhafte und dem englischen Subsidienversprechen (1/2 Million Pfund Sterling) schier gleichkommende Geldaushilfe die russische Armee nicht in Bewegung zu bringen sein dürfte." Die Kaiserin würde, so forderte Kaunitz weiter, solange als ihre Armee nicht auf feindlichem Grund und Boden ihre Verpflegung fände, jährliche Subsidien von mindestens 4 Millionen Gulden nöthig haben, denn wenn Oesterreich den Feind im Lande hätte, müßten seine außerordentlichen militärischen Ausgaben auf wenigstens 12 Millionen Gulden pro Kampagne angeschlagen werden. Die restirenden 3 Millionen Gulden dachte Kaunitz den deutschen Mittelstaaten zu, welche gegen Preußen marschiren würden. Was die österreichischen Subsidien betraf, so ermächtigte er den k. k. Botschafter, sie bei erfolgendem Widerspruch nöthigenfalls nachzulassen; andererseits instruirte er Starhemberg positiv, auf der Bewilligung der übrigen 8 Millionen als auf einer conditio sine qua non zu bestehen*): „Da .. leicht vorzusehen stehet, daß die größte und unumgänglich nöthige Geldaushilfe und der erste Vorschuß nur allein von dem ernannten Hof anzuhoffen seie ..... können wir uns von dem ganzen Vorhaben keinen vergnüglichen Ausschlag versprechen, insolang wir nicht zum Voraus vollkommen versichert sind, daß Frankreich an der Ausführung aufrichtigen und begierigen Antheil nehme; in welchem Falle Alles gar leicht auf einen Mittelpunkt zu führen und an einem glücklichen Erfolg nicht wohl zu zweifeln sein würde. Wobei wir Deiner eigenen vernünftigen Beurtheilung anheimgestellt sein lassen .., welcher Gestalten mit der .. Aeußerung hervorzugehen seie ....., daß wir uns zu keinem werkthätigen Unternehmen ohne genügsame Sicherheit jemalen vermögen lassen werden." Im Hinblick auf die ohnehin so schwere Belastung der französischen Finanzen äußerte Bernis sich ganz entsetzt über die finanziellen Ansprüche des Wiener Hofes, aber Starhemberg hatte dennoch den Eindruck, daß er in diesem Punkte vorläufig keine Konzessionen zu machen brauche. Er antwortete mit ruhiger Ironie, die Geldfrage mache ihm am wenigsten Sorge; man wäre in Versailles zu einsichtig, um nicht anzuerkennen, daß ohne Geld kein Krieg geführt werden könnte. Man brauche nur zu wollen, um in einem

*) „Publikationen" S. 251: Maria Theresia an Starhemberg. Wien, 6. März 1756. Ferner S. 297: Kaunitz an Starhemberg. Wien, 28. März 1756.

Lande wie Frankreich immer so viel zu finden, wie man nöthig habe; und das für viel weniger wichtige Dinge als die im Augenblick auf dem Spiele stehenden.

Viel schwieriger als das Problem der Subsidien war das der Gebietsveränderungen zu lösen. Starhemberg beanspruchte für Oesterreich: „freie Hände, Schweden, Sachsen, Pfalz und andere Höfe durch die Hoffnung zu Länderacquisitionen mit in das Konzert gegen Preußen einzuziehen und durch Versammlung einer dritten Armee dem Unternehmen einen geschwinden und glücklichen Ausschlag zu geben." *) Während zweier langer Konferenzen, welche der bezeichneten Frage gewidmet wurden, unterbrach Bernis, indem er den k. k. Botschafter nur mit halbem Ohre zuhörte, die Ausführungen desselben nach jedem Satze mit der Erklärung, der König von Frankreich würde die Zerstückelung Preußens niemals genehmigen.**) Kaunitz faßte die Opposition, welche der Versailler Hof in dieser Sache machte, überaus ernst auf. Bernis beabsichtige also, daß die Offensivmaßregeln gegen Preußen allein mit der k. k. und der russischen Kriegsmacht unternommen werden sollten, da andere Höfe, wenn sie keine Hoffnung zu wesentlichen Vergrößerungen vor sich sähen, sich nicht durch bloße Subsidienversprechen zur werkthätigen Theilnahme an dem Kriege vermögen lassen würden.***) Auf einem solchen Fuß wäre es keineswegs rathsam, mit Frankreich zum Schluß zu schreiten und sich in einen Krieg mit dem König von Preußen einzulassen. Denn wenn die Krone Frankreich außer der Abreißung Schlesiens von der preußischen Monarchie keine weitere Schwächung des genannten Staatswesens gestatte, folglich den Weg, andere Höfe mit in das Spiel zu ziehen, versperre und an Sachsen, Bayern u. s. w. Subsidien nur deßhalb bewillige, damit diese Mächte still verblieben und keinem Theile beiständen, so müßten hieraus die bedenklichen Konsequenzen entstehen:

a) Daß der König von Preußen zwei hinreichend starke Armeen, die eine gegen die Oesterreicher, die andere gegen die Russen, in das Feld stellen und den Ausgang des Kriegs zweifelhaft machen oder doch wenigstens den Kampf durch verschiedene Kampagnen hinziehen könnte.

*) „Publikationen" S. 275: Kurze Anmerkungen über des Herrn Grafen Starhemberg Berichtschreiben vom 27. Februar 1756 und die darinnen enthaltenen Aeußerungen des französischen Hofes in Ansehung des diesseitigen geheimen Vorschlags. Wien, 27. März 1756.

**) „Publikationen" S. 247.

***) „Publikationen" S. 275.

b) Daß Frankreich inzwischen der Versuchung ausgesetzt sein würde, seinen Frieden mit England zu schließen und, um ihn vortheilhaft zu gestalten, „die große Idee“ aufzuopfern, eine Wendung der europäischen Lage, bei der das Erzhaus schwerlich ohne einen neuen Gebietsverlust jedenfalls aber nicht ohne ungemein große Kosten und innerliche Entkräftung davonkommen dürfte.*) Angesichts derartiger Gefahren müßte man österreichischerseits positiv daran festhalten, daß, wenn Frankreich die Entwerfung eines Operationsplanes unmöglich mache, welcher menschlichem Ermessen nach „keinen gegründeten Anstand wegen einen glücklichen Ausschlag übrig ließe“, der Angriff auf Preußen überhaupt zu unterbleiben hätte.**)

Auch die Gebietsveränderungen in den österreichischen Niederlanden, welche die Hofburg in Vorschlag gebracht hatte, fanden den Beifall der französischen Staatsmänner nicht. Sie erklärten, Don Philipp würde in den Austausch von Parma gegen Luxemburg nicht willigen; der Infant verlange für sein italienisches Herzogthum die belgische Seeküste. Kaunitz gab in diesem Punkte sehr rasch nach und konzedirte für Parma das Gebiet von Tournai, die Grafschaft Flandern und ein Stück von Brabant „bis an die Stadt Anvers“. Und da er den Eindruck hatte, daß die Franzosen, nachdem sie dieses Zugeständniß erreicht, noch viel größere Opfer fordern würden, so resolvirte sich der Hof- und Staatskanzler und schrieb der Kaiserin: „Ich kann nicht in Abrede stellen, und es geben auch die bisherigen Aufsätze und Reskripten genugsam zu erkennen, daß ich mir niemalen mit der Hoffnung geschmeichelt, die große Idee ohne Aufopferung der ganzen Niederlanden zur Vollkommenheit bringen zu können“.***) Gewillt, wenn nöthig, einen so hohen Preis dafür zu bezahlen, glaubte Kaunitz, die Zustimmung der Franzosen zu der Zerstückelung der preußischen Monarchie schließlich doch erlangen zu können und zweifelte demgemäß nicht an dem Zustandekommen der Koalition. Also schickte der Hof- und Staatskanzler (am 13. März 1756) an Esterhazy eine Depesche, in welcher dem Botschafter aufgetragen wurde, die russischen Minister davon in Kenntniß zu setzen, daß Oesterreich

*) „Publikationen“ S. 282.

**) „Publikationen“ S. 296.

***) „Publikationen“ S. 384: Vortrag des Staatskanzlers Kaunitz über die Abtretung der gesammten Niederlande. Laxenburg, 29. Mai 1756.

und Frankreich über ein gegen den König von Preußen zu schließendes Offensivbündniß unterhandelten. Im Falle, daß die österreichisch-französische Allianz zu Stande käme, freilich nur in diesem Falle, gedächte Oesterreich beider Ostmächte gefährlichsten Feind und Nachbarn anzugreifen, um ihm engere Grenzen zu setzen und die Wiedereroberung von Schlesien zu versuchen. Der österreichische Hof ließe nun den russischen anfragen, ob Rußland zu gleicher Zeit mit Oesterreich gegen die preußische Monarchie zu Felde ziehen wolle und könne und zwar mit mindestens 60 000 bis 70 000 Mann, während das Erzhaus mit mindestens 80 000 zu agiren gedächte. Zweitens bäte der österreichische Hof um Auskunft darüber, ob es möglich wäre, die russischen Operationen noch im Jahre 1756 zu beginnen, oder ob sie bis zum Frühjahr 1757 hinausgeschoben werden müßten. Im Uebrigen läge auf der Hand, daß die Bewegungen des russischen Heeres und die des österreichischen ineinandergreifen müßten, es würde darum den k. k. Generalen nicht sonderlich damit gedient sein, wenn die Russen sich damit begnügten, in Ostpreußen Kontributionen einzuziehen, zu brennen und zu sengen. Vielmehr wäre erforderlich, daß die Hauptarmee der Zarin durch Polen nach der Oder marschire, sodaß Russen und Oesterreicher in Schlesien und Brandenburg zu kooperiren vermöchten. „Wir würden", so fügte Kaunitz hinzu, „wenn alle übrigen Schwierigkeiten behoben werden könnten, unsere äußersten Kräfte anwenden, um dem russischen Hof gleich anfänglich mit einer ergiebigen Geldsumme unter die Arme zu greifen. Es ist aber leicht zu erachten, wie schwer uns solches fallen und wie daher darauf zu sehen sein würde, sich in keine übermäßige oder ohnmöglich zu erfüllende Versprechen einzulassen. Du hast also alle Geschicklichkeit anzuwenden, daß der ernannte Hof desfalls am ersten zur Sprache komme, unsere Umstände beherzige und seine Verlangen möglichst mäßige."*)

Die Zarin Elisabeth war eine unversöhnliche Feindin Friedrichs, nicht gerade wegen seiner boshaften Witze, wie man behauptet hat, denn in dieser Hinsicht hatte die Kaiserin über die Franzosen, mit welchen sie sich gern gegen König Friedrich verbünden wollte, gleichfalls Grund zu klagen,**) sondern wegen der preußischen Politik.

*) „Publikationen" S. 261: Maria Theresia an Esterhazy. Wien, 13. März 1756. Dazu S. 316: Esterhazy an Maria Theresia. Petersburg, 22. April 1756.

**) Vgl. Bernhardi „Geschichte Rußlands" II, 2 S. 170.

Die russische Politik ging während der Regierung der genannten Autokratin im Allgemeinen nicht auf Eroberungen aus, das Kabinet von Berlin jedoch arbeitete in den ungeheuren Ländermassen, welche sich von Konstantinopel über Warschau nach Stockholm erstreckten, dem Kabinet von St. Petersburg überall systematisch entgegen. In dem Politischen Testament von 1752 räth Friedrich seinem Nachfolger, einen eventuellen Versuch der Schweden, Livland wiederzuerobern, preußischerseits zu unterstützen und für die geleistete Hilfe sich Schwedisch-Pommern, also Stralsund, Greifswald und Rügen, abtreten zu lassen.*) Livland umklammert zusammen mit dem damals noch zu Schweden gehörenden Finnland die Landschaft von Petersburg, sodaß die damalige preußische Politik sich mit dem Gedanken trug, Rußland wieder von der Ostsee wegzudrängen und in die Zeiten des Zaren Feodor zurückzuschleudern. Da die Beziehungen zwischen dem Zarenreiche und der preußischen Monarchie so außerordentlich feindselige waren, erhielt Esterhazy von den Ministern Elisabeths eine sehr freundliche und auch der Sache nach durchaus befriedigende Antwort. Rußland antwortete auf die Eröffnungen des k. k. Botschafters, zunächst hätte ein zwischen den beiden Kaiserhöfen zu errichtendes Offensivbündniß vorauszugehen, welches der Zarin für den Fall, daß Schlesien wieder an das Erzhaus käme, Kurland und eine Grenzberichtigung auf polnische Kosten zusichere. Nach der Erfüllung dieser Vorbedingung würde nichts im Wege stehen, daß die russischen Truppen gegen Preußen marschirten und zwar noch im August des schwebenden Jahres. Die russischen Streitkräfte wären bereits mobil. Sie würden 130 000 Mann stark sein, und — so heißt es in der kais. russischen Note: „Alles ist in einem nicht nur zum Marsch, sondern auch zu Kriegsoperationen fertigen Stand, daß man gleich nach dem zwischen beiden kaiserlichen Höfen zu erfolgenden Konzert den König in Preußen zu Land und zu Wasser angreifen kann. Die ganze Flotte wird solchergestalten ausgerüstet, daß selbe nicht allein die Galeeren (Transportschiffe) bedecken und die preußische Küsten beunruhigen sondern auch selbe die Festungen bombardiren und bloquiren kann.“ Auf den Antrag Esterhazy's, daß das russische Hauptheer an die Oder vorrücken solle, antworteten die Staatsmänner an der Newa sehr entgegenkommend, daß sie dem durchaus nicht abgeneigt wären; der Wiener Hof möchte nur einen

*) Lehmann S. 62.

Operationsplan einsenden und zugleich sein Kriegsmanifest, damit man das der Zarin darnach einzurichten vermöchte: „Die hiesige Gedanken", schrieb Esterhazy, „gehen dahin, das russische Manifest nicht ehender, als wenn die hiesigen Truppen das hosticum betretten haben werden, publiziren und durch die Tartaren und Kalmucken ausstreuen zu lassen."*)

Die angeführten Erklärungen der Regierung der Kaiserin Elisabeth enthielten einen Passus, welcher für den Wiener Hof später der Ausgangspunkt großer diplomatischer Unannehmlichkeiten geworden ist, nämlich die von den Russen auf ein territoriales Aequivalent für Schlesien erhobenen Ansprüche, aber im Großen und Ganzen konnte Kaunitz mit der Haltung des Kabinets von St. Petersburg zufrieden sein. Am 1. Mai 1756 kam auch der österreichisch-französische Defensivvertrag zu Stande, in welchem König Ludwig XV. die Integrität der Habsburgischen Monarchie garantirte und für den Fall, daß die Kaiserin angegriffen wurde, sich verpflichtete, ihr je nach ihrer Wahl entweder 24 000 Mann Hilfstruppen zu stellen oder per annum 4 200 000 Gulden Subsidien zu bezahlen. Frankreich versprach also die gesammten Gelder, welche Kaunitz für erforderlich gehalten hatte, um der k. k. Armee als solcher den Kampf gegen Preußen zu ermöglichen, Subsidien für Rußland und die dritte Armee jedoch**) sah der Defensivtraktat nicht vor. In einem Postskriptum, welches Starhemberg der Meldung von dem Abschlusse des Traktates hinzufügte, sagte der Botschafter: „Frau von Pompadour ist von dem Zustandekommen dessen, was sie als ihr eigenes Werk ansieht, ganz entzückt und hat mich versichern lassen, daß sie ihr Bestes thun würde, damit wir nicht auf halbem Wege stehen blieben."

Die Marquise von Pompadour nahm jetzt ein gewisses persönliches Interesse an der politischen Verschwisterung der beiden katholischen Großmächte, denn sie war in Folge ihres immer noch wachsenden Einflusses auf Ludwig XV. zur Hofdame ernannt worden und glaubte der bezeichneten Stellung die Bethätigung kirchlicher Gesinnung schuldig zu sein. Maßgebend jedoch hinsichtlich der auswärtigen Politik blieben für sie stets die realpolitischen Erwägungen der Minister, und ebenso korrekt benahm sich in dieser Beziehung Ludwig XV. Trotzdem er persönlich

*) „Publikationen" S. 321 u. f.: Esterhazy an Maria Theresia. Petersburg, 22. April 1756.

**) Vgl. S. 25.

durchaus kein Freund Friedrich's des Großen war, beehrte er Rouillé, der sich viel borussophiler als Bernis zeigte, mit seinem ganz besonderen Vertrauen.*)

Der Traktat wurde in der Tagespresse publizirt und an allen Höfen, wo Oesterreich und Frankreich diplomatische Vertreter unterhielten, von diesen gemeinschaftlich den respektiven Regierungen zur amtlichen Kenntniß gebracht. Es ist deutlich, daß das Begraben der Streitart zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon die diplomatische Situation Oesterreichs unendlich verbesserte: Seine Isolirung hatte ihr Ende gefunden, und wenigstens das letzte Ziel des politischen Testamentes von 1752 und der preußischen Politik von 1756, die Losreißung Böhmens aus dem Gefüge der Habsburgischen Monarchie und die Versetzung der Wettiner von Dresden nach Prag, ließ sich jetzt kaum noch erreichen. Auch verbarg Kaunitz nicht, daß ihn das geleistete Stück Arbeit stolz machte: „Eine Großmacht überreden zu wollen", heißt es in einer seiner Denkschriften, „daß das System, nach welchem sie alle Triebfedern ihrer Politik konstruirt hatte, schädlich für ihre Interessen wäre, ihr beweisen zu wollen, daß das Mittel, welches sie für das einzige wirksame hielt, um sich England gegenüber aus der Verlegenheit zu ziehen, nichts taugte; sie überzeugen zu wollen, daß sie falsche Maßregeln ergriffen hätte, indem sie den König von Preußen unterstützte, den sie doch für den Strebepfeiler unter dem Gebäude ihrer Allianzen ansah; mit einem Wort, ihre uralte Rivalität gegenüber dem Hause Oesterreich aus der Welt schaffen zu wollen, schließlich, den Nationalcharakter aller ihrer Minister in der Wurzel ändern zu wollen — das war in der That ein Unternehmen, welches allein die Vorsehung zu inspiriren, zu lenken und zu vollenden vermochte, und unter ihren Auspizien ist das Werk ja auch begonnen worden!"**)

Aber nicht immer befand sich der Hof- und Staatskanzler in so triumphirender Stimmung; häufig beschlich ihn auch die Furcht, daß das Erreichte wieder verloren gehen und daß „die Verschaffung mehrerer Sicherheit vor das Erzhaus", welche er in der österreichisch-französischen Defensiv-Allianz erblickte, nicht dauern möchte. Blieb es nicht denkbar, daß Preußen mit seinen Bemühungen um die Freundschaft Frankreichs eines Tages doch reüssirte, und daß Frankreich dann der Hofburg den Defensivvertrag kündigte?***) Und hiervon

*) „Publikationen" S. 595: Starhemberg an Kaunitz. Paris, 22. September 1756.
**) „Publikationen" S. 729.
***) „Publikationen" S. 286.

abgesehen — in wie „violenten Umständen" schwebte wiederum das Erzhaus, wenn sich in Rußland ein Thronwechsel ereignete und der enragirte Preußenfreund Peter mit seiner unberechenbaren Gemahlin Katharina die Regierung antrat? Esterhazy schrieb, mit der Gesundheit der Zarin stände es schlecht; ihre Füße wären so geschwollen, daß sie gegen ihre Gewohnheit nur noch wenig und selten tanze. Sie könnte keine Treppen mehr steigen und müßte sich deshalb vermittelst einer eigens zu diesem Zwecke konstruirten Maschine in das Theater begeben. Die Aerzte befürchteten Wassersucht und prognostizirten ihr kein langes Leben mehr, „zumalen dieselbe nach wie vor sehr unordentlich lebet."*) Noch pessimistischer hieß es in einer der folgenden Depeschen des k. k. Botschafters: „Zu bedauern ist, daß es mit der Frauen ihrer Gesundheit ehender arger als besser zu werden das Ansehen gewinnet."**) Jetzt, mit dem letzten von ihm eingegangenen Kurier, äußerte sich Esterhazy: „Die hiesige Monarchin ist dermalen gesund, und ist sehnlichst zu wünschen, daß ihr Gott bis nach erreichtem Endzweck das Leben geben möge, zumalen sonsten . . wenig für etwas Gutes stehen wolle . . "***)

Angesichts der Eindrücke, welche Esterhazy am Zarenhofe empfing, konnte der Hof- und Staatskanzler nur für Augenblicke bei der Ansicht bleiben, daß durch das österreichisch-französische Bündniß „die künftige Sicherheit der österreichischen Monarchie befestiget . . . würde." In der That durchdrang er sich sehr rasch wieder mit seiner alten Ueberzeugung, daß der Defensivallianz der Abschluß einer Offensivallianz auf dem Fuße folgen müßte, deren Objekt, „die Wiedereroberung Schlesiens, mithin die mehrere Schwächung des Königs in Preußen als des gefährlichsten Nachbarn und heimlichen Feindes", das Objekt der Defensivallianz ja in sich schlösse. Die Chancen zur Erreichung eines solchen Offensivbündnisses, schrieb Kaunitz an Starhemberg, ständen jetzt so günstig, wie sie sich vielleicht in Jahrhunderten nicht wieder darbieten würden: Frankreich mit England in Krieg verwickelt, der französisch-preußische Traktat just zur nämlichen Zeit zu Ende gehend, und der preußische Hof mit dem französischen aus vielen und wichtigen Ursachen entzweit.

Bernis übergab jetzt (am 13. Mai 1756) Starhemberg eine Note,

*) „Publikationen" S. 188: Esterhazy an Maria Theresia. Petersburg, 13. November 1755.

**) „Publikationen" S. 235: Esterhazy an Zinzendorf. Petersburg, 23. Februar 1756.

***) „Publikationen" S. 320: Esterhazy an Maria Theresia. Petersburg, 22. April 1756.

in welcher die französische Regierung deutlich aussprach, welchen Gewinn sie ihrerseits beanspruchte, wenn Schlesien wieder österreichisch würde. Die Note, deren Ueberreichung der Abbé die mündliche Bemerkung vorausgehen ließ, wenn man einen Rock mache, dürfte man ihn nicht zu eng zuschneiden, verlangte die gesammten österreichischen Niederlande für Frankreich. Der König von Frankreich, besagte das genannte diplomatische Aktenstück weiter, würde selber entscheiden, welche belgische Landschaft sein Schwiegersohn als Entschädigung für Parma erhalten sollte. Das hieß mit anderen Worten, Frankreich zog seinen Antrag, daß Don Philipp an der Küste etablirt werden sollte, zurück und verlangte Flandern mit Nieuport und Ostende und außerdem Brabant für sich selbst.*) Indem Starhemberg die französische Note nach Wien einsendete, begleitete er sie mit dem Rathe, sich in das Unvermeidliche zu schicken und die Forderungen des Versailler Hofes zu acceptiren. Außerdem fügte der Botschafter hinzu: „Es ist gewiß, daß wir Alles Frau von Pompadour verdanken, und daß wir auch in Zukunft Alles nur von ihr zu erwarten haben werden. Sie will, daß man sie achtet, und sie verdient es in der That.“**)

Kaunitz beherzigte diesen Wink Starhemberg's und schrieb für Frau von Pompadour, als ostensiblen Beweis seiner Achtung, ein verbindliches Briefchen, aber die Note (vom 11. Mai) hatte einen so schlechten Eindruck auf ihn gemacht, daß er Starhemberg eine Rüge ertheilte, weil der Botschafter das Schriftstück angenommen hatte.***) So stand es ein viertel Jahr vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges um die österreichisch-französischen Beziehungen. Ueber die Beweggründe der Denkweise des Hof- und Staatskanzlers belehrt uns ein Memorandum, welches er in der belgischen Frage an Maria Theresia richtete. Die Niederlande, so führte Kaunitz aus, wären sowohl in politischer Beziehung als auch in finanzieller ein edles Kleinod des Erzhauses; das würde von Niemandem in Abrede gestellt oder verkannt werden. Nur die Erlangung eines noch größeren Vortheiles für die Monarchie und dazu die äußerste Noth könnten die Abtretung so werthvoller Provinzen rechtfertigen. So gewiß und klar nun diese Sätze wären, so gewiß und unanfechtbar sei andererseits, daß der König

*) „Publikationen“ S. 351: Ajouté à la dernière réponse du Roi T. C. Versailles, 11. Mai 1756. Dazu „Publikationen“ S. 386.

**) „Publikationen“ S. 354: Starhemberg an Kaunitz. Paris, 13. Mai 1756.

***) „Publikationen“ S. 418: Starhemberg an Kaunitz. Paris, 18. Juni 1756.

von Preußen als der gefährlichste Feind des Erzhauses angesehen werden müßte, daß seine Macht sich durch die Erwerbung von Schlesien verdoppelt hätte, daß eine neue Gebietserweiterung vermittelst der Waffen oder durch andere mögliche Ereignisse ihm das völlige Uebergewicht geben würde, daß das gespannte Verhältniß, in welchem die beiden Mächte zur Zeit zu einander ständen, auf die Dauer so nicht bleiben könnte, sondern daß schließlich die eine oder die andere Macht das dauernde Uebergewicht gewinnen müßte, daß also beständig die größte Gefahr über dem Erzhause schwebe, und daß es sich zur Stunde um nicht weniger handele als um die Aufrechterhaltung der katholischen Religion, der Autorität des Kaiserthums, der Reichsverfassung und, wenn es freimüthig bekannt werden dürfte, geradezu um die künftige Existenz des Erzhauses. Es lägen mithin Gründe genug vor, um auch sehr schmerzliche territoriale Verzichtleistungen zu rechtfertigen, aber sowie Frankreich die Abtretung Belgiens jetzt vollzogen wissen wolle, würden England und Holland sie nimmermehr leiden sondern bis aufs Messer dagegen kämpfen. Andererseits würde man den Eintritt derartiger Komplikationen für beinahe ausgeschlossen ansehen dürfen, wenn die Kaiserin zwar die ganzen Niederlande abzutreten sich entschlösse, jedoch nur diejenigen Landschaften, welche schon vormals unter französischer Botmäßigkeit gestanden hätten, nämlich das Herzogthum Luxemburg und das Pays Rétrocédé, vermehrt vielleicht um einen Theil des Hennegaues oder des Gebiets von Tournai, direkt an die Krone Frankreichs fielen, die Hauptmasse Belgiens indessen unter Aufrechterhaltung der in dem genannten Lande bestehenden Verfassung an Don Philipp käme. Auf diese Weise würde Frankreich einen Vortheil davontragen, der zwar sehr beträchtlich sei, jedoch die allgemeine Eifersucht nicht aufs Höchste zu steigern vermöchte. Oesterreich würde allerdings durch den Verlust der Niederlande von England und Holland räumlich vollständig getrennt werden, aber es hätte dafür auch nicht länger zu besorgen, in alle Kriege gegen die Krone Frankreichs mitverwickelt zu werden. Der beste Theil Belgiens würde sich fortan in den Händen eines spanischen Prinzen befinden, welcher dereinst bei den beiden Seemächten, bei Spanien und vielleicht auch bei dem Erzhaus eine kräftige Unterstützung gegen Frankreich finden könnte. Denn nur von der ersten Generation müßte man annehmen, daß sie Frankreich ganz ergeben sein würde; derartige persönliche Gesinnungen pflegten durch das eigene Interesse gar bald abgeändert

zu werden; das beweise schlagend die engländerfreundliche Politik des regierenden Königs von Spanien.

So wenig auch die Seemächte zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges in die Vereinigung der Kronen Frankreich und Spanien eingewilligt haben würden, so leicht wären sie zuletzt auf den Vorschlag eingegangen, einen französischen Prinzen auf den spanischen Thron zu setzen. Und so gewiß auch einerseits vorauszusehen sei, daß ein Wechsel in Bezug auf den Herrscher in den Niederlanden England, Holland und den anderen Mächten sehr unangenehm sein würde, ebenso gewiß wäre auch andererseits, daß die Ausführung des ganzen Vorhabens weit größeren Bedenken und Schwierigkeiten unterworfen sein ja vielleicht unmöglich werden würde, wenn sich die Kunde von der Absicht, die niederländischen Seeküsten der französischen Monarchie einzuverleiben, in Europa verbreite: „Aus diesen und mehr anderen höchst wichtigen Ursachen", so schloß der Hof- und Staatskanzler sein Memorandum über die belgische Frage, „trage ich so billiges als pflichtmäßiges Bedenken, Ihrer Majestät die Fortsetzung der geheimen Negociation und die Abgabe der gesammten Niederlanden auch in dem Falle einzurathen, wann Frankreich auf dem vorerwähnten Verlangen ohnabänderlich beharren sollte".*)

Kaunitz wollte also, wie gesagt ein viertel Jahr vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, lieber gar keine Koalition gegen Preußen als eine solche, wie sie zu haben war. Er hatte Starhemberg immer davor gewarnt, in Versailles gegen Preußen zu hetzen: „Da wir zum Voraus zuverlässig wissen, daß das dortige Verlangen zum Frieden alle übrige Betrachtungen weit vorwiege, und daß unsere Gegenbearbeitungen nichts fruchten, wohl aber einen höchst nachtheiligen Eindruck verursachen würden".**) In der That hatte sich Graf Starhemberg vor einer so ungeschickten diplomatischen Taktik sorgfältig gehütet, zumal er gleich Kaunitz der Ueberzeugung gewesen war, daß die österreichisch-französische Offensive sich in kurzer Zeit vollständig von selber machen müßte. Jetzt sah er sich in derselben Depesche, in welcher er die indiskutablen belgischen Prätentionen Frankreichs anzeigte, (vom 13. Mai 1756) genöthigt, seinem Chef zu melden, daß Frankreich selbst nach der Unterwerfung unter diese indiskutabeln Prätentionen, nach der Ab-

*) „Publikationen" S. 384: Vortrag des Staatskanzlers Kaunitz über die Abtretung der gesammten Niederlande. Laxenburg, 29. Mai 1756.

**) „Publikationen" S. 292: Maria Theresia an Starhemberg. 27. März 1756.

tretung der niederländischen Seeküste, die Herbeiführung einer aktionsfähigen Offensivallianz noch nicht ermöglichen würde, daß die Erhaltung der Großmachtstellung Preußens den Franzosen wichtiger erschiene als die Erwerbung Belgiens. Er erblicke eine Schwierigkeit, meldete der Botschafter: „welche mich erschreckt . . Diese Schwierigkeit besteht in der Abneigung, welche man hier seit dem Anfang der Unterhandlungen kundgegeben hat, und welche trotz der Veränderung des Systems anhält, einer solchen Schwächung der Macht des Königs von Preußen zuzustimmen, daß dieser Fürst durch die dem Kriege folgende Pacifikation absolut außer Stand gesetzt wird, uns wieder zu beunruhigen und auf irgend eine Weise die Ruhe und den Frieden Europas zu stören. Die bezeichnete Abneigung kommt mir, wie ich gestehen muß, recht verdächtig vor."*)

Die letzte Starhemberg'sche Depesche bewies dem Hof- und Staatskanzler, daß er in den jüngsten neun Wochen die politische Situation viel zu sanguinisch beurtheilt hatte, oder daß, um seine eigenen Worte zu gebrauchen: „noch nicht mit Zuverlässigkeit vorzusehen stehet, ob auch der französische Hof durch die vortheilhafteste Bewilligungen zu vermögen sein werde, in die Sache selbsten aufrichtig und mit werkthätigem Eifer einzugehen.**) Zu dieser pessimistischen Auffassung zurückgekehrt, that Kaunitz den Schritt, welchen die Umstände von ihm erpreßten. In dem Zeitalter der Zarin Elisabeth verhielt es sich schon ebenso wie in dem Alexanders III., daß, wenn ein allgemeiner Krieg bevorzustehen schien, aus natürlichen und geschichtlichen Gründen Rußland als erster unter allen Staaten sein Heer an der Grenze zu konzentriren strebte. Sofort nach dem Empfang der Kaunitz'schen Anfrage über das Maß der Aktionsbereitschaft Rußlands hatten Elisabeth's Minister den Aufmarsch der Armee an der preußischen und polnischen Grenze angeordnet. Schwerfällig genug mag sich also des k. k. Hof- und Staatskanzlers Feder über das Papier hin bewegt haben, als er — drei Monate vor dem Beginn des Siebenjährigen Krieges — an Esterhazy schrieb, aus dem Kriege gegen Preußen könnte bis aufs Weitere nichts werden, und Rußland müßte seine militärischen Vorbereitungen, welche einen provozirenden Eindruck hervorriefen, so weit wie möglich wieder rückgängig machen. König Ludwig XV., Frau von Pompadour und Abbé Bernis, so führte die

*) „Publikationen" S. 349. 13. Mai 1756. Präs. 20. Mai 1756.
**) „Publikationen" S. 406: Maria Theresia an Starhemberg. 9. Juni 1756.

österreichische Depesche weiter aus, fingen schon an sich zu der Ueberzeugung zu bekehren, daß die vom Wiener Hof Frankreich angebotenen Vortheile die Schwächung des Königs von Preußen aufwögen, aber ganz vermöchten sie sich noch immer nicht von der Vorstellung zu emanzipiren, daß die Machtverstärkung des Königs von Preußen ein sehr werthvolles Resultat des österreichischen Erbfolgekrieges bilde, weil dieser Herrscher die österreichische und die russische Macht paralysire und „die Balance" im Norden aufrecht erhielte. Der russischen Kaiserin Majestät und ihr Ministerium wären einsichtig genug, um ohne weitläufige Ausführung von selbst zu erkennen, wie schwer es fiele, dergleichen politische Grundsätze und die seit Jahrhunderten eingewurzelten Vorurtheile vollständig über den Haufen zu werfen, zumal Alles, was aus Oesterreich oder aus Rußland käme, am Hofe zu Versailles mit Mißtrauen angesehen zu werden pflege. Daher rühre es auch, daß Frankreich noch immer große Rücksicht auf Preußen nähme und bisher die Offensivallianz mit dem Erzhause nicht hätte abschließen wollen. Auf der anderen Seite erschöpfe sich König Friedrich den Franzosen gegenüber förmlich in Liebkosungen, und es erschiene nicht als ausgeschlossen, daß die Defensivallianz vom 1. Mai die Wiederverbündung der Höfe von Versailles und Berlin nicht zu vereiteln sondern nur aufzuhalten vermöchte. Jedenfalls stände jedoch die Thatsache fest, daß, selbst wenn die gegenwärtig im allerkritischsten Stadium befindlichen Unterhandlungen über die Offensivallianz auch noch so glücklich verliefen, doch allem Anschein nach die Transaktionen erst nach mehreren Monaten zu einem endgiltigen Ergebniß führen würden: „Alsdann wäre die Zeit schon allzu sehr verstrichen, als daß noch in diesem Jahr die Armeen zusammengezogen, in Marsch gesetzet und die Operationen zu gleicher Zeit angefangen werden könnten, daß also diese bis in das künftige Frühjahr ausgesetzt werden müßten." Es sei zu hoffen, daß inzwischen der König von Preußen: „aus Antrieb seiner allzu lebhaften und zugleich forchtsamen Gedenkungsart zu neuen und solchen Fehltritten verleitet werde, welche ihn immer mehrers von der französischen Zuneigung entfernen und dasjenige befördern helfen möchten, was unsere überzeugendste Vorstellungen und Anbringen zu bewürken nicht vermögend wären; maaßen wir gar wohl einsehen und erkennen, wie schwer und bedenklich es dem französischen Hof fallen müsse, von seinem festgestellten Staatssystemate und denen eingewurzelten Vorurtheilen auf einmal abzuweichen und ganz neue Verbindungen einzu-

schlagen."*) So wenig glaubte der österreichische Premier noch an die Anziehungskraft der belgischen Lockspeise, mit so dürren Worten sagte er, daß das Projekt des Koalitionskrieges gegen Preußen Bankrott gemacht hätte!

Rußland antwortete durch eine Note (am 7. Juni 1756), es bedauere sehr, nutzlos die großen Rüstungsausgaben gemacht zu haben, hätte indessen nach dem Wunsche Oesterreichs den ferneren Aufmarsch seiner Truppen sistirt. Der Ton der betreffenden russischen Note war ein durchaus freundlicher.**) Der Hof- und Staatskanzler verdiente solche Rücksichtnahme auf seine peinliche Lage umso mehr, als er sich, um eine Einigung mit Frankreich, das im Hinblick auf die Westminsterkonvention mit Oesterreich weiter unterhandelte, zu erleichtern, zu einem Zugeständniß entschloß, von welchem man bezweifeln konnte, ob es mit der Ehre der österreichischen Politik noch völlig verträglich wäre. Die Franzosen verlangten nämlich, daß, wenn der Angriff der beiden Kaiserinnen auf Preußen mißglücke, ihnen die Subsidien zurückgezahlt werden sollten.***) Als Faustpfand für diese Gelder forderten sie das Besatzungsrecht in Ostende und Nieuport, welches ihnen Oesterreich, wie wir wissen, nur bis zum Seefrieden hatte einräumen wollen.†) Starhemberg erklärte ein Eingehen auf derartige Bedingungen für hoch bedenklich, denn wenn Frankreich sicher wäre, einen Theil der Niederlande unter dem Namen einer Hypothek zu erlangen, würde es ja seine Verbündeten inmitten der Aktion im Stiche lassen können.††) Gleichwohl ermächtigte Kaunitz den Botschafter, das Prinzip der Ersetzung der Subsidien nach einem etwaigen Scheitern des Angriffes anzunehmen und auch in die Verpfändung zwar nicht der Seestädte wohl aber des Herzogthums und der Festung

*) „Publikationen" S. 367: Kaunitz an Esterhazy. Wien, 22. Mai 1756. S. 373: Maria Theresia an Esterhazy. Wien, 22. Mai 1756. Das Präsentatum auf der Starhemberg'schen Depesche ist der 20. Mai. („Publikationen" S. 344.)

**) „Publikationen" S. 424: Beilage zu Esterhazy's Bericht an Kaunitz vom 25. Juni 1756.

***) „Publikationen" S. 353 u. 352.

†) Vgl. S. 24.

††) „Publikationen" S. 520: Starhemberg an Kaunitz. Paris 20. August 1756. Es ist bei denjenigen Depeschen, welche von den französischen Besatzungsrecht in den niederländischen Seestädten handeln, im Auge zu behalten, daß in ihnen der Ausdruck place de sureté zuweilen promiscue gebraucht wird, indem in dem einen Falle Sicherung gegen eine englische Landung in Belgien, in dem anderen Sicherheit für die vorgestreckten Subsidien gemeint ist.

Luxemburg einzuwilligen.*) Ließ es sich nun wohl erwarten, daß die Hofburg im Falle eines sehr unglücklich verlaufenden Krieges gegen König Friedrich im Stande sein würde, die zur Auslösung von Luxemburg erforderlichen Summen aufzutreiben? Wie so häufig in vergangenen Jahrhunderten berührten sich auch in diesem Falle die Begriffe der territorialen Verpfändung und der territorialen Abtretung sehr nahe.

Der Hof von Versailles jedoch wies nicht nur Luxemburg als Versatzstück weit von sich**), sondern wollte überhaupt die Zerstückelung der preußischen Monarchie unter keinen Umständen acceptiren, selbst dann nicht, wenn ihm die Chance geboten wurde, nach einer Niederlage der Koalition die niederländischen Seestädte auf unbestimmte Zeit behalten zu können. Ihre weitere Annäherung an das Ideal der Rheingrenze hielten die Franzosen nicht für so nothwendig, als daß den Erbfeinden der bourbonischen Monarchie in Osteuropa, den Häusern Habsburg und Romanow, gegenüber ein mächtiges Haus Brandenburg bestehen blieb: „Macht, daß der König von Preußen uns noch mehr Ursache zur Unzufriedenheit giebt", sagte Bernis zu Starhemberg, „wenn Ihr wollt, daß Frankreich auf Eure Wünsche eingehen soll."***) Diese Aeußerung klingt beinahe, als ob der diplomatische Adlatus der Frau von Pompadour beabsichtigt hätte, die Staatsmänner an der Donau zu herausfordernden Schritten aufzureizen, aber in Wahrheit dienten die zitirten Worte einer defensiven, nicht einer offensiven Tendenz. Mobilmachung und Aufmarsch des Heeres vollzogen sich in der Donaumonarchie zwar nicht so langsam wie in Rußland, aber unendlich viel schwerfälliger als in Preußen†): „Der große Unterschied und Vortheil auf königl. preußischer Seiten", so urtheilt mit Recht Kaunitz, „besteht allezeit darinnen, daß dieser König sich in solche Verfassung gesetzt hat, eine ansehnliche Armee mit allen Kriegserfordernissen, wenn er es für gut befindet, in sehr kurzer Zeit marschiren zu lassen; da hingegen die Zusammenziehung unserer in Hungarn und andere entlegene Erblande verlegter Truppen wie auch die übrige Veranstaltungen eine ziemliche Zeit erforderten

*) „Publikationen" S. 403. Dann S. 539: Beilage 4 zu Starhemberg's Bericht an Kaunitz vom 20. August 1756.

**) „Publikationen" S. 520.

***) „Publikationen" S. 448: Starhemberg an Kaunitz. Paris, 3. Juli 1756.

†) Vgl. „Preußische Jahrbücher" Band 84, Jahrgang 1896, S. 46: Delbrück: „Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges."

und über das unsere Grenzen von Festungen entblößt sind."*) In den politisch und militärisch maßgebenden Kreisen Oesterreichs drängte man deshalb den Hof- und Staatskanzler, einige Rüstungen zu gestatten, damit man einem plötzlichen Angriffe Preußens besser zu widerstehen vermöchte: „sonst," meinte Kabinetssekretär Baron von Koch, „dürfte es uns mehr Mühe kosten, den König von Preußen aus Böhmen oder Mähren zu delogiren, als wir zur Wiedereroberung Schlesiens aufwenden zu müssen glauben." Koch, welcher auf politischem wie auf militärischem Gebiete allgemein als Autorität galt, und welcher die Lage der Monarchie wo möglich mit noch viel ernsteren Blicken als Kaunitz ansah, machte bei dieser Gelegenheit auch auf die im Königreich Ungarn besonders unter Protestanten und Griechisch-Orthodoxen weit verbreitete Unzufriedenheit aufmerksam. Das in Kroatien und Slavonien vor Kurzem ausgebrochene Feuer glimme unter der Asche noch fort, auch wäre nicht unmöglich, daß der König von Preußen den Plan faßte, an die werkthätigen Sympathien seiner Glaubensgenossen in Ungarn zu appelliren und eine Diversion in dem genannten Königreiche zu versuchen.**) In demselben Sinne wie Koch unternahm auch der kommandirende General in Böhmen, Browne, auf den Hof- und Staatskanzler einzuwirken.***)

Bernis meinte also mit seiner oben angeführten Aeußerung nur, daß die Oesterreicher, wenn sie gewisse nothwendige Vorsichtsmaßregeln militärischer Natur ergriffen, für etwaige unbeabsichtigte Folgen von Frankreich nicht verantwortlich gemacht werden würden. Kaunitz aber hielt die diplomatische Situation des Kaiserstaates noch für so unsicher, daß er nicht einmal Defensivrüstungen gestatten zu dürfen glaubte.†) Er bedauere das sehr, in diesem Sinne äußerte er sich über seinen Entschluß, aber vorzeitige Truppenkonzentrationen könnten Alles verderben, weil die Unterhandlungen mit Frankreich noch nicht die gehörige Konsistenz bekommen

*) „Publikationen" S. 504: Maria Theresia an Starhemberg. Schloß Hof. 11. August 1756.

**) „Publikationen" S. 376: Copia eines geheimen Vortrags an der Kaiserin-Königin M. von dem Kabinetssekretario Herrn Baron von Koch; kommunizirt den 26. Mai 1756. Daß Friedrich im Juni 1756 wirklich daran dachte, einen Religionskrieg in Ungarn hervorzurufen, beweist Koser I. S. 594.

***) „Publikationen" Seite 421: Browne an den Hofkriegsrath. Prag, 24. Juni 1756.

†) Vgl. Lehmann S. 37.

hätten.*) So kam es, daß sich die k. k. Armee noch vollständig auf dem Friedensfuß befand, als Preußen, ungefähr vier Wochen, nachdem Kaunitz den Bankrott seines Koalitionsprojectes offiziell festgestellt hatte, im Juni 1756 mobil zu machen anfing. Selbstverständlich rüstete nun auch die Habsburgische Monarchie mit aller Kraft, und man zweifelte in der Hofburg um so weniger, daß der mit Händen greifbare Eintritt des Deutschen Reiches in die kritischsten Verhältnisse die Vollendung der österreichisch-französischen Offensivallianz herbeiführen würde, als Starhemberg meldete, Frankreich hätte dem preußischen und dem sächsischen Hofe mittheilen lassen, wenn Preußen Oesterreich angriffe, würde französischerseits nicht allein die in dem Defensivvertrag stipulirte Hilfe geleistet sondern die Kaiserin mit des Königs gesammter Macht vertheidigt werden.**) Der Hof- und Staatskanzler erblickte in der bezeichneten Meldung Starhemberg's ein überaus hoffnungsvolles Vorzeichen und schrieb dem Botschafter in der gehobensten Stimmung, die kräftigen Aeußerungen Rouillé's trügen einen ebenso freundschaftlichen wie bundestreuen Charakter. Deshalb möchte der Botschafter dem französischen Minister in den gewähltesten Worten aussprechen, daß die Kaiserin über das Verhalten des Königs sehr gerührt gewesen wäre. Sie ließe dem Könige ihren freundschaftlichsten Dank abstatten und zugleich die Versicherung geben, daß Oesterreich ein so bundesfreundliches Auftreten von dem Versailler Hofe zwar erwartet, es aber doch für zu früh gehalten hätte, ein förmlich dahin gerichtetes Ansuchen stellen zu lassen. Nachdem nun jene charaktervolle Erklärung ohne einen Antrag Oesterreichs aus eigenem Antriebe erfolgt war, hätte sie der Kaiserin umso größeres Vergnügen verursacht.***)

Je höher die Oesterreicher in diesem Augenblick ihre Erwartungen gespannt hatten, eine desto tiefere Depression entstand in der Hofburg, als sich herausstellte, daß Rouillé's Behauptung, er hätte in Sanssouci einen drohenden Ton anschlagen lassen, der Wahrheit nicht entsprach. Kaunitz schrieb an Starhemberg, er fände die französische, dem Könige von Preußen wegen seiner Rüstungen

*) „Publikationen" S. 467: Kaunitz an Esterhazy. Wien, 10. Juli 1756. Dazu „Publikationen" S. 475: Maria Theresia an Esterhazy. Wien, 17. Juli 1756.

**) „Publikationen" S. 480: Starhemberg an Kaunitz. Compiègne, 18. Juli 1756.

***) „Publikationen" S. 492: Maria Theresia an Starhemberg. Wien, 27. Juli 1756.

übermittelte Erklärung weder so nachdrücklich noch so charaktervoll, wie Rouillé vorgegeben hätte. Denn sie besage ja nur auf die höflichste Art und Weise, Frankreich müßte die Verpflichtungen des Defensivvertrages erfüllen, falls König Friedrich den Wiener Hof angriffe, von einem weiter gehenden Beistande wäre bei der betreffenden Gelegenheit keine Erwähnung geschehen. Aufs Stärkste pikirt, wie der Hof- und Staatskanzler war, setzte er dann noch hinzu, da den Gegenstand der erwähnten Erklärung Oesterreich, die über Oesterreich schwebende Kriegsgefahr und die Bethätigung der vor Kurzem abgeschlossenen österreichisch-französischen Defensivallianz gebildet hätten, so würde es der Lage der Verhältnisse und der zwischen Wien und Versailles bestehenden politischen Freundschaft entsprochen haben, wenn die französische Regierung vor der Ausführung ihres Vorhabens den bei ihr beglaubigten Vertreter Oesterreichs benachrichtigt und seine Meinung eingeholt hätte.*)

Ich bin jetzt mit meiner Erzählung an den Punkt gelangt, wo ich des bisherigen Verlaufs des inzwischen (im Mai 1756) wirklich ausgebrochenen Krieges zwischen Frankreich und England Erwähnung thun muß. Der Kampf ließ sich für Großbritannien überaus ungünstig an. Gleich zu Beginn des Krieges verloren die Engländer das damals von ihnen besessene Minorca, den Maulkorb Toulons, und dazu eine Seeschlacht im Mittelländischen Meere, worauf die modernen Karthager den geschlagenen Admiral am Hauptmaste seines Flaggschiffes erschießen ließen. Auch in Amerika erlitten sie nicht lange nach der Kriegserklärung empfindliche Niederlagen. Daß die Dinge diese Wendung nahmen, rührte theils von den schweren Gebrechen her, unter welchen Armee und Marine Englands litten, theilweise mußte die Ursache in dem Mangel kontinentaler Mitkämpfer gesucht werden: „Groß ist der Staatsfehler von England gewesen", so heißt es in einem, aus der Feder des Hof- und Staatskanzlers geflossenen diplomatischen Aktenstück, „daß diese Krone auf einmal von dem Beispiel und den Grundsätzen ihrer Vorfahren abweichen, nach einer ganz neuen Art zu Werke gehen und sich des Kontinentis völlig entschlagen wollen, wodurch aber dem französischen Hof die Augen eröffnet und diesen veranlaßt hat, sein Hauptaugenmerk auf das Seewesen zu richten und durch Verlegung seiner Landmacht längst deren Küsten Engeland in beständiger Beisorge einer Descente zu erhalten und solchergestalt

*) „Publikationen" S. 503.

einen großen Theil seiner Flotte gleichsam unnutz zu machen."*) In demselben Sinne wie der österreichische schrieb der britische Premierminister an einen politischen Freund: „. . . Es ist augenscheinlich, daß wir entweder, wie ich zugebe, unter großen Kosten einen Gegenbund organisiren müssen, welchen wir dem . . . (österreichisch-französischen) entgegenstellen oder uns zu einem mehrjährigen Ringen gegen Frankreich mit ungleichen Kräften**) zu verstehen haben, in welchem unserer eine Schlappe nach der anderen harrt; darauf deuten die niederschlagenden Erfahrungen hin, um welche wir reicher geworden sind, indem wir unsere Heere in Amerika und unsere Flotten im Mittelmeere die Flucht ergreifen sahen. Und ferner, ich wage kaum, es Ihnen einzugestehen, besitzen wir fast kein einziges Schiff, welches wir zu unseren Geschwadern stoßen lassen und kein einziges Bataillon, welches wir nach Amerika oder in das Mittelländische Meer schicken könnten. Was sollen wir thun? Heute mit Frankreich Frieden schließen? Wir können es nicht, wir wagen es nicht! Die Thorheit der Nation . . . . die Bosheit unserer Alliirten haben uns in die Schwierigkeiten verwickelt, in welchen wir uns befinden".***)

Die einer Kriegserklärung beinahe gleichkommende Anfrage Friedrichs vom 18. Juli†), ob die Rüstungen der Kaiserin gegen Preußen gerichtet wären, war längst nach Wien gelangt, als Kaunitz von der jüngst bewiesenen Unaufrichtigkeit Rouillé's erfuhr. Der Hof- und Staatskanzler faßte infolge dieses unerquicklichen Vorfalles die Tendenzen der französischen Politik als von seinem Standpunkte aus betrachtet recht wenig erfreulich auf. Er schrieb an Starhemberg, falls die Franzosen im nächsten Jahre ihre Operationen gegen England auf den Kontinent ausdehnen sollten, würde die Offensivallianz gegen Preußen als den vertragsmäßigen Beschützer Hannovers wohl Chance haben, zu Stande zu kommen.

*) „Publikationen" S. 505.

**) Man muß, um diesen Passus zu verstehen, bedenken, daß England und Schottland damals nur 8—9 Millionen Einwohner zählten, während das Königreich Frankreich von 20 Millionen Menschen bewohnt wurde. Vgl. Waddington: „La guerre de sept ans. Histoire diplomatique et militaire. Les débuts." Paris 1899. S. 218.

***) Waddington Préliminaires S. 356.

†) In der Depesche, in welcher Friedrich den Baron Knyphausen von der am 18. Juli an den österreichischen Hof gerichteten Anfrage in Kenntniß setzt, schreibt er ganz positiv: „Der Krieg ist für mich unvermeidlich." Politische Korrespondenz Friedrich's des Großen. XIII. Berlin 1885. S. 128: Au conseiller privé de légation baron de Knyphausen à Compiègne. Berlin 26 juillet 1756.

Vorläufig jedoch wolle der französische Hof das Angriffsbündniß wider König Friedrich keineswegs, sondern einzig und allein den maritimen und kolonialen Krieg mit der Krone England, welche man durch die zuletzt genannten Mittel in die Enge zu treiben und zu einem baldigen, den französischen Interessen entsprechenden Frieden zu zwingen hoffe.*) Schon vier bis fünf Monate früher hatte der Hof- und Staatskanzler einmal in Erwägung gezogen, daß die großen Westmächte sich unter einander vertragen und dann gemeinsam dem Kontinent Frieden gebieten könnten. Er hatte jedoch in der Möglichkeit des Eintritts derartiger Verhältnisse nicht etwa eine Aussicht auf die Rettung des Erzhauses erblickt, sondern im Gegentheil den Anfang vom Ende.**)

Die Unterhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich waren um diese Zeit, d. h. in dem Monat, in welchem der Siebenjährige Krieg ausbrach, noch so weit davon entfernt, zu einer Verständigung zwischen den beiden genannten Mächten geführt zu haben, daß Starhemberg (am 7. August) einer ihm überreichten französischen Note gegenüber geradezu die Annahme verweigerte.***) Die Franzosen besaßen damals schon Kenntniß von der Anfrage, welche Friedrich am 18. Juli nach Wien gerichtet hatte, aber sie wußten noch nichts von der weiteren Anfrage, welche Friedrich am 2. August an Maria Theresia hatte ergehen lassen, und welche noch viel kriegerischer klang.†) Nachdem auch diese am Sommerlager des Hofes zu Compiègne bekannt geworden war, vermochte Starhemberg (am 11. August) nach der Donau hin zu melden, er hätte die Unterhandlung nunmehr mit größerem Erfolg in Gang gebracht, sodaß: „die Hoffnung, daß unsere Negociation annoch ein erwünschtes Ende erlangen dürfte, täglich zuzunehmen scheinet.“††) Die französischen Diplomaten entsagten jetzt endgültig der Hoffnung, den Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges bis zur

*) „Publikationen“ S. 504 u. 505.

**) Vgl. S. 127. Es ist also nicht richtig, wenn Delbrück Band 79 S. 269 sagt: „Niemand bereitete Friedrich mit seiner drohenden Anfrage eine größere Freude als seiner Feindin, der Kaiserin Maria Theresia.“ Die Kaiserin muß damals ebenso niedergeschlagen gewesen sein wie ihr Hof- und Staatskanzler, denn die diplomatischen Vortheile, welche die Oesterreicher von neuen preußischen Provocationen erwarteten (S. 37) und auch erwarten durften (S. 39), zögerten einzutreten.

***) „Publikationen“ S. 512, Anmerkung.

†) „Politische Korrespondenz Friedrich's des Großen.“ **XIII.** Berlin 1885. S. 233: Immediatbericht Knyphausen's. Compiègne 8. August 1756.

††) „Publikationen“ S. 512 Anm.

Erringung des Seefriedens hinhalten und dann in Deutschland als Schiedsrichter auftreten zu können. Sie erkannten endlich, daß ihre ehrlich gemeinten Bemühungen, mit Preußen in Frieden und Freundschaft zu leben, absolut gescheitert waren, und daß sie vor der Alternative standen, entweder dem Umsturz des Systems des Westfälischen Friedens zuzustimmen oder mit dem König von Preußen zu fechten. Wie Kaunitz erklärte, verfolgte die protestantische Partei im Reiche mit der Westminsterkonvention die Tendenz, ein protestantisches Kaiserreich Deutschland mit dem Hause Brandenburg an der Spitze zu errichten.*) Auch die Franzosen dieses Zeitalters glaubten, daß die Aera der Religionskriege noch nicht für immer geschlossen wäre, und trauten König Friedrich zu, daß er sie wieder eröffnen würde. In dem Bande, welches Preußen, England, Hannover, Hessen und Braunschweig in der Form der Westminsterkonvention umschlang, erblickte der Hof von Versailles eine protestantische Liga. Selbst eine so unkirchliche Natur, wie der allmächtige Pariser Börsenfürst Paris Du Verney, dessen ich in dieser Zeitschrift in meinen Aufsätzen über Ferdinand von Braunschweig öfter gedacht habe, gab sich der Befürchtung hin, Europa durch eine Erhebung der deutschen Protestanten unter Friedrichs des Großen Führung erschüttert zu sehen,**) und in der That hat sich der König mit Säkularisationsplänen getragen.***) Da nun die Franzosen von 1756 eine protestantische Umwälzung in Deutschland mit ebenso scheelen Augen ansehen mußten wie die von 1866, die nationalliberale Umwälzung in unserem Vaterlande, so ließ der Hof von Versailles im Hinblick auf das unmittelbar bevorstehende Losschlagen der protestantischen Liga gegen das Erzhaus seine bisherigen schweren Bedenken fallen und stimmte der Zerstückelung Preußens im Prinzipe zu. Das Maß jedoch und die Art der Anwendung des bezeichneten Prinzips behielten die Franzosen genauerer Vereinbarung zwischen den beiden kontrahirenden Höfen vor.†) Der Hof- und Staatskanzler trug daraufhin kein Bedenken, in Versailles erklären zu lassen, der kaiserliche Hof dächte den kooperirenden Staaten Ländergewinne lediglich im Verhältniß zu

*) „Publikationen“ S. 223. Maria Theresia an Esterhazy. Wien, 11. Febr. 1756.

**) Lettres de Paris Du Verney. London 1792. 3 Volumes. Die Briefe nach der Schlacht bei Roßbach.

***) Lehmann S. 61.

†) „Publikationen“ S. 541: Beilage 6 zu Starhemberg's Bericht an Kaunitz vom 20. August 1756.

ihrer werkthätigen Hilfe zu.*) Die Frage der Zerstückelung Preußens, deren Lösung sich bisher so hoffnungslos angelassen hatte, schien mithin in der Hauptsache erledigt zu sein und die Aussicht auf ein Zustandekommen der französisch-österreichischen Offensivallianz sich überaus erfreulich gestaltet zu haben.

Max Lehmann behauptet, Kaunitz hätte als conditio sine qua non für den Abschluß der Offensivallianz neben seinen anderen Bedingungen auch gefordert, daß die Franzosen selber mit gegen Preußen zu Felde ziehen müßten.**) In der That haben die Oesterreicher in Versailles eine vierte Armee, 60 000—70 000 Mann stark und aus französischen Nationaltruppen bestehend, verlangt. Der Hof- und Staatskanzler stellte der vierten Armee die Aufgabe, Hannover und die übrigen protestantischen Reichsstände von aller und jeder Unterstützung des Königs von Preußen abzuhalten und außerdem die österreichischen Operationen direkt zu unterstützen.***) Lehmann hat sich jedoch insofern unzweifelhaft getäuscht, als er geglaubt hat, die Mitwirkung der vierten Armee gegen Preußen selber wäre von der Hofburg für eine conditio sine qua non angesehen worden. Das war so wenig der Fall, daß Kaunitz ausdrücklich an den k. k. Botschafter bei dem französischen Hofe schrieb: „Wie guten Grund man auch französischerseits haben mag, sich auf eine derartige Maßregel nicht einlassen zu wollen, es wird doch immer nöthig sein, auf ihr zu bestehen, solange bis wir Frankreich positiv inklinirt finden, die Sache (die Offensivallianz) zu wollen, so wie wir sie wollen, und wie sie uns paßt, jenen Punkt allein ausgenommen. Lediglich in diesem Falle können Sie als Ihre Privatansicht durchblicken lassen, daß es uns nicht einfallen würde, Wortklauberei zu treiben (que nous ne chicanerons jamais sur des mots), und daß wir uns ebensowenig auf eine Bedingung versteifen würden, falls eine andere, denselben Dienst thuende dem Theile, welchem ihre Erfüllung obläge, angenehmer sein sollte. Mit einem Wort: Man würde schon Mittel finden, sich zu verständigen, wenn man in Versailles ebenso ernstlich dazu gewillt wäre wie in Wien.“†)

Was Kaunitz hiermit zu sagen beabsichtigte, war, daß Starhem-

*) „Publikationen“ S. 614: Maria Theresia an Starhemberg. Wien, 10. Oktober 1756.

**) S. 33.

***) „Publikationen“ S. 296.

†) „Publikationen“ S. 413: Kaunitz an Starhemberg. Wien, 18. Juni.

berg auf die Stellung einer vierten Armee gegen Preußen drängen sollte, um die dritte Armee in möglichst hoher Stärke durchzusetzen. Der Botschafter verfuhr demgemäß und schrieb nach Hause: „Ich habe bisher immer auf der vierten Armee bestanden; nicht daß ich mir je geschmeichelt hätte, sie durchzusetzen, oder daß ich sie nur für so unentbehrlich befunden hätte, wie ich hier bestrebt gewesen bin, glauben zu machen, sondern um einen Punkt zu haben, in welchem ich nachlassen und als Entschädigung für den ich eine Vermehrung der Subsidientruppen und der Gelder herausschlagen kann."*) Die Franzosen boten in dem Moment, wo sie die Zerstückelung der preußischen Monarchie acceptirten, 25 000—30 000 Mann Subsidien-Truppen an; Starhemberg erklärte ihnen, wenn sie 35 000—40 000 stellten, würde sein Hof auf die Aktion der vierten Armee gegen König Friedrich verzichten.**) Man sieht, der Gedanke einer militärischen Kooperation Frankreichs gegen Preußen wurde von den k. k. Diplomaten nur deshalb poussirt, um ein Kompensationsobjekt zu haben, etwas, was sie sich bei dem unvermeidlichen Feilschen abhandeln lassen konnten, ohne an ihren eigentlichen Plänen Schaden zu leiden. Was die andere Aufgabe anbetraf, welche die Oesterreicher auf die Schultern einer französischen Nationalarmee zu legen gedachten, die Inschachhaltung der Alliirten Englands, so gingen die Franzosen leicht darauf ein***), denn wenn es ihnen vermittelst ihrer maritimen Operationen nicht bald gelang, den Frieden mit England herbeizuführen, mußten sie ja doch Hannover angreifen.

Es ist etwas ermüdend, die zahlreichen Fäden zu entwirren, welche bei einer so verwickelten Unterhandlung durcheinanderlaufen, und deshalb bitte ich den Leser um Entschuldigung dafür, daß ich ihn von einem detaschirten Korps der vierten Armee noch besonders unterhalten muß: Die Dinge entwickelten sich nämlich so, daß wenige Tage, nachdem die österreichisch-französischen Unterhandlungen über die Offensivallianz eine günstigere Wendung zu nehmen angefangen hatten, die preußischen Truppen in Sachsen einrückten. (Am 29. August 1756.) Der preußisch-österreichische Krieg war da; Preußen machte den Angreifer, folglich lag für Frankreich, welches mit Oesterreich den Defensivtraktat vom 1. Mai 1756 geschlossen hatte, casus foederis vor. Der Vertrag von

*) „Publikationen" S. 519: Starhemberg an Kaunitz. Paris, 20. August 1756.
**) „Publikationen" S. 517.
***) „Publikationen" S. 448. Dazu S. 517.

Versailles verpflichtete für solchen Fall Ludwig XV., der Kaiserin je nach ihrer Wahl 4 200 000 Gulden Jahressubsidien zu zahlen oder ihr 24 000 Mann zu Hilfe zu schicken, und zwar, wohin es der Kaiserin beliebte. „Angesichts des unerhörten preußischen Friedensbruchs"*) forderte der Hof- und Staatskanzler im ersten Schrecken von den Franzosen Geld**), aber nach ein paar Wochen besann er sich und verlangte die Hilfeleistung in Truppen, welche auf der Stelle nach Böhmen in Marsch zu setzen wären.***) Die Franzosen vermochten nicht zu leugnen, daß sie vertragsmäßig verpflichtet waren, die ihnen angesonnene Detaschirung vorzunehmen, aber sich auf ein Mannöver dieser Art einzulassen, war den maßgebenden französischen Generälen äußerst unangenehm, und den Diplomaten des Königreichs entging nicht, daß Kaunitz nur deshalb auf dem Buchstaben des Vertrages vom 1. Mai 1756 bestand, um ein Pressionsmittel für die Unterhandlungen über den zweiten Vertrag — von einem Offensivvertrage konnte man ja nach dem Ergreifen der Offensive durch Friedrich nicht mehr reden — in Händen zu haben.

Unter dem Eindruck der zweiten Anfrage des Königs von Preußen an Maria Theresia hatten die Franzosen in Bezug auf den Entwurf einer Offensivallianz auch die 12 Millionen jährliche Subsidien bewilligt, welche der k. k. Botschafter von vornherein gehofft hatte, erwirken zu können. Der Hof von Versailles erklärte sogar, sich im Fall eines unglücklichen Ausgangs der Unternehmung mit der Rückerstattung der Hälfte der Subsidien begnügen zu wollen, sodaß der österreichische Botschafter in Bezug auf den letztgenannten Punkt weniger zuzugestehen brauchte, als wozu Kaunitz ihn ermächtigt hatte.†) Erst jetzt durchdrangen sich die Oesterreicher mit dem Gefühl, auf die politische Freundschaft der Franzosen bauen zu dürfen, eine Empfindung, welcher sie sich nach dem Abschluß des Vertrages vom 1. Mai 1756 noch nicht getraut hatten, zu überlassen. Damals hatte Baron von Koch ausgeführt, zur Formirung der dritten Armee vermöchte Oesterreich vorläufig nichts beizutragen als einige tausend Kroaten, da man Frankreichs wegen noch nicht wagen könnte, die belgischen, und Frank-

*) „Publikationen" S. 571: Kaunitz an Starhemberg. Wien, 2. September 1756.

**) Ibidem.

***) „Publikationen" S. 590: Kaunitz an Starhemberg. Wien, 18. September 1756.

†) „Publikationen" S. 520.

reichs und Neapels wegen noch nicht, die lombardischen Regimenter heranzuziehen: „Es dunket mir", so drückte sich der Kabinetssekretär aus, „es lasse sich wegen der niederländischen so wenig als wegen deren wellischen ein eigentlicher Entschluß der Zeit noch fassen, bevor mit Frankreich man näher des Königs von Preußen wegen zu Stand gekommen."*) Nachdem diese Wendung nunmehr eingetreten war, zögerte man an der Donau nicht, die niederländischen und italienischen Streitkräfte nach dem Kriegsschauplatze zu dirigiren. Auch aus Ungarn zog die Hofburg mehr Truppen heran, als Koch vorher für erlaubt gehalten hatte. Zwar maßen alle Kabinete Europas dem osmanischen Reich eine ungeheure Offensivkraft bei, aber der Hof- und Staatskanzler hatte so ziemlich aufgehört, von den Türken etwas zu befürchten, denn der König von Frankreich wurde von der Pforte als ihr natürlicher Alliirter angesehen, und die französischen Residenten erfreuten sich am Goldenen Horne seit Jahrhunderten des maßgebenden Einflusses. Im Ganzen beschloß der Wiener Hof, 40 000 Mann über den Koch'schen Anschlag (80 000 Mann) hinaus gegen Preußen ins Feld zu stellen.**) Jenes Plus sind die Truppen Dauns, welche nach der Einschließung der ersten Armee***) in Prag bei Kolin Oesterreich gerettet haben.

Zwei große Fragen prinzipieller Natur, welche hinsichtlich des Planes einer Offensivallianz gegen Preußen zwischen Frankreich und Oesterreich geschwebt hatten, erstens, ob der Angriff auf König Friedrich überhaupt nöthig wäre und zweitens, ob die Zerstückelung der preußischen Monarchie nach ihrer Niederschlagung gleichfalls unvermeidlich sei, waren beide gelöst, die eine dadurch, daß König Friedrich selber angegriffen hatte, die andere durch die Nachgiebigkeit Frankreichs. Was wurde nun aus der dritten großen Frage, welche bis dahin auf keine Weise hatte gelöst werden können, aus dem Problem der belgischen Gebietsveränderungen? Kaunitz sträubte sich nach wie vor, die Zukunft der österreichischen Niederlande so zu gestalten, daß die Engländer dieses Arrangement und also auch seine Voraussetzung, die Wiedervereinigung Schlesiens mit Oesterreich, nothwendig bis aufs Messer bekämpfen mußten. Ehe der Hof- und Staatskanzler sich in eine solche Lage begab, gedachte er sich lieber vorläufig mit dem Defensivtraktat zu begnügen

*) „Publikationen" S. 378.

**) „Publikationen" S. 596: Kaunitz an Esterhazy. Wien 23. September 1756.

***) Zweite Armee hießen in der Hofburg die Russen.

und zu versuchen, ob Versailles sich nicht durch ein unerbittliches Bestehen der Kaiserin auf dem französischen Hilfskorps kirre machen ließe. Erst nach der Schlacht von Lobositz unterwarf sich der Hof- und Staatskanzler dem Zwange der Verhältnisse, zumal damals eine Depesche Starhemberg's anlangte, welche die Hofburg inständig beschwor, nachzugeben, weil sonst bei den Franzosen keinerlei Unterstützung zu finden sein würde.*) So entschloß sich denn Kaunitz schweren Herzens, an Starhemberg zu schreiben, in dem französischen Entwurf zu dem zweiten Vertrage bilde unzweifelhaft den bedenklichsten Artikel, daß Frankreich die einzigen mit Seehäfen versehenen Städte Flanderns, Nieuport und Ostende, für sich auszubedingen und so das Mittel in die Hände zu bekommen strebe, um nicht nur den gesammten niederländischen Handel an sich zu ziehen, sondern auch der Krone England die nächste Verbindung mit Deutschland und folglich einen sehr ansehnlichen Theil ihres Handelsverkehrs zu nehmen „und sich von den Küsten längs der Manche Meister zu machen." Trotz dieser in unverminderter Stärke fortbestehenden Bedenken solle der Botschafter ermächtigt sein, wenn er den zweiten Vertrag nicht anders zu Stande zu bringen vermöchte, die Annexion der belgischen Küste an Frankreich und auch die Verpfändung von Nieuport und Ostende zu konzediren.**)

Nachdem man so in Bezug auf die Prinzipien einig geworden war, hat die Verständigung über die Details noch immer unendliche Schwierigkeiten bereitet, sodaß der zweite Versailler Vertrag erst am 1. Mai 1757, genau ein Jahr nach dem ersten, unterzeichnet werden konnte. Die Aktenpublikation, auf welcher dieser Aufsatz beruht, gestattet nicht, den weiteren Verlauf der Unterhandlungen zu verfolgen, und die Herausgeber der Veröffentlichung haben auch ganz recht gethan, ihre Materialiensammlung nicht weiter anschwellen zu lassen, weil bereits sämmtliche Dokumente von ihnen gegeben worden sind, deren die Forschung zur Lösung der Kontroverse über den Ursprung des Siebenjährigen Krieges bedurfte. Es steht jetzt ganz fest, daß Friedrich II. nach dem Aachener Frieden um Schlesien viel ruhiger hätte schlafen können als Wilhelm I. um Elsaß-Lothringen nach dem Frankfurter Frieden. Die beiden großen Westmächte bewarben sich wetteifernd

*) „Publikationen" S. 602: Starhemberg an Kaunitz. Paris, 29. September 1756.

**) „Publikationen" S. 611 und 614: Maria Theresia an Starhemberg. Wien, 10. Oktober 1756.

um die Gunst des Hofes von Potsdam. Frankreich freute sich, Schlesien in preußischen Händen zu sehen, weil die vergrößerte preußische Monarchie gegenüber den beiden Erbfeinden des Versailler Hofes, Oesterreich und Rußland, „die Balance im Norden hielt.“ England verlangte von König Friedrich nichts, als daß er Hannover in Ruhe ließ; sein Bündniß mit Frankreich hätte der König um der Engländer willen nicht aufzugeben brauchen.*) Die Franzosen ihrerseits würden gleichfalls damit zufrieden gewesen sein, wenn Preußen in dem Kriege zwischen Frankreich und England-Hannover neutral geblieben wäre.**) Rußland hegte freilich der preußischen Monarchie gegenüber aggressive Velleitäten, aber es war ohne französisches oder englisches Geld quantité négligeable. Und was schließlich die habsburgische Monarchie anbetraf, so konnte sie sich auf ihren historischen Alliirten England nicht mehr verlassen, war rings von mächtigen Feinden umgeben und zitterte in dem Gefühl der Gefahren ihrer Isolirung für Belgien, für die Lombardei, für Toskana, für Böhmen, ja man ängstigte sich in der Hofburg sogar mit der Vorstellung, die Türken zum dritten Male vor Wien erscheinen zu sehen. Vom Aachener Frieden bis zur Epoche der Westminsterkonvention ist die auswärtige Politik Oesterreichs nur auf die Erhaltung der Integrität des Staatsgebiets und der Existenz des Erzhauses gerichtet gewesen; zur Wiedererlangung Schlesiens haben die k. k. Staatsmänner nicht einen Schritt gethan.

Die Ursache des Siebenjährigen Krieges ist vielmehr einzig und allein in dem Ehrgeiz der preußischen Politik zu suchen. Friedrich wollte Sachsen und Westpreußen erobern, um den dürren und schlotternden Staatskörper Preußens zu saturiren, um der „Improvisation Friedrich's des Großen“ eine Gestalt zu verleihen, welche sich als lebensfähig bewähren konnte, wenn das Staatsoberhaupt Preußens auch einmal kein Genie war.***) Wir sahen, Kaunitz behauptete nach dem Abschlusse der Westminsterkonvention,

*) Besonders deutlich zeigt dies die Darstellung des Beginnes der preußisch-englischen Verhandlungen bei Waddington Renversement S. 202 u. ff.

**) Waddington Renversement S. 159: Mémoire sur la rupture de l'Angleterre et la France en 1755. Französisches Nationalarchiv. Angleterre. Mémoires. Documents. Vol. XLI.: „.... Resserrer sans perte de temps les liens de l'alliance avec le roi de Prusse ..... l'employer contre le Hannovre si possible. le laisser neutre s'il prefère ce parti .....“

***) Vgl. Lehmann S. 61.

die Partei des Königs von Preußen im Reiche erstrebe, ihr Oberhaupt zum evangelischen Kaiser zu machen. Und in der That, wie nahe würden die Hohenzollern der Verwirklichung ihrer providentiellen Bestimmung gekommen sein, wenn in Hubertusburg Oesterreich Böhmen verloren, Preußen aber Sachsen und Westpreußen gewonnen hätte, ein titanischer Umsturz der Machtverhältnisse, welcher Friedrich dem Großen ermöglicht haben würde, sowohl seine Säkularisirungs- und Mediatisirungsprojekte als auch seine Absichten auf Mecklenburg und Anspach-Baireuth*) erfolgreich durchzuführen! Aber der Siebenjährige Krieg führte nicht nur nicht zu einer Verjüngung Deutschlands sondern nicht einmal zu einer besseren Arrondirung unserer engeren Heimath. Preußen ging aus dem Siebenjährigen Kriege physisch-territorial ebenso schwach hervor, wie es in den Kampf eingetreten war. Moralisch jedoch hatte Friedrich der Große unschätzbare Eroberungen gemacht; in dem krankhaft geformten Körper des Staates lebte von nun an ein unsterblicher politischer Geist. Glücklicherweise braucht sich der Ehrgeiz der preußischen Politik heutzutage nicht mehr auf so gehässige Ziele wie den Ruin einer deutschen Dynastie zu richten, aber fortlebt der unersättliche preußische Ehrgeiz Gott sei Dank bis zu dieser Stunde, und immer klarer wird uns Allen die Erkenntniß, daß ein historisches Gesetz es den großen Völkern verbietet, behaglich auf dem Erworbenen zu ruhen, daß mächtige Staaten entweder beständig weiter wachsen oder untergehen müssen.

Dr. E. Daniels.

*) Politisches Testament von 1752. Bei Lehmann S. 95.

Ludwig Bamberger.

(† 14. März 1899.)

Von

Hermann Oncken.

Erinnerungen von Ludwig Bamberger. Herausgegeben von Paul Nathan. Berlin, Georg Reimer. X, 541 Seiten. 1899.

Es bleibt für den Menschen immer ein wohlthuendes Gefühl, zu beobachten, wie ein reiches Leben in innerlicher Harmonie friedevoll ausklingt. Mit Antheil sehen wir auf die Kämpfe eines rastlosen Daseins die wohlverdienten Jahre thätig-beschaulicher Muße folgen: es ist uns, als ob es zu einem ganzen Menschenleben gehörte, zu guterletzt selber die Summe der Arbeit zu ziehen und am Abend das Irren und Gelingen des Tages noch einmal in der Erinnerung zu durchleben, mit sich allein zunächst, und wenn einer ein Großer war, zugleich für die Andern, um von den menschlichen Gemeinschaften, denen er diente, den langen Abschied zu nehmen.

Dürfen wir das ein Glück nennen, so war es Ludwig Bamberger beschieden. Es war dem Siebzigjährigen kein fremder Gedanke, das Vorrecht des Alters zu ergreifen und sich selber historisch zu fassen. Als er in seinen letzten Jahren unter seinen geistvollen Plaudereien auch Gedanken über das Alter niederschrieb, da sah er das eigentliche Problem darin, daß der alternde Mensch doch nie aufhöre, auch der junge zu sein, der er einst gewesen: die Kontinuität des Ich empfand dieser bewußte Individualist stärker als alle Wandlungen und Störungen, denen es im Laufe einer langen Entwicklung unterliegt; ihr bei sich selber rückblickend

nachzuspüren, bildete zuletzt ein gutes Stück seines inneren Lebens. Ein äußerer Anlaß traf mit dieser Stimmung zusammen. Im Jahre 1893 hatte er der parlamentarischen Thätigkeit entsagt; befreundete Anregung vermochte ihn, von 1894 bis 1898 alljährlich einen Band seiner gesammelten Schriften herauszugeben. So fügte es sich, daß er gleichzeitig als Einführung in diese Sammlung und als eine Art Ergänzung eine Skizze seines persönlichen Entwicklungsganges aufzuzeichnen begann. Er wollte absichtlich keine Denkwürdigkeiten im eigentlichen Sinne schreiben, aber die behagliche Kunst des Erzählers sprengte bald den strengen Rahmen der ursprünglichen Absicht und mit dem Reiz des Erinnerns und Neugestaltens wuchs und wandelte sich der Plan unter seinen Händen. So hinterließ er doch, mitten aus dieser ihm lieb gewordenen Arbeit hinweggerufen, einen stattlichen Memoirenband, der nun, am Ausgange seines Todesjahres, der Allgemeinheit dargeboten wird. Allerdings hat das Ergänzungsverhältniß, wie der Autor es sich dachte, nicht ganz seine Geltung verloren. Der Leser der Memoiren wird öfter einen Band der Schriften zur Hand nehmen, und wer mit diesen bekannt ist, wird manchen vertrauten Ton in jenen wiederfinden. Beide gehören zu einander, aber stehen auf eigenen Füßen.

Da Bamberger die Feder mit jähem Abschluß niederlegen mußte, war es ihm nicht vergönnt, selber die Blätter durchzusehen, etwa um den Stoff künstlerisch abzurunden, Wiederholungen auszuscheiden und Verwandtes zusammenzurücken. In dem ersten Entwurfe halten wir sie in den Händen: um so unmittelbarer wirken sie. Einer der feinsinnigsten und gewandtesten Plauderer unserer Literatur — und wie wenige hat sie aufzuweisen — konnte getrost auch das unvollendete Buch in die Hände eines Andern legen. Er erscheint in der ungezwungensten Haltung; wie Neigung und Stimmung ihn fesselten, lenkt er aus der fortlaufenden Geschichtserzählung heraus, mit Vorliebe Altes und Neues verknüpfend, manchmal gar wie im belebten Gespräch durch die loseste Gedankenverbindung von Einem zum Andern geführt. Das giebt den Erinnerungen einen ganz persönlichen Charakter und setzt seine schriftstellerischen Vorzüge nur noch in ein helleres Licht. Denn wo finden wir so bald einen Schriftsteller bei uns, der bei aller Feinheit des Esprits niemals gesucht wird und in aller Schärfe des Urtheils immer liebenswürdig bleibt; nur einen Meister der Feder konnte ein sicheres Gefühl davor bewahren, jemals lang-

weilig oder prätentiös zu werden. Daß solche Vorzüge ihm keineswegs die entsprechende Stellung in der deutschen Literatur verschafften, hat seine ganz bestimmten Gründe. Man pflegte in Bamberger in erster Linie den Politiker zu sehen, der im Nebenamte auch schriftstellerte, vorwiegend aber diese Gabe in den Dienst seines obersten Berufes stellte. Ein Politiker aber wird auch als Schriftsteller nicht so leicht ein allgemeines literarisches Publikum finden, weil die verschiedenen fraktionell erzogenen Gruppen, halb aus Engherzigkeit, halb aus Vorsicht, nur ihre Leute lesen und die Andern den Andern überlassen. Und wenn der Politiker auf literarische Freundschaft zunächst nur unter den Gesinnungsgenossen rechnen darf, so war der Kreis für Bamberger nicht eben weit gezogen; vielleicht nicht so eng, wie die Zahl der Reichstagsmitglieder seiner Fraktionsgruppe heute schließen läßt, aber doch beschränkt auf gewisse wirthschaftlich bestimmt umgrenzte und gesellschaftlich abgeschlossene Schichten. So möchte man heute wünschen, daß die Erinnerungen des Dahingegangenen ein größeres Publikum fänden als die Schriften des Lebenden.

Die Sammlung der Schriften umspannt den ganzen geistigen Entwicklungsgang eines halben Jahrhunderts, von dem ersten jugendlich stürmischen Leitartikel bis zu der milden Weisheit seiner letzten Tage. Die Erinnerungen haben von diesen fünf nur die beiden ersten Jahrzehnte des Manneslebens begleiten können. Aber sie brechen nicht unvermittelt ab, sie umfassen doch ein in sich abgeschlossenes Ganze. Sie lehren uns, wie dieser Mann geworden ist, nicht aber, was er nach langer Vorbereitungszeit, als Fünfundvierzigjähriger in das Vaterland zurückgekehrt, hier gewirkt hat; nur bis zum Jahre 1866 etwa ist der Erzähler vorgeschritten, bis zum Abschluß seiner französischen Epoche, nicht ganz bis zum Beginn seiner 1868 einsetzenden politischen Thätigkeit in Deutschland. Daher werden wir nicht unmittelbar angeregt, über den Antheil Bamberger's an der Reichsgründung und seine Stellung in der neudeutschen Politik des vergangenen Menschenalters nachzudenken. Es ist die Zeit auch wohl noch nicht gekommen, den Versuch eines unbefangenen Gesammturtheils zu wagen, und der praktische Politiker und der Nationalökonom werden mit Recht noch das erste Wort verlangen, wenn es gilt die tiefgehenden Wirkungen seiner parlamentarischen Thätigkeit abzumessen.

Eine andere Aufgabe möchte sich der Historiker zur Würdigung von Bamberger's Erinnerungen stellen; ist sie vielleicht bescheidener,

so sind ihre Wege doch einer unbefangenen Erfassung schon zugänglicher geworden. Es ist das Problem der Wendung in den deutschen Dingen im Jahre 1866, die Frage, welcher Herkunft und Richtung die zum Antheil an der Reichsgründung Bismarcks aufgerufenen Kräfte aus dem liberalen und radikalen Lager gewesen sind. Handelt es sich zunächst auch nur um eine persönliche Entwicklung, die auf eigenthümlich verschlungenen Pfaden zum Eingreifen in die deutschen Geschicke gelangt, so haben wir in diesem Individuum zugleich den Typus eines Einschlages in die 1866 vollzogene Entwicklung Deutschlands. Und es scheint mir, als ob jenes Problem gar nicht schärfer gestellt werden könnte, als in dieser an Geist und Charakter glänzend begabten Persönlichkeit. Er war Jude und blieb Jude; aus dem Revolutionskampf um die deutsche Reichsverfassung als ein zum Tode verurtheilter Flüchtling hinausgetrieben, fand er in Frankreich ein neues Vaterland; die Jahre, die den Mann machen, und darüber hinaus die besten Mannesjahre fast führten ihn tief in das geistige und gesellige Leben des Paris unter dem zweiten Kaiserreich und zugleich in die Interessenkreise einer internationalen Großfinanz. Ist es zu verwundern, daß heute gewisse Richtungen, die einer tiefgehenden Stimmung des Volkes entgegenkommen, um eine Formel zur Erklärung dieses Phänomens nicht verlegen sind: der halbfranzösirte jüdische Bankier, der, nachdem die preußischen Waffen den Tag von Königgrätz entschieden, in die Heimath zurückeilt, um das Deutsche Reich als Bundesgenosse Bismarck's mit „gründen" zu helfen? Man fragt nicht mehr nach den Zusammenhängen, die jene Konstellation möglich machten und nach ihrer innern Berechtigung, man verschließt sich ihrem historischen Verständniß. So mag der Versuch einer unbefangenen historischen Würdigung dieses Lebenslaufes auch der allgemeinen Erkenntniß der Zusammensetzung der reichsbildenden Elemente von 1866 und 1871 zu Nutze kommen. Mittelbar auch der Erkenntniß der Gegenwart, denn die damals wirksamen Kräfte leben noch heute in dem fortdauerndem Gährungsproceß, allerdings nicht mehr in dem ursprünglichen Verhältniß: eben die Wandlung dieses Verhältnisses hat in der Entwicklung nach 1871 den wichtigsten Markstein gebildet.

* * *

Mit Recht sucht die psychologische Analyse einer Individualität zuerst die kräftigsten und sichtbarsten Wurzeln bloßzulegen, die dem

Baume aus den Tiefen des Erdreichs die meisten Säfte zuführen, die großen historischen Voraussetzungen: Familie und Erziehung, Landschaft und Stammesart, schließlich der Staat und der Charakter der in das Leben des Einzelnen eingreifenden staatlichen Funktionen. Es sind die Fragen nach der sittlichen und geistigen Anlage, die in den Menschen hineingeboren, durch Erziehung und Umgang gepflegt, in der Luft der großen Gemeinschaften Richtung und Farbe erhält. Für das Leben Bamberger's enthüllt die Antwort auf diese Fragen bezeichnenderweise durchweg Voraussetzungen, deren Wirkung mehr nach der negativen als nach der positiven Seite liegt.

Bamberger spricht in seinen Erinnerungen so gut wie gar nicht von seiner Familie; Vater und Mutter, Geschwister, der Geist des häuslichen Lebens, nicht einmal Jahr und Tag seiner Geburt, alles das wird gar nicht erwähnt. Es liegt nicht daran, daß unser Autor selber unhistorisch empfände; er war tief gebildet genug und auch deutsch genug, um sich ganz in diese Auffassung einzuleben; noch kurz vor dem Kriege hat er den Franzosen gepredigt, wie schwer der Mangel an historischem Denken auf ihrem Geistesleben laste. Aber was er von Hause mitbrachte, das waren nur die allgemeinen Tugenden des Fleißes, der Mäßigkeit, der Ordnung; aus der gebundenen Enge und Starrheit des spezifisch jüdischen Lebens in der Familie war ihm nichts in das Blut übergegangen. Er war auch geistig nicht ein Sohn der Synagoge, sondern der Judenemanzipation. Man kann nicht sagen, daß die Emanzipation eine Entwicklung gleichsam auf einer kahlen, voraussetzungslosen Fläche aufbaut, denn ihr wohnen selber wiederum ganz bestimmte Voraussetzungen inne; aber es ist gewiß, daß ihre Tendenzen sich den bestehenden Gewalten des Lebens, eben jenen historischen Voraussetzungen, mit verneinender und auflösender Kraft gegenüberstellen. Befreiung und Freiheit sind grundverschiedene Dinge. Bamberger hat selber einmal in Alexander Herzen die Elemente seiner geistigen Individualität feinsinnig aufgewiesen, die deutsch-akademische Bildung, darüber die dem vornehmen Russen so wahlverwandte französische Schicht: „Der Untergrund behielt natürlich Züge des Russischen, besonders jenen Zug der gradlinigen äußersten Konsequenz, die das Produkt des unvermittelten Uebergangs aus der barbarischen Nacht zum freidenkerischen Tag zu sein pflegt.“ Er vergegenwärtigte sich im Augenblick dieser treffenden Bemerkung wohl kaum, daß auch das deutsche emanzipirte Judentum ein ähnliches Produkt ist und daher auch in großen Gruppen Züge

ähnlicher Wirkungen aufweist. Wie häufig hat es nicht in unserem Jahrhundert die Wege eines in seiner formalistischen Dialektik bis aus letzte Ende stürmenden Radikalismus beschritten: auch den jungen Bamberger werden wir so anfangen sehen.

Das Wenige, was die Erinnerungen aus den Studienjahren erzählen, beweist jedenfalls, wie diese Naturanlage nur noch weitere Förderung erfuhr. Durch das juristische Fachstudium zunächst, mehr noch durch die Lieblingsbeschäftigung mit der damals unter dem Zeichen der Junghegelianer stehenden Philosophie. Das Disputiren über die höchsten Fragen war diesen jungen radikalen Philosophen so gut wie das tägliche Brod. Bamberger erzählt, wie er sich einst mit seinen Freunden über die Untersuchung des ontologischen Beweises für das Dasein Gottes besonders erhitzt hatte und sich dann durch ein gleich darauf genommenes Bad in der Lahn einen Anfall von Blutspeien zuzog. „Aber einer unserer Philosophen, der sich gerade besonders dem Kant gewidmet hatte, beruhigte mich einfach mit der Betrachtung: „Was liegt daran, ob Du etwas früher oder später stirbst, die Zeit ist ja doch kein Ding an sich, sondern nur eine Form der Anschauung.“ Und natürlich, daß Bamberger an diesem jugendlichen Selbstgefühl seinen gewichtigen Antheil hatte. Als er im vierten Semester von Gießen nach Heidelberg ging, gab ihm Moritz Carriere eine Empfehlung an den Privatdozenten H. B. Oppenheim — der später sein persönlicher und politischer Freund fürs Leben werden sollte — mit, in der neben manchem Guten zu lesen stand, daß der Ueberbringer leider schon „zu fertig“ sei.

Er war schon radikal zur Universität gekommen. Das Staatswesen, in dem er groß geworden, hatte ihm ebenso wenig historische Voraussetzungen bieten können wie die Herkunft. In Mainz 1823 geboren, erfreute er sich hessen-darmstädtischer Staatsangehörigkeit. Wie ein neuer Eindringling, wie ein Gebilde von gestern stand der Staat selber hier in der Stadt der ersten Kurfürsten des alten Reiches und der Erzkanzler für Germanien. Der Mainzer aber und überhaupt der „Rheinhesse“, wie die unhistorische Bezeichnung lautete, blickten auf den „hungrigen“ Darmstädter mit der gleichen hochmüthigen Abneigung herab wie der Kölner und Trierer auf die altpreußischen Eroberer: nur daß diese wenigstens in ein großes Staatswesen mit ruhmreichen Erinnerungen und erprobten Institutionen eintraten und damit, wenn auch noch so widerwillig, einen Antheil an einer großen historischen Respektabilität gewannen,

während der Mainzer im Jahre 1815 durch den Wechsel seines Fürsten weder eine stolzere Vergangenheit noch eine kräftigere Gegenwart eingetauscht hatte. Man betont mit Recht, daß der Ansturm der Revolution an dem Widerstand der partikularen Kräfte in den Einzelstaaten gescheitert ist: wo sie den besten Boden fand, das waren großentheils die 1815 neu annektirten Landestheile dieser Staaten, die Tausende von „Seelen", die von der Kabinetspolitik des Wiener Kongresses hin und her geschoben waren. Der große Denker des historischen Konservatismus, Leopold Ranke, sagte seinem König in einer Denkschrift vom März 1849: „Der Mensch lebt in allgemeinen Ideen, die den Geist nähren, indem er ihnen nachhängt oder sie hervorbringt: wie der Religion, so bedarf er des Vaterlandes. Läßt sich aber erwarten, daß ein Nassauer oder ein Neuwürttemberger im Gefühle seiner neuen und aufgedrungenen Landesherrschaft seine Seele befriedigt fühlen sollte. Er gewann weder geschichtlichen Grund und Boden, noch eine Aussicht auf die Zukunft." Das war es, was die künstlichen Staatsbildungen des Südwestens zum eigentlichsten Sitze deutsch-unitarischer Gesinnung gemacht hat. Dieser radikale Unitarismus ist der stärkste politische Gedanke des jungen Bamberger gewesen. Seinetwegen mußte er 1849 Deutschland verlassen, und seinetwegen kehrte er, als die Zeiten andere geworden, nach zwei Jahrzehnten wieder zurück.

In Mainz selber stand bis zum Jahre 1848 die deutsche Gesinnung hinter ganz anderen Neigungen zurück, hinter den Erinnerungen der Franzosenzeit. Mehr als irgend eine deutsche Stadt war das goldene Mainz eine Herberge des französischen Revolutionsgeistes gewesen und fuhr auch nach 1815 fort sich an diesen Ideen zu erbauen. Wenn somit bei Bamberger Abkunft und Staatsangehörigkeit mehr indirekt dem Radikalismus Vorschub leisteten, so führte eine positive Linie seines historischen Stammbaums, der öffentliche Geist seiner Vaterstadt und -landschaft, unmittelbar in den Radikalismus der Ideen von 1789 zurück. Er hat selbst später einmal einen historischen Versuch über den Ursprung des französischen Geistes am Rhein, speziell in Mainz, geschrieben*): es ist ein Stück seiner eigenen Entwicklungsgeschichte. Der Kampf der Mainzer Klubisten gegen das ancien

*) Die Französelei am Rhein, wie sie kam und wie sie ging. Zuerst 1861 in den Demokratischen Studien, herausgegeben von L. Walesrode; wiederholt: Ges. Schriften 1, 126—191.

régime in allen seinen Erscheinungsformen treibt sie schließlich zum freiwilligen Anschluß an die große Nachbarrepublik: es sind Gegensätze, die 1848 wiederum ausbrechen, nun aber statt des fremden Ideales um den Kampfpreis der deutschen Republik ringen. Stärker als die Episode von 1792/93 hat in Mainz die lange Franzosenzeit von 1797 bis 1814 nachgewirkt. Wie man keinen Antheil an dem nationalen Sturm des Freiheitskrieges gewonnen hatte, so konnte man auch nicht mit herzerhebendem Stolz auf die deutschen Waffenthaten zurückblicken; was man da vor den Augen hatte, war das Treiben des österreichischen und preußischen Militärs, das als Sieger eingezogen war und als Besatzung zurückblieb; der Dünkel der fremden Offiziere und die barbarische Disziplin des Exerzierplatzes ließen sie diesen Städtern wenig liebenswerth erscheinen. Statt dessen fuhr man fort, sich an der Erinnerung napoleonischer Gloire andächtig zu erbauen und in den Veteranenvereinen einen Kaiserkultus zu treiben; die hessische Regierung aber — „Monsieur de Darmstadt“ hatte ja an denselben Dingen seinen Antheil gehabt — ließ diesen ungefährlichen Imperialismus lieber gewähren als deutsch-radikale Neigungen. Die eigentliche Wurzel der Anhänglichkeit an das Fremde aber saß im bürgerlichen Rechtsleben, und nirgends haftete die Französelei fester als in dem Juristenstande selbst, in den Bamberger 1845 zur praktischen Vorbereitung als „stagiaire“ eintrat. Begreiflich, daß man mit Stolz in der Einheit und Klarheit des code Napoléon lebte, wenn man sich im eigenen Lande mit den Ordnungen des Starkenburger, Solmser, Lycher, Katzenelnboger Landrechts abfinden mußte; und was man von deutscher Rechtspflege in nächster Nähe kennen lernte, war das Treiben der sog. schwarzen Kommission zur Demagogenverfolgung. Gar zu gern knüpfte sich die halbkokettirende Vorliebe an die Eitelkeiten der fremden Form. „Schauer der Unendlichkeit, so erzählte Bamberger damals, rieselten den Rücken herab, wenn die Sprache auf die rothen Talare des Pariser Kassationshofes kam, und mit ehrfurchtsvoller Rührung erzählten die ergrauten Kanzlisten uns spätgeborenen Kandidaten, wie zur guten alten Zeit der Assisenpräsident seinen feierlichen Aufzug gehalten und einer Schildwache vor seiner Thüre genossen habe.“ Genug: wir sehen in diesen stillen Lehrjahren auf vielfach verzweigten Kanälchen den radikalen halbfranzösirten Mainzer Geist in den jungen Juristen einziehen. Wenn er sich später mit rascher Empfänglichkeit in französische Verhältnisse einlebte, so war der Boden dafür längst bereitet.

Die deutsche Revolution, die in Mainz der Französelei erst ein Ende machte, entschied auch über Bamberger's Leben. Gleich vielen unserer besten Deutschen ist er ein Sohn des Jahres 1848. Wie manche schlummernde politische Talente der Nation hat nicht der Sturm dieses zeugungskräftigen Frühlings ans Licht gerufen, aus der Stille der Studierstube und des Bureaus auf den Markt des Lebens, aus partikularer Beschränkung in die jauchzend erwachte Oeffentlichkeit eines großen ganzen Volkes geführt! Gewiß ein Segen, wenn eine außergewöhnliche Konstellation auch einmal die Kräfte losreißt, die an die Scholle des Berufs und die niedern Sprossen einer Amtshierarchie gefesselt, im natürlichen Lauf der Dinge ihre Bestimmung niemals hätten finden können. Und mancher damals einsetzende große Lebenslauf des neuen Deutschlands trägt auch die Zeichen seiner politischen Geburtsstunde, denn für sie auch gilt die Weisheit des orphischen Urwortes: „wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen, die Sonne stand zum Gruße der Planeten, bist also fort und immer fort gediehen". Der größte Sohn des Jahres, Bismarck, ist allerdings — eines der viel selteneren Beispiele, nicht aus der Bewegung, sondern aus ihrer Gegenwirkung herausgekommen; aber auch für ihn blieben auf gewissen Gebieten der innern Politik die Erfahrungen von 1848/49 Zeit seines Lebens beherrschend. Bamberger dagegen mußte — das konnte nach seiner ganzen Entwicklung nicht zweifelhaft sein — zu den Tausenden gehören, die sich über Kopf in den wogenden Strom stürzten.

Der erste Tag zeigte, daß er schwimmen konnte. Es war der Tag, an dem für Hessen die Preßfreiheit verkündigt wurde: er gab Deutschland einen seiner besten Publizisten. Als wenn ein lange unterdrücktes, nach Entfaltung drängendes Talent ihn getrieben hätte, keine Minute mehr zu verlieren, so stürzte er damals in die Redaktion der Mainzer Zeitung und schrieb seinen ersten Leitartikel. Und nun war jeder Tag ein Erfolg, in wenig Wochen hatte er die Leitung des Blattes in den Händen, der unbekannte junge Jurist war eine politische Macht in seiner Vaterstadt. Mit jugendlicher Sicherheit und Ueberschwänglichkeit führt er die Feder: „Jugend, deine Zeit ist da," ruft er bald am Anfang im seligen Gefühl des freiesten Wirkens aus. Und er ist kein Unfertiger und kein Schwätzer; was er sagt, verräth mannigfache Kenntnisse und geschultes Denken, mit gewandtester Dialektik wird es in eine gute Form gebracht, mit demagogischer Meisterschaft auf eine fort-

reißende Wirkung berechnet. Als sein Radikalismus ihn im Mai vorübergehend in seiner Stellung unmöglich machte, durfte er es wagen, siebenundzwanzig dieser Leitartikel unter dem zärtlichen Titel „Flitterwochen der Preßfreiheit" in Buchform herauszugeben; und noch mehr, nach einem halben Jahrhundert konnte der Greis unbedenklich — wer würde in gleicher Lage den Muth finden? — eine Auswahl in die Sammlung seiner Schriften aufnehmen.*) Ihm konnte diese Probe jugendlichen Beginnens nur seinen Lieblingssatz bestätigen, „daß der Mensch im Laufe der Jahre sich zwar ändert, aber doch in Vielem derselbe bleibt." Und in Wahrheit: wie viel Axiome seines spätern politischen Glaubensbekenntnisses sind hier schon im Keime vorhanden! Fertig ist der Unitarier sans phrase; die kleinen Staaten sind kein Boden, politische Charaktere zu bilden, weil sie dem Staatsmann die großen Probleme gar nicht bieten; da der Einigung Deutschlands nur die Interessen der Fürsten im Wege stehen, so vermag er sich keine andere Lösung vorzustellen als durch das radikale Heilmittel der Republik; also müssen die Fürsten gehen, wie er in einem äußerst charakteristischen ökonomischen Vergleiche ausführt: „der moderne Geist, der unerbittlich dahinschritt über die unglücklichen durch verbesserte Produktionswerkzeuge brodlos gewordenen Proletarier, wird früher oder später auch den Arbeitern an der deutschen Staatsmaschine verkünden, daß sie entlassen sind, weil das Werk durch eine neue Erfindung, die deutsche Einheit, vervollkommnet wurde." St. Manchester wird auch den deutschen Bund schmerzlos kuriren: es klingt wie der kalte philosophische Trost jenes Kantischen Freundes. Aber wer einmal, wie Bamberger, von der Gleichung ausging: „der Staat ist nichts als ein erweiterter Haushalt", den mochte die konsequente Abstraktion wohl zu dem Schlusse führen, daß aus der freien Konkurrenz auch das harmonische Gleichgewicht in der deutschen Reichsverfassung hervorgehen würde.

So klingen die ersten Trompetenstöße, man kann sich denken, welche Reise die Entwicklung geht. Bald drängt er in die nächste Arena: in die Volksversammlung. Um Mitte April ersicht er den ersten Erfolg als Redner. Wiederum der Beginn einer großen Laufbahn, nach deren Abschluß ihm der Nachruf Th. Mommsen's das Zeugniß eines der glänzendsten Redner des Jahrhunderts ausstellen konnte. Natürlich war er so links, wie man es irgend

*) Ges. Schr. 3, 7—58.

sein konnte. Der Neuling gehörte ja nicht in das erste Glied der alten liberalen Vorkämpfer noch in das zweite der bekannten „Männer des öffentlichen Vertrauens“ aus den letzten Jahren, die nun beide in die Paulskirche einzogen; er konnte sich jugendhalber nicht einmal aktiv an der Wahl betheiligen und fand sich in der Phalanx jener Journalisten und Volksredner, die jenseits der äußersten Parlamentslinken stand und in Volksversammlungen u. dergl. mit Heftigkeit auf die „Parlamentler“ drückte. Der Mainzer Vertreter Zitz lieferte in Frankfurt gleich am Anfang der Tagung den Beweis, daß er der Radikalsten einer war; er gehörte nachmals zu den Rednern der Pfingstweide, die vor dem Septemberaufstande das Volk haranguirten, endlich einmal „Fraktur zu schreiben.“ Nun liest man gar in Bamberger's Erinnerungen, daß dieser gesinnungstüchtige Mainzer Demokrat und Preußenfresser — er war wie der Kölner Raveaux aus dem volksthümlichen Amte des Karnevalspräsidenten in die politische Führerolle hineingewachsen — anfänglich noch gar nicht so roth war, sondern sich erst von unserem jungen Redakteur — eben das war der Erfolg seines ersten öffentlichen Auftretens — in der Frage der deutschen Republik weiter nach links drängen ließ; ja, die „Wohlgesinnten“ erklärten bald den schmächtigen Jüngling für seinen bösen Geist.

Nun können wir Bamberger nicht durch den ganzen Verlauf des Revolutionsjahres begleiten. In angespanntester Thätigkeit ging er den üblichen Weg politischer Karriere. Er war Berichterstatter beim Vorparlament und bei der Nationalversammlung; hier schloß er Bekanntschaften mit Julius Fröbel, Arnold Ruge, Johann Jacoby, Ludwig Simon, mit denen er noch lange in politischer und persönlicher Freundschaft, bis ihre Wege sich wieder trennten, verbunden blieb. Er gründete in Mainz einen demokratischen Verein und dehnte dessen Organisation über die ganze Landschaft aus, er redete in Volksversammlungen in Stadt und Land, bei Festbanketten und in Turnvereinen; er nahm als Vertreter seines Vereins am demokratischen Kongreß in Berlin Theil; heftige Zeitungskämpfe mit der Regierung und den „Wohlgesinnten“ liefen zwischen durch. Bis Anfang Mai 1849 ging das fort, bis nach der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm jede Aussicht schwand, mit den Fürsten das neue Einheitsreich zu begründen. Dann war die Zeit der Leitartikel ebensogut zu Ende wie die der Parlamentsreden; auch Bamberger hatte einen anderen

Platz einzunehmen als den im Parlamente, in das ihn eine tumultuarische Spätlingswahl noch als Ersatzmann für seinen Freund Zitz entsenden wollte.

Die Führer konnten nicht mehr anders als losschlagen. Man hatte sich und Andere so lange mit revolutionären Phrasen berauscht, bis man mit der Dialektik an die äußerste Grenze gelangt war und nur noch das letzte Mittel der Entfesselung der revolutionären Kräfte vor sich sah: man mußte einen Versuch machen. Die Gewehre gingen nun wirklich los, und die Volksredner und Redakteure mußten vor die Front. Manche von ihnen mochten sich gewöhnt haben, in Ueberschätzung der eigenen Kräfte die Redensarten als Realitäten zu fassen, bei den meisten fand sich doch eine Unterströmung des Mißtrauens gegen sich selber, ja, der Hoffnungslosigkeit, zurückgedrängt vor den Genossen, selten ganz betäubt, das Geheimniß des Einzelnen. Bamberger erzählt: „Mit einem Herzen voll Unruhe, aber mit dem klaren Bewußtsein eines unvermeidlichen „Muß" entschlossen wir uns zum äußersten Schritt." Auch in ihm war häufig der nagende Zweifel aufgestiegen, denn sein Radikalismus hatte seinen nüchternen Blick für die Wirklichkeit niemals getrübt. Er mochte sich als Fanatiker geben und so erscheinen, innerlich war er das Gegentheil, der geborene Skeptiker. Schon nach seinen ersten persönlichen Erfolgen hatte er im April 1848 in einem vertraulichen Briefe geschrieben: „Der Mangel an tüchtigen Leuten ist ebensosehr die Ursache dieser leichten Karriere, als das, was einen darin nicht froh werden läßt. Ist es nicht ein Armuthszeugniß für die ganze Geschichte, daß ich so schnell an die Spitze gedrungen bin, und daß ich, trotzdem ich lange nicht so viel von mir halte wie die Leute, und wie die Leute meinen, trotzdem nur so wenige sehe, die sich mit mir messen können?" Und immer war diese Stimmung zurückgekommen. Nach dem demokratischen Kongreß in Berlin urtheilte er: „Er war der Superlativ aller Erbärmlichkeiten, und ich war so von Ekel gegen die dummen Jungen erfüllt, welche das große Wort führten, daß ich an mir und an der Sache zu zweifeln anfing." Jetzt aber mußten die Zweifel schweigen, jetzt mußten die Hoffnungen und Kräfte zu der letzten großen Probe zusammengerafft werden. Und da stand Bamberger die schwerste Enttäuschung noch bevor.

Es scheint, als ob sein Antheil an der pfälzischen Revolution für seine innere Entwickelung noch mehr bedeutet, als er selber

annimmt. Er hat sich damals seinen Erlebnissen merkwürdig rasch objektiv gegenübergestellt; während der ersten Flüchtlingstage zeichnete er sie auf und gab sie in Druck.*) Die Memoiren enthalten hier eine Lücke: indem sie einfach auf diese Schrift verweisen, verzichten sie auch darauf, das Résumé zu ziehen. Der Ton des Berichtes enthält nichts von Rekrimination, dem Lieblingssport der Flüchtlinge, und nichts von Beschönigung, keine Spur von Tiraden gegen die Sieger. Er will wohl tadeln, aber ohne Selbstgerechtigkeit, denn er meint demüthig genug aus der Revolution gekommen zu sein. Es heißt allein für ihn: in ruhiger Erwägung praktische Lehren aus der Niederlage zu ziehen: „möge man sich in Deutschland daran gewöhnen, den Schwierigkeiten einer Revolution ins Auge zu sehen und sich von seinen Kräften Rechenschaft zu geben."

Aber er nahm doch noch bessere Lehren mit, als wie man Revolutionen zweckmäßiger vorbereite und inszenire. In diesem Pfälzer Monat kam er zur Erkenntniß, was die verhetzten Massen denn im ernsten Kampfe zu leisten vermochten, was Mangel an Disziplin und Schulung, an Einheitlichkeit und Sachkenntniß in der Leitung bedeuten mußten, Mangel an allen denjenigen Fähigkeiten, die die historischen Gewalten nur durch lange Uebung den Massen anerziehen: wie schmerzlich rief das zu den Pfälzern gerückte rheinhessische Hilfskorps von 1500 Mann, unter Zitz und Bamberger, nach einem ehemaligen preußischen Leutnant oder doch einem altgedienten Unteroffizier, und mußte froh sein, einen abgelegten und ganz unbrauchbaren Polen als General zu bekommen. Und ebenso neu war die Erkenntniß, daß in dem gelobten Lande des Radikalismus die Revolution gar nicht den breiten Boden besaß, von dem man in den Redaktionsstuben geträumt hatte; mit den Biedermännern der provisorischen Regierung der Rheinpfalz war ebensowenig anzufangen wie mit den zwangsweise ausgehobenen Revolutionssoldaten. So jagten sich in diesen Wochen die Rückschläge. Die lange schleichenden Zweifel an dem ganzen hoffnungslosen Treiben, der Ekel über die Genossen ist jedenfalls noch viel stärker ausgebrochen, als seine Darstellung verrathen durfte. Er war gewiß nicht zum Krieger geboren und gänzlicher Laie in militärischen Dingen; diese Freischärlergestalt paßte eher in die Karrikaturen aus der pfälzischen Revolution. Aber sein ganzes Ingenium war durch Erziehung

*) Veröffentlicht Juli 1849; wiederholt: Ges. Schr. 3, 59—158.

und Gewöhnung auf Ordnung im bürgerlichen Leben gestimmt und sträubte sich gegen den Jammer dieser heillosen Unordnung, es war mit scharfem Urtheil und Sinn für das Reale, mit großen praktischen Gaben ausgestattet und wurde nun in die klägliche Hilflosigkeit und Planlosigkeit des Ganzen hineingerissen. Von Anfang bis Ende eine Tragikomödie: das war das ernüchternde Wasserbad für die künstliche Siedehitze des Revolutionsjahres, für die himmelstürmenden Abstraktionen seiner politischen Theorie.

Nicht Jedem ist es beschieden, daß das Leben so prompt und streng ein Exempel an seinen Irrthümern statuirt, und die Wenigsten wissen dann den richtigen Gebrauch von der empfangenen Lehre zu machen, sondern mühen sich nur, sie immer von Neuem sich zu verdienen. Manchen, den meisten, ist die Flüchtlingsschaft keine vita nuova geworden, sondern der trübe Ausgang eines verlorenen Lebens. Bamberger war einer von denen, die sich durchkämpften, ausgetrieben von Vaterland, Familie und Beruf, von vorn anfingen. Als er am 22. Juni 1849 aus dem verunglückten Freischaarenzug mit Zitz in Basel eintraf, war sein Urtheil zwar noch längst nicht gesprochen (erst im Laufe der nächsten drei Jahre wurde er in Mainz zu 8 Jahren Zuchthaus und in Zweibrücken zum Tode verurtheilt, von kleineren Strafen ganz abgesehen), aber es konnte kein Zweifel für ihn sein, daß er sich das deutsche Vaterland verscherzt hatte, vielleicht für immer.

Die Sorge um die Zukunft meldete sich, und es war längst nicht mehr die Sorge um ihn allein. Ein ganz persönlicher Antrieb spielte für ihn mit, sich möglichst rasch aus der ihm antipathischen Unordnung und Bummelei des schweizerischen Flüchtlingslebens emporzuheben: er hatte sich einige Jahre zuvor mit einer jungen Base verlobt. Das Kapitel über die Entwicklung dieses Verhältnisses ist eines der ansprechendsten des ganzen Buches und führt uns den Erzähler menschlich am nächsten. Es ist die überraschende Kehrseite bei dem blutrothen Demagogen: wir sehen, daß er doch nicht ganz in dem radikalen Treiben des Revolutionsjahres aufgegangen war, sondern sich mitten darin die Wärme und Herzlichkeit menschlicher Empfindung bewahren konnte. Auch für den Biographen ist es ein Trost, wenn sich das Leben nicht wie ein kaltes Rechenexempel aus den allgemeinen Voraussetzungen heraus abspielt, sondern immer wieder aus der Tiefe individuellsten Begehrens seine besten Kräfte zieht. Es ist wieder einmal ein hübsches Beispiel, daß die Menschen nicht allein nach dem Charakter

ihres öffentlichen Auftretens zu beurteilen sind. Und ganz eigenartig war dieses Problem hier gestaltet. Bamberger durfte wohl von sich sagen, daß seine innersten Herzensschicksale sich mit politischen Bewegungen in eins verschmolzen, im Guten wie im Schlimmen, wie sie sich in den Besitz seines ganzen Fühlens theilten. Der Drang, vor der Braut die Fähigkeiten seines Ingeniums zu beweisen, hatte mitgewirkt, seinen Ehrgeiz so stürmisch voranzudrängen; glückstrahlend hatte er ihr die ersten Erfolge gemeldet, als wenn sie die erste Staffel einer gesicherten Laufbahn enthielten; und in diesen Briefen war auch die Stelle, wo seine geheimen Zweifel an sich selber und an seinem ganzen Thun sich auszusprechen suchten. Wie das Steigen und Fallen der großen Bewegung ihn mit sich forttrug, so stiegen auch seine vom Ernst der Abstraktion merkwürdig durchsetzten Liebesbriefe die ganze Skala zärtlicher Empfindung auf und ab. Beides war unzertrennlich ineinander verwoben. Der Privatmensch, so urtheilt er selbst, schlug und vertrug sich mit dem öffentlichen, die unmittelbare Empfindung mit doktrinärer Selbstanalysirung. Und je mehr ihn der Gedanke an das Gemachte des Revolutionstreibens überkam, drängte es ihn, in dieser freundlichen Beziehung „den eigentlichen Menschen" wiederzufinden; noch aus dem Freischaarenzuge eilte er manchmal zum Stelldichein hinüber.

Jetzt, nach dem Zusammmenbruch, blieb von der Romantik nur der Druck einer ernsten Verantwortung. Zuerst faßte er den Plan, zusammen mit Zitz und Friedrich Kapp eine internationale Advokatur in New-York zu begründen. Während die Freunde voraneilten, reiste Bamberger auf polizeilich abgesteckter Reiseroute durch Frankreich — ein freundlicher republikanischer Expräfekt dedicirte ihm unterwegs Bastiat's „Sophismes économiques" als Reiselektüre — nach England, um sich in das unmethodische Chaos der englischen Jurisprudenz einzuarbeiten. Nach wenigen Monaten aber faßte er einen Entschluß, einen ganz anderen Lebensweg einzuschlagen: in der alten Welt zu bleiben und Kaufmann zu werden. Die Anregung ging von seinen Verwandten mütterlicherseits aus. Es waren zwei mit Glück und Gaben begünstigte Bankiers Namens Bischoffsheim, Brüder seiner Mutter, Typen der internationalen jüdischen Großfinanz, die zuerst in dem liberalen belgischen Musterstaat emporgekommen, sich mit Geschick über den ganzen Westen Europas ausgedehnt hatten, Häuser in Brüssel, Antwerpen, Amsterdam, Paris und London besaßen; Bamberger's jüngerer Bruder

gehörte bereits der Firma an, auch für ihn selber boten sich auf diesem Wege gewissere Aussichten als in Amerika. So faßte er den Entschluß; der Republikaner, der aus Deutschland die Dynastien hatte wegfegen wollen, trat nun in den Dienst einer Dynastie jüngeren Datums und bestieg zunächst in London, dann in Antwerpen als Lehrling den Komptoirsessel. Unter schweren Beklemmungen fügte er sich in das neue Leben, manchmal nur durch die Pflicht, die ihn band, aufrechterhalten. Unendlich schwer fiel ihm der Uebergang aus einem akademischen Berufe, er meinte gar keine Gaben zum Geschäft mitzubringen und urtheilte noch am Ende seines auch auf diesem Gebiete erfolgreichen Wirkens, seine Fähigkeiten hätten eigentlich nicht nach der Seite des geschäftlichen Talents (er meinte allerdings besonders die Spekulation) gelegen. Aber er that sich damit wohl Unrecht. Das eigentümliche Ingenium seiner Rasse, in seiner Blutverwandschaft besonders glücklich bewährt, versagte sich auch bei ihm nicht. Trotz alles Zweifels an sich selber lebte er sich doch so rasch in seinen neuen Beruf ein, daß er im September 1851 mit erborgtem Kapital und der Hilfe seiner Verwandten ein bescheidenes Bankhaus in Rotterdam errichten und im Mai 1852 die Braut heimführen konnte. Und als nach einem Jahre selbständiger Geschäftsführung ihm der Antrag gemacht wurde, in das Pariser Haus Bischoffsheim selber einzutreten, nahm er ihn an.

So blieb er in der plötzlichen Wandlung seines Geschickes, während ungezählte Existenzen strandeten, davor bewahrt, den ganzen Jammer der deutschen Emigration in der Schweiz, in England und Amerika, mit ihrem Bodensatz von Noth und Gemeinheit, von kannegießerndem Müßiggang und schlechtem Verschwörerhandwerk — das Pamphlet von Karl Marx „Herr Vogt" liefert ein unübertreffliches Gemälde dieses Treibens — an sich selber zu erfahren. In der nüchternen und gewissenhaften Pflichterfüllung seines Berufes wurde er der Verwilderung eines großen Theiles der alten Parteigenossen, für die in dem Paris des dezembristischen Kaiserreichs überhaupt kein Boden war, bald völlig entfremdet. In wenigen Jahren verwandelte sich der junge Mainzer Revolutionär in ein Mitglied der Pariser haute finance: Beweis genug, daß die Anpassungsfähigkeit seiner Natur ihn im Sommer 1849 doch nicht auf den ihr entsprechendsten Weg geführt hatte. Hatte schon damals, als seine Flüchtlingsfahrt ihn über Besançon führte, der Präfekt die schmale Gestalt mit der ironischen

Frage geantwortet: „Vous avez donc renversé des gouvernements?“, so sollte man es bald dem soliden Bankier und beliebten Plauderer der Salons nicht mehr ansehen, daß die Pariser politische Polizei ein dickes Fascikel Personalakten: Bamberger, Louis, chef des bandes qui ont ensanglanté le Palatinat“ zu führen fortfuhr und damit bei der Polizei mehrerer deutscher Bundesstaaten dankbare Gegenliebe fand.

* * *

Die kräftigste Epoche des Manneslebens, vom dreißigsten bis zum fünfundvierzigsten Jahre (1853—1868), hat Bamberger in Paris verbracht. Seine Lebenserfahrung, seine politische Bildung, seine geistige Individualität sind vollendet worden in einem Berufe, den er weder als das Ziel seines Strebens noch als das eigentliche Feld seiner Begabung ansah, und in einem Lande, in dem er bis zuletzt nur ein thatsächlich anwesender Fremdling blieb. Ein ganz außerordentliches Moment für die Analyse seines politischen Lebens. Auf den ersten Blick fällt vielleicht nur der Umweg ins Auge. Aber der größte Umweg, wenn er nur zum Ziele führt, bietet auch seinen Ertrag, freilich einen andern als die große Heerstraße. Was im Sinne normaler Entwicklung gewiß einen Verlust bedeutet, hat doch auch wieder seine positive Seite. Es ist natürlich, daß gerade ihr der Erzähler der Erinnerungen in dem starken Gefühle der Kontinuität seiner Persönlichkeit sich mit Vorliebe zuwendet. Der Historiker hat das Fördernde und Hemmende gleichmäßig zu beachten.

Mit der Wahl seines Berufes söhnte Bamberger sich nur langsam, erst nach dem ersten halben Jahrzehnt des Pariser Aufenthaltes aus. Die praktische Berührung mit großen Aufgaben des Kulturlebens und der tägliche Verkehr mit angenehmen und gebildeten Leuten verschiedenster Berufsarten befreiten sein Bewußtsein allmählich von allem Druck. Mit der Zeit lernte er die Vortheile der Schulung für das praktische Leben immer höher schätzen, in vollem Maße erst, als er sich später objektiv zu einer abgeschlossenen Periode stellen konnte. Was er damals an Belehrung davontrug und zur Sicherung einer ökonomischen Unabhängigkeit (erst seit dem Ausgang der fünfziger Jahre begann er ein wohlhabender und dann bald auch reicher Mann zu werden) erwarb, das mußte dem Rückblickenden später als die unersetzliche Vorbedingung für die Laufbahn seines Lebens erscheinen.

Es ist allbekannt zunächst, welche Früchte die spezifisch bank=

technische Erfahrung ihm in der Glanzzeit seiner politischen Thätigkeit im Vaterlande getragen hat. Sein verdienstvoller Anteil an der Einführung der Goldwährung und an der Begründung der deutschen Reichsbank — der auf privatwirthschaftlichem Gebiete seine Mitwirkung bei der Errichtung der Deutschen Bank zur Seite steht — ist vornehmlich die Frucht der Pariser Lehrjahre gewesen. Der weite, an große Verhältnisse gewöhnte Blick, die jahrzehntelange Vertrautheit mit den Lebensbedingungen des internationalen Geldmarktes und allen Zweigen industrieller Unternehmung: solche Vorzüge bildeten bei dem Ausbau der deutschen Reichsinstitutionen eine um so willkommenere Mitgift, als sie bei dem preußischen Beamtenthum und bei den unitarischen Politikern der Kleinstaaten nur sehr sparsam vertreten waren.

Und auch von dieser unmittelbaren Nachwirkung abgesehen, hat die Berufsthätigkeit Bamberger's einen tiefen allgemeinen Einfluß auf die Erziehung seiner politischen Anschauungen ausgeübt. Es ist erklärlich, daß die ausschließlich auf dem Gebiete der Privatwirthschaft gesammelten Erfahrungen sich ihm in ausgesprochen individuell-wirthschaftliche Ueberzeugungen umsetzten. Seine ganze Geistesrichtung kam der Ausprägung dieses Ideals entgegen. So wird später seine politische Wirksamkeit in Deutschland, im Parlament und in der Publizistik, gekennzeichnet durch die konsequenteste Vertretung der auf die Befreiung der individuellen Kräfte in Wirthschaft und Gesellschaft gerichteten Ideen, sowohl in der Periode ihres Sieges bis 1876, als in der Periode ihrer Zurückdrängung durch eine von der sozialen Motivationsweise beherrschten Ideenwelt. Man müßte die Geschichte seines ganzen politischen Lebens schreiben, wenn man den Nachweis dieser Zusammenhänge im Einzelnen durchführen wollte. Nur auf den Ursprung gewisser Schranken seiner politischen Bildung aus der Einseitigkeit seiner Erfahrungen möge hier noch hingewiesen werden. Bamberger hat die neudeutsche Kolonialpolitik niemals anders beurtheilt als vom Standpunkt des vorsichtigen Bankiers, der seine Hände nicht in unsolide Geschäfte steckt und unsichere Chancen als unsolide einschätzt. Er hatte in Paris zu häufig den lehrreichen Typus des windigen Projektenmachers kennen gelernt und den Geschäftsgrundsatz des zugeknöpften Portemonnaies als beste Abwehr erprobt: nun erschien ihm später jede koloniale Unternehmung wegen ihres zumal in den Anfängen unvermeidlichen abenteuerlichen Anstrichs von vornherein als ein Handel, bei dem es, scharf aus-

gedrückt, nur Betrüger und Betrogene geben könnte. Ein merkwürdiges Verhängniß, daß die im kleinen Bankierleben erworbene Geschäftsreellität ihm die Organe für die neue große Entwicklung der Weltwirthschaft abstumpfte; vielleicht würden Londoner Erfahrungen anders auf ihn gewirkt haben als die viel beschränkteren der Pariser Finanz. Er gehörte, wie viele der Besten seiner Zeit, zu denen, die in der freien Konkurrenz der wirthschaftlichen Tüchtigkeit der einzelnen Völker das Ideal der Weltwirthschaft erblickten. Er hat es später nicht sehen wollen, daß in den internationalen Wirthschaftsbeziehungen seit 1875 etwa das nationale Sonderinteresse die weltbürgerliche Arbeitstheilung zurückdrängte, und das Deutsche Reich, wie jede Großmacht, die sich in diesem Kampfe behaupten wollte, die Konsequenzen zu ziehen und die nationalen Machtmittel einzusetzen genöthigt wurde.*) Die Doctrin verschloß ihm den Blick für die wirthschaftliche Nothwendigkeit der deutschen Kolonialpolitik und einer starken Flotte; das natürliche Volksempfinden sollte das eher als dieser kluge und erfahrene Mann begreifen.

Aber daß die Behauptung der Nationen in ihrer Individualität innerhalb der großen Gemeinschaften der Erde das letzte Ziel aller Politik und daher der Kern aller weltgeschichtlichen Bewegung sei, das ist niemals seine Ueberzeugung gewesen. So gewiß er ein deutscher Patriot von reinem Streben war, ebenso gewiß scheint mir, daß er die nothwendige Einseitigkeit aller nationalen Kraft vornehmlich als störendes Moment in der allgemeinen Entwicklung auffaßte. Die ganze Richtung seines Bildungsganges ging dahin, und die Geschäftsthätigkeit in Paris mußte ihn darin bestärken. Das Milieu, in dem er sich hier bewegte, war kein Nährboden für die herbe Ursprünglichkeit nationalen Geistes: die ihrer Abstammung nach deutsch-jüdischen, aber in Frankreich naturalisirten Männer der Finanz, die Bischoffsheim, die Königswarter und alle Großen und Kleinen ihres Schlages: eben die Kreise, in die Bamberger selber eingetreten war. Er erzählt einmal in seinen Erinnerungen, wie der später als Unternehmer der türkischen Bahnen reich und berühmt gewordene Baron Moritz Hirsch — nebenbei Schwiegersohn des Brüsseler Bischoffsheim, also an-

*) Vgl. darüber neuerdings G. Schmoller, Die Wandlungen der europäischen Handelspolitik des 19. Jahrhunderts. Jahrb. f. Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft 24, 374—380.

geheiratheter Vetter Bamberger's — während des luxemburgischen Konfliktes zwischen Preußen und Frankreich zuerst Bismarck einen neuen Betriebsvertrag mit der Luxemburger Bahn angeboten und ihn mit der Aussicht auf eine wichtige Handhabe zur Beeinflussung des Landes und für militärische Bewegungen geködert habe, dann aber spornstreichs nach Paris zurückgeeilt sei, um auf die napoleonische Regierung mit der Demonstrirung dieser bedrohlichen Möglichkeiten zu drücken und ihr dadurch die vorher vergeblich verlangten Vortheile seitens der französischen Ostbahn, den eigentlichen Kern des Handels, abzunöthigen. Im Privatleben mag das ein Geschäft wie viele andere sein und im Sinne der geschäftlichen Individualmoral nicht als unsittlich bezeichnet werden. Und doch revoltirt unsere natürliche Empfindung sofort dagegen. Wer sich Bamberger's Urtheil: „sein Scharfsinn und seine erfinderische Kombinationsgabe lieferten bei dieser Gelegenheit ihre erste Meisterprobe", gefallen lassen will, wird sich doch das Recht vorbehalten, zur Charakteristik der glücklichen Gaben des Herrn Hirsch anders nuancirte Bezeichnungen zu wählen, und hinterdrein mit Befriedigung lesen, daß Bismarck dem Unternehmer das Stück nicht vergaß, sondern während des Berliner Kongresses sich weigerte, von ihm Notiz zu nehmen. Das sittliche Urtheil — nicht das des Deutschen in specie, sondern ebensogut das des Franzosen — giebt sich hier mit der Individualmoral nicht zufrieden, sondern fordert die soziale Motivationsweise, die Anwendung des Sittengesetzes der nationalen Gemeinschaft. Wir kommen nicht darüber hinweg, daß in der Luxemburger Frage zwei große Kulturvölker von der nationalen Erregung an den Rand des Krieges gedrängt sind, und daß diese Spannung von einem deutsch-französischen Spekulanten zur Erringung privaten Vortheils ausgebeutet wird. Es giebt Momente im Leben der Völker, wo Jeder zu den Seinen stehen muß, wo diese zwieschlächtigen Wesen dem gesunden Empfinden der Volksgemeinschaft unerträglich sind.

Es liegt mir fern, Bamberger mit diesen Elementen auf eine Stufe zu stellen. Er unterschied sich von ihnen durch den wirklichen Gehalt eines unverwüstlichen deutschen Idealismus; er hatte, um mich eines volksthümlichen Ausdruckes zu bedienen, doch etwas unter den Füßen, was jene anderen seines Kreises nicht besaßen. Was einem im Herzen wohnt, kann einem das Milieu nicht rauben; aber daß es immerhin anders wirkte, als die stete Berührung mit der vaterländischen Mutter Erde gethan haben würde, das

läßt die Weitherzigkeit in Bamberger's Urtheil doch auch wieder ahnen.

Im Vergleich zu seiner Geschäftsthätigkeit erschien Bamberger sein Antheil an dem geistig-geselligen Leben doch als die wärmende und leuchtende Sonne seines Daseins. Mit welcher Liebe er noch als Greis bei diesen Erinnerungen verweilte, verräth uns die nun in der Pariser Zeit ganz behaglich werdende Ausgiebigkeit des Erzählers. Man wird es nachfühlen, wenn man diesen Reichthum persönlicher, durch eine feine Geselligkeit zusammengehaltener Beziehungen überschaut. Die Ausbildung der geistigen, insbesondere auch der schriftstellerischen Individualität Bamberger's hat aus diesem eigenartigen deutsch-französischen Milieu die bleibendsten Anregungen geschöpft.

In den ersten Jahren steht die deutsche Flüchtlingsgruppe mit ihren Neigungen und Verbindungen noch im Vordergrunde des Verkehrs, wenn auch auf einen kleinen Freundeskreis beschränkt: da war Ludwig Simon, der Trierer Advokat, einst in der Paulskirche gleich hinreißend durch radikale Redegewalt und zierliche Schönheit, jetzt gleichfalls Kommis in einem Bankgeschäft (sein Chef Königswarter blickte selbstgefällig auf die Vergangenheit seines Untergebenen); dann der Dichter Moritz Hartmann, schon als Sänger von „Kelch und Schwert" zum Mitglied der Frankfurter Linken berufen, auch auf dem Krankenlager ein verwöhntes liebes Kind der Frauen; der schwäbische Naturbursche und Dichter Ludwig Pfau, den die Freunde wegen seines Berufes als Kunstgärtner ohne Erfolg in den Gärten des Barons Rothschild zu Ferrières seßhaft zu machen versuchten; vor Allem der scharfsinnige und kluge H. B. Oppenheim, schon seit der Studentenzeit Bamberger's diesem verbunden und noch im Reichstage sein Fraktionsgenosse; ab und zu kam auch der joviale Karl Vogt von Genf herüber und brachte einen Luftzug aus der Atmosphäre der schweizerischen Flüchtlingsschaft mit. Einen Anschluß an diesen Kreis suchte auch das bewegliche Völkchen deutscher Journalisten und Zeitungskorrespondenten, unter denen das jüdische Element gleichfalls stark vertreten war. Berührungen mit den Mitgliedern anderer Emigrationen waren dagegen seltener; außer einigen Ungarn trat Bamberger der „herkulisch-milden Gestalt" Iwan Turgenieff's näher. Im Laufe der Jahre verschwanden die Schicksalsgenossen in dem rein französischen Umgang. Den Uebergang bildeten auf der einen Seite einzelne ganz französirte Deutsche

seines Umganges, wie der Maler Heilbuth und der Orientalist Jules Mohl, und vor Allem die deutsch-jüdischen Kreise der Finanz, auf der anderen Seite die elsässischen Journalisten, wie August Nefftzer, der Begründer des „Temps“ und Louis Ulbach, die Kreise der „Revue germanique“ (später „Revue moderne“), meistens zur anti-napoleonischen Fronde gehörig und daher den radikalen Deutschen in der Oppositionsstimmung verwandt, sonst reine Franzosen, nur aus alemannischem Blute und mit deutschen Namen.

Bamberger erörtert, ein gewichtiger Zeuge, an dieser Stelle das nach seiner Meinung unlösbare Problem der deutschen Politik, die Elsässer nach 1871 mit ihrem Schicksal zu versöhnen. „Die Deutschen“, urtheilt er, „haben durch eigene Fehler zum Mißlingen beigetragen, aber es wäre nicht gelungen, auch wenn sie Engel vom Himmel gewesen wären . . . im Grunde war weder mit guten, noch mit bösen Künsten etwas zu machen. Das ganze französische Leben mit seiner Gravitation nach Paris, selbst mit seiner, nur adoptirten Sprache, war den elsässischen Bürgerkreisen zur lieben Gewohnheit geworden, und da es ebensoviel anziehende Eigenthümlichkeiten hatte, wie namentlich das norddeutsche abstoßende, so blieb das dem entsprechende Gefühl ausschlaggebend. Die Elsässer fühlten sich nicht als Deutsche und entbehrten die französische Lebens- und Staatsgemeinschaft schmerzlich. Das ist eine Thatsache, die jenseits von Lob und Tadel, als ein Ereigniß auf eigenen Füßen steht.“ Er hält die Wirkung „des eigenthümlichen Reizes, den französisches Wesen auf die Menschen ausübt“, für unüberwindlich. Es hat wohl sein Urtheil mit bestimmt, daß er selber diese Wirkung auf das Tiefste erfahren hatte. Er vermochte sich ganz in dieses französische Wesen einzuleben. Die lebendige Anpassungsfähigkeit seiner Rasse traf hier mit den besonderen Einflüssen aus seiner Mainzer Jugendzeit zusammen, um ihm den Uebergang zu erleichtern. Der Reiz einer politisch, national, religiös vorurtheilsfreien Geselligkeit mochte um so stärker auf ihn wirken, als er sie in dieser Ausdehnung in Deutschland niemals erfahren und jedenfalls in dem überstandenen Parteikampfe nicht genossen hatte.

Schon der geschäftliche Verkehr vermittelte ihm manche äußerliche Bekanntschaft. Es ist charakteristisch für die Anforderungen und Gewohnheiten des Pariser Lebens, daß viele Größen, auch aus der Schriftstellerwelt, in ihren Finanznöthen die Hilfe des Bankiers in Anspruch nehmen mußten; aus allen politischen Lagern kamen sie, die

Männer der Februarrevolution, wie Alphonse de Lamartine mit der chronischen Verlegenheit des grand seigneur und der südfranzösische Jude Adolphe Crémieux, der Orleanist Mortimer Ternaux, der Historiker der Schreckenszeit so gut wie der Imperialist van Heeckeren, von Haus aus des Namens d'Anthès, aus Colmar gebürtig und durch das Duell bekannt, in dem er seinen Schwager Puschkin erschoß. Und allmählich erschlossen Bamberger's ausgezeichnete gesellschaftliche Gaben ihm und seiner Frau auch den intimen Umgang mit den erlesensten Vertretern französischen Geistes: in eine reiche Galerie französischer Charakterköpfe, Männer und Frauen führen uns die „Erinnerungen“ hinein. Durchweg gehören sie wie der größte Theil des literarischen Paris dem Lager der Opposition gegen das Kaiserthum an: der Historiker Pierre Lanfrey, dessen Geschichtswerk geradezu zur Diskreditirung der Napoleonischen Legende bestimmt war, Emanuel Arago, schon durch seine Herkunft aus der republikanischen Aristokratie zu seiner politischen Laufbahn prädestinirt, der radikale Graf d'Alton-Shée, der einst die Pairskammer durch sein „Moi qui ne suis ni Catholique ni Chrétien“ entsetzt hatte, der vielgewandte Jules Simon (ob man aber, wie die anonyme Anspielung Bamberger's anscheinend möchte, seinen Charakter und seine Laufbahn mit Miquel vergleichen darf?); Gelehrte wie Littré, Renan, Henri Martin und Schriftsteller wie Prosper Mérimée, Stendhal, Sainte-Beuve, dessen geistvolle Plauderart den literarischen Charakter unseres Erzählers vorbildlich beeinflußt haben dürfte; die Maler Gustav Ricard und Paul Chenavard (ihm widmete Bamberger noch vor wenigen Jahren einen Freundesnachruf) und der begabte Bohémien Henri Monnier, der Schöpfer der Gestalt des Monsieur Joseph Prud'homme; die Gräfin d'Agoult und die George Sand und die verschiedenen Damen, deren Salons diese angeregte Gesellschaft — nur einige Namen sind hier herausgegriffen — zu vereinigen pflegten, wie Mme. Didier, Mme. Juliette Adam. Als die werthvollste dieser Erinnerungen bewahrte Bamberger noch lange in seine deutsche Zeit hinein seine Beziehungen zu dem berühmten Salon der Mme. Karoline Jaubert, der Schwester d'Altons. Ihr rühmt er nach, daß sie durch den gemeinsamen Sinn für die Freuden der praktischen Psychologie, den auf Wohlwollen und Beobachtungsfreude gegründeten Reiz der feinen Wechselbeziehungen ihm besonders eng verbunden gewesen sei. So war ihr Umgang nicht nur eine der reichsten Quellen, aus der er für seine Kenntniß des französischen

Lebens schöpfen konnte, sondern bot ihm noch mehr, eine Freundschaft bis zum Ende.

Wenn er bald auf eine befestigte Stellung in der Pariser Gesellschaft blicken durfte, so war er selbst nicht ohne Verdienst daran. Er verfügte nicht nur über eine ausgedehnte und vielseitige Bildung, sondern auch über die den Menschen willkommenere Gabe, sie im Kleinverkehr belebten Gespräches auszumünzen. Und indem sich die aus der Jugend und dem Studium überkommene abstrakte Denk- und Sprechweise allmählich verlor, wurde er ein glänzender und doch nicht oberflächlicher Causeur, dessen graziöse Form beide Sprachen gleich sicher bemeisterte: so kennt ihn die deutsche Literatur, so zeigt er sich noch in dem Buche, von dem wir sprechen, manchmal von seiner liebenswürdigsten Seite, wenn er über Redner und Publikum und Claque, über Unternehmer und Spekulanten, über französische Chansonniers oder etwa den jüdischen Hang zu grotesker Komik, mit reifer Erfahrung plaudert, vor Allem, wenn er in feinen Umrissen das Bild einer Persönlichkeit entwirft. Wie Vieles brachte er dazu mit! Er gehörte selbst zu den Lebenskünstlern. Er gesteht einmal: „Mich interessirten immer und überall die Menschen mehr als die Dinge. Ich habe mich nie mit Anempfinden von Kunstgenüssen genarrt, für die mir die technischen Voraussetzungen fehlten, und an den schönen Künsten nur so viel Freude gehabt, wie ein Mensch mit gesunden Sinnen und nach einiger Belehrung aus Leben und Lernen natürlicherweise empfinden kann.“ Mehr als die Kunst zogen ihn die erlesensten künstlerischen Reize des Lebens, die intimen Freuden der Geselligkeit und Menschenbeobachtung an. Und dieser für andere Individualitäten aufgeschlossene Sinn fand seine Wurzel in einem echten menschlichen Wohlwollen, in der Liebenswürdigkeit des Herzens: wie es ihm einmal eine Dame als Grund einer rasch sich bildenden Harmonie bezeichnete: „je remarquais que vous ne teniez pas à vos idées,“ daß Sie nicht auf Ihre Ideen versessen sind. Das Leben selber besiegte die jugendliche Selbstgewißheit des Radikalen von 1848 und die Einbildung seiner unbarmherzigen Dialektik. Leben und Leben lassen, das entsprach dem überzeugten Individualisten viel besser, nicht mehr richten, sondern verstehen. Ja, auch die Kehrseite dieser Entwicklung bleibt nicht aus. Wir sehen die Kunst, sich keinem Menschlichen fremd zu fühlen, zuweilen zu einer für ein positiver veranlagtes Empfinden unerfreulichen Weitherzigkeit des sittlichen Urtheils führen. Man kann gewisse charakteristische Züge des

französischen Wesens kaum feiner zeichnen als Bamberger, z. B. den Einfluß der persönlichen, insbesondere der geschlechtlichen Beziehungen auf Gesellschaft und Sittlichkeit, und doch möchte man wünschen, daß die deutsche Art zu empfinden sich mit einem stärkeren Bewußtsein der Unterscheidung von der gallischen Leichtlebigkeit und ihrem Firniß von elegantem Esprit abhöbe.

So werden wir noch einmal zu der Frage zurückgelenkt, wie diese französische Epoche sich zu den Forderungen nationaler Erziehung und nationaler Kultur verhält, die das deutsche Volk wie jedes andere in seinen Führern auf politischem Gebiete erfüllt wissen will.

Niemals hat Bamberger ein Hehl aus seinem Bedauern gemacht, von dem Inhalt jenes gemeinsamen Lebens durch den Krieg von 1870 und seine Folgen wie durch einen unheilbaren Schnitt getrennt zu sein. Gelang es ihm auch, mit manchen der alten Freunde allmählich ein äußerliches Verhältniß wieder herzustellen, mit einzelnen sogar die Intimität ungestört zu bewahren, die meisten konnten es nicht verwinden, den gastfreundlich aufgenommenen, fast zu einem der Ihrigen gewordenen Fremden plötzlich im Lager der Feinde, unter den Führern der deutschen Reichsgründung zu erblicken. Und man versteht, daß sie sich so entschieden. Es ist wohl ein Lieblingsgedanke Bamberger's und ein Stück seiner individualistischen Ideale, daß die Menschen in ihrem rein persönlichen Verhalten eine viel höhere Stufe der Kultur erlangen als in allen öffentlichen, durch Vorurtheile eingeengten Beziehungen. Der Gedanke ist nichts weniger als unanfechtbar: das zeigt sich in dieser Frage. Wir sind nun einmal nicht allein Einzelwesen, sondern auch Glieder von überindividuellem Ganzen, und unser Sittlichkeitsbegriff nimmt seine Motive aus beiden Sphären. Der höchste dieser menschlichen Verbände, die weniger auf individualistischen als sozialen Beweggründen beruhen, ist das Vaterland, und sein Sittengesetz voranzustellen, bleibt immer das Postulat eines stark empfindenden Volkes. Das ist kein Vorurtheil, das ist etwas Großes an sich. So ehrenwert Bamberger's Bemühen war, zwischen 1866 und 1870 für eine Annäherung und Verständigung der beiden Völker zu wirken, so natürlich war auch die Absage, die er persönlich nach dem Kriege erfuhr.

Denn dasselbe nationale Sittengesetz hatte ihn ja selber inzwischen dem Leben seines Volkes wiedergegeben. Niemals war er das Gefühl losgeworden, daß diese Pariser Jahre für ihn doch

der schönsten Vollendung entbehrten. Ist der Mensch nach dem Aristotelischen Worte von Natur ein politisches Wesen, so blieb ihm die wichtigste menschliche Funktion, die Krone des Ganzen, versagt; er war hier nichts als ein staatloses Geschöpf, ungleich den alten Parteigenossen in den Vereinigten Staaten, die sich in ein kulturverwandtes Ganze einleben konnten; selbst das „droit de domicile civil“, die Rechtsstellung gleich dem Inländer im bürgerlichen Prozeß, wurde ihm von der kaiserlichen Regierung dauernd versagt. Die politische Anlage Bamberger's bewahrte ihn davor, Kosmopolit zu werden. Die große Leidenschaft des einen und freien Deutschlands hatte in dem Revolutionsjahr den ganzen Menschen ergriffen, sie ließ ihn nicht wieder los. Wenn in diesen Jahren ein Grundton innerer Unzufriedenheit niemals zur Ruhe kam, so geschah es, weil ihm die Möglichkeit eines aktiven Antheils an den vaterländischen Dingen versperrt war. Gewiß war die Stellung eines deutschen Patrioten in Frankreich nicht unbedenklich; sie hat ihm die inneren Konflikte so wenig ersparen können, wie den Vorwurf einer allzu starken Empfänglichkeit für das fremde Wesen; daß wir allerdings heute das Exil in Frankreich mit etwas kritischeren Augen ansehen als das seiner Leidensgefährten in Amerika, das liegt an der Nachwirkung der Ereignisse von 1870. Er hat wie alle Schicksalsgenossen anderer Zeiten den Tribut mit der Entfremdung von der nationalen Arbeit, der unvermeidlichen Folge jeder dauernden äußerlichen Entfernung, zahlen müssen. Aber müssen wir, Söhne einer glücklicheren Zeit, des neuen Deutschen Reiches, aufwachsend unter den gleichmäßigen Bedingungen einer sich immer positiver gestaltenden nationalen Kultur, darum ungerecht werden gegen die Generationen, die dieses Glückes nicht theilhaftig, nicht auf dem geraden Wege zum Ziel gelangten, sondern erst auf beschwerlicher Reise die Kraft ihres nationalen Charakters bewähren mußten? Mancher würde sich in diesem Zwiespalt nicht mit dem Takte haben behaupten können, der Bamberger vor jeder wirklich schiefen Stellung bewahrt hat. Es war darum eine ungerechtfertigte Verdächtigung, wenn Bismarck, schonungslos wie er war gegen den parlamentarischen Gegner, in den achtziger Jahren den Führer der Sezession als „sujet mixte“ zu brandmarken versuchte; da er selber die Worte nicht aufrecht erhielt, wird es nicht ausdrücklicher Vertheidigung dagegen bedürfen. Bamberger war doch ein anderer als die vaterlandslosen Zwittergeschöpfe der internationalen Großfinanz; er war auch kein Winckelmann, der in bewußtem Entschluß

Glauben und Vaterland hinter sich ließ, um nur seiner individuellen Bestimmung nachzuleben; flüchtend, wider Willen hatte er vielmehr die Heimath verlassen müssen, weil er im Kampfe um sein Ideal eines deutschen Vaterlandes unterlegen war. Wie man in der italienischen Renaissance fast zwei Klassen von Politikern unterschied, die intrinseci, die in der Vaterstadt weilten, und die extrinseci, die zeitweilig vor der herrschenden Partei in die Verbannung gewichen waren, so war auch er ein Besiegter in der großen Entscheidung der deutschen Frage, ein Verbannter, immer des Umschwunges und der Rückkehr gewärtig. Schon die erste Möglichkeit einer Annäherung ergriff er mit ganzem Herzen und zu seinem Theile begann er aus der Ferne mitzuarbeiten an der Wendung der Dinge. So konnte der Umsturz der Entscheidung von 1849 im Jahre 1866 auch ihm den Weg zurück zu seinem Vaterlande und zum Berufe seines Lebens bahnen.

* * *

In der zweiten Hälfte der Pariser Epoche setzt der Antheil Bamberger's an der deutschen Politik langsam wieder ein, nun auf einem neuen Wege.

Die Wendung brachte der Neujahrstag von 1859. Bamberger war sofort überzeugt, daß der Entschluß Napoleons zum Kriege mit Oesterreich und zur Einigung Italiens eine die Zukunft Deutschlands entscheidende Rückwirkung ausüben müsse. Es ist bekannt, daß der Krieg eben deswegen auch in Deutschland zu der stärksten Parteienverschiebung seit 1848 führte; in allen Lagern trennten sich alte Freunde, von den preußischen Legitimisten über die Elite der Erbkaiserlichen hinweg bis in die revolutionäre Linke hinein ging der Zwiespalt. In dieser Verwirrung griff der Publizist Bamberger zum ersten Mal fast nach einem Jahrzehnt wieder zur Feder, in der Schrift „Juchhe nach Italia."*) Mit dem scharfen Blicke des geborenen Politikers entdeckte er in der süddeutschen Begeisterung für Oesterreich die verborgenste Triebfeder, die Sorge der Kleinen um die Erhaltung ihrer partikularen Landessouveränitäten, die durch ein neues Anfachen der nationalen Bewegung in Europa und die Erschütterung des österreichischen Absolutismus bedroht waren. Da saß für ihn der Kernpunkt der Frage: Konservirung

*) Wieder abgedruckt: Ges. Schr. 3, 164—192.



des Partikularismus oder freie Bahn für den Einheitsstaat; immer lenkt er dahin zurück, daß es sich für ihn in dieser Krisis nicht um Bonaparte und Italien handle, sondern um die Zukunft der deutschen Einheit. Deren Gegner aber erblickte er zur Zeit nicht in Napoleon, sondern im Hause Habsburg und den ihm ergebenen kleinen Höfen. Darum sollte Preußen keinen Finger für Oesterreich rühren, sondern die Gelegenheit benutzen. Denn, so schloß er, „das ist und bleibt doch der einzige Ausweg aus Deutschlands Jammerzustand, daß Preußen möglichst weit das Raubstaatensystem absorbire." Von einem ganz anderen Ausgangspunkt und unter ganz anderen Beweggründen gelangte der große preußische Realpolitiker damals zu einer verwandten Auffassung der Lage. Sympathien in dem Streite selbst kannte Bismarck ebensowenig: „wer in Frankreich oder Sardinien herrscht, ist mir, nachdem die Gewalten einmal anerkannt sind, ganz gleichgültig", schrieb er im Mai 1860 an seinen Freund Gerlach*); allein mit seinem preußischen König wollte er stehen und fallen. Und von hieraus sah er noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (1, 281 f.) in der preußischen Politik von 1859 eine versäumte Gelegenheit: „die Situation wurde nicht unter dem Gesichtspunkt einer vorwärtsstrebenden deutschen Politik betrachtet . . . Mein Gedanke war, immerhin zu rüsten, aber zugleich Oesterreich ein Ultimatum zu stellen, entweder unsere Bedingungen in der deutschen Frage anzunehmen oder unsern Angriff zu gewärtigen." Bismarck wurde von seinen Parteigenossen des Bonapartismus beschuldigt; manche alten Freunde Bamberger's, die jetzt im österreichischen Lager standen, sprachen von der Clique, die sich an der Tafel des Prinzen Napoleon schmarotzend mäste oder, wie Fröbel, von den revolutionären Banfiers unter dem Schirme des französischen Kaiserreichs.

Verleugnete Bamberger seine Vergangenheit, als er den Weg beschritt, der ihn aus dem revolutionären Lager an die Seite des Schöpfers von Kaiser und Reich führte? Soviel ist klar: die treibende Kraft seiner politischen Lehrjahre, der Unitarismus, ist in voller Stärke wieder aufgewacht. Das Ziel ist das gleiche geblieben, aber die Mittel, es zu erreichen, werden jetzt anders gewählt; eben ihre Modifikation zeigt die Linie an, in der er mit dem Werke Bismarck's zusammentreffen wird. Damals hatte er der

*) Briefe Bismarck's an den General Leopold von Gerlach, herausgegeb. v. H. Kohl, S. 346.



großen deutschen Republik zu Liebe die Fürsten insgesammt beseitigen wollen; das war ihm in Wahrheit der Siegespreis gewesen, selbst als er unter dem Banner der deutschen Reichsverfassung mit dem preußischen Erbkaiser ins Feld zog. Die Unmöglichkeit dieses Beginnens hatte er am eigenen Leibe erfahren müssen. Das republikanische Ideal war ihm weniger an sich, denn als Voraussetzung der deutschen Einheit erstrebenswerth; einer theoretischen Schwärmerei zu Liebe wollte er nicht auf das Ziel selber verzichten, wenn statt des ungangbaren Weges eine andere Möglichkeit des Sieges sich bot. Er stellte sich auch wohl die Frage: Sollten die Demokraten den Anschluß an die Entscheidung der deutschen Geschicke verlieren oder nicht? In den nächsten Jahren erlebte er, wie der mächtige Einfluß seines Freundes Herzen im „Kolokol“ zu Falle kam, als er im Polenaufstand von 1863 aus Doktrinarismus für die Polen Partei nahm und sofort von den slavischen Patrioten und dem radikalen Jungrußland im Stich gelassen ward. Auf der anderen Seite sah er Italien auf einem anderen Wege sich dem Siege nähern, als Mazzini einst gewollt hatte, und auch für Deutschland schien ihm eine ähnliche Wendung allein noch das Heil bringen zu können: die Erzwingung der Einheit durch den einen Starken und Lebensfähigen in der deutschen Staatenwelt, als den Nothhelfer gleich dem sardinischen Königreich, als den Vollstrecker des allmächtigen Willens der Nation.

Die Betheiligung an der politischen Kontroverse von 1859 ließ ihn von neuem an Zusammenschluß der Gesinnungsgenossen denken. In den Jahren 1860/61 fanden sie sich in dem auf seine Anregung gegründeten und von Ludwig Walesrode geleiteten „Demokratischen Studien“ zusammen, vor allen Dingen sein spezieller Freundeskreis, H. B. Oppenheim, K. Vogt, Ludwig Simon, Moritz Hartmann, Fr. Kapp, neben anderen auch Ruge und Lassalle. Als Oppenheim dann in Folge der Amnestie nach Berlin zurückkehrte, bot seine Monatsschrift „Deutsche Jahrbücher für Politik und Literatur“ (Septbr. 1861 bis Dezbr. 1864) ein Organ; von hier aus trugen dann neue Anknüpfungen mit den preußischen Fortschrittspolitikern, v. Unruh, Löwe-Calbe, v. Rappard, Twesten dazu bei, Bamberger auf dem eingeschlagenen Wege festzuhalten. Der publizistische Kampf dieser Unitarier richtet sich besonders scharf gegen die Mittelstaaten als Gegner Preußens und der deutschen Einheit. Aus diesem Grunde nahm Bamberger lebhaften Antheil an der Entstehung von Friedrich Kapp's „Geschichte

des deutschen Soldatenhandels“, die nicht aus Liebe zu historischen Studien, sondern in erster Linie der politischen Tendenz gegen die Mittelstaaten halber (die Idee ist schon im „Juchhe nach Italia“ angeschlagen) geschrieben wurde und in den Seelenverkäufern des vorigen Jahrhunderts ihre Nachfolger im Jahre 1864 treffen wollte; er empfahl das ihm gewidmete Buch in einem Artikel der „Deutschen Jahrbücher“; deswegen besprach er 1865 mit revolutionärer Schärfe die Waldheimer Zuchthauserlebnisse eines Opfers sächsischer Reaktion; deswegen hießen die „Demokratische Studien“ eine anonyme Abhandlung (von Alfred Klauhold): „Kurhessen unter dem Vater, dem Sohn und dem Enkel“, ihren packendsten Beitrag, willkommen. Alle fürstenfeindlichen Tendenzen der achtundvierziger Demokraten erhoben sich hier von neuem, aber sie werden nicht mehr wie damals auf das Haupt des mächtigsten Fürsten gesammelt, sondern gegen die preußen-feindlichen Regierungen, die zugleich die Feinde der neuerwachten Einheitsbestrebungen sind, abgelenkt.

So wurde Bamberger ein Bundesgenosse Bismarck's, aber nur bis zum nächsten Ziel des Kampfes. Bismarck wollte die Hegemonie der fridericianischen Monarchie in Deutschland; so viel dazu an Verstärkung Preußens durch Gebietserweiterung oder Verfügung über die gesammten Machtmittel der Nation nothwendig war, wollte er erkämpfen; indirekt mußte sein Plan den Traum der deutschen Einheit realisiren. Was ihm nur ein Hebel zur Erreichung seines Zieles war, das bedeutete für Bamberger den leitenden Gedanken, die Einheit selbst, zentralistisch wie er sich 1848 seine Republik vorgestellt hatte, auf eine ausgedehnte Mitwirkung des geeinten Volkswillens gestützt, repräsentirt durch das in Deutschland aufgehende Preußen. Die Differenz liegt klar zu Tage; sie mußte später deutlich werden, als Bismarck nach errungenem Siege in dem Reiche auch dem Föderalismus sein Daseinsrecht sicherte und den Volksrechten und den Zentralisirungsversuchen des parlamentarischen Unitarismus gegenüber auch die Macht der preußischen Krone und die individuellen Kräfte des preußischen Staates in ihrer Ursprünglichkeit erhielt. Im Jahre 1866 trat diese Differenz zurück. Als Bismarck selber im letzten Momente mit der Proklamirung des Deutschen Parlamentes auch die Mithilfe der liberalen und radikalen Unitarier aufrief, als der Verbündeten des neuen Italiens selbst vor einer Anknüpfung mit Kossuth und Klapka nicht zurück-

scheuend, für den einen großen politischen Zweck jedes Mittel in die Wagschale warf: da konnte auch der ehemalige Parteigänger der deutschen Einheitsrepublik, der Feind des Partikularismus, der seinen hessischen Spezialfeind von 1848, den Minister von Dalwigk, nun als den Bestgehaßten der kleinstaatischen Gegner Bismarck's, im anderen Lager wiederfand, den Sieg der preußischen Waffen mit ungetheilter Freude begrüßen.

Die Zeit der Verbannung war damit auch für ihn zu Ende. Nachdem er nach dem Nikolsburger Frieden zu mehreren Malen längere Zeit in Deutschland geweilt hatte, kehrte er im Jahre 1868 dauernd zurück. Als Vertreter seiner Vaterstadt im Zollparlament begann er seine politische Laufbahn.

Der Sieg der Politik Bismarck's hatte ihm die Rückkehr zu einer nationalen Wirksamkeit geschaffen: unter ihrem Zeichen nahm er auch von dem gastlichen Nachbarlande Abschied. Im Februar 1868 veröffentlichte er einen historisch-politischen Essay „Monsieur de Bismarck“ in der „Revue moderne“ (die „Revue des deux mondes“ hatte ihn als zu preußisch abgelehnt)*); sein Grundgedanke war, den gebildeten Franzosen eine andere als die durchgängige Auffassung von dem Inhalt der letzten großen Ereignisse, zum Zwecke besseren Einvernehmens zwischen der öffentlichen Meinung in Frankreich und dem neugestalteten Deutschland, beizubringen und zumal ihnen die führende Persönlichkeit ins rechte Licht zu rücken. Und die Persönlichkeit dieses Einzigen, für den feinen Beobachter immer eine Quelle unerschöpflichen Studiums, begrenzt fortan Bamberger's Wirken in dem neugewonnenen Vaterlande: literarisch sogar, denn das letzte Erzeugniß seiner Feder ist der im vorigen Jahre, noch kurz vor seinem eigenen Hingang unternommene Versuch, den großen Todten in dem Buche „Bismarck Posthumus“ von seinem Standpunkt aus zu würdigen. Vor Allem aber politisch: das Zeitalter Bismarck's ist der Hintergrund seiner eigenen parlamentarischen Thätigkeit und das Maß, an dem diese gemessen werden muß, sowohl während des ersten Drittels, als die Bundesgenossen von 1866 noch nebeneinander streiten konnten, in schöpferischer Thätigkeit für den Ausbau der deutschen Reichsinstitutionen wirkend, und dann in der Zeit nach 1876, in der die Bedingungen eines gemeinsamen Wirkens in der Haupt-

*) Wiederholt: Ges. Schr. 3, 344–443.



sache geschwunden waren und die unausbleibliche Trennung auch wieder die verschiedene Herkunft ihrer politischen Ueberzeugungen offenbaren mußte. Die beiden Epochen dieser Entwicklung, in deren Abwandelung das wichtigste Problem neudeutscher Reichsgeschichte liegt, führen uns über die Grenze schon hinaus, an denen die „Erinnerungen" Bamberger's stehen geblieben sind. Wir entbehren sie von jetzt an weniger, denn sie würden die Kämpfe der Gegenwart erzählt haben, in denen wir Alle leben, und es war ein sichtbarer Platz, den der Dahingeschiedene in ihnen einnahm.

Der Rückgang der deutschen Sprache in der Schweiz.

Von

E. Blocher,

reformirtem Pfarrer in Sitten (Wallis).

Man hat darüber gestritten und streitet noch darüber, ob die deutsche Sprache in der Schweiz Fortschritte mache oder Rückschritte. Die Ansicht, daß das Deutsche dem Französischen gegenüber im Nachtheil sei, wiegt aber im Allgemeinen unter denen, die die Frage untersucht haben, doch vor, und wird jedenfalls von allen denen getheilt, die Gelegenheit haben, den stillen Kampf der Sprachen aus der Nähe zu beobachten. Nur besteht der Rückgang der deutschen Sprache nicht in einer Verschiebung der Sprachgrenze: denn wenn das Deutsche etwa geographisch an Gebiet verloren hat, ist es an andern Orten wieder im Vormarsch begriffen. Unsere Muttersprache verliert aber dadurch an Macht und Ausdehnung, daß fortwährend tausende von deutschen Schweizern, die in die welschen*) Kantone ausgewandert sind, hier romanisirt werden. „Das Ueberwiegen des Französischen in der Sprachbewegung entspringt wesentlich dem Prozeß der Romanisirung der in welsches Gebiet auswandernden Deutschschweizer" sagt der Aarauer Professor Hunziker in einer Schrift, die wir noch mehrfach werden anzuführen Gelegenheit haben.**) Aber wenn der unter seinen welschen Landsleuten wohnende deutsche Schweizer

---

*) Mit dem kurzen und bequemen Wort welsch bezeichnet man in der Schweiz französisch im weiteren, sprachlichen, nicht politischem Sinne.

**) Der Kampf um das Deutschthum. 10. Heft, Schweiz. Von Professor Dr. Hunziker in Aarau. München 1898.

romanisirt wird, hebt sich dieser Verlust des Deutschen nicht durch eine gleichwerthige Verdeutschung der in deutsches Gebiet ausgewanderten welschen Schweizer auf? Nein, denn nicht nur hält der Welsche an seiner Muttersprache mit größerer Zähigkeit fest als der Deutsche, sondern die Einwanderung der Welschen ins deutsche Sprachgebiet ist neben der der Deutschen ins französische unbedeutend. Das zeigt die tägliche Beobachtung; es ist aber auch statistisch nachzuweisen. Eine Uebersicht der Bevölkerungsbewegung in der Schweiz zeigt merkwürdiger Weise etwas wie eine stetige Wanderung von Osten nach Westen: während der Osten und der Norden der Schweiz von Reichsdeutschen überfluthet werden, die in ihrer Heimath keinen Platz finden, wandern die Schweizer jener Gegenden nach Westen und zum großen Theil in die französische Schweiz, wo sie wiederum eine große Zahl ihrer welschen Landsleute verdrängen, die ihrerseits in dem nicht übervölkerten Frankreich eine neue Heimath suchen.*) Die deutsche Einwanderung nach der welschen Schweiz ist so stark, daß die Fortdauer der französischen Sprache in der Schweiz geradezu in Frage gestellt wäre und die Sprachgrenze sich allmählich den Thoren Genfs nähern würde, wenn nicht die französische Nationalität die Kraft besäße, das fremde Element aufzusaugen. Es soll nun im Folgenden versucht werden, die Schnelligkeit und die Leichtigkeit, mit der sich dieser Aufsaugungsprozeß fast ohne Widerstand von Seiten des deutschen Schweizers vollzieht, auf Grund zahlreicher persönlicher Beobachtungen zu erklären.

Der wichtigste und mächtigste Grund, auf den sich alle andern zum Theil zurückführen lassen, wird immer sein der Mangel an Rassen- oder Nationalbewußtsein, der dem Deutschen auch anderwärts eigen sein soll, in der Schweiz aber ganz besonders stark hervortritt. Für den Schweizer hat die Sprache mit Patriotismus natürlich nichts zu thun. Wenn das Kind einer Basler Familie zur französischen Sprache übergeht, so wird es dadurch zwar in der Vaterstadt seiner Eltern etwas fremd, nicht aber in seinem Vaterland überhaupt, während ein Reichsdeutscher, der nur französisch könnte, eben dadurch wirklich seinem Vaterland verloren ginge. Das Französische ist in der Schweiz eine zweite Landessprache, bei deren

*) Auf diese moderne Völkerwanderung macht der Verfasser einer interessanten kleinen Schrift aufmerksam, die vor Kurzem in Freiburg erschienen ist: Déplacement religieux et national dans la population suisse, par F. Buomberger, Fribourg 1899.



Gebrauch man ein guter Schweizer bleibt, während ein nur hochdeutsch sprechender Schweizer „kein rechter Schweizer*)“ und unter seinen Landsleuten ein Fremder wäre, weil das Hochdeutsche als Umgangssprache nicht oder noch nicht eine schweizerische Landessprache geworden ist. In der Schweiz versteht man denn auch allgemein unter einem Deutschen einen Reichsdeutschen. Daß er selber in einem andern, im nationalen oder sprachlichen Sinn auch zu den Deutschen gezählt werden könne, giebt der deutsche Schweizer nur ungern zu. So ist er denn auch gegen seine Muttersprache ziemlich gleichgiltig und giebt sie auf, wenn er es irgend wie für vortheilhaft hält. So lange er unter seines Gleichen lebt und die Sprachenfrage garnicht an ihn herantritt, hält er wohl an seiner schweizer-deutschen Muttersprache fest, schilt und höhnt wohl gar gelegentlich auf die welschen Landsleute als über eine niedriger stehende Rasse. Aber sobald er ins französische Sprachgebiet kommt, ändert sich das. Da wird der Berner oder Basler zahm und schämt sich wohl gar seines Deutschthums, das, wie er meint, seinem Geschäft schaden könnte; vom Stolz einer gleichberechtigten Mehrheit, die politisch und wirthschaftlich die französische Minderheit mit Leichtigkeit an die Wand drücken könnte, merkt man in der Schweiz nichts.

Diese schüchterne Anpassungssucht des Deutschen läßt sich natürlich der Welsche sehr gern gefallen, und da er von jeher daran gewöhnt worden ist, so wundert er sich garnicht einmal darüber. Was Zimmerli**) über die Verhältnisse in der Stadt Freiburg sagt, gilt von der ganzen französischen Schweiz, ja in gewissem Sinne auch von der deutschen: „Der Franzose nimmt eben als durchaus selbstverständlich an, daß der deutsche Nachbar sprachlich sich ihm unterordne und anpasse, und diese Voraussetzung findet er in neunundneunzig von hundert Fällen durch die Erfahrung gerechtfertigt.“ Das französische Nationalgefühl hat in der Schweiz nichts Gehässiges oder Kampflustiges, es besteht in jener stillen Ueberzeugung einer unbestreitbaren Ueberlegenheit, die jedem Welschen, auch dem eigentlichen Franzosen, der daneben noch Deutschenhaß und Engländerfurcht pflegt, sozusagen angeboren ist. Das aber ist das eigentlich Bedenkliche für die Zukunft der deutschen Sprache in unserem Vaterland, daß der Deutsche jenem

*) Adolf Socin, Basler Mundart und Basler Dichter. Basel 1895.

**) J. Zimmerli, Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz. 3 Bde. Basel und Genf, H. Georg. Eine für die Sprachenfrage grundlegende Untersuchung von großem Werth.

französischen Selbstbewußtsein und Sprachstolz nichts ähnliches entgegenzusetzen hat, sondern sich ruhig als minderwerthig behandeln läßt. Geradezu verblüffend ist das in einem Land, wo sich der gewöhnliche Mann sonst auch von höher stehenden nicht auf die Füße treten läßt, und gern bei jeder Gelegenheit sein Stückchen Volkssouveränetät geltend macht.

Gestärkt wird das Rassenbewußtsein der welschen Schweizer auch durch die Thatsache, daß sie in der Minderheit sind. Eine leise Angst, man könnte vom mächtigeren Nachbarn erdrückt werden, hält den welschen Schweizer wachsam. Dafür sind gewisse politische Vorgänge bezeichnend. Während die große Mehrheit in den französischen Kantonen mit der radikalen Partei wählt und stimmt, findet diese Partei, deren Programm unter anderem auf Zentralisation zielt, d. h. auf eine fortschreitende Stärkung des Bundes auf Kosten der Kantonssouveränetät, bei den meisten Versuchen, auf diesem Weg einen Schritt weiter zu gehen, die radikalen Welschen auf der Seite der Gegner, und muß stets mit den besonderen Wünschen dieser Partikularisten rechnen, wenn sie etwas erreichen will. Diesem Partikularismus liegt nichts anderes zu Grunde, als die Furcht vor einem Einheitsstaat, in dem die französische Schweiz nur ein Glied zweiter Ordnung wäre, von deutsch sprechenden Beamten überfluthet würde und auf keinem Verwaltungsgebiet mehr eigene, französische Ueberlieferungen und Anschauungen pflegen könnte, während die heutigen Kantone Genf, Waadt und Neuenburg noch national französische Staatswesen sind. So beklagen sich denn schon jetzt die welschen Zeitungen beständig über sprachliche Vergewaltigung. Da wird bald über die eidgenössischen Briefkasten geseufzt, an denen die Worte „Nächste Leerung“ über den französischen „Prochaine levée“ zu lesen sind, bald mit Entrüstung auf einen Postwagen hingewiesen, der sich mit der deutschen Aufschrift „Post“ am hellen Tage in Neuenburg oder Genf umherzufahren herausgenommen hätte, besonders aber behauptet, alle französischen Veröffentlichungen der eidgenössischen Verwaltung seien in einem geradezu schauderhaften Französisch abgefaßt und offenbar von Deutschen besorgt. Diese Klage ist freilich nicht ganz unberechtigt. Das sogenannte Bundesfranzösisch ist für Jemand, der gern gutes Französisch liest, und nun vollends für Jemand, der diese Sprache als seine Muttersprache liebt, ungenießbar. Der Franzose ist eben dem Deutschen auch an Sprachgefühl überlegen; er selber bringt seinem Sprachgefühl beständig

Opfer, indem er z. B. auf bequeme Abkürzungen und Fremdwörter verzichtet, um seiner Sprache nicht Gewalt anzuthun. Seine Muttersprache will er mit Liebe und Achtung behandelt wissen, auch vom Fremden, während wir der unsrigen keinerlei Pflege angedeihen lassen und jedem erlauben, sie zu mißhandeln wie er will. Uebrigens ist es natürlich, daß das Französische in der Schweiz dem Einfluß des Deutschen nicht ganz entgehen kann. Man merkt es dem Schweizer Französisch recht wohl an, wie sich die fortwährende Aufsaugung so viel fremder Elemente an der Sprache selbst rächt. In der welschen Schweiz sind eine Menge von Ausdrücken ganz gebräuchlich, die man in Frankreich nicht kennt, und die einfach aus dem Deutschen herüber genommen sind.*)

Wird man es lächerlich finden, wenn wir zu den Dingen, die der Verbreitung und Erhaltung der deutschen Sprache schaden auch die Eitelkeit zählen? Oder ist es etwas anderes als Eitelkeit, wenn in einem Bauerndorf bei Basel, wo kein Fremder hinkommt und kein Welscher wohnt, wo außer etwa dem Pfarrer und einigen Frauen, die vor Jahren einmal in Genf oder Paris als Köchinnen gedient haben mögen, Niemand geläufig französisch sprechen kann, die Schneider und Schuster auf ihre Aushängeschilde tailleur und cordonnier (auch etwa cordonier mit Orthographiefehler) malen lassen, wenn ein in Basel dienendes Berner Bauernmädchen, das kein Wort französisch gelernt hat, auf die Adresse seiner Briefe Berne schreibt, wenn in allen Städten der deutschen Schweiz die Kaufleute ihre Ladenfenster mit französischen Wörtern zieren, die von neun Zehntheilen ihrer Kundschaft nicht verstanden werden?**) Jedenfalls ist es für den, der den Kampf der Sprachen aus der Nähe betrachtet, ganz unleugbar, daß hunderten von Familien das Deutsche darum verloren geht, weil der Deutsche eine kindische Freude daran hat, in fremden Zungen zu reden. Es ist ja sehr natürlich, daß wir uns gern in einer mit eigener Anstrengung er-

*) Wir meinen hier nicht etwa jene auffallenden Germanismen der schweizerischen Studentensprache, wie: organiser un commers, faire un bummel, frotter un salamandre, sondern allgemein übliche Ausdrücke wie: chambre à manger statt salle à manger, chambre à lessive statt buanderie, il fait cru für rauhes Wetter, oser im Sinn von dürfen, aider ohne Unterschied mit dem Dativ konstruirt, venez-vous avec? statt avec nous, allez seulement statt allez toujours und unzählige andere.

**) Es handelt sich hier nicht um Fremdwörter, die in den Sprachgebrauch des Deutschen übergegangen sind, sondern um wirklich französische Wörter, die nur der versteht, der französisch gelernt hat. Diese Inschriften wollen eigentlich sagen: „in unserem feinen Geschäft bedient man sich der französischen Sprache“; sie lügen also und aus Eitelkeit.

lernten Sprache reden hören, sobald wir sie einigermaßen beherrschen. Jeder Satz ist uns ein erfreulicher Beweis unserer Erfolge auf einem wichtigen Gebiete geistiger Arbeit. Französisch aber sprechen wir auch gerne um der Sprache selbst willen. Es giebt wohl Niemand, der diese Sprache beherrscht und sie nicht gerne spräche; denn sie ist wie keine zweite wohl ausgebildet und dazu geeignet, uns zum genauen, folgerichtigen und wohllautenden Ausdruck zu erziehen. Aus diesem Zauber des Französischen erklärt es sich gewiß zum Theil, daß manche Deutsche in der welschen Schweiz auch unter sich französisch reden und nur etwa zum Scherz einmal auf das Deutsche zurückkommen, wie um sich über diese grobe Sprache — d. h. über den bäurischen Dialekt, der ihnen allein geläufig ist — lustig zu machen. Aber es ist denn doch noch etwas mit dabei. Wir sind in der Schweiz das aus dem 18. Jahrhundert und aus der Zeit, wo Deutschland ein geographischer Begriff war, stammende Vorurtheil noch nicht ganz los geworden, französisch sei vornehmer als deutsch, französisch sei die Sprache, die der guten Gesellschaft gezieme. Es giebt besonders einen Ort, wo dieses Vorurtheil noch ungebrochen ist, Bern. In dieser alt- und urdeutschen Stadt hat sich unter der Mitwirkung verschiedener Umstände das Französische als Umgangssprache der feinen Welt bis heute erhalten, während Basel seit dem Verschwinden der französischen Uniformen aus dem benachbarten Mülhausen von dieser Krankheit etwas geheilt worden ist. Als im Jahre 1830 die Patrizierherrschaft in Bern gestürzt wurde und die adeligen Geschlechter sich schmollend in die Stille ihrer Landgüter zurückzogen, blieb die französische Bildung eines der Privilegien, die ihnen keine demokratische Verfassung nehmen konnte und wurde darum schon als Standesabzeichen gepflegt. Achtzehn Jahre später wurde Bern schweizerische Bundeshauptstadt; eine Menge welscher Bundesbeamten zog ein und gab dem Französischen aufs Neue einen starken Rückhalt, wenn auch nicht gerade in den vornehmsten Kreisen. Dazu kommt noch, daß gerade in Bern die Kraft des Dialektes noch sehr stark ist und hier weniger hochdeutsch gesprochen wird als irgendwo in der Schweiz, finden doch die Verhandlungen der Behörden und der Gerichte noch meist im Dialekt statt. In vielen guten Familien läßt man noch immer die Kinder durch welsche Kindermädchen französisch lehren, bevor sie deutsch können, und der Verfasser erinnert sich aus seinen Kinderjahren, daß, als in der Klasse eines vielbesuchten Privatgymnasiums in Bern mit

dem Unterricht im Französischen begonnen werden sollte, ernstlich davon die Rede war, damit noch ein Semester länger zu warten, weil es sich zeigte, daß etwa die Häfte der Schüler französisch sprechen konnte, obwohl kein einziger aus einer wirklich französischen Familie stammte. Man stelle neben eine solche Thatsache die Sprachfeigheit der im französischen Sprachgebiet angesiedelten Deutschschweizer und die nationale Zähigkeit des Welschen, und man wird sich nicht enthalten können, von einer wirklichen Inferiorität des Deutschen zu reden. Bedeutend besser als in Bern steht es in dieser Hinsicht schon in Basel, wo man sich seiner deutschen Bildung sehr bewußt ist, auch unter dem Einfluß einer starken reichsdeutschen Einwanderung steht, und noch deutscher ist Zürich, das durch seine geographische Lage dem französischen Einfluß schon mehr entzogen ist. In Zürich leben 50 000 Ausländer, meist Deutsche und Oesterreicher; da muß der deutsche Einfluß siegreich wirken. Aber auch anderwärts ist sein Vordringen seit dem politischen und wirthschaftlichen Aufschwung Deutschlands sichtbar und sein schließlicher Sieg unzweifelhaft.

Auf dem Vorurtheil, französisch zu sprechen sei feiner als seine Muttersprache zu gebrauchen, beruht auch die vielen Norddeutschen an uns Schweizern so anstößige Neigung französische Wörter in die deutsche Rede einzuflechten. Da ist vorerst noch der ganze altfränkische Kram gutmüthiger, in Deutschland längst aus der Mode gekommener Fremdwörter, die wir dem 18. Jahrhundert verdanken, wie excusez, pardon, merci, Parapluie, Linge, Gilet. Hier wie auf anderen Gebieten der Sprache, ist die deutsche Schweiz in der Entwickelung hinter den anderen Theilen des deutschen Sprachgebietes zurückgeblieben; bewußte Bevorzugung des französischen Wortes liegt in diesen Fällen nicht vor. Diese Fremdwörter gehören einfach zum Wortschatz der schweizer-deutschen Umgangssprache. Erst in der obersten Klasse des Basler Gymnasiums ist uns von einem eben aus Norddeutschland berufenen Deutschlehrer verboten worden, beim Empfang korrigirter Arbeiten mit „merci“ zu antworten; keiner unser früheren Deutschlehrer hatte daran Anstoß genommen.

Die puristische Bewegung, die in Deutschland eine ganze Fluth von Fremdwörtern aus den Gebieten des öffentlichen Lebens und aus der Verwaltungssprache weggefegt hat, hat die Schweiz noch ziemlich unberührt gelassen. Wir sagen noch Präsident, Sekretär, Sektion, Billet, Coupon, Postbureau, Zollbureau. Auch

in Deutschland sind, wie ich höre, diese und ähnliche Wörter zwar aus der Amtssprache ausgewiesen, haben sich aber im Leben bisher zäh behauptet. Von bewußter Bevorzugung des französischen Wortes ist nicht zu reden; die neuen deutschen Bezeichnungen sind einfach noch nicht eingedrungen. Immerhin sind auch hier schon Veränderungen zu bemerken; so hat z. B. das neue, dem deutschen nachgebildete Exerzierreglement im Heerwesen eine Anzahl alter Fremdwörter durch deutsche Bezeichnungen ersetzt.

Andererseits haben wir in der Schweiz manches treffliche deutsche Wort, das in Deutschland noch ungebräuchlich ist. Während die deutschen Bundesfürsten in ihren Ländern durch eine königliche oder großherzogliche „Gendarmerie" Ordnung halten, genügen in der Schweiz für diesen Zweck schlichte deutsche „Landjäger" Wir sagen Franken und Rappen, nur die deutschen Touristen wollen ihre Gasthofrechnungen durchaus in Francs und Centimes, bezahlen. Bouillon, Chaussée, Renseignement, Passage, Friseur. Raseur sagt in der Schweiz Niemand, wenn er deutsch spricht. Das lächerliche Abstraktum Restauration für Wirthshaus ist zwar in der deutschen Schweiz sehr gebräuchlich und sogar jetzt in die französische Schweiz eingedrungen; aber ganz sicher ist das Wort in Deutschland entstanden. Uebertroffen wird es nur noch von dem Wort Destillation, mit dem man in Berlin die Branntweinschenken bezeichnet. Ein in der Schweiz reisender Franzose hat nicht übel gefragt: „Restauration? Schreiben die guten Schweizer da ihr politisches Programm an ihre Mauern?" Dem Verfasser ist in Berlin aufgefallen, wie gerade dort die Heimath einer ganzen Menge geschmackloser, lächerlich betonter und ausgesprochener, falsch gebildeter oder mit unrichtigem Artikel oder unrichtiger Bedeutung versehener französischer Wörter ist.

Besonders aber müssen wir unsern Stammesbrüdern aus dem Norden vorwerfen, daß sie unsere alten deutschen Namen für Orte, die im welschen Sprachgebiet liegen, nicht nur nicht annehmen, sondern durch ihren literarischen Einfluß auch unter uns geradezu ausrotten. Deutscher, norddeutscher Einfluß ist es, wenn wir jetzt anfangen für Neuenburg Neuchâtel zu sagen und zu schreiben. Wenn wir deutsch sprechen, sagen wir Sitten, Siders, Visp; die deutschen Zermattpilger allein sagen Sion, Sierre, Viège (und dabei liegen die beiden letzten Orte sogar im deutschen Sprachgebiet!); so steht es eben auf der Fahrkarte und leider auch im Bädeker (wenigstens für Sion mache ich ihn verantwortlich). Wie viele Leute

giebt es in Deutschland, die wissen, daß die in deutscher Wiege geborene Rhone dort oben, im deutschen Oberwallis, den uralten deutschen Namen Rodden trägt, der nur leider nicht in die gemeine deutsche Schriftsprache übergegangen ist? Auch die deutschen Namen Losanen, Aelen, Ifferten, Vivis, Morsee sind in unserm, der „deutschen Bildung“ weniger zugänglichen Volk noch allgemein gebräuchlich, während sie in der Schriftsprache durch die französischen Namen Lausanne, Aigle, Yverdon, Vevey, Morges längst verdrängt worden sind. Schon hört man von jüdischen und anderen Geschäftsreisenden aus Frankfurt und Berlin sagen: „kennen Sie Genève?“ — und was gilts, das Wort wird salonfähig! Das Verschwinden der deutschen Ortsnamen wird freilich durch die heutigen Verkehrsverhältnisse begünstigt. Die Gleichberechtigung der Landessprachen bringt es mit sich, daß für französische Orte amtlich der französische Name ausschließlich gebraucht wird; für die eidgenössische Post- und Telegraphenverwaltung kann es weder ein Genf noch ein Bâle geben, sondern nur Genève und Basel. Aber wir Deutsche müßten eben genug Sprachgefühl haben, um die Homogenität unserer Muttersprache nicht einem Eisenbahnkursbuch zu Liebe dran zu geben, und um ein deutsches Wort festzuhalten, auch wenn es sich nicht des amtlichen Schutzes der schweizerischen Bundesverwaltung erfreut. Leider scheint aber jetzt überhaupt der unästhetische Grundsatz aufzukommen, fremde Namen nur in der Ursprache zu gebrauchen und die hergebrachten deutschen Bezeichnungen (vergleiche Buda und Ofen) aufzugeben. Die Franzosen werden immer Cologne, Francfort und Munich sagen und trotz der störenden Verwechselung mit der südfranzösischen Stadt Vienne die Hauptstadt Oesterreichs niemals Wien nennen, und noch weniger werden die in der Anpassung des Fremden noch geschickteren Italiener jemals anders als Colonia, Francoforte und Monaco schreiben, während uns die neueren Ausgaben unserer Atlanten auf eine Zeit vorbereiten, in der man sagen wird: „ich komme von Kjöbenhavn und reise über Milano nach Roma“. Es liegt ja am Ende nicht so viel daran, ob wir Vevey oder Vivis schreiben: aber diese leichtfertige Drangabe des eigenen Sprachgutes zu Gunsten des fremden ist eines der auffallendsten Zeichen der Schwäche des deutschen Sprachbewußtseins und darum allerdings für jeden bemerkenswerth, dem die geistige Kraft des deutschen Volkes am Herzen liegt. Dem Deutschen wird es eben besonders leicht sich dem Fremden anzupassen, während der Romane umgekehrt das

Fremde sich anpaßt. In Frankreich — nicht so freilich in der welschen Schweiz — wird man oft, wenn man einen deutschen Namen nennt, gebeten, ihn zu übersetzen. Es ist eine völlig vergebliche Mühe, einen Franzosen zum Aussprechen eines deutschen Namens veranlassen zu wollen; er wird nicht ruhen, bis er ihn übersetzt oder sich mundgerecht gemacht hat. Es giebt deshalb in Frankreich viele Deutsche, die nur unter ihrem Vornamen bekannt sind und auch auf Adressen immer **Monsieur André** oder **Monsieur Oscar** genannt werden, während ihre Frau **Madame André** oder **Madame Oscar** heißt.

Haben wir also gefunden, daß auf dem Gebiete der hergebrachten Fremdwörter der Schweizer kaum mehr sündigt, als der Reichsdeutsche, so ist andererseits freilich wahr, daß er dafür im Gespräch gern dem Französischen alle möglichen Wörter entlehnt, die ihm gerade gelegen kommen. Zwar so viele französische Wörter, wie wir sie in den Briefen finden, die König Wilhelm von Preußen während des französischen Feldzuges an seine Gemahlin geschrieben hat, flicht heute kein deutscher Schweizer in seine Rede oder Schrift ein. Doch wird hierin wirklich von Schweizern viel geleistet. Nur hat das einen bestimmten psychologischen Grund. Die Meinung, daß der Gebrauch des Französischen ein Zeichen von Vornehmheit sei, ist für den Schweizer nicht so ganz falsch. Der Gebildete möchte sich gern durch seine Sprache vom Ungebildeten unterscheiden; das ist ein natürliches Bedürfniß aristokratisch fühlender Seelen. Dem Norddeutschen, der sich gern feiner ausdrücken möchte als ein Droschkenkutscher, steht dafür das Hochdeutsche zur Verfügung, das der gemeine Mann nur unvollkommen spricht. Der vornehme Basler aber, der, wie alle seine Landsleute, immer und ausschließlich seinen Basler Dialekt spricht, greift, wenn er sich „distinguiren" will, zu französischen Wörtern als dem einfachsten und nächsten Mittel anders zu reden als das gemeine Volk. Wenn er von einer delizziösen Birne, von einem emotionnanten Schauspiel, von einem exzellenten Witz berichtet, so ist er sicher, daß er etwas sagt, was ihm sein Dienstmädchen nicht so leicht nachsprechen wird. Diese Fremdwörter nehmen sich höchst geschmacklos aus, sind aber übrigens harmlos, denn sie verdanken ihren Gebrauch einer Eingebung des Augenblicks und werden nie dauernd ein deutsches Wort verdrängen. Sie beweisen nur — und darauf kommt es uns hier gerade an — wie nahe dem deutschen Schweizer die Sprache seines welschen Landsmannes liegt, und wie

gerne er sich ihrer bedient, um sich damit ein besonderes Ansehen zu geben — also aus einer Art Eitelkeit. Und diese Freude am Gebrauch der fremden Sprache ist natürlich nicht dazu geeignet, den deutschen Schweizer, wenn er ins welsche Sprachgebiet übersiedelt, zum Kampf gegen die Romanisirung zu wappnen.

Wir haben eben des allgemeinen Gebrauchs der Mundart in der deutschen Schweiz erwähnt. Diese Thatsache ist ein weiterer wichtiger Grund der Inferiorität des Deutschthums. Das betont auch Hunziker, der in bemerkenswerther Weise darthut, daß an der Sprachgrenze in der Schweiz „die französische Weltsprache einer lokalen, in jeder Beziehung beschränkten Mundart begegnet." Und wenn Hunziker diese Thatsache als eine für das Deutsche ungünstig wirkende Ungleichheit ansieht, so giebt ihm hierin die Erfahrung recht: bei jedem Individuum, um das sich die beiden Sprachen streiten, ist das Deutsche dadurch in Nachtheil gesetzt, daß es dem Schweizer nur als lokale Mundart geläufig ist. Bei dem steigenden Verkehrsleben wird es auch immer fühlbarer werden, daß der französischen Weltsprache, die von 50 Millionen Menschen gesprochen und von den Gebildeten der meisten gesitteten Völker einigermaßen verstanden wird, die schweizerdeutsche Mundart nicht Stand halten kann, die über Straßburg und Ulm hinaus nicht mehr verständlich ist.*) Wenn jemals die 30 000 Bewohner des deutschen Oberwallis romanisirt werden sollten, wie gewisse Welsche träumen, so müßten außer der Anmaßung der welschen Eisenbahnbeamten und der besonderen geographischen Lage die ungenügende deutsche Bildung und die ungebrochene Herrschaft des Dialekts dafür verantwortlich gemacht werden.

Daß in der Schweiz deutsche Mundarten gesprochen werden, ist nicht zu beklagen; aber daß diese Mundarten von allen Klassen der Bevölkerung ausschließlich gesprochen werden, hat für die Erhaltung und den Einfluß der deutschen Sprache bedenkliche Folgen. Die deutsche Schweiz ist wohl das einzige zivilisirte Land, wo alle

---

*) Der Verfasser hat als Knabe auf einer Ferienreise durch Süddeutschland naiv seine Schweizermundart gebraucht und ist damit bis Karlsruhe zwar oft ausgelacht worden, aber doch durchgekommen. In Heidelberg aber mußte er sich zum Hochdeutschen bekehren, um verstanden zu werden. — Deutsche, die in die Schweiz kommen, wundern sich zuweilen, den berüchtigten Dialekt so gut zu verstehen. Das ist ein Irrthum. Was sie für Dialekt ansehen, ist in den Augen derer, die es sprechen Hochdeutsch, d. h. es ist fehlerhaftes Hochdeutsch; besonders das Kanderwelsch, das die Kutscher, Bergführer und Hotelangestellten mit den Fremden sprechen, soll Hochdeutsch sein. Wirkliches Schweizerdeutsch versteht nur, wer im Lande einige Zeit gelebt hat.



Schichten der Bevölkerung dieselbe und dazu eine ungeschriebene Sprache reden. Für das gute Einvernehmen der verschiedenen Stände ist dieses Verhältniß gewiß von großem Werth. Auch hat die schweizer-deutsche Umgangssprache nicht wenig dazu beigetragen, der deutschen Schweiz in unserer Zeit der Gleichmacherei ihre Eigenart zu erhalten. Die Schweizer sind sich dessen wohl bewußt; sie hangen mit leidenschaftlicher Liebe an ihrem Dialekt, und wer über dessen Fortbestand Zweifel äußert, gilt meist als ein schlechter Patriot. Nun, an „Abschaffung" des Dialektes denkt ja kein vernünftiger Mensch;*) bloß bedauern wir, daß sein ausschließlicher Gebrauch den gebildeten wie den ungebildeten Schweizer an der tüchtigen Erlernung der hochdeutschen Umgangssprache hindert und ihn Fremden gegenüber in Nachtheil setzt. Die Behauptung, daß auch die gebildeten Schweizer nur recht unvollkommen hochdeutsch sprechen (zu *schreiben* verstehen sie es meist sehr gut), wird zwar manchen unter ihnen empören, ist aber nichtsdestoweniger wahr. Dafür sollen nicht etwa allerlei Provinzialismen als Beweis angeführt werden, wie sie auch dem besten Schriftsteller, z. B. Conrad Ferdinand Meyer, noch mit unterlaufen.**) Wir müssen uns täglich in Zeitungen, Zeitschriften und Romanen norddeutsche Wörter und Redensarten als Schriftdeutsch gefallen lassen; warum sollte da nicht auch der Schweizer Wörter, die *ihm* geläufig sind, in *sein* Hochdeutsch aufnehmen dürfen? Wenn man, wie mir eine deutsche Hausfrau versichert, in Hannover keinen Topf gleich benennt wie in Frankfurt, warum soll dann nicht auch die Schweizerin einen Eimer Kessel und eine Kasserolle Pfanne nennen dürfen?

*) Dialekte lassen sich künstlich weder halten noch abschaffen; höchstens kann ihr Verschwinden etwas beschleunigt werden. Ueber das, was in Sprachsachen eine Regierung mit ihren Organen ausrichten kann, herrschen in weiten Kreisen noch sehr übertriebene Vorstellungen. Ein alle geistigen Bewegungen mit Wärme verfolgender süddeutscher Landesfürst wurde vor etwa 20 Jahren darauf aufmerksam gemacht, daß Schule und Kaserne unablässig und zum Theil bewußt an der Zersetzung der alten Mundarten seines Landes arbeiteten. Er antwortete darauf: „Lassen Sie es überall bekannt machen, daß Ich die Erhaltung der Volkssprache wünsche." Es ist indessen fraglich, ob die naturnothwendige Entwickelung der sprachlichen Verhältnisse durch diesen fürstlichen Wunsch auch nur um einen Tag aufgehalten worden ist. Auch das Umgekehrte, die Ausrottung einer Volkssprache, läßt sich nicht künstlich ins Werk setzen. Der große König konnte mit seinen Dragonern die reformirte Kirche seines Reiches zerstören; ob es ihm, wenn er sich so etwas hätte einfallen lassen, auch gelungen wäre, jenen Sevennenbauern ihre uralte langue d'oc wegzunehmen, ist eine andere Frage.

**) C. F. Meyer kennt wie alle seine Landsleute keinen Unterschied zwischen verreisen und abreisen und sagt für beides verreisen, ja sogar verreiten für wegreiten.

Auch das Recht einer eigenthümlich gefärbten Aussprache des Hochdeutschen, sobald sie nur verständlich ist, wird man den Schweizern so gut zugestehen können, wie den Hannoveranern, Balten und Württembergern.

Das aber ist bedenklich, daß es dem Schweizer nicht wohl ist, wenn er hochdeutsch spricht, daß er dabei das Gefühl hat, eine fremde Sprache zu sprechen, sich genirt, den Ausdruck suchen muß und dabei oft die gewöhnlichsten Wörter nicht findet. Das begegnet gelegentlich Lehrern und Pfarrern. Dafür ein Beispiel. Eines Tages gab in einer Klasse eines der besten schweizerischen Gymnasien ein Lehrer, daneben Privatdozent an der Universität, schriftliche Arbeiten zurück und ließ dabei einen nach dem andern der Schüler an sein Pult kommen. Einer davon, dessen Arbeit scharf kritisirt worden war, ballte, während er nach seinem Platz zurückging, ärgerlich das erhaltene Blatt in der Faust zusammen und steckte es so in die Tasche. Zornig fuhr der Lehrer von seinem Sitz auf: „das ist eine Unverschämtheit, eine Arbeit, die du eben aus meiner Hand erhalten hast, zu . . . zu . . .“ Da kam der aufgeregte Herr Doktor nicht weiter; das schweizerdeutsche Wort „verrumpfen“ konnte er doch nicht brauchen, ein anderes fiel ihm nicht ein; so fuhr er fort: „zusammenzulegen!“ Das schriftdeutsche Wort zerknittern gehörte nicht zu dem lebendigen Wortschatze dieses Lehrers. — Ein anderer Lehrer theilte in einer der obersten Klassen derselben Lehranstalt seinen Schülern als etwas Besonderes mit, daß man eine Anzahl aufgeschichteter Hefte einen Stoß nenne, und ein Schüler, der einen nur hochdeutsch verstehenden norddeutschen Mitschüler fragte: „hast du schon welche geseh'n?“ mußte sich wegen dieser gezierten Redensart „welche“ von der halben Klasse auslachen lassen. — Die Schweizer Studenten, die nach norddeutschen Universitäten kommen, verständigen sich zwar dort ganz leidlich mit den Leuten, sind aber meist nicht im Stande, einer lebhaft geführten Unterhaltung zwischen norddeutschen Kommilitonen zu folgen. Sie schreiben das freilich nicht ihrer ungenügenden Kenntniß des Hochdeutschen zu, sondern der „undeutlichen Aussprache“ der Norddeutschen! Der Unterschied zwischen norddeutschem und schweizerischem Hochdeutsch ist schon in der Aussprache so groß, daß ein bekannter, aus der Schweiz gebürtiger, Professor im Norden, wo er einige Jahre lehrte, von den Studenten immer erst drei Wochen nach Anfang des Semesters pflegte verstanden zu werden.

Adolf Socin, der in seinem Basler Neujahrsblatt über Basler Mundart und Basler Dichter treffliche Urtheile über den Dialekt ausspricht, sagt: „Von Handelsleuten und Industriellen, die sonst ganz geläufig ein gutes Deutsch schreiben, haben wir oft versichern hören, sie zögen für die Konversation, wenn sie nicht schweizerdeutsch sein könne, das Französische dem Hochdeutschen vor, weil sie bei Letzterem die gleichen Wörter ganz anders aussprechen müßten, wofür unser Redwerk nicht eingeölt ist, und weil sie sich nicht durch unwillkürliche Provinzialismen blamiren wollten. Den Tonfall und das leichte Sprechen des Norddeutschen, seine Schnelligkeit brächten sie ohnehin nie fertig und setzten sich in Folge dessen in Nachtheil."*) Die Bemerkung ist sehr zutreffend, jedenfalls für Basel und für Bern, schon weniger für Zürich, wo es jetzt große Cafés giebt, in denen die Kellner die Gäste hochdeutsch anreden und auch die Stadtbahnangestellten angewiesen sind, mit dem Publikum hochdeutsch zu reden.**) Socin setzt übrigens hinzu, daß sich beim jüngeren Geschlecht die Verhältnisse bedeutend zu Gunsten des Deutschen geändert hätten. Bei allem trutzigen Stolz auf sein Schwizerdütsch schämt man sich eben dessen doch zuweilen schon. Wenn man etwa in einem der großen meist nur von Fremden besuchten Hôtels in Luzern oder Interlaken an der Wirthstafel speist, so wagt man es nicht, mit dem Kellner Dialekt zu sprechen; auch im Schnellzug zweiter Klasse wird man heute kaum mehr einen unbekannten Mitreisenden schweizerdeutsch anreden; höchstens ein Basler aus ganz vornehmen Kreisen wird sich das herausnehmen. Der Berner wird in solchen Fällen französisch sprechen, der Zürcher oder Ostschweizer hochdeutsch.

Socin beschreibt auch sehr gut die Selbstzersetzung der Schweizer Mundart, die keinem Beobachter entgeht, und zwischen den Zeilen

*) Ob sich die Leute wohl einbilden, sie brächten den Tonfall, das leichte Sprechen und die Schnelligkeit des Franzosen fertig? Der Franzose, der froh ist, nicht deutsch mit ihnen sprechen zu müssen, wird sich wohl hüten, ihnen darüber die Wahrheit zu sagen. Thatsache ist aber, daß man bei fast allen deutschen Schweizern, wenn sie französisch sprechen, nicht nur beim ersten Satz den Deutschen heraushört, sondern meist auch bald an der Aussprache erkennt, ob man es mit einem Basler, einem Zürcher oder einem Ostschweizer zu thun hat. Tadelloses Französisch ist eigentlich nur in der Stadt Bern einigermaßen verbreitet.

**) In Zürich wird in absehbarer Zeit, vielleicht noch ehe zwanzig Jahre verflossen sind, das Hochdeutsche Geschäftssprache sein und der Dialekt nur noch im vertraulichen Verkehr angewendet werden. Zürich und die Ostschweiz sind eben allen neuen Bewegungen und Regungen viel zugänglicher als die westliche Schweiz, und es ist nicht zufällig, daß die Reformation von Zürich ausgegangen ist.

ist deutlich zu lesen, was er in einem Basler Neujahrsblatt freilich nicht ausdrücklich sagen will, daß die Tage der Mundart auch in der Schweiz gezählt sind. Sie ist wie seiner Zeit die alten Giebelhäuser, Stadtmauern, Thore und Gräben, deren Verschwinden unser geschichtliches Gefühl und unsere Ehrfurcht vor der Vergangenheit tief verletzt hat, ein Verkehrshinderniß geworden, das ganz von selbst allmählich der Nothwendigkeit erliegen wird.

Kommt nun aber der heutige Deutschschweizer, ohne Uebung in der hochdeutschen Umgangssprache, in das französische Sprachgebiet, so ist er schon darum im Nachtheil, weil er die Kenntnisse seines welschen Landsmannes, der deutsch, aber natürlich hochdeutsch, gelernt hat, nicht zu seinem Nutzen verwenden kann. Denn spricht er deutsch mit ihm, so ist ihnen beiden nicht wohl; greift er zum Französischen, so ist wenigstens einer von den beiden in seinem Element. Das wiederum wird den Welschen zum Erlernen des Deutschen nicht ermuthigen. Hat er sich redlich Mühe gegeben, diese für ihn nicht leichte Sprache zu erlernen, so macht er hernach die Entdeckung, daß er damit bei dem deutschen Landsmann doch nichts ausrichtet. Daher auch jene Verachtung des Deutschen, die der von Hunziker angeführte Freiburgische Schulinspektor mit den Worten ausdrückte: „ce n'est pas une langue, c'est un vilain patois.“ Dazu erschwert die Mundart dem Welschen schon die Erlernung des Deutschen. Es ist für einen Familienvater, der seine Kinder mit großen Opfern ins deutsche Sprachgebiet schickt, recht unerfreulich, wenn sie ihm dann mit einem sonderbaren Gemisch von Schriftsprache und Mundart zurückkommen, mit dem nichts Rechtes anzufangen ist. Was wunder, wenn da viele lieber auf das Deutsche ganz verzichten? Die Verachtung der deutschen Mundart geht dann vom Welschen bald auf den Deutschen selbst über, der zu Hause den Mangel an einer weithin verständlichen, mit der Schrift übereinstimmenden Umgangssprache nicht fühlt, im Umgang mit den Welschen aber dessen inne wird und sich nun seiner Muttersprache geradezu schämt. Besonders verliert er dann auch den Muth, bei seinen Kindern das Deutsche durchzusetzen. Für diese ist es ein unzweifelhafter Vortheil, das Französische vorzuziehen, weil sie damit zugleich eine Schriftsprache lernen; die Kinder selber wissen das alle sehr gut, und hier liegt eine der Hauptursachen der raschen Verwelschung, der unsere deutschen Familien in der französischen Schweiz anheimfallen.

Darauf nämlich kommt es vor Allem an, den Kindern deutscher Eltern das Deutsche zu erhalten. Schwierig ist es ja immer, einer Familie im Gegensatz zur weiteren Umgebung, zur Schule und zu allen sonstigen auf die Jugend einwirkenden Mächten eine besondere Sprache zu erhalten. Doppelt schwierig, ja fast unmöglich scheint das aber, wo alle von uns angeführten Gründe zu Ungunsten des Deutschen zusammenwirken. So läßt sich denn mit fast verschwindenden Ausnahmen von den Deutschen der französischen Schweiz als Regel Folgendes sagen. Die Einwanderer selbst reden fast alle besser deutsch und lernen oft selbst in langen Jahren die fremde Sprache nicht oder nur sehr mangelhaft. Ihre Kinder lernen dann im Umgang mit den Eltern das Deutsche verstehen und werden, wenn sie dazu genöthigt sind, es auch etwas sprechen, betrachten aber Französisch als ihre Muttersprache und antworten sicherlich, sobald sie in die französische Schule gehen, auf die deutsche Anrede der Eltern französisch. Dann entspinnt sich ein kleiner Kampf, in dem die Eltern aber unterliegen: bald werden die französischen Antworten der Kinder angenommen, und die Unterhaltung bleibt zweisprachig, wenn nicht zuletzt auch die Eltern zum Französischen übergehen und dann für den Rest ihres Lebens jenes von Fehlern wimmelnde und schauderhaft ausgesprochene Französisch zu ihrer zweiten Muttersprache werden lassen, das eine ehrliche deutsche Seele nicht ohne Ingrimm anhören kann. Die Enkel verstehen dann nicht einmal mehr deutsch und die Verwelschung ist für immer vollendet.

Sich über Eltern, die ihren Kindern das Deutsche nicht zu erhalten wissen, zu entrüsten, wäre sehr ungerecht. Wer den Kampf nicht mitgekämpft hat, weiß nicht, wie schwer er ist. Wohl siegt auch zuweilen das Deutsche in einer solchen Familie. Aber es gehört zur Erreichung dieses Zieles nicht nur viel Energie, sondern gewisse Vorsichtsmaßregeln besonderer Art und die Anwendung von Mitteln, die nicht Jedermann zu Gebote stehen. Zuweilen sind Stock und Ruthe unerläßlich um deutsche Antworten zu erhalten. Auch muß für deutsche Dienstboten und für deutsche Gespielen gesorgt werden; ferner hat rechtzeitig ein deutscher Privatunterricht neben den öffentlichen französischen zu treten, und schließlich muß das Kind, wenn nicht doch Alles umsonst sein soll, ein Jahr oder zwei ins deutsche Sprachgebiet geschickt werden.

Man wird dazu sagen, das sei natürlich und könne nicht

anders sein. Man hat aber doch Beispiele vom Gegentheil. Die meisten Spanier in Algerien sprechen auch im vierten Geschlecht noch, nachdem Vater und Großvater schon die obligatorische französische Volksschule und den französischen Militärdienst mit durchgemacht haben, besser spanisch als französisch und lernen oft durch Selbstunterricht spanisch lesen und schreiben, während die deutschen Kolonistendörfer Algeriens genau in der beschriebenen Weise zum Französischen übergehen oder übergegangen sind. Auch die welschen Beamten in Bern wissen meistens ihren Kindern die französische Muttersprache zu erhalten. Nur der Deutsche giebt immer und überall nach. Hätte er Nationalgefühl, so würde er sich mit seinen Sprachgenossen zusammenthun, d. h. eine Kolonie bilden und dann auf diese Weise auch seinen Kindern den so sehr wichtigen Umgang mit deutschen Gespielen verschaffen. Der Ausdruck Muttersprache, der voraussetzt, daß das Kind die Sprache seiner Mutter annimmt, ist, so rührend er klingt, nicht ganz zutreffend. Denn sobald die Mutter auf dem Gebiete der Sprache Konkurrenten bekommt, zieht sie fast regelmäßig den Kürzeren, sodaß man eigentlich von einer Gespielensprache reden könnte. Die eigentliche Muttersprache, d. h. die Jugendsprache des Kindes, ist die, deren es sich bedient, wenn es im lustigen Reigen mit den Gespielen fröhliche Reime und Lieder singt. Diese Sprache kann ihm kein Mensch vom Herzen reißen.

Nun haben wir freilich unter den Ursachen, die das Deutsche dem Französischen gegenüber in Nachtheil setzen, noch eine zu nennen, gegen die sich in alle Ewigkeit nichts wird thun lassen. Die französische Sprache ist leichter zu erlernen, und wenn ein kleines Kind in der Lage ist, zwei Sprachen zu hören, so wird es die leichtere zuerst und lieber sprechen. Von zwei Sprachen weiß ein einjähriges Kind nichts; es sucht einfach die gehörten Wörter nachzusprechen, so gut es kann. Hört es nun, daß man einem Ding zwei verschiedene Namen giebt, so wird es sich jedesmal den aneignen, der ihm am leichtesten vom Munde geht und im Gedächtniß bleibt, d. h. in jedem einzelnen Fall das einfachere oder das hellere Lautgebilde wählen. Das phonetische Ideal ist für ein Kind, das zu sprechen anfängt, das Wort, in dem am regelmäßigsten entweder ein Vokal und ein Konsonant abwechseln, oder ein Vokal und eine jener den verschiedensten Sprachen gemeinsamen leichtesten Konsonantengruppen (besonders die sogenannte Muta cum liquida) wie pr, tr, pl, kl, fl, st, sp. Ideale Kinder-



wörter oder Lautgebilde sind z. B. Papa, Mama, Klara, lieb, bös, Kuß, écouter, adorer, perdu, grâce, restera. Einfache Vokale werden vom Kind den Diphtongen vorgezogen, Zisch- und Reibelaute, besonders mit anderen Konsonanten zusammen, ungern und schwer ausgesprochen. Je näher ein Wort diesem Ideal kommt, desto eher wird es vom Kind dem mit ihm rivalisirenden vorgezogen werden, und je mehr dergleichen leichte, hell klingende Wörter eine Sprache hat, desto mehr Aussicht hat sie, von dem Kind angenommen zu werden, das die Wahl zwischen zwei Sprachen hat. Und da ist nun eben das Deutsche mit seinen Konsonantenanhäufungen, seinen vielen Zischlauten und mannigfaltigen Diphthongen den sonoren romanischen Sprachen gegenüber entschieden im Nachtheil. Den lateinischen Vers gutta cavat lapidem non vi sed saepe cadendo wird jedes zweijährige Kind leicht nachsprechen. Man übersetze ihn ins Deutsche und sehe den Unterschied, wenn das Kind sich abmüht, Wörter wie Stein (schtein) und Tropfen (tropfn) hervorzubringen. Nun ist ja freilich das Französische schon viel dumpfer als das Latein, wie wir es aussprechen, aber immer noch viel sonorer als das Deutsche. Hat ein Kind die Wahl zwischen Lautgebilden wie ô (eau), gar (gare), sortir, kuto (couteau), dam (dame), ku (cou), vit (vite) und den entsprechenden wasr, banhof, auszin, mesr, frau, hals, schnell, so wird es selbstverständlich die Wörter der ersten Gruppe denen der zweiten vorziehen. Kommen nun noch zu Ungunsten des Deutschen, die schweren schweizerdeutschen Kehllaute dazu, so begreifen wir vollends, warum unsere Kinder in der deutschen Sprachdiaspora auf die Frage, weshalb sie nicht deutsch reden wollen, antworten: „cela me gratte la gorge."

Fragen wir nun, was zur Stärkung und Erhaltung der deutschen Sprache gethan werden könne, so ist nur eine Antwort möglich: die Liebe zur deutschen Sprache und die Kenntniß der deutschen Schriftsprache müssen beim deutschen Schweizer gefördert werden. Der Staat kann zur Unterstützung des Deutschthums im bewußten Gegensatz zu welschem Wesen nicht in Anspruch genommen werden. Das erlauben weder die Gesetze noch die öffentliche Meinung: der Gleichberechtigung der Landessprachen gedenkt Niemand Abbruch zu thun. Selbst auf dem Gebiete der Schule ist vorläufig noch nicht viel zu machen. Das Schulwesen liegt in den Händen der Kantone, wie in Deutschland in den Händen der Bundesstaaten. So lange dem so ist, — und Niemand wünscht

im Ernst, daß sich das ändere, — können die sprachlichen Minderheiten kaum auf eine weitgehende Berücksichtigung ihrer Unterrichtsbedürfnisse Anspruch machen. Von den französischen Staaten Genf*), Neuenburg und Waadt kann die Einführung deutscher Schulen wohl nicht verlangt werden, so wenig wie wir in Zürich oder St. Gallen französische Schulen eröffnen werden. Zur Zeit ist daher nur in den gemischten Kantonen Bern (Jura), Freiburg und Wallis, die von der Sprachgrenze durchkreuzt werden, ein Kampf um die Schule denkbar. Im Berner Jura wird früher oder später die Einrichtung deutscher Schulen zur Nothwendigkeit werden. Aber gerade dort zeigt es sich, daß wir nichts erreichen, wenn nicht in den deutschen Schweizern die Liebe zur Muttersprache kräftiger wird. Denn im Berner Jura sind thatsächlich deutsche Schulen wegen der Gleichgültigkeit der deutschen Bevölkerung eingegangen. Wie die Dinge dort liegen, darüber machen Zimmerli und Hunziker bemerkenswerthe Angaben. Nur ein Beispiel „In Willer (Envelier) findet sich eine Schule mit 25 deutschen und 8 welschen Kindern; der Lehrer spricht aber fast gar kein Deutsch.“ Aber, wie gesagt, unsere Deutschberner sind daran selber schuld. Ist einmal das deutsche Bewußtsein im Kanton Bern etwas stärker, so wird die Errichtung deutscher Schulen im Jura ohne Schwierigkeit durchgeführt werden. Wie es aber damit in Bern steht, zeigt der Umstand, daß das Unterrichtswesen dieses Kantons, der 450 000 Einwohner zählt (daneben 80 000 Welsche im Jura) seit fünfzehn Jahren einem Erziehungsdirektor anvertraut ist, der selber nur gebrochen deutsch spricht.**)

Die wichtigste Arbeit ist überhaupt nicht in der französischen, sondern in der deutschen Schweiz zu thun. Da muß das deutsche Bewußtsein gekräftigt werden. Zum Theil arbeiten die Verhält-

*) Die Stadt Genf hat eine kleine deutsche Schule, die mit der dortigen deutschen Pastoration im Zusammenhang steht.

**) Ueber das Deutsch des Erziehungsdirektors Gobat gehen in Bern allerlei lustige Geschichten um. Authentisch ist jedenfalls die folgende. Ein Lehrer war von der Erziehungsdirektion wegen unangebrachter körperlicher Züchtigung eines Schülers gemaßregelt worden. Lehrerschaft und öffentliche Meinung standen auf Seite des Lehrers und Herr Gobat hatte sich im Großen Rathe zu verantworten. Dabei begegnete ihm das Mißgeschick, zu bemerken, die Bernische Lehrerschaft „sei etwas roh“. Nun großer Entrüstungssturm unter den deutschen Lehrern. Schon hofften diese, bei der Gelegenheit den unbeliebten Vorgesetzten loszuwerden, als sich die drohende Ministerkrisis dadurch in Heiterkeit auflöste, daß Herr Gobat erklärte, er habe sagen wollen: „etwas rauh!“

nisse selbst zu Gunsten des Deutschen. Unsere Geschäftsbeziehungen zu Deutschland sind im Zunehmen begriffen; das kräftige deutsche Reich verleiht dem Deutschthum auch in der Schweiz einen Rückhalt, den es früher entbehrte. Die deutschen Universitäten sind auf unsere studirende Jugend von großem Einfluß; denn jährlich ziehen einige hundert junger Leute nach dem Norden und lernen dort deutsche Wissenschaft, deutsche Denkmethode und deutsche Art kennen und schätzen. Ja, so merkwürdig es scheinen mag, selbst die deutsche Sozialdemokratie hat in der Schweiz ohne ihren Willen eine nationale Aufgabe erfüllt, — ganz wie vor und nach 1848 die vielen deutschen Flüchtlinge, die in der Schweiz eine neue Heimath fanden. Früher pflegten unsere radikalen Doctrinäre nach dem Westen zu blicken. Jetzt haben die deutschen Agitatoren mit ihrer naiven Glücksdoctrin und mit ihrer strammen Parteidisziplin unsere Arbeiter daran gewöhnt, deutschen „Genossen" ihr Heil und ihre Zukunft anzuvertrauen.

Die Schule könnte durch den Geschichtsunterricht zur Stärkung des deutschen Rassenbewußtseins noch vieles thun. Ohne unschweizerisch zu werden, dürften wir unserem Volke zum Bewußtsein bringen, daß es dem großen deutschen Volksganzen angehört, und statt immer nur das Märchen von Tell weiter als Geschichte zu erzählen, sollten wir in der Volksschule auch von Barbarossa, Luther und von Friedrich dem Großen reden, — und warum nicht auch von den preußischen Befreiungskriegen, ohne die wir trotz Tell und Winkelried ein französischer Tributärstaat geblieben wären? Die Schweizer Geschichte geht mit der deutschen seit Jahrhunderten ganz parallel. Wir haben stets nebeneinander, wiewohl getrennt, gekämpft und gelitten und die Glaubensspaltung, die Religionskriege, die innere Zerrissenheit, die Vergewaltigung durch Frankreich und zuletzt das Ringen nach der Einheit mit einander erlebt. Die Vaterlandsliebe des Schweizers ist stark genug, um eine derartige weitherzigere Geschichtsbetrachtung zu ertragen, um so mehr als unsere Beziehungen zum deutschen Hohenzollernstaat von keiner Art peinlicher geschichtlicher Erinnerungen belastet sind. Weit bedenklicher und unpatriotischer ist jedenfalls die Verherrlichung, die man in der französischen Schweiz, d. h. im Kanton Waadt, dem „unvergeßlichen Laharpe" angedeihen läßt, der nach heutigen Begriffen ein infamer Verräther war und das furchtbarste Unglück, und den unsäglichsten Jammer über die Schweiz herein-

gebracht hat, indem er im Jahre 1798 die Franzosen ins Land rief.*)

Endlich pflege man die deutsche Gemeinsprache mehr und sorge dafür, daß der Schweizer neben seiner heimathlichen Mundart auch die hochdeutsche Umgangssprache beherrschen lerne. Man sage auch dem Schweizer, daß 75 Millionen seiner Mitmenschen deutsch sprechen und er damit von Brüssel bis Siebenbürgen und vom Genfersee bis nach St. Petersburg durchkommen kann, es also höchst unpraktisch und unklug ist, die Kenntniß dieser Sprache bei seinen Kindern leichten Herzens dem Zufall eines Aufenthaltes in einem welschen Nachbarstädtchen preiszugeben. Ueberhaupt haben wir erst zu lernen, was dem Welschen längst in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß nämlich jeder Mensch nicht nur ein Interesse daran hat, die Sprachen seiner Nachbarn zu erlernen, sondern vor allem auch daran, daß seine Muttersprache sich ausbreite, weil jedes zu einer fremden Sprache übergehende Individuum sich dadurch mehr oder weniger seinem Einfluß entzieht, also einen persönlichen Verlust für ihn bedeutet.

---

*) Laharpes Mitschuldiger, der Basler Peter Ochs, ist in seiner Vaterstadt dermaßen dem allgemeinen Schimpf anheimgefallen, daß sich seine Familie vom Rath die Erlaubniß einen anderen Namen anzunehmen erwirkt hat.

Die Dienstbotenfrage:

Von

Dr. F. Damme.

Wer von der Dienstbotenfrage reden hört, kommt zunächst auf den Gedanken, daß es sich wieder einmal um die alte Klage handele, wie das Gesinde zum Nichtsthun neige, bei Arbeitsscheu und Lüderlichkeit stets höhere Ansprüche an Lohn und an Unabhängigkeit stelle, wie es Güte mit Untreue, persönliche Antheilnahme der Dienstherrschaft mit ausgesprochenem Mangel an Anhänglichkeit lohne. Das sind Klagen, welche man in alten und neuen Büchern, in der Prosa der obrigkeitlichen Verordnungen seit dem Mittelalter sowie in der Poesie der Neuzeit findet. Kein Geringerer als Goethe läßt seinen Hermann zu Dorothea sprechen:

„Aber Du hast gewiß auch erfahren, wie sehr das Gesinde
Bald durch Leichtsinn und bald durch Untreu plaget die Hausfrau.“

Wir finden diese Klagen vom Humor gewürzt in Justus Möser's „Patriotischen Phantasien“ und in den „Fliegenden Blättern“ der Gegenwart, wir finden sie im trockenen Vortrage z. B. in Ebers Buche über das Breslauer Armenwesen von 1823 und in den parlamentarischen Ergüssen der jüngsten Tage. Die Dienstbotenfrage in diesem Sinne zieht sich also wie ein unausrottbares und, wenn wir den falschen Propheten glauben sollen, wie ein stets schlimmer werdendes Uebel durch die Geschichte der deutschen Kultur. Und dennoch hat diese Frage heute ein völlig anderes Gesicht, als sie es vor hundert, ja noch vor dreißig Jahren zeigte. Wir dürfen dabei freilich nicht vergessen, daß alle früheren Zeugnisse, welche wir über diese Frage besitzen, wohl ausschließlich oder

doch mit verschwindenden Ausnahmen von denjenigen herrührten, welche dem Gesinde als die Dienstherrschaft gegenüberstanden, daß wir es also mit Aeußerungen des Unmuths von solchen Personen zu thun haben, die das Verhältniß des Gesindedienstes nur einseitig von ihrem Standpunkte der Bequemlichkeit aus zu betrachten gewohnt waren. Der Dienende selbst, das Gesinde kam vormals gar nicht zu Wort. Wie hätte das auch geschehen sollen? Das Organ, sich bemerkbar zu machen, fehlte ihm, es hatte weder die Bildung, noch die Zeit, seine eigenen Empfindungen klarzulegen, und der Geist der Zeit war noch nicht wach geworden, welcher es dem Herrschenden ermöglichte, das Loos der Dienenden unbefangen und losgelöst vom eigenen Interesse zu betrachten. Dieser Zeitgeist ist heute lebendig geworden und wir freuen uns seiner als eines Zeichens der siegenden Gerechtigkeit im sozialen Leben. Wenn die Ueberlieferung besteht, daß die Zeiten von ehemals gekennzeichnet seien durch einen patriarchalischen Zug, der das Verhältniß zwischen Dienstherrn und Gesinde verklärt habe, so dürfen wir dadurch unsere Vorstellung nicht beirren lassen. Riehl's so anregende Darstellung in dem Kapitel „Das ganze Haus" seines Werkes „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik" ist doch wohl etwas stark von dem Irrthum des Bestandes einer sogenannten „guten alten Zeit" durchsetzt. Das Phantom einer solchen Zeit in der deutschen Kulturgeschichte, insbesondere auf dem Gebiete des Gesindewesens, erfunden zur Erziehung der gerade lebenden Generation, gehört nicht weniger ins Reich der Mythe, wie die Vorstellung jenes goldenen Zeitalters der griechischen Sage. Zwar wird in einzelnen Gauen unseres Vaterlandes, zu gewissen Zeiten und in gewissen Schichten oder wenigstens Familien der Bevölkerung das Verhältniß zwischen Herr und Diener ein solches gewesen sein, wie wir es uns nach diesen Traditionen träumen lassen dürfen. Im Uebrigen müssen wir die Schwärmerei für die alten Verhältnisse mit dem nämlichen kritischen Geiste aufnehmen, zu welchem etwa Talleyrand's Aeußerung anregt: „Wer nicht vor 1789 gelebt hat, kennt nicht die Wonne des Lebens." Die Wonne war eben nur auf einer Seite und wäre auf jener Seite nicht alle Wonne und auf der anderen nicht alles Elend gewesen, so hätte Frankreich nicht die große Revolution über sich ergehen lassen müssen. Die Zeit der Gegenwart ist besser als die vor hundert Jahren. Wie es in Wahrheit mit dem vormaligen patriarchalischen Verhältnisse unserer

Väter zu ihrem Gesinde aussah, das lehren uns nicht nur private Aufzeichnungen, sondern vor Allem die Anordnungen der Obrigkeiten, aus deren Inhalt sich so viel für die Beurtheilung der gesellschaftlichen Zustände der Vergangenheit lernen läßt.

Von jeher ist im Deutschen Reiche der Gesindedienst als ein zweiseitiges Verhältniß angesehen. Im Sachsenspiegel, jener privaten Kodifikation des geltenden Rechts von der Hand des Ritters Eyke von Repkow aus der letzten Hohenstaufenzeit um 1250*) wird schon des Gesindes als eines besonders zu berücksichtigenden Rechtssubjektes gedacht, da nach dem Tode des Herrn von dessen Gut zu allererst der Gesindelohn gezahlt werden solle. Gegen Uebergriffe des Dienstherrn schützte der Satz des aus dem XIV. Jahrhundert herrührenden Kaiserrechts „wer seiner Arbeit lebt, soll des Reiches Frieden haben.“**) Auf dem platten Lande artete freilich das Gesindeverhältniß häufig in ein starkes Gewaltverhältniß zu Gunsten des Dienstherrn aus, namentlich, nachdem die Grundherren es schließlich durchgesetzt hatten, daß ihre Unterthanen ihnen ihre Kinder zu ein- oder mehrjähriger Dienstzeit zu stellen hatten. Immerhin blieb auch hier das Gesindeverhältniß als zweiseitiges u. A. an der Thatsache erkennbar, daß der Dienstherr zur Zahlung eines Lohnes verpflichtet war. In den Städten hat sich das Verhältniß nie derartig zu Ungunsten des Gesindes verschoben. In Folge des 30jährigen Krieges riß eine allgemeine Verwilderung der Sitten ein, von welcher das Gesinde naturgemäß nicht verschont blieb, im Gegentheil in seinem Sinne Vortheil zog. Die Zügellosigkeit der dienenden Klasse erregte mit Recht den allgemeinen Unwillen, trug aber in der Folge zu einer ungerechten und schmählichen Behandlung des Gesindes durch die Herrschaft bei. Dieser Zeit entstammen die wohlgemeinten Anordnungen der Landesherren, welche im Sinne der allgemeinen Ordnung der Dinge im Staate lediglich als zu Gunsten der Herrschaft erlassen zu sein scheinen. Man würde indessen fehlgehen, wenn man annehmen wollte, daß die Herrscher aus den Zeiten der absoluten Monarchie, wie diese sich namentlich im XVIII. Jahrhundert ausgebildet hatte, sich allen Bedenken gegen die Befestigung des einseitigen Uebergewichtes der Dienstherrschaft

*) Buch I Art. 22. Eyke von Repkow's Halbstatue hat jetzt in der Siegesallee zu Berlin unter dem Standbilde des Markgrafen Albrecht II. Aufstellung gefunden.

**) Buch II Kap. 28.



im Verhältnisse zum Gesinde verschlossen hätten. Der Landesherr gab vielmehr oft erst dem Drängen der Stände nach. Die Rohheit der Auffassung von der Stellung des Gesindes, welche damals in den herrschenden Kreisen waltete, gab einem Könige von Sachsen und Polen zu der Bemerkung Anlaß: „Die Herrschaften mögen bedenken, daß Dienstboten ebenfalls Menschen seien." Der Lohn war dürftig. Im Havellande erhielt ein gewöhnliches Dienstmädchen als Jahreslohn zur Zeit des 30jährigen Krieges 2 Thaler und 8 Ellen Leinwand, im Jahre 1722 4 Thaler und 12 Ellen Leinwand. In Berlin waren im Jahre 1735 für eine Köchin 9—14, für ein Kindermädchen 4 Thaler jährlichen Lohnes bestimmt.*) Die schlechte Haltung des Gesindes Seitens der Herrschaft hielt auch ferner an. Die Behandlung des Gesindes mit der Peitsche gehörte zu den selbstverständlichen Zuchtmitteln und wir erfahren, daß Ende des XVIII. Jahrhunderts die schlechte Ernährung der Dienstboten ein vielbemerkter Mißstand war.**) Noch die Bestimmung der Preußischen Gesindeordnung von 1810 (§ 83), daß das Gesinde nicht gezwungen werden könne, „offenbar der Gesundheit nachtheilige und ekelhafte Speisen anzunehmen," läßt erkennen, daß damals die Dienstherrschaft derartige Zumuthungen an das Gesinde nicht selten gestellt hat.

Nach diesen Zeugnissen überwundener Kultur müssen wir unsere Anschauung von einem allgemeinen im guten Sinne patriarchalischen Verhältnisse zwischen Herr und Gesinde in früheren Jahrhunderten oder noch Jahrzehnten berichtigen, um nicht in den üblichen Fehler zu verfallen, die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu preisen. Wir müssen uns vorhalten, daß es der humanen Auffassung des XIX. Jahrhunderts vorbehalten blieb, das Loos der Dienstboten zu verbessern und zwar zunächst thatsächlich. Es ist nun eine feine Beobachtung Tocqueville's, daß bisher vernachlässigte Klassen sich regelmäßig erst dann selbstständig zu regen beginnen, wenn der auf ihnen lastende Druck abzunehmen beginnt. Nach dieser Beobachtung dürfen wir uns nicht wundern, wenn heute, nachdem sich thatsächlich die Lage des Gesindes besser gestaltet hat, die Dienstboten selber den Ruf erheben, den

*) Vgl. die allerdings nur in ihrem ersten Theile S. 237—264 werthvolle Arbeit von Kollmann „Geschichte und Statistik des Gesindewesens in Deutschland in Hildebrand's Jahrbüchern 1868.

**) Vgl. Krünitz, Das Gesindewesen nach Grundsätzen der Oekonomie und Polizeiwissenschaft 1779.



vorhandenen ihnen günstigen Thatbestand in die Fesseln des Rechtes zu schlagen. Wir dürfen uns darüber umso weniger wundern, als es doch nur eine Frage der Zeit war, daß die Agitation, welche die Massen der gewerblichen Arbeiter erfaßt hat, nun auch versuchte, die Reihen der Dienstboten für ihre Zwecke zu gewinnen. Naturgemäß bot für eine agitatorische Bewegung unter den Dienstboten die Großstadt das erwünschte Versuchsfeld und als die günstigste Zeit für den ersten Angriff durfte mit gutem Grunde der Hochsommer angesehen werden, wo ein erheblicher Theil der Dienstherrschaften in der Sommerfrische weilt. So standen dem Gesinde freie Abende zum Besuche von Volksversammlungen*) zu Gebote, in denen ihre Sache verhandelt wurde. In Folge dieser Thatsachen machte im Jahre 1899 eine große Anzahl von Berliner Familien, als sie von ihren Sommerreisen nach Hause zurückkehrte, die Erfahrung, daß in dem Wesen ihres Gesindes eine bemerkbare Veränderung eingetreten war und Aufsässigkeit und Unverfrorenheit sich geltend machte, wo bis dahin ein gewisses Maaß von Unterordnung und Bescheidenheit bestanden hatte. Es zeigten sich hierin die ersten Folgen des keimenden Klassenbewußtseins unter den mehr als 60 000**) Dienstboten, welche die deutsche Kaiserstadt zur Zeit zählt. Man darf sich nun durch derartige Ausartungen der jungen Bewegung nicht irre machen lassen, wenn man der Prüfung der Forderungen nachgehen will, welche sich hieran knüpfen. Ignoriren läßt sich die aufgetauchte Frage nicht mehr, um so weniger, als sich mit Sicherheit voraussehen läßt, daß wir erst am Anfange der Bewegung stehen und daß in der kommenden Saison und in den nächsten Jahren die Agitation mit weiterem Erfolge und noch größerem Geschicke aufgenommen werden wird. Viel dienlicher, als über die Frage hinwegzugleiten, ist es vielmehr, ihr klar zu rechter Zeit ins Auge zu schauen. Mit gutem Grunde haben sich daher auch bereits der Berliner Frauenverein und der Verein Berliner Hausfrauen in ihren Versammlungen vom 19. Oktober und vom 22. November 1899 mit der Frage beschäftigt und gewisse Leitsätze aufgestellt, auf deren Inhalt später noch zurückzukommen sein wird. Es lag für die Frauenvereine besonders nahe, sich dieser Frage anzunehmen, da das wesentliche Kontingent der Dienstboten das

*) Die erste große Volksversammlung dieser Art fand am 19. August statt.

**) Nach der Berufszählung vom 14. Juni 1895.



weibliche Geschlecht stellt. Nach der Berufszählung von 1895 befanden sich unter insgesammt 1 339 000*) Dienstboten im Deutschen Reiche 1 314 000 weibliche und nur 25 000 männliche. In Berlin selbst ließen sich neben 60 000 Dienstmädchen nur 1145 männliche Bediente feststellen. Wiewohl sonach die weibliche Bevölkerung in erster Linie an der Gesindefrage interessirt ist, so leuchtet deren Wichtigkeit auch für die Männerwelt und für die Leser dieser Zeitschrift sofort ein, wenn man erwägt, welche Bedeutung der Dienstbote in der deutschen Familie überhaupt hat und wie ernst die Stellungnahme zu dem sich bietenden Problem ist, wenn man dieses eben nur als einen Theil der sozialen Frage im Allgemeinen betrachtet. Will man hier zu einer gerechten Beurtheilung gelangen, so wird man die Einrichtung des Gesindedienstes im Verhältnisse zum allgemeinen Volksleben und sodann die besonderen Verhältnisse betrachten müssen, unter welchen das Gesinde selbst lebt.

Ueber die Nothwendigkeit des Gesindewesens ein Wort zu sagen, hieße Säulen nach Athen tragen.

Diese Nothwendigkeit tritt nicht einmal in dem prozentualen Verhältniß der vorhandenen Dienstboten zur Gesammtbevölkerung des Deutschen Reiches so erheblich hervor, wie man meinen sollte. Denn nach der Zählung von 1895 befanden sich nur etwas mehr als 2 Prozent der Bevölkerung im Gesindedienst. Dreizehn Jahre früher bei der Zählung von 1882 erreichte das Verhältniß noch nahezu 3 Prozent. In diesem Zeitraume von 13 Jahren hat sich bei einer Bevölkerungszunahme von 15,5 Prozent das Dienstbotenpersonal nur um 15 000 Personen oder um 1 Prozent vermehrt. In Berlin machten die Dienstboten 1882 noch 5 Prozent der Bevölkerung, 1895 nur noch 3,8 Prozent dieser aus. Aehnlich ist das Verhältniß auch in anderen Großstädten, wie München, nicht so stark z. B. in Hamburg, Straßburg u. a. gesunken. Welchen Schluß dürfen wir hieraus ziehen? Jedenfalls den, daß der Zudrang zu Gesindestellen keinen Schritt mit dem Wachsthum der Bevölkerung hält. Das würde an sich bedeutungslos sein, wenn auch die Zahl der Familien, welche der Dienstboten benöthigt, ebenfalls nur in dem Verhältnisse wachsen würde, wie das Angebot der Dienstboten. Dies ist aber offenbar nicht der Fall, an vielen

*) Die Zahlen sind hier stets nach Tausenden derart abgerundet, daß Hunderte unter 500 außer Ansatz geblieben, Hunderte über 500 als volles Tausend gerechnet sind.



Orten, jedenfalls aber in Berlin ist der Dienstbotenmangel notorisch und erheblich.. Die Berliner Bevölkerung ist von 1882 bis 1895 um 28 Prozent gewachsen, die Zahl der Dienstboten aber nur um 5 Prozent. Wäre das Wachsthum beiderseits gleich gewesen, so müßte Berlin heute etwa 20 000 Dienstboten mehr zählen als es thatsächlich hat. Da aber etwa zwei Drittel des Zuzuges der Gesammtbevölkerung keiner Dienstboten bedarf so reduzirt sich der wirkliche Fehlbetrag an Dienstboten auf etwa 6000. Forscht man nach dem Grunde für diese Erscheinung, so wird man ihn in dem Zuge des früheren Gesindematerials in die Fabriken und in andere freiere Stellungen zu finden geneigt sein. Diese Annahme wird durch die Thatsache unterstützt, daß der Abzug der natürlich noch mehr vom Freiheitsdrange erfüllten männlichen Dienstboten ein absoluter ist. Denn während im Jahre 1892 im deutschen Reiche noch 42 510 männliche gezählt wurden, gab es deren 1895 nur nur noch 25 359. In derselben Zeit ist die Zahl der männlichen Dienstboten in Berlin von 1906 auf 1145 gesunken.*)

Diese große und anhaltende Verringerung des Dienstbotenpersonals äußert ihre Folgen zunächst in einer Lohnsteigerung und gleichzeitig in der Erhöhung der sonstigen Ansprüche der Dienstboten an ihre Haltung Seitens der Dienstherrschaft. Diese Tendenz findet ihre Förderung durch das Institut der Gesindevermiether, welche aus den erwachsenen Verhältnissen auf ihre Art Vortheil ziehen.

Da der Gesindevermiether von der Vermittlung von Gesindedienstverträgen lebt, die Zahl dieser Verträge aber mit der Abnahme der Zahl der Dienstboten nothwendig abnimmt, so muß die Häufigkeit des Wechsels der einzelnen Dienstboten den Ausfall an Vermittlungsgebühren für die Einstellung neuer Dienstboten ersetzen. Der Vermittler sieht es also gern, wenn der Dienstbote, den er soeben vermiethet hat, alsbald diesen Dienst wieder aufgiebt. Er wird daher die Dienstboten zur Aufgabe des Dienstes ermuntern und hat damit Erfolg, wenn er einen höheren Lohn versprechen kann. Dies kann er aber, weil die Nachfrage nach Dienstboten steigt und dieses Geschäft hat für ihn noch besonderen Reiz, da er die Höhe seiner Gebühr nach der Höhe des Miethslohnes

*) Allerdings darf man hier nicht außer Acht lassen, daß für Berlin diese Abnahme theils auch dadurch ihre Erklärung findet, daß ein erheblicher Theil der männliche Dienstboten haltenden Familien inzwischen in die Vororte verzogen ist.



abstuft. Er hat also ein Interesse an der aufsteigenden Tendenz des Lohnes, vermittelt demnach nicht mehr als unparteiischer, ehrlicher Makler zwischen zwei Interessenten, sondern steht mit seinem Interesse vollständig auf Seiten der einen Partei, der Dienstboten. Dies ist ein unnatürlicher Zustand, dem durchaus durch Einrichtung von unabhängigen Dienstbotennachweisen, sei es kommunaler Bildung, wie es der Berliner Frauenverein fordert,*) sei es privater Art in Anknüpfung an große Vereine oder durch selbständige Bildung solcher zu eben diesem Zwecke, ein Ende bereitet werden muß. Von heute auf morgen wird das freilich nicht möglich sein und so werden sich die Folgen des steigenden Lohnes zunächst weiter bemerkbar machen. Ein Theil der Familien, welche sich vordem Dienstboten halten konnten, wird dies aufgeben müssen, weil sie diesen erhöhten Ansprüchen nicht mehr gerecht werden können. So tritt schon jetzt die Warnung an alle Familien heran, welche hiermit rechnen müssen, bei Zeiten ihre Töchter dazu anzuhalten, sich selbst bedienen und einen Haushalt nöthigenfalls auch ohne Dienstboten führen zu lernen. Auf der anderen Seite werden die Dienstherrschaften die künstlich gesteigerte Neigung des Gesindes zum schnellen Wechsel seiner Stellen nicht noch dadurch erhöhen dürfen, daß sie selbst die übliche Miethszeit von einem Vierteljahr mit sechswöchentlicher Kündigung auf einen Monat mit 14tägiger Kündigung herabsetzen. Der ganze Nutzen des leichten Wechsels der Dienstboten für die Herrschaft wird dadurch wieder aufgehoben, daß, wie wir auch schon aus Hermann und Dorothea lernen können, im Grunde doch nur die Fehler gewechselt werden. Der Wechsel des Dienstbotenpersonals tritt von selbst häufig genug ein. Er liegt in der Natur des Dienstbotenberufs. Denn dieser ist kein Lebensberuf, sondern eine Durchgangsstellung, wenigstens für die überwiegende Anzahl der in Betracht kommenden Personen. Diese Thatsache spiegelt sich in der Statistik deutlich wieder. Von allen Dienstboten sind heute nur 16 Prozent dreißig Jahre alt und älter, die große Masse von 84 Prozent dient nicht über das 30. Lebensjahr hinaus. Nach den Zählungen von 1882 und 1895 standen im Alter von 20 bis unter 30 Jahren 535 000 und 509 000 weibliche Dienstboten, im Alter von 30 bis 40 Jahren nur noch 97 000 und 102 000. Wie ist diese plötzliche rapide Abnahme um 81 Prozent im Alter von 30 Jahren zu erklären? Nur auf eine Weise.

*) Vgl. „Die Frau" 1899 S. 120.



Auf den natürlichen Abgang durch Tod lassen sich nach allgemeinem Durchschnitt nur 18 Prozent abrechnen. Nur zu einem geringen Prozentsatz läßt sich ferner der Abgang nach anderen Berufsarten: im Handel und in Fabriken oder auf schlüpfrigen Pfaden veranschlagen, höchstens zu 10 Prozent. Der ganze Rest von 50 Prozent verschwindet offenbar dadurch, daß er geheirathet wird. Das Dienstverhältniß erscheint demnach für einen großen Theil der weiblichen Welt als Vorschule für die Ehe. Hierin liegt ein Theil der großen sozialen Bedeutung des Gesindedienstes. In vielen Hunderttausenden von bestehenden Ehen ist die Frau aus dem Dienstbotenberufe hervorgegangen. Diese für die Beurtheilung unseres Volkslebens so hoch bedeutsame Thatsache nöthigt uns, das Recht, unter welchem der Dienstbote lebt, nicht nur unter dem Gesichtspunkte zu betrachten, welchen das zeitweilige Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde giebt, sondern unter einem höheren, von welchem aus auch die zukünftige Bestimmung des letzteren nicht außer Acht gelassen wird.

Die Gesetzgebung hat im Auge zu behalten einerseits die Forderungen, welche das Institut, dem gedient wird, d. i. die Ordnung in einem fremden Haushalt, an den Dienenden stellt und andererseits die billige Rücksicht auf die Person des letzteren selbst. Es wird gesagt, daß die bestehende Gesetzgebung bezüglich des Gesindes den ersteren Gesichtspunkt zu stark, den letzteren zu wenig beachte. Mit diesem Vorwurfe kann man aber nur die ältere partikulare Gesetzgebung der Bundesstaaten*) treffen wollen, denn die Gesetzgebung des deutschen Reichs hat nicht eine einzige Bestimmung, über welche die Dienstboten sich beklagen könnten, wie eine kurze Uebersicht erkennen läßt. Vor Allem schützt das Reichsrecht**) in bestimmter Weise den Lohn des Gesindes gegen den vorzeitigen Zugriff durch die Gläubiger und im Konkurse der Brodherren.***) Daß der Dienstbote nicht zum Schöffen und Geschworenendienste herangezogen wird†), liegt in der Natur der Aufgabe des Gesindedienstes. Ueberdies trifft diese Bestimmung nur die wenigen männlichen Dienstboten und hat für die ganze Masse der weiblichen Dienstboten keinen Belang. Begeht ein

*) Vgl. Neubauer, Zusammenstellungen des in Deutschland geltenden Rechtes 1880 S. 145—172.

**) Civilprozeßordnung § 850 Ziffer 1.

***) Konkursordnung § 61 Ziffer 1.

†) Gerichtsverfassungsgesetz § 33 Ziffer 5.

Dienstbote einen Diebstahl oder eine Unterschlagung an Sachen von unbedeutendem Werthe, so wird er nicht schlechter behandelt wie ein Angehöriger seines Dienstherrn, indem diese Strafthaten nicht von Amtswegen, sondern nur auf Antrag des verletzten Dienstherrn verfolgt werden dürfen. Das soeben in Kraft getretene Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich endlich hat zwar die landesgesetzlichen Vorschriften des Gesinderechts im Allgemeinen unberührt gelassen*), jedoch eine Reihe sehr wichtiger und tief zu Gunsten der Dienstboten in das Leben einschneidende Bestimmungen getroffen, welche durch die Landesgesetzgebung fortan zwar noch zu weiteren Gunsten, nicht aber zu Ungunsten des Gesindes verändert werden dürfen. Danach steht zunächst dem Dienstherrn ein Züchtigungsrecht dem Gesinde gegenüber nicht zu.**) Diese Bestimmung ist als unbedingtes Verbotsgesetz von größter Tragweite. Denn, wenngleich auch jetzt schon z. B. in Preußen insbesondere nach der Gesindeordnung v. 8. November 1810 dem Dienstherrn ein Züchtigungsrecht gegenüber dem Gesinde nicht zugesprochen ist***), so darf fortan auch kein Bundesstaat, also auch nicht Preußen ein solches Recht dem Dienstherrn zusprechen. Man mache sich demgegenüber klar, daß das ganze Züchtigungsrecht der Lehrer gegenüber den Schülern lediglich auf Verwaltungsvorschriften in den einzelnen Bundesstaaten beruht. Man mache sich ferner klar, daß nach der Reichsgewerbeordnung der gewerbliche Lehrling der „väterlichen Zucht“ seines Lehrherrn unterworfen ist, und man mache sich endlich klar, daß das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich†) dem Vater gestattet, „angemessene Zuchtmittel“ gegen das Kind anzuwenden. Gegenüber Dienstboten soll aber jedes Zuchtmittel ausgeschlossen sein. Nun wird es uns nur mit Genugthuung erfüllen, wenn wir wissen, daß ältere Dienstboten, welche ohnehin der Zucht entwachsen sind, gegen den rohen Zorn ihrer Herrschaft geschützt sein sollen. Bedenken wir aber, daß es im Jahre 1882 in Deutschland 64 000 Dienstboten unter 15 Jahren und im Jahre 1895 186 000 Dienstboten unter 16 Jahren gab, so legt man sich doch die Frage vor, weßhalb diese große Menge ganzer und halber Kinder, welche zu ihrer eigenen Schulung und

*) Strafgesetzbuch § 247.

**) § 95 der Einführungsges. zum Bürgerl. Ges. Buch.

***) Vgl. Urtheil des Reichsgerichts v. 12. April 1880 in den Entscheidungen in Strafsachen Bd. II S. 7.

†) § 1631.

Ausbildung in den Gesindedienst eintreten, mit dem Eintritt in diesen aller jener Zuchtmittel überhoben sein sollen, welchen der gleichaltrige Schüler und Lehrling und das Hauskind unterworfen bleiben.

Die zweite wichtige Bestimmung des Bürgerl. Gesetzbuchs*), welche hierher gehört, ist die, daß der nicht etwa in Folge eigenen groben Verschuldens erkrankte Dienstbote auf die Dauer von 6 Wochen, aber allerdings nicht über die Dauer des Dienstverhältnisses hinaus, von der Dienstherrschaft verpflegt werden muß. Es kommt also in Zukunft nicht mehr wie bisher, nach der altpreußischen Gesindeordnung**) nur der Fall in Frage, wo der Dienstbote die Krankheit sich durch den Dienst oder die Gelegenheit desselben zugezogen hat, sondern auch z. B. der, wenn der Dienstbote sich bei einem Tanzvergnügen ohne eigenes grobes Verschulden einen Armbruch zugezogen hat.

Endlich bestimmt dasselbe Gesetzbuch, daß der Dienstherr in Ansehung der Wohn- und Schlafräume, der Verpflegung sowie der Arbeits- und Erholungszeit diejenigen Einrichtungen und Anordnungen zu treffen hat, welche mit Rücksicht auf die Gesundheit, die Sittlichkeit und die Religion der Dienstboten erforderlich sind. Für verständige und human denkende Dienstherrschaften versteht sich der Inhalt dieser Bestimmungen von selbst. Anders steht es allerdings mit der Möglichkeit, diese durchzuführen, und namentlich sie in einem Sinne durchzuführen, welcher nicht zu den größten Unbilligkeiten gegen die Herrschaft führt, wird eine Aufgabe der Weisheit der Polizei- und der richterlichen Behörden sein. In sehr vielen Fällen, auf dem Lande wie in großen und kleinen Städten, wird der Dienstherr selbst weder für sich noch für seine Familie im Stande sein, Wohn- und Schlafräume, Verpflegung, Arbeits- und Erholungszeit so einzurichten, wie dies nach dem Bürgerl. Gesetz-Buch erforderlich erscheinen mag.

Immerhin werden jene Vorschriften für die Einführung einer angemessenen Wohnungspolitik einen wirksamen Rückhalt bieten und wenigstens die Allgemeine Aufmerksamkeit stets aufs neue auf die Einhaltung einer verständigen Lebensführung aller Klassen der Bevölkerung lenken. So dürfen wir auch von diesen Gesichtspunkten aus das bedeutende Gesetzeswerk der deutschen Nation als

*) § 617.
**) § 86 u. 88.



einen unschätzbaren Fortschritt in der allgemeinen Gesittung begrüßen.

Gegenüber diesen hochmodernen gesetzgeberischen Auslassungen erscheinen allerdings die älteren Gesindeordnungen der einzelnen deutschen Staaten, insoweit sie nicht im Hinblick auf das Bürgerl. Gesetzbuch bereits revidirt sind, zum Theil überlebt. So die Gesindeordnung für die altpreußischen Provinzen vom 8. November 1810, welche nunmehr bald auf ein Alter von 90 Jahren zurückblicken kann und die zum Theil dieser nachgebildeten Gesindeordnungen für die Hohenzollernschen Lande von 1843, für die Rheinprovinz vom 19. August 1844 und für Neuvorpommern und Rügen vom 11. April 1845. Im vormaligen Kurhessen gilt eine Gesindeordnung von 1816, in Nassau eine solche von 1819, in Frankfurt a. M., Schleswig-Holstein sind Bestimmungen aus den Jahren 1822 und 1840, im Hannoverschen sechs verschiedene Verordnungen aus den Jahren 1838—59, insgesammt in Preußen 18 verschiedene Gesindeordnungen in Geltung. Nun läßt sich nicht verkennen, daß alle diese Gesetze aus den im Eingange dieses Aufsatzes geschilderten Gründen ausgehen von dem Interesse der Dienstherrschaft und, wenn auch keineswegs, wie das übertriebene Urtheil oft lautet, die Rechte der Dienstboten mißachten, so doch weniger betonen. Indessen wird man hier sagen dürfen, daß der größte Theil der den Dienstboten ungünstigen Bestimmungen durch die Uebung längst überwunden ist. Die Kritik Mengers, daß das deutsche Gesinderecht noch an die Zeiten der Leibeigenschaft erinnere, ist ganz gewiß übertrieben. Eine von mehr paritätischen Grundsätzen ausgehende Neuordnung der Dinge würde weniger neues Recht schaffen als vielmehr eine bereits bestehende Gewohnheit sanktioniren. Insoweit erscheint auch die Forderung die Umgestaltung der Gesindeordnungen durchaus nicht revolutionär, sondern vielmehr zum überwiegenden Theile nur zeitgemäß. Dem haben inzwischen in den letzten Jahren eine große Reihe deutscher Bundesstaaten, wie Bayern, Würtemberg, Sachsen, Hessen, Oldenburg, Hamburg u. A. Rechnung getragen, indem sie die Gesindeverhältnisse theils durch selbständige Gesetze, theils, wie Bayern, in dem Ausführungsgesetze zum Bürgerl. Gesetzbuche neu geregelt haben. In Preußen scheint eine solche Neuregelung allerdings z. Zt. nicht in Aussicht zu stehen. Aber manche Einrichtungen des Preußischen Rechtes sind auch hier nicht mehr lebendig. Insbesondere wird die Frage, ob die zwangsweise Rückführung des entlaufenen Gesindes durch die

Polizei noch eine Einrichtung praktischen Rechtes sei, eher verneint als bejaht werden können. Denn selten wird eine Dienstherrschaft einen widerwilligen Dienstboten in ihren Haushalt zurückwünschen. In Würtemberg und Hamburg ist denn auch bereits gesetzlich jeder Zwang beseitigt. Auch über die Frage der Beibehaltung der Dienstbücher, deren Führung durch die Verordnung vom 29. September 1896 in Preußen obligatorisch gemacht ist, läßt sich streiten. In den deutschen Reichslanden Elsaß-Lothringen kommt man ebenso wie in Frankreich seit mehr als hundert Jahren ohne Dienstbücher aus. Die Zeugnisse der Dienstherrschaften sind überdies sehr oft nichtssagend und werthlos, deren Fälschung aber leicht und nur schlecht zu kontroliren. Auch erscheint die Erwägung nicht durchschlagend, daß das, was für das vorgeschrittene Dienstbotenmaterial des Westens gut und verständig sein möge, erzieherisch bedenklich für das Dienstbotenmaterial des zurückgebliebenen Ostens sei. Allerdings bilden in dieser Hinsicht, wie das auch in den Motiven zum Bürgerl. Gesetzbuch anerkannt ist, die Territorien des deutschen Reiches eine heterogene Masse. Allein auch hier wird mit Hülfe der Erleichterung des Ortswechsels der Ausgleich in unseren Tagen weit schneller erfolgen, als ehemals.

Neben der Abschaffung der Gesindebücher spielt die Forderung der Ausdehnung der obligatorischen Kranken- und Unfallversicherung auf Dienstboten eine hervorragende Rolle in der Agitation unter dem Gesinde. Es läßt sich annehmen, daß, wie bereits die Invaliditäts- und Altersversicherung seit dem Reichsgesetz vom 22. Juni 1889 den Dienstboten zu Gute kommt, allmählich auch die grundsätzlichen Bedenken gegen die Ausdehnung der anderen Reichsversicherungsgesetze auf diese Klasse der Bevölkerung schwinden werden.*)

Die fernere Forderung nach guten Schlafräumen für das Gesinde ist gewiß begründet, läßt sich aber nicht sofort allgemein erfüllen, da sie zunächst eine folgerichtige Wohnungspolitik im großen Stile voraussetzt.

Wenn aber soeben im Berliner Hausfrauenverein die Behauptung aufgestellt ist, die Bezeichnung „Gesinde" sei nicht mehr zeitgemäß, man solle die Dienstboten fortan als „Angestellte im Hausdienst" bezeichnen, so ist dies ein Ausfluß überspannter sozialer Empfindlichkeit. Das Wort „Gesinde" oder „Dienstbote"

*) Vgl. Fuld in Conrad's Jahrbüchern. Jahrgang 1895. S. 64 ff.



bedeutet nichts ehrenrühriges, und nicht der Name, sondern die Aufgabe eines Berufs prägt dessen soziale Werthschätzung. Wenn indessen Worte glücklich machen, so wird man sich diese Verwandlung des Dienstboten- in einen „Haushaltungsangestellten“ ebenso gefallen lassen, wie die im Bürgerlichen Gesetzbuch vollzogene Verwandlung des „Dienstherrn“ in den „Dienstberechtigten“ und des „Dienenden“ in den „Dienstverpflichteten“.

Die letzte Forderung, welche nicht nur von sozialdemokratischer Seite, sondern auch im Berliner Frauenverein*) aufgestellt ist, die Unterstellung der Dienstboten unter die Gewerbeordnung, ist zugleich die bedenklichste. Darauf kommt natürlich nichts an, ob man die gesinderechtlichen Verhältnisse nicht mehr in besonderen landesgesetzlichen Gesindeordnungen, sondern in einem Reichsgesetz ordnet, welches die Bezeichnung „Gewerbeordnung“ führt. Insoweit darf man der entsprechenden Resolution des Berliner Frauenvereins unbedenklich beistimmen. Ganz anders sieht sich aber die Sache an, wenn man die Tendenz jener Forderung genau ins Auge faßt. Denn diese geht gewiß nicht oder doch nicht allein auf eine äußere Abwälzung der Gesetzgebung in diesem Punkte von den Bundesstaaten auf das Reich, sondern auf eine innere Verschiebung der Auffassung von der Stellung des Gesindes zur Dienstherrschaft und zwar im Sinne radikaler Lockerung, aus. Während zur Zeit wenigstens noch in zahlreichen Gegenden und in wichtigen Schichten der Bevölkerung der Gedanke lebendig ist, daß der Dienstbote, der im Haushalte lebt, ein Stück der Familie und als solches zu halten ist, soll in Zukunft der Dienstbote sich nicht mehr dieses Bandes bewußt werden. Während heute noch vielfach die Familie an dem persönlichen Geschicke des Dienstboten und der Dienstbote an dem der Familie Antheil nimmt, Trauer und Krankheit auf beiden Seiten noch Rücksicht findet, sollen diese persönlichen Beziehungen fortan aus dem Verhältnisse ausscheiden. Während die Vertheilung von Schlaf, Ruhe und Arbeit, die Art und Menge von Essen und Trinken, die Vertheilung der Arbeit unter mehreren Dienstboten und viele andere Dinge, welche Rücksichtnahme persönlicher Art auf die jeweiligen Lebensverhältnisse bedingen, bisher nach den individuellen Voraussetzungen innerhalb eines bestimmten Hausstandes geregelt waren, soll in Zukunft eine allgemeingültige Ordnung der Dinge vorgesehen werden, welche an

*) Vgl. „Die Frau“ 1899. S. 120.

die Stelle des persönlichen Momentes ausschließlich ein von kahlen Rechtswänden umschlossenes Verhältniß zwischen der Dienstherrschaft und dem Gesinde schafft. Versuche, durch obrigkeitliche Vorschriften eine generelle Regelung dieser Verhältnisse anzustreben, sind übrigens in den letzten Jahrhunderten verschiedentlich gemacht, aber durchweg mißglückt. Niemand hat sich an die Vorschriften gekehrt und die Obrigkeiten haben ihre Autorität nutzlos aufs Spiel gesetzt, denn die Kontrole war nicht durchführbar. Das wäre heute schon anders, man würde neben den Gewerbeinspektoren Hausstandsinspektoren mit gleichen Rechten und Pflichten wie jene einsetzen. Damit wäre ein lästiges Eindringen in die privaten Interessen nothwendig verknüpft und das Behagen zahlloser deutscher Familien gestört. Die Folge derartiger Einwirkungen wäre aber gewiß die, daß die Dienstboten, dem Beispiele der gewerblichen Arbeiter folgend, Forderungen, zu deren Stellung sie sich berechtigt glauben, auf dem nämlichen Wege durchzusetzen versuchen werden, welchen jene einzuschlagen pflegen: durch Einstellung der Arbeit. Daß dies der Wünsche letztes Ziel ist, dafür bürgt der Ruf nach Aufhebung des Preußischen Gesetzes, betr. die Verletzung der Dienstpflichten des Gesindes und der ländlichen Arbeiter v. 24. April 1854. Denn die Bedeutung und der Kern dieses Gesetzes liegt in dem Koalitionsverbot der betroffenen Personen. Danach ist es dem Gesinde bei Gefängnißstrafe bis zu einem Jahre verboten, die Dienstherrschaften zu Zugeständnissen dadurch zu nöthigen, daß sie die Einstellung der Arbeit oder die Verhinderung derselben bei einzelnen oder mehreren Dienstherrschaften verabreden oder Andere zu einer solchen Verabredung auffordern. Wozu sollte es nun führen, wenn z. B. in Zeiten, wo gewisse Kinderkrankheiten epidemisch sind, sämmtliche Kindermädchen höheren Lohn oder jeden Sonntag einen Braten oder zwei freie Tage in jeder Woche fordern und diese Forderungen durch allgemeine Verweigerung der Arbeit im Haushalt in ihrem Ernst verständlich machen?

Freilich darf man sich auf die Wirkung derartiger Verbotsgesetze gerade dann nicht verlassen, wenn ihre Anwendung am meisten Noth thäte. Wird einmal die Organisation des Gesindes eine gewisse Höhe erlangt haben, so wird kein Gesetz die Dienstboten hindern, sich zu Arbeitseinstellungen zu verbinden. Man steht hier vor keiner zu unterschätzenden Seite der sozialen Frage. Der Lohnkampf der gewerblichen Arbeiter und die Bestrebungen des Gesindes unterscheiden sich zwar heute noch in einem wesentlichen

Punkte, in dem es bei ersterem sich nur oder doch vorwiegend um die Höhe der Geldentschädigung für geleistete Arbeit handelt, bei den letzteren aber nicht nur der geldwerthe Lohn, sondern auch noch vielfache anderweite Verhältnisse in Frage kommen, welche ihre Voraussetzung in der Thatsache haben, daß das Gesinde im fremden Haushalte lebt, Wohnung, Kost, Wäsche u. s. w. mit der Dienstherrschaft theilt. Sobald aber einmal diese Vorbedingung wegfallen und das Gesinde das gemeinschaftliche Leben im Haushalte der Herrschaft aufgeben, in eigener Wohnung und nach eigener Kost leben sollte, wären auch die Voraussetzungen für einen reinen Lohnkampf gegeben. In anderen Ländern mögen diese Voraussetzungen bereits gegeben sein, wir haben an unsere Aufwärterinnen eine Art Vorgeschmack dieses Verhältnisses und schon fehlt es an Stimmen nicht, welche die Errichtung von Gesindekasernen fordern, in denen das beschäftigte Gesinde gemeinschaftlich und frei von der Kontrole des Haushaltes lebt und sich selbst beköstigt. Daß eine derartige Entwickelung in Zukunft das Leben zahlloser Familien bei uns von Grund aus umgestalten müßte, liegt auf der Hand. Ob sie auch, abgesehen von den Interessen dieser Familien, für die Nation erwünscht wäre — wer möchte diese Frage heute leichten Herzens bejahen? Soviel scheint klar zu liegen, daß soziale Bildungen und Vorgänge ungeachtet aller Gesetzgebung ihren eigenen Weg haben und es insofern ziemlich gleichgültig ist, ob man es bei den partikularen Gesindeordnungen beläßt oder die Frage reichsgesetzlich, wenn auch nur in bestimmten Beziehungen, zu regeln versucht. Das Schwergewicht der zukünftigen Gestaltung dieser Verhältnisse wird in der thatsächlichen Entwickelung der Beziehungen zwischen Herrschaft und Gesinde liegen und es ist gewiß, daß hier von Bedeutung sein wird, ob es den Dienstherrschaften gelingt, durch verständiges Eingehen auf die berechtigten sozialen Forderungen der Dienstboten der agitatorischen Bewegung unter den letzteren den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Ueber Paul Deußens „Allgemeine Geschichte der Philosophie".*)

Von

Karl Gjellerup.

Ein witziger Freund äußerte sich einmal folgendermaßen zu mir über eine neu erschienene Geschichte der Philosophie: „Das Werk ist außerordentlich verständlich geschrieben. Das Einzige, was unverständlich bleibt, wenn man es durchgelesen hat, ist wie jemals Jemand sich was aus der Philosophie gemacht hat, und wie es sich sogar lohnen kann, ihre Geschichte zu schreiben." Ich höre mit Freude, daß dieser Freund sich das vorliegende Werk angeschafft und sich darüber hergemacht hat; er wird darin garnichts Unverständliches finden.

In der That deckt der Verfasser schon auf den ersten Seiten mit wohlthuender Klarheit den vitalen Nerv aller echten Philosophie auf: das Behandeln des ganzen empirischen Stoffes als etwas, was noch der Erklärung bedarf, das Hindurchgreifen durch die Erfahrung, um den Kern, das Wesen an sich der Welt, zu erfassen. Damit zeigt er auf das tua res agitur, das vom Portal dieses Heiligthums jedem denkenden Menschen entgegenleuchtet. Denn wer wäre da, dem jene Fragen: „was ist die Welt? was

*) Wir bringen die folgenden inhaltsreichen Seiten über ein bedeutendes Buch nicht ohne Vorbehalt, was die darin entwickelten Ansichten betrifft. Die altindischen Anschauungen sind sehr wichtig für Völkerkunde und Kulturgeschichte, zur Geschichte der Philosophie als Wissenschaft haben sie keine Beziehung. Die Religionslehre als Metaphysik oder Religionsbücher als Quellen für die Geschichte der Philosophie anzusehen, scheint uns ein falscher Gesichtspunkt, und der Werth der indischen Religionsvorstellungen ist wohl geringer einzuschätzen, als es hier geschieht. Bei alledem wird die folgende Abhandlung mit Interesse gelesen werden. Die Redaktion.

bist du selbst?" nicht im eigentlichsten Sinne anginge? Keiner in der That, nur daß Einige in positivistischer Zeitgemäßheit sich für diese Fragen taub gemacht haben, während die Menge ihre metaphysischen Antworten aus Quellen bezieht, die gewöhnlich nicht zum Gebiete der Philosophie gerechnet werden.

Aber eben diese Bestimmung der Philosophie als Metaphysik muß auch dazu führen, ihre Geschichte als die vollständige Geschichte der Befriedigungsversuche des metaphysischen Triebes, der der Menschheit innewohnt, aufzufassen.

Daraus folgt, daß man nicht nur die Philosophie der Philosophen, in engerem Sinne, behandelt, sondern auch die Religionen in den Kreis der Betrachtung zieht: und zwar nicht nur, weil die philosophischen Systeme vielfach in Beziehung zur Volksreligion stehen, sondern in dem Sinne, daß die Religionen an sich der Beachtung des Geschichtsschreibers der Philosophie werth sind. „Denn, was die Urheber derselben ursprünglich inspirirte, das war, so kraus und bunt verbrämt es auch oft in den Dogmen auftritt, ein sehr Reales, innerlich Erlebtes und Geschautes, — war, wenn man so will, eine Offenbarung, welche, als eine und dieselbe in allen Zeiten und Ländern aus den Abgründen unseres Innern uns entgegenquillt, und wir würden vielfach gerade auf das Beste von dem, was wir suchen, verzichten müssen, wollten wir das religiöse Element von unserer Betrachtung ausschließen."

Es kann uns nicht wundern, daß Deußen zuerst der Geschichte der Philosophie diese Aufgabe gestellt hat. Denn bekanntlich ist er ein Schüler von Schopenhauer — sein Standpunkt zeigt sich auch unverhüllt in der Einleitung — und dieser Philosoph hat wie kein anderer die Religionen als „die Volksmetaphysik" neben die philosophischen Systeme der einzelnen Metaphysiker gestellt.

Das Heranziehen der Religionen ist aber nicht die einzige Erweiterung, die der umfassendere Gesichtspunkt mit sich führte. Wenn jene Geschichte wirklich „allgemein" sein sollte, war es undenkbar — wie bis jetzt immer — nur die abendländische Philosophie zu berücksichtigen und Indien, das Land der Metaphysik par excellence, links liegen zu lassen. So lange man von Indien fast nichts wußte, war diese Vernachlässigung begreiflich. Unsere Kenntniß von seinem geistigen Leben, die mit unserem Jahrhundert anfing, hat aber jetzt, bei seinem Schlusse, dermaßen zugenommen, ja das religiös-philosophische Denken Indiens drängt jetzt so mächtig in unser Geistesleben hinein, daß ein solches Ignoriren schlechterdings

nicht länger angeht; davon ganz abgesehen, daß ein Einfluß seitens Indiens auf die griechische Philosophie (durch Pythagoras) nicht unwahrscheinlich ist, auf die Neuplatoniker und Gnostiker (und dadurch auf die christliche Philosophie) aber kaum in Abrede gestellt werden kann. Und nun trifft es sich doppelt glücklich, daß eben Deußen der einzige ist, der die nöthigen Bedingungen in sich vereinigt, um diese neue Aufgabe zu lösen, während gerade auf indischem Boden die religiöse Volksmetaphysik und die Metaphysik der einzelnen Denker neben einander gehen und in einander greifen wie nirgend sonst.

„Wie ist denn das mit Raikva mit dem Ziehkarren?" „Wie dem Krita-Wurfe, wenn man mit ihm gesiegt hat, die niederen Würfe mit zugezählt werden, so kommt dem Raikva alles heim, was immer die Geschöpfe Gutes thun." Diese Worte aus einer Upanischad-Legende möchte ich auf ihren Uebersetzer anwenden. Wer eine Sache am rechten Ende angreift, dem fließen auch viele Vortheile zu, auf die es nicht abgesehen war, die aber immerhin nicht zu verschmähen sind. Und so ist es hier in der That Deußen gegangen. Während alle anderen Geschichten der Philosophie mehr oder weniger an einer ganz eigenthümlichen blassen und trockenen Langweiligkeit kränkeln, die nothwendig durch das Aneinanderreihen abstrakter Lehrgebäude entsteht, höchstens durch kleine biographische Excurse, wie durch magere Gärten, unterbrochen, so erscheinen uns hier sowohl tempelreiche Städte wie einsame Denkerburgen in einer großen Landschaft hingelagert. Die Kapitel, die vom Lande und Volke handeln, und die zahlreichen kleineren, ringsum verstreuten Stellen, welche das Bild altindischer Kultur bereichern und beleben, sind für jeden Leser angenehme Unterbrechungen und müssen dazu beitragen, das Werk dem gebildeten Laien genießbarer zu machen; und zweifelsohne werden die folgenden Bände — zumal die Abschnitte über Egypter, Perser und Juden und über die alexandrinische Periode — zu bedeutenden kulturgeschichtlichen Excursen Veranlassung geben.

Ehe wir nun einen Blick auf den Gesammtplan des Werkes werfen, möchte ich noch hervorheben, was der Verfasser selbst über seine Methode sagt. Sie besteht in einem Herausschälen des Kerns, indem man bei jedem Philosophen dasjenige in Abzug bringt, was er von den Traditionen und Meinungen seiner Zeit, und insbesondere von seinen Vorgängern übernommen hat, und somit das eigentlich originelle Element zurückbehält, welches dasjenige befaßt,

was er „unmittelbar aus der Betrachtung der äußeren und inneren Natur geschöpft hat. Da diese in allen Zeiten und Ländern eine und mit sich einstimmig ist, so werden auch die Gedanken über sie sich nicht eigentlich und im Grunde widersprechen können, während nach der traditionellen Seite hin alle Philosophen von Widersprüchen gegen einander voll sind. Es wird sich zeigen, wie viel wir z. B. bei Platon, bei Jesus, bei Kant gewinnen, wenn wir die Tradition als Schale abzulösen wissen, um das originelle Element als Kern übrig zu behalten.“ Gegen diese Methode ist gewiß nichts einzuwenden, man könnte sie sogar selbstverständlich finden, würde sich aber dabei sehr irren; denn gewöhnlich halten die Gelehrten sich an die Aeußerlichkeiten und Schnörkeln eines Systems, und bestätigen das Wort des alten Lichtenberg: „die Leute von Profession wissen oft das Beste nicht.“ Als Beispiel der Methode bietet das schon Vorliegende nur ein etwas unvollkommenes Specimen — Yajnavalkya — weil nämlich in dieser Periode die einzelnen Persönlichkeiten sich unserem Blicke entziehen; dagegen liegt anderswo ein sehr ausgeführtes und gelungenes vor, nämlich in Deußen's Vortrag über Jakob Böhme.*)

Von diesem Vortrag aus strömt Licht über den großen dunkeln Theil des Werkes, dessen Grundlinien wir jetzt, nach dem in der Einleitung gegebenen Plan, nachzeichnen wollen (möglichst mit den eigenen Worten des Verfassers).

Zwei Völkerfamilien — führt der Verf. aus — sind die Träger höherer Kultur und damit auch aller philosophischen Bestrebungen: die Semiten und die Indogermanen. Von den letzten wurden die Inder isolirt und entwickelten eine Kulturwelt für sich. Als nun am Anfang der römischen Kaiserzeit die antike Welt eine Leere empfand, welche auch die reifsten Früchte griechischer Philosophie nicht zu befriedigen vermochten, machte sich die, an und für sich zufällige geographische Lagerung jener Völkerfamilien in einer für alle Folgezeit entscheidenden Weise geltend. Denn, als die griechisch-römische Welt, Hilfe suchend, ihre Hände gegen Osten streckte, da verfiel sie nicht auf die ihr urverwandte Weisheit der Inder, sondern auf das Christenthum, welches auf dem semitischen Stamm, wenn auch vielleicht nur als Pfropfreis, erwachsen war.

*) „Jakob Böhme über sein Leben und seine Philosophie“. Rede gehalten zu Kiel am 8. Mai 1897 von Paul Deußen. Kiel, Verlag von Lipsius & Tischler, 1897.



Jetzt erstand jene große welthistorische Verknüpfung: wie zwei Ströme verschiedenen Wassers mischen sich die biblische und die griechische Weisheit und erzeugen aus sich die Weltanschauung des Mittelalters, in welchem erst spät und nach vieler Mühe eine Verwebung der beiden heterogenen Elemente zu Stande kam. Aber dies Bündniß war ein unnatürliches und konnte nicht bestehen. Der Befreiungskampf, in dem der Menschengeist die ihm vom Mittelalter angelegten Fesseln zu sprengen versuchte, ist die neuere Philosophie, die endlich in der kantischen Vernunftkritik zur völligen Auflösung des bisher Bestehenden führt, zugleich aber eine Neubegründung bietet, welche verspricht, dem menschlichen Geiste in wissenschaftlicher wie in religiöser Hinsicht die lange und vergeblich gesuchte innere Versöhnung und Befriedigung zu gewähren.

Aus dieser Uebersicht ergeben sich für unsere Betrachtung fünf Hauptheile: I. Die indische Philosophie, II. Die griechische Philosophie, III. Die Philosophie der Bibel, IV. Die Philosophie des Mittelalters, V. Die neuere Philosophie.

Dieser Uebersicht in den aller allgemeinsten Zügen folgt eine mehr ins Eingehen gehende, aus der ich das Wesentliche der Abtheilungen III und IV mittheilen möchte, da eben diese Abtheilungen — nebst der ersten, von welcher hier noch ausführlicher zu sprechen ist — zu dem Eigenthümlichsten und Neuesten in diesem Werke gehören, und die betreffenden Erörterungen, obschon sie nur die Unterabtheilungen spezifiziren, vorzüglich geeignet sind, einen Einblick in den Geist dieses groß angelegten Werkes zu geben.

Die dritte Hauptabtheilung „die Philosophie der Bibel“ behandelt den ungemein verschlungenen Prozeß der Entstehung des Christenthums, und der Verf. unterscheidet dabei fünf, theils neben, theils nacheinander verlaufende Entwickelungsphasen. 1. Religion und Philosophie der Egypter — als Einleitung. 2. Der alte Mosaismus, die Weltanschauung der Hebräer zur Zeit der Könige und der Propheten. Aus dem Polytheismus der Semiten erhob sich der Jehova-Glaube — eine konsequente, aber sehr einseitige Weltansicht —, dessen Unvereinbarkeit mit aller Erfahrung auf den edleren Geistern unter den Hebräern schwer lastet. 3. Die iranische Weltanschauung, die Lehre Zoroasters, die durch die Angehörigkeit der Juden zum Perserreich entscheidend wurde für die Umwandelung des Mosaismus in (4.) den Judaismus, die Weltansicht der palästinischen Zeitgenossen Jesu, die auch ur-

sprünglich von ihm und seinen Jüngern getheilt wurde. Aus dieser hoben sich dann diejenigen Gedanken empor, die das Neue in der Lehre Jesu sind, der Samen des Christenthums (5.) — Gedanken, die von Paulus fortentwickelt wurden zur christlichen Grundanschauung, die im vierten Evangelium durch die alexandrinische Verschmelzung der alttestamentlichen Lehren mit Elementen der platonischen und stoischen Philosophie zur reifsten Vollendung kommt. Es folgt nun in der Philosophie des Mittelalters (IV) „die Projektion des christlichen Gedankens auf der bereitstehenden und wohldurchgebildeten Fläche der griechischen Philosophie" und zwar in zwei Phasen: Patristik und Scholastik. Gleichzeitig mit der Bildung der Grunddogmen, in der ersten Periode der Patristik, entwickelt sich in Alexandrien der Neuplatonismus, in dem die besten Gedanken der griechischen Philosophie mit gewissen Elementen orientalischer Denkweise verschmolzen, auf das Mittelalter vererbt werden und der dem erstarrenden Kirchenglauben der gefährlichste Gegner wurde. Der Scholastik nun fiel als Aufgabe die Ausbildung einer Religionsphilosophie zu, welche gleichmäßig den Bedürfnissen des Denkens wie des Herzens Genüge leisten sollte. In der ersten Periode versucht man den christlichen Gedanken auf Grund einer neuplatonischen Anschauung zu konstruiren, und nachdem dies an dem Widerstande der immer herrischer auftretenden Orthodoxie gescheitert war, entschloß man sich in der zweiten Periode (1200—1400) gewisse Grundgedanken des Christenthums als Mysterien der Sphäre der Erkennbarkeit zu entrücken und umrahmte sie mit einer auf Aristoteles fußenden theologia naturalis (Lehrsysteme von Albertus Magnus und Thomas von Aquino). Kaum aber ist in diesen Systemen das endliche Bündniß zwischen Glauben und Denken, Bibel und Aristoteles geschlossen, als auch schon dessen Unhaltbarkeit in mancherlei Symptomen zu Tage trat — im Skeptizismus des Duns Scotus, im Wiederaufblühen des Neuplatonismus in der Mystik des Meister Eckhart und in der Erneuerung des Nominalismus durch William von Occam.

Wie verlockend es auch sein könnte, auch die vielen werthvollen Streiflichter auf die neuere Philosophie hier zu berücksichtigen, so glaube ich doch mich jetzt von den reichen Versprechungen des Bauplanes zu dem schon fertig ausgeführten Flügel wenden zu müssen, der unserer Betrachtung schon mehr als hinlänglichen Stoff bieten wird. Dieser erste Band behandelt also die indische Philosophie, die jedoch nur in ihrer vedischen Entwickelung verfolgt ist:

eine dritte Abtheilung dieses ersten Theiles*) soll die **indische** Philosophie zu Ende führen. Von ihrem Inhalt ist aber, **theils** durch Andeutungen in dem vorliegenden Bande, besonders **aber** durch das längst erschienene Werk des Verfassers über das **System** des Vedanta, schon ein Theil vorweggenommen; was zurück**bleibt,** ist der Buddhismus — über dies, so höchst wichtige **Phänomen** dürfen wir aber auch von Deußen wichtige Aufschlüsse **erwarten,** nicht in Bezug auf Fakta, sondern, was ebenso wichtig ist, **auf** ihre Verwerthung. Denn es wird die erste philosophische Behandlung dieses Gegenstandes sein, nachdem die letzten Jahrzehnte nicht nur einen großen Reichthum an schätzbarstem Material, **sondern** auch einen Wulst von wohlgemeinten aber selten sehr befähigten Darstellungen von und Betrachtungen über die Lehre des Buddha gebracht haben.

Nachdem der Verfasser uns mit Land und Leuten bekannt gemacht und ein lebhaftes Bild altvedischer Kultur und Religion aufgerollt hat, zeigt er uns, wie die schwache moralische Seite letzterer zu einem verhältnißmäßig frühen Verfall führte, indem sich schon in den späteren Hymnen des Rigveda Unglaube und Spott und schließlich gänzliche Ablehnung kundgaben. Hand in Hand mit dieser Zersetzung der Religion sehen wir aber die Philosophie keimen mit der aufdämmernden Erkenntniß, „daß aller der buntgestaltigen Vielheit der Götter und der Wesen in der Welt zu Grunde liegt eine von ihnen allen verschiedene, ewige Einheit." Es bedurfte nicht hier wie in Griechenland (Xenophanes) eines offenen Kampfes gegen die Götterwelt, „weil die vedischen Göttergestalten so nebelhaft durchsichtig und leicht in die entsprechende Naturerscheinung auflösbar waren, daß man es unternehmen durfte, durch sie hindurch die Einheit zu ergreifen." („Groß ist der Götter Lebenskraft, ist eine," wie der Refrain eines Hymnus lautet. Am großartigsten, und schon in sehr besonnener Form, zeigt sich dies Bestreben in dem tiefsinnigen Schöpfungshymnus Rigv. 10, 129, von dem Deußen erst eine wörtliche Uebersetzung mit ausführlichem Kommentar, dann eine sehr schöne metrische in gereimten Versen giebt. Schritt für Schritt wird nun das Suchen nach dem unbekannten Gotte verfolgt, der allmählich Prajapati (Herr

*) Die erste Abtheilung erschien 1894 und enthielt außer der Einleitung die Philosophie des Veda bis auf die Upanishads: die zweite, in diesem Jahre erschienene, behandelt die Philosophie der Upanishads, welche uns mittlerweile durch Deußen's Uebersetzung (1897) aufgeschlossen worden sind.

der Geschöpfe), Viçvakarman (Allschöpfer), Brahmanaspati (Gebetsherr) und Puruscha (Mann) genannt wird — Wesen die nicht, wie die früheren Götter im Volksbewußtsein wurzelten, sondern Gebilde der denkenden Abstraktion sind. „Mit dem letzten Namen wird aber anstatt personifizirter Abstrakta ein konkretes Wesen, der Mensch, gesetzt. Menschenartig waren freilich auch die alten Götter; während diese aber nur Personifikationen von Naturtheilen waren, so war Puruscha eine Personifikation der ganzen Natur, ja diese selbst, nur als organisches, persönliches Wesen angeschaut, hat also auch nicht, wie der ebenfalls menschenartige Jehovah, die Welt außer sich.“

In diesem Gottesbegriff kulminirten die Hymnen Rigvedas, die weitere Entwickelung fällt den Brahmanas zu. Diese beiden Quellen werden aber durch eine geographisch-historische Wasserscheide getrennt, und so wird die litterarische Erörterung angenehm durch eine kulturgeschichtliche Darstellung unterbrochen. Die Arier waren vom Fünfstromlande in das halb tropische Gebiet des Ganges eingewandert, das Kastenwesen (das sich bekanntlich im Puruschalied findet) hatte sich ausgebildet — in ursprünglichem Gegensatz zu den unterjochten Urbewohnern — und die Brahmanen, „Die Beter“, hatten den Kultus monopolisirt. Durch die komplizirte Form, welche in ihren Händen der Gottesdienst annahm, bildete sich nun das ungeheure Ritualwerk der Brahmanas, die den Gang der Opferhandlung in allen seinen Einzelheiten zu lehren und die Bedeutung derselben durch symbolisches Umdeuten zu erklären haben. Dadurch geschieht es nun, daß die an sich natürliche Entwickelung von dem mythologischen Begriff Prajapati, der in den Brahmanas der oberste Gott geworden ist, zum philosophischen Begriff Atman (das Selbst), der in den Upanishads die Hauptrolle spielt, nicht in gerader Linie erfolgt, sondern auf eigenthümliche Weise unterbrochen wird, indem ein liturgischer Begriff, das Brahman (das Gebet), derjenige wurde, „um welchen sich, so gut und so schlecht dies gehen mochte, alles konzentriren sollte, was das vedische Zeitalter an philosophischen Gedanken hervorgebracht hat, und der auch später, ja bis auf die Gegenwart hin beibehalten wurde, um dasjenige zu bezeichnen, was dem Inder als der letzte Urgrund der Welt und zugleich als das höchste Ziel alles menschlichen Denkens und Trachtens gilt. Die theils rein begriffliche, theils litterarisch-geschichtliche Untersuchung, wie das Wort von jener ersten Bedeutung (Gebet) zu dieser letzten Bedeutung (das Ab-

solutum) gelangt, gehört zu den glänzendsten Leistungen des Werkes. Anderartig, aber nicht geringer an Werth, ist seine Untersuchung über den Zentralbegriff der Upanishads: Atman. Im Gegensatz zu Oldenberg, der zwei Strömungen, eine priesterliche und eine philosophische, sieht, kommt Deußen zu dem Resultat, daß Atman ursprünglich gar kein philosophischer Begriff ist, sondern erst allmählich ein solcher wird in dem Maße, wie das philosophische Denken sich der in ihm liegenden Vortheile bewußt wird, indem er sich aus dem Brahmanbegriffe entwickelt, und zwar durch Verschärfung dessen subjektiven Momentes. Nämlich Atman bezeichnet das Selbst und zwar 1. die eigene Person, den eignen Leib, im Gegensatz zur Außenwelt; 2. den Rumpf im Gegensatz zu den Außengliedern; 3. die Seele im Gegensatz zum Leibe; 4. das Wesen im Gegensatz zum Nichtwesentlichen. „Atman ist wesentlich und von Hause aus ein relativer Begriff, sofern dabei immer etwas vorschwebt, was nicht der Atman ist, und ein negativer Begriff, sofern der positive Inhalt nicht in ihm, sondern in dem liegt, was ausgeschlossen wird: Solche relativnegativen, oder, wie man auch sagen könnte, limitirenden Begriffe sind häufig von den Philosophen und mit großem Vortheil gebraucht worden, um das unerkennbare Prinzip der Dinge dadurch zu kennzeichnen, daß man den ganzen Inhalt der erkannten Welt von ihm ausschließt (genannt werden jetzt Anaximandros' ἀρχή, Parmenides' ὄν, Platon's ὄντως ὄν, Spinoza's substantia, Kant's Ding an sich). Alle diese Begriffe sind negativ, d. h. sie sagen von dem Prinzip nur aus, was es nicht ist, nicht aber, was es ist; sie sind daher inhaltsleer, und gerade hierin liegt ihr Werth für die Metaphysik, die es mit einem ewig Unerkennbaren zu thun hat. Solcher Art ist auch der Begriff Atman, welcher uns auffordert, das Selbst der eigenen Person, das Selbst jedes andern Dinges, das Selbst der ganzen Welt ins Auge zu fassen und hinwegzuthun Alles, was nicht streng genommen zu diesem Selbst gehört; es ist der abstrakteste und darum der beste Name, den die Philosophie je für ihr eines ewiges Thema gefunden hat; alle jene anderen Namen (ἀρχή, ὄν, 2c.) schmecken noch nach der Erscheinungswelt, der sie doch schließlich entstammen. Atman allein trifft den Punkt, an dem das innere, dunkle, nie erscheinende Wesen der Dinge sich uns eröffnet." (I, 286 f.)

Die Entwickelung dieser beiden Begriffe und besonders des letzteren, der sich in den Brahmanas und in den späteren Hymnen

des Atarvavedas schüchtern und keimartig hervorwagt, fällt nun den Upanishads zu, den dogmatischen Textbüchern der verschiedenen Vedaschulen, welche mittelst des Aranyakams dem betreffenden Brahmanam einverleibt worden sind.

„Das Waldbuch" (Aranyakam) ist für den Waldeinsiedler bestimmt, der das wirkliche Opfer nicht mehr vollziehen konnte, an dessen Stelle darum allegorische Betrachtungen über das Opfer treten und einen Uebergang bilden zu den ganz frei sich über den Kultus erhebenden Upanishadgedanken. Diese konzentriren sich um jene beiden Begriffe, den alten, „Brahman", das wesentlich den Brahmanas angehört, und den neuen, „Atman", der dort und in den Hymnen sich nur versuchsweise hervorwagt, hier aber das lösende Wort wird. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß diese, dem Opferkultus sehr ungünstige, weil rein philosophische Atmanlehre zwar Brahmanen (wie Yajnavalkya) zu Urhebern hat, dann aber unter den Ksatriyas (den Fürsten und Adligen) gepflegt worden ist und unter Ausschließung der Brahmanen in Geheimsitzungen (die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Upanishad) ausgebildet wurde. Nach und nach nahmen aber auch die Brahmanen die Lehre mit Begierde auf, verwoben sie durch allegorische Umdeutung mit der rituellen Tradition und gliederten sie dem Lehrpensum ihrer Schulen an: die Upanishads wurden zum Vedanta (s. das Ende der Veda).

Der Grundgedanke der ganzen Upanishadphilosophie läßt sich ausdrücken durch die einfache Gleichung: Brahman=Atman, das heißt: „das Brahman, die Kraft, welche in allen Wesen verkörpert vor uns steht, welche alle Welten schafft, trägt, erhält und wieder in sich zurücknimmt, diese ewige, unendliche, göttliche Kraft ist identisch mit dem Atman, mit demjenigen, was wir, nach Abzug alles Aeußerlichen, als unser innerstes und wahres Wesen, als unser eigentliches Selbst, als die Seele in uns finden. Dieser Gedanke hat eine weit über die Upanishads, ihre Zeit und Land hinausreichende Bedeutung, ja ist von unverlierbarem Werthe für die ganze Menschheit. Denn, welche neuen und ungeahnten Wege auch immer die Philosophie kommender Zeiten einschlagen mag, dieses steht für alle Zukunft fest: soll eine Lösung des großen Räthsels, als welches die Natur der Dinge, je mehr wir davon erkennen, nur um so deutlicher sich den Philosophen darstellt, überhaupt möglich sein, so kann der Schlüssel zur Lösung dieses Räthsels nur da liegen, wo allein das Naturgeheimniß sich uns

von innen öffnet, das heißt, in unserem eigenen Innern." (II, 37 etwas zusammen gezogen.)

Atman als Schlüssel ist aber noch zweideutig, denn Zweifaches wohnt in uns. Sehr glücklich vergleicht Deußen unser Inneres einem Hause, von welchem nur ein Theil durch das im oberen Stockwerke brennende Licht erhellt wird. „Beim ersten Eintritt in ein solches Haus konnte leicht der Irrthum entstehen, daß das Licht den Mittelpunkt des Hauses bilde, daß sich dessen Räumlichkeiten nur so weit erstreckten, wie die Beleuchtung durch jenes Licht reichte, und das alles Uebrige, da es nicht sichtbar war, für gar nicht vorhanden gehalten wurde. Darauf beruht es, daß der philosophirende Menschengeist in Indien, Griechenland und der Neuzeit in merkwürdiger Uebereinstimmung einem Irrthume verfallen ist, den wir am kürzesten mit dem Worte Intellektualismus bezeichnen können, und welcher darin besteht zu glauben, daß das innerste Wesen des Menschen und der Welt, das Brahman, das Prinzip, die Gottheit, irgendwelche Aehnlichkeit oder Analogie oder Identität haben könne mit dem, was wir als Bewußtsein, als Gedanke, als Geist hier „hinter des Menschen alberner Stirn" vorfinden."

In Indien hat dieser Intellektualismus seinen Hauptvertreter in Yajnavalkya. Es ist die Hauptperson in einer langen Reihe von Gesprächen, welche den Hauptheil der Brihadaranyakam Upanishad und überhaupt das wichtigste Stück der Upanishads bilden. Wenn nun auch Yajnavalkya der Name eines mythischen Lehrers gewesen ist, dem viele Lehren von verschiedenem Werthe in den Mund gelegt werden, so leuchten doch mit hinlänglicher Bestimmtheit einige zusammenhängende Grundgedanken hervor, die sicher eine einzelne Persönlichkeit zum Urheber haben, den wir also füglich als Yajnavalkya bezeichnen können. Diese Grundgedanken, die einen bestimmenden Einfluß auf die Upanishads und damit auf das ganze indische Geistesleben geübt haben, sind folgende drei: 1. Der Atman ist das Subjekt des Erkennens in uns („Wahrlich, dieses große, ungeborene Selbst ist unter den Lebensorganen jener aus Erkenntniß bestehende Geist"). 2. Eben als solches ist er selbst unerkennbar („nicht sehen kannst du den Seher des Sehens, nicht hören kannst du 2c.", „durch welchen er dieses Alles erkennt, wie sollte er den erkennen, wie sollte er doch den Erkenner erkennen?") 3. Der Atman die alleinige Realität („nicht giebt es außer ihm einen Sehenden, nicht giebt es außer ihm einen Hörenden" 2c.; „es ist kein Zweites außer ihm, kein Anderes von ihm verschiedenes

das er sehen könnte"). Im letzten Satz liegt direkt die später als Maya-Lehre so berühmte Erkenntniß der Nichtrealität der Welt, als einer Täuschung, die nur für den auf dem Standpunkte des Nichtwissens (avidya) Beharrenden vorhanden ist, und damit indirekt die Lehre von der Erlösung durch das Wissen (vidya): wer sich als eins mit dem Brahman weiß, ist erlöst („o Janaka, du hast den Frieden erlangt!").

Wenn es viele Vortheile mit sich führt, eine Geschichte der Philosophie in Indien anzufangen, so läßt sich nicht leugnen, daß es auch einen Uebelstand hat, dem zu vergleichen, wenn man eine Reise, die in den Alpen enden soll, damit anfinge, daß man sich nach dem Himalaya begäbe und dort den Gaurisankar bestiege. Denn, wenn Deußen den Uebergang von der ersten zur zweiten Abtheilung treffend mit folgenden Worten charakterisirt: „Wir nehmen Abschied von dem dunkeln, noch so wenig durchwanderten Urwalde der Brahmanas und betreten die sonnige Hochebene der Upanishads mit ihrer Rundsicht über Welt und Leben": so kann man füglich Yajnavalkya bezeichnen als den höchsten Gipfel der höchsten Bergkette, die sich von dieser Hochebene erhebt. Allerdings ist seine Größe kaum aus solchen drei bis fünf nackten Hauptsätzen zu erkennen. Jedoch wird es einleuchten, welcher außerordentliche Grad von Besonnenheit dazu gehörte, zu jener folgenschweren Erkenntniß durchzudringen, daß das Subjekt des Erkennens in uns eben als solches selbst unerkennbar ist. Ich zweifele nicht, daß gerade die darauf bezüglichen Stellen es waren, an welche Schopenhauer vorzugsweise dachte, als er sich zu dem Ausdrucke „die fast übermenschliche Weisheit der Urheber der Upanishads" hinreißen ließ (er zitirt auch an anderer Stelle einen von diesen Texten als „Worte des heiligen Upanishads). In der That kann man sagen, daß wenn mit dem ersten Satz (Identität des Atmans und des Subjekts des Erkennens in uns) ein Irrthum begangen war, würde er doch einigermaßen durch jenen zweiten gut gemacht, indem dieser den Weg verbaute für Fehler, welche, in der dogmatischen Ontologie, der abendländischen Metaphysik so verhängnißvoll werden sollten.

Yajnavalkya, dieser Gaurisankar des Gedankens, bedeutet für uns den stolzesten Idealismus, den die Welt erlebt hat; kühn, schroff und fast unerreichbar wie eine solche Zinne des Himalaya, rein und kalt und ewig wie ihr Schnee. „Und unbrauchbar wie er", bemerkt der praktische Europäer. Mag sein — und doch! von

diesem Schnee unversiegbar gespeist rieseln die Bäche abwärts und vereinigen sich zu Flüssen, die sich endlich zum breiten Strom sammeln, an dessen Ufern die Kultur blüht, wo ohne diese Fluthen eine Wüste sein würde.

In der That ist ohne Yajnavalkya's Idealismus die spätere Upanishadentwickelung und damit das ganze so hoch bedeutende indische Geistesleben undenkbar, namentlich auch der Buddhismus, die am weitesten verbreitete Religion der Welt, die Millionen und aber Millionen von Menschen ein Trost im Leben und Tod gewesen ist, eine historische Macht bedeutendsten Ranges und ein Kulturfaktor, nicht nur für den fernen Osten, von noch unerschöpfter Kraft. Wird doch, charakteristisch genug, gerade eine Hauptlehre des Buddhismus Yajnavalkya in den Mund gelegt (Brih. 3, 13, das nach dem Tode übrig Bleibende ist das Werk), freilich kaum mit Recht, da die Ausdrücke sich schwierig mit den Hauptsätzen Yajnavalkya's in Uebereinstimmung bringen lassen.

Wenn nun die Gefahr nahe liegt, daß man durch diese Besteigung der höchsten und schroffsten Zinne, gleich im Anfange, gegen spätere weniger gewaltige Eindrücke etwas abgestumpft wird; so führt das doch andererseits wiederum einen großen Vortheil mit sich. Durch das Einathmen dieser scharfen und fast tödtlich reinen Höhenluft wird das Athemorgan überaus feinsinnig und spürt sofort die geringsten Miasmen. Diese Scharfsinnigkeit gegenüber allem unkritischen Hineinspielen empirischer Erkenntnißformen auf das metaphysische Gebiet, dies fortwährende Auf-der-Hut-sein gegen jede Art von Begriffsamphibolie gehört zu Deußen's hervorragendsten Denkereigenschaften und muß schon in den „Elementen der Metaphysik" jedem Leser auffällig gewesen sein.

Eine solche Fähigkeit kommt nun gerade einem Führer durch die Gedankenwelt der Upanishads sehr zu statten. Denn diese bietet uns das höchst eigenthümliche Schauspiel, daß jener, verhältnißmäßig früh errungene, reine Idealismus mehr und mehr von empirischen Vorstellungen durchsetzt wird und sich immer vertraulicher an unsere angeborene realistische Anschauungsweise anpaßt, so zwar, daß selbst dort, wo der Realismus vollständig die Oberhand gewonnen hat, jener ursprüngliche Idealismus noch immer im Hintergrund des Bewußtseins fortbesteht — ein Verhältniß, das in der folgenden systematisirenden Periode zu einer säuberlichen Trennung zwischen exoterischer und esoterischer Lehre führte. So wird, wie Deußen sehr schön ausführt, der Idealismus zu

Pantheismus, indem der Welt Realität zugestanden wird, mit der Erklärung: der Atman sei eben die Welt. Das zunehmende Bedürfniß nach Verständlichkeit in empirischen Formen ändert nun die Identität in ein Kausalitätsverhältniß, wodurch der kosmologische Standpunkt erreicht wird, der einen Uebergang bildet zum Theismus, wo die höchste weltschaffende Seele und die individuelle Seele in Gegensatz treten (Çvetaçvatara Upanishad). Dadurch wird nun aber bald die Existens Gottes in Frage gestellt, denn sie war nur durch die individuelle Seele verbürgt und jetzt überflüssig — so kommt es zum Atheismus des Sankhyasystems, der aber im Yogasystem durch einen äußerlich angeklebten Gottesbegriff wiederum in Deismus umschlägt. Es ist äußerst lehrreich zu sehen, wie diese verschiedenen, nach unserer abendländischen Vorstellung ziemlich scharf gegen einander abgegrenzten Weltanschauungen hier in einander verfließen, weil sie eben durch jenen Idealismus immer in Fluß gehalten werden. Welche scharfe Fundamentaltrennung glaubt ein europäischer Redner nicht gemacht zu haben, wenn er die Menschen in Böcke und Schafe theilt — in Atheisten und in solche, die an einen Gott glauben. Dies macht freilich die bei uns herrschende, vom Judenthum herrührende realistische Grundanschauung. Nun ist aber gerade auf dem religiösen Gebiete der Idealismus die zu Grunde liegende Voraussetzung, wenn auch gewöhnlich nicht klar zu Bewußtsein kommende Voraussetzung, wie Deußen gelegentlich des Grundgedankens der Upanishads kurz und klar auseinandersetzt. („Der Upanishadgedanke und die Religion II, 42.) Somit ist jene abendländische vermeintliche Fundamentaltrennung eine illusorische, und es zeigt sich auch hier, daß Schopenhauer Recht hat, wenn er als das trennende Kriterium das „nothwendige Credo aller Guten" hinstellt: „Ich glaube an eine Metaphysik", d. h. ich glaube, daß diese nur von den Sinnen gegebene Welt eben auch nur in Bezug auf diese Sinne Realität hat, daß es aber an sich eine ganz andere Ordnung der Dinge giebt.

Das ist es: die Inder der Upanishad glauben alle an eine Metaphysik. Schon in diesem Bande zeigt sich, daß das Sankhyasystem, in welchem die realistischen Strömungen des Upanischads zur bewußten Durchführung kommen, dennoch sehr weit davon entfernt ist metaphysiklos zu sein in dem Sinne, in welchem unser Positivismus und naiver Materialismus es ist; und im folgenden Bande wird es sich zeigen, daß dasselbe vom Buddhismus gilt,

obschon er oft als völlig metaphysiklos mißverstanden wird, ja sogar in dieser vermutheten Eigenschaft manches falsche und beschämende Lob zu ertragen hat.

Und hier, bei der Erwähnung des Buddhismus, dieses subtilsten aller religiös-philosophischen Phänomene, dem ja der folgende Band hauptsächlich gewidmet sein soll, muß ich mir erlauben näher auf einen einzelnen Punkt einzugehen, wo ich das Urtheil Professor Deußen's ungerecht finde und auch die sonst von ihm so peinlich innegehaltene Begrenzung der Begriffssphäre vermisse. In der sehr interessanten Untersuchung über den Ursprung der Erlösungslehre sagt der Verfasser: „Allerdings wird durch die Erlösung auch das Leiden seiner ganzen Möglichkeit nach aufgehoben, aber erst der Buddhismus hat das, was bloße Folge war, zum Grunde gemacht, und, indem er die Erlösung als eine Flucht vor dem Leiden des Daseins auffaßte, den Egoismus zur Grundtriebfeder der Religion gemacht — wenn auch nicht so wie später der Islam, welcher nicht müde wird, den Leuten die himmlische Herrlichkeit und die Schrecknisse der Hölle auszumalen.“

Nun sieht es allerdings sehr plausibel aus, das Nichtleiden-Wollen dem Genießen-Wollen gleich zu setzen, als verschiedene Stufen derselben Skala, und dann, in Folge dieser Gleichsetzung, dem Buddhismus Egoismus vorzuwerfen, weil er, durch den Anblick des Weltjammers ergriffen, und erschüttert durch die Einsicht, daß das Leben als solches wesentlich Leiden ist, nunmehr diese Welt und dies Leben nicht mehr will — und auch kein anderes Leben, weil er mit seiner hohen Besonnenheit eingesehen hat, daß das Leiden nicht ein zufälliges Anhängsel dieses Lebens ist, sondern dem Willen selbst inhärirt, dessen Erscheinung eben das Weltleben ist. Dennoch aber halte ich dies Raisonnement nicht etwa nur für einen übertriebenen Purismus, sondern für direkt verkehrt. Denn der Begriff des Egoismus setzt als selbstverständlich den Standpunkt der Bejahung voraus. Das Ego, von dem die Rede ist, ist der Wille zum Leben, der hier eben aufgehoben ist. Zwar, die Willenswendung selbst, wenn sie in unsere Erfahrung eintritt, nimmt sich aus als durch Motivation verursacht, und in so fern als egoistisch. Das liegt aber nicht an ihr, sondern an den Formen unserer Erkenntniß: die Farbe unserer Erdenbrille theilt sich Allem mit, was überhaupt gesehen wird. Muß doch das Mitleid selbst, dieser himmlische Gast, sich zu einem solchen irdischen Körper bequemen, um überhaupt in die Erscheinung zu treten. Denn das fremde

Weh muß **mein** Weh werden und motivirt mich als solches — weshalb denn auch ein Sophist recht wohl die mitleidige Handlung für ebenso „egoistisch“ wie die grausame erklären könnte. Uebrigens kann ich hier auf die glänzenden Ausführungen verweisen, die der Verfasser selbst anderswo gegeben hat („Elemente der Metaphysik §§ 287 und 294“).

„Daß es mir wohl ergehe auf Erden“ — dies ist die Parole des Egoismus, und über das Erdenleben reicht er im eigentlichsten Sinne nicht hinaus. In demselben Grad freilich, wie das Jenseits sinnlich und nach Analogie des irdischen Lebens aufgefaßt wird, in demselben Grad fällt es der Herrschaft des Egoismus anheim. Am meisten geschieht dies allerdings im Islam; aber es ist befremdend, diesen nur als eine Ueberbietung des Buddhismus hingestellt zu sehen. Denn in keiner anderen Religion ist das Jenseits auch nur annäherungsweise so rein von sinnlichen Vorstellungen gehalten, wie im Buddhismus. Würde doch der Buddhist den christlichen Himmel ohne Weiteres zum Diesseitigen rechnen — und auf diesem Gebiete liegt für ihn gar nicht das Ziel der Religion. „Was soll ich thun, damit ich selig werde?“ — an dieser Frage nimmt der Apostel Christi kein Aergerniß, denn es ist nicht die Frage des Egoismus. Diese lautet: „Was soll ich thun, damit ich **glücklich** werde?“ und hierauf antwortet der Buddha (Buddha Carita 7, 526 f.): „Wer durch religiöses Leben zum Glück gelangen will, giebt ihm ein Ziel, das zur Religion nicht paßt.“ Eine klarere Abweisung des Eudämonismus — und damit des Egoismus, — wird man wohl bei keinem Religionsstifter finden. Nicht Glück, sondern Seligkeit, Erlösung von der Unseligkeit des egoistischen Wollens, von dem Ich-Wahn, ist das Ziel des wahren Buddhisten.

Mit demselben Recht, mit welchem Deußen hier dem Buddhismus „Egoismus“ vorwirft, könnte man übrigens den Vedantisten des Egoismus, der Selbstsucht zeihen — sucht er doch das Selbst und zwar mit dem eigenen Selbst als Pfadfinder —, und man hat es auch gethan; ja in so fern mit etwas größerem Recht, als hier das Mitleid fast keine Rolle spielt. Die Verkehrtheit einer solchen Beschuldigung liegt aber am Tage — das „Selbst“ wird zweideutig gebraucht — und ich brauche mich dabei nicht aufzuhalten. Nur möchte ich zum Verhältniß zwischen diesen beiden größten Phänomenen des indischen Geistes Folgendes bemerken: Der Verfasser vergleicht die Grundgedanken der Upanishads mit

denen des Christenthums und äußert sich darüber folgendermaßen: „So gewiß der Wille, und nicht der Intellekt, den Kern des Menschen bildet, so gewiß wird dem Christenthum der Vorzug bleiben, daß seine Forderung einer Wiedergeburt des Willens die eigentliche zentrale und wesentliche ist; — aber so gewiß der Mensch nicht bloß Wille, sondern zugleich auch Intellekt ist, so gewiß wird jene christliche Wiedergeburt des Willens nach der andern Seite hin als eine Wiedergeburt der Erkenntniß sich kundgeben, wie die Upanishads sie lehren." Nun — so gewiß bleibt jener Vortheil auch dem Buddhismus, denn seine „zentrale und wesentliche Forderung" ist die „Willenswendung"; ihm bleiben aber beide Vortheile, denn seine zweite und eng damit verbundene Forderung ist „die rechte Einsicht", weshalb man denn auch immer sieht, daß die Buddhisten dem Christenthum vorwerfen, es vernachlässige ganz das intellektuelle Moment und sei Gefühlsschwelgerei. In der That ist keine andere Religion auch nur annäherungsweise so vom philosophischen Geiste durchdrungen wie der Buddhismus; und wenn auch der Vedanta noch tiefer in diesem Geiste wurzelt — wie er ja auch Philosophie geblieben ist — so muß doch hervorgehoben werden, daß die Reden des Buddha rein philosophische, zumal sehr wichtige erkenntniß-theoretische Erörterungen enthalten, von einer kritischen Feinheit, die alles Aehnliche in den Upanishads in den Schatten stellt, und daß die Lehre von der Palingenesie, selbst in den reinsten Yajnavalkyastellen — von der „Zweiweg"- und der „Fünffeuerlehre" gänzlich zu schweigen — uns noch recht naiv und fast philosophisch roh erscheinen muß im Verhältniß zu der höchst subtilen Art und Weise, wie der buddhistische Denker dies verfängliche Problem dialektisch in der Schwebe hält (etwa in „Melindas Fragen") und dadurch zeigt, daß er sich wohl bewußt ist, eine transzendente Frage in der Sprache unserer empirischen Erkenntniß behandeln zu müssen. Allerdings macht Yajnavalkya die Sache wieder gut, indem er durch das, was er vom Erlösten sagt, verstehen läßt, die vorhergehende Seelenwanderungslehre habe nur eine bedingte Wahrheit, vom höchsten Standpunkt aus aber keine (so wenig wie die Welt), was schließlich auf dasselbe hinausläuft. Jedoch bleibt dem Buddhisten der Vortheil, daß er auch für den Nicht-Erlösten keine Seelenwanderung im eigentlichen Sinne zugiebt, weshalb eben diese esoterische Lehre in so hohem Grade die Bewunderung Schopenhauer's weckte.

Im Vorwort zur zweiten Abtheilung nennt der Verfasser die Philosophie der Upanishads den Kulminationspunkt der Indischen Weltanschauung, der durch keine der nachfolgenden Erscheinungen, auch nicht durch den Buddhismus übertroffen worden sei. Man kann dieser Aeußerung im Allgemeinen zustimmen, ohne deßhalb die einzelnen philosophischen Vorzüge des Buddhismus zu übersehen oder den wesentlichen Vorrang, den ihm sein tiefes, mit Leid erfülltes Herz giebt, zu vergessen. Jenen Vorwurf, daß er den Egoismus zum religiösen Prinzip mache, hat Deußen selbst — wie gesagt — im voraus glänzend zurückgewiesen (Elemente der Metaphysik) und wird es gewiß noch ausführlicher thun, wenn er im folgenden Band dies große religiöse, philosophische und geschichtliche Phänomen zum Gegenstand eingehender Behandlung macht.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung von Joseph Petzold. Leipzig 1900.

Zur Bezeichnung desjenigen Theiles der theoretischen Philosophie, der vom Ursprung und dem Geltungsbereich der Prinzipien der objektiven oder materialen Erkenntniß handelt, ist in Deutschland nach dem Vorgange der Fries'schen Schule der Name Erkenntnißtheorie in Gebrauch gekommen. Rein oder schlechthin philosophisch ist die Erkenntnißtheorie, sofern sie von aller Variabilität des Erfahrungsinhaltes absieht und lediglich die konstanten Gesetze der objektiven Verknüpfung des Erfahrungszusammenhanges systematisch feststellt; angewandt dagegen ist sie, sofern jene allgemeinen, rein begrifflichen Gesetze an einem besonderen Faktor des Erfahrungsinhaltes z. B. der Bewegung spezialisirt werden. Der Prozeß, jene obersten Prinzipien der reinen, objektiven Erkenntniß systematisch zu fixiren, beginnt bereits mit Thales und hat bis heut noch zu keinem befriedigenden Abschluß geführt. Trotzdem aber ist in den hierauf gerichteten philosophischen Untersuchungen, — was übrigens bis jetzt noch in keiner Geschichte der Philosophie dargelegt worden ist, eine von Punkt zu Punkt fortschreitende innere Entwickelung deutlich zu erkennen. Dabei treten drei Stadien dieser erkenntnißtheoretischen Evolution kenntlich hervor: 1. mit Thales beginnend das metaphysisch-ontologische; 2. das psychologische und zwar in doppelter Richtung als rationales und induktives seit Descartes und Locke; und 3. das kritische seit Kant. Die ontologische Methode nimmt zum Ausgangspunkt die transscendirte Erfahrung, die den mythischen Begriff des Ansichseienden zu decken bestimmt ist; die psychologische aber hat zur Grundlage die subjektive, unmittelbare Erfahrung unseres Selbstbewußtseins, und die kritische endlich die objektive, mittelbare Erfahrung unseres Objektsbewußtseins. Der Begriff der Erfahrung ist demgemäß in der neueren Zeit immer nachdrucks-

voller in den Mittelpunkt der Untersuchung gerückt worden und ist so an die Stelle des metaphysischen Hauptbegriffs vom Seienden getreten. Aber auf diesem Wege hat auch seine Bedeutung entscheidende Wandlungen durchgemacht; denn während Aristoteles unter Erfahrung noch lediglich die Erkenntniß des Einzelnen versteht (ἡ μὲν ἐμπειρία τῶν καθ' ἕκαστόν ἐστι γνῶσις) und ebenso noch Albertus Magnus (singularium cognitio), verstanden die psychologischen Erkenntnißtheoretiker darunter subjektive Wahrnehmungserkenntniß, sowohl äußere (Sensation), als innere (Reflexion), und erst sehr allmählich beginnt durch den Einfluß des Kritizismus die Einsicht nachhaltigen Einfluß zu gewinnen, daß Erfahrung nicht bloß die subjektive (psychologische) Wahrnehmung sei, sondern daß es auch eine objektive Erfahrung gebe, und daß daher der Inhalt dieses Begriffes die umfassende Einheit des Subjekts- und Objektsbewußtseins darstelle.

Zu denjenigen Philosophen nun, welche die Erfahrung in diesem umfassenden Sinn zum Gegenstand ihrer Untersuchung gemacht haben, gehört Richard Avenarius. Man kann aber nicht behaupten, daß die Publikionen dieses Denkers einen nennenswerthen Einfluß ausgeübt hätten. Das lag zunächst daran, daß der geradezu barbarische Stil seiner Arbeiten ein verständnißvolles Eindringen fast unmöglich macht, und dies umsomehr, als sich bei Avenarius mit einer schier krankhaften Sucht zu neuen Wortbildungen gerade eine äußerst geringe Befähigung für diese Aufgabe verbindet. Aus diesem Grunde haben sich einige seiner Schüler und Anhänger der dankenswerthen Mühe unterzogen, diese Philosophie des „Empiriokritizismus“ auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, und zu diesen Hermeneuten gehört neben Fr. Carstanjen und R. Willy in erster Linie J. Petzoldt. Von dem Letzteren liegt jetzt eine neue Publikation vor unter dem Titel „Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung“, von welcher gegenwärtig der erste Band „Die Bestimmtheit der Seele“ erschienen ist. Durch diese Arbeit wünscht der Verfasser zunächst „die Anschauung auf festesten Grund zu stellen, daß es keinen einzigen seelischen Vorgang giebt ohne einen gleichzeitigen im Gehirn, bei dessen Fehlen er nicht vorhanden wäre“, sodann aber giebt er eine leicht verständliche Darlegung des hauptsächlichsten Inhalts von Avenarius' „Kritik der reinen Erfahrung“.

Soweit es dem Referenten selbst gelungen ist, in die philosophischen Erörterungen von Avenarius einzudringen, kann er die Arbeit Petzoldt's als eine äußerst geschickte und dem Wesen der Sache entsprechende Interpretation empfehlen. Wer sich daher mit den eigenen Schriften von Avenarius bekannt zu machen wünscht, dem ist durch diese Publikation nunmehr ein leichter und verständnißgewinnender Zugang geboten. Daß dagegen der „Empiriokritizismus“ des Meisters selbst dadurch an Anerkennung gewinnen wird, glaubt Ref. bezweifeln zu müssen. Denn auch diese Interpretation bestätigt ihm die Ueberzeugung, daß Avenarius schon



aus dem Grunde zu keinen sicheren Ergebnissen gelangen konnte, weil er das erkenntnißtheoretische und psychologische, ferner das reine und angewandte Erfahrungsproblem nicht sicher zu scheiden vermocht hat. Trotz des physiologischen und mathematischen Apparates, der in reichlicher Weise zu Hilfe gezogen wird, sinkt er mit seiner Methode wieder auf die Stufe der Vorkantianer zurück, insofern er es unternimmt, von der subjektiven Grundlage der physiologischen und psychologischen Prozesse aus zu den Prinzipien der objektiven Erkenntniß Zugang zu gewinnen. Wenn Kant kein weiteres Verdienst hätte, so hat er doch den schlagenden Nachweis geführt, daß weder die reinen, noch die speziellen Gesetze der objektiven Gewißheit, also weder die der reinen Erkenntnißtheorie, noch die der Mathematik und Mechanik, irgendwie aus psychologischen Prozessen zu begründen seien; ein solches Verfahren verwarf er eben als dogmatisch und verstand darunter sowohl den rationalen als den physiologischen Psychologismus.

Es ist ja in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Versuch gemacht worden, die Psychologie als Psychophysik und physiologische Psychologie zum Range einer Wissenschaft zu erheben. Versteht aber unter der letzteren, wie es wenigstens sein sollte, ein Erkenntnißsystem von *objektiver* Gewißheit, so muß jener Versuch bisher als mißlungen betrachtet werden. Denn trotz aller scharfsinnigen Beobachtungen und minutiösen Experimente läßt sich doch kein subjektiver Prozeß objektiv festlegen, schon allein deswegen, weil er dem mathematischen Maß widerstrebt. Die Annahme des psychophysischen Parallelismus aber, die diesem Mangel abhelfen sollte, ist eine metaphysische Hypothese der allerverwegensten Art, an die zu denken wohl Descartes und Spinoza noch gestattet war, deren man sich aber seit 1781 nicht mehr schuldig machen sollte. Denn das Verhältniß zwischen Leib und Seele, zwischen Körper und Geist ist ein anderes als der phantastische Gedanke jenes Parallelismus glauben machen will. Wer, durch alle die Mißerfolge nicht erschüttert, dieser Theorie dennoch anhängen will, mag es thun; der sachliche Thatbestand aber lehrt, daß subjektive und objektive Erfahrung den *gleichen* Inhalt haben, und daß nur die Beziehung dieser Inhalte eine zwiefache ist, nämlich einmal auf das Subjekt und das andere Mal auf sich selber untereinander; die erstere Beziehung stellt sich als Seele, die andere als Leib dar. Diese beiden Beziehungsarten aber stehen unter sich in keinem kausalen Zusammenhange; und wenn auch eine bestimmte Bewußtseinsfunktion zugleich eine Veränderung der Seele und des Gehirns erzeugt, so liegt eben eine verschiedene Beziehung desselben Thatbestandes, aber keine Parallelität verschiedener Vorgänge vor. Der Gedanke des psychophysischen Parallelismus hebt in Wahrheit jede wissenschaftliche Erkenntniß auf; denn wenn Gehirn, Nerven, Leib, Körper etwas schlechthin Anderes wären als objektiv verknüpfte Vorstellungsinhalte, so würden sie ja zu unserem Vorstellungszusammenhange, außer durch ein gött=

liches Wunder, gar nicht in Beziehung treten können und demnach also völlig außerhalb unserer Erfahrungsmöglichkeit liegen.

Zum Schluß hat denn auch Avenarius diesen Gedanken des Parallelismus von Psychischem und Physischem aufgegeben (Viertelj. f. wiss. Philos. 1894 f.); aber nun machte er das Psychische zu einer Abhängigen des nervösen Theilsystems, womit der Philosoph dann glücklich bei dem physiologischen Materialismus angelangt war. Man kann sich bei alledem des Gedankens nicht erwehren, daß Avenarius zu jener großen Klasse von Philosophen gehört, die den psychologischen und physiologischen Aufputz naturwissenschaftlicher Erkenntnisse für das Heil philosophischer Weisheit ansehen. Was bedeutungsvoll an seinen Arbeiten ist, das ist die Einsicht, daß sich die philosophische Erkenntniß auf einem umfangreichen Begriff der Erfahrung aufbauen müßte; aber es ist ihm nicht gelungen, diesen Begriff scharf zu deduziren. Wer dem Geheimniß der Begriffe auf die Spur kommen will, soll die Nerven getrost dem Physiologen überlassen.

Was Petzoldt in dem ersten Abschnitt des vorliegenden Bandes über erkenntnißtheoretische Fragen selbständig entwickelt hat, verdient allseitige Beachtung, wenn auch mancher Punkt zum Widerspruch herausfordern dürfte. Als ein vorzüglicher Nachweis, wie reine Erkenntnißtheorie in angewandte übergeht, muß die Darlegung des Gesetzes der Eindeutigkeit angesehen werden, welches das rein abstrakte Kausalgesetz in konkreter Anwendung darstellt. Da aber der Verfasser seine erkenntnißtheoretischen Ergebnisse erst im zweiten Bande eingehend begründen will, so muß die Auseinandersetzung mit ihm selbst bis dahin aufgespart werden. Daß auch die Darstellung in diesem Werke flüssig und interessant ist, wird sicherlich dazu beitragen, diesem wichtigen, aber schwierigen Gegenstand förderndes Verständniß zu eröffnen.

Berlin. Dr. Ferd. Jak. Schmidt.

Eine Philosophie für das XX. Jahrhundert auf naturwissenschaftlicher Grundlage von Ronald Keßler. Berlin 1899.

Es ist ein bemerkenswerthes Zeichen unserer Tage, daß der mit stillem Geleit zu Grabe getragenen Metaphysik nunmehr gerade aus den Reihen derer eifrige Anhänger erwachsen, die ehedem mit wahrer Höllenlust die Schale ätzenden Spottes über sie schütteten. Vertreter der exakten Naturwissenschaft sind es, die mit Behagen das Erbe der zu Tode gehetzten Naturphilosophie an sich gerissen haben und nun damit paradiren wie in der Fabel der Esel mit der Löwenhaut. Noch dröhnt uns der Beifallslärm in den Ohren, der einst die prahlerische und selbstbewußte Proklamirung des „ignorabimus“ begleitete, und doch sollte das Jahrhundert nicht zu Ende gehen, ohne daß derselbe Beifallssturm einen anderen umtoste, der sich mit köstlicher und wahrhaft berückender Naivetät nun einmal

umgekehrt der Lösung des Welträthsels rühmte. Was Schelling und Steffens gelehrt haben, ist wahrhaft unschuldig gegen das, was wir heut zuweilen von den Kathedern der Naturwissenschaft aus zu hören bekommen.

Ein Jünger dieser Kohlenstoffpropheten ist es nun auch, der uns noch eiligst „eine Philosophie für das XX. Jahrhundert" bescheert hat. Trotz des begehrlichen Titels würde man diesem Buch unrecht thun, wenn man einen streng wissenschaftlichen Maßstab daran anlegte. Der Verfasser hat sich das ausdrücklich verbeten, indem er erklärt, daß er keine „Richtigkeiten" liefere, sondern nur „Anregungen" geben wollte; und mit rühmenswerther Offenheit hat er den Hinweis an die Spitze gesetzt: „keine der folgenden Erörterungen, kein Satz dieser Erörterungen enthält die endgiltige Wahrheit für Jedermann. Sondern Wahrheit ist darin enthalten zunächst für den Redenden zur Zeit seiner Rede, sodann für Andere, welche ähnliche Ziele erstreben wie er. Diese Aehnlichkeit der Bestrebungen (!) kann nur in einem nicht allzu großen Zeitraum der Zukunft, etwa im 20. Jahrhundert, mit einiger Wahrscheinlichkeit erwartet werden."

Nimmt man nun dieses Buch ohne Voreingenommenheit und anspruchslos in die Hand, so gewährt es gleichwohl Interesse, zu sehen, wie ein auf philosophischem, wirthschaftlichem und religiösem Gebiet wenig geschulter Kopf sich die Zukunft zurecht legt. In dieser etwa 275 Seiten starken Arbeit sind alle Linien der Entwickelung des 20. Jahrhunderts vorausgezeichnet, und sie enthält auf diesem Raum sowohl die Ergebnisse der zukünftigen Metaphysik der Natur, Anthropologie und Psychologie, als auch der Wirthschaftslehre, Individual- und Sozialethik, sowie Religionsphilosophie, Kunst und Technik. Einige Darlegungen sind sogar von der Art, daß sie der Wahrheit und zukünftigen Wirklichkeit möglichenfalls nicht allzu fern liegen. Den Ingenieuren und Astrophysikern insbesondere wird es angenehm zu hören sein, daß es nach einer vom Verfasser gegebenen Anregung demnächst möglich sein wird, vermittelst eines besonders konstruirten Fahrzeuges Sonne, Mond und Sterne zu bereisen. Es wird interessant sein, die Grundidee eines solchen Vehikels näher kennen zu lernen. „Das Fahrzeug für außerirdische Reisen," heißt es Seite 55, „kann nun nicht wohl nach dem Muster der Fahrzeuge unserer jetzigen Luftschifffahrt hergerichtet sein; denn auch die äußerste Verdünnung des Gases im Ballon würde offensichtlich nicht genügen, um ihm im mindesten ebenso stoffleeren (!) Raume die Tragfähigkeit zu bewahren. Vielmehr wird man sich, um einen Verkehr zwischen den Gestirnen einzurichten, Fahrzeuge nach dem Vorbilde der Weltkörper selbst erbauen müssen, nämlich kugelförmige Gebilde, denen eine so starke Axendrehungsgeschwindigkeit ertheilt werden kann, daß ihre Bewegung die Anziehung des Weltkörpers, auf welchem sie sich befinden, oder von dem sie sich entfernen sollen, zu

überwinden im Stande ist; in dem Innern dieser Kugel wird dann das reisende Geschöpf sich aufhalten, derart vor den drehenden Theilen der Fahrzeugkugel durch Absonderungsschichten bewahrt, daß es stets in der gleichen Lage zu verharren vermag oder in derjenigen Lage, welche der Schwere des Abfahrts- oder Ankunftssternes entspricht."

Wenn es nun auch den gegenwärtig lebenden Generationen nicht vergönnt sein wird, die dem neuen Jahrhundert hier mit auf den Weg gegebenen Verheißungen wirklich zu erleben, so gewährt es doch eine Quelle reinsten Vergnügens, das Geschick der Zukunft so vorausgeoffenbart zu sehen. Hätte Horaz unsern welträthsellösenden Naturforscher gekannt, so wäre gewiß der Vers ungedichtet geblieben: est modus in rebus, sunt certi denique fines.

Berlin. Dr. Ferd. Jak. Schmidt.

Philologie.

Griechische Ostraka aus Egypten und Nubien. Ein Beitrag zur antiken Wirthschaftsgeschichte von Dr. Ulrich Wilcken, ord. Prof. der alten Geschichte an der Universität Breslau. Leipzig und Berlin, Verlag von Giesecke und Devrient. 1899. I. Buch: Kommentar XVI. 860 S. II. Buch: Texte 497 S. und 3 Tafeln.

Die großen literarischen Entdeckungen, die uns innerhalb der letzten Jahrzehnte in rascher Folge aus dem Sande des Nillandes zu Theil geworden sind, haben auch das nichtphilologische Publikum lebhaft beschäftigt. Der Reiz, welchen Schriften, wie Aristoteles' Staatswesen der Athener oder die Mimiamben des Herondas ausüben mußten, ist in der That ein so eigenartiger, daß man nicht einmal besonders starke historische Interessen zu haben brauchte, um begierig nach den trefflichen Uebersetzungen zu greifen, welche diese Schätze alsbald nach ihrem Erscheinen bequem zugänglich machten. Die Debatten, welche über die Echtheit der ersten der genannten Schriften sogleich mit Leidenschaftlichkeit geführt wurden, sind auch außerhalb der Fachkreise beachtet und verfolgt worden. Immer neue Funde dieser Art hielten das Interesse wach. Es kam Bacchylides hinzu, und Fragmente so erlauchter Namen wie Sappho, Archilochus und Menander. Selbst in unserer, dem Alterthum gegenüber so gleichgültigen Zeit mußte diese eigenartige und unerwartete Renaissance das gebildete Publikum in einer gewissen Erregung erhalten.

Dagegen hat man weniger beachtet, daß diese literarischen Entdeckungen nur einen kleinen Bruchtheil der egyptischen Funde ausmachen, daß gleichzeitig mit ihnen Dokumente von weittragender historischer Bedeutung zu tausenden und abertausenden ans Licht getreten sind.

Es ist das begreiflich. Denn diese Schätze sind erst zum Theil publizirt worden und auch die veröffentlichten ihrem vollen Gehalt nach bisher nur denjenigen zugänglich, die der Erforschung dieses schwierigen Gebietes ihre ganze Kraft gewidmet haben. Noch fehlt es an systematischen Bearbeitungen, die dem Fernerstehenden eine rasche Orientirung ermöglichten. Auch der Fachmann muß ein eindringendes Studium daran setzen, um sich in den vortrefflichen aber weit zerstreuten Einzelforschungen zurechtzufinden oder um von den bisher veröffentlichten Sammlungen, wie den Berliner „griechischen Urkunden“ Nutzen zu haben.

Unter diesen Umständen muß die vorliegende Schrift von Wilcken zunächst deshalb sehr willkommen geheißen werden, weil sie eine abgeschlossene Gruppe dieser Funde zum ersten Mal erschöpfend erklärt. Der Kommentar des Verfassers leistet aber mehr. Indem er zur Interpretation seines speziellen Objektes verwandte Erscheinungen in reichem Maße heranzieht, dient er zugleich als eine vortreffliche Einführung in einen großen Theil der griechischen Dokumente Egyptens, so weit sie auf die innere Verwaltung dieses Landes in der Ptolemäerzeit und in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit Bezug haben.

Bei dem Interesse, welches man heut zu Tage Fragen der Wirthschaftsgeschichte entgegenbringt, wird es auch den Lesern dieser Zeitschrift nicht unerwünscht sein, über den Inhalt dieser in echt Böckh'schem Geiste geführten Untersuchungen in aller Kürze orientirt zu werden.

Es sind die unscheinbarsten unter den erwähnten Urkunden, die uns die Wilcken'sche Sammlung vorlegt, denn das Material, auf dem sie verzeichnet stehen, sind Topfscherben, welche die antiken Benutzer dem Kehrichthaufen entnommen hatten, um sie als kostenloses Scheibmaterial zu verwerthen. Daß man im Alterthum die Scherbe (ὄστρακον) zu diesem Zweck verwandte, wußten wir von jeher. Hat doch der attische Ostrakismos seinen Namen eben von diesem alten Surrogat für den modernen Papierzettel. In welcher Ausdehnung man aber die Scherbe dazu heranzog, haben uns erst die egyptischen Ostraka gezeigt, auf die man seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts aufmerksam wurde und die nun schon zu vielen tausenden in den großen europäischen Sammlungen vereinigt sind.

Auch auf den egyptischen Ostraka fehlt es nicht ganz an literarischen Schnitzeln (z. B. Citaten und Exzerpten*), in ihrer Hauptmasse aber tragen sie geschäftliche Notizen, und zwar vorwiegend von der Art, wie sie die Wilcken'sche Sammlung vereinigt: es sind Quittungen, welche entweder die Steuererheber dem Steuerzahler oder die Bank resp. der Thesaurus dem Steuererheber für geleistete Geld- oder Naturallieferungen ausstellte**).

---

*) Beispiele giebt Wilcken Buch II unter Varia S. 300 ff. Vergl. Buch I S. 708.

**) Ueber die Vorarbeiten, auf die sich der Verfasser stützen konnte, vergleiche Buch I S. 56.

Die große Bedeutung dieser Funde für die kulturhistorische Forschung leuchtet von selbst ein. Sie versetzen uns mitten in den Kleinbetrieb der egyptischen Steuererhebung. Tausende solcher Scheine vergegenwärtigen uns immer neue Situationen des gewöhnlichen Lebens und lassen so wirthschaftliche Vorgänge ans Licht treten, über welche die Literatur vollkommen schweigt. Was sie erhalten haben, sind kleine Einzelheiten, aber in ihnen spiegeln sich mit völliger Treue die Grundzüge der Verwaltung.

Der Herausgeber hat seiner Sammlung, die der zweite Band enthält, im ersten einen Kommentar von nahezu 900 Seiten vorausgeschickt. Wie billig, bildet hier — nach einleitenden Bemerkungen über „die Scherbe als Schriftträger" und „Herkunft und Schicksale der Ostraka" — die Grundlage der Untersuchung die eingehende Interpretation der einzelnen Stücke der Sammlung. Diese hatte die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Abgesehen von den paläographischen Problemen galt es, die in den Quittungen erwähnten topographischen Angaben, die Maße, Geldsorten und Datirungen zu bestimmen (damit beschäftigen sich die Kapitel 9—11). Vor Allem aber mußten die den Quittungen zu Grunde liegenden Formulare erklärt, es mußte festgestellt werden, von wem und für wen diese Scheine ausgestellt sind, was bei der Kürze und Fremdartigkeit der Geschäftssprache häufig nicht mit einer jeden Zweifel ausschließenden Sicherheit möglich ist. Endlich mußte auf die Verschiedenartigkeit der Abfassung in der ptolemäischen und kaiserlichen Verwaltungsperiode Rücksicht genommen werden. (Kap. 3.) Eine andere Aufgabe, die die Ostraka ihrem Editor stellen, ist die Erklärung der einzelnen Abgabenarten, die in ihnen erwähnt werden. Da die Egypter keine einheitlichen Steuern hatten, wurde jedes einzelne Objekt besteuert. Es sind nicht weniger als 218 Steuerobjekte, welche Wilcken im vierten Kapitel aufzählt und erörtert.

Schon bei dieser Erklärung der einzelnen Steuerobjekte konnte der Verfasser neben den Ostraka das reichhaltige Material zu Rathe ziehen, welches die Papyri für diese Fragen bieten, das in seiner außerordentlichen Bedeutung noch mehr in den folgenden Ausführungen hervortritt. Es ist besonders eine Urkunde, deren Wichtigkeit auch hier hervorgehoben werden muß, das im Jahre 1896 von Grenfell edirte Steuergesetz des Philadelphus vom Jahre 259/8 vor Christus. Es enthält allgemeine Bestimmungen über Pflichten und Rechte der Steuerpächter, die Besteuerung von Weinbergen und Nutzgärten, Verpachtung des Oelmonopols und der Banken und Aehnliches.

In eine solche vorrömische Steuergesetzgebung hatten wir bisher nur für Sizilien einen beschränkten Einblick durch die lex Hieronica, auf welche Cicero in den Reden gegen Verres, besonders in der dritten, vielfach Bezug nimmt. Aber während man sich den Inhalt dieser Bestimmungen aus den nicht immer klaren Andeutungen des Redners rekonstruiren muß, liegt der ptolemäische Text im Wortlaut vor und bietet, wenn auch vielfach ver-



stümmelt, ein unschätzbares Erklärungsmittel für die Ostraka und die zahlreichen Papyri, welche das Steuerwesen betreffen.

Damit sind die Hauptquellen angedeutet, auf Grund deren der Verfasser im 5. und 6. Kapitel (S. 421—633) die Grundzüge der egyptischen Steuerveranlagung und Erhebung in der hellenistischen und römischen Zeit zu entwerfen sucht. Auch für den Nichtfachmann sind diese Ausführungen sehr lesenswerth. Sie führen vortrefflich in den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Diskussion ein. In lichtvoller Darstellung weiß der Verfasser die festen Ergebnisse anschaulich zu gruppiren, das Problematische durch ein reichhaltiges und doch nicht erdrückendes Material zu beleuchten. Er zieht die versprengten Nachrichten der epigraphischen und literarischen Tradition zur Vergleichung heran und weiß die Analogien des modernen Lebens in wirksamer Weise zu benutzen. Man gewinnt eine klare Vorstellung davon, wie bedeutsam der Einblick in diese egyptischen Verhältnisse für die Erkenntniß des gesammten antiken Wirthschaftslebens, ja für die Geschichte der Nationalökonomie überhaupt, bereits ist, und noch mehr zu werden verspricht.

Es ist ein raffinirtes System, das die Ptolemäer ersannen, um die Steuerkraft ihres Landes bis zum Aeußersten auszunutzen. Wir erkennen zunächst moderne Mittel: Eine minutiöse und wohlorganisirte Eintheilung in Steuerbezirke und die durch amtliche Nachprüfung kontrolirte Selbstdeklaration. Solcher Anzeigen liegen uns noch eine große Anzahl vor. Sie gelten einerseits der Ermittelung des Steuersubjektes. Der Vorsteher des Haushaltes hat in festgesetzten Perioden über den Personenstand seines Hauses zu berichten. Zu ihrer Ergänzung dienen Geburts- und Todesanzeigen, zu denen er ebenfalls verpflichtet ist. Dazu kommen die Selbstangaben über die Steuerobjekte: Haus und Hof, Ackerland, Vieh, Vorräthe, Schiffe u. s. w., die in der Ptolemäerzeit zugleich von Werthabschätzungen der Deklaranten begleitet werden. Diese Referate müssen in doppelten Exemplaren an verschiedene Behörden eingereicht werden. Aber auch ihre weiteren Schicksale lassen sich verfolgen. Sie werden amtlich geprüft und zeigen nun die Kontrollvermerke der Behörden, sie werden zu Steuerrollen zusammengeklebt. Es werden ferner Auszüge aus ihnen gemacht. In anderen Steuerbüchern, die nur auf amtlicher Nachforschung zu beruhen scheinen, lassen sich die Spuren antiker Grundbücher erkennen.

Während nun die Prüfung der Selbstangaben, sowie die Steuerberechnung in den Händen einer wohlorganisirten Beamtenhierarchie lag, deren Fäden im königlichen Kabinet zusammenliefen, war die Exekutive dem Steuerpächter überlassen, denn die Verpachtung der Steuer, die jährlich und an den Meistbietenden geschah, war in der Ptolemäerzeit allgemein. Das Interesse des Staates an diesem Verfahren ist verständlich. Ihm war dadurch für gute, wie schlechte Jahre dieselbe Einnahme garantirt. Für den Pächter war das Geschäft riskanter. Zahlte er mehr ein, als aus-

bedungen, so profitirte er den Ueberschuß, lieferte er die stipulirte Summe, so wurden ihm Prozente berechnet, das Defizit aber hatte er zu tragen, resp. die Bürgen, die er stellen mußte.

Diese Verhältnisse, die die Zollpachtung zwar als eine aussichtsreiche, aber nicht ganz sichere Spekulation erscheinen lassen, hatten schon früher in Griechenland dazu geführt, daß sie nicht von Einzelnen, sondern von Gesellschaften in die Hand genommen wurde. Auch in Egypten bemerken wir, daß hinter dem Einen, mit dem der Staat das Geschäft abschließt, meist eine Genossenschaft steht, die den Profit wie den Schaden gemeinsam trägt, und an der auch der Bürge bis zu einem gewissen Grade theilgenommen zu haben scheint.

Daß der Steuerzahler hierbei schlecht weg kam, liegt auf der Hand, da der interessirte Geschäftsmann, der in diesem Falle von der staatlichen Autorität unterstützt wurde, natürlich rücksichtsloser einkassirte, als es der Staatsbeamte gethan hätte. Daß ihm hierbei Schranken gezogen waren, ist sicher; aber es läßt sich im Einzelnen nicht mehr feststellen, wie weit der Staat für das Interesse der Steuerzahler gesorgt hat.

Alle diese Anordnungen sind im Großen und Ganzen von den Römern übernommen worden. Nur die Steuerverpachtung haben sie eingeschränkt und an ihre Stelle vielfach die kaiserliche Regie treten lassen. Daß dadurch der Steuerdruck für Egypten ein geringerer geworden wäre, läßt sich dagegen nicht behaupten.

Dies sind in aller Kürze die Hauptpunkte, die in diesen interessanten Kapiteln behandelt werden. Daß bei der lebensvollen Unmittelbarkeit des Materials, mit dem hier operirt werden kann, nebenbei kultur-historische Fragen der verschiedensten Art berührt werden, daß auf die Geschichte von Handel und Industrie, das Kassenwesen, die Einrichtung der königlichen resp. kaiserlichen Bank und ihrer Filialen, die Verwaltung der Vorrathshäuser und Aehnliches wichtige Streiflichter fallen, ist selbstverständlich. Anderes, wie die Grundsätze der Steuerberechnung oder der definitive Betrag der Einnahmen, bleibt noch hypothetisch.

An die Gesammtheit der hier zur Sprache gekommenen Thatsachen knüpft der Verfasser zum Schluß (Kap. 7) zwei allgemeine wirthschaftsgeschichtliche Beobachtungen. Einmal nimmt er zu der Kontroverse Stellung, ob in der hier in Betracht kommenden Zeit die Herrschaft der Natural- oder Geldwirthschaft anzuerkennen sei. Aus seinen Ausführungen geht hervor, daß die egyptischen Urkunden durchaus für die Auffassung sprechen, die kürzlich Ed. Meyer gegenüber Bücher*) verfochten hat, wonach in dieser Periode die Geldwirthschaft zur vollkommenen Geltung gelangt sein muß. Wilcken weist überzeugend nach, daß in der Periode vom dritten Jahrhundert vor bis zum dritten Jahrhundert nach Christo Geld der alleinige

*) K. Bücher, Entstehung der Volkswirthschaft [1] 1893 [2] 1898. Ed. Meyer, Die wirthschaftliche Entwickelung des Alterthums. 1895.



Werthmesser, das alleinige Tauschmittel ist, daß, abgesehen von einem Theil der Grundsteuer und der Annona in der Kaiserzeit, die Zahlung in natura zu Gunsten derjenigen in Geld durchaus zurücktritt. Da also die „Naturalforderungen nur insofern beibehalten wurden, als sie für die Verpflegung des Heeres und der Beamten, sowie zur Produktion in den königlichen Betrieben oder zu sonstigen Bedürfnissen konsumirt oder aber für magere Jahre in den königlichen Magazinen thesaurirt wurden, wird man sagen dürfen, daß das Budget der Ptolemäer im Wesentlichen geldwirthschaftlich gedeckt wurde."

Zu einer weiteren Betrachtung veranlaßt den Verfasser das geringe Hervortreten der Sklaven in den egyptischen Urkunden. Nur die Haussklaverei spielt eine erheblichere Rolle. Besonders Sklavinnen als Konkubinen des Hausherrn scheinen in bevorzugter Geltung gestanden zu haben. Aber in der Industrie und in der Landwirthschaft treten uns Sklaven kaum entgegen. Wir gewinnen so von der Sklaverei in Egypten das Bild, das Ed. Meyer als dem Orient eigenthümlich bezeichnet mit den Worten: „Das intensive Sklavenbedürfniß, der Heißhunger nach Sklaven, welcher für die spätere römische Republik so charakteristisch ist, fehlt dem Orient durchaus, weil die wirthschaftlichen Verhältnisse ganz andere waren." Für einen Industriestaat, wie Egypten, ist diese Erscheinung auf den ersten Blick befremdlich. Aber Wilcken weist zur Erklärung wohl mit Recht auf die ungewöhnlich dichte Bevölkerung Egyptens hin, ihre außerordentliche Bedürfnißlosigkeit und ihre sich ewig gleich bleibende politische Unmündigkeit. Eine solche für Frohndienste geeignete Bevölkerung machte die Anhäufung großer Sklavenmassen überflüssig.

Kiel. Ivo Bruns.

Literatur.

Finnland im Bilde seiner Dichtung und seine Dichter von Ernst Brausewetter, mit Novellen, Gedichten, Schilderungen, Charakteristiken und 16 Porträts. Verlag von Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig 1899.

Die kulturelle, man möchte noch lieber sagen: die seelische Eigenart des einsamen Landes, über das jetzt so schwarze Wolken schweren und unverdienten Unglücks gezogen sind, wird uns in diesem Buch deutlich vor Augen geführt. Der Verfasser schildert, immer in Anlehnung an finnische Quellen und Autoren, zunächst die Beschaffenheit des Landes und Volkes, dann giebt er eine Charakteristik aller der Dichter, die hier in verblüffend großer Zahl gelebt und gewirkt haben und noch leben und wirken. In einem zweiten Theil werden zahlreiche Proben der finnischen Dichtung

abgedruckt. Begreiflicher Weise betritt der literarische Kritiker hier Neuland und muß sich darum eben von Brausewetter unterrichten lassen, in dankbarer Anerkennung für den Einblick, der zum ersten Mal weiten Kreisen in jene kleine, entlegene, merkwürdige Welt verstattet wird. Als Probe sei hier ein von Zakarius Topelius verfaßtes Gedicht „Mitternachtsonne" abgedruckt:

So oft gemalt, niemals wirklich gegeben.
Nicht Nacht, nicht Tag, kein Stern, nicht Sonn, nicht Mond,
Doch eine Landschaft in verklärtem Licht,
Südwärts der Himmel klar, im Nord Gewölk,
Ein Berg, ein Feld, ein Fluß, ein Kirchenthurm,
Ein Hof, ein Stall, ein Pferd auf grüner Weide.
Das ist so einfach, schlicht, gewöhnlich — freilich.
Was unbeschreiblich, unmalbar dem Pinsel,
Ist auf der Stirn der Nacht die Tageskrone.
Und Alles ruht und strahlt. Woher das Licht?
Es fließt daher, doch merkt man nicht von wo,
Es kommt nicht von der Höh', nicht aus dem Thal.
Es leuchtet überall. Es ist ursprünglich.
Luft, Feld und Fluß und Hain davon erfüllt.
Es strömt von all den Dingen selber aus,
Ist die verborgene Seele des Geschaff'nen,
Die aushaucht in des Nordens Sommernacht
Die tiefverborg'ne Sehnsucht, stilles Hoffen.
Komm, Meister, der Du wählest Deine Lichter
Und sorgfältig vertheilst die Schattentöne,
Gieb mir, kannst Du's, die Seele der Natur:
Tagklare Nacht und Landschaft ohne Schatten!

— — — —

Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens. Gesammelte Gedichte. Brief- und Tagebuchblätter. Aus den Jahren 1884 bis 1900 von Cäsar Flaischlen. Verlag von F. Fontane & Comp. Berlin 1900.

Der Verfasser, der als Redakteur des „Pan" den an Kunst interessirten Kreisen bekannt ist und der vor ein paar Jahren auch mit einem Drama in der damaligen Leipziger Literarischen Gesellschaft sehr starken Erfolg erzielte, leitet seine Verse mit einem geistreich und tief gedachten Vorwort ein. Mit den darin entwickelten Ansichten möchte ich mich fast Punkt für Punkt einverstanden erklären. Diese Ausführungen gipfeln in den Sätzen: „Was uns noth thut, ist eine Kunst mit den Zielen der Kunst Goethe's und der Kunst Schiller's, die Kunst einer bestimmten, festen Weltanschauung, nicht Materialismus und Symbolismus. Es gilt für das Leben zu schaffen, nicht für technische Virtuositäten! Freilich ohne darin stecken zu bleiben. Aus ihnen heraus und darüber hinaus — sowohl über Grau als über

Blau. Wir brauchen eine Kunst, die lebbar ist, die mithilft, aus dem Kampf, in dem wir Alle liegen, hinauszufinden, und die uns vorbildlich vorangeht.“ Wir brauchen also, darf man wohl im Sinne des Verfassers sagen, eine Kunst der starken, dem Leben und Schicksal gewachsenen Persönlichkeiten. Bei Flaischlen's Gedichten nun gewinne ich den Eindruck, daß der Verfasser selber mit dumpfesten, drückendsten, niederen Lebensschicksalen gerungen hat, tapfer gerungen und sich ihnen entrungen hat. Aber — wie das oft so geht — es bleibt von all dem Bösen da hinter uns doch etwas hängen. Wem das „Empor“ gar zu schwer gemacht worden ist, der kann sich an der Sonne der Höhenwelt doch garnicht mehr so recht herzlich und frei erfreuen. Es liegen Schatten in seiner Seele und Furchen auf seiner Stirn. Nicht nur Rubek in Ibsen's dramatischem Epilog muß es dauernd spüren, wenn man ihm irgend einmal „eins in die Flügel gehauen“ hat. Das bei weitem schönste und tiefste aller dieser tapfer und männlich empfundenen Gedichte ist das mit dem Beginn:

Du fragst, was uns Noth thut, Freund,
und was uns fehlt? . . . O, so viel!
Ideale vor Allem wieder
und ein festes, großes Ziel!

Ideale, wie unsere Väter gehabt —
die selbst freilich taugen nicht mehr
und sind unmöglich geworden
die vergangenen Jahre her — —
wie sich das Meiste, das man
uns in der Kindheit gelehrt,
im Getriebe der Welt von heut
zu Spott und Thorheit verkehrt.

Weitere Strophen, aus der Mitte heraus, lauten dann:

Auch die Alten freilich nun lassen
uns ab und zu einmal Recht
und erklären nicht Alles mehr
von vornherein gleich für schlecht:
Ja, in gutgelaunten Stunden
gestehen sie sogar:
daß Manches, das sie bestritten,
doch ganz vernünftig war!

Wenn sie kommen aber und sagen:
Einreißen sei kinderleicht!
doch, ohne Ersatz zu wissen,
wird damit viel erreicht?!
so müssen wir still sein und schweigen —
denn das ist ja doch unser Leid,
die Noth unsr'es ganzen Lebens,
der Jammer der ganzen Zeit:

daß wir zerdacht und zerzweifelt
    alles, was bisher war,
und was wir selber wollen,
    noch nicht wie das Frühere klar . .
wie zwischen Charfreitag und Ostern
    fehlt Freude und Zuversicht;
der alte Gott ist gestorben,
    der neue erstand auch noch nicht!
die Nacht, die lag, ist gewichen.
    doch mit erloschen sind auch
die Sterne, die ihr geleuchtet,
    und es weht ein frostiger Hauch. . . u. s. w.

Das Gedicht, das ich leider nicht in seinem ganzen Umfang hierher setzen kann, gehört zu den bedeutendsten und tiefsten, die in unserer Zeit überhaupt gedichtet sind. Aufmerksam machen möchte ich zum Schluß noch auf die Schlichtheit und Natürlichkeit der sprachlichen Mittel, die Flaischlen handhabt, im Gegensatz zu gewissen modernen Wortprotzen, die sich etwas zu vergeben glauben, wenn sie nicht an Stelle der überlieferten und gewöhnlichen Worte die ungeheuerlichsten Neubildungen setzen. Gerade durch die sprachliche Unauffälligkeit erzielt Flaischlen die ergreifendsten Wirkungen.

Max Lorenz.

Aus der Tiefe. Ein Lebensbild von Robert Saitschick. Stuttgart 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Der Verfasser ist mir als hervorragender literarischer Kritiker rühmlich bekannt. Als Analytiker verwickeltester Seelenzustände leistet er oft mehr als Gewöhnliches. An diesem Buche hat mich vor Allem eine Bemerkung des Vorworts interessirt, die lautet: „Der Verfasser vertritt eine in ihm festgewurzelte Ansicht, die literarischen Werke seien zum allergrößten Theil, da sie nicht ein aufrichtig gelebtes Leben als Hintergrund haben, überflüssig und eine Sache der Mode und des Zeitgeistes. Dieses Lebensbuch zu veröffentlichen, hat er sich nur deshalb entschließen können, weil es eben kein „literarisches“ Buch ist: das Erlebte setzt die Aufrichtigkeit voraus.“ Zunächst muß ich bekennen, daß ich von ähnlichen Empfindungen sehr stark eingenommen bin. Man könnte das wohl anders ausdrücken: Eine Biographie enthält und bedeutet schließlich doch mehr als ein Roman, weil das Gelebte werthvoller als das nur Erdachte ist. Dennoch halte ich diese Meinung für objektiv falsch. Jede gute Dichtung enthält mindestens genau soviel Lebenswahrheit und wirklichen Lebensinhalt, wie irgend ein reell vor sich gegangenes Leben. Es giebt eben nicht nur äußere Erlebnisse, d. h. Verhältnisse und Dinge, die von außen her die Seele erregen und erfüllen. Es giebt auch ein mikrokosmisches

Leben der Seele für und in sich. Wie es zu Meinungen und Empfindungen, wie Saitschick sie äußert, kommen kann, glaube ich mir so erklären zu können: Es ist eben der Kritiker und nicht der Dichter, der das spricht. Der Kritiker braucht immer ein vor ihm liegendes Objekt, eine Realität, an und mit der er arbeitet. Die frei schaffende Phantasie fehlt ihm. Darum kommt ihm selber das Dichten als etwas in der Luft Schwebendes, Boden- und Haltloses, ja sogar Unreelles vor. Wenn nun übrigens Saitschick wähnen wollte, daß er mit seinem „Lebensbuch" einen stärkeren und eindringenderen Eindruck des Wirklichen und Wahren erzeugt hat, als ihn sonst eine Dichtung erzielt, so täuscht er sich. Der Zug gewisser psychologischer Linien ist in diesem Buche sehr fein und interessant. Einen anschaulichen Eindruck einer bestimmten Entwickelung erhält man aber doch nicht. Dazu fehlt eben dem Verfasser die Phantasie, die Kraft plastischer, körperlicher Vor- und Darstellung. Dies ist der Unterschied, um ihn vergleichsweise darzustellen: der Kritiker versteht sich auf die psychologische Geometrie, der Dichter auf die psychologische Stereometrie. Wo jener mit Linien arbeitet, schafft dieser mit Körpern. Saitschick wird an das Unkörperliche seines Buches nicht glauben wollen. Denn er denkt sich natürlich bei jedem seiner Sätze viel mehr. Für ihn ist Alles lebendig und körperlich. Daraus folgt aber noch nicht, daß auch der Leser dieselbe Vorstellung erhält. Das Buch des sehr geistreichen Verfassers ist in einem Stil von ganz ausgezeichneter Reinheit und Klarheit geschrieben.

Im Anschluß an die Bücherbesprechungen gestatte man die Bemerkung, daß ich durch eine Reise verhindert gewesen bin, sämmtliche in Betracht kommenden Theatervorstellungen zu besuchen und meine regelmäßige Theaterkorrespondenz zu schreiben. Doch es ist das ja wohl darum kein unausgleichbarer Schade, weil in einer Monatsschrift vom Charakter der „Preuß. Jahrb." der Werth jener Korrespondenz doch am wenigsten in ihrer aktuellen Wirkung liegen kann und soll. Im nächsten Hefte werde ich das Versäumte nachholen und zu berichten haben über die Bühnenunwirksamkeit des letzten Ibsen'schen Dramas, über die unerwartete Niederlage von Halbe's „Tausendjährigem Reich", über Reicke's modernes Künstlerdrama „Freilicht", das schon dadurch merkwürdig ist, weil es einen Konsistorialrath zum Verfasser hat, über Wildenbruch's mir noch unbekannte „Tochter des Erasmus" und was sonst vielleicht noch zukommt.

Max Lorenz.

Anton E. Schönbach. Gesammelte Aufsätze zur neueren Literatur in Deutschland, Oesterreich und Amerika. Graz, Leuschner & Lubensky. 1900. 443 S. gr. 8⁰. 6 Mark.

Wer die Fülle dieser Aufsätze und Vorträge aufmerksam, wie der Berichterstatter von sich wahrheitsgemäß bezeugt, durchgelesen hat, muß ihrem unglaublich fleißigen Verfasser für mannigfaltigste Belehrung und



Anregung von Herzen dankbar sein. Sie sind eine höchst erfreuliche Bestätigung für unsern Glauben an die unzerstörbare Kraft des Deutsch-Oesterreicherthums, das in der Lage ist, die vor 120 Jahren unsere Literatur vorfand, den deutschen Gedanken vorerst auf dem Boden ästhetischer Kultur anzubauen, ehe er politisch erneuend wirken konnte. Schon sehen wir sie wirksam, die zum Theil noch zu wenig beobachteten „Imponderabilien", die von Dichtern wie Grillparzer (S. 138 fgd.), Anastasius Grün (174), Hermann von Gilm, Ludwig Anzengruber, auch von Ed. von Bauernfeld in seiner Art und Gottfried von Leitner ausgestreut worden sind. Ihnen sind eingehende Studien gewidmet.

Schönbach ist ein Schüler Karl Müllenhof's und diesem, „einem der gewaltigen Baumriesen", gilt ein schöner pietätvoller Aufsatz, vielmehr eine akademische Gedächtnißfeier (S. 82—103) der Universität Graz, gehalten im März 1884. Wenn so Einer jählings im klingenden Frost des Winters in sich zusammenbricht (✝ 19. Februar 1884), da ist's wohl, „als ob Alles, was lebt, den Athem anhielte." Der Leser empfindet mit uns, daß er es also mit einem Gelehrten zu thun hat, der das rege Naturgefühl aus der Heimatherde des Riesengebirges und das poesievolle Jugendleben aus dem Elternhause sich in die Studirstube hinübergerettet hat. Da ist nichts Verknöchertes oder Verholztes.

Der Verfasser bekennt uns, daß das Arbeitsgebiet der hier gesammelten Essays nunmehr endgiltig hinter ihm läge, sie seien das Lehrgeld, das er an die Philologie, wie sie seine beider Meister Johannes Vahlen und Karl Müllenhof verstanden, bezahlt habe, um nun dem weiteren Scherer'schen Ideale der allgemeinen Bildung zuzustreben. Das hat seine Gefahren, Zersplitterung der Kräfte vor Allem, und die fort und fort zunehmende Schwierigkeit, in all den wirren Massen von allen Seiten andringenden Stoffes die großen leitenden Gesichtspunkte festzuhalten. Man zerfasert sich, ehe man's merkt, und auf ein langes Leben und ausdauernde Gesundheit muß man rechnen. Wünschen wir sie jedem redlich Forschenden, wie die Götter sie Meister Mommsen gewähren! Schon glauben wir ein Verlieren der Leitsterne wahrnehmen zu sollen, wenn wir sehen, mit welcher Resignation oder fast stoischen Gelassenheit Schönbach „die Uebermacht der Prosa" in dem modernen literarischen Treiben einfach gelten läßt. Er steht da fast auf dem Standpunkt der jungitalienischen Veristen, den auch der jüngste Berolinismus sich aneignete: „il verso è morto", der Vers ist todt, wider den d'Annunzio, wir meinen, mit Recht geltend macht: il verso è tutto, der Vers, die Form ist Alles.

Wenn der Verfasser bescheiden meint, der Persönlichkeit und der Kunst gerecht geworden zu sein und zur Verständigung über den Werth der Poesie des 19. Jahrhunderts für unsere Erziehung und Bildung beizutragen, so stimmen wir dem herzlich bei, machen ihn aber darauf auf-

merksam, daß viel mehr und viel bälder, als wir Alle ahnen, in das Meer ewigen Vergessens hinabsinken wird, was uns heute noch groß und herrlich dünkt. Und das wird ohne Zweifel der Prosadichtung, dem Roman, am ehesten und furchtbarsten zustoßen.

Was von Schiller's Bedeutung für die allgemeine Bildung vorgetragen wird — es geht von der Frage aus, ob nicht heute auch das starke Band zwischen ihm und den Seinen anders geschlungen worden sei — lassen wir gern gelten, sind auch mit dem Verfasser der Ansicht, daß Herder uns entfremdet sei, ob zumeist durch unsere Schuld, möchten wir nicht entscheiden, daß aber seine Tage gewiß nicht ausbleiben werden. Schiller starb zu früh, er konnte die Bahn nicht durchmessen, die ihn der Schaffensweise Goethe's immer näher brachte. Und wesentliche Verschiedenheiten in der Begabung Beider*) bleiben bestehen, und wenn es etwas boshaft heißt, daß gar mancher sein Patent für die Goethe-Gemeinde durch kühle Haltung gegen Schiller zu verdienen gemeint habe, so scheint dabei vergessen, daß man den Aermeren nicht unverdienter Weise kränkt, wenn man die jetzt wohl allgemeine Ueberzeugung des deutschen Volkes theilt: aber dieser Dein Freund war unendlich viel reicher.

Uhland als Dramatiker wird uns in Anlehnung an das Buch Adalberts von Keller gut geschildert. Wir möchten daneben doch auch noch auf das viel zu wenig gekannte und beachtete Buch Hr. Weismann's „Ludwig Uhland's dramatische Dichtungen", Frankfurt a. M. 1863, hinweisen, das zwar von all den dramatischen Entwürfen und Ansätzen noch nichts weiß, aber in höchst eindringlicher Weise die echte Deutschheit der an poetischem Gehalt doch noch nicht wieder erreichten beiden Hauptdramen, des „Herzogs Ernst" und „Ludwigs des Bayers" darlegt. Eine Schmach der deutschen Bühne bleibt es bis heute, daß man diese herrlichen Stücke nirgends aufführt.

Die heutige literarhistorische Forschung hat sich unnöthiger Weise die Ruthe aufgebunden, die Werke unserer Dichter genetisch-historisch nachzukonstruiren. Da kommt denn im besten Falle zuletzt das Werk heraus, wie es eben schon war, nur daß man erfahren kann, wie es unter anderen Umständen in Einzelheiten auch allenfalls anders hätte werden können. Literaturgeschichte ist nicht „geschichtliche Psychologie", wie an späterer Stelle gesagt wird, sie ist oder sollte doch etwas mehr sein, vielmehr Geschichte der Wirkungen ins Volksleben hinein. Nicht sowohl, wie sie dazu kamen oder woher sie es nahmen, ist die Hauptsache, sondern was sie uns gaben und was es uns gilt. Aber sie bilden sich ein, sie verstünden es nun erst. Hätten die Dichter, wie sie befugt sind, rechtzeitig alle ihre Vorarbeiten verbrannt, so gäbe es, vielleicht nicht einmal zum Schaden der Wissenschaft, und jedesfalls nicht zur Verkümmerung des ein-

*) Uebrigens ist das Weimarer Doppelstandbild nicht von Rauch, sondern von Rietschl.

heitlichen ästhetischen Genusses, diese ganze Sorte Literaturgeschichte überhaupt nicht. Wir leugnen ja nicht den eigenen psychologischen Werth, den solche Geschichte des Werdens auch hat, aber man darf sie nicht an die Stelle der beabsichtigten oder doch faktisch erreichten literarischen Wirkung, oder gar über sie stellen. Die Anwendung dieser naturwissenschaftlichen Methoden, der Embryologie, auf die Wissenschaften des Geistes ist und bleibt eine μετάβασις ἐς ἄλλο γένος, und ihr Erfolg ist nur Selbsttäuschung. Geist läßt sich eben auch mit den feinsten Maschen nicht fangen. Nun, die Faustische Sehnsucht, daß Natur sie unterweise „wie spricht ein Geist zum andern Geist", wird auch bei manchem Goethe-Philologen sich bescheiden lernen. Wer wirklich hinter das Geheimniß der poetischen Konzeption und Ausreifung gucken will, dem wäre viel eher zu rathen, selber poetisch-technisch seine Kraft zu üben, denn wozu sonst eine Technik kennen lernen wollen? Der ausübende Künstler lernt an seiner Mühe, an seinen Irrthümern, aber er kümmert sich nicht um die Weisheit der Nachlaß-Historiker. Dabei brauchte er sich gar nicht vor dem dauernden Verkehr mit Hochgebildeten, Gleichgestimmten zu hüten, der nach der seltsamen Ansicht Schönbach's die Wirkung hätte, die Energie für poetische Schöpfungen zu verkümmern. Wäre bloß das vorzeitige Sich-drein-reden-lassen gemeint, so wär's schon recht und entspräche der Praxis Goethe's durchaus.

Wenn „Sage und Novelle" als dramatische Aufgabe geeigneter heißen als die Geschichte, was ja der Aristotelischen Erkenntniß entspräche, daß die Tragödie philosophischer sei als die Geschichte, so mag man Uhland aber doch zugestehen, daß er mehr als andere das volksmäßig Sagenhafte gesucht und benutzt hat.

Die gehaltvolle Rede zum Uhlandtage (26. April 1887) weist auf, was unser Leben ihm verdankt, Verständniß und Liebe zum echt Volksthümlichen, an dem seine eigene Dichtung erstarkt war. Es freut uns ganz besonders, daß hier doch einmal ein Kundiger vom vielgescholtenen Mittelalter, dessen größte Sünde immer noch ist, daß man es so wenig kennt, ausspricht: „So wunderlich es scheinen mag: der Mensch des Mittelalters war im gewissen Sinne freier als der moderne. — Die ständische Gliederung war auch Schutz, das Haus eine wirkliche Burg." Das schöne Wort Uhland's steht dabei: „Man hat das Mittelalter sonst wohl eine tausendjährige Nacht genannt. Diese Nacht war wenigstens eine helle. Sternbilder stiegen in ihr auf und nieder, welche nicht sichtbar sind, wenn die schattenlose Mittagssonne scheitelrecht auf die Häupter der Menschen leuchtet."

So sehr die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" Gustav Freytag's bewundert werden, so schmerzlich beklagt doch der Verfasser die Kargheit, mit der hier Oesterreich behandelt ist. Nun, es ist ja nicht zu spät, das Versäumte auf österreichischer Seite nachzuholen und mancherlei ist inzwischen dort und auch anderweitig geleistet. Wir brauchen ja nicht eben

aus Freytag's Bildern zu erfahren, was heute kein Verständiger leugnen wird (s. S. 62), „daß Oesterreich ein Grenzwahrer, nicht minder rüstig als Meißen und Brandenburg, daß es ein Vorland der deutschen Dichtung gewesen ist.*) Als das Verdienst der „verlorenen Handschrift" scheint sich die Rehabilitirung des deutschen Professors zu ergeben, was freilich literarisch wenig ins Gewicht fällt.

Die eigentlich nicht auf- sondern absteigende Bahn der Romanreihe „Die Ahnen" wird an Scheffel's „Ekkehart" taxirt. Es ist leider wohl richtig, daß die Erfindung, die stets gar zu abhängig von der Chronik ist, im Wesentlichen auf „Verkleidung einmal liebgewordener Personen" hinausläuft. Die stilistischen Vorzüge Freytag's, die bei uns sehr hoch geschätzt sind, gelten bei dem Oesterreicher weniger, der sich dabei auf einen Künstler allerersten Ranges würde beziehen können, wir meinen Adelbert Stifter.

Auch der norddeutsche Dichter und Maler Arthur Fitger, dessen Charakterbild in unserer norddeutschen Kritik noch recht schwankend erscheint, hat sich bei Schönbach einer liebevoll eindringenden Würdigung zu erfreuen. „Fitger, lesen wir u. A., ist unter den lebenden Dichtern einer der ersten (!), er kann und darf nicht länger übersehen werden." **) Daneben aber: „den Dichter reißt die Sprache weiter fort, als ihm die Kunst erlaubt." Und, was doch zu beherzigen wäre: „unter den Waffen, die er schwingt, sollte die der bloßen Verhöhnung von Dingen sich nicht finden, in denen die Menschheit zum guten Theile ihr Heiligstes erblickt." — Warm und schön ist der Aufsatz über den merkwürdigen Charakterkopf Ludwig Steub, den edlen Pfadfinder für Tyrol und die Alpenthäler. Mit Recht wird er auch als großer Stilist gepriesen und sein „Sarkasmus von tödtlicher Schärfe" bewundert, aber auch anerkannt, daß in allen seinen Büchern der Dichter stecke. Hervorgehoben werden seine zum Theil bitterbösen „deutschen Träume", die, 1858 zum ersten Mal erschienen, seit 1888 in neuer Ausgabe vorliegen. Die Schilderung der „schlimmen Zeiten Bayerns unter dem „teutschen" Ludwig I." mögen dort Landes wohl stark verschnupft haben.

Wir gelangen zu den Bildern aus der deutsch-österreichischen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, sehr lehrreiche, lesenswerthe Studien, die zum Theil ganz neue Ergebnisse treuer Forschung bieten. Da begegnet zuerst der merkwürdige Jos. Schreyvogel (so schrieb er sich) gleich West (1768—1817), einer der seltenen Selbständigen. Er war ein Jenaer Kind, seit 1797 jedoch dauernd in Wien als Hoftheatersekretär thätig, der erbitterte Bekämpfer der romantischen Schule. Selbst die übertriebene

*) Daß wir noch vielmehr bereitwilligst zugeben, zeigte unsere Besprechung der deutsch-österreichischen Literatur-Geschichte, die Herrn Professor Jakob Zeidler zu einer „Charakteristik" veranlaßte, auf die auch nur ein Wort zu erwidern wir unter unserer Würde halten.

**) Das wird er auch nicht, figurirt er doch bereits in Anthologien.



Verehrung Goethe's von Seiten der Romantiker ergrimmte ihn. Also im Ganzen ein Wiener Pendant zu dem hausbackenen Realismus und Aufklärungsfanatismus des Berliners Nicolai, von dem er sich wenigstens dadurch zu seinem Vortheil abhebt, daß er allmählich Verständniß für Altdeutsches und Volksthümliches*) erwarb. Das Burgtheater hat er zwar nicht geschaffen, hat es jedoch auf seiner Höhe zu erhalten gewußt. Grillparzer hat ihn sehr geschätzt. Ob es so sehr zu betrauern ist, daß man noch gar nicht weiß, was er Alles geschrieben hat, überlassen wir billig den Bibliophilen. Schönbach hat sich der Mühwaltung unterzogen, Schreyvogel's Bearbeitungen spanischer Stücke, zweier Calderonischer („Das Leben ein Traum" und „Der Arzt seiner Ehre" unter dem Titel „Don Guitierre") und des noch heute sich auf der Bühne haltenden Moreto'schen „Trotz wider Trotz" als „Donna Diana", mit den Originalen zu vergleichen, wobei wenigstens die Geschicklichkeit des seine Bühne und sein Publikum genau kennenden Mannes im Ganzen gut wegkommt. Ob nicht „Donna Diana" ihre Lebensfähigkeit zumeist dem Bedürfniß schauspielerischer Routiniers, wie so manches minderwerthige Stück, verdanke, soll hier bloß als bescheidene Frage stehen.

Ungleich erheblicher ist Schönbach's Essay über Grillparzer (geb. 15. Januar 1791 zu Wien, gest. ebenda 21. Januar 1872). Die Oesterreicher haben Ursache, ihm jetzt einen fast dem Goethi'schen ähnlichen Kultus mit Reliquien-Verehrung und allem gelehrten Apparat der Spezialforschung zu widmen. Schon giebt es einen ausgedehnten Grillparzer-Verein, dessen Jahrbücher die endlosen Zeitungsfeuilletons ablösen und eine systematische Behandlung vielfältiger Untersuchungen ermöglichen. Je länger man dem alternden Dichter den wohlverdienten Kranz vorenthalten hatte, um so ungestümer schlug nun, da es zu spät geworden war, die Verehrung hervor. Er war fremd geworden, und erst seit 1859, nachdem der heillose 1848er Radikalismus sich endlich ausgetobt hätte, wieder in hohen Ehren. Aber er war nun fast ein Siebziger geworden. Schönbach spricht es aus, er war ein Opfer seines Radetzkyliedes geworden, schmachvoll allerdings für Oesterreich. Mit dem großartigen Seherblick, der ihm wie Goethe eigen war, hatte er ja schon damals (1849), ich weiß nicht, ob drucken lassen, jedesfalls niedergeschrieben:

Was wundert ihr euch, daß er Wunder thut,
Er, der ja selber ein Wunder,
Der im Alter, wo Andern erlöschen die Gluth,
Noch heiß von der Jugend Zunder.

Spart euer Wunder noch manches Jahr,
Bis er, statt achtzig, hundert,
Bis grau seine Kraft wie leider sein Haar,
Jetzt, statt euch zu wundern, bewundert!

*) Das in Feuilletons der „Neuen Freien Presse" selbst nach Grillparzer's Tode noch sich als „Rohheit„ und „mittelhochdeutscher Unsinn" mußte schelten lassen.

Heut ist ganz Oesterreich einig in dem Bekenntniß, daß eben Grillparzer recht eigentlich den Typus des Deutsch-Oesterreichers darstelle.*) Ein schlichtes Lied wollte ihm nicht gelingen, lesen wir. Es giebt ja Kritiker, und sogar Dichter, ich nenne nur den Grafen Ad. Schack, die das sangbare Lied so wenig für den Prüfstein poetischer Begabung wollten gelten lassen, daß sie es sogar für verderblich erklärten, sich darum zu bemühen. Darüber ist kein Wort zu verlieren. Wir sehen allerdings in der Lyrik das Fundament aller Poesie, auch der dramatischen, und das Kriterium echter Lyrik ist und bleibt Sangbarkeit, das ist erst Volksthümlichkeit. Wer auf die freiwillig verzichtet, soll unter die Katheder-philosophen gehen.

Halten wir Nichtösterreicher nun auch nicht Schritt mit dieser uns vielleicht übermäßig scheinenden Werthschätzung, so schelte man uns doch nicht gleich Barbaren. Daß Julian Schmidt in der ersten Auflage seiner Literaturgeschichte Grillparzer mit ganzen sieben Seiten abspeiste fände wohl unschwer auch manches Analogon in Wien. Wir sind uns eben leider aus dem Gesicht gekommen. Hoffen wir, daß das bald anders werde! Als Kuranda seiner Zeit den „Grenzboten" gründete, geschah es, vorzugsweise zum Ex- und Import politischer Kontrebande, im Dienste des damaligen Liberalismus. Das sind tempi passati, die wir nicht zurückersehnen. Aber ein innigeres wissenschaftliches und literarisches Gemeinsamkeitsleben wäre uns ebenso fördersam wie den Oesterreichern. Bekannter war uns ja Hebbel von vornherein, aber er ist ein Ditmarscher, der sich einwienerte. Grillparzer trat uns als Gesammtpersönlichkeit eigentlich erst durch Laube nahe, der die erste Ausgabe seiner Werke unternahm. Auch Scherer sah in Grillparzer die Verkörperung des Altösterreicherthums. Erst die treffliche Gesammtausgabe August Sauer's in Prag bietet das Material zu voller Schätzung des Dichters. In Anbetracht der Umstände dürfen wir uns am Ende das Zeugniß ausstellen, so gar viel schnöder als seine Landsleute haben wir den armen einsamen Dulder doch gar nicht einmal behandelt.**)

Wenn man von Anastasius Grün (S. 174 ff.) gesagt hat, er habe den Oesterreicher in die deutsche Literatur wieder eingeführt, was Schönbach gelten läßt, so möchten wir das dahin beschränken, daß er vielmehr die Tendenzen des vormärzlichen Liberalismus im Kaiserstaate geltend gemacht und dadurch allerdings auch starke Sympathien jenseits der Grenze erworben hat, aber der eigentliche Eroberer bleibt nun doch, schon weil er dauernder wirkt, Grillparzer.

*) Wir kannten das schon aus der Deutsch-Oesterreichischen Literaturgeschichte und sehen nun, daß wohl Schönbach's Antheil an diesem Sammelwerke die auch hier begegnende Betonung als echt österreichisch und echt „Grillparzerisch" von „des Inneren stillem Frieden" zukommt, wie denn auch Schönbach mit dem Begriff der „Bodenständigkeit" operirt.

**) Freilich Jul. Schmidt ist ihm nie gerecht geworden, der noch in der 6. Auflage seine Dramen als „poetische Stilübungen bezeichnete.

Auch die literarische Skizze über Bauernfeld (er starb 1890 fast 90jährig) ist liebevoll geschrieben.

In Grün's (Graf Auersperg, geb. 11. April 1806, gest. 12. September 1876) „Spaziergängen eines Wiener Poeten" flammte zuerst der blutige Hohn auf wider Metternich und sein Bevormundungssystem des Volkes. Als reinen objektiv-idealistischen Dichter erwies er sich in der Gedichtsammlung „Schutt". Wir erinnern uns, wie das Buch uns Berliner Schülern eine Art poetischer Offenbarung nach langer Dürre schien. Die vollendete Form und Geschmeidigkeit der Diktion gewann uns sogar Achtung ab vor natürlichen Austriazismen, war doch damals selber Goethe's Sprache dem Berliner oft genug schrullig vorgekommen, ihm, der überhaupt kaum eine volksmäßige Farbe der Sprache kannte oder sie als schriftberechtigt wollte gelten lassen. Das nannte man Dialekt. Die „Nibelungen im Frack" schilt Schönbach wunderlich. Gar zu dünn seien die Fädchen der Anekdoten und undeutlich die Grenze von Scherz und Ernst.

Herzenswarm und freundschaftlich muthet uns der kleine Aufsatz über Hermann v. Gilm an. Keiner von den Großen, aber ein echter Dichter ist es. Nur das ist nicht richtig, daß in der modernen Liebesdichtung die Frau so wenig zu Worte käme, daß Chamisso der einzige sei, bei dem es geschähe. Der Verfasser hätte sich doch Rückert's erinnern sollen, wenn ihm auch die köstlichen Suleika-Dichtungen des Divans nicht vorschwebten. Mit Recht heißt es übrigens von Gilm's „wunderschönem Allerseelentagsgedichte"*): „Wahrlich, wem solches glückte, dessen Name sollte unter unsern Besten nicht länger verschwiegen werden." Er gehöre in die vorderste Reihe unserer modernen Lyriker. Hoffen wir, daß seine zornige Rücksichtslosigkeit gegen die Jesuiten ihm bei der deutsch-österreichischen Literaturgeschichte nicht schade! Den Seufzer: „Die Deutschen sind kein dankbares Volk", muß man ja, Gott sei's geklagt, unterschreiben.

Unbekannter ist, glaub' ich, Karl Gottfried Ritter von Leitner (geb. 18. November 1800 in Graz, gest. 20. Juni 1890). Ist es so, woran wir nicht zweifeln, daß er stilistisch den großen alten italienischen Meistern nahe steht und als Erzähler an Goethe, Kleist, Keller und C. F. Meyer gerückt zu werden verdient, so wird er ohne Zweifel — auch als unglückhafter Oesterreicher — in der deutschen Gesammtliteratur noch seine Anerkennung finden. Auch als Lyriker wird er gepriesen wegen der schlichten Sprache. Zwar sei er unmodern — auch seine Balladen heißen spätromantisch — aber reizvoll, behaglich, von weicher Friedseligkeit.

Als echter Typus des Wienerthums wird uns Ludwig Anzengruber geschildert (geb. 29. November 1839, gest. 10. Dezember 1889 eben fünfzigjährig)

*) Es ist das auch bei uns wohlbekannte: Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden."



„Das vierte Gebot“ gilt Schönbach als „ein Kunstwerk reinsten Gusses, das größte und einzige Volksschauspiel, das wir besitzen“, und eine Perle der Erzählungskunst ist der 1885 in 2 Bänden erschienene „Sternsteinhof“. Die Berliner Theaterkonkurrenz — freilich es sind lauter Metöken — hat nichts Ebenmäßiges an die Stelle zu setzen.

Wir sind dem geistvollen Literarhistoriker und Kritiker auf seiner Musterung zur Geschichte der Literatur des 19. Jahrhunderts durch Deutschland und Oesterreich treu und dankbar gefolgt, haben auch von dem weiteren Hauptabschnitt „Amerika“ zu vielfacher Belehrung Kenntniß genommen, glauben aber gut zu thun, wenn wir einem Kundigeren, der etwa demnächst vor den Lesern der „Preuß. Jahrbücher“ die englisch-amerikanische Literatur zu würdigen unternähme, dieses ungemein reiche Kapitel überlassen. Es möge also vor der Hand genügen, nur die Themata zu nennen, die Schönbach behandelt, und zwar:

1. James Fenimore Cooper (S. 237—250).
2. Longfellow's dramatische Dichtungen (S. 251—269).
3. Eine unendlich fleißige Studie: Beiträge zur Charakteristik Nathaniel Hawthorne's (S. 270—347).
4. Ueber die amerikanische Romandichtung der Gegenwart. (Ein Aufsatz, der vielen Lesern aus der Deutschen Rundschau März—Mai 1886 erinnerlich sein wird.) (S. 348—443.)

Nur ein allgemeines Urtheil scheint hier noch erwähnenswerth, die Engländer werden es schwerlich anfechten können, das beste, echteste Englisch wird zur Zeit in Amerika geschrieben und gesprochen. Our old home fällt auch hier zurück.

Weimar, Mitte Febr. 1900. Franz Sandvoß (Xanthippus).

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

20. März 1900.

Die beiden Häuser unseres Reichsrathes sind wieder zusammengetreten, das Ministerium Körber hat vor demselben sein Programm entwickelt und sowohl im Abgeordnetenhause, als im Herrenhause haben Erörterungen über dasselbe stattgefunden, wurden die Wünsche und Erwartungen der Parteien vorgebracht. Eine Aenderung der allgemeinen Lage ist damit nicht eingetreten, eine Annäherung der sich gegenseitig ausschließenden Tendenzen hat nicht stattgefunden. Mit größtem Nachdrucke wurde nur auf die Nothwendigkeit der Beendigung des nationalen Streites und der Wiederaufnahme der Gesetzgebung für die Bedürfnisse der Bevölkerung in allen wirthschaftlichen Angelegenheiten hingewiesen; nicht nur die Regierung hat sich bemüht, diesen Gesichtspunkt geltend zu machen, indem sie zur Behandlung der von ihr vorgelegten Gesetzentwürfe für eine Reihe wichtiger Bahnbauten aufforderte, auch die meisten Redner der deutschen Parteigruppen haben in dem Verlangen übereingestimmt, es möge die Arbeitsfähigkeit des Parlamentes nicht wieder durch die Rücksicht auf nationale Sonderbestrebungen in Frage gestellt werden. Dabei fehlte es nicht an Darlegungen einer pessimistischen Anschauung, die nahezu an Hoffnungslosigkeit grenzt und die völlige Abdankung des Konstitutionalismus in Oesterreich als nahe bevorstehend erscheinen läßt.

Der Vertreter der deutschen Großgrundbesitzer Tirols, Herr Dr. v. Grabmayr, der von den Radikalen heftig angefeindet wird, weil er selbstständig zu denken gewohnt ist und sich seinen deutschen Patriotismus nicht zu einer „völkischen" Fratze entstellen läßt, hat die „schreckliche Verwüstung" geschildert, von welcher das öffentliche Leben in Oesterreich heimgesucht werde und deren Folge sich in der „Parlamentsmüdigkeit" nicht nur der Parlamentsmitglieder, sondern noch mehr der Völker äußert. „In den Couloirs und draußen auf der Straße geht die bange Frage von Mund zu Mund, ob nicht in einigen Tagen oder Monaten die Ver-

fassung sistirt wird. Und nicht das ist das Aergste, daß der Fortbestand der Grundlage unseres Reiches, daß die Grundform unseres politischen Lebens überhaupt in Diskussion steht, sondern daß dies mit so kühlem Gleichmuth, mit so apathischer Ergebung geschieht." Und Fürst Karl Auersperg warf im Herrenhause die Frage auf: „Wird es in diesem Reichsrathe möglich sein, noch ein ernstes Gesetz zu machen? Wird es insbesondere möglich sein, ein Sprachengesetz in diesem Hause zu schaffen, ohne das wir nicht mehr bestehen können, oder wird der Krieg, den wir im Reichsrath geführt sehen, nur zu dem Zwecke geführt, um dieses Parlament als eine ungerechtfertigte Einführung zu beseitigen?" Der Unterrichtsminister des Koalitionsministeriums Dr. v. Madeyski, ohne Zweifel einer der verständigsten und unabhängigsten unter den Polenführern, ging in der Beurtheilung der in Oesterreich herrschend gewordenen Verhältnisse noch weiter, indem er „ein einigendes Zusammenfassen der Differenzen, ohne welches bei uns Streitfragen nicht zu lösen sind", als unerreichbar erklärte. „und bemächtigt sich der Geister ein Pessimismus," setzte er hinzu, „welcher die Thatkraft der besten Impulse lähmt, und wenn nicht bald im Geiste unseres politischen Lebens eine entscheidende Wendung eintritt, so fürchte ich, vollzieht sich durch eigene Kraft, der staatsbürgerlichen Gesellschaft unvermerkt, allmählich und stufenweise das, was die Drohungen der revolutionären Umsturztheorien mit einem Schlage bewirkt wissen möchten, nämlich die Zerstörung der bestehenden Staatsordnung."

Es hat sich selbstverständlich in beiden parlamentarischen Körperschaften Niemand gefunden, der diese Schilderungen und Feststellungen hätte zurückgewiesen und die Sorge um die Zukunft des Staates hätte unbegründet nennen können; aber es hat unter den zahlreichen Kennern des österreichischen Verfassungslebens, die von deutscher Seite zu Worte gekommen sind, auch nicht einer den ehrlichen Muth gehabt, das Geständniß abzulegen, daß diese Erscheinung die Folge der Irrthümer ist, von welchen man bei der Schaffung der österreichischen Verfassung ausgegangen ist: im Gegentheil sind sogar Panegyriker dieser Verfassung aufgestanden, die mit einer nicht mehr zu billigenden Enthaltsamkeit die Beachtung der logischen Gesetze vermieden haben. Wenn Freiherr v. Lemayer, ein, wie es scheint, unverwüstlicher Anhänger der Schmerling'schen Regierungskunst, das Gebäude „der österreichischen Verfassung" dem „Trümmerfelde der historischen Landesrechte" triumphirend entgegenhält und es über sich bringt, der „modernen Gestalt des österreichischen Kaiserstaates" seine Bewunderung zu zollen, so hätte er es doch der Mühe werth halten sollen, die Schönheiten dieser Gestalt zu enthüllen oder mindestens nachzuweisen, daß der „österreichische Kaiserstaat" noch bestehe, da wir es durch die von ihm für so wunderthätig erkannte Verfassung doch nur bis zu dem Begriffe der „österreichisch-ungarischen Monarchie" und zu den namenlosen „im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern" gebracht haben. Man begreift allerdings das ganze

Elend der Deutschen in Oesterreich, wenn man einer solchen Unfähigkeit zu historischer Betrachtung und historischem Urtheil im Kreise der „berufenen Staatsmänner“ begegnet, wenn man die kindliche Einfalt in Betracht zieht, mit der sie sich ihrer Verfassungspracht freuen, obgleich sie ihnen schon in Fetzen vom Leibe hängt. Ist es nicht Einfalt und Unverstand, dann ist es eine grobe Unehrlichkeit der Deutschen, und zwar ebenso der radikalen wie der hochkonservativen, nicht gestehen zu wollen, daß das Werk, mit dem sie ihre angebliche Staatsgründung „Oesterreich“ krönen und ihr Autorrecht daran für alle Ewigkeit festlegen wollten, gänzlich mißlungen ist, daß es ohne besondere Kunst von ihren Konkurrenten zu ihrem Schaden ausgebeutet wird und ihnen nicht nur die Gelegenheit zur politischen „Führung“, sondern sogar zur ersprießlichen Arbeit für das eigene Bedürfniß, für das eigene Vermögen an Gut und Geist zu bieten aufgehört hat.

Weil die Tschechen die Verfassung bekämpfen, muß sie von den Deutschen „hochgehalten“ werden, das gilt bei uns als Axiom. Verfassungstreue ist eine Forderung der persönlichen Anständigkeit, ohne die man in „besseren“ politischen Kreisen kaum geduldet, geschweige denn ernst genommen werden kann. Wenn der alte Dr. Rieger darauf zurückkommt, daß die Februarverfassung und ihre höchst unorganisch erweiterte und wesentlich verschlechterte Auflage, die Dezemberverfassung, willkürlich erfunden worden sind, daß sie mit den historischen Traditionen gar keines Volkes, auch nicht des deutschen, in Zusammenhang stehen, dann muß er Unrecht haben, weil er dabei den tschechischen Standpunkt vertritt, als ob es überhaupt einen praktisch-politischen Standpunkt gebe, von dem aus die jetzt geltende Verfassung als zweckentsprechend erklärt werden könnte, als ob bei einer Aenderung derselben nichts Anderes zur Geltung gelangen konnte, als das böhmische Staatsrecht, und als ob es nur eine Form des Föderalismus gebe, nämlich die, durch welche die Slaven in Oesterreich zur Alleinherrschaft gelangen müssen.

Außerhalb des Parlamentes ist in den jüngsten Tagen eine Stimme zu vernehmen gewesen, die dem allgemein beklagten, aber nicht erkannten Uebel unserer politischen Zustände auf den Grund geht. Herr v. Offermann hat in seiner Schrift „Die Bedingungen des konstitutionellen Oesterreichs“ die Sünden des doktrinären Liberalismus bloßgelegt, die den Staat verdorben und verseucht haben. Die Nachahmung englischer Einrichtungen, die nur in der eigenartigen Entwickelung des Inselstaates ihre Berechtigung finden, die Aufnahme unerprobter Bestimmungen aus der belgischen Charte, die Schwächung der Regierungsgewalt durch das Aufthürmen von „Grundrechten“, an die sie anstößt, so oft sie sich im Interesse des Staates freier bewegen will, endlich die gänzlich unüberlegte Proklamirung einer nationalen Gleichberechtigung im Art. XIX, die mit einer guten Verwaltung unvereinbar ist und nur unlösbare Widersprüche zu Tage fördert, das sind

die bösen Keime der Parteiverwirrung, die unser ganzes patriotisches Leben beherrscht. Mit vollem Rechte verlangt der Verfasser die Beseitigung der Unklarheit, des Unmöglichen aus der Verfassung, mit noch größerem die Vermehrung der Prärogative der Krone, der in Oesterreich eine viel größere Bedeutung zukommen muß als in irgend einem andern Staate, in welchem eine Nation das natürliche Uebergewicht besitzt. „Hier war der Monarch stets allein Inhaber der Staatsgewalt. Ein wirklich regierendes Kaiserthum mit dem in unmittelbarer Beziehung zu ihm stehenden Militärwesen und Beamtenthum waren seit je her die Fundamente dieses Staates, die auch in Zukunft unter keiner Bedingung gelockert werden dürfen. Denn Staaten erhalten sich bekanntlich nur durch dieselben Kräfte, denen sie ihre Entstehung danken.“ Die Krone muß das Recht der Behördenorganisation ausschließlich ausüben, sie allein ist berufen, die Sprachenfrage, die auf dem Wege der Gesetzgebung niemals erledigt werden kann, durch Verordnungen zu regeln, sie vermag den Schutz der Minoritäten zu gewährleisten. Für sie am wenigsten wird das Majoritätsprinzip eine Schranke bilden können. Diese Erkenntniß wird bei allen Parteien, die nicht auf die Auflösung des Staates ihre Rechnung setzen, zum Durchbruch kommen müssen, sie wird sich namentlich bei den nationalen Parteien einbürgern können, weil nur Hand in Hand mit der Stärkung der Zentralgewalt, deren Träger immer der Kaiser sein muß, die Einführung nationaler Vertretungen eintreten kann.

Mit der Frage der nationalen Vertretung beschäftigen sich auch zwei andere politische Studien, die in diesen Tagen veröffentlicht worden sind. Der Innsbrucker Universitäts-Professor v. Scala beantragt die Einberufung einer berathenden Körperschaft, die aus allen deutschen Landtagsabgeordneten aller Königreiche und Länder zu bestehen und die Angelegenheiten des nationalen Besitzstandes, nationale Schulfragen, wirthschaftliche, wissenschaftliche und künstlerische Bedürfnisse besprechen, und Schiedssprüche bei Streitigkeiten zwischen verschiedenen Parteien des deutschen Volkes in Oesterreich zu fällen hätte. Diese Körperschaft und die aus ihr zu bildenden Ausschüsse sollten jedoch nur berathende Geltung haben und nur „das Material der nationalen Wirksamkeit im Reichsrathe schaffen“, sie würden also dem in der Bildung begriffenen tschechischen Nationalrathe ziemlich genau entsprechen. Weiter geht der bekannte Kärnthner Abgeordnete Otto Steinwender, der in seiner „Parlaments-Dämmerung“ für die Schaffung eines deutschen Volkshauses in Oesterreich eintritt und für dieselbe folgendes Programm aufstellt: „Nationaler Kataster (Bevölkerungs-Grundbuch), Wahlrecht aller Deutschen, sie mögen wo immer in Oesterreich wohnen, für das deutsche Volkshaus, Ausscheidung aller nicht nothwendig gemeinsamen Angelegenheiten aus dem Bereiche der staatlichen Gesetzgebung und Verwaltung und autonome Besorgung derselben durch das deutsche Volkshaus und dessen exekutive

Organe, autonome Besteuerung für die Kosten der eigenen Angelegenheiten, fixes Budget für die dem Staate gemeinsamen Einnahmen und Ausgaben, das nur durch übereinstimmende Beschlüsse der Volkshäuser abgeändert werden kann, Ersatz des Herrenhauses durch einen lediglich konsultativen Kronrath." Wir hätten noch eine Kleinigkeit hinzuzufügen: Verfassungsmäßige Feststellung des Rechtes der Krone, in allen Fällen, in denen die Exekutivorgane der verschiedenen Volkshäuser entgegengesetzte Anordnungen treffen, dieselben durch die Organe der Zentralverwaltung aufheben und an ihre Stelle Ministerial-Verordnungen treten zu lassen, gegen welche nur dann ein Einspruch erhoben werden kann, wenn die betheiligten Volkshäuser sich über denselben geeinigt haben. Damit würde für die nationalen Grenzgebiete und die national gemischten Länder die absolute Regierungsgewalt systemisirt, eine Einrichtung, die der von Herrn v. Offermann verlangten Vermehrung der Prärogative der Krone durch Revision der Verfassung sehr nahe käme. Was den Deutschen vor Allem noth thut, ist die Wiedergewinnung des Einflusses auf die Verwaltung in jenem Theile der Monarchie, in welchem sie das natürliche Uebergewicht besitzen. Dazu bedürfte es allerdings eines „Generallandtages", jedoch nicht des von Professor v. Scala in Vorschlag gebrachten, der von dem historisch begründeten, und bis 1614 festgehaltenen Institute nur den Namen erborgt, sondern die verfassungsmäßige Zusammenfassung der Alpenländer zu einer Ländergruppe mit parlamentarischer Vertretung. In dieser kann es keine andere als eine deutsche Majorität geben, da in Nieder- und Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Tirol, Salzburg allein nahe an 5 Millionen Deutsche, mehr als zwei Drittel der Gesammtbevölkerung, wohnen, denen die Sprachinseln und städtischen Bewohnerschaften deutscher Nationalität in Krain und dem Küstenlande noch zuzurechnen sind. Ein von Deutschen geleiteter Verwaltungskörper von so großer territorialer Ausdehnung, von so hoch entwickelter Kultur und so wichtigen historischen Traditionen wird auf die Entwickelung des Gesammtstaates mit weit größerem Nachdrucke einzuwirken vermögen als die deutsche Minorität in einem Reichsrathe, der die Aufgaben der Gesetzgebung überhaupt nicht mehr zu lösen vermag: die Stimme des deutschen Generallandtages wird auch zu Gunsten der Stammverwandten in der böhmisch-mährischen Ländergruppe mit besserem Erfolge erhoben werden können, als in Parteiversammlungen, in welchen eine Gemeinbürgerschaft zum politischen Prinzip erhoben wird, die kein Organ besitzt, um sich in der Verwaltung geltend zu machen. Die föderalistische Gliederung führt nicht nothwendig zur Anerkennung des böhmischen Staatsrechtes und nicht zur Preisgebung der zwei Millionen Deutschen in Böhmen, für welche die Anwendung des föderalistischen Prinzipes auf die Landesverfassung und Landesverwaltung ganz andere und werthvollere Bürgschaften ihres nationalen Besitzstandes zu geben ver-

mag, als die zentralistische Verfassung mit einer feudal-slavischen Majorität im Reichsrathe. Das politische Prinzip des „Divide et impera“ wird in seiner Anwendung auf die Deutschen in Oesterreich seine bewährte Wirkung nicht versagen.

Vorläufig glaubt die Regierung mit ihrer „Verständigungsaktion“ über die drohenden Hemmungen des Verfassungslebens hinauskommen zu können, sie ist auch bereits in der Lage, auf einige nicht unbedeutende Erfolge hinzuweisen. Der Reichsrath hat ihr das Rekrutenkontingent bewilligt und hat die Delegationswahlen vorgenommen; es fehlt nur noch das Budget, um für ein Jahr gedeckt zu sein. Beschränkt sich die Anwendung des Paragraph 14 auf das Budget, so ist immerhin ein Fortschritt gegen das Ministerium Thun zu verzeichnen, allerdings ein recht bescheidener, aber wer wird es einer österreichischen Regierung unter den gegenwärtigen Verhältnissen verübeln können, wenn sie an ihre Leistungen den allerbescheidensten Maßstab legt? Die Verhandlungen der Verständigungskonferenz für Böhmen und Mähren haben noch kein Resultat zu Tage gefördert, man bewegt sich noch in Vorberathungen, allgemeinen Erörterungen und vermeidet Abstimmungen über Kardinalpunkte. Solange keine Beschlüsse vorliegen, kann man über die nächste Zukunft unseres parlamentarischen Lebens und über die Dauer des Ministeriums Körber kein Urtheil gewinnen. Aber es ist immerhin gerathen, daß die Deutschen sich für den Fall eines völligen Versagens der ihnen jetzt durch die Verfassung gebotenen Mittel zur Wahrung ihrer Rechte und Interessen vorbereiten und daß sie, von Utopien und Idealen absehend, ihre Kraft für das Erreichbare, für das nöthigenfalls im festen Bunde mit der Dynastie Erzwingbare einsetzen.

*

Das Fleischbeschaugesetz.

Die letzten Wochen haben zwei politische Ereignisse gebracht, die dem äußeren Anschein nach nichts miteinander zu thun haben, deren zeitliches Zusammentreffen jedoch kein zufälliges ist. Die Beschlüsse der Kommission zum Fleischbeschaugesetz haben eine heftige Opposition entfesselt und im Reichstag, der sie in zweiter Lesung mit großer Mehrheit angenommen hat, zu scharfen Zusammenstößen geführt; die erregte Stimmung und die Verschärfung der Parteigegensätze hat wenige Tage später bei der dritten Berathung der lex Heinze zu erneuten stürmischen Szenen und schließlich zu einem in der Geschichte des Deutschen Reichstags bisher unerhörten Ereigniß geführt, zu einer regelrechten parlamentarischen Obstruktion, durch die die vereinigten Linksliberalen und Sozialdemokraten am 17. März die vorläufige Absetzung des Gesetzes von der Tagesordnung erzwungen haben.

Mit dem Zusammentreffen dieser beiden Ereignisse dem Fleischbeschaugesetz und der Obstruktion dürfte das für die innere Politik der nächsten Jahre charakteristische Leitmotiv angeschlagen sein, das sie nach Inhalt und Form bestimmen wird: aus Anlaß der Erneuerung der Handelsverträge werden wirthschaftliche Interessenkämpfe entbrennen, die mit einer Heftigkeit, Erbitterung und Rücksichtslosigkeit in der Presse, in Volksversammlungen und in den Parlamenten geführt werden werden, wie wir sie in Deutschland bisher noch nicht erlebt haben. Der Sturm, der um das Fleischbeschaugesetz tobte, konnte uns einen kleinen Vorgeschmack davon geben, was uns in den nächsten Jahren bevorsteht, wenn erst die wirthschaftspolitische Schlacht um die Handelsverträge auf der ganzen Linie entbrannt sein wird.

Noch mehr als sonst spielen in erregten Zeiten die bloßen Schlagworte, die oberflächlichen Scheinargumentationen in der Politik ihre gefährliche Rolle; mit wenigen Formeln glaubt man die unendliche Mannigfaltigkeit des modernen wirthschaftlichen und politischen Lebens meistern, alle Probleme kurzerhand lösen zu können; hat man etwas ohne genauere Prüfung als reaktionär oder fortschrittlich, als agrarisch oder industriell etikettirt, so ist es damit entweder für immer abgethan oder der Inbegriff aller politischen Weisheit. Welche Bedeutung oberflächliche Scheinargumente gewinnen können, dafür giebt es vielleicht kein besseres Beispiel als die Thatsache, daß die Agrarier im Bunde mit den Freihändlern in den 70er Jahren gegen die Eisenzölle Sturm liefen, weil der — übrigens ganz niedrige — Roheisenzoll die landwirthschaftlichen Produktionskosten ganz ungemessen erhöhe! Diese beinahe lächerliche Behauptung wurde aber ununterbrochen in der Presse wie im Parlament wiederholt und vom großen Publikum schließlich als unumstößliches Axiom geglaubt.

Unter diesen Umständen erwächst der ernsten Publizistik aller Parteien, namentlich aber der der Mittelparteien, die gebieterische Pflicht, mit verdoppelter Besonnenheit und Objektivität die großen Fragen der inneren Politik zu behandeln, um nach Möglichkeit zur Ausgleichung der vorhandenen Gegensätze und zur Verständigung beizutragen.

Das Fleischbeschaugesetz will auf Grund der dem Reich zustehenden Kompetenz für Maßregeln der Sanitäts- und Veterinärpolizei die Schlachtvieh- und Fleischbeschau, die bisher der Gesetzgebung der Einzelstaaten unterstand, einheitlich für das ganze Deutsche Reich regeln. Ein erhöhter sanitärer Schutz ist um so nothwendiger, als die Viehерkrankungen, jedenfalls in Folge des Zurücktretens der Weidewirthschaft und der Zunahme der Stallfütterung, leider in beständiger Steigerung begriffen sind. Gestützt auf die Gutachten des Gesundheitsamts, verlangt das Gesetz generell eine doppelte Untersuchung des Viehs vor und nach der Schlachtung, da nur durch die Verbindung der beiden Untersuchungen eine hinreichende Aufklärung über den Gesundheitszustand des Schlachtthieres erlangt werden könne.

Dieser Untersuchung beabsichtigte der ursprüngliche Entwurf auch die sogenannten Hausschlachtungen zu unterwerfen, um damit eine in einzelnen Theilen des Reichs (z. B. im Königreich Sachsen und in Hessen-Nassau) bereits bestehende Einrichtung auf das ganze Reich auszudehnen; nur Schafe und Ziegen und noch nicht drei Monate alte Kälber und Schweine sollten von der Untersuchung frei bleiben, wenn sie der Besitzer ausschließlich im eigenen Haushalt verwenden wollte.

Hiervon abweichend hat die Kommission — und das ist ihre erste prinzipiell bedeutsame Aenderung — allgemein die Hausschlachtungen vom Untersuchungszwange befreit, sodaß also auch große Schweine und Rinder, die im Haushalt des Besitzers verbraucht werden, ohne Untersuchung geschlachtet werden können, falls nicht etwa schon äußere Merkmale einer Erkrankung sichtbar sind. Wir halten diesen Beschluß bei dem überaus großen Umfang der Hausschlachtungen im sanitären Interesse für recht bedauerlich und können die angeführten Gegengründe, die Kosten und die Belästigungen, die besonders die kleinen Landwirthe und Arbeiter treffen würden, den der Volksgesundheit hier drohenden Gefahren gegenüber nicht für durchschlagend erachten. Die Wiederherstellung der Regierungsvorlage bei der dritten Lesung wäre sehr erwünscht, vielleicht mit der Einschränkung, daß die Verwaltungen der Einzelstaaten unter bestimmten Voraussetzungen Ausnahmen zulassen könnten; solche Ausnahmen wären dann am Platze, wenn die Untersuchung der Hausschlachtungen — wie z. B. im Winter im Gebirge und bei zerstreuter Lage der Höfe — nur mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten durchzuführen wäre. Der anfängliche Widerstand der Besitzer würde sich vermuthlich sehr bald legen, namentlich wenn von den Einzelstaaten, wie es von der Kommission in einer besonderen Resolution gefordert wird, öffentliche Schlachtviehversicherungen unter finanzieller Beihilfe des Staates eingerichtet würden, sodaß den Besitzern aus einer eventuellen Konfiskation des Thieres kein pekuniärer Schaden erwachsen könnte.

Der zweite noch wichtigere Punkt, in dem die Kommission von der Regierungsvorlage abgewichen ist, betrifft die Behandlung des ausländischen Fleisches. Der Entwurf ermächtigt den Bundesrath, „die Einfuhr von Fleisch, dessen Unschädlichkeit für die menschliche Gesundheit in zuverlässiger Weise bei der Einfuhr nicht mehr festgestellt werden kann, zu verbieten“; das zugelassene Fleisch soll einer genauen Untersuchung unterworfen werden, zu deren Erleichterung der Bundesrath die Einfuhr in zusammenhängenden Thierkörpern, Thiertheilen rc. und in Verbindung mit inneren Organen vorschreiben kann.

Die Kommission ist über diese Vorschriften wesentlich hinausgegangen; unter formeller Berufung auf die von der Regierung selbst für nothwendig erklärte Untersuchung des lebenden Thieres, will sie, da ja eine befriedigende Lebendschau im Auslande nicht garantirt werden kann, die Einfuhr von

Fleisch (mit gewissen Ausnahmen) überhaupt verboten wissen, sodaß also in Zukunft nur noch lebendes Vieh eingeführt werden dürfte. Das Verbot soll in der Weise durchgeführt werden, daß einige Artikel (namentlich Pökelfleisch, Würste und Büchsenfleisch), deren Unschädlichkeit bei der Einfuhr nicht mehr festgestellt werden kann und von denen wohl auch der Bundesrath wenigstens den einen oder anderen ganz ausschließen wollte, sofort verboten werden, während für frisches und zubereitetes Fleisch und Schweineschinken, die vorläufig noch unter scharfer Kontrole eingeführt werden dürfen, das Einfuhrverbot erst nach dem 31. Dezember 1903 in Kraft tritt; Schweineschmalz, Speck, reine Oleomargarine und Därme unterliegen keinem Verbot und können wie bisher eingeführt werden.

Diese Beschlüsse der Kommission haben eine lebhafte Agitation und heftigen Widerspruch in den Kreisen des Handels und der Industrie hervorgerufen. Die sanitären Bedenken, die namentlich gegen die Zulassung der ausländischen Würste sprechen, sind dabei kaum gestreift worden; die wirthschaftspolitischen Fragen, die Wirkung des Einfuhrverbots auf das Ausland und auf die inländische Fleischversorgung, haben durchaus im Vordergrund gestanden. In der Presse, in Protestversammlungen und im Reichstag hat man die Kommissionsbeschlüsse als Herausforderung der fremden Länder hingestellt, die von den Vereinigten Staaten unzweifelhaft mit Repressalien gegen unsere Ausfuhr und unsere Schifffahrt beantwortet werden und uns in einen Zollkrieg hineintreiben würden; man hat das Einfuhrverbot weiterhin als unerhörten Fleischwucher gebrandmarkt und behauptet, daß dadurch, wie es in der Protestresolution der deutschen Handelskammern heißt, „nicht nur die Lebenshaltung der industriellen Arbeiter, sondern die gesammte Volksernährung in Mitleidenschaft gezogen werde.“

Untersuchen wir zunächst an der Hand der Statistik die Berechtigung der letzteren Behauptung, die eine über das Fleischbeschaugesetz weit hinausgehende Bedeutung besitzt und deren Entscheidung von größter Bedeutung für die zukünftige Handels- und Wirthschaftspolitik ist.

Die Einfuhr Deutschlands an frischem und zubereitetem Fleisch war 1898 ungewöhnlich hoch; sie stellte sich auf 72,5 Mill. Mk., denen eine Ausfuhr von 6,6 Mill. Mk. gegenüberstand, sodaß sich eine Mehreinfuhr von 65,9 Mill. Mk. ergiebt, während sich die Mehreinfuhr in den Vorjahren nur zwischen 17—34 Mill. Mk. bewegt hatte. Hiervon entfielen 1898 auf Würste, Büchsenfleisch und zubereitetes (gepökeltes) Schweinefleisch, deren Import sofort verboten werden soll, 17,1 Mill. Mk., nach Abzug der entsprechenden Ausfuhr 15 Mill. Mk. Die Einfuhr von frischem Fleisch und Schweineschinken 2c., die erst nach 1903 ausgeschlossen sein soll, betrug 1898 etwa 34, die Mehreinfuhr nicht ganz 30 Mill. Mk., sodaß also im Ganzen von der — ungewöhnlich großen — Fleischeinfuhr von 1898 etwa 51 bezw. 45 Mill. Mk. dem Einfuhrverbot unterliegen würden. Nicht betroffen werden, wie erwähnt, Schweinespeck, Därme, Schmalz, Oleomargarine und

andere schmalzartige Fette, im Ganzen Fleisch- und Fettwaaren im Werthe von 124,4 Mill. Mk.

Dem Volumen nach stellte sich die Einfuhr der sofort auszuschließenden Fleischwaaren 1897 auf 9600, 1898 auf 18 200 t; das macht auf den Kopf der Bevölkerung 180—330 g, im Mittel von 1897/98 also ungefähr ½ Pfund. Da der jährliche Fleischkonsum in Deutschland sich auf durchschnittlich 80—90 Pfund beläuft, so würde also nur wenig mehr als ½ Prozent des ganzen Fleischbedarfs von dem sofortigen Einfuhrverbot betroffen; von einer Gefährdung der Volksernährung kann demnach gar keine Rede sein.

Auch die für 1903 beabsichtigte Ausschließung des frischen Fleisches und Schweineschinkens hat nicht die Bedeutung für den Fleischkonsum, die ihr vielfach ohne nähere Prüfung der Sachlage zugeschrieben wird. Dem Gewicht nach betrug die betreffende Einfuhr 1897 21 200, 1898 37 500 t, das macht 390—680 g pro Kopf, im Durchschnitt von 1897/98 nur etwas mehr als 1 Pfund, also nur wenig mehr als 1 Prozent des gesammten Fleischbedarfs.

Die Durchführung des Einfuhrverbots würde im Ganzen den Ausschluß von 1½—2 Prozent des Fleischbedarfs bedeuten. Wenn man die große Zunahme der deutschen Viehzucht, namentlich der Schweinezucht bedenkt, die der Bevölkerungsvermehrung weit vorangeeilt ist — von 1883—97 hat sich der Bestand an Rindvieh von 15,8 auf 18,5, an Schweinen von 9,2 auf 14,3 Millionen Stück gehoben, überdies unter erheblicher Steigerung des Durchschnittsgewichts —, so kann die Möglichkeit, die relativ geringe Fleischeinfuhr durch die Steigerung der eigenen Produktion zu ersetzen, gar nicht ernsthaft in Zweifel gezogen werden.*) Außerdem bleibt ja die Möglichkeit der Einfuhr lebenden Viehs bestehen, wodurch ein übermäßiges Ansteigen der Fleischpreise verhindert werden kann. Eine mäßige Preissteigerung dagegen unterliegt keinem Bedenken und erscheint angesichts der gedrückten Lage der Landwirthschaft, deren eigentliches Rückgrat immer mehr die Viehhaltung wird, sogar wünschenswerth, zumal daran auch die kleinsten Landwirthe und die ländlichen Tagelöhner partizipiren würden; ein Rückgang auch der Fleischpreise, in Folge erhöhter ausländischer Konkurrenz, würde die Landwirthschaft völlig unrentabel machen, und wird und muß bei Neuregelung unserer Handelsverträge jedenfalls verhindert werden.

Denn das Eine muß mit aller Entschiedenheit betont werden: in keinem Zweige der Landwirthschaft ist eine große Steigerung der Produktion und die vollständige Emanzipation vom Auslande so leicht möglich, wie in der Rindvieh- und Schweinezucht. Wer der Landwirthschaft hier den Schutz versagt, muß auf extrem freihändlerischem Standpunkt stehen; wir

*) Nur die ungeheueren Fettmassen (Schmalz, Speck 2c.) kann die deutsche Landwirthschaft vorläufig noch nicht selbst produziren.



wüßten nicht, wo man sonst noch den Hebel einsetzen wollte, um befriedigendere Zustände herbeizuführen.

Aus der Rücksicht auf das Inland und die deutsche Fleischversorgung lassen sich jedenfalls, darin stimmen wir mit den Vertheidigern der Kommissionsbeschlüsse vollständig überein, durchschlagende Gründe gegen das Fleischeinfuhrverbot nicht ableiten. Wesentlich anders liegt die Frage jedoch, wenn man die voraussichtlichen Wirkungen auf das Ausland, speziell auf die Vereinigten Staaten von Amerika, in Betracht zieht.

Die deutsche Fleischeinfuhr betrug, soweit sie dem Einfuhrverbot unterliegen würde, 1898, wie erwähnt, 51 Millionen Mark, von denen 20 Millionen aus Amerika, 16 aus den Niederlanden, $8^1/_2$ Millionen Mark aus Dänemark stammten, während sich der Rest auf andere Länder (Rußland, Oesterreich-Ungarn und Frankreich) vertheilte. Von der amerikanischen Einfuhr würden 13 Millionen Mark (6,5 Mill. Pökelfleisch, 2,7 Mill. Büchsenfleisch und 3,8 Mill. Würste) sofort, 7 Millionen (darunter 4,6 Mill. Schweineschinken) 1903 ausgeschlossen werden; der sofortige Ausschluß von Würsten, Pökelfleisch und Büchsenfleisch trifft in erster Linie die Vereinigten Staaten, der Ausschluß des frischen Fleisches nach 1903 hauptsächlich Holland und Dänemark, da eine nennenswerthe Einfuhr frischen Fleisches aus Amerika nicht stattfindet.

Den von einem Einfuhrverbot betroffenen 20 Millionen amerikanischer Fleischeinfuhr stehen 105 Millionen Mark Einfuhr an Speck, Schmalz, Margarine und Därmen gegenüber, für die ein Verbot nicht Platz greift. Unsere gesammte Einfuhr aus den Vereinigten Staaten betrug 1898 877 Millionen Mark, während unsere Ausfuhr sich auf nur 335 Millionen Mark stellte; gegen das Vorjahr (1897) ist unsere Ausfuhr um 64 Millionen *gefallen*, während unsere Einfuhr aus Amerika um 219 Millionen *gestiegen* ist.

Unsere Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten stellt nur etwa $^1/_{12}$ unserer ganzen Ausfuhr dar, während unsere Einfuhr aus Amerika ungefähr $^1/_6$ der ganzen amerikanischen Ausfuhr beträgt. Die prohibirten 20 Mill. Mk. machen nur $2^1/_4$ % unserer Einfuhr aus Amerika, nur $^1/_2$ % der Gesammtausfuhr der Vereinigten Staaten aus.

Angesichts dieser relativ geringen Bedeutung der von dem Einfuhrverbot betroffenen Waaren erscheint der Gedanke, die Vereinigten Staaten könnten einen Akt der autonomen Gesetzgebung des Deutschen Reichs, wie das Fleischbeschaugesetz, mit Repressalien beantworten, die die Einleitung eines beide Länder aufs Schwerste schädigenden Zollkrieges bilden würde, im ersten Augenblick geradezu absurd. Wenn man jedoch die gegenwärtige selbstbewußte Stimmung und die Stärke der imperialistischen Strömung in Amerika bedenkt, die mit besonderem Aerger die Rückständigkeit der amerikanischen Handelsflotte und den glänzenden Aufschwung der deutschen Dampfschifffahrt verfolgt, wenn man in Betracht zieht, daß die bevorstehende Präsidentenwahl die Regierung gerade jetzt zu möglichst schroffem Auftreten nöthigen würde und, daß andererseits gegenwärtig handelspolitische

Verhandlungen zwischen Amerika und Deutschland in Vorbereitung sind, so muß man in der That ernsthaft mit der Möglichkeit eines zollpolitischen Konfliktes rechnen. Männer, die mit den amerikanischen Verhältnissen wohl vertraut sind, vertreten mit großer Entschiedenheit die Ansicht, daß den Amerikanern die Gelegenheit zu einem solchen Konflikt nicht unerwünscht sein und von ihnen dazu benützt werden würde, um die deutsche Schifffahrt, deren eigentliches Rückgrat ja der deutsch-amerikanische Verkehr ist, durch Erhöhung der Tonnengelder oder durch Zuschlagszölle auf die unter deutscher Flagge eingeführten Waren zurückzudrängen und die Entwicklung der amerikanischen Handelsflotte künstlich zu befördern. In den Hansastädten rechnet man jedenfalls bereits sehr ernsthaft mit der Möglichkeit eines amerikanischen Vorgehens gegen unsere Schifffahrt und beginnt sich gegen diese Eventualität zu rüsten. Ohne einen Konflikt mit Deutschland würden die Vereinigten Staaten zu einer Benachtheiligung der deutschen Flagge nicht greifen können, da sie dann allgemein gegen die fremde Schifffahrt vorgehen müßten, was sie in scharfen Gegensatz zu Großbritannien bringen würde.

Nun sind wir in einem etwaigen Zollkrieg mit Amerika freilich keineswegs so schwach, wie ein Theil der deutschen freihändlerischen Presse ununterbrochen behauptet. Gewiß, die generelle Thatsache bleibt bestehen, daß industrielle Länder sich den Staaten gegenüber, die ihnen Nahrungsmittel und Rohstoffe liefern, in einer relativ ungünstigen Position befinden. Die Amerikaner brauchen unsere Fabrikate nicht, die sie größentheils auch in anderen Ländern kaufen oder selbst herstellen könnten, während für uns eine Anzahl ihrer Ausfuhrwaaren schwer oder garnicht zu entbehren sind. Aber andererseits können wir auch viele ihrer Produkte, besonders Agrarprodukte der gemäßigten Zone, schon jetzt aus anderen Ländern beziehen; bei anderen Waaren würde ein Zollkrieg eine Ausdehnung und Forcirung der Produktion in dritten Ländern veranlassen. Auch unsere Fabrikate würden zum Theil von dritten Staaten aufgenommen werden, die ihre eigenen Erzeugnisse nach Amerika absetzen würden. Und schließlich hat der amerikanische Markt für unsere Ausfuhr im Ganzen eine geringere Bedeutung als der deutsche für den amerikanischen Absatz. Sollte sich also ein Zollkrieg mit Amerika später einmal aus wichtigen Gründen als unvermeidlich erweisen, so brauchen wir vor ihm nicht feige zurückzuschrecken.

Andererseits sind die Nachtheile, die uns aus ihm erwachsen, wieder so groß, daß wir jedenfalls nicht ohne zwingende Veranlassung zu Maßregeln greifen sollten, die die Möglichkeit eines ernsten Konfliktes in sich bergen. Die ganze politische Lage ist überdies so gespannt und unsere internationale Situation gegenwärtig eine so wenig erfreuliche, daß wir alle Veranlassung haben, uns zu fragen, ob denn der Ausschluß der 20 Millionen Mark amerikanischer Fleischwaaren für unser Wirthschaftsleben eine solche Bedeutung hat, um auch nur die Möglichkeit ernsterer Verwicklungen aufzuwiegen.

Wir hoffen dringend, daß es in dieser Frage zu einer Verständigung zwischen dem Reichstag und der Regierung, die sich entschieden gegen die Kommissionsbeschlüsse erklärt hat, kommen wird; ob auf Grundlage eines Kompromisses (Verbot der Einfuhr von Wurst und Büchsenfleisch) oder unter Wiederherstellung der ursprünglichen Vorlage, ist von geringerer Bedeutung. Am besten wäre jedenfalls die Wiederherstellung der ursprünglichen Fassung; es dürfte viel praktischer sein, die etwa erforderlichen Einfuhrverbote im Wege der Verordnung zu erlassen, anstatt das schwere Geschütz legislatorischer Maßnahmen aufzufahren.

Wie die Frage aber auch schließlich entschieden werden wird: zwei wichtige Ergebnisse hat der Verlauf der bisherigen Verhandlungen über das Fleischbeschaugesetz bereits gezeitigt. Es hat sich erstens gezeigt, daß die große Mehrheit des Reichstages unbedingt auf dem Boden eines erhöhten Schutzes unserer landwirthschaftlichen Produktion steht, daß eine Handelspolitik, die dem nicht Rechnung trägt, im gegenwärtigen Reichstag nicht auf Zustimmung zählen kann. Die Feststellung einer starken agrarischen Mehrheit im Reichstag, mit der unsere ganze Wirthschaftspolitik, mit der die Regierungen, alle Parteien und Klassen in Zukunft als mit einer gegebenen Größe rechnen müssen, ist ein Ergebniß, das weit wichtiger ist, als die Annahme dieser oder jener Fassung des Fleischbeschaugesetzes. Und mit diesem Ergebniß, meinen wir, können sich auch die Anhänger des Einfuhrverbots wohl zufrieden geben, da es ihnen eine Erhöhung nicht nur der Fleisch-, sondern auch der Viehzölle nach 1903 zur Genüge gewährleistet.

Die numerische Schwäche ihrer parlamentarischen Vertretung zwingt die auf einem anderen wirthschaftlichen Boden stehenden Parteien — und das ist die zweite Thatsache, die sich mit voller Deutlichkeit ergeben hat — zu einer energischen außerparlamentarischen Agitation, um durch Beeinflussung der öffentlichen Meinung einen Druck auf den Reichstag und die Regierungen auszuüben. Das ist das gute Recht der Opposition, das ihr nicht verschränkt werden darf; auch die dabei unvermeidlichen Uebelstände müssen mit in den Kauf genommen werden. Nur an einem Punkte sollte sich die Opposition in ihrem eigenen Interesse und im Interesse der Gesamtheit eine gewisse Beschränkung auferlegen: Die möglichen Rückwirkungen der deutschen Wirthschaftspolitik auf die Entschließungen fremder Länder sind in den letzten Wochen wie auch schon früher vielfach in einer Weise behandelt worden, die über die gebotene Berücksichtigung weit hinausgehen und weder das nationale Selbstbewußtsein noch die Achtung, die wir im Auslande genießen, zu erhöhen geeignet sind. Die Vertreter der industriellen Interessen schneiden sich damit nur ins eigene Fleisch. Wenn wir wirklich für unsere Industrie günstige Handelsverträge abschließen wollen, so wird es in erster Linie erforderlich sein, im Auslande nicht die Ansicht aufkommen zu lassen, Deutschland sei so schwach, daß es sich in wirthschaftspolitischen Fragen Alles bieten lassen müsse. V.

Transvaal und England. — Innere Politik. — Lex Heinze. — Der Sieg und die Entwickelung der Sozialdemokratie. — Der Goethe-Bund.

Mit unheimlicher Schnelligkeit vollendet sich das Geschick der unglücklichen Buren. Es ist ein schmerzlicher Anblick, wie ein kleines tapferes Volk, das seine Eigenart und seine Freiheit vertheidigt, der ungeheuren Ueberlegenheit der Macht wie der Kultur unterliegt, aber es ist die Tragik, die sich durch die Weltgeschichte zieht. Wir haben darüber, da wir die Kriegsereignisse im Einzelnen nicht verfolgen, kaum etwas zu sagen, denn wir haben diesen Ausgang ja von Anfang an ins Auge gefaßt und Stellung dazu genommen. Die Parallele mit dem russisch-türkischen Krieg von 1877 scheint auch für den weiteren Fortgang zuzutreffen: Seitdem erst die großen überlegenen Massen der Angreifer den Kriegsschauplatz erreicht haben, geht es schnell. Ob wirklich schon zum Ende, ist damit noch nicht gesagt: nicht nur mögen die Buren noch in manchem Einzelgefecht siegen, sondern es kommt auch noch ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Kriegsschauplatz auf der Balkanhalbinsel und in Südafrika in Betracht: die ungeheuren Entfernungen und das Klima. Die Berichte gehen darin merkwürdig auseinander, wann eigentlich die ungünstige Jahreszeit für die Kriegführung, d. h. die vollständige Trockenheit eintritt. Ein Kenner der Verhältnisse von Südafrika wie der Major von François schreibt, daß es erst im Juni der Fall sei, und bis dahin könnten die Engländer fertig sein. Von Andern habe ich gehört, daß sie den Termin viel früher setzen. Immerhin haben die Engländer noch eine Zeit vor sich, und bei den Buren ist offenbar die Haltlosigkeit, die die Folge der Niederlage zu sein pflegt, schon so weit vorgeschritten, daß sie dem Vormarsch der Engländer nicht einmal die nächstliegenden Hindernisse mehr in den Weg legen. Es scheint kaum glaublich, daß sie nicht die Eisenbahnbrücken rechtzeitig gesprengt und in Bloemfontein das ganze rollende Eisenbahnmaterial in die Hände der Engländer haben fallen lassen, sodaß Roberts nun eine fertige und kaum gestörte Eisenbahnverbindung mit seiner Basis besitzt. Alle Hoffnungen, die die Burenfreunde in Deutschland auf den Guerilla-Krieg setzen, sind völlig illusorisch. Das Einzige, was man nicht von vornherein ablehnen darf, wäre, daß Pretoria im Stande ist, eine große Belagerung auszuhalten. Ob dem wirklich so ist und ob die Buren noch die moralische Kraft haben, diesen Kampf aufzunehmen, ist unmöglich von hier aus zu beurtheilen. Sollte es aber der Fall sein, so wäre bei der Länge der Verbindungslinie und mit dem Eintreten der ungünstigen Jahreszeit die Aufgabe der Engländer immerhin noch eine recht schwierige.

Aber nicht hierauf setzen wir unsere Hoffnung. Wir haben ja von Anfang an das kriegerische Vermögen der Buren viel geringer, der Engländer viel höher angeschlagen, als es sonst in Deutschland geschah. Diejenige Seite des Problems, die unsere Aufmerksamkeit, ich will nicht gerade

sagen, in höherem Maße, aber praktisch am meisten in Anspruch nehmen muß, ist die politische. Mag die Niederlage der Buren größer oder kleiner werden, mag sie bis zum Aeußersten kommen, immer bleiben sie, und bleiben ein Pfahl im Fleische Englands. Als der Krieg ausbrach, haben wir uns bemüht, darzulegen, daß selbst die vollständige Annexion, so schmerzlich sie für die Empfindungen der Buren sein mag, für ihre Zukunft noch keineswegs ungünstige Bedingungen schaffen würde. Eine große Holländer-Partei in der südafrikanischen Kolonial-Provinz Englands, erfüllt von dem bitteren, leidenschaftlichen Haß, den dieser Krieg zwischen den beiden Rassen erzeugt hat, bleibt für die englische Politik, wie sie es auch anfange, immer ein höchst schwieriges Problem und für die Weltpolitik aller Großmächte insgesammt ein Machtfaktor, mit dem zu rechnen ist. Vor Allem müssen wir uns doch aber klar machen, wie sehr die Einschätzung der Macht des englischen Staats selber sich auf Grund der afrikanischen Kriegsereignisse geändert hat. Die öffentliche Meinung in Deutschland ist ja politisch noch so unreif, daß jede vorsichtig kühle, sachliche Beurtheilung, auf die doch allein die praktische Politik aufzubauen ist, ihren Widerwillen erregt. Wer die Buren wahrhaft liebt, muß die Engländer nicht nur hassen, sondern auch geringschätzen und verachten — das war etwa der Grundsatz, nach dem fast sämmtliche deutschen Zeitungen die auswärtige Politik behandelt haben. Zu meiner letzten politischen Korrespondenz hat eine unserer besten Zeitungen die Bemerkung gemacht, sie tadele das deutsche Volk wegen seiner Parteinahme für die Buren — als ob man nicht gleichzeitig für die Buren Partei nehmen und doch über die militärische Leistungsfähigkeit der Engländer richtig urtheilen könne. Und es ist doch wahrlich wichtig für uns, hierüber richtig zu urtheilen. Wir müssen uns klar machen, daß die Engländer nicht nur die größte Flotte, sondern auch ein nicht ganz kleines, ausgezeichnetes Landheer haben, das sie ohne Schwierigkeit im Laufe weniger Monate noch recht erheblich haben verstärken können. Die taktischen Fehler, die sie anfänglich gemacht haben, haben sie, nachdem sie ihr Lehrgeld gezahlt, fortan zu vermeiden gewußt. Es giebt heute keine Großmacht, die nicht die Feindschaft Englands zu fürchten hätte, England selber aber braucht keine einzige, sondern nur eine Koalition von mehreren anderen Großmächten zu fürchten. Die Franzosen zittern bereits vor Angst, und ihre Wortführer suchen nach Gelegenheiten, um der Welt zu versichern, daß nach wie vor ihr Haß den Deutschen gelte und ihre Hoffnung auf die Revanche gerichtet sei. Mit England möchten sie sich nicht anlegen.

Von einer ganz unerwarteten Ergiebigkeit haben sich die englischen Kolonien für das Mutterland erwiesen. Sie haben einen höchst fruchtbaren Werbeplatz für die Armee geboten und eine einheitliche nationale Gesinnung gezeigt, die sich zu einem starken und opferfähigen Enthusiasmus steigerte. Auch darin liegen wieder neue Probleme der Zukunft. Wenn

die Kolonien so lebendig theilnehmen an der Londoner Politik, so werden sie mit der Zeit auch wünschen, daran irgendwie repräsentativ betheiligt zu werden, und das ist eine Forderung, für die es kaum eine Lösung geben dürfte. Aber das sind Sorgen der Zukunft. Zunächst springt nur ins Auge der feste Zusammenhalt zwischen Mutterland und Kolonien, der das englische Selbst- und Machtgefühl erheblich steigern muß.

Nicht zu vergessen ist endlich, wie sehr sich die politische Erziehung des englischen Volkes wieder bewährt hat. Man erinnere sich, wie die Franzosen mit Ministern, die irgendwo in der Welt einen Unfall erlitten, umgesprungen sind. Die ganze französische Politik ist auf ein falsches Gleis gerathen, weil sie den besten Minister des Auswärtigen, den sie hatten, Jules Ferry, auf die Meldung einer Niederlage in Kochinchina hin stürzten, die sich nachher sogar als falsch erwies. In England ist trotz der Wochen und Monate lang anhaltenden und immer wiederholten Unglücksnachrichten aus Afrika das Ministerium keinen Augenblick erschüttert gewesen, und der grenzenlose Jubel, der ausbrach, als endlich die Siegesnachrichten anlangten, mag dem nüchternen Beobachter zuweilen grotesk erschienen sein, namentlich an dem prosaischen Engländervolk, aber zuletzt war er doch nur ein Symptom, in welch' peinlicher Spannung man gelebt hatte, von welchem Druck man sich erlöst fühlte. Zu irgend einer positiven Thorheit hat sich weder die öffentliche Meinung noch die englische Politik hinreißen lassen.

Ganz großartig aber hat sich das englische Parlament in der Deckungsfrage gezeigt. Der Finanzminister trat eines Tages (5. März) vor das Unterhaus hin, rechnete aus, daß der Krieg wohl gegen $1\frac{1}{2}$ Milliarden Mark kosten könne, und schlug vor, davon nicht weniger als etwa 600 Millionen Mark durch eine außerordentliche Steuererhöhung auf ein Jahr zu decken. Die Einkommensteuer, die bisher $3\frac{1}{3}$ Prozent beträgt, auf alle Einkommen über 3000 Mark, wird auf 5 Prozent erhöht; dazu Erhöhung von Stempelsteuern, der Branntwein- und Bier-Steuer, des Taback- und Thee-Zolls. Im Ganzen 500—600 Millionen Mark. Der Rest der Kriegskosten soll auf eine Anleihe genommen werden, aber nicht Konsols, sondern eine solche, die schon binnen 10 Jahren zurückgezahlt wird (die man aber hofft durch die Kriegskosten-Entschädigung den Burenstaaten aufzuerlegen). Der Finanzminister trägt dieses Projekt vor, der Führer der Opposition stimmt zu, das Haus nimmt die Vorlage noch in derselben Sitzung an und am anderen Tage beginnt die Erhebung der neuen Steuern.

Wahrlich, in diesem Volke steckt eine große Kraft — der deutsche Reichstag gebraucht acht Wochen, damit nur die erste Kommissions-Sitzung stattfinde, die darüber berathen soll, ob Deutschland es nöthig habe, auch eine Seemacht zu werden!

* * *

Man würde dem deutschen Volke Unrecht thun, wenn man die Elendigkeit und Kleinlichkeit, mit der bei uns die großen politischen Fragen behandelt werden, ohne Weiteres den Volkscharakter zur Last legen wollte. Gewiß ist auch der Volkscharakter dabei betheiligt, aber das Wesentliche liegt in der Verfassung und den politischen Zuständen. Das englische Parlament ist deshalb politisch so viel bedeutender und charaktervoller, weil es die letztentscheidende Behörde ist und die Verantwortung hat. Das ist bei allen seinen sonstigen Nachtheilen der Vorzug des parlamentarischen Regiments. Die deutschen Volksvertretungen haben nur ein gewisses, beschränktes Mitregierungsrecht, und dieses ist unter sieben bis zehn verschiedene Partei-Gruppen vertheilt — ganz natürlich, daß sich hier nirgends ein größerer Zug zeigt. Man klagt über die Leere des Reichstagssaales und über die schlechte Akustik des Abgeordnetenhauses. Als aber neulich die Männer der Akademie der Wissenschaft dort tagten, verstand man jedes Wort. Die schlechte Akustik im Abgeordnetenhause kommt also nur daher, daß dort nichts gesprochen wird, das der Mühe werth wäre, gehört zu werden, und aus demselben Grunde halten es die Reichstagsabgeordneten nicht für nöthig, in ihren Sitzungssaal zu gehen. Oder hat es etwa einen geistigen oder moralischen Werth, mit anzuhören, was Herr Sattler oder Graf Limburg, Herr Lieber und Müller-Fulda rednerisch produziren, von Herrn Diederich Hahn und Liebermann von Sonnenberg zu schweigen? Die Oppositions-Redner stehen vielleicht an Talent und Bildung um einige Grade höher, aber ihre Reden haben wieder auf die sachliche Entscheidung zu geringen Einfluß, um sehr zur Aufmerksamkeit zu reizen. Unsere Volksvertretungen sind keineswegs das Miniaturbild des ganzen deutschen Volkes, noch weniger etwa gar die Elite, sondern nichts als der Ausdruck der öffentlichen Meinung im gewöhnlichen, d. h. schlechten Sinne des Wortes. Hinter dieser ordinären öffentlichen Meinung steht aber eine andere, höhere, geistige, die keine offizielle Vertretung hat und gar nicht haben kann, der gute Genius unseres Volks, der zu vornehm ist, sich mit dem alltäglichen Krimskrams und den materiellen Interessen der Politik viel abzugeben, aber nicht vergeblich angerufen wird, so oft Gefahr droht und dann mit sieghafter Gewalt die offizielle Volksvertretung ergreift und unter seinen Willen beugt. Immer wieder seit dem Sturm gegen das Zedlitz'sche Volksschulgesetz ist diese geheimnißvolle Macht in den drangvollen Augenblicken beobachtet worden, wie sie plötzlich erschien, den politischen Machern die Zügel aus der Hand riß, und unter dem Zujauchzen des Volks den Wagen zum Ziel lenkte. Wenn doch diese versteckten Volkskräfte sich zu einer, zur leitenden Partei vereinigen wollten, hörte ich sagen. Das ist nicht möglich, denn es ist eben das Wesen dieser Kräfte, nicht Partei zu sein. Es ist ebenso wenig möglich, wie jene „Partei der ehrlichen Leute", die sich einst seufzend der Kriegsminister von Roon wünschte. Sie ist ebenso wenig

möglich, wie wenn wir uns etwa wünschen wollten, „gäbe es doch eine Partei der „Preußischen Jahrbücher". Reine ideale Richtungen, in Fleisch und Blut übergeführt, müssen entweder sofort wieder sterben oder verändern ihren Charakter und werden fanatisch. Das ist der Grund, weshalb die Vereine, die nichts als den nationalen Gedanken verkörpern wollen, wie die Patrioten-Liga in Frankreich oder die „Alldeutschen" bei uns so wenig leisten oder gar unerfreuliche Früchte zeitigen.

Die wunderliche, die Leute verwirrende und ärgernde Signatur des Augenblicks ist nun, daß dieselben ideellen Kreise gleichzeitig für und gegen die Regierung in Bewegung gesetzt sind. Gegen die lex Heinze — für die Flotte; daneben noch die Erregung der wirthschaftlichen Kreise über das Fleischbeschaugesetz. Es sind nicht gerade dieselben Persönlichkeiten, es ist auch nicht einmal ganz derselbe Geist, der sich für die Flotte und gegen die lex Heinze geregt hat, aber die Regungen treffen doch soweit zusammen, daß sie sich in demselben Wasser bewegen, auf die Theilnahme derselben, bisher unpolitisch lebenden Menschen rechnen und nun die Wogen, statt eine bestimmte Richtung einzuhalten, hin und her und durcheinanderrollen.

Man muß feste Nerven haben, um in dem Getöse ruhig zu bleiben oder wenigstens, um nicht mißmuthig zu werden. Eine wirkliche Gefahr aber scheint in der That noch nicht heraufzuziehen. So unsichtig die Atmosphäre augenblicklich ist und so unsicher ein Schiff gelenkt wird, das wohl einen Admiral, aber keinen Kapitän an Bord hat, noch dürfen wir der guten Zuversicht sein, daß die Flotte angenommen und die lex Heinze zu Fall gebracht werden wird, und wenn das — man möchte sagen unverdienter Weise — gelingen sollte, so würde gerade das Widerspruchsvolle der heutigen Situation eine sehr günstige Folge nach sich ziehen.

Viel bedeutsamer noch als die Bewegung, die gegen die lex Heinze entfesselt worden ist, ist die Thatsache, daß die sozialdemokratische Fraktion den Vorkampf gegen sie geführt und die Sympathien der besten Elemente der Nation dabei hinter sich hat. Das Gesetz selber enthält, wie nicht unausgesprochen bleiben darf, einige nicht nur annehmbare, sondern höchst wünschenswerthe Bestimmungen. Auch der Wortlaut der angefochtenen Paragraphen ist so, daß ein unbefangenes Gemüth daran zunächst nicht den geringsten Anstoß nimmt, sondern gern Beifall spenden möchte. Warum sollen nicht „Schriften, Abbildungen oder Darstellungen, welche das Schamgefühl gröblich verletzen und zu geschäftlichen Zwecken öffentlich in Aergerniß erregender Weise ausgestellt oder jungen Leute verkauft oder angeboten werden" — straffällig sein? Wie oft hat nicht Jeder schon selbst ein solches Aergerniß empfunden und den Strafrichter herbeigewünscht! Es darf dennoch nicht sein, weil alle die Begriffe, die hierbei in Betracht kommen, keine juristischen sind. Die feineren sittlichen Vorstellungen lassen sich eben schlechterdings nicht in Paragraphen fassen. Versucht man es dennoch, so liefert man Kunst und Literatur der Polizei und dem Strafrichter aus.

Das ist zu allen Zeiten gefährlich gewesen. Der erstaunliche Niedergang alles katholischen Volksthums an geistiger Kraft in der ganzen Welt und auch in Deutschland, nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in Kunst und Literatur, ist wesentlich auf die gar zu engen Schranken zurückzuführen, in die die Disziplinargewalt des Beichtstuhls die geistigen Kräfte bannt. Etwas Aehnliches, wenn auch nicht entfernt in dem Maße, ich will noch nicht einmal sagen würde, aber könnte doch dieses Gesetz mit seinen Strafrechtsschranken über die ganze deutsche Kunst und Literatur verhängen. Denn wenn man selbst den Wortlaut noch so unverfänglich macht, man darf dabei nicht vergessen den Geist, der heute in unsrem Richterstande lebt. Alle Welt weiß, was aus dem harmlosen Paragraphen über den groben Unfug durch die Judikatur allmählich geworden ist. Unsre Zeit hat sich in diesem Punkte gegen die böse reaktionäre Periode unter Friedrich Wilhelm IV. sehr zu ihren Ungunsten verändert. Damals war das Richterthum die letzte Zuflucht für eine einigermaßen freie geistige Bewegung in Deutschland. Heute drohen uns grade von hier aus die schwersten Gefahren. Professor Lipps in München hat darüber ein nur zu wahres Wort gesprochen. Es ist daher völlig wahr, daß diese lex, so wie sie allmählich unter dem Einfluß des Zentrums gestaltet worden ist, als die Fortsetzung jener verunglückten Umsturzgesetzgebung angesehen werden muß, die die wahre Quelle der Sozialdemokratie in den Universitäten suchte und die kranke Welt durch die Unterbindung der freien wissenschaftlichen Forschung heilen wollte.

Gegen ein solches Gesetz hat nun die Sozialdemokratie den Vorkampf geführt. Eine Bewegung der gebildeten Kreise hat sich erhoben und ist im Begriff sich zu einem allgemeinen Verbande, dem „Goethe-Bund", zusammen zu schließen, dem naturgemäß neben liberalen und auch konservativ gestimmten Künstlern, Schriftstellern und Gelehrten viele Sozialdemokraten angehören werden. Das ist ein großer Schritt weiter auf der Bahn, die politischen Parteien unter die Kontrole großer außerpolitischer Vereinigungen, wie den „Flotten-Verein" und den „Kolonial-Verein", zu stellen, gleichzeitig aber auch die Sozialdemokratie den bürgerlichen Parteien zu nähern, sie aus ihrer Ausnahmestellung herauszuführen und sie als eine Partei wie andre auch erscheinen zu lassen, der man nach subjektivem Ermessen angehören mag oder nicht. Ob das als eine Stärkung oder als eine Schwächung der sozialdemokratischen Partei aufzufassen ist, hängt vom Standpunkte ab. Die Scharfmacher werden darin nichts sehen als eine Begünstigung des Umsturzes, da es der sozialdemokratischen Partei unzweifelhaft neue Anhänger zuführen wird. Wir unsererseits verkennen diesen Nachtheil nicht, sehen aber daneben einen viel größeren Vortheil. Viel mehr als die Sozialdemokratie vielleicht an äußerem Umfang gewinnt, wird sie dabei an innerer, nämlich revolutionärer Kraft verlieren. Zieht man nun weiter in Betracht, daß binnen ganz kurzer Zeit die bevorstehenden wirthschaft-

lichen Kämpfe abermals das enge Zusammengehen bürgerlicher Parteien mit der Sozialdemokratie nahe legen werden, so erkennt man, wie wichtig dieser Präzedenzfall mit der lex Heinze ist, und daß man keineswegs bloß unerfreuliche, sondern auch ganz erfreuliche Seiten daran entdecken kann.

Am bedenklichsten scheint, daß auch für die Obstruktion ein Präzedenzfall geschaffen worden ist. Die Thorheit der Rechten, die es erst der Sozialdemokratie ermöglicht hat, sich die Sympathien der deutschen Bildung zu erwerben, hat ihr auch diesen Trumpf noch in die Hand gespielt. Der Versuch, die Geschäftsordnung zu mißbrauchen, um dem Gegner das Wort abzuschneiden und schnell fertig zu werden, gab der Linken eine unvergleichliche Gelegenheit, das letzte Hilfsmittel der Minorität, die Obstruktion, in Anwendung zu bringen. Ich habe mich schon öfter gefragt, weshalb die Sozialdemokratie das in anderen Parlamenten so beliebte Mittel bei uns noch nie gebraucht hat. Der Grund ist unzweifelhaft, daß sie sich klar war, daß die Regierung unter Zustimmung der öffentlichen Meinung dann die Verfassung für praktisch suspendirt erklären und vorläufig ohne Reichstag regieren würde. Wenn die Regierung aber ohnehin die öffentliche Meinung gegen sich hat, darf sie dergleichen nicht wagen. Nun, da das Eis einmal gebrochen ist, kann die Opposition schon eher eine solche Fahrt wieder in Aussicht nehmen.

Da wirthschaftliche Kämpfe immer mit besonderer Bösartigkeit ausgefochten zu werden pflegen, so können wir an Reichstagsszenen in den nächsten Jahren noch Manches erleben.

25. März 1900. D.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Südafrikanische Studien.

Von

Dr. Albrecht Wirth.

I.

Aus der Ferne sehen alle Berge wie blaue Flächen aus. Erst wenn man näher kommt, entdeckt man Thäler und Schluchten, Wiesen, Steinbrüche und Felsabhänge und sieht, wie rothe, grüne und braune Farben miteinander wechseln. Genau so haben alle Völker aus der Ferne ein einheitliches Aussehen; die unzähligen Abstufungen der Rassen und Klassen, die Gegensätze in Staat und Kultur verschwinden, die Nuancen der Parteien lösen sich in eine einzige Farbe auf. So sprach man im Alterthum von Hyperboräern, einerlei, ob es Kelten, Illyrier, Germanen, Slaven oder Finnen waren; so spricht man jetzt von der unveränderlichen, starren Kultur der Byzantiner und Chinesen, deren Entwickelung doch hundertfache Veränderungen erlebt hat. In derselben Weise besteht noch heute ein doppelter Irrthum in Ansehung der Buren. Man redet von ihnen, als ob jeder Bur blos ein Abklatsch des andern sei, und man denkt, daß sie Jahrhunderte hindurch bei derselben patriarchalischen Lebensführung verharrt hätten, ohne von außen beeinflußt zu werden. Ich will mich daher bemühen, die einschneidenden Umwandelungen, die Rasse und Kultur der Buren erlitten hat, ausführlich darzulegen.

Die Untersuchung über den Ursprung eines Volkes pflegt zu den unsichersten Unternehmungen zu gehören, da sie meist mit mehr als einer unbekannten Größe zu rechnen hat. Ueber die Entstehung der Buren sind wir aber durch hunderte authentischer Schriftstücke und gewissenhafte Quellenwerke auf das Trefflichste unterrichtet. Für die ältere Zeit sind die Hauptquellen die Tage- und Kirchenbücher im Archiv der Kapstadt, worin jeder einzelne Ansiedler verzeichnet ist, sowie das drei dicke Bände umfassende

Werk von De Villiers „De oude Kaapsche Familien". Das Werk giebt die Stammbäume sämmtlicher zu Ende des 18. Jahrhunderts lebender Burenhausväter, soweit erreichbar, und nennt, zum Theil nach mündlicher Kunde, die Stadt oder die Gegend, von wo der Familienstifter nach dem Kap gekommen ist. Der hier gebotene Stoff ist denn auch, namentlich durch den überaus fleißigen Theal schon längst verwerthet worden.

An der ersten europäischen Besiedelung des Kaps, die 1652 stattfand, nahmen im Wesentlichen zwei Völker Theil, Niederländer und Deutsche. Dazu gesellten sich sehr bald Franzosen. Die Siedler sollten, so war die Absicht der Ostindischen Kompagnie, lediglich dazu dienen, die landenden Indienfahrer mit Proviant zu versorgen. Dazu sollten sie Vieh von den Eingeborenen erhandeln und selber Ackerbau treiben. Das meiste Saatkorn und auch einiges Zuchtvieh kam von Batavia. Aus der einfachen Proviantstation erwuchs allmählich eine selbstständige Niederlassung und aus den versprengten Siedlern ein Volk. Sehr bald nun bedienten sich, um den Ackerbau und die eigene Viehzucht erfolgreicher auszudehnen, die Siedler farbiger Sklaven. Die Sklaven bestanden zum Theil aus Malayen, die von den Sundainseln und Molukken kamen, zum Theil aus eingeborenen Afrikanern: Hottentotten, Kaffern, Guineanegern, Schwarzen aus Angola, Mosambik und Madagaskar. Mit den Sklaven vermischten sich die Siedler, wie das damals allenthalben in europäischen Kolonien Sitte war und zum Theil noch jetzt, wenn auch unter veränderter Form, Sitte ist.

Ich muß bei der Aufnahme farbigen Blutes länger verweilen, weil sie hartnäckig und heftig bestritten wird. Man kann sich dafür allerdings auf keine Kirchenbücher berufen, allein der Augenschein, das Bestehen zahlreicher Bastarde, ja ganzer burisch redender Bastardstämme ist allein Beweis genug. Dazu rechne man zahlreiche mündliche wie gedruckte Erinnerungen, darunter einen so unverdächtigen Zeugen wie jene geniale, tieffühlende Prophetin, die jetzt von Johannesburg aus das furchtbare Völkerringen beobachtet, Olive Schreiner. Bis in das 19. Jahrhundert hinein war in Südafrika ein Familienleben wie das Abrahams nicht ungewöhnlich. Der Bur hatte eine weiße Frau, gelegentlich auch eine zweite, die er sich von den sogenannten Logensklavinnen, weißen Mädchen ohne Verwandtschaft und Schutz, ausgelesen hatte, und nahm sich dazu so viele farbige Dienerinnen, als ihm in den Sinn kam. Von einem gewissen Bur ist überliefert, daß er allein von seinen

Dienerinnen nicht weniger als vierzig Kinder hatte. Er war gewohnt zu sagen: wenn ich einen tüchtigen Sklaven brauche, muß ich ihn selber zeugen. So erzählt wörtlich Frau Schreiner, die im Herzen des Burenlandes aufgewachsen, in ihren „Stray thoughts on South Africa“, die durch Sachkenntniß, sittliche Gluth und glänzenden Stil Alles übertreffen, was über die Buren und ihren Charakter geschrieben worden ist. Wie im Haushalte Abrahams, so fehlte es auch am Herde des Afrikanders nicht an peinlichen Auftritten, an Zorn und Ausbrüchen der Eifersucht, deren Kosten stets das farbige Weib bezahlen mußte. Noch wispert man von glühenden Oefen, die die aufgebrachte weiße Gattin für ihre unglücklichen Nebenbuhlerinnen geheizt. Die Folge dieser Verhältnisse war eine weitgehende Bastardirung. Noch nach der Mitte des 19. Jahrhunderts genügte nicht der Vatername zur Vorstellung, sondern man fragte sofort und vor Aller Ohren weiter: welcher Mutter Kind?

Eine weitere Folge war die Verderbniß der Sprache. Die Siedler nahmen von ihren Sklaven, sowie den sonstigen Farbigen, mit denen sie in Berührung kamen, viele Fremdworte an. Wie rasch ein derartiger Vorgang bei kulturfernen Europäern zur Kreolisirung der Sprache führt, sah man z. B. bei den Yankees, die seit 1838 in Oregon eingewandert waren: schon 1860 war eine Mischsprache entstanden, bei der z. B. sämmtliche Zahlwörter dem Chinuk der Oregon-Indianer entstammten. Aehnlich sind die ältesten weißen Siedler Südafrikas ihrer Umgebung halb erlegen. Ihre europäische Sprache ward von afrikanischen und asiatischen Elementen überwuchert. Besonders gewann das Hottentottische und das Malayische Einfluß. Von Java und den Molukken wurden Tausende von Sklaven nach dem Kap gebracht, auch schickte die Ostindische Kompagnie gelegentlich Staatsgefangene ebendorthin, wie die Prinzen von Timor und Ternate, die mit großem Gefolge Jahre lang an der Simonsbai lebten und so das Malayische verbreiteten. Diese eigenthümlichen Wandlungen der Sprache haben denn auch nicht geringen Antheil der Gelehrten erregt. Den Grund zu einer besseren Kenntniß legte der Holländer Mansvelt, seit zehn Jahren Unterrichtsminister im Transvaal, in seinem Idiotikon des Afrikandischen, das 1874 erschien. Mansvelt hat den Vortheil, den schwer zu erreichenden Stoff aus unmittelbarer Nähe zu kennen, aus dem Vollen zu schöpfen. Seine Forschungen wurden von dem berühmten Grazer Gelehrten Schuchardt und dem Holländer Hesseling (De

afrikaansche Taal 1899) aufgenommen. Keiner dieser beiden Herren hat Südafrika gesehen, aber Schuchardt ist durch langjähriges Studium von Kreolensprachen ganz besonders zu einem Urtheil befähigt, während Hesseling's fleißige Arbeit durch eindringende grammatische Forschung und überlegene Kenntniß der holländischen Volksmundarten sich auszeichnet. Schuchardt hat nun die Behauptung aufgestellt, daß das Afrikandische drauf und dran war, zu einem Kreolendialekt herabzusinken und daß es noch jetzt Spuren davon bewahrt hat. Es scheint, daß die Behauptung wohl begründet war. Außer dem Malayischen ist übrigens, wie alle drei Genannten hervorheben, das Portugiesische in hohem Maße an der Entstehung der „Taal" betheiligt gewesen. Vom Anfang des 16. bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war das Portugiesisch die Verkehrssprache der östlichen Gewässer. Durch die Matrosen der Ostindienfahrer und ihre malayischen Diener ist eine sehr beträchtliche Menge portugiesischer Ausdrücke in den Sprachschatz des Afrikanders gekommen. Wie auch sämmtliche Mundarten der Südostbantu wesentlich durch das Portugiesische beeinflußt worden sind.

Die Ostindische Kompagnie hielt indeß streng darauf, daß überall das Holländische durchdringe. Sie scheute sich nicht, den Hugenotten ihr Französisch zu verbieten und dasselbe mit Gewalt auszurotten. Sie sorgte für die Anstellung holländischer Pfarrer, der „Siechentröster", und den Nachschub europäischer Einwanderung. Sie brachte eigens niederländische Mädchen nach dem Kap, damit keine Noth vorläge, nach farbigen zu greifen. Auch hob sich allmählich die Sittlichkeit und der Rassenstolz der Kolonisten. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war das Französische völlig verschwunden, der Einfluß der Farbigen zurückgedrängt und war, zusammengeschweißt aus all den abweichenden Elementen, ein neues Volk auf dem Angesicht der Erde entstanden. Ein unzerstörbarer Grundstein war gelegt, der alle Stürme überdauert hat, ein machtvoller Stamm gepflanzt, den kein späteres Propfreis mehr umbilden konnte. In Sprache und Religion, Sitte und Tracht, Haus und Hof war eine Einheitlichkeit, wie sie in keinem Lande Europas oder Amerikas herrscht, eine Einheitlichkeit, die im Wesentlichen bis zum heutigen Tage geblieben ist. Rasse und Kultur der Buren ist in der Folgezeit vielfach von neuen Schichten überlagert worden, aber wie von starker Untermalung alle daraufgesetzten Lasurfarben verschlungen werden, so ist der Urgrund burischen Wesens durch alle Zuthaten siegreich durchgedrungen.

Einheitlichkeit bedeutet aber noch lange nicht Starrheit oder Einerleiheit. Die Buren haben im Gegentheil eine recht bunte Mannigfaltigkeit entwickelt und sind durch recht viele Mauserungen hindurchgegangen. Und zwar haben sie sich, außer in der ersten Zeit des Goldtaumels, immer zum Besseren und Höheren emporgerungen. Es ist daher thöricht, wenn die Buren selber und ihre Freunde sich so sehr gegen eine Anerkennung des einstigen Barbarenthums oder des farbigen Blutes sträuben, das in ihren Adern fließt, und gemeiniglich die Thatsachen einfach todtschweigen. Denn gerade die Ueberwindung dieses Blutes und der barbarischen Gesittung bezeugt am besten die Zähigkeit der niederdeutschen Art und ihre unendliche Entwickelungsfähigkeit. Im Uebrigen heißt Vermischung mit Eingeborenen nicht unbedingt eine Schwächung der weißen Rasse, so lange das fremde Element nicht zu stark eindringt. Der große Erzähler Dumas hatte Negerblut in den Adern. Ich kenne eine Enkelin einer Hottentottin und des weiland sehr berühmten Missionars Dr. Philips, die der bedeutendste Charakter und der schärfste Verstand eines ganzen weißen Bezirkes ist. Ein kleiner Zusatz von Indianerblut hat zu der Zähigkeit und Rastlosigkeit der Yankees beigetragen. Ihre kriegerische Tüchtigkeit, ihren Mannesstolz, ihre führende Stellung verdanken die Chilenen ihrer Mischung mit Araukaniern, und der einzige mexikanische Führer, der sich erfolgreich gegen Maximilian hielt und ihn zuletzt überwand, Juarez, war ein indianisches Vollblut. Während aber in Ländern mit schwacher europäischer Einwanderung wie den nördlichen Staaten Südamerikas das barbarische einheimische Blut immer ungestümer vordringt, ist umgekehrt in Südafrika die weiße Einwanderung immer mehr angeschwollen. Wenn daher die Buren Einiges von den älteren Bewohnern des Bodens angenommen haben, wie Gewohnheiten der Jagd und Viehbehandlung, Haus- und Feldsklaverei und das daraus entspringende patriarchalische Familienleben, endlich die Halbmondform des Angriffs in der Schlacht: so ist die Grundform ihres Geistes durch den beständigen Nachschub von Nordeuropa befähigt worden, immer germanisch zu bleiben. Das zeigte sich auch in der zuletzt siegreichen Beständigkeit der Sprache. Durch so viele fremde Einflüsse hindurch hätte sich die dem Nordholländischen und Friesischen nächstverwandte Taal nicht rein durchringen können, wenn sie fern von europäischem Einfluß sich selbst überlassen worden wäre. Immerhin war die Kreolisirung der Sprache schon so weit fortgeschritten, daß Dutzende

malayischer und portugiesischer Worte bis jetzt in der Taal verblieben sind. Doch hat eine Sprachreinigung eingesetzt, die jetzt noch munter weitergeht. Andererseits freilich eine neue Entlehnung von Fremdwörtern. Das Englische hat viele Kulturausdrücke geliefert; vom Deutschen scheinen die Afrikander mit Vorliebe sich die Flüche und Schimpfwörter angeeignet zu haben. Ein wichtiges Merkmal der Kreolisirung, das bis jetzt andauert, war die ungemeine Vereinfachung der Grammatik, das fast völlige Absterben aller Flexion. Der Bur sagt: Ek es, je es, hij es, ons es, je es, sij es. Dann giebt es noch ein Perfekt: ek es gewes und ek heb getrek und ebenmäßig weiter. Damit ist das ganze schwere Geschäft des Konjugirens erledigt. Trotz der berührten Fremdwörter ist es daher, der grammatischen Einfachheit halber, weit leichter, Burisch zu lernen als Holländisch. Ein Plattdeutscher wird es sofort verstehen und in drei bis vier Wochen selber einigermaßen sprechen können. Mit Präsident Krüger, den er für den verständigsten Mann erklärt haben soll, der ihm noch unter sein Dach gekommen, konnte sich Bismarck ohne weiteres auf Platt unterhalten.

Wir haben gezeigt, daß das ursprüngliche Burentum, das bereits um 1780 eine ziemliche Abgeschlossenheit erreicht hatte, aus mindestens vier Elementen zusammengesetzt war. Nach dem genannten Zeitpunkt hat sich dann von neuem eine Reihe von außen eindringender Einflüsse geltend gemacht. Zunächst kulturell. Die französische Flotte unter Suffren kam 1781 nach dem Kap und blieb dort bis fast zum Ende des amerikanischen Freiheitskrieges. Die Chronisten des Tags wissen viel zu vermelden von den fröhlichen Festen, den Schauspielen, den Liebesabenteuern, zu denen die lange Anwesenheit der französischen Gäste Anlaß gab, und erklären, die ganze, noch unlängst so biedere und gottesfürchtige Bevölkerung sei umgewandelt und vom Taumel des Vergnügens ergriffen. Sodann kam eine sehr große Zahl französischer, britischer, schwedischer Astronomen und Naturforscher, die Jahre lang im Lande verweilten und naturgemäß nicht ohne Einfluß auf ihre Umgebung blieben, sowie holländischer und britischer Würdenträger, die nicht selten gleich Lord Macartney, dem späteren Gesandten in China, einige Zeit am Kap verweilten und dort Geschmack an Prunk und freier Geselligkeit verbreiteten. Diese auswärtigen Einflüsse, die nie ganz abbrachen, erstreckten sich keineswegs bloß auf die Kapstädter, sondern auch auf viele der entlegenen Gutshöfe,

deren Bewohner nach dem Hafen kamen, um den Schiffern Mehl und Vieh zu verkaufen. Wie stark damals europäische Gedanken selbst auf die kulturfernsten Buren wirkten, offenbart sich am deutlichsten an der Bewegung in Grahamstown, dem vorgeschobensten Posten des Kaplandes zu jener Zeit. Man hatte dort von der französischen Revolution gehört und setzte 1795 eine Erhebung in ihrem Sinne ins Werk.

Zu den frischen Kultureinflüssen kam die Einwanderung neuer Kolonisten, die eine abermalige Veränderung der Rasse bedingte. Die meisten jedoch der Siedler, die bis etwa 1870, und viele derer noch, die nachher kamen, sind völlig in das Burenthum aufgegangen. Dazu gehören vor allem Deutsche, dann Skandinavier, besonders Dänen. Ferner Briten, von denen eine ganze Zahl, wie ich aus eigener Kunde bezeugen kann, ihrer Muttersprache vergessen und dafür das Burisch erwählt hat. Endlich Portugiesen, von denen die hervorragenden, jetzt gut burischen Familien, Ferreira, Delarey, Albasini, de Souza genannt seien. Der Aufsaugung neuer Elemente steht allerdings die Aufgabe eigener Art entgegen. Britische Kultur und Rasse hat mächtig in Südafrika Fuß gefaßt, so daß die Buren fast ebensoviel durch Verengländern verloren, als sie durch Verholländern Andrer gewonnen. Durch die Briten ist ein Riß in das südafrikanische Volksthum gekommen, der bis heute noch nicht geheilt ist.

Dagegen war es ein großer Gewinn, daß seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts das farbige Blut immer bewußter und immer gründlicher in den Hintergrund gedrängt wurde. Zunächst ist aus der weitgehenden Mischung eine besondere Bastardrasse ausgeschieden, ähnlich den Eurasiern Indiens. Einige dieser Bastarde, die überwiegend von hottentottischen Müttern stammten, thaten sich Anfang des 19. Jahrhunderts zusammen und gründeten kleine Gemeinwesen am Oranje, eine nicht unbeträchtliche politische Bedeutung erlangend. Andere blieben in untergeordneten Stellungen am Kap und starben meistens im dritten oder vierten Geschlecht aus. Wieder andere verheiratheten sich mit Weißen und verschmolzen sich allmählich mit den übrigen Afrikandern, obwohl das unschwer zu bemerkende Vorhandensein dunklen Blutes immer noch etwas völliger Gleichheit und Anerkennung entgegensteht. Die Verschmelzung war nicht so leicht, solange die unehelichen Kinder als Kutscher und Viehhüter noch im väterlichen Hause wohnten und Jedermann ihren Ursprung kannte, sie wurde erst auf den Diamanten- und

Goldfeldern möglich, wo Jeder so weit galt, als sein Arm und sein Witz reichte. Die Bastardirung geht jetzt noch immer fort, hat sich jedoch, in Folge der strengeren Kirchenzucht und -Ueberwachung, ganz wesentlich gegen früher vermindert: wer Halbblutkinder hat, wird aus der Kirche ausgestoßen und auch sonstiger Verkehr ihm leicht gekündigt. Die strengeren Anschauungen, die jetzt walten, haben das Loos der Mischrasse zu keinem beneidenswerten gemacht, namentlich haben die Frauen es hart, da sie keine Heirathsmöglichkeit haben. Der Blendling wird von zwei Seiten zurückgestoßen, von den Weißen, in denen der Rassenstolz erwacht ist, und von den Schwarzen, die ihre feste Sippenordnung, ihr Erbschaftsrecht und schließlich auch ihren Stolz haben. In seinem Eigenthum, innerhalb seiner Familie, umhegt von vertrauter Gewohnheit, anerkannt und geehrt von seinem Kreise, seinem Stamme, ist der Schwarze genau so glücklich und selbstbewußt wie der Europäer in der ihm altbekannten Umgebung. Der Schwarze hat keinen Platz für den Bastard eines anderen Volkes. Auch dünkt sich der Blendling seinerseits zu gut, um mit den Wilden, die nicht wie er europäischer Bildung Hauch verspürt, auf gleichem Fuße zu verkehren; ebenso wenig kann er sich zur Gleichberechtigung mit dem Weißen aufschwingen und schwebt so haltlos zwischen Himmel und Erde. Dabei sind viele dieser Blendlinge, so Männer wie Frauen, wirklich von neuzeitlicher Bildung durchdrungen und stehen an Kenntnissen weit über dem Durchschnittsafrikander; bei den meisten freilich tritt an die Stelle von Erziehung bloß hohle Anmaßung und nachahmende Aufblähung. Die Thatsache, daß das Aufgehen von farbigem Blut in das Afrikanderthum aufgehört hat, findet neben dem steigenden Einfluß europäischer Anschauungen in dem Entstehen von Klassen ihre Erklärung. Zwar hat es gleich im Anfang der holländischen Siedlung am Kap mindestens drei Klassen gegeben: Regierungskreise, Burghers oder Städter und Buren oder Landbewohner. Der Bürgerstand ward in seinem höheren Range in der Folge durch Prediger und Aerzte auch auf dem platten Lande vertreten, die Buren aber bewahrten untereinander zwei Jahrhunderte lang völlige Gleichheit. Der ärmste konnte um des reichsten Tochter freien, und die Nationalität machte keinen Unterschied, da im zweiten Geschlecht oder ganz sicher im dritten doch bloß eine Sitte und Sprache, die holländische, vorherrschte. Besitz fiel nicht so sehr ins Gewicht, wie doch sonst bei allen Bauern, weil überall das Land offen war und Jeder durch eigene That-

kraft sich einen „plaats“ und Vieh verschaffen konnte. Er brauchte bloß weiter nach Norden zu ziehen. Nachdem dies aber erschwert oder unmöglich geworden war, brachte sofort die Erbtheilung, die den ältesten Sohn begünstigte, Ungleichheit in den Besitzstand, die im letzten Menschenalter dergestalt zunahm, daß Haufen von „arme Blanc“ in das größte Elend kamen und sich teils als „Bywoner“ bei Verwandten kümmerlich und wenig geachtet durchschlugen, teils, zu faul zur Arbeit, dem Staate zur Last fielen. Hierdurch war der Anschluß zu einer höheren und niederen Klasse auch unter den Buren gegeben, und wenn jetzt ein landloser Freier um eine begüterte Erbin anhält, so muß er schon über außerordentliche persönliche Vorzüge gebieten, um keinen Korb zu erhalten. Die wachsende Ungleichheit des Besitzes ist von Unterschieden der Erziehung begleitet. Die reichen Grundbesitzer senden ihre Söhne nach England und Holland und ihre Töchter nach der Paarl oder Potchefstroom. Ich habe junge Buren getroffen, die sieben Sprachen verstanden und die Caesar und Homer „wie Wasser“ lasen. Dazu nehme man die Kenntniß europäischen Lebens und feiner Geselligkeit, und man wird verstehen, warum Familien, wo Schach und Piano gespielt und über Gemälde und Literatur gesprochen wird, nicht mehr ganz so bereit sind, mit solchen umzugehen, wo nur Schaf- und Mehlpreise den Gesprächsstoff bilden.

Ich bin von dem Gedanken der Entwickelung ausgegangen. Ich habe darzulegen oder anzudeuten versucht, daß, weit entfernt von unveränderlicher Starrheit, Rasse und Kultur der Buren in fortwährendem Fluß begriffen waren. Ich habe weiter auf die Gründe hingewiesen, die eine Spaltung in Klassen veranlaßten. Es erübrigt noch, die Entwickelungsfähigkeit der Buren in politischer Beziehung darzustellen.

Zwei Jahrhunderte hindurch ließen sich die Buren eine an Despotismus grenzende Bevormundung gefallen. Die weiter ins Land hinein trekkenden Siedler zeigten jedoch, durch ihre erfolgreichen Jagdzüge und Kämpfe mit den Eingeborenen selbstbewußt geworden, allmählich Spuren von Unbotmäßigkeit. Die französische Revolution hatte, wie gemeldet, ein Echo im Nordosten der Kapkolonie. Durch den Einbruch der Engländer wurde vollends der Widerstand und dadurch das Volksbewußtsein der Buren geweckt. Schon vorher war das Gefühl volklicher Einheit vorhanden, aber nur in nebelhafter Verschwommenheit. Es war ein Gefühl, das durch den Haß gegen die Regierung und den Abstand zwischen

Städtern und Farmern an Mächtigkeit weit übertroffen wurde. Nun entwickelte sich, durch den Zwiespalt mit den Engländern, den Gegensatz zu fremdem Volksthum, das unklare Gefühl zu bestimmtem Bewußtsein. Der Gegensatz führte zuletzt zu dem großen Trek. Man entrann dadurch dem britischen Joche, aber zerbrach das eigene Volk in zwei Hälften. Nicht minder setzten die am Trek Betheiligten ihrerseits die Zersplitterung fort. Unabhängige Gemeinwesen bildeten sich in Natal, am Oranje, in Wynburg, bei Potchefstroom, in Lydenburg, in den Zoutpansbergen, im Zululand. Gewalthaufen gründeten kleine Republiken in Goschen, in Stellaland, in Upingtonia, am Ngamisee, beim portugiesischen Humpata, in Tongaland und bei den Gaza. Diese Verkrümelung der Kräfte, die an die Germanen der Frühzeit und ihren Mangel an Zusammenhalt erinnert, offenbart eine große Unreife politischen Verstandes. Und jetzt? Mit welch' wunderbarem Geschick haben sich nicht die Buren aus jenen unhaltbaren Zuständen, aus jener schwächenden Zersplitterung herausgerettet! Zunächst erstand aus drei sich bekämpfenden Miniaturrepubliken das starke Transvaal und aus zwei verschiedenen Hälften der Oranjestaat. Dann schloß die selbstständige Nieuwe Republick sich aus freiem Willen an das Transvaal an. Damit waren feste staatliche Mittelpunkte geschaffen. Der zweite Schritt war das Schutz- und Trutzbündniß zwischen Transvaalern und Oranjestaatlern, die einst in Waffen einander gegenüber gestanden hatten. Damit war der Geist der Zersplitterung endgiltig überwunden und die Wiedervereinigung des in alle Himmelsgegenden zerstreuten Volkes begonnen. Der dritte Schritt war die Festigung der theils lockeren, theils ganz abgeschnittenen Beziehungen zu den Volksgenossen unter fremder Flagge, zu den Afrikandern am Kap, in Natal, in deutschem und portugiesischem Gebiet. Die Seele dieser Festigungsversuche war der „Bond“. Der vierte Schritt endlich war der Krieg.

Wie die germanischen Stämme durch die Römer, die Deutschen durch die Eroberungsgelüste der Napoleonischen Dynastie, so lernten die Buren durch den Druck und Ansturm der Briten. Sie lernten, sich enger zusammenzuschließen und ihre schwankenden, unbedeutenden Kommandos zu großen, festbegründeten Staaten auszuweiten. Sie wurden zu eindringlicher Würdigung ihrer eigenen Art, ihres eigenen Volksthums angestachelt. Bewiesen demnach allein durch diesen langsam, aber unaufhaltsam sich vollziehenden Zusammenschluß der einzelnen Volkswesen die Buren ihre staatsmännische

Begabung, so entfaltete sich dieselbe noch reicher in dem Verkehr nach außen, dem Verkehr mit den geschulten Diplomaten der alten Welt. In den siebziger Jahren sind zum ersten Male Führer der Buren nach Europa gekommen, und im folgenden Jahrzehnte zeigten sie sich schon einigen der feinsten europäischen Staatsmänner gewachsen.

Wie einerseits die Anpassungs- und Entwickelungsfähigkeit der Buren über allem Zweifel steht, so behütet sie andererseits ihre niederdeutsche Zähigkeit vor völligem Aufgehen in fremdes Wesen. Es ist jedoch gar nicht zu leugnen, daß britische Art und Sprache, daß die Spekulation und Sittenverderbniß der Goldfelder einen gewissen Einfluß erlangt hatten. Die zwar anmuthigere, aber zu schwächendem Genuß neigende Haltung des jüngeren Geschlechtes stach bereits merklich von der steinernen Härte der Voortrekker ab. Da aber, wenn wirklich ernstere Sorge berechtigt war, da hat der Krieg auf das wirksamste geholfen. Wem sein Erzklang durch die Seele dröhnte, der ist gestählt und in seiner Eigenart gestützt, sodaß keine Nachahmung fremder Sitte und Sprache ihm mehr schmeichelnd nahen kann. Zugleich wird er durch die eiserne Schärfe und schneidende Noth des Lebens davor bewahrt, in Müßiggang und Genuß, wie es den jungen Transvaalern drohte, zu verflachen. Wahrlich, für diese Klärung und Vertiefung der Afrikanderart war der Krieg ein von Gott gesandtes Glück. Die Gefahr, verengländert zu werden, ist nunmehr endgiltig beseitigt. Schon zeigen sich deutliche Spuren des neuen Geistes in einer auf allen Gassen und in allen Häusern betriebenen Sprachreinigung. Emsig werden englische Worte ausgemerzt und durch holländische ersetzt, bis auf die Speisekarten erstreckt sich, genau wie bei uns, die nationale Kleinarbeit. Es giebt zwar trotz alledem immer noch Leute, selbst in Afrikanderkreisen, die sogar im Falle des Burensieges ein künftiges Ueberwuchern und Vorwiegen der englischen Sprache und Sitte prophezeien. Ich halte diese Voraussagung für falsch. In einem kleineren Lande, wo dichtgedrängt in oder nahe großen Städten ein schwaches, Jahrhunderte hindurch unterdrücktes Volk lebt, wie in Egypten, da ist es möglich, daß das Volk seine angestammte Sitte, Religion und Sprache völlig verliert; wo aber eine Rasse, die im Besitze einer eigenen Kultur ist und die sich ihrer Einheit klar bewußt ist, auf ausgedehnten Strichen sehr weit auseinander wohnt, sodaß fremde Einwirkung erschwert wird, da ist noch nie die Art und Sprache eines Eroberers mächtig

geworden. Die Kirghisen, deren Kultur noch nicht einmal besonders hoch steht, sind Jahrhunderte lang russischem Einfluß ausgesetzt gewesen, ohne daß im Mindesten ihr Volksthum umgestaltet worden. Die Berber haben Phönizier, Römer, Vandalen, Byzantiner und Araber überdauert und reden noch jetzt hamitisch; von den Arabern, unter derem Drucke sie zwölfhundert Jahre standen, sind sie allerdings oberflächlich zum Islam bekehrt worden, und für Tausende ist jetzt Arabisch die Muttersprache, allein die Hälfte der Berber versteht noch heute kein Arabisch.

Die eichenharte Zähigkeit der Buren kann zu einer Gefahr für uns Deutsche werden. Wir würden sie den Engländern als Nachbarn vorziehen, aber es kann uns nicht angenehm sein, wenn die Kinder südwestafrikanischer Ansiedler zuerst burisch und dann vielleicht nie ordentlich hochdeutsch lernen. Die Buren hoffen auf engere Beziehungen zu uns: auf eine Telegraphenlinie nach Swakopmund, wodurch sie einen unabhängigen Draht nach Europa und Amerika bekämen; vielleicht auf eine Eisenbahn nach Drampoland, obwohl angesehene Politiker dagegen sind, aus Furcht, daß dann wir dem Transvaal zu nah auf den Hals kämen; auf einen befreundeten Hafen, der zu Kriegszeiten nicht nur, wie Delagoa, neutral wäre, sondern auch seine Neutralität mit starker Faust decken und schirmen könnte. Auch begrüßt man deutsche Einwanderung, erwartet aber, wie mir Präsident Steijn unumwunden sagte, daß sie durch Zwischenheirathen sich mit den Buren verschmelzen würden. Auf eine weitere Schwierigkeit wies der Präsident hin, die in unserer Kolonie durch ein seinen Volksgenossen ungewohntes Regierungssystem erwachse; Reibungen zu begegnen, sei er dafür, daß seine Leute lieber gar nicht nach Namaland zögen. In der That ist den Buren unsere Straffheit ein Greuel, während Major Leutwein alle Buren für Vagabunden erklärt, die das Land verdürben. Leider hat sich in der Praxis der Enthusiasmus für Stammverwandtschaft noch nicht sonderlich zu bethätigen gewußt, da eine Rasse allein herrschen wollte. Das waren einmal die Buren, die den Hochdeutschen zu ihrer Lebensführung und -Anschauung hinüberzwangen, ein andermal unsere Südwestafrikaner, die den Buren das Land verboten. Seit letztem Jahre hat endlich in Südwestafrika, unserer wichtigsten und aussichtsvollsten Kolonie, eine reichlichere Einwanderung eingesetzt. Wir dürfen jetzt hoffen, daß das hochdeutsche Element sich dort behaupten werde. Das wird aber sofort auf die Hochdeutschen in

den Burenstaaten hinüberwirken. Dann wird die Zeit kommen, wo wir im täglichen Leben stündlich zeigen müssen, ob wir befähigt, das verlorene niederländische Element dem großdeutschen Gedanken zurückzugewinnen. Nur die vollste gegenseitige Achtung kann zu dem gewünschten Ergebniß führen.

Wir werden indes nicht bloß unsere Stellung gegen die Buren zu behaupten, sondern werden auch in nicht geringem Maße den Einfluß der Holländer zu berücksichtigen haben. Es ist ganz einerlei, wie der Krieg ausgeht, er wird daran nichts ändern, daß die persönlichen und weiterhin die allgemeinen kulturellen Wechselwirkungen zwischen Buren und Holländern fortbestehen werden, und noch weniger kann der Ausgang die Weltgeschichte zurückschrauben und die Prägung, welche die Holländer dem Afrikandercharakter bereits eingedrückt haben, wieder verwischen. Es ist ja bekannt, daß die Holländer anfänglich in Südafrika gar nicht beliebt waren und es zum Theil noch jetzt nicht sind:

Holland es gebauwt up Palen
Der Duiwel sall de Hollanders halen

war ein beliebter Spottvers. Vielfach waren es ja Abenteurer und ehrlose Strolche, die von Holland aus Südafrika überflutheten und die dummen Vettern auszubeuten suchten. Man muß sich aber sagen, daß bei der Besiedelung noch jedes Neulandes derartige Elemente auftauchten, und muß anerkennen, daß im Grunde die Holländer eine werthvolle Kulturarbeit in Südafrika verrichtet haben. Mit der Eisenbahn und ihrem tadellosen Betrieb haben sie wirklich ein sehr schönes Stück Arbeit geleistet. Sie haben ferner Schulen gestiftet, Posten und Telegraphen eingerichtet, sie haben Zeitungen gegründet und haben im persönlichen Umgang und staatsmännischer Belehrung die Eigenart der Afrikander gegen das Angelsachsenthum gestärkt. Es ist gar kein Grund vorhanden, warum die Abneigung der Buren gegen die Holländer nothwendig gerade auf die Letzteren ein schlechtes Licht werfen soll: vielleicht hatten vielmehr die Buren zu lernen. Wenn es klar ist, daß die Holländer nicht bloß ihrer Gesundheit halber nach Südafrika gingen und tüchtig auch für die eigene Tasche sorgten, so darf deshalb nicht behauptet werden, daß sie bloß aus Eigennutz den Buren beständig empfehlen, sich an holländische Kultur anzulehnen. Gewiß, Deutschland hätte die schöne Rolle, einem abseits stehenden Brudervolke neuzeitliche Bildung zu bringen, ebenso gut übernehmen können, aber es that es eben einmal nicht. Da war es in

Ermangelung anderen Rückhalts für die Buren das einzig Richtige, der höheren Kultur der Niederländer sich anzuvertrauen. Nun ist weiterhin bekannt, daß die letzteren ihre Vormundschaft auch in der Weise anwandten, daß sie in letzter Zeit gegen die Deutschen hetzten, von denen sie aus ihren einträglichen Stellungen vertrieben zu werden fürchteten. Das ist menschlich begreiflich, und es ist sehr möglich, daß nach und nach schärfere Reibungen sich daraus entwickelt hätten. Allen diesen Zwisten und Zwistmöglichkeiten hat der Krieg gleichfalls mit einem Schlage ein Ende gemacht und hat künftiger Eintracht der niederdeutschen wie der hochdeutschen Kulturvertreter weite Bahn gebrochen. Im Uebrigen hat gerade auch wieder der Wettbewerb der beiden verwandten Civilisationen um die Führung des Burenvolkes den Horizont der südafrikanischen Vettern erweitert und ihr politisches Verständniß sowie ihre ganze Weltanschauung vertieft.

Die Uebersicht über die Entwickelung der Buren und ihres Volksthums wäre unvollständig, wenn wir nicht auch, im Hinblick auf die letzten Ereignisse, auf Wandlungen der Zukunft hier hinwiesen. In der langen und vielverworrenen Geschichte, durch welche die Erziehung des Burenvolkes hindurchgegangen ist, ist kein einziges Zeitalter, das an erziehlicher Wirkung mit dem jetzigen zu vergleichen ist. Von den abgelegensten „Erven", zu denen kaum ein schwacher Widerhall neuzeitlichen Lebens drang, die der Besitzer vielleicht bloß viermal im Jahre verließ, um ins nächste, meilenweit entfernte Dorp zu reiten, von der halbtropischen Wildniß des Nordosttransvaals und Tongalandes, von dem Ngamisee und der menschenleeren Wüste der Kalahari sind jetzt die Afrikander nach Pretoria gekommen, haben dessen Bauten bewundert und haben mit den führenden Männern dort gesprochen. Sie sind in die Schlacht gezogen und haben monatelangen Gedankenaustausch mit ihren Volksgenossen gepflogen. Sie wurden von ihrer Regierung aufs beste mit Kleidern und kriegerischem Schmuck ausgestattet und wurden mit vielen Erfindungen, wie Telephon, Heliographie, Fesselballon bekannt, von denen sie früher keine Vorstellung hatten. Sie wurden eifrige Zeitungsleser. Unberittene „arme blanke" wurden mit Roß und Sattel und Mausergewehr versehen und konnten sich so wieder fühlen und hochgemuth unter ihren Freunden bewegen, anerkannt und geehrt, Gleiche unter Gleichen. Alle aber, vom ärmsten Bauer bis zum Minister, haben durch den häufigen Verkehr mit Europäern in Lazareth und Gefängniß, vor

dem Feind und im Kriegsrath, und zwar zum Theil mit hochgebildeten, feinsinnigen Europäern, da man bislang überwiegend nur den Typus des Johannesburger Protzen kannte, unzweifelhaft viel gelernt. So ergoß sich ein Strom neuer Anschauungen, wie ihn kein anderes Ereigniß gleich wirksam hätte heraufbeschwören können, in das Hirn eines ganzen Volkes. Und mächtiger, eindringlicher als das Alles die ungeheure sittliche Erhebung, der zornige Mannesmuth, den der Kampf mit dem Erbfeind in der Brust eines Jeden entfacht. Wer will da leugnen, daß solch Riesenschicksal entscheidend die Zukunft burischen Volksthums bestimmen wird?

II.

Ein Volk, das in wenigen Menschenaltern einen ganzen Erdtheil wie Australien besiedelt hat, das aus nackten Felsen wie Hongkong und Aden blühende Handelsplätze in wenigen Jahrzehnten schaffen konnte, versteht sich sicher auf Kolonisation. Wenn dagegen beständig die Briten als das größte Verwaltungs- und Kolonisationsvolk gepriesen werden, das je der Erdball erschaut, wenn so falsche Meinungen selbst von bedeutenden deutschen Welthandelsstatistikern verbreitet werden, wie die, daß 300 Millionen Inder englisch reden, da noch nicht eine Million es vollkommen versteht, da ist es an der Zeit, gegen gefährliche, ja verhängnißvolle Irrthümer Einspruch zu erheben. Eventus stultorum magister! Wenn an einem gegebenen Orte unter gegebenen Umständen Erfolg erzielt wurde, so ist das kein Grund dafür, daß unter anderen Umständen in einem anderen Lande der gleiche Erfolg sich einstelle. Wenn England meisterhaft flottenstrategische und kommerzielle Lagen auszunutzen verstand, so folgt daraus noch nicht, daß es mit Auswanderung und Ansiedelung gleich glücklich war. Wenn es endlich ihm gelungen ist, leere Länder wie Australien zu besiedeln und von fremder Kraft vorbereiteten Boden wie Kanada zu übernehmen, so kann es immer noch da scheitern, wo schwierigere Verhältnisse vorliegen. Britisch-Westindien ist gegenwärtig bankerott, Jamaika geht in den Besitz der Schwarzen über, Indien ist trotz der konventionellen freiwilligen Kriegsbeiträge der Maharadschas am Vorabend der Revolution, Sierra Leone liegt brach und kostet dem Mutterland mehr als es einträgt, Cypern ist nach 21jähriger britischer Herrschaft keinen Deut besser daran als unter dem Sultan, Rhodesia ist eine buntschillernde Seifenblase, die bald platzen wird, Uganda ist, wie selbst englische

Politiker zugestehen*), jetzt weit schlimmer daran als vor der britischen Okkupation. Am wenigsten aber kann von einer Anglisirung tropischer und subtropischer Gegenden die Rede sein. Alles was darüber einer gläubigen Welt erzählt wird, ist entweder gänzlich aus der Luft gegriffen oder gründet sich auf vorübergehende Aeußerlichkeiten. Auf Egypten ist der englische Einfluß kulturell bis jetzt völlig null gewesen und in Indien ist er auch nicht durch die Haut gedrungen. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß als Küstenverkehrssprache das Englische in den chinesischen, australasiatischen und südamerikanischen Gewässern täglich Fortschritte macht. Aber auch der sprachliche Einfluß der Engländer wird fast stets gewaltig überschätzt. Haben nicht so einsichtige Leute wie Sir Charles Dilke und der weiland britische Gesandte in Peking, Sir Thomas Wade, prophezeit, daß Englisch binnen Kurzem die Nationalsprache Japans sein werde? Wenn irgend etwas, so zeigt ein solcher Wahn hochbedeutender Politiker und Historiker die völlige Unfähigkeit der heutigen Engländer, fremdes Volksthum zu verstehen und richtig abzuschätzen, denn vor der Götterdämmerung wird ein solcher Sprachentausch Japans nicht eintreten.

Wenden wir diese allgemeinen Betrachtungen auf Südafrika an, so finden wir, daß auch dort die Engländer flottenstrategisch und kommerziell ungeheure und ungeahnte Erfolge errungen haben, daß sie hingegen im Siedelungswesen nur mäßigen Glückes sich zu erfreuen hatten, während ihr Unvermögen, fremde Art zu begreifen, sie in der Behandlung der Buren gänzlich scheitern ließ. Hier konnten die Engländer die Neunerprobe auf ihre kolonialpolitischen Berechnungen ablegen, hier, in zwar schwierigen, aber dankbaren Aufgaben die Kolonisationsmeisterschaft erringen, aber sie haben die Probe nicht bestanden und sich des höchsten Lorbeers nicht würdig erzeigt.

Die überseeische Siedlung der Briten hat in Nordamerika begonnen, ergriff dann Australien und zuletzt Südafrika. Am leichtesten war die Sache in Australien. Das Land wurde von Eingeborenen gesäubert und durch weiße Squatter eingenommen. Mißlicher waren die Verhältnisse in Amerika. Hier stieß man nicht nur auf kriegerische Indianer, die jetzt noch nicht ganz verdrängt sind, sondern auch auf andere Europäer; dann hatte man die Empörung der eigenen Volksgenossen zu bekämpfen. Das Entstehen einer unabhängigen Union war nicht zu hindern, dagegen wurde Kanada bewahrt und die dortigen Franzosen unschädlich

*) S. den ausführlichen Aufsatz in The Imperial Asiatic Quarterly 1899.

gemacht. Nachdem man durch Anerkennung ihrer Rechte die Quebeker beruhigt, gelang es, die kleine französische Sprachinsel des Ostens, sowie in der Folge die deutschen Niederlassungen des Westens zu umfluthen und dadurch dem Angelsachsenthum unbedingtes Uebergewicht zu verschaffen. Am schwierigsten und verwickeltsten gestaltete sich die Lage in Südafrika. Die Engländer haben dort weder die Eingeborenen, noch die anderen Weißen, noch die Freiheitsgelüste der eigenen Auswanderer auszurotten vermocht.

Immerhin haben auch auf volklichem Gebiete die Engländer am Kap einige Errungenschaften zuwege gebracht. Einige tausend britischer Siedler, die den besseren und besten Klassen angehörten, kamen 1820 in den Osten der Kapkolonie, der hinfort britischer Art zuneigte; andere Tausende erwarben Farmen im Freistaat und Transvaal. Das Ergebniß war, daß ein Zwiespalt in das südafrikanische Volksthum getragen wurde, der bis in unabsehbare Zukunft andauern wird. Hunderte von Burenfamilien wurden verenglischt, namentlich am Kap, wo das gesellige Uebergewicht der Briten durch den Einfluß einer britischen Regierung verstärkt wurde. Und zwar nicht nur verengländert der Sprache nach, sondern auch in der Gesinnung. Es galt für ehrenvoller, dem großen britischen Reiche anzugehören, als dem armseligen Burenvolke, wie Segest die Pracht der Römer den Bärenhäuten seiner barbarischen Heimath vorzog. Auf der anderen Seite aber wurden viele Briten in das Lager der stiernackigen Buren hinübergezogen und durch den Einfluß ihrer Umgebung selbst zur Aufgabe ihrer Muttersprache veranlaßt. Der Gewinn der Buren entsprach zwar hierin nicht ihrem Verluste, ist jedoch nichtsdestoweniger höchst bedeutsam. Kärger hat in diesen Jahrbüchern (1894) es für eine Seltenheit erklärt, daß Kapburen kein Englisch verstünden; Ausnahmen gäbe es nur im Nordwesten. Ich habe einen erklecklichen Theil der Kolonie zu Pferde durchzogen und bin fast in jedes Burenhaus am Wege eingekehrt und habe gefunden, daß ganz nahe der Kapstadt, in Swellendam*) und Riverdale und Oudshoorn und Prince Albert und Snieuwbergen, lauter Bezirken nach Osten hin, es ganze Striche giebt, wo selbst Enkel britischer Einwanderer kein Wort englisch verstehen. Es ist aber einmal ein unausrottbarer Aberglaube, daß britische Art sich immer und überall übermächtig erweise, als ob nicht in Pennsylvanien Briten Deutsch und in Süd-Kalifornien und Chile Spanisch angenommen hätten. Genug, am Kap hat

*) Wo Anfang April denn auch ein Aufstand ausgebrochen ist.



zwar das englische Element ansehnliche Fortschritte gemacht, es hat aber nicht verhindern können, daß zwei Drittel der Kolonie in Sprache und Sympathien burisch blieb.

Der Bond, der jene Sympathien zum Ausdruck brachte und der 1876 entstand, ist bis in die jüngste Zeit fortwährenden Schwankungen ausgesetzt gewesen und ist niemals ganz zu entscheidender Klarheit und Festigkeit gelangt. Die Einschüchterung des Germanen durch das Fremde oder aber die verhängnißvolle Seite germanischer Treue stand im Wege. Es ist ungemein schwer, hier deutlich zu sehen, zumal man hauptsächlich auf mündliche Quellen angewiesen ist, mir will indeß scheinen, als ob die Führer des Bondes sich schlecht auf die Zeichen der Zeit verstanden, schlechter als Tausende ihrer Anhänger. Die Begründer des Bondes, Esselen, Reitz, Borkhagen, lauter Deutsche, wünschten zunächst nur, dem burischen Volksthum einen größeren Halt, eine reichere Fülle von Bildung zu geben. Dann erwachte der Gedanke eines geeinigten britischen Südafrikas burischer Nation. Borkhagen wollte nach Berlin gehen und den Kaiser bitten, Deutsch-Südwestafrika aufzugeben, damit der schöne Traum jener Einigung sich erfüllen könne. Hofmeyr, der spätere Leiter des Bondes, und Schreiner waren vollends von der Macht des britischen Reiches so befangen und verblendet, daß sie Alles thaten, den Glanz Englands zu erhöhen, wähnend, dadurch zugleich den Buren zu dienen. Bei dem ersten britischen Kolonialkongreß, der zu London 1887 stattfand, sprach Hofmeyr beredt für Imperial Federation; in Ottawa 1893, bei der zweiten Zusammenkunft, war er es wiederum, der Burenführer, der praktische Vorschläge machte, wie der große britische Plan ins Werk zu setzen wäre, und seine Vorschläge wurden angenommen. Und Anfang 1899 war es wiederum ein Burenführer, ein Bondoberster, der Premier Schreiner, der es durchsetzte, daß das Kapparlament einen Beitrag zur Küstenvertheidigung des britischen Reiches bewilligte, und der ähnliche Beträge von den Freistaaten des Inneren zu erhoffen sich erkühnte. Nicht minder hatte die britische Regierung 1890, als Krieg mit dem Transvaal drohte, Hofmeyr benutzt, um einen Druck auf Krüger auszuüben, und zwar mit besserem Erfolge benutzt, als die Römer den Flavius gegen Armin. War es da ein Wunder, daß nicht bloß die Freunde der Buren, sondern auch die Bondleute selber zuletzt kopfscheu wurden und in dem gefährlichen Doppelspiele, das ihre Führer in bester Absicht trieben, sich nicht mehr zurecht finden konnten?

Das Verdienst, schneidende Klarheit in die trüben Vorstellungen gebracht zu haben, gebührt zum Theil Krüger, zum Theil seinen holländischen Berathern. Die Klarheit war ein Ergebniß von Instinkt und nüchterner Ueberlegung. Eine innere Stimme sagte dem Transvaalpräsidenten und Gleichgesinnten, daß das Burenideal niemals unter britischer Flagge verwirklicht werden könne, und die historisch und diplomatisch Geschulten wiesen nach, daß England zwar zeitweilig Konzessionen macht, aber nur, um zuletzt die selbsteigensten Zwecke doch zu erreichen. In der That, das bischen Selbstverwaltung, das England seinen nicht englisch besiedelten Kolonien theils für die ganze Verwaltung, theils lediglich für städtische Organisation zugestanden hat, das geht nie so weit, daß es die absolute Vorherrschaft englischer Art in Frage stellte. Auch Kanada, dessen Vorbild Hofmeyr beständig vorschwebt, ist durchaus nicht maßgebend, denn was man einer Minderheit gefahrlos bewilligen konnte, wird man niemals einer bedrohlichen Mehrheit in gleichem Umfang gewähren. Auch hatten die Quebeker bisher an Frankreich nicht den mindesten Rückhalt, während ganz Europa in einer für Downingstreet beängstigenden Weise sich für die Buren zu interessiren begann.

Es ist nicht zu verkennen, daß trotz ständiger Reibereien und gelegentlicher kleiner Kriege die Buren der britischen Herrschaft gar nicht so unbedingt abgeneigt waren. Sobald die Erregung über englische Unbilden nachgelassen, sobald die Uneinigkeit im eigenen Lager wieder ihr Haupt erhoben, stieg stets wieder die Schaale der Briten. Der Bur wird leicht ungeduldig und kleinmüthig, wenn es nicht nach seinem Kopfe geht. Die geschilderte Zersplitterung in endlose kleine Gemeinwesen, dazu die offenbare Ohnmacht, eine regelrechte Staatswirthschaft einzuführen, der Mangel endlich an leitenden Männern, der sich bei jeder Präsidentenwahl peinlichst fühlbar machte, alles dies schwächte das Selbstvertrauen des nie zur Ruhe kommenden Volkes und ließ die Stärke und Beständigkeit britischer Regierung in günstigerem Lichte erscheinen. So kam es, daß 1877 die Annexion des Transvaals so glatt und mühelos vor sich ging. Man kann von der Widerrechtlichkeit der Handlung sagen, was man will, aber die Thatsache bleibt bestehen, daß Shepstone bloß 25 Mann mit sich hatte, als er in Pretoria einzog. Wenn die Buren wirklich so sehr gegen die Erbfeinde waren, warum haben sie sich denn da nicht vertheidigt? Es fehlte eben das moralische Element, die Freudigkeit

am eigenen Staatswesen. Alles das änderte sich, wesentlich durch die individuelle Wirkung des Triumvirats, seit Majuba. Je mehr das Transvaal innerlich erstarkte, desto folgerichtiger und bewußter wandte es sich gegen England und erwuchs so zu einem festen Mittelpunkt anti-britischer Strömungen. Es nahm den Kampf mit dem Bond auf und versuchte ihn zu sich hinüberzuziehen. Die Bondleute aber hielten sich für viel gewiegtere und reifere Politiker als die von den Holländern berathenen Pretorianer und trachteten ihrerseits darnach, ihren britenfreundlichen Standpunkt durchzusetzen. Der Freistaat, schwankend zwischen Paarl und Pretoria, bewegte sich bis 1889 unbedingt im Fahrwasser des Bondes und trat sogar später noch einem südafrikanischen Zollverein bei, der außer dem Oranjefreistaat die Kolonie, Betschuanaland und das Gebiet der Chartered Company umfaßte. Doch waren inzwischen die Freistaatler bedenklich geworden und hatten 1889 einen Schutzvertrag mit dem Transvaal geschlossen. Bloemfontein ward durch sein Schwanken der Angelpunkt südafrikanischer Politik, dasjenige Element, um dessen Gunst sich alle umliegenden Mächte bewarben: die Schwesterrepublik im Norden, die Kapregierung und der Bond im Süden und das auf die Kolonie eifersüchtige Natal im Osten. Die Entscheidung brachte der Zug Jameson's. Es war den Buren, als ob ein jäh aufleuchtender Blitz ihnen gezeigt, daß sie dicht an einem Abgrund stünden. Nunmehr gingen die Bloemfonteiner mit fliegenden Fahnen ins Lager von Pretoria über, während der Bond in seinen Grundvesten erschüttert wurde. Der eigenwillige und von seiner höheren Einsicht stark überzeugte Hofmeyr — un poseur et dupe de sa pose — hielt mit seinen Getreuen hartnäckig an dem alten britischen Ideal fest, aber das junge Geschlecht neigte dem nordischen Hochgedanken überwiegend sein Ohr zu; die britischen Kolonisten endlich, die schon für das Afrikanderthum gewonnen schienen, suchten zwar eine Zeit lang zu vermitteln, allein sind zuletzt Merriman und Fraser, ihren Führern, ins Lager der Imperialisten gefolgt.

Der Gedanke eines südafrikanischen Staatenbundes konnte auf drei Arten verwirklicht werden: Burische Nation unter britischer Flagge, das wollte der Bond und scheiterte; burische Nation und burische Flagge, das will Krüger und kämpft darum; britische Nation unter britischer Flagge, das ist der Traum der Imperialisten. Andere Möglichkeiten, durch die namentlich auch Deutschlands Interessen geschützt würden, sind von keiner Partei der rüstigen

Staatengründer ins Auge gefaßt worden. Der imperialistische Plan, durch den die Gegenwirkung des Bondes erst ins Leben gerufen wurde, geht auf Lord Carnarvon zurück. Bezeichnend für die Kenntnisse eines britischen Kolonialministers ist Carnarvon's Erstaunen, als man ihm erzählte, die Zahl der Buren am Kap sei größer als die der Briten: er hatte geglaubt, sämmtliche Buren hätten treffend die Kolonie verlassen. Carnarvon sandte 1876 den Geschichtschreiber Froude nach Südafrika, um für seine Bundesidee zu wirken. Man pflegt Historikern politisch nicht viel zuzutrauen, und citirt dafür Dahlmann, Bunsen, Bancroft, und auch Froude's Sendung scheiterte völlig; allein wenn auch der überquellende Redefluß Froude's ihn manchmal in Untiefen und Wirbel führte, so wird doch, wer sorgfältig alle Elemente der damaligen Lage erwägt und mit der jetzigen vergleicht, zu dem Schluß kommen, daß Froude's Gedanken vom britischen Standpunkt aus die einzig richtigen waren und daß es vielmehr die Verbohrtheit und Böswilligkeit seiner Gegner war, die Alles verdarb. Im Uebrigen haben die berühmtesten Staatsmänner in Südafrika keinen besseren Erfolg gehabt. Carnarvon selber glaubte der verschmähten Bundesidee dadurch aufhelfen zu können, daß er das Transvaal annektirte, allein statt den Bund zu beschleunigen, hat er den Karren erst recht in den Morast gefahren und die Mitwirkung der Buren bei seinem Ideal unmöglich gemacht. Fünfzehn Jahre lang ruhte darauf der imperialistische Plan, bis Rhodes ihn wieder aufnahm, Rhodes selber hat eine Mauserung durchgemacht. Er war gleich im Anfang für britische Nation und vielleicht auch für britische Flagge, allein er trachtete nach voller Unabhängigkeit kolonialer Verwaltung. Ob ihm dabei nun das Beispiel der kanadischen Dominion vorschwebte, das Carnarvon zum Muster nahm, oder das Beispiel der ganz von Großbritannien losgerissenen nordamerikanischen Union, darüber ist sich Rhodes offenbar nie ganz klar geworden: in seinen früheren Reden pries er, je nachdem ihn das Kolonialamt gerade gefördert oder verärgert hatte, bald das eine, bald das andere Muster; bald unterstützte er Parnell und die Iren, bald Unternehmungen des Reichs; jedenfalls aber war er stets gegen Bevormundung von Downingstreet aus. Nun überzeugte er sich allmählich, daß eine Uebertragung des kanadischen Systems nach Südafrika einzig und allein den Erfolg haben würde, daß nicht das britische Element verstärkt, sondern daß das burische das Uebergewicht gewinnen würde. Zugleich mußte er empfinden, vermuthlich nicht ohne tiefe Mißstimmung,

daß er seine Lieblingsschöpfung, Rhodesia, nicht aus eigener Machtvollkommenheit nach Wunsch entwickeln könne, sondern Reichsbeistand brauche. So beschloß er, das Reich und seine Mittel zum Instrumente seiner Entwürfe zu machen, und ging von der kolonialen zur imperialistischen Partei über. Das bedeutete einen Verzicht auf die Selbstbestimmung seiner zukünftigen Geschicke von Seiten des Kaps, aber bedeutete vielleicht größere Dinge als Ersatz. Dazu gehörte der Reichszuschuß zur Kap-Kairolinie, sowie die Hilfe von Reichstruppen bei inneren Verwickelungen. Einmal in den Maalstrom imperialistischer Gewässer gerathen, war Rhodes nicht mehr gesonnen, noch fähig, den Lauf aufzuhalten; so steuerte er geradezu auf den Konflikt, auf den Krieg zu.

Es giebt Leute, die den Kampf um Kuba auf den Zucker zurückführen. Dieselben Leute und viele andere dazu sehen im Gold die Ursache des jetzigen Krieges. Gegen diesen Vorwurf nackter Habgier verdienen die Engländer in Schutz genommen zu werden. Der wesentliche Antrieb war doch die Nothwendigkeit, die Stellung des Reiches in Südafrika zu wahren und den Grundstein der geplanten großafrikanischen Herrschaft zu sichern. Alle britischen Unternehmungen bis Uganda haben das unbedingte Vorwalten britischen Einflusses am Kap zur Voraussetzung. Vor einem Menschenalter hatte man die Möglichkeit an der Hand, auf friedlichem Wege, unvermerkt, durch langsame Kulturüberrieselung, um einen Lieblingsausdruck Franz von Löher's zu gebrauchen, die unbestrittene Vormachtstellung zu erringen. Durch die Unwissenheit, Anmaßung und Nachlässigkeit der britischen Politiker, durch ihre dünkelhafte Abneigung, auf die bescheidensten Wünsche der verachteten und gehaßten Buren einzugehen, war jene Möglichkeit leichtfertig verscherzt. Nach Majuba waren immer noch Aussichten auf friedlichen Erfolg, nach Jameson waren keine mehr. Die Drachensaat war aufgegangen, und England stand vor der Entscheidung, entweder Südafrika allmählich in feindliche Hände übergehen zu lassen oder die äußerste Gewalt anzuwenden. Keine Macht der Welt hätte in dieser Lage anders gehandelt. England mußte so vorgehn; es blieb ihm nach dem, was voraufgegangen, gar keine andere Wahl. Die eine große Schuld zog die andere größere nach sich. Man kann schlechterdings nicht bestreiten, daß England einfach folgerichtig war. Indes das richtende Schicksal war auch folgerichtig und ließ sie da, wo sie Wind gesät, Sturm ernten. Waren die Buren früher zersplittert und schwankend, waren

sie nach Majuba noch in ihren Neigungen getheilt, waren sie selbst während dieses Krieges, während der ersten Siege, nicht ganz so selbstgewiß, so zielbewußt, wie zu wünschen gewesen; so wird doch ganz sicher das Unglück, werden die Niederlagen sie völlig hart werden lassen, werden sie zu einem völlig einigen Volke von granitenem Nationalbewußtsein umschmieden. Schon sind 8000 Kapburen zu den Republiken übergegangen, schon verbreitet sich die Empörung bis in das Herz des großen Karroo, bis Beaufort West und Fraserburg, was schwerer wiegt*), als die Triumphe der Briten bei Kimberley und Ladysmith. Die Lage der Briten in Südafrika ist infolge dieser großen Volkserhebung eine unwiderruflich unheilbare geworden, ja man kann mit Recht bereits sagen, daß jeder künftige englische Waffenerfolg eine neue englische Wunde auf volklichem Gebiete schlägt, jeder Sieg in Wahrheit eine Niederlage bedeutet.

Die Katastrophe in Südafrika ist deshalb von so ungeheurer Wichtigkeit, weil ihre Wirkungen sich auf die ganze Welt erstrecken. Sie ist der Ausgangspunkt einer frischen russischen Politik in Iran, einer neuen Konstellation in den Niederlanden und einer glücklich beschlossenen Flottenverstärkung in Deutschland. Sie hat ferner die in der Asche glimmenden Funken irischer Unzufriedenheit zu hellen Gluthen entfacht. Ich habe in Pretoria mehrere irische Agitatoren kennen gelernt, kühl wägende Rechner und flammenspeiende Heißsporne, die da Hannibal gleich Länder und Meere durchziehen, nur den einen großen Haß gegen den Erbfeind im Busen, bald in Australien, bald in Kanada auftauchend, überall hetzend, überall aufstachelnd. Harriet Martineau sagt in ihrer meisterhaften Lebensbeschreibung Sir Bartle Frere's, daß Aylward, ein irischer Fenier, der Anstifter der 80er Rebellion im Transvaal gewesen sei. Das ist natürlich schief und ungemein übertrieben, aber ich vernahm jetzt mit Staunen, wie die Iren überall sich zu Gunsten des Transvaals bethätigen. Attentate auf britische Kriegsschiffe in kanadischen Gewässern und bei Durban (gegen die „Thetis"), der Brand des Kohlenvorrathes im Londoner Marinemagazin, das Entgleisen verschiedener Truppenzüge in Großbritannien, die ausgedehnte Bewegung in den Vereinigten Staaten zu Gunsten der Buren, all das wurde von jenen Agitatoren auf irische Mühewaltung zurückgeführt. Man sprach sogar von einer Wiederholung der Fenier-Einfälle in Kanada. Die nach Fingal, dem Vater Ossians, sich benennenden Fenier haben nämlich zweimal

*) Und allerneustens bis Swellendam ganz nahe der Südküste.



einen Versuch gemacht, von dem Unionsgebiet aus nach Kanada einzudringen, um so das britische Reich an der Peripherie zu erschüttern.*) Die Iren gehören zu jenen unglücklichen Völkern, die wie die Polen und Armenier keinen dauernden Staat gründen können, denen es an schöpferischer Kraft nicht so sehr wie an Ausdauer und Mäßigung fehlt. Solche Völker können nie einen maßgebenden Einfluß in der Weltgeschichte erringen, aber sie können zeitweilig von Bedeutung werden. So wird auch hier von den glühenden Berichten angedeuteter Agitatoren — einer hat seitdem ein irisches Freikorps um sich gesammelt und ist als Oberst an die Front gerückt — wird, sage ich, Manches abzuziehen sein, dennoch waren die Umtriebe der Iren bereits wichtig genug, um einen langen, warnenden Aufsatz der Times (26. Januar) zu veranlassen. Am bedeutsamsten ist jedenfalls die durch die Iren bewirkte Umstimmung der transatlantischen Republik. Wenn der Gemeinderath einer so englandfreundlichen Stadt wie Boston sich offen für die Buren erklärt, so ist das ein nicht zu übersehendes Zeichen der Volksmeinung. Auch hegen die Staatsmänner von Pretoria gegenwärtig größere Erwartungen von nordamerikanischer als von irgend einer anderen Hilfe. Die gemeinsame republikanische Verfassung spielt bei der gegenseitigen Zuneigung eine nicht unbeträchtliche Rolle. Nicht zu übersehen ist aber auch die Gährung in Irland selbst. Chamberlain mußte im Schloß von Dublin bleiben, weil er es nicht wagen durfte, sich auf der Straße zu zeigen. Volksredner rufen, die Zeit sei gekommen, angelsächsische Kultur abzuschütteln. Ein Priester, Kavanagh, hat erklärt, daß jeder Sohn der Kirche sein Seelenheil gefährde, der jetzt für die Engländer fechte. So haben die 20 000 Pfund, die Rhodes vor bald zwanzig Jahren den irischen Patrioten sandte, die Verwandtschaft südafrikanischer und irischer Gedanken zu bekunden, noch späte Früchte getragen.

Ja, sogar bei dem Besuche der Königin in Irland, der Anfang April stattfand, fehlte es nicht an Spuren von Volkserbitterung. Besucher, die zur Huldigung gekommen waren, wurden vom Pöbel mißhandelt. Gewiß, alle diese Ereignisse sind zu zerstreut und die Irländer zu zerfahren, als daß sie eine ernstliche Gefahr für England darstellten, doch ist die wachsende Unzufriedenheit der Iren zum Mindesten geeignet, ihren angelsächsischen Obherren das südafrikanische Spiel erheblich zu erschweren.

*) Näheres hierüber in meinem „Wachsthum der Vereinigten Staaten von Amerika", 1899, Bonn.



III.

Portugal ist seit 1700 in ein Schutzverhältniß zu England getreten, das sich seit den Tagen Wellington's und dem Ultimatum von 1890 zu richtiger Abhängigkeit zugespitzt hat. Die Folgen davon sind in Europa selbst mit Händen zu greifen, dergestalt, daß englische Jingos sich erkühnen konnten, Portugal zur Eroberung Spaniens aufzufordern, dessen Finanzen dann britischer Verwaltung zu überweisen wären. Kaum minder deutlich sind die Folgen in Afrika, wo die Kolonialmächte immer begehrlicher auf die Liquidation der portugiesischen Besitzungen warten. Mit freigebiger Hand vergab Großbritannien das halbe Kongobecken an Portugal, sich selbst dabei die Meistbegünstigung sichernd. Da aber trat Bismarck dazwischen, entriß den Briten ihre Beute und brachte den Kongostaat an Belgien. Dann versuchten sich die Briten in Mosambik und Hinterland. Die Küste bearbeiteten sie durch englische Kaufleute und Eisenbahnen, das Hinterland erklärten sie der Sicherheit halber für britisches Gebiet. Bei der Besitzergreifung wurde so ziemlich jeder im Berliner Kongreß festgestellte Satz des Völkerrechtes mit Füßen getreten. Die Eingeborenen wurden mit Waffen versehen und gegen die Portugiesen aufgehetzt; alte Rechtstitel der Portugiesen, viel besser begründet als die, welche jüngst das Venezuela-Schiedsgericht anerkannt hat, wurden ohne Weiteres zur Seite geschoben; selbst thatsächliche Okkupation und Verwaltung wurde ignorirt. Ausgedehnte Strecken von Manika- und Nyassa- und Matabeleland waren allerdings zur Zeit nicht von den Portugiesen besetzt, doch erklärten die letzteren, ihr Anrecht darauf könne nicht als verfallen gelten, weil die beregten Strecken ihnen durch die Zulu, ein außerhalb des Völkerrechts stehendes Volk, entrissen wurden: die Engländer, die ganz genau dieselbe juridische Fiktion in Faschoda und allen, angeblich zu Egypten gehörigen Obernilländern anwandten, kümmerten sich nicht um diesen Grundsatz am Sambesi. Thatsächlicher Besetzung aber wie der durch Serpa Pinto am Schire setzten sie entweder einfache Gewalt entgegen oder erklärten sie für nichtig, weil die betreffenden Gebiete bloß von Farbigen verwaltet würden. Diese Farbigen, capitaes mors, waren aber bevollmächtigte Beamte der portugiesischen Regierung. Was würde England sagen, wenn ihm die Franzosen plötzlich die Bahrein-Inseln im Persischen Golf wegnähmen, aus dem Grunde, weil dort nur ein farbiger Vertreter Großbritanniens Geschäfte versieht?

Für die Portugiesen, deren Zorn über das gewaltthätige Ultimatum noch jetzt nach zehn Jahren in unveränderter Gluth weiterlodert, ist es vielleicht ein Trost, daß der ihnen abgejagte Raub den Räubern auch nicht zum Segen ausgeschlagen ist. Abgesehen von den tausenden von Leben, die das pestilenzialische Klima und der Assaige der Matabele erfordert hat, ist Rhodesia auch kein finanzieller Erfolg gewesen. Zuerst hieß es immer: „Wer wird so ungeduldig sein? Laßt doch dem Lande Zeit zur Entwickelung!" Schön und gut! Es sind aber nunmehr elf Jahre, seit Rhodes seine Charter bekam, und es sind zweiunddreißig Jahre, seit in Tati 1868 das erste Gold Rhodesias gefunden und die ersten Goldstampfer bestellt wurden. Wenn in einem Menschenalter der Ruf eines Goldlandes sich nicht bewährt, kann solches füglich ein **Dorado manqué** genannt werden. Der Gesammtertrag an Gold war in ganz Rhodesia 1899 rund 40 000 Unzen oder 3 Mill. Mark, eine geringfügige Summe, die kaum die Förderungskosten deckte; dabei sagt noch Jedermann, auf die Goldstatistik sei nicht der geringste Verlaß, sie übertreibe in der Regel. So ist es denn nur natürlich, daß die Chartered sich nicht rentirt. Die Gesellschaft hat bis jetzt Aktien und Obligationen ausgegeben, die, ohne die sehr bedeutenden Kurssteigerungen in Rechnung zu ziehen, einen Werth von 130 Mill. Mark darstellen. Dazu 60 Millionen, die zum größeren Theil noch nicht emittirt sind oder wenigstens Dezember 1899 es noch nicht waren, für den Bau der Sambesi-Eisenbahn. Diesen Passiva stehen in den elf Jahren des Bestehens der Gesellschaft beiläufig 16 Mill. Mark Einnahmen als Aktiva entgegen, Einnahmen, die in keinem Jahre den Verwaltungskosten auch nur halbwegs gleich kamen, sodaß bis dato die Gesellschaft noch nicht einen Pfennig Dividende bezahlt hat.*) Und doch stehen die Einpfundaktien der Gesellschaft auf nahezu vier Pfund. Es ist klar, daß solche Börsentreiberei nur eine Folge zuletzt haben kann, ein englisches Panama. Man hat zwar, nachdem die Aussicht auf rentable Goldminen endgiltig aufgegeben war, den Ackerbau in Rhodesia zu „boomen" gesucht und die Weideplätze Manikas und Matabelelandes in schwärmerischen Ausdrücken gepriesen, allein, wenn es auch Thatsache ist, daß Vieh in wenigen Wochen auf jenen Weiden fett wird, so ist es nicht minder Thatsache, daß nach

*) Auch ist wohl zu beachten, daß die Einnahmen fast ausschließlich aus den Landverkäufen der Company hervorgingen, vornehmlich solcher städtischer Grundstücke, die eben blos einen Werth haben, wenn große Goldfunde gemacht werden. Ein verzweifelter circulus vitiosus.



einigen Jahren, aus bisher unerforschter Ursache, alles Vieh wegstirbt. Bekannt ist, daß Pferde sich ebenfalls nicht halten. All' dies auch in Orten, wo die Tsetse nicht auftritt und wo die „**paarde siekte**“ ebenfalls wenig Opfer fordert. Auf Grund derartiger Erfahrungen haben denn auch die Buren, abgesehen von dem schlecht verbreiteten und kümmerlich durchgeführten Attendorff-Trek, nie eine Besetzung der Länder zwischen Limpopo und Zambesi ernstlich ins Auge gefaßt. Schon in den 60er Jahren waren Schaaren von Buren, darunter Präsident Krüger, in jenen Strichen, theils um zu jagen, theils um das Land auf Siedlungsmöglichkeit hin anzusehen. Hätte das Land sich als günstig herausgestellt, so hätten die Buren, so versicherte man mir allenthalben, schon zwanzig Jahr vor der Chartered davon Besitz ergriffen. Die völlige Werthlosigkeit des Landes hat davon abgehalten. Die Anpreisung Rhodesias durch britische und holländische Schriftsteller (wie de Waal) ist auf zwei Ursachen zurückzuführen. Entweder waren die betreffenden Autoren Touristen, die in der kühlen Jahreszeit ihre Reise unternahmen, sich mit aller Bequemlichkeit umgaben und daher nicht an Krankeit litten — ich stelle dagegen 25 Familien, die von Bloemfontein nach Rhodesia auswanderten und von denen bloß zwei zurückkehrten, die Andern waren Krankheiten erlegen — oder aber die Schriftsteller standen unmittelbar im Verhältniß zur Chartered Company. Es braucht dabei noch gar nicht angenommen zu werden, daß eigentliche Bestechung im Werke war; der ehrenvolle Empfang und die einschmeichelnden Bequemlichkeiten, die man Leuten wie Knight, dem Korrespondenten der Times, und Stanley angedeihen ließ, genügten, deren Urtheil in angenehme und der Gesellschaft erwünschte Bahnen zu leiten.

Wichtiger als das Hinterland von Mosambik wäre für Großbritannien die Küste. Seit Jahrzehnten strengt es denn auch alle Kräfte an, um in Besitz jener Küste zu gelangen. Seit 1873 hat es den Sambesi für britische Schifffahrt eröffnet und die Küstenplätze für britischen Handel zu monopolisiren gesucht. Dazu half ein Meistbegünstigungsvertrag und das Versprechen der Portugiesen, ihre Besitzungen an keine andere Macht zu verkaufen. Letzthin war die Lage akut geworden durch die steigende Bedeutung Delagoas und den Durchzug britischer Truppen. Neun Jahre lang wartete man bereits auf den Berner Schiedsspruch, die Erwartung war auf das Höchste gesteigert, allein nach dem parturiunt montes kam ein richtiger ridiculus mus. Eine Kleinigkeit von nicht 16 Mill.

Franken, die Portugal ohne, für diesen Fall überleicht erhältliche fremde Hilfe unschwer selbst aufbringen kann, und ein Fiasco des deutsch-englischen Abkommens. Aus dem Truppendurchzug wird sich auch wohl keine Hauptaktion entwickeln, zumal hier ausnahmsweise England wenigstens formell im Rechte ist.

IV.

Gold hat in der Besiedelung Kaliforniens, Australiens und Südafrikas eine Rolle gespielt, aber ausschlaggebend sind doch immer die nationalen und politischen Faktoren gewesen. Kalifornien hatte bereits zwei Jahre zur Union gehört und Transvaal war britisch gewesen, bevor die epochemachenden Goldfunde gemacht wurden. Es entspricht der volksthümlichen Vorstellung, Gold für alles Uebel verantwortlich zu machen. Die Habgier hat ja ohne Zweifel den Krieg in Südafrika mitverschuldet, allein entscheidend war doch der wachsende Imperialismus Englands. Es handelt sich um eine Zeitströmung, deren Einfluß sich Niemand entziehen kann, die zu gleicher Zeit in Japan, Deutschland, Rußland, den Vereinigten Staaten und Großbritannien auftaucht. Die Erde ist zu klein geworden und im Kampf um die wirthschaftliche Ausbeutung und Besiedelung der letzten Gegenden, die noch frei von europäischen Einwirkungen, gerathen die Großmächte hart aneinander. Zunächst werden die Schwächeren und Kleineren erdrückt, dann kommen die Starken an die Reihe. Der Krieg um Südafrika ist ein bedeutsames Stück von jenem Weltkampfe und ist deshalb so wichtig auch für Deutschland.

Wie wird der Krieg enden? Never prophesy, unless you know! sagt Mark Twain. Es fehlt jedoch nicht an Anhaltspunkten, die, richtig 'gedeutet, bloß eine Entscheidung möglich erscheinen lassen. Die Buren haben eine Reihe schwerer Fehler gemacht. Der Herausgeber dieser Zeitschrift, von dessen Ansichten die hier vertretenen sonst in mancher Hinsicht abweichen, hat jüngst eindringlich hervorgehoben, daß die Grundbedingung des Sieges den Buren gefehlt habe — die Offensive. Umgekehrt hat Karl Hron*) es geradezu für verhängnißvoll erklärt, daß die Buren nicht noch bewußter sich auf die Defensive beschränkt, daß sie nicht in ihrem engeren Kreis der Vertheidigung hinter Oranjefluß und

*) Der Transvaalkrieg und die deutsche Reichspolitik S. 15 ff. Hron ist offenbar mit englischen Dingen wenig vertraut, er sagt Sir Rhodes, zwei Worte und zwei Fehler: um so anerkennenswerther sind die vielen richtigen Urtheile, die er fällt.



Drakensbergen geblieben seien. Vermuthlich war hier am wichtigsten die politische Lage. Ausschließliche Defensive hätte Entmuthigung erzeugt, während rückhaltlose Offensive den Aufstand in der Kapkolonie rascher und wirkungsvoller entfesselt hätte. Das Erste sahen die Buren ein, zur Offensive sans phrase konnten sie sich aber leider nicht entschließen. Daß sie nicht einmal die Bahnverbindung zwischen Kapstadt und Kimberley abschnitten, war vollends unverantwortlich. Auch sonst haben sie Mängel gezeigt. Nicht wegen, sondern trotz ihrer Disziplinlosigkeit und ihres geringen Trains haben sie Erfolge errungen. Als der Platrand erobert war, sandten die Buren, da sie sich nicht vorher untereinander verständigt hatten, weder Verstärkung noch Seitendeckung, und so mußte der wichtige Posten wieder aufgegeben werden. Schon vierzehn Tage vor dem Durchbruch Roberts' auf der Linie Kudusberg—Jakobsdal sagte mir Esselen, der einstige Staatssekretär, daß eine derartige Bewegung erwartet werde, allein trotz dieser Erkenntniß traf man nur ungenügende Vorbereitungen. Die Gefangennahme Cronje's ward einfach durch Bummelei verschuldet. Es war den Buren bislang so gut gegangen, daß sie der gehörigen Vorsicht vergaßen. Aehnlich war es an den anderen Stellen; was durch Thatkraft gewonnen, wurde durch Nachlässigkeit und Selbstüberschätzung wieder verdorben. Am bezeichnendsten ist hierfür, daß nicht nur Vertheilung von Proviant und Aehnliches, das sehr gut von Frauen gethan werden konnte, jungen Männern überantwortet wurde, sondern daß Ende Februar es noch 7000 Leute in den beiden Republiken gab, die überhaupt noch nicht in den Krieg gezogen waren. Dabei wurden damals in Johannesburg Tanzstunden eröffnet, Kricket gespielt und in Pretoria an den für die Pariser Ausstellung bestimmten Dingen gearbeitet.

Gerade die mangelnde Anspannung in der bisherigen Kriegsführung läßt indeß vermuthen, daß wir noch viele Ueberraschungen erleben werden. Gerade weil die Buren nicht alle ihre Kräfte anspannten, haben sie dieselben auch noch nicht erschöpft. Jetzt erst, nachdem Roberts nach der Hauptstadt des Freistaates gelangt, nachdem der Ernst der Lage furchtbar deutlich geworden, jetzt erst raffen sich die Buren zu entscheidenden Schlägen auf. Vorbei ist es endlich mit der Nachlässigkeit und Saumseligkeit. Ich habe oben darzulegen versucht, wie die Buren fortwährend zu höherer Bildung sich entwickelt hätten. Mitten in der Kriegsführung zeigt sich jetzt ihre Entwickelungsfähigkeit im besten Lichte. Man sieht

ein, daß man zu wenig auf Offensive gehalten: gut, eine scharfe Offensive wird erwählt. Man fühlt den Mangel an Bajonetten: das Waffenstück wird beschafft. Man merkt, daß das einheimische Talent zur Bedienung der Kanone doch entfernt nicht ausreicht: auswärtige Offiziere werden in einem höheren Maße herangezogen. Viele junge Leute haben aus diesen oder jenen Vorwand sich abseits von der Front gehalten: sie werden sofort einberufen. Im Uebrigen ist es so gut wie unmöglich, das Land auszuhungern, auch kommt noch reichlich Zufuhr von Delagoa. Die Truppen aber, die durch Beira kommen und von den man so viel Wesens gemacht hat, die werden auch schwerlich einen Umschwung herauffführen; es ist fraglich, ob mehr als die Hälfte von ihnen den Fiebersümpfen des mittleren Limpopo widerstehen wird. Schließlich hat Roberts einst auch in Afghanistan einen kühnen Vorstoß gethan und hat Kandahar erobert, genau wie jetzt Bloemfontein; aber zuletzt sah er sich doch veranlaßt, um nicht von Hunger und Strapazen aufgerieben zu werden, sich zurückzuziehen und Afghanistan sich selbst zu überlassen.

Ich bin häufig der Ungenauigkeit geziehen worden. Gewiß, es ist des Historikers Pflicht, verläßlich zu sein. Allein Ungenauigkeit in Namen und Citaten ist nicht so schlimm, wie Ungenauigkeit im politischen Augenmaß, wie falsche Perspektive in der Auffassung der Thatsachen nach ihrem Werth und ihrer Bedeutung. Zu einer Zeit, da die Wenigsten an den jetzigen Krieg dachten und noch Wenigere den Buren eine irgend wie nachhaltige Widerstandskraft zutrauten, im Juni vorigen Jahres (Pr. J. 96, 540), habe ich darauf hingewiesen, daß ein Bur vier Engländern überlegen zu sein pflegt, und schloß mit der Behauptung: „die Engländer können überhaupt gar kein Heer nach Südafrika werfen, dem die Buren nicht gewachsen wären.“ An der Ansicht halte ich auch jetzt noch fest, nur glaube ich, wie vor einem Jahre (Pr. J. 95, 497), daß die Dazwischenkunft eines Dritten oder Dritter erst die endgiltige Entscheidung ermöglichen wird. Dadurch würde in keiner Weise ausgeschlossen, daß wie nach dem Verluste halb Nordamerikas England sich noch mächtiger und glänzender in Zukunft erhöbe. Wenn es aber überhaupt nöthig ist, daß man, um selber etwas zu bedeuten, erst Andere verdrängen muß, so wird jene Zukunft einen Zusammenstoß zwischen England und Deutschland bringen.

Der deutsche Wortschatz und die deutsche Kultur.

Von

Friedrich Seiler.

Um den Entwickelungsgang der Kultur eines Volkes zu ergründen, dazu dienen uns in erster Linie die Denkmäler dieser Kultur selbst, soweit sie auf uns gekommen sind, Bauwerke, Waffen, Geräthe, Kleidungsstücke u. dgl., in zweiter Linie die Literaturwerke, in dritter endlich die Sprache und deren sich fortwährend verändernder Wortschatz. Denn kein Volk lebt für sich isolirt, sondern jedes wird von den verschiedensten Seiten her unausgesetzt beeinflußt. Es empfängt von anderen Völkern fortdauernd Anregungen der mannigfachsten Art, Naturerzeugnisse und Gebrauchsgegenstände, Fertigkeiten und Künste, religiöse Vorstellungen und abstrakte Begriffe. Mit den Dingen selbst lernt das Volk deren sprachliche Benennungen kennen und nimmt dieselben, falls ihm nicht die eine oder andere aus irgend welchen Gründen unbequem ist, zugleich mit den neuen Gegenständen an. So wandern die Wörter mit den Waaren und Begriffen. Solange nun ein solches aus einer anderen Sprache übernommene Wort sich noch nicht den Laut- und Tongesetzen der empfangenden Sprache angepaßt hat, so lange man also noch deutlich fühlt, daß es fremden Ursprungs ist, nennt man es „Fremdwort"; sobald es als ein organisches Gebilde in seiner neuen Heimath festgewachsen ist und sich den Gesetzen derselben eingefügt hat, bekommt es den Namen „Lehnwort". Jedes Lehnwort muß mithin, ehe es Lehnwort wurde, einmal Fremdwort gewesen sein.

Durch Betrachtung der Lehnwörter, welche eine Sprache zu irgend einer Zeit aufzuweisen hat, kann man also erkennen, welche Gegenstände, Anschauungen und Begriffe ein Volk bis zu dieser

Zeit von anderen Völkern empfangen hat. Wenn man die Zeit und den Ursprung der Wortentlehnung ermitteln kann, so weiß man zugleich, wann und von welchem Volke das Kulturgut selbst, welches durch das Wort benannt wird, übernommen worden ist. Je höher wir aber hinaufgehn, je mehr also die beiden andern Quellen der Kulturgeschichte versagen, um so wichtiger werden die Lehnwörter für die Erkenntniß der Kulturentwickelung eines Volkes, und in Perioden, bis zu welchen keine andere Art der historischen Ueberlieferung hinaufreicht, erhalten wir dennoch sichere Kunde von kulturgeschichtlichen Ereignissen und Zuständen durch die Sprache. Wir betrachten in Folgendem in knappem Rahmen, wie sich die Kulturentwickelung unseres, des deutschen Volkes, bis zum Ausgange des Mittelalters in den Wörtern wiederspiegelt, die wir aus anderen Sprachen entnommen haben.*)

Wir müssen diesen etwa fünfzehn Jahrhunderte umfassenden Zeitraum wiederum in zwei Perioden zerlegen, eine kürzere, die vorchristliche bis zum siebenten Jahrhundert, und dann die christlich-mittelalterliche bis etwa 1500. Welchen von beiden Perioden ein Lehnwort angehört, läßt sich in den meisten Fällen mit ziemlicher Sicherheit feststellen, obwohl wir aus der ersten Periode noch keinerlei Literaturwerke in deutscher Sprache besitzen. Das Hauptkriterium ist das, ob das betreffende Wort die sogenannte Lautverschiebung mitgemacht hat. Wenn nämlich die t p k der fremden Wörter im Deutschen zu z pf ch (letzteres nur im Inlaut zwischen zwei Vokalen) verschoben sind, so hat die Entlehnung in der ersten Periode, wenn dagegen t p k geblieben sind, wofür bisweilen auch d b g stehen, so hat sie in der zweiten Periode stattgefunden. So sind z. B. die lateinischen Wörter persicum und pirum beide ins Deutsche übergegangen, das erstere erscheint aber als „Pfirsich", das zweite als „Birne". Daraus ergiebt sich mit fast mathematischer Sicherheit, daß die erste Frucht den Deutschen schon in vorchristlicher, die zweite erst in christlicher Zeit bekannt geworden ist.

Auch die Gestaltung der lateinischen Lautgruppen ce und ci gestattet einen Rückschluß auf die Zeit der Entlehnung. Diese wurden nämlich ursprünglich wie ke und ki gesprochen. Cicero nannte sich Kikero, nicht Zizero, wie wir ihn heute aussprechen. Erst gegen Ende des 6. Jahrhunderts n. Chr. trat die sogenannte

*) Ausführlicheres über diesen Gegenstand bietet die Schrift des Verfassers: Die Entwickelung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes. Halle, Heft I 1895, Heft II 1900.

Assibilirung, d. h. die Verwandlung in die heute übliche Z-Aussprache ein. Lernten die Deutschen mithin ein Wort schon vor dieser Zeit kennen, so vernahmen sie die Lautgruppen ke und ki und verschoben diese zu che und chi; gelangte dagegen das Wort erst nach 600 zu ihnen, so hörten sie ze und zi und behielten diese Lautgruppen bei. Den schönen Nadelholzbaum „Lärche“ haben die Deutschen z. B. schon in der ersten Periode von den Römern erhalten, denn sie hörten das Wort als larikem; das „Kreuz“ dagegen erst in der zweiten, denn sie hörten cruzem, hätten sie crukem gehört, so hätten sie „Kreuch“ daraus gemacht.

Endlich kann man aus dem Vorhandensein oder Fehlen eines Lehnwortes im ältesten Englisch, dem sogenannten Angelsächsischen, erkennen, ob dasselbe schon vor der um 450 n. Chr. erfolgten Auswanderung der Angelsachsen nach Britannien in Germanien bekannt gewesen ist oder nicht. Wenn z. B. der „Pfirsich“ im Angelsächsischen persoc, die „Pflaume“ plûme heißt, so folgt daraus, daß die Angelsachsen beide Ausdrücke aus der alten Heimath mitnahmen, daß dieselben also dort bereits um 400 üblich waren. Freilich muß man hierbei stets die Möglichkeit einer späteren Sonderentlehnung seitens der Angelsachsen im Auge behalten; die Lautgestaltung allein muß hier in jedem einzelnen Falle entscheiden.

Wir wenden uns nunmehr der ersten vorchristlichen Periode zu, welche noch keinerlei literarische Denkmäler in deutscher Sprache aufzuweisen hat. Das erste Volk, mit welchem die alten Germanen in dauernde Berührung traten, waren die Kelten, welche von ihnen allmählich über Donau und Rhein zurückgedrängt wurden. Einer der bedeutendsten Keltenstämme im heutigen Mitteldeutschland waren die Volcae (sprich Volkae); die Germanen machten daraus „Walch“ und das Adjektivum „welsch“, übertrugen diese Bezeichnungen auf alle Kelten und nach deren Romanisirung auf die Römer und Romanen; daher stammen Wörter wie „Welschland, Welschkohl, Wallonen, Wallnuß“ (für „Walchnuß“). Keltischen Ursprungs sind ferner die Wörter „Eisen“ (kelt. isarn) und „Lot“ d. i. Blei (vgl. „Kraut und Lot“ gleich Pulver und Blei), woraus sich ergiebt, daß die Germanen die Anfänge des Bergbaus von den Kelten gelernt haben. Auch in staatlicher Beziehung waren die Kelten den noch auf der Stufe einfachster Stammesverfassung stehenden Germanen überlegen. Zeugniß dafür geben die beiden Wörter „Amt“ und „Reich“, beide keltischen Ursprungs. Das erste

stammt aus dem gallisch-keltischen ambactus, d. i. Dienstmann, eigentlich Herumgesandter, Bote, woher auch französisch ambassade. In dem deutschen daraus entlehnten ambacht „Amt“ trat neben der persönlichen Bedeutung bald die sachliche „Dienst“ hervor und hat sich allein behauptet. „Reich“ dagegen (keltisch rig, erhalten in Eigennamen wie Ambiorix, Vercingetorix) bedeutet „Fürst, König“. Die Germanen besaßen ursprünglich keine Oberhäupter mit den umfassenden Machtbefugnissen der keltischen Könige; das deutsche Wort „König“ ist nichts anderes als „Edeling“. Daher imponirte ihnen die Würde der keltischen Herrscher; sie übernahmen das Wort „Reich“, anfangs ebenfalls in persönlicher Bedeutung, die noch erhalten ist in der Redensart „Kaiser und Reich“, welche also zweimal dasselbe besagt; dann wandelte sich die Bedeutung von „Reich“, aus „Herrscher“ wurde „Herrschaft“; ferner wurde von dem Substantivum „Reich“ das Adjektivum „reich“ abgeleitet in der Bedeutungsabwandlung „königlich, mächtig“, zuletzt, weil alle Macht auf dem Hort beruhte, „begütert“.

Ungleich weitergreifend und tiefergehend als die Einwirkungen der Kelten auf unsere Vorfahren war der Einfluß des gewaltigen Volkes, welches am Ausgang des Alterthums die Errungenschaften der gesammten menschlichen Zivilisation wie in einem großen Becken sammelte, der Römer. Diese sind, seit sie die Grenzen ihres Reiches nach Unterwerfung der Kelten bis zum Rhein und zur Donau vorgeschoben hatten, die eigentlichen Zucht- und Lehrmeister unseres Volkes geworden. Die Beziehungen der Germanen zu den Römern begannen ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt, bestanden ununterbrochen, solange es ein römisches Reich gab, und dauerten weiter, als nach der Völkerwanderung die römische Volksart sich in die romanische verwandelte. Derjenige Römer, welcher zuerst mit den Germanen in engere Berührung kam, hat uns bezeichnenderweise seinen Namen als erstes Lehnwort aus dem Lateinischen für alle Zeiten hinterlassen. Caesar, gesprochen Kaësar wurde zu „Kaiser“. Die imponirende Persönlichkeit dieses gewaltigen Heerführers und Herrschers hat sich dem für Heldengröße so empfänglichen Sinn der alten Germanen so fest eingeprägt, daß sie den Inbegriff aller irdischen Macht und Größe fortab mit seinem Namen verbanden; derselbe mußte um so mehr in ihrem Gedächtniß haften, weil auch die spätern Imperatoren und Prinzen, mit denen sie zu thun bekamen, den Titel „Caesar“ führten.

Caesar vernichtete oder unterwarf nicht nur die auf das linke Rheinufer hinübergegangenen Germanenstämme, sondern überschritt auch seinerseits zweimal den Strom, freilich ohne jenseits viel auszurichten. So waren die ersten Beziehungen der Römer und Germanen kriegerischer Art und blieben es lange Zeit, ohne daß jedoch die römischen Händler und Kaufleute dadurch gehindert worden wären, bis weit in das Innere des Landes mit ihren Waaren zu ziehen. Infolge der Anlegung der großen befestigten Grenzstraße, die jetzt von Reichs wegen erforscht wird, trat dann seit der Regierung Domitians eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe ein, das Land bis zum Limes wurde vollständig romanisirt, Straßen durchzogen es und Städte erwuchsen hier so gut, wie am linken Rheinufer. Mit dem freien Germanien erblühte bald ein reger Handel und Wandel. Die Völkerwanderung zerstörte größten Theils, was hier geschaffen war, Germanen siedelten sich auf altem Römergebiete an und germanisirten es, so weit noch heute deutsch gesprochen wird.

Die fränkische Monarchie verband dann germanische und romanische Bevölkerung in einem Reiche, und seit dem 6. Jahrhundert blühten in diesem zahlreiche Klöster auf, welche ihren zivilisirenden Einfluß auch auf die noch heidnischen Stämme erstreckten. Man sieht, daß diese ganze Periode wieder leicht in mehrere kleinere Abschnitte zerlegt werden könnte, aber da sich nur in den seltensten Fällen bestimmen ließe, welchem dieser kleineren Zeitabschnitte ein Wort zuzuweisen sein würde, so betrachten wir diese Periode besser als ein Ganzes, oder vielmehr, wir zerlegen sie nach inneren, aus der Sache selbst hervorgehenden Unterscheidungsmerkmalen in zwei Theile, die sich aber nicht scharf sondern: die **Periode der einfachen Annahme fertiger Kulturgüter** und die **Periode der selbstständigen Nachschaffung derselben.**

Das Kriegswesen war es natürlich zuerst, was die Germanen von den Römern kennen lernten. Denn beide Völker trafen zuerst feindlich aufeinander; auch dienten germanische Söldner in Massen unter den römischen Feldzeichen. Der Wurfwaffe des römischen Soldaten, dem pilum, hatten die Germanen nichts Aehnliches entgegenzustellen; sie übernahmen das Wort als „Pfeil", später in etwas veränderter Bedeutung. Auch „Wall" (vallum) und „Pfahl" (palus) stammen daher. Den ehemaligen Grenzwall entlang laufen eine Menge von Ortsnamen, welche noch heute von dem bei jener

Befestigung verwandten Schanzpfahl den Namen führen, wie Pfahlheim, Pfahlbronn u. dgl. Auf der „Straße“ (strata) zogen die feindlichen Heere heran; an ihr waren die milia passuum genau in Zahlen angegeben, daher „Meile“. Zur Nachtzeit lagerten die römischen Truppen nicht im Freien, sondern unter „Zelten“ (tentorium, abgekürzt romanisch tenda). Das Wort „Kampf“ selbst ist lateinisch. Es gab in Rom, wie auch in Trier, Mainz, Köln sogenannte campi, d. i. Felder für Leibesübungen und Wettkämpfe; hier lernten die Germanen die verfeinerte Fechtkunst der Gladiatoren kennen. Das Wort campus bekam auch im Lateinischen schon im frühen Mittelalter die Bedeutung „Zweikampf“, und dieselbe hatte es im Deutschen ursprünglich allein; für den Massenkampf gab es andere altgermanische Ausdrücke.

Seltsam will uns ferner bedünken, daß die „Drachen“, welche unsere Knaben zur Herbstzeit steigen lassen, nichts anderes sind als römische Feldzeichen. Und doch ist dem so. Die Römer hatten seit Trajan von ihren Feinden, den Parthern, deren Feldzeichen entlehnt, riesige Schlangenleiber aus bemaltem Seidenzeug mit aufgesperrtem silbernen Rachen, in den der Wind hineinblies. Die Germanen glaubten, diesen Schlachtpanieren hafte ein Siegeszauber an, wie das G. Freytag seinen Ingo erzählen läßt. Später im Mittelalter wurde dann der „Drache“ (draco) auch in Deutschland als Feldzeichen gebraucht und endete schließlich als Jugendspielzeug.

Die zeitweilige Unterwerfung Germaniens unter die Römerherrschaft spricht sich aus in Wörtern wie „Kerker“ (carcer), „Kette“ (catena, oder vielmehr mit vulgärer Aussprache cadena), „Zoll“ (tolonea), „Decher“ (decuria), d. i. eigentlich Zehnheit, eine Bezeichnung, die noch im Leder- und Fellhandel gebräuchlich ist. Auf die den freien Germanen so verhaßten peinlichen Anklagen und Prozesse weisen hin „kosen“ (causari), welches ursprünglich einen Rechtshandel führen heißt und von dem Liebesgespräch, welches wir jetzt damit verbinden, himmelweit entfernt ist, und „sicher“ (securus), d. h. eigentlich gerechtfertigt, frei von Schuld.

Neben den kriegerischen Berührungen begannen bald friedliche Handelsbeziehungen zwischen Römern und Germanen. Schon Cäsar und Tacitus erwähnen römische Kaufleute bei germanischen Stämmen. Diejenige Waare, welche diese Händler in erster Linie importirten, war der „Wein“, und mit der Sache kam das Wort vinum oder vielmehr das vulgärlateinische vinus zu unsern Vor-

fahren. Wie alle Naturvölker liebten auch die alten Germanen den Rausch, konnten aber diese Leidenschaft nicht recht befriedigen durch ihren nationalen Getreideabsud, den Tacitus „ein zu einer gewissen Aehnlichkeit mit Wein verdorbenes Gebräu von Gerste oder Weizen“ nennt. Der dunkelrothe italienische Wein berauschte weit rascher, schmeckte auch viel besser. Zwar erkannten die Häuptlinge der Sueven die damit verbundene Gefahr und verboten, wie Cäsar berichtet, die Einfuhr des verführerischen Getränks; solche Verbote fruchten ja aber nie, am wenigsten unter so primitiven Verhältnissen. Die Niedermetzelung der betrunkenen Marsen durch Germanicus, welche Tacitus erzählt, zeigt, welche verhängnißvolle Folgen für das Volk die durch den Weinimport gesteigerte Trunksucht hatte. Zur Bezeichnung des Gegentheils der Betrunkenheit bedienten sich die Germanen jetzt ebenfalls eines lateinischen Ausdruckes: sobrius oder vulgärlateinisch suber, deutsch „sauber“, später mit erweiterter Bedeutung „mäßig“, „rein“, und noch jetzt in Südwestdeutschland, also auf altem Römergebiet, vornehmlich üblich. Auch zwei deutsche Zeitwörter haben in dem Weinhandel jener alten Zeit ihren Ursprung: „mischen“ (miscere) und „kaufen“. Der Weinhändler und Weinwirth hieß lateinisch caupo, seine Thätigkeit cauponari. Das Wort bedeutet also Weinhandel, dann überhaupt Handel treiben, sowohl kaufen wie verkaufen. Die Verallgemeinerung der Bedeutung vom Weinhandel auf den Handel überhaupt zeigt, wie sehr in jener Zeit der Wein die Haupthandelswaare bildete.

Aber auch andere Waaren wurden nach Germanien importirt, ich erwähne nur den „Pfeffer“ (piper), der mit zu den ältesten Lehnwörtern gehört. Als Transportmittel dienten „Esel“ (schon gotisch asilus aus lateinisch asinus), „Maulthier“ (mulus) und „Saumthier“ (von vulgärlateinischem sauma = sagma Packsattel); Gefäße, in welchen die Waaren transportirt wurden, waren der „Sack“ (saccus), jenes Allerweltswort, welches vom Phönizischen aus durch den Handel in allen civilisirten Sprachen Eingang gefunden hat, die „Arche“ (arca Kasten), die „Kiste“ (cista), der „Korb“ (corbis), der „Schrein“ (scrinium). Kiste und Arche bedeuten auch „Sarg“, welches seinerseits ein abgekürztes sarcophagus ist.

Neben dem ursprünglichen Tauschhandel kam bald der Geldhandel auf, zunächst an der Grenze, bald aber drangen gewisse Geldsorten bis tief in das Innere vor. Daher stammt das Wort

„Münze" (moneta), daher auch wohl die neue Bezeichnung „Kupfer" (cuprum = Cyprium) für das ältere „Erz", welches Wort nunmehr blos noch für die Bronze gebraucht wurde. Mit dem Geld kam das Gewicht; daher „Pfund" (pondo).

Der Handel indeß allein vermag noch keinem Volke wirkliche Zivilisation zu bringen. Erst wenn durch die fremden Vorbilder ein Volk zu eigener Produktion angeregt wird, wenn es die fremde Arbeit nachahmen lernt, wird es in Wahrheit auf eine höhere Stufe der Kultur erhoben. Die Germanen der Urzeit waren in der Hauptsache Viehzüchter und Halbnomaden, den Ackerbau betrieben sie nur gelegentlich und nebenher, und da sie nur einjährige Getreidefrüchte bauten, gelangten sie nicht zu voller Seßhaftigkeit. Da lernten sie nun von den Römern zwei Kulturthätigkeiten, welche sie in eine vollständig veränderte Lebensweise hinüberführten und die wirthschaftlichen Verhältnisse des Volkes von Grund aus änderten. Ursprünglich hatten die Germanen nur Holz- oder Blockhäuser gekannt, welche ohne große Mühe auf Wagen fortgeschafft werden konnten. Zur Zeit des Kaisers Julian im Jahre 357 werden zum ersten Male auf alemannischem Gebiete „sorgfältiger und nach römischer Art erbaute Häuser" erwähnt. Das ist das erste historische Zeugniß für den Steinbau in Deutschland; denn in Italien herrschte der Steinbau allein und unter Häuser „nach römischer Art gebaut" können nur Steinhäuser gemeint sein. Es ist sehr merkwürdig, daß die Sprache noch heute diejenigen Bautheile und -stoffe, welche sich bereits an dem alten germanischen Holzhause befanden, mit deutschen, diejenigen dagegen, welche erst mit dem römischen Steinbau aufkamen oder durch denselben eine wesentliche Umänderung erfuhren, mit lateinischen Ausdrücken benennt. Deutsch sind außer dem Hause selbst Dach, Thür, Diele, Schwelle, Säule, Wand, Brett, Balken, Zimmer (eigentlich gleich Bauholz), lateinisch dagegen „Ziegel" (tegula), „Kalk" (calc-em), „Mauer" (murus), „Schindel" (scandula), „Pfeiler" (pilarius), „tünchen" (tunicare) eigentlich bekleiden; die früher „Augenthor" oder „Windauge" genannte Luft- und Lichtöffnung erhielt nun eine viel festere Konstruktion und heißt seitdem „Fenster" (fenestra), der „Pfosten" (postis) wurde später auf den Holzbau zurück übertragen. Auch der „Söller" (solarium), eigentlich ein der Sonne ausgesetzter Ort, die „Pforte" (porta) der „Estrich„ (von ostracon „Scherbe", also ein aus Scherben und Steinchen zusammengestampfter Fußboden), die „Kammer" (camara)

eigentlich „gewölbtes Gemach", gehören hierher. — Die alten Germanen verstanden sich ferner trotz der Winterkälte ihres Landes nicht auf Heizvorrichtungen; sie zogen sich in der kalten Jahreszeit in unterirdische Gruben zurück, die sie mit Waldstreu bedeckten. Die Römer brachten ihnen mit dem Steinbau auch wohldurchwärmte Räume. Das bezeugen die Ausdrücke „Kachel" (caccalus vulgär für cacabus) und „Stube" (von extufare, franz. étouffer „Qualm machen"), eigentlich gewärmter, dampferfüllter Raum, vgl. „Badestube".

Mit der Kunst, aus Steinen zu bauen, wurden auch neue Arten von Baulichkeiten in Deutschland bekannt, die fürstliche „Pfalz" (palatium), der „Speicher" (spicarium, d. i. „Aehrenhaus"), noch heute besonders im Südwesten gebräuchlich — der Norden sagt lieber „Boden" — „Weiler" und „Weil" in Ortsnamen (villa), der ebenfalls nur in den Rheinlanden wirklich volksthümliche „Weiher" (vivarium), ursprünglich ein gemauertes Behältniß für lebende Thiere, besonders Fischteich, die „Pfütze" (puteus), ebenfalls zunächst eine gemauerte Brunnengrube (vgl. engl. pit Grube). Unsere Vorfahren lebten nach Tacitus nicht in zusammenhängenden Ortschaften, vornehmlich wegen der bei dem ehemaligen Holzbau allzugroßen Feuersgefahr. Mit dem Aufkommen des Steinbaus minderte sich diese, und von den römischen Nachbarn nahmen nun auch die Germanen das Wohnen in Dörfern an zugleich mit dem lateinischen Ausdruck vicus, der sich in „Weichbild" erhalten hat, was keineswegs „Heiligenbild", sondern etwa „Ortsgerichtsbarkeit" bedeutet; denn „Bild" ist gleich „Recht, Gericht" (vgl. „Unbilde").

Dem Steinbau und dem Weinbau in gleicher Weise gehören an „Keller" (cellarium) und der Ortsname „Winkel" (vini cella), d. i. Weinzelle. Damit sind wir auf den Weinbau gekommen. Wir haben von dessen Vordringen keine geschichtlichen Nachrichten und wissen nur, daß der Kaiser Probus im 3. Jahrhundert ein den Anbau der Rebe im Rheingebiet hinderndes Dekret aufgehoben hat, weshalb man ihn zu einer Art Weinheiligen gestempelt hat. Um so beredter ist die Sprache. Denn diese hat eine ganze Menge von Wörtern aufzuweisen, die ihr durch und mit dem Weinbau zugekommen sind: der „Kelch" (calic-em), „Becher" (bicarium), „Trichter" (trajectorium), eigentlich „Geräth zum Umgießen", „Eimer" (amphora mit Anklang an deutsches ein und beran d. i. „tragen"), „Ohm" (ama), ferner die „Kelter" (calcatura),

eigentlich Geräth zum Treten, „Kufe“ (cupa), woher einerseits „Küfer“ und andererseits „Kopf“, der eigentlich auch nichts als ein Trinkbecher ist (vgl. Tassenkopf) und es zu der Bedeutung „Haupt“ auf dieselbe Weise gebracht hat, wie französisches tête (testa), das ursprünglich ebenfalls nur Krug bedeutet. Ferner „Flasche“, welches man am wahrscheinlichsten von vasculum „kleines Gefäß“ ableitet, „Pech“ (picem) zum Dichtmachen der hölzernen Kufen, „Spundloch“ (puncta), eigentlich „Stich, Loch“, „Most“ (mustum), „Essig“ (acetum mit eigenartiger Umstellung zu atecum), „Lauerwein“ (lora), „Saft“ (sapa), der zunächst nur der durch Einkochen verdickte Traubenhonig ist. Auch der „Winzer“ selbst hat seinen Namen vom lateinischen vinitor.

Der Weinbau erfordert nicht nur eine vorübergehende, flüchtige, sondern eine Jahre lang fortgesetzte, stetige Arbeit und ein kunstmäßiges sorgsames Verfahren. Die Steinhäuser konnte man auch nicht wie die ehemaligen Holzhäuser, auf Karren laden und weiterfahren. Für ein paar Jahre bloß Steinhäuser bauen und Weinberge anlegen, hätte sich nicht gelohnt. So mußten sich die Germanen, nachdem sie einmal diese beiden Techniken von den Römern angenommen hatten, an seßhafte Lebensweise und regelmäßige Arbeit gewöhnen. Aus den arbeitsunlustigen, aber stets kampfbereiten, unstäten Recken, die keine Ruhe halten konnten, wurden nun zunächst im Westen und Süden fleißige Bauern, die sich ein festes Haus gründeten und ihr Grundstück sorgsam bestellten.

Wo einmal der schwierige und mühsame Weinbau aufgekommen war, da wurden natürlich auch andere, leichtere Kulturen eingeführt, welche in den Flußthälern und auf den sonnigen Berglehnen der Rheingegenden nicht minder lohnten als die der Rebe. Ehemals waren den Deutschen die Gaben des Herbstes — wie Tacitus berichtet — unbekannt gewesen, nur saure Holzäpfel und Beeren hatten ihre Wälder ihnen geboten. Jetzt lernten sie den Obst- und Gartenbau ebenfalls von ihren römischen Nachbarn. Daher tragen alle Obstsorten außer dem Apfel lateinische Namen: die „Kirsche“ (cerasum), die auch in Italien erst im ersten Jahrhundert v. Chr. aus Vorderasien eingeführt worden war, die „Pflaume“ (prunum), „Quitte“ (cydonia) von einer kretischen Stadt benannt, bei der die Griechen zuerst den gelben Apfel kennen lernten, „Kastanie“, auch „Kesten“ (castanea), „Wallnuß“ (welsche Nuß, vgl. oben) „Mispel“ (mespila), früher höher geschätzt als

heutzutage, „Maulbeere“ (morum), „Feige“ (romanisch figa aus ficus). Die letztere versuchte man anfangs in Deutschland ebenso anzubauen wie die übrigen Obstsorten; man mußte erst durch praktische Erfahrung lernen, daß sie für das deutsche Klima ungeeignet ist. Auch der „Pfirsich“, d. i. persische Apfel, ist — wie wir oben festgestellt haben — schon in dieser frühen Zeit in Deutschland gezogen worden, nicht aber die „Birne“ (pirum), welche erst in christlicher Zeit, als die Lautverschiebung nicht mehr wirkte, Aufnahme fand.

In den Klostergärten, später auch in den Guts- und Bauerngärten wurde ferner gezogen der „Kürbis“ (cucurbita) und seine süße Schwester, die „Pfebe“, so nennt noch Luther die Melone, (aus pepon reif), ferner an Gemüsen „Kohl“ (caulis), „Kappes“ (caput d. i. Kopfkohl), „Beete“ (beta rothe Rübe), „Kichererbse“ (cicer), „Linse“ (lens), „Rettich“ (radic-em) eigentlich „Wurzel“, an Gewürzen „Minze“ (menta), „Kümmel“ (cuminum), „Senf“ (sinapis), „Eppich“ (apium), eigentlich Bienenkraut, „Fenchel“ (foeniculum), eigentlich Heukraut von feinem Geruche. Als Zierstrauch ist außer der schon oben erwähnten „Lärche“ der „Buchsbaum“ (buxus) zu nennen, während die Entlehnung des Wortes „Schilf“ (scirpus) für ein in Deutschland doch einheimisches Gewächs von der Kunst des Binsenflechtens herrührt, die bei den Römern sehr ausgebildet war und nun von den Germanen nachgeahmt wurde.

Aber auch andere Künste, welche für die Landeskultur wichtiger waren als diese, machten sich die Deutschen zu eigen, vor Allem die des Veredelns minderwerthiger Obstbäume, wofür die Ausdrücke „pfropfen“ (von propago Setzling), „pelzen“ (peletare von pellis Rinde) und „impfen“ (imputare „einpflanzen“) angenommen wurden. Der Setzling selbst hieß lateinisch planta; dies Wort wurde von nun an als „Pflanze“ rezipirt und erhielt bald die weitere Bedeutung, die es noch heute hat. Das Ernten der Weintrauben und des Obstes hieß im Vulgärlateinischen piluccare (frz. éplucher), woraus das deutsche „pflücken“ entstand.

Wo sich so die Genußmittel vermehrten, da mußte sich auch die Kunst der Speisebereitung verfeinern. Auch dafür gab die ausgebildete südliche Kochkunst das Muster. Die altgermanische Hausfrau briet im Wohnraum selbst am Heerdfeuer das Wildbret, welches ihr Mann aus dem Walde geholt hatte; jetzt lernte man in den römischen Villen und Klöstern einen besondern, für diesen

Zweck bestimmten Wirthschaftsraum und eine besondere, mit der Speisebereitung betraute Wirthschaftsperson kennen; so kam die „Küche“ (vulgär cucina, frz. cuisine) und der „Koch“ (coquus) in die deutsche Sprache. Und mit beiden eine Anzahl neuer Geräthe, das „Becken“ (baccinum), die „Pfanne“ (panna aus patina), der „Kessel“ (catinus), die „Schüssel“ (scutella), der „Tisch“ (discus), eigentlich Wurfscheibe, dann flache Schüssel, dann Tischplatte mit Schüssel, dann Tischplatte allein.

Die Rückwirkung dieser neuen Kulturerrungenschaften auf die altheimischen Zweige des Wirthschaftslebens konnten nicht ausbleiben. Man lernte auch für diese von der überlegenen römisch-gallischen Kultur eine Menge nützlicher Neuerungen. Der Ackerbau wurde gehoben durch Einführung neuer Getreidearten, der „Wicke“ (vicca), des „Fenchs“ (panicum eine Hirseart) und des „Spelzes“ oder „Speltes“ (spelta), und neuer Werkzeuge, der „Furke“ (furca), „Sichel“ (secula von secare „schneiden“), des „Flegels“ (flagellum, frz. fléau), der „Wanne“ (vannus Getreideschwinge). Auch „Stil“ (stilus) als Pflanzenstengel und Geräthstheil, „Stoppel“ (stipula) und „Frucht“ (fructus) gehören hierher.

Die Geflügelzucht ferner war im Süden ungemein ausgebildet, aber sie genügte dennoch dem dortigen Bedarf an weichen Federn nicht. Daher waren die deutschen Gänsefedern ein Gegenstand eifrigster Nachfrage seitens der römischen Händler. So kam das vielbegehrte Wort pluma als „Flaum“ in unsere Sprache, und ebenso das daraus gefertigte „Kissen“ (vulgär cussinus, eine Ableitung von culcita) und der „Pfühl“ (pulvinus). Für die Zucht der Vögel selbst lernte man den „Käfig“ (cavea) gebrauchen, man achtete auf die Eigenthümlichkeiten und Krankheiten der Thiere, daher „sich mausern“ (mutare wechseln) und „Pfipfs“ oder „Pips“ (pipita für pituita). Als Schmuck- und Ziervögel, zugleich aber auch zum Genusse, wurden schon damals der „Pfau“ (pavo) und der „Fasan“ (fasianus, d. h. vom Phasis am Pontus stammend) eingeführt; denn auch den Pfau speiste man das ganze Mittelalter hindurch mit Vorliebe; er pflegte in vollem Federschmuck von der Hausfrau selbst auf silberner Platte aufgetragen zu werden. — Die altheimische Viehzucht wurde ebenfalls verbessert. Für das Roß kamen die neuen Ausdrücke „Pferd“ (paraveredus) und „Zelter“ (tolutarius d. i. Paßgänger) auf. Der vormals breiige Käse wurde durch solchen in fester Form ersetzt, und damit kam erst der Ausdruck „Käse“ (caseus) auf. Für die im Freien übernachtenden Heerden

legte man nach keltisch-römischem Muster Umzäunungen an, welche „Pferch“ (parcus) hießen.

Was sodann das **Handwerk** betrifft, so verstanden sich die Germanen bereits vor der Beeinflussung durch die römische Kultur auf die unentbehrlichsten Zweige desselben und besaßen daher auch die nöthigen Kunstausdrücke für die Werkzeuge und Handgriffe. Jetzt lernten sie von den Römern zwar eine feinere Technik und verbesserte Werkzeuge kennen, übertrugen aber auf diese ihre altheimischen Bezeichnungen, so daß wir auf diesem Gebiete verhältnißmäßig nur wenig Lehnwörtern begegnen. Die Germanen kannten nur Handmühlen, die von Sklaven oder Frauen gedreht wurden; sie hießen „Quern“, woher die Eigennamen Querner, Kerner, Körner stammen. Die Römer führten an Mosel und Rhein Wassermühlen ein, nicht nur zum Mahlen des Getreides, sondern auch zum Zersägen des blauen Moselschiefers. Solche Mühlenwerke hießen spätlateinisch molinae (franz. moulin), daraus wurde in der althochdeutschen Sprache mulin, dann weiter mülne, „Mühle“, wozu die Eigennamen Müllner, Müller, Möller gehören. Auf eine verbesserte Bäckerei deutet „Semmel“ (simila feines Weizenmehl) und „Pfister“ (pistor Bäcker). Andere Gewerke werden berührt durch die Entlehnungen „Socke“ (soccus), „Sohle“ (solea), „Schürze, Schurz“ (vulgärlat. excurtus), „stopfen“ (stuppare von stuppa Werg), „Kunkel“ (conucla). Die Schifffahrt bereicherte sich durch „Anker“ (ancora) und „Riem“ (remus Ruder).

Aber nicht bloß die Arbeit, auch die **Freuden des Lebens** erhielten eine Vermehrung und Vermannigfaltigung durch die römische Kultur. Zu dem altheimischen Würfelspiel kam jetzt das geistreichere Brettspiel, „Zabel“ (tabula); die musikalischen Instrumente erhielten Zuwachs durch die „Pfeife“ (pipa) und „Fiedel“ (fidicula kleines Saiteninstrument). Die Ausstattung der Wohnräume wurde bereichert durch „Schemel“ (scamellum), „Spiegel“ (speculum), „Fackeln“ (facula von fax) und „Kerzen“ (charta in der Bedeutung Docht). — Höchst wichtig für ein kriegerisches Volk, wie es die Germanen waren, war natürlich die **Heilkunde**, welche in der Urzeit nur von Frauen und zauberkundigen Besprechern ausgeübt worden war. Jetzt lernten die Deutschen die rationelle, von den Griechen erfundene und auf die Römer vererbte Medizin kennen. Das beweisen die Lehnwörter „Arzt“ (archiater), d. i. „Erzheiler“, Titel des Leibarztes am byzantinischen Hofe, den die

Merowinger in ihre Hofsprache übernahmen, „Pflaster“ (plastrum), „Büchse“ (buxis) und „Fieber“ (febris).

Man sieht, daß diese durch die Berührung mit der römischen Kultur hervorgerufene Umwandlung alle Gebiete des materiellen Lebens beeinflußte. Sie bedeutet nichts Geringeres als eine vollständige Umwälzung des wirthschaftlichen und häuslichen Lebens. Nicht das Christenthum hat, wie man oft zu hören und zu lesen bekommt, diese durchgreifende Zivilisirung des rauhen und kriegerischen Naturvolks bewirkt, sondern die im Römervolke konzentrirte Summe der menschlichen Kultur. Aus den ganze Tage am Heerdfeuer zubringenden Recken wurden nun fleißige Arbeiter, doch ohne für Fälle, wo es darauf ankam, ihre alte Heldenhaftigkeit einzubüßen. Das alte Geschlecht der hünenhaften Krieger und Wanderer wäre ohne diese gründliche Umwandlung der ganzen Lebensweise vom Erdboden verschwunden, wie das Riesengeschlecht auf Burg Niedeck. Jetzt erst sind die Existenzbedingungen sicher, die Existenzmittel reichlich, und damit erst ist die schnelle Vermehrung der Bevölkerung ermöglicht. Der römischen Zivilisation also verdanken wir nicht nur den Anstoß zu materieller Entwickelung, sondern auch die Ausbreitung, ja den Bestand unseres Volkes.

Allerdings macht sich auch die Einwirkung des Christenthums schon in dieser vorchristlichen Zeit fühlbar. Die Deutschen hatten bereits, als sie noch Heiden waren, von einigen christlichen Einrichtungen und Begriffen so genaue Kunde bekommen, daß sie die entsprechenden Wörter in ihre Sprache aufnahmen. Wir finden schon in ganz früher Zeit, zum Theil schon vor der Auswanderung der Angelsachsen die Worte „Kirche“ (aus griechischem kyriakon d. i. Haus des Herren), „Pfaffe“ (aus griech. papas Geistlicher niederen Ranges), „Teufel“ (griech. diabolus), „Engel“ (griech. angelos), „Pfingsten“ (griech. pentekoste der fünfzigste, nämlich Tag nach Ostern). Diese stammen theils sicher, theils höchst wahrscheinlich nicht aus dem Lateinischen, sondern aus dem Griechischen. Sie müssen also den Germanen von Osten her zugekommen sein, und da gab es keine andere Vermittelung als durch die arianischen Goten. Da diese Wörter nun nicht nur sehr früh in unsere Sprache gelangt sind, sondern auch außerordentlich fest in derselben wurzelten, so fest, daß z. B. „Kirche“ und „Pfaffe“ durch die späteren lateinischen Kirchenausdrücke ecclesia und clericus nicht wieder verdrängt werden konnten, so ergiebt

sich, daß es echt volksthümliche Wörter waren, und daß die Gegenstände, die durch sie bezeichnet werden, sich den Germanen im täglichen Leben aufgedrängt haben müssen. Es müssen also im Innern Deutschlands vom 4. bis 6. Jahrhundert weit mehr arianische Gotteshäuser, Geistliche und Gemeinden existirt haben, als die Geschichte zu vermelden weiß. Das lehrt die Betrachtung der Sprache mit Sicherheit. Auch Engel und Teufel wurden durch Kultus, Bilder und Exorzismus populäre Gestalten der Volksphantasie, lange bevor die römische Kirche in Deutschland Fuß faßte.

Aber auch von der lateinisch-romanischen Kirchensprache sind einige Ausdrücke schon vor der allgemeinen Bekehrung in unsere Sprache gedrungen: „Bischof" (episcopus), „Pfarre" (parochia), „Dechant" (decanus), „Pfründe" (praebenda das zu Gewährende), „opfern" (operari), „Almosen" (romanisch almosna). Die Aufnahme dieser Wörter ist in den Rheingegenden erfolgt, wo seit der Römerzeit sich christliche Einrichtungen erhalten hatten, wo schon im 6. Jahrhundert fränkische Missionare thätig gewesen und durch die Politik der fränkischen Könige begünstigt worden waren. Es muß also schon im 6. und 7. Jahrhundert in diesen Gegenden zahlreiche Christen deutscher Zunge gegeben haben. So sind im südlichen und westlichen Deutschland schon vor der umfassenden Thätigkeit der irischen und angelsächsischen Missionare zwei Ströme christlichen Lebens zusammengeflossen, welche beide in der Sprache ihre Spuren hinterlassen haben. Der von Osten kommende, durch die Goten vermittelte, versiegte mit dem Hinsterben des arianischen Christenthums, der westliche bildete nur den Vorläufer der gewaltigen Hochfluth, mit welcher das römische Christenthum im 8. Jahrhundert über Deutschland hereinbrach.

Damit beginnt eine neue Periode in der Geschichte unseres Volkes, das eigentliche Mittelalter. Die durchgreifende Christianisirung hat auch durchgreifende Spuren im Wortschatz unserer Sprache hinterlassen. Die Begriffe und Einrichtungen, welche die neue Religion mit sich brachte, mußten ja den zu Bekehrenden sprachlich bezeichnet werden, und dazu bot sich den Bekehrern ein doppelter Weg. Sie konnten die lateinischen Wörter übersetzen oder beibehalten. Beide Wege sind eingeschlagen worden. Uebersetzt oder durch entsprechende deutsche Begriffe ersetzt sind Wörter wie „Gemeinde" (communio), „Gewissen" (conscientia),

„Beichte“ (confessio), „Ostern“ (pascha), „Weihnachten“ (dies natalis), „Hölle“ (gehenna) und besonders abstrakte Ausdrücke, welche in ihrer fremden Form dem Volke völlig unverständlich geblieben wären, z. B. „Wesen“ (substantia), „Demuth“ (humilitas), „Barmherzigkeit“ (misericordia), „Buße“ (poenitentia), „Lehre“ (doctrina), „Schöpfer“ (creator). Weit häufiger jedoch schlugen die Bekehrer den bequemeren zweiten Weg ein. Sie behielten die lateinischen Ausdrücke einfach bei und überließen es dem Volke, sich dieselben mundgerecht zu machen. Da die Lautverschiebung jetzt abgeschlossen war, so sind sämmtliche p k und t der neuen, christlichen Lehnwörter unverschoben geblieben, man vergleiche zum Beispiel „Priester“ (vulgärlateinisch prestre aus presbyter) mit dem oben genannten „Pfarrer“. Im übrigen aber drückte die deutsche Sprache dem fremden neuen Stoff vollständig ihr Gepräge auf, so daß heutzutage auch diese Lehnwörter durchaus wie echtdeutsche Wörter aussehen; besonders ist der Ton durchweg nach deutscher Art auf die Stammsilbe zurückgeschoben worden, zum Beispiel „Pilgrim, Pilger“ aus peregrinus.

Kirchliche Personen sind außer dem „Priester“ der „Küster“ (vulgärlat. custor statt custos), der auch „Sigrist“ (sacristanus) oder „Mesner“ (mansionarius von mansio „Haus“, frz. maison), hieß. Ferner dient der Personenbezeichnung die Vorsilbe „Erz“ in „Erzengel, Erzbischof, Erzpriester“ (aus archi; vergl. oben „Arzt“). Mit dem Christenthum fand das Klosterwesen Eingang in Deutschland und damit die Wörter „Mönch“ (monachus), „Nonne“ (nonna), „Klausner“ (von clausa), „Abt“ (abbat-em), „Probst“ (propositus), sowie „Regel“ (regula) und „Orden“ (ordinem). Die Mönche mußten täglich die „None“ (nona, engl. noon), „Vesper“ (vespera) und „Mette“ (matutina) singen. Vor der letzteren durften sie nichts essen und befanden sich daher in einem Zustand des Leibes, den sie als nocturnus (nächtlich) „nüchtern“ bezeichneten. Das abgetheilte Maß der Nahrung, welches der Mönch erhielt, hieß expensa (das Ausgetheilte), woraus „Speise“ wurde.

Die kirchlichen Gebäude sind außer „Kirche“ (s. o.) „Dom“ (domus dei Gotteshaus), „Münster“ (monasterium), „Kloster“ (claustrum), „Zelle“ (cella, vergleiche damit den von demselben Stammworte herkommenden „Keller“ der vorchristlichen Zeit), und „Kapelle“ (capella); das letztere bedeutet eigentlich Kapuzenmantel (von capa „Kappe“). Nach der Legende hatte einst der heilige

Martinus seinen Mantel mit dem Schwerte getheilt und die Hälfte einem Bettler geschenkt. Dieser heilige Mantel wurde in dem Privatgotteshaus der fränkischen Könige aufbewahrt und verschaffte diesem seinen Namen capella. Von dieser capella wurden dann alle kleineren Bethäuser „Kapellen“ benannt und ein an einem solchen amtirender Geistlicher „Kaplan“.

Unter den kirchlichen Geräthen ist weitaus das volksthümlichste das „Kreuz“ (cruc-em), sodann der „Altar“ (altare), der ursprünglich den Ton auf der ersten hatte („Alter“) und seine jetzige Betonung erst späteren gelehrten Einflüssen verdankt, die „Kanzel“ (cancelli, eigentlich Schranken mit aufgesetztem Lesepult), und die ewige „Lampe“ (lampas) oder „Ampel“ (ampulla). Einen großen Eindruck auf die versammelte Gemeinde machte auch das gewaltige Musikinstrument, welches den Gottesdienst beherrschte, die „Orgel“, eine griechische Erfindung und daher auch ein griechisches Wort (organum „Werkzeug“), sowie die zum Gottesdienst rufende „Glocke“, welche aus dem Keltischen stammt, aber schon seit dem 8. Jahrhundert im Kirchenlatein (clocca) festgewurzelt erscheint.

Der Gottesdienst selbst erhielt von der Schlußformel: ite, missa est concio („geht, die Versammlung ist entlassen“) den Namen „Messe.“ Die Tage, wo Gottesdienst stattfand und die Arbeit ruhte, hießen „Feiertage“ (feria, eigentlich „Fest“), die Bedeutung Freiheit von Arbeit tritt noch heute in „Feierabend“ besonders hervor. Die Thätigkeit des Geistlichen bestand in „predigen“ (praedicare), „kasteien“ d. i. strafend vermahnen (castigare), „segnen“ (signare) d. i. mit dem Zeichen des Kreuzes (signum) versehen; aber auch „vermaledeien“ (maledicere) und „verdammen“ (damnare) mußte er, wenn es darauf ankam. Auch unser Zeitwort „laben“ hat in einer geistlichen Sitte seinen Ursprung; Gästen pflegte man nach biblischer Weisung (Joh. 13, 5) in Klöstern die Füße zu waschen (lavare); da dies zur Erquickung diente, so bekam das Wort bald die allgemeine Bedeutung des Erquickens, auch mit Speise und Trank, was um so eher möglich war, da sich an die Fußwaschung, wie noch heute bei der päpstlichen Ceremonie in Rom, die Bewirthung des Fremdlings anzuschließen pflegte.

Für Qual und Strafe im Diesseits wie im Jenseits brachte die Kirchensprache drei neue Worte auf: „Plage“ (plaga, eigentlich Schlag), „Pein“ (poena) und „Marter“, abgeleitet von „Märtyrer“

(martyr, eigentlich Blutzeuge). Das Gegentheil bezeichnet „Jubel", ein Wort, in welchem das lateinische jubilus, „laute Freudenäußerung", mit dem hebräischen „Jubeljahr" zusammengeflossen ist. „Jubelgeschrei" und „Jubelgreis" hat ursprünglich garnichts miteinander zu thun; im Sprachbewußtsein gelten diese beiden „Jubel" aber schon lange als identisch.

Durch die Bekehrung der deutschen Nation kam ein bis dahin noch nicht vorhandener Riß in dieselbe, der Gegensatz zwischen gebildet und ungebildet; denn vorher hatten Fürst und Edeling dieselbe geistige Bildung besessen wie der Bauer und der Leibeigene. Träger der neuen Bildung waren die Kleriker; daher bezeichnet im Englischen clerk jeden des Schreibens Kundigen, und „Laie" (laicus) heißt bei uns jeder in irgend einer Sache nicht Gebildete. Die neue gelehrte Bildung beruhte auf den Künsten des Lesens und Schreibens, von denen das erste ein echt deutsches Wort ist und ursprünglich das Sammeln und Ausdeuten der mit Runenzeichen versehenen Buchenstäbchen (daher „Buchstabe") bedeutet, während „schreiben" eine sehr volksthümliche und alte Entlehnung aus scribere ist. Vermittelt wurde diese neue Bildung in klösterlichen Unterrichtsanstalten, welche vom lat. schola „Schule" hießen. Hier gebrauchte man „Tinte" (tincta, eigentlich gefärbt), „Tafel" (tabula), „Griffel" (graphiolum), „Pult" (pulpitum) und „Pergament" (pergamenum, benannt von dem Hauptfabrikationsort, der Stadt Pergamum), welches mit Bimsstein (pumicem) geglättet wurde. Das Abfassen schriftlicher Arbeiten hieß „dichten" (dictare, eigentlich zum Nachschreiben vorsagen), das Ueberdenken einer Aufgabe „trachten" (tractare). Kurzgefaßte Urkunden, dann Urkunden überhaupt hießen brevis (nämlich libellus), daraus wurde „Brief"; einer solchen mußte ein „Siegel" (sigillum) beigefügt sein, wenn sie rechtsverbindlich sein sollte; man vergleiche die Verbindung „verbrieft" und „versiegelt".

Aber nicht nur die geistige Kultur, sondern auch die materielle fand, wie schon zur Zeit der Merowinger, ihre Hauptpflege in den Klöstern, besonders den größeren, wie St. Gallen, Fulda, Corvey. Was die Mönche an nützenden oder zierenden Gewächsen von ihren Ordensbrüdern in wärmeren Gegenden erlangen konnten, das pflanzten sie in ihren Klostergärten an und setzten so den Prozeß fort, der schon in der Römerzeit begonnen hatte. Die „Birne" ist schon oben erwähnt worden. Es wurden ferner eingeführt die schönsten der Blumen, welche noch heute unsere Gärten

schmücken, das „Veilchen", (viola), die „Rose" (rosa) und die „Lilie" (lilium), die beiden letzteren waren zugleich durch symbolische Bedeutung geheiligt; denn die Rose ohne Dorn war das Sinnbild der heiligen Maria, die Lilie das ihres göttlichen Sohnes. Aus der Fülle der Küchen- und Heilkräuter ferner, welche damals eingeführt wurden, hebe ich nur hervor die „Zwiebel" (caepulla), „Petersilie" (petrosilium), „Kamille" (camomilla), „Salbei" (salvegia), „Schellkraut" (chelidonia, d. i. Schwalbenkraut), „Baldrian" (valeriana) und „Lavendel" (lavandula), so benannt, weil das Kraut von den Römern zum Bereiten wohlriechender Bäder benutzt wurde.

Von diesen Gewächsen dienten viele als angenehme Würze zu den Speisen; weit wichtiger aber für die Küche wurden das „Oel" (oleum), anfangs aus Italien und Südfrankreich zu klösterlichem Gebrauch importirt, dann auch in Deutschland aus einheimischen Pflanzen bereitet, und die „Butter" (butyrum), welche aus dem nordöstlichen Frankreich zunächst nach Niederdeutschland kam. Besonders die Butter gab auch der Kuchenbäckerei einen neuen Aufschwung. Daher die Ausdrücke „Bretzel" (bracitellum aus brachiolum d. i. Aermchen, von der Gestalt dieses Gebäcks), „Platz" (placenta) und „Lebkuchen" (libum mit verdeutlichendem Zusatz des entsprechenden deutschen Wortes, wie z. B. auch Tigerthier, Zederbaum, Karfunkelstein u. a.) während „Oblate" (oblata hostia dargebrachtes Opfer) das heilige beim Abendmahl gebrauchte Brot bezeichnete. Die Mönche brauchten den Kuchen als Fastenspeise, ebenso wie die Fische, die sie in Teichen zu ziehen lernten, z. B. die „Quappe" (capito), „Barbe" (barbus), „Lamprete" (lampreta), „Aalraupe" (rubeta), und die „Muscheln" (musculus), alles Dinge, die zwar schon früher vorhanden waren, jetzt aber erst Kulturwerth und damit Benennung erhielten. Auf eine Verfeinerung der Geflügelzucht zu Küchenzwecken weist das Wort „Kappe" oder „Kappaun" (cappo und capponem) hin. — Was ferner die Getränke betrifft, so verbreitete sich von Nordfrankreich aus damals zunächst nach Nord- und Mitteldeutschland eine neue Art Klosterbräu, welche sich höchst vortheilhaft von dem altgermanischen Gerstenabsud unterschied durch einen Beisatz der würzenden und kräftigenden Hopfenpflanze. Da dieser Stoff eine gallische Klostererfindung war, so behielten auch die deutschen Mönche den romanischen Namen bibere oder bivere „Bier" bei; Bier ist also das Getränk an sich.

Daß bei so vermehrtem Wirthschaftsbetriebe auch die Wirthschaftsgeräthe verbessert und vermehrt wurden, versteht sich von selbst. Zum Zerstoßen der Gewürze lernte man sich des „Mörsers" (mortarium) bedienen, zum Braten des „Tiegels" (tegula; vgl. oben „Ziegel"), zum Aufbewahren von Wein, Bier und Milch der „Butte" (butina), „Tonne" (tonna, aus dem Ligurischen oder Rätischen ins Latein übernommen) und „Mulde" (mulctra, eigentlich Melkfaß); ein kleineres Gefäß ist der „Seidel" (situla).

Um nun auf die eigentlichen Gewerke zu kommen, so nahm keines derselben einen rascheren und gewaltigeren Aufschwung als die Baukunst, welche damals nicht nur für die Annehmlichkeit, sondern auch für die Sicherheit des Lebens die Grundlage schuf. Ihr gehörten wie schon in der vorigen Epoche, so auch in dieser besonders zahlreiche Lehnwörter an; vor Allem „Turm" (turris), ferner „Gruft" vom lat. grupta (griech. krypta) mit Anlehnung an „graben" gebildet, „Mörtel" desselben Ursprungs wie „Mörser"; denn mortarium bedeutete ursprünglich das Gefäß sammt der Masse, dann entweder das erste (Mörser) oder das zweite (Mörtel) allein; „Quader" (quadrus), „Platte" (platta), „Erker" (arcora, Mehrheit von arcus „Bogen"), „Zingel" (cingulus), d. i. Gürtelmauer, wovon „umzingeln". — Aber auch die anderen Gewerke entwickelten sich an der Hand der römisch-gallischen Technik weiter. Jetzt verfertigte nicht mehr jeder Einzelne alles selbst, was er brauchte; es bildeten sich durch Arbeitstheilung die einzelnen Handwerke aus. Der „Schuster", d. i. „Schuhsutor" (sutor „Näher") und der „Metzger" (matiarius Wurstler) tragen romanische Namen. Andere Handwerksausdrücke sind „Masse" (massa), wovon „Messing", „Pinsel" (penicillus, d. i. Schwänzchen), „Kurbel" (curva). Mineralische Stoffe, die man früher nicht gekannt hatte, wurden jetzt bekannt und technisch verwerthet, der „Mennig" (minium), die „Kreide" (creta), der „Grünspan" (viride Hispanum). Das Bekleidungswesen wurde bereichert durch einige neumodische Gewandstücke, welche auch neumodische Benennungen hatten: die „Kappe" (cappa), ein Mantel mit Kapuze (s. oben Kapelle), später beschränkt auf die Kopfbedeckung, wie das französische davon abgeleitete chapeau, der „Mantel" (mantellum), der „Pelz" (pellicia von pellis). Schwarzgeflecktes Pelzwerk auf weißem Grunde bezeichnete man mit einem Klosterworte als „bunt" (punctus), d. i. eigentlich „gestickt". Seit dem 8. Jahrhundert etwa lernten die Deutschen von den Romanen auch die Fußböden mit geflochtenen oder gewebten Stoffen zu

belegen, daher die Ausdrücke „Matte“ (matta) und „Teppich“ (tapetum).

Daß der orientalische Handel seine letzten Ausläufer schon früh bis nach Deutschland erstreckt hat, beweisen die alten Lehnwörter „Seide“ (seta), „Balsam“ (balsamum), „Narde“ (nardus) und „Perle“ (entweder pirula „Birnchen“ oder sperula „Kügelchen“). Auch der indische Papagei fand als Zier- und Luxusvogel schon in dieser Zeit seinen Weg bis zu unseren Vorfahren, welche überhaupt eine große Freude an singenden und sprechenden Vögeln hatten; sein lateinischer Name psittacus wandelte sich in „Sittig“. Dagegen sind andere Thiere des Orients den Deutschen nur vom Hörensagen bekannt geworden, haben aber dennoch, weil sie die Phantasie des jugendlichen Volkes mächtig anzogen, früh eine große Popularität erlangt, wie ihre durchaus volksthümlichen Benennungen beweisen. So vor Allem der König der Thiere, der „Löwe, Leu“ oder auch „Laue“ (daher „Lauenburg“ = Löwenburg), der „Elefant“, ursprünglich „Helfant“, als hätte er etwas mit „helfen“ zu thun, dessen Name zuerst durch den von Byzanz aus Donau aufwärts gehenden Elfenbeinhandel den Deutschen vermittelt wurde, der „Strauß“ oder wie man gewöhnlich sagte „Vogelstrauß“ (struthio), ferner die großen sagenberühmten Vögel des Alterthums, der „Phönix“ und „Greif“ (vulgärlat. griphus), den die Deutschen mit dem Zeitwort „greifen“ in Verbindung brachten wegen des Menschenraubes, den er der Sage nach betrieb.

Die bisher betrachteten Lehnwörter sind auf volksthümliche Weise durch Rede und Verkehr in unsere Sprache gelangt. Nun tritt in dieser Zeit aber auch eine ganz andere Gattung von Lehnwörtern auf, welche im Laufe der Zeit ein sich stets erweiterndes Gebiet gewonnen haben. Es sind diejenigen, deren Rezeption die Lektüre fremdsprachlicher Schriftwerke veranlaßt hat. Diese sogenannten Buchwörter sind also nicht durch das Ohr der Hörenden, sondern durch das Auge der Lesenden in die deutsche Sprache gelangt. Sie waren daher zunächst nur ein Besitz der lesenden und schreibenden, der gebildeten Klasse, gingen aber häufig auch in den Gebrauch weiterer Kreise über und wurden mehr oder weniger volksthümlich. Kein Buch hat in dieser Beziehung auf die deutsche Sprache größeren Einfluß ausgeübt, als die Bibel, weil diese in den Klosterschulen am meisten studirt wurde. Außerdem haben uns die Kirchenväter, die Glaubensbekenntnisse und die sonstige theologische Literatur manches Wort geliefert, besonders abstrakte

Begriffe wie „Person“, „Natur“, „Kreatur“, „Majestät“, „Glorie“, „Sakrament“. Aber auch andere als solche theologisch-philosophischen Ausdrücke, Wörter, die uns jetzt sehr wenig geistlich dünken, sind biblisch-gelehrten Ursprungs. Der „Körper“ z. B. ist durch das Abendmahl und die Verehrung des corpus domini in unsere Sprache eingedrungen. Ebenso stammt „Flamme“ und „Laterne“ aus der Sprache der Bibel. Andere biblische Worte gehören der Kultur des Orients, wie sie sich in der Bibel wiederspiegelt, an. So die Abzeichen des Königs, „Thron“, „Szepter“, „Purpur“ und „Krone“. Biblisch-orientalische Naturprodukte sind „Turteltaube“, „Skorpion„, „Cypresse“, „Palme“, „Ysop“, „Ebenholz“, „Kristall“, „Alabaster“. Eine große Rolle spielen in der Schrift ferner die Edelsteine, welche durch ihren Glanz, ihre Kostbarkeit und die vielen wunderbaren Eigenschaften, die ihnen zugeschrieben wurden, die Phantasie anregten, es aber doch über mehr als halbe Volksthümlichkeit nie hinausgebracht haben. Ich nenne den „Topas“, „Smaragd“, „Karfunkel“, „Saphir“, „Amethyst“, „Onyx“ und „Beryll“. Man findet diese in der Bibel z. B. bei der Beschreibung von Aarons Amtsschild, 2. Mos. 28, 17—20 und in der Offenbarung 21, 19—20. Populärer als alle die genannten Edelsteine ist der „Diamant“ (adamas), bei dem das lateinische Stammwort stark in volksthümlicher Weise umgebildet ist. Der „Rubin“ fehlt noch in der Bibel; er ist erst eine romanische Neubildung.

Zu den mehr wissenschaftlichen Lehnwörtern sind zu rechnen „Paar“, „Tabelle“, „Figur“, „Element“, „Exempel“, „Charakter“, „probiren“; auch „dauern“ (durare) und „Laune“. Das letzte Wort ist nichts anderes als luna „Mond“ mit dem weiteren Bedeutungsfortschritt Mondwechsel, Glückswechsel, Stimmungswechsel, was es heute allein noch heißt. Die Astrologie des Mittelalters glaubte ja an die Einwirkung des Mondes auf das Glück und die Stimmung der Menschen. Die Musik betreffen die Lehnwörter „Chor“, „Note“, „Ton“, „Melodie“, „Cither“, „Cymbel“ und als das volksthümlichste von allen die „Leier“, die freilich im Mittelalter ein ganz anderes Instrument war als die antike Lyra; ihre Saiten waren auf ein Rad gespannt, welches mittelst einer Kurbel gedreht wurde (daher „leiern“ und „die alte Leier“). Medizinische Lehnwörter aus dieser Zeit sind der „Koller“, der nichts anderes ist als die moderne Cholera (cholera), die „Apotheke“ (apotheca), die „Arznei“ und die „Pille“ (pilula).

Eine besondere Klasse bilden diejenigen Lehnwörter, welche sich auf die Regierung und Verwaltung, auf das Recht und das öffentliche Leben beziehen. Es ist dies Gebiet ja dasjenige, auf welchem das römische Volk für alle Zeiten Maßgebendes geleistet hat. Die Deutschen hatten in dieser Hinsicht von Hause aus sehr einfache Verhältnisse. Dieselben wurden aber allmählich bei steigender Kultur immer verwickelter. Man bedurfte daher auch stets neuer Worte, welche man aus dem reichen Schatze der römischen Verwaltungs- und Rechtssprache entnahm. Man kann diese Gattung von Lehnwörtern in verschiedene Schichten zerlegen. Die älteste ist diejenige, welche bis in die Zeit der merowingischen Könige zurückreicht. Dahin gehört das älteste dieser Worte „Graf", die Umformung eines byzantinisch-griechischen Hoftitels grapheus d. i. „Schreiber". Die fränkischen Könige entnahmen das Ceremoniell und das Titelwesen für ihren neuentstandenen, noch stark barbarischen Hof zum guten Theile von dem byzantinischen Kaiserhof, der ja in diesen Dingen als unübertreffliches Muster gelten konnte. Der „Graf" ist also ein vornehmer Grieche, der „Förster" dagegen ein einfacher Lateiner; doch gehört auch er der Merowingerzeit an. Schon in einer Urkunde Königs Childebert I. vom Jahre 556 findet sich von einem Walde bei Paris der Ausdruck forestis nostra. Das Wort forestis oder foresta kommt von foris „außerhalb" her und bezeichnet somit einen Wald, der außerhalb des gemeinen Rechtes, der gemeinen Benutzung steht, der dem Wildbann unterworfen ist. Darum bedeutet unser „Forst" auch nur den gehegten, bewirthschafteten Wald. Ebenso alt wie der „Forst" und der „Förster" ist der „Meier". Auch dieser Titel stammt aus der Amtssprache der fränkischen Könige, in welcher der Vorsteher der Dienerschaft und der oberste Verwalter königlicher Hausgüter maior domus hieß (vgl. auch franz. maire). Zu dieser merowingischen Schicht gehört endlich noch „Zins" (census), der technische Ausdruck für die Naturalabgaben, die den Hintersassen aufgelegt waren.

Aus einer späteren Zeit als die ebengenannte, etwa dem neunten Jahrhundert, stammen „Meister" (magister) und „Vogt" (vocatus), eigentlich Rechtsbeistand, dann Vormund, Gerichtsherr, ja selbst König. In derselben Zeit etwa sind entlehnt worden die Verkehrswörter „Markt" aus mercatus, womit schon die in Deutschland umherziehenden römischen Händler ihren Kram bezeichneten, und die „Kosten" sammt dem Zeitwort „kosten" (aus

constare und dem spätlateinischen Hauptwort costus). Jüngeren Ursprungs ist „Bezirk“ (circus Kreis), „Rente“ (rendita gleich reddita „das Ausgezahlte“), „Kanzlei“ als Dienstraum für Beamte und Schreiber (cancellaria, eigentlich Schranken, vgl. oben „Kanzel“), „Kanzler“ und „Titel“. Auch „fälschen“ (falsicare) und „mangeln“ (mancare von mancus „verstümmelt“) sind von Hause aus Rechtsausdrücke. Erst seit dem 12. Jahrhundert sind nachweisbar „klar“ (clarus), zunächst als ehrendes Beiwort für Personen, seit Wolfram von Eschenbach zum beliebten Modewort geworden; ferner „Konstabler“ (constabularius gleich comes stabuli), eigentlich Oberstallmeister, „Bulle“ (bulla), Wasserblase, Siegelkapsel, Siegel, zuletzt die Urkunde selbst, „Groschen“ (grossus denarius) d. i. Dickpfennig und „Seckel“ aus sacculus.

(Schluß folgt.)

Die Berliner Aufführungen klassischer Musikwerke für den Arbeiterstand.

Von

C. Stumpf.

Wenn Jemand vor sechs Jahren von der Idee gesprochen hätte, den Arbeitern Berlins die Matthäuspassion von Bach oder das Requiem von Brahms vorzuführen, und sich davon eine bedeutende Wirkung auf ein solches Publikum versprochen hätte, so hätte ich, und mit mir sicherlich auch viele Andere, ungläubig den Kopf geschüttelt. Nun ist dies wirklich geschehen. Praktiker, die das Volk, sein Leben, seine Bedürfnisse und Fähigkeiten kennen, haben den kühnen Griff gewagt und das Spiel gewonnen. Die Matthäuspassion, deren Aufführung selbst für das gewählte Stammpublikum der Singakademie noch 1828 wie eine „unverschämte Zumuthung" erscheinen konnte (siehe Devrient's Erinnerungen an Mendelssohn), Brahms' Requiem, das bei der ersten Aufführung in Wien (1867) von einem Theil der Konzert-Habitués mit anhaltendem Zischen aufgenommen wurde, und andere hervorragende Werke des klassischen Musikstils sind dem Volk der Arbeiter dargeboten und von ihm mit weihevoller Stimmung und unter außerordentlicher Betheiligung entgegengenommen worden. Seit Ostern 1895 haben bis jetzt (März 1900) 24 Aufführungen vor insgesammt etwa 56 000 Zuhörern stattgefunden, welche in Folge der besonderen Vertheilungsweise der Karten, über die wir am Schluß berichten, fast ausschließlich dem Arbeiterstande angehörten. Der Eintrittspreis betrug 35 bis 40 Pfennige. Die Konzerte begannen um ½9 Uhr Abends (nur einige, die auf den Sonntag fielen, um 3 Uhr). Es fanden keine Pausen statt, damit nicht, da alle Plätze

unnumerirt waren, Unordnung entstände. Trotz dieser ungewohnten Ansprüche an die Aufmerksamkeit in so später Stunde, nach dem voraufgegangenen Tagewerk, zeigte sich nichts von Abspannung oder Unruhe. In dem Gefühl, daß ihnen hier etwas Besonderes, Hohes geboten werde, erschienen die Arbeiter und Arbeiterfrauen vielfach in Festtagskleidung. Die anfänglich geplanten Plakate mit Aufforderung, nicht zu rauchen und den Saal nicht vorzeitig zu verlassen, erwiesen sich als unnöthig. Sie hätten nur Verstimmung erzeugt. Die Theilnehmer sprachen von dem Gehörten in Ausdrücken höchster Bewunderung. Die Plätze waren stets ausverkauft, kein Raum in Berlin erwies sich als ausreichend, und öfters mußten wegen zu starken Zudranges die Aufführungen wiederholt werden.

So muß man denn nachträglich zu verstehen suchen, worauf dieser Erfolg beruht und was die Musik in so hoch entwickelten Gestaltungen dem Volke sein kann. Man muß ein solches Verständniß erstreben, nicht bloß um etwas Volkspsychologie oder musikalische Aesthetik zu treiben, sondern auch um das Vertrauen weiterer Kreise in die Zukunft solcher Unternehmungen zu befestigen. Denn wenn auch Thatsachen besser überzeugen als bloße Theorien, so erwartet man doch die Wiederholung gleicher Thatsachen zuversichtlicher, wenn man ihren Hergang einigermaßen eingesehen hat und nicht mehr den Verdacht hegen kann, daß sie bloß zufälligen Ursachen, hier etwa dem Reiz der Neuheit, der Zugkraft berühmter Künstler u. dgl. entsprungen sind.

Von vornherein soll nun zugegeben werden, daß Faktoren der letztgenannten Art mitgewirkt haben und mehr oder weniger stets mitwirken werden. Das thun sie ja auch bei den höheren Ständen, wo außerdem sogar noch weniger ernsthafte und dem Wesen der Kunst noch ferner liegende Motive mitspielen, wie z. B. die Mode und der gute Ton, die gegenseitige Vorführung glänzender Toiletten, persönliches Interesse für die Konzertgeber u. s. w.

Wenn bei den Arbeitern die Begierde, einen weltbekannten Virtuosen zu hören, dessen Name ihnen auf den Anschlagsäulen oft genug entgegenleuchtete, von dem sie in den Zeitungen oft genug gelesen, — wenn diese Begierde eine Rolle spielt, so hat sie hier gleichwohl etwas Edleres an sich als die blasirte Neugier übersättigter Lebemenschen: sie wurzelt doch auch in dem Bedürfniß, aus der einförmigen Schwere des Alltagslebens herausgehoben, theilzunehmen an den höheren Lebensgütern unserer Kultur, in

dem Bewußtsein, die allgemeinen menschlichen Anlagen dafür zu besitzen, und in dem Wunsch, diese Fähigkeiten zu höheren Genüssen nun auch einmal an den vollendetsten Darbietungen der Kunst zu erproben. Ohne das Volk zu idealisiren, dürfen wir wohl solches Bedürfniß und solchen Wunsch als weit verbreitet voraussetzen. Wer möchte dies aber noch Neugierde im tadelnden Sinne nennen?

Leicht versteht sich auch, daß bei Gesängen mit Text vielfach der stoffliche Gehalt und die poetische Form des Textes mitwirken. Die Haydn'schen Oratorien, die alten weltlich heiteren Madrigale, mehrstimmige Männergesänge der neueren Zeit, auch Solovorträge der Gesangskünstler werden für die meisten dadurch besonderen Reiz gewinnen. Die ernsten Worte des Requiems von Brahms, so wundervoll sie ausgewählt sind, ergreifen schon nicht Jeden in gleicher Weise, und der Passionstext mit seinem positiv christlichen Gehalt und den eingemischten pietistischen Gedichten findet bei der weit verbreiteten radikalen Gesinnung der Arbeiterkreise keineswegs so günstigen Boden und entgegenkommende Stimmung. Wir haben in dieser Hinsicht eher ein Widerstreben beobachtet, welches sich sogar auf das Lokal dieser Aufführungen, die als größter Raum Berlins benutzte Garnisonkirche, erstreckte.

Trotzdem diese durchschlagende Wirkung! Die Macht der Musik selbst also hat es vollbracht. „Die Himmelstöne mächtig und gelind" haben die Herzen erobert. Durch welche Pforte, kraft welcher Waffen sind sie eingedrungen?

Es kann uns nicht einfallen, hier Räthsel lösen zu wollen, die auch für eindringendes wissenschaftliches Nachdenken noch lange oder immer Räthsel bleiben werden. Es gilt nur, die allbekannten Seiten der musikalischen Wirkung sich zu vergegenwärtigen, sowie die Gründe, aus denen die eine mehr, die andere weniger für das Volk in Betracht kommt. Es sind der Rhythmus, sinnliche Klangschönheit, Melodie, Harmonie, endlich das schon in den einfachsten Gebilden steckende, durch komplizirtere immer reicher angeregte musikalische Denken. Die Musikästhetiker streiten, was davon das Wesentlichste und Ursprünglichste sei. So viel ist gewiß, daß diese Faktoren in den vollendetsten Formen alle zusammengehören, aber auch, daß sie zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Stilgattungen in verschiedenem Maße hervortreten.

Der Rhythmus mag insofern das Ursprünglichste sein, als er überhaupt nicht an Töne, geschweige an Melodien und

Modulationen gebunden ist. Man kann Rhythmus auch durch den Tast- und Muskelsinn empfinden, innerhalb des Gehörsinns auch an mehr geräuschartigen Eindrücken, wie bei der Trommel. Schon die taktmäßige Ausführung von Arbeiten, allenfalls begleitet von rhythmischen Geräuschen und unartikulirten Lauten, später erst von Tönen und Gesängen, wurde von jeher als Erleichterung, namentlich bei länger fortgesetzten und gemeinschaftlichen Arbeiten, angewendet. Das Annehmlichkeitsgefühl, das sich an die rhythmische Seite der Musik knüpft, mag in solchen uralten und im Nervensystem eingewurzelten Erfahrungen, zu denen die des individuellen Lebens noch hinzutreten, seinen Grund haben. Billroth glaubte auch konstatiren zu können, daß die populärsten und langlebigsten Melodien doch immer die rhythmisch hervorragenden sind, und daß sich auch die Erfindungsgabe eines Komponisten besonders in diesem Gebiete zeigt. Allerdings darf der Rhythmus, um leicht verständlich und für weitere Kreise wirkungsvoll zu bleiben, nicht in dem Maße künstlich werden, wie es in neueren Kompositionen, besonders in Klavierstücken von Schumann und Brahms öfters geschieht. Diese Feinheiten sind theilweise überhaupt nur dem Spieler selbst und dem Mitlesenden oder mit den Noten früher schon Vertrauten ganz genießbar, jedenfalls für den ungeschulten Hörer nicht vorhanden. Andererseits tritt bei manchen musikalischen Formen, wie bei den Chorälen nach der traditionellen Vortragsweise, das Rhythmische fast ganz in den Hintergrund; bei den Rezitativen nähert es sich den freien Accenten der gesprochenen Rede und verliert in demselben Maße seine eigenthümliche Wirkung zu Gunsten der ausdrucksvolleren Deklamation. Ueberhaupt aber ist bei aller Wichtigkeit des Rhythmischen nicht zu vergessen, daß es schließlich doch der Ton ist, der die Musik macht.

Klänge als solche wirken wohlthuend auf ein gesundes Nervensystem, wenn sie nicht zu stark und zu scharf sind und nicht zu lange auf der nämlichen Höhe verweilen. Diese, auch von manchen Thieren empfundene, rein elementare Wirkung mag mit der einer wohlthuenden Temperatur oder einer guten Beleuchtung verglichen werden. Hat man schon Sonnenbäder, warum nicht auch Tonwellenbäder, und zwar Volksbäder? Die gleichzeitige Mischung verschiedener Klangfarben im Orchester und der Hinzutritt der menschlichen Stimme, an deren Klangfarbe das menschliche Ohr nach Helmholtz besonders angepaßt ist, vervielfältigt die Wirkung. Man denke beispielsweise an das C-dur-Duett (Nr. 30) in der Schöpfung

mit den einfachen Dreiklängen, mit dem pianissimo begleitenden Chor und Orchester. Ich wenigstens kann dies niemals hören, ohne schon einen rein sinnlichen Hochgenuß zu empfinden, der sich mit der Schönheit der Komposition zur wunderbarsten Gesammtstimmung verbindet. Das sinnlich Wohlthuende ist gewiß nicht das Werthvollste daran, bildet aber die elementare Grundlage der ganzen Stimmung. Wenn nun auch die Schönheit der Komposition, das rein Aesthetische, nicht jeden, und namentlich den musikalisch Ungebildeten nicht, in gleichem Maße ergreifen mag: die physiologische Wirkung dürfte im Wesentlichen dieselbe sein und nur bei den wenigen ganz ausbleiben, deren Gehör in musikalischer Hinsicht unter dem der Taubgeborenen steht, insofern diese die Musik weder angenehm noch unangenehm, jene aber sie als störendes Geräusch empfinden.

Man möge auch nicht glauben, daß musikalisch ungebildete, im übrigen aber von Natur aus nicht geradezu unmusikalische Menschen für den sinnlichen Wohllaut nothwendig eine geringere Empfindlichkeit hätten als musikalisch gebildete. Oft ist es mir aufgefallen, daß kleine Unebenheiten des Klanges, störende Beimischungen, Schwebungen, Geräusche, scharfe Beitöne u. dergl. von solchen Individuen eher bemerkt werden als von musikalisch gebildeten, deren Aufmerksamkeit eben gewohnheitsmäßig mehr den Beziehungen der Töne zu einander, dem eigentlichen Sinn des Stückes, zugewandt ist. Natürlich würde der Ungeübte den Ursprung und das Wesen der störenden Beimischung nicht anzugeben vermögen, aber daß etwas Fremdes und Unreines dem Klange anhaftet, kann ihm wohl zum Bewußtsein kommen.

Der bloße Klangeindruck als solcher macht aber die Musik auch noch nicht zur Musik, sondern die Verbindung der Töne zu Harmonie und Melodie. Um deren Wirkung auf das Volk zu verstehen, müssen wir vor Allem erinnern, daß Harmonie und Melodie nicht weniger dem Volk selbst entsprungen und Fleisch von seinem Fleische sind wie der Rhythmus. Schon die allen Kulturvölkern gemeinschaftlichen Tonstufen: Oktave, Quinte, Quarte, Terz, Ganzton, sind nicht von Gelehrten ausgerechnet, sondern vom singenden und musizirenden Volk festgestellt worden. Aber auch die Umwandlung der Tonsysteme und des gesammten Tonbewußtseins, die wechselnde Anordnung und Bedeutung, die geistige Verknüpfung dieser Tonstufen ist nur unter seiner Mitwirkung möglich. Unser gegenwärtiges Tonsystem, ohne Zweifel

das höchstentwickelte in der Geschichte, ist ein harmonisches. Es ruht auf der Einführung der simultanen Dreiklänge, wodurch allmählich die Kirchentonarten zu Gunsten des Dur und Moll verdrängt und zugleich die Grundlage für den wundervollen Organismus der Akkorde und Modulationen geschaffen wurde. Ist auch der Hergang im Einzelnen noch nicht genügend aufgehellt, so läßt sich doch als sicher annehmen, daß der Volksgesang wie auch die Volksmusik der Pfeifer und Fiedler dabei eine Rolle spielte. Die liegenden Bässe z. B., wie wir sie heute noch von der schottischen Sackpfeife und dem Dudelsack hören, enthielten die Anfänge der harmonischen Begleitung. Ebenso ist die Mehrstimmigkeit und die Nachahmung wahrscheinlich zuerst in Volksgesängen aufgetreten. Und so nährte sich die Kunstmusik auch weiterhin aus diesem Quell. „Der Volksgesang“, sagt Ambros, „war der unerschöpfliche Hort, dem die größten Meister des Tonsatzes die Melodien entnahmen, welche sie nicht bloß weltlich zu kunstvollen mehrstimmigen Liedern umbildeten, sondern auf welche sie selbst geistliche Tonstücke der größten und ernstesten Art aufbauten.“ So manche Volksweise ist in die Choräle, in die Messen übergegangen.

Es ist auch kein Zufall, daß die melodiereichsten Tonmeister der neueren Zeit den österreichischen Landen angehörten, in welchen der Volksgesang heute noch am meisten zu Hause ist, und daß selbst der Hamburger Brahms sich dort am wohlsten fühlte. Wenn man die Entwicklung gerade dieses Künstlers verfolgt, bemerkt man deutlich solchen Einfluß. Seine Jugendwerke sind theilweise überkünstlich und schwer verständlich. In den späteren finden wir dagegen eine Menge volksthümlicher Themen, und in der letzten Zeit hat er es nicht verschmäht, auch wirkliche Volksgesänge mit edler und einfacher Harmonisirung versehen herauszugeben.

Was Wunder also, wenn das Volk sich selbst wiedererkennt, wenn es aus den kunstvollen Gebilden die Wendungen heraushört, die ihm selbst abgelauscht sind, alle nur in eine höhere Sphäre gehoben, mit reichen Farben geschmückt, zu großen Klangströmen erweitert. Es brauchen nicht Anklänge an Volkslieder im eigentlichsten Sinne vorzuliegen, obschon auch solche nicht fehlen. Es sind die volksthümlichen Wendungen im Einzelnen, z. B. der Melodiebeginn mit aufsteigenden Dur-Dreiklängen, Melodieschlüsse mit absteigender Terz und hunderterlei dergleichen, was die innere Verwandtschaft begründet.

Ein Spötter wird vielleicht einwenden, die Brandenburger

Bevölkerung habe sich niemals wie die niederösterreichische, steiermärkische und einige Zweige der slavischen Rasse durch eigenthümlich schöne Volksweisen ausgezeichnet. Somit fänden alle diese Erwägungen auf die Wirkung der hiesigen Aufführungen keine Anwendung. Indessen, abgesehen davon, daß unsere Zuhörerschaft doch bei weitem nicht bloß aus eingeborenen Berlinern besteht, sind die deutschen Volksweisen nunmehr überall in deutschen Landen zu Hause, wo sie auch zuerst entstanden sein mögen, und damit ist das Verständniß auch der höheren Kunstwerke vorbereitet, wenn sie sich nicht allzuweit von ihrem Ursprung entfernen, sondern die Fühlung damit behalten.

Uebrigens ist die Entwickelung des Volksliedes selbst, wie ich hier nebenbei einschalten will, auch einmal unter Vorführung von Beispielen dem Arbeiterpublikum dargelegt worden. Herr Dr. Friedländer hat damit großen Erfolg erzielt und dem Volk eindringlich zum Bewußtsein gebracht, was es an musikalischen Kleinodien aus alter Zeit besitzt, die die Schönheit der „Holzauktion im Grunewald" noch bedeutend überstrahlen. Auch dies gehört mit zu den erziehenden Zwecken unserer Unternehmung.

Und schließlich: nicht die nationale oder gar lokale Färbung melodischer Wendungen ist es, welche die klassische Musik so ausdrucksvoll machen. Erst neuerdings versuchen einige Komponisten ihr Glück damit, daß sie solche Elemente in rhythmischer, harmonischer, melodischer Beziehung bevorzugen, während sie in der klassischen Zeit nur sporadisch auftreten. Was in erster Linie wirkt, sind die aller europäischen Volksmusik der letzten Jahrhunderte gemeinschaftlichen Züge. Wenn beim Beginn des letzten Satzes von Beethoven's C-moll-Symphonie ein Invalide der Napoleonischen Garde aufgesprungen sein soll mit dem Ruf: „Vive l'empereur!" — was ist dies Anderes als der naive Ausdruck des Siegesgefühls, das ihn bei diesen Tönen erfaßte, wie es jeden in allen Ländern erfaßt! Um drei Noten handelt es sich, aber um diese drei Grundnoten unserer ganzen Musik, in dieser aufsteigenden Folge, in diesem Fanfaren-Rhythmus, mit dieser Kraft des gesammten Schallkörpers und freilich auch nach dieser fieberhaften Spannung und Steigerung.

Nun kommt aber nach Allem noch ein kritischer Punkt in Betracht: das musikalische Denken. Für den Kenner, den durchgebildeten Hörer, ist bei einem größeren Kunstwerk nicht die einzelne Melodie oder gar die einzelne melodische, rhythmische, harmonische

Wendung entscheidend, sondern das Ganze, der kunstvolle Aufbau einer polyphonen Komposition, die Durchführung eines Motivs in zahlreichen, interessanten Wendungen. Schon bei einer anscheinend einfachen Mozartschen Arie, deren leichter Fluß uns wie selbstverständlich erscheint, kann die geistreiche Führung und das Erzielen großer Wirkungen mit den kleinsten Mitteln Gegenstand der Reflexion und der Bewunderung werden. Dieser intellektuelle Reiz, sollte man denken, kann für das Volk doch nicht vorhanden sein.

In höherem Maße ist er gewiß auch wirklich nicht vorhanden — ist es aber ebensowenig bei vielen der Konzerthörer aus gebildeten Ständen. Anfänge dagegen stellen sich ohne theoretische Vorbildung ein. Auch müssen wir, genau gesprochen, unterscheiden zwischen dem reflektirenden Denken über das Kunstwerk und der unwillkürlichen Auffassung der Beziehungen zwischen seinen Theilen, durch die das Kunstwerk überhaupt erst in der Seele des Hörers geschaffen wird. In jeder Melodie, jedem akkordlichen Zusammenhang ist ein Stück musikalischen Denkens verwirklicht, nicht bloß von Seiten des Komponisten sondern auch des Hörers. Die aufeinanderfolgenden Töne oder Akkorde werden von diesem als miteinander zusammenhängend erfaßt. Die Beziehungen der Akkorde, Auflösung, Abweichung, Rückkehr u. dergl., werden als solche verstanden auch ohne technische Kenntnisse und ohne allgemeine Begriffe. Die Symmetrie, der Gegensatz, die Wiederholung, die dabei auftretenden Veränderungen u. s. w., kurz die innere Logik sogar eines polyphonen Stückes kann bis zu einem gewissen Grad erfaßt werden ohne genaue Zergliederung, ohne Kenntniß der Gesetze der Stimmführung und des Kontrapunkts; ähnlich wie die Verhältnisse eines gothischen Domes. Ich kenne Menschen ohne besondere musikalische Fähigkeiten, ohne jede eigne Uebung in der Musik, denen doch eine Bach'sche Fuge über Alles geht. Die energische Durchführung eines einheitlichen Grundgedankens, der von Nebengedanken umspielt wird, ist ihnen lieber als alle gewöhnliche Melodie und Harmonie. Das ist individuell, wirkt aber in geringerem Maße doch auch bei solchen mit, die nicht gerade immerfort Bach hören möchten.

In unserem Musiksystem sind alle Akkorde innerhalb einer Tonart nur Modifikationen der drei Grundakkorde auf Tonika, Dominant und Subdominant. Alle Uebergänge in andere Tonarten, auch die kühnsten, erfolgen nach Verwandtschaftsbeziehungen und führen wieder in die Haupttonarten zurück. Es herrscht in

Hinsicht der Akkordbewegung in allen klassischen Stücken, wie jeder Sachverständige weiß, eine strenge Folgerichtigkeit, die auch dem ungebildeten Hörer nicht gänzlich entgeht. Die Urformen der Kadenz, wie sie in den Volksliedern vorliegen, schimmern überall durch. Bei einigen neueren Komponisten kann man dies freilich nicht mehr sagen. In ihren Tonzusammenstellungen, Akkordfolgen, Modulationen findet selbst ein geübtes Gehör oft schwer die innere Nothwendigkeit, ja überhaupt den Zusammenhang heraus. Sie sollen dann durch den Ausdruck, als Darstellung irgend eines ebenso unerhörten Gefühls oder Ereignisses, wirken. Mag sein: das Volk steht noch nicht auf diesem Standpunkt, sondern verlangt Faßlichkeit des musikalischen Zusammenhanges in sich selbst. Wie weit die Kühnheit der Modulationen, die rhythmischen Excentrizitäten, die Abstreifung fester und deutlich begrenzter Formen in der Melodie gehen darf, ohne daß die Faßlichkeit ganz und gar verloren geht, das ist nach Zeit, Ort und Individuum verschieden und kann nur durch den Versuch ermittelt werden. Aber der Versuch hat es uns eben gezeigt, daß wenigstens die Werke unserer klassischen Tonsetzer für das Volk zum größten Theil noch innerhalb dieser Grenzen liegen. Dem gänzlich Unverstandenen gegenüber hält man den schönsten Ohrenschmaus nicht lange aus. Fesseln kann nur, was der Hörer einigermaßen auch geistig verfolgen und innerlich zu einem Ganzen zusammensetzen kann.

Demnach dürfen wir wohl sagen, daß nicht bloß die Elemente unserer Kunstmusik tief in des Volkes Seele wurzeln, sondern daß es auch ihren Verknüpfungen bis zu einem gewissen Grade folgen kann und bei häufigerem Hören immer besser folgen wird.

Auf Grund dessen wird nun auch eine ähnliche Wirkung auf das Gemüth, es werden ähnliche Stimmungen dadurch erzeugt werden wie bei empfänglichen Hörern der gebildeten Klassen. Darauf will ja die Musik überall hinaus: sie will Stimmung machen. Wie sie es fertig bringt, darf uns hier wieder nicht beunruhigen. Genug, daß alles Erwähnte damit zusammenhängt: Rhythmus, Klangreiz, sinnvolle Tonverbindung, und bei Vokalmusik natürlich auch noch der Text, der die wortlose, gegenstandlose Stimmung mit der Vorstellung konkreter Erlebnisse erfüllt.

Welchen Werth aber diese Gefühlswirkungen der Musik für den ganzen inneren Menschen haben können (nicht gerade bei jedem haben müssen, aber bei empfänglichen Naturen haben können), darüber wüßte ich nicht viel Anderes zu sagen, als was wir schon

bei Plato und Aristoteles lesen. Musik und Gymnastik galten ihnen, wie den alten Griechen überhaupt, als die Grundlagen aller Bildung: wie die Gymnastik den Körper, so sollte die Musik, einschließlich der damit eng verknüpften Dichtkunst, das Gemüth geschmeidig machen, kräftig und weich zugleich, gleich entfernt von roher Kraftbethätigung wie von passiver Verweichlichung. Nicht eine direkt ethische Wirkung sollte sie üben — dies kann nur auf dem Wege der Belehrung und Erziehung geschehen — wohl aber eine indirekte, vorbereitende, empfänglich machende. Um solcher Wirkung willen sollte aber auch strenge Censur geübt werden. Die bloß aufregende ebenso wie die erschlaffende Musik, nicht minder das bloße Virtuosenthum sollten verbannt bleiben. „Einem solchen", sagt Plato, „der uns nichts weiter zeigen will als seine Künste, würden wir bedeuten, daß wir ihn zwar überaus bewundern, aber ihn in unserer Stadt nicht brauchen können, und würden ihn lorbeerbekränzt in eine andere schicken."

Wir brauchen nun in allen diesen Beziehungen nicht so rigoros und so unhöflich zu sein, werden aber wenigstens in der Wahl der Konzertprogramme für unsere Arbeiter nach ähnlichen Prinzipien verfahren und haben so verfahren. Was unsere klassische Musik auszeichnet, ist gerade dieses Fernhalten aller brutalen Krafteffekte und aller Sentimentalität, es ist ferner ihre reine Sachlichkeit, so fremdartig dieser Ausdruck bei der Musik vielleicht erscheinen mag. Selbst das ausgelassenste Scherzo athmet diesen sachlichen Ernst, diese Ehrlichkeit, der es nicht um Mätzchen und pikante Einzelheiten, sondern um das Kunstwerk als solches, um die vollendete Ausprägung einer Stimmung in tönenden Formen zu thun ist. Selbst die virtuosesten Solostücke der klassischen Meister stellen die Virtuosität durchaus in den Dienst der rein künstlerischen Intentionen; und wir haben bekanntlich auch ausübende Künstler, welche dieses nachempfinden und verwirklichen, allen voranleuchtend Joseph Joachim.

Hierfür hat nun auch das Volk eine feinere Empfindlichkeit als man gewöhnlich denken möchte. In einer rheinischen Stadt versuchte, wie mir erzählt wird, ein Opernsänger in einem volksthümlichen Konzert auch gelegentlich etliche der in den Salons beliebten rührselig-süßen Liedchen einzuführen, fand aber wenig Anklang damit. Außer Zusammenhang mit solchen Aufführungen wirkt ja freilich jede Art von Musik auf das Volk, da ist es nicht

wählerisch, sondern freut sich an jedem Leierkasten und sonstigen Klingklang, der die Einförmigkeit seiner Arbeit unterbricht. Aber ist es zum Kunstgenuß in den Konzertsälen oder Kirchen versammelt, und ist einmal durch ernsthafte und große Musikwerke die Stimmung dafür erzeugt, dann weiß es den Unterschied wohl zu erkennen.

Oefters hört man sagen: die Musik sei mit Schuld an der hyperidealistischen Gefühlsweise des deutschen Volkes, die es so lange Zeit dichten und schwärmen ließ, statt zu handeln. Der Philosoph Lotze, für seine Person den tiefsten Wirkungen der Musik zugänglich, spottete über die Zeit, da die deutsche Nation in jeder drohenden Lage nichts Nothwendigeres zu thun wußte, als den vierstimmigen Männergesang zu erfinden, welcher der Situation entsprach, und er fügt hinzu: wenn auch diese Zeit vorüber sei, nehme die Versenkung in musikalische Gefühle doch noch eine unverhältnißmäßige Zeit unseres Lebens in Anspruch.

Das war 1868. Ich denke aber, heute ist es nicht mehr nothwendig, Thatkraft, Sinn für das reale Leben und für das harte Aufeinanderstoßen der Dinge zu wecken; nothwendig dagegen, daß wir, ohne wieder Träumer zu werden, doch unser inneres Leben nicht verkümmern und das deutsche Gemüth nicht zur Sage werden lassen. Dazu mitzuwirken ist von allen Künsten die innerlichste am meisten berufen. Diese im gewöhnlichen Sinne durch und durch unnütze Kunst, ohne Gegenstand, in die Luft gebaut, unbeschreiblich und unerklärlich wie eine Erscheinung aus dem Jenseits, hat doch den Nutzen, mit ihren weltläufigeren Schwestern zusammen unser Volk bewahren zu helfen vor dem gänzlichen Aufgehen in dem äußeren Machtstreben, welches bei aller Unentbehrlichkeit doch nicht die Quintessenz des Lebens bilden soll. In solchen Stunden, wo Beethoven oder Händel zu ihm sprechen, mag dem Volke der Arbeiter die Ahnung aufgehen, daß es eine Macht und einen Besitz giebt, die man nicht in Zahlen oder Quadratmeilen abschätzen, und eine Arbeit, die man nicht mit der Elle messen oder nach Arbeitsstunden bezahlen kann, die um ihrer selbst willen gethan wird, mag sie Hungerlöhne einbringen, wie dem armen Mozart, oder Reichthümer, wie Richard Wagner; daß es eine Internationale giebt, der wir alle kraft unserer menschlichen Geburt gleichmäßig angehören, die Gemeinschaft edler Empfindungen, ausgedrückt in einer allen Nationen verständlichen

Sprache; daß es endlich ein Glück giebt, das man nicht zu erjagen braucht in dem furchtbaren Kampf ums Dasein, in welchem es zuletzt doch immer wieder dem Zugreifenden entflieht. —

„Kaviar für's Volk?" — Auch diese Frage kann man hören. Ich antworte ohne Bedenken: Ja. Und warum nicht? Warum soll das Volk keinen Kaviar essen und nicht auch Austern und Rebhühner und Spargel mit westfäler Schinken, wenn das Diner nur 40 Pfennige kostet? Sein Magen verträgt es ohne Zweifel.

Außerdem freilich ist das Gleichniß schief. Die Kunst ist keine res consumptibilis, sie wird durch den Gebrauch nicht zerstört. Ein englischer Philosoph fand hierin sogar den Hauptunterschied zwischen einem Beefsteak und einem Gemälde. Das würde ich nicht eben unterschreiben; aber die sozialen, sozialisirenden Wirkungen der Künste hängen doch in etwas gerade mit diesem Umstand, mit dem gemeinschaftlichen Genuß und der Unzerstörbarkeit des Objektes zusammen. Darin sind Kaviar und Kunst zwei sehr verschiedene Dinge.

Oder ist zu fürchten, daß das feine Diner dem Volke die rauhere Kost verleiden kann, daß es zu anspruchsvoll wird in seinen Genüssen, daß der Abstand der ernsten, großen, wirklichen Kunst von der Musik der Gartenkonzerte, der Dorfschänken, der Leierkästen dem Volke zum Bewußtsein kommen wird?

Wohl wird es den Unterschied bemerken. Aber man muß hier nicht sowohl von einem Abstand als vielmehr von einem Artunterschied reden. Und die eine kann neben der andern, die bloß unterhaltende neben der erhebenden Kunst bestehen bleiben. Es ist eine zu verschiedene Sorte, wird unter zu verschiedenen Umständen servirt und genossen, als daß von Konkurrenz gesprochen werden könnte. So mag man doch auch heute den Hamlet hören und morgen über eine Posse oder ein Kasperltheater lachen. Für die Tingeltangel freilich, für die Destille mit ihren Klavierpaukern könnte der Geschmack verdorben werden. Aber nicht einmal direkt infolge einer Hebung des musikalischen Geschmackes, da von dem einen zum andern gar keine Brücke führt, sondern infolge der Hebung des ganzen inneren Niveaus, welche wir durch tausend Mittel anstreben, unter denen die Musikaufführungen nur eines sind.

In einen wirklichen Vergleich könnten unsere Aufführungen allenfalls nur mit jenen billigen volksthümlichen Konzerten treten, in denen Symphonien und hervorragende Musik aller Art einem

an Tischen schmausenden, rauchenden, biertrinkenden Publikum vorgeführt werden. Diese Art von Volkskonzerten erscheint mir nun aber in der That als ein Zwitterding und eine Profanation. „Da wird nicht der Populus zur Kunst emporgezogen, sondern die Kunst verpöbelt.“ Diese Aufführungen werden aber auch weniger von den Arbeitern als von dem Mittelstand besucht. Mancher Besucher dieses Kreises empfindet sicherlich die Diskrepanz, setzt sich aber darüber hinweg, um für billiges Geld doch einmal die großen alten und neuen Stücke von tüchtigen Kräften aufgeführt zu hören. Darüber wollen wir nicht rechten. Oekonomische Motive mögen nach verschiedene Richtungen hin für die Einrichtung sprechen, sie unentbehrlich machen. Jedenfalls besteht wegen der Verschiedenheit des Publikums keine eigentliche Konkurrenz und gehen uns hier diese populären Konzerte nichts weiter an.

Die letzten Betrachtungen führen uns auf zwei in der jüngsten Zeit aufgetauchte Kontroversen über Volkskonzerte. Von einer Seite hat man den volksthümlichen Aufführungen überhaupt die Berechtigung abgesprochen, weil das Volk den in solcher Musik ausgedrückten höchsten Gefühlsregungen unzugänglich sei. Von einer anderen Seite dagegen wird das Volk nicht bloß zum Hören sondern auch zum Selbstaufführen klassischer Werke tauglich erklärt.

In München hatte Dr. Kaim, der bekannte Konzertunternehmer, an den Magistrat ein Gesuch gerichtet, um eine Geldunterstützung für populäre Symphoniekonzerte zu erlangen. Der Magistrat lehnte ab. Der Verfasser eines Aufsatzes, aus dem ich soeben einige Worte zustimmend zitirte, A. Püringer, findet nun diese Ablehnung wohl motivirbar.*) Er berichtet über die Erfahrungen, die man bisher mit Vorführungen klassischer Tonwerke gemacht habe. „Solange man den breiteren Volksschichten klassische Tonwerke im ästhetischen Rahmen des modernen Konzertsaals vorführte, war der Zuspruch so gering, daß viele derartige Unternehmungen mit einem erheblichen Defizit schlossen und ganz eingingen, wenn sie nicht durch fortwährende bedeutende Subventionen mühsam über Wasser gehalten wurden. Dann erst belebten sie sich wieder, wenn die Unternehmer einsahen, daß es eine unerfüllbare

*) „Volksthümliche Symphonie-Konzerte.“ In der Zeitschrift „Der Kunstwart“ von F. Avenarius, 1899, 14. Heft. Abgedruckt in R. Löwenfeld's Zeitschrift „Die Volksunterhaltung“ 1899 Nr. 9—10, woselbst der Herausgeber auch das Wort genommen und die Wahl des Programms für das Entscheidende erklärt hat.



Zumuthung war, die Leute des Abends, da sie der Erholung bedurften, zu einer ganz ungewohnten und ermüdenden Anspannung zu verlocken . . . . Die symphonischen Tischkonzerte dagegen reussirten. Die„ „breiteren Schichten“ “ saßen und aßen und tranken bei Symphonien und Ouverturen der berühmtesten Meister als Tafelmusik.“

Daß der Verfasser nun diesen Modus verwirft, an den auch Dr. Kaim bei seiner Eingabe gewiß nicht gedacht hat, darin stimmen wir ihm, wie gesagt, durchaus bei. Aber was den geringen Zuspruch zu den bierlosen Konzerten betrifft, so stimmen die Erfahrungen hier und, soviel ich weiß, auch in anderen Städten (Leipzig, Hamburg, Köln, Düsseldorf, Frankfurt, Nürnberg) nicht mit denen in München überein, wenn diese wirklich so schlimm ausgefallen sind. Vielleicht lag die Ursache nicht bloß in dem, was man dem Münchener nicht geboten hatte und was er nun einmal schwer entbehrt, sondern doch auch in dem, was man ihm geboten hatte. Wenigstens die Ausführungen Püringer's deuten darauf hin, daß das Programm zuweilen unerschwingliche Aufgaben an die Hörer gestellt hatte: „Wer täglich im engen Alltagskreis des kleinen Geschäftslebens, der ermüdenden Hand- oder noch abspannenderen Kopfarbeit bewegt, . . . der soll in sich ein feines Gefühlsorgan haben, mittels dessen er nun plötzlich den verklärtesten transcendentalen Empfindungen, den ewig fließenden apokalyptischen Gemüthsergüssen, die aus den geheimsten Felsenkammern des „Ur“ sich ergießen, zu folgen vermöchte? Der wackere Seifensieder, die tüchtige Inhaberin eines kleinen Kramladens, der Tagschreiber, der ehrliche Bierwirth, der oft in rauhester Zucht aufgewachsene Geselle oder Meister eines Handwerks sollen nun einen klaren Resonanzboden in sich haben, der sie befähigte, das ekstatische Schmachten, Leiden und Erleuchtetwerden, welches beispielsweise aus dem Parsifalvorspiel spricht, zu erfassen und ohne Verwirrung genießend, d. h. mitempfindend in sich aufzunehmen, oder die gigantischen Empfindungsblöcke, als welche sich die Sätze einer Beethovenschen Symphonie darstellen, begeistert übersehen zu können? Ganz zu schweigen von den modernsten Hervorbringungen der symphonischen Tonkunst, etwa Liszts oder Richard Straußens, welche über das Wesen der Kunst hinausgreifend sich in den sogenannten symphonischen Dichtungen geradezu an die gebildete und belesene, ja sogar philosophisch belesene Phantasie ihrer Zuhörer wenden? Nein!“

Nein! rufen wir hier gleichfalls aus ehrlichster Ueberzeugung,

Transcendentale Empfindungen oder gar Empfindungsblöcke, apokalyptische Gefühlsergüsse aus den Felsenkammern des Ur — das ist zu viel verlangt. Dafür sind selbst unter den oberen Zehntausend nicht viele reif. Aber zwischen Tanzmusik, Volkslied, gewöhnlicher Kirchenmusik, die der Verfasser dem Volke zugestehen will, und dem Parsifalvorspiel oder Richard Straußens „Tod und Verklärung“ oder „Zarathustra“ liegt doch eine gewaltige Fülle der edelsten Kunstwerke in der Mitte (in der Mitte, was die Verständlichkeit anlangt; über die Rangordnung nach dem künstlerischen Werth will ich damit kein Urtheil aussprechen). Ebenso liegt zwischen den werktäglichen Gefühlsregungen und jenem metaphysischen Lechzen und Schmachten, jenen schwindelerregenden Kirchthurmshöhen der Gefühlsverzückung, die Herrn Püringer als letztes Ziel der Kunst erscheinen, die ganze Stufenleiter und die unendliche Mannigfaltigkeit der rührenden, lieblichen, stürmischen, ergreifenden, beseligenden, kurz der höheren und doch einfachen und allgemein menschlichen Stimmungen, zu welchen auch das Herz unter dem Arbeiterkittel durch die Einwirkung der klassischen Musik erhoben werden kann. Lassen wir also die Tristan- und Parsifalvorspiele, deren eigenartigen Tiefsinn und sonstigen Stimmungsgehalt ich nicht verkenne, lassen wir Richard Strauß, lassen wir auch Berlioz und Liszt, welche doch auch die Musikwelt keineswegs einstimmig als Gottheiten anerkennt, vorläufig bei Seite. Die Oratorien von Bach und noch mehr wohl die von Händel, alles von Haydn, Mozart, Beethoven (außer den letzten Quartetten), Schubert, Weber, die Oratorien und vieles Sonstige von Mendelssohn, auch Chorwerke von Max Bruch wie „Schön Ellen“ und „Fridjof“, die Lieder von Schumann, Franz, Loewe, Brahms, von letzterem auch Requiem und Schicksalslied: das ist ein überquellender Reichthum, wie er kaum irgend einmal früher im Zeitraum zweier Jahrhunderte geschaffen wurde, und, wir dürfen's stolz hinzufügen, von Anfang bis zum Ende von Deutschen geschaffen ist. Aber auch in frühere Jahrhunderte können wir gelegentlich zurückgreifen (Volkslieder, Madrigale u. dergl.). Hier und da mag immerhin auch ein kürzeres Stück aus Richard Wagners Werken, und nicht bloß aus seinen früheren, eingeschaltet werden. Der Walkürenritt oder der Einzug der Götter in Walhall wird sicherlich Begeisterung erregen. Im Uebrigen aber sind sie, wie Jeder weiß, nicht für den Konzertsaal, sondern für die Bühne bestimmt.

Soviel gegen den skeptischen Standpunkt von Püringer. Aber auch ein Optimist hat das Wort ergriffen, und kein geringerer als Bernhard Scholz, der ausgezeichnete Musiker und Dirigent.*) Er empfiehlt mit dem Gewicht seines Namens und seiner Erfahrung nicht bloß die Aufführungen klassischer Werke für das Volk, sondern sogar ihre Aufführung durch das Volk. „Die Arbeiter und Arbeiterinnen sollen künftig die Jahreszeiten von Haydn und andere herrliche Werke nicht nur anhören, nein! — sie sollen berufen und befähigt werden, diese Werke mitaufzuführen, zu singen und durch das genaue Studium derselben in das Allerheiligste der Kunst selbst vorzudringen." Er äußert sich dann näher über die Art dieser musikalischen Erziehung und meint, daß zuletzt nichts mehr, selbst die hohe Messe von Bach nicht, zu schwer für das Volk sein würde. Auch zum Spiel der Orchesterinstrumente sollen die Arbeiter herangezogen werden.

Hiergegen hat Direktor C. Mengewein geltend gemacht, daß er wiederholt dergleichen Versuche gemacht, aber nur geringe Fortschritte erzielt habe. Auch sei es fast unmöglich, eine regelmäßige Betheiligung und strenge Disziplin durchzusetzen. Die Arbeiter, von des Tages Last ermüdet, wollten sich nicht des Abends auch noch schulmeistern lassen. Jedenfalls sei, ehe man an solche Pläne denken könne, der Hebel an der Schule anzusetzen (was auch Scholz nicht unerwähnt gelassen). Eine allgemeine Reform des Schulgesangunterrichts sei das zunächst erstrebenswerthe und mögliche Ziel.

Jedes Wort in diesen Ausführungen möchte ich unterschreiben, und nicht am wenigsten die zuletzt erhobene positive Forderung, welche ich, nebenbei gesagt, nicht bloß auf die Volksschulen sondern auch auf die Gymnasien ausdehne, an denen es mit dem Musikunterricht im Allgemeinen nicht zum besten bestellt ist. Doch selbst wenn wir diese Forderung erfüllt denken, wenn an allen Volksschulen sogar vierstimmig gesungen würde, wie man's kürzlich von mehr als 2000 Kindern aus Berliner Gemeindeschulen mit Erstaunen hören konnte: von einem guten Schulgesang bis zu einem befriedigenden Vortrag Bach'scher Chorfugen ist doch noch ein weiter, weiter Weg; und das Leben, wie es der Arbeiter nun einmal zu führen gezwungen ist, wird das in der Schule an edler

*) S. die Zeitschrift der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen", 1898 Nr. 12. Die sogleich zu erwähnende Aeußerung C. Mengewein's siehe daselbst Nr. 20.

Sangeskunst Errungene eher zerstören als vermehren. Freuen wir uns, wenn durch Schulübung die vorhandenen Talente wenigstens insoweit angeregt werden, daß sie später in Arbeitergesangvereinen und Arbeiterkapellen, wie es dergleichen an mancher größeren Fabrik bereits giebt, ihre Lieder, Märsche u. dergl. taktfest exekutiren können.

Professor Scholz kann mich nun freilich beim Worte nehmen, indem er an den Anfang dieses Aufsatzes erinnert. Hätten wir doch auch die passive Empfänglichkeit der Arbeiter für so hohe Werke nicht für möglich gehalten, und nun sei sie erwiesen. Diese Einrede muß ich gelten lassen. An ihm also wird es sein, den thatsächlichen Beweis zu führen. Gelingt es, dann muß ich eben sagen: „Omnia jam fiunt, fieri quae posse negabam," und muß den neuen Erfolg wieder philosophisch zu begreifen suchen. —

Nun aber kehren wir von dem, was sein kann und nicht sein kann, noch einmal zu dem bereits wirklich Geleisteten zurück. Es wird weiteren Kreisen daran gelegen sein, die Veranstaltungen, wie sie in Berlin getroffen wurden, etwas näher kennen zu lernen als sie bereits zu Anfang beschrieben wurden. Vielleicht findet man in anderen großen Städten einiges davon nachahmenswerth, während es zugleich dem hiesigen Komité nur erwünscht sein kann, auf mögliche Verbesserungen nach anderwärts gemachten Erfahrungen hingewiesen zu werden. Ich gebe das Nachfolgende, da ich nicht selbst dem ständigen Komité angehöre, nach den mir darüber zugekommenen Informationen.

Als erster Grundsatz gilt bei den hiesigen Aufführungen, daß die Arbeiter selbst in aller Form als Unternehmer dieser Veranstaltungen fungiren. Von naheliegenden psychologischen Gründen abgesehen ist dies schon darum erforderlich, weil die Eintrittskarten nur dadurch mit Sicherheit an die richtige Adresse kommen. Es ist ein ständiger Ausschuß zusammengesetzt aus etwa 25 Arbeitern und nur wenigen Beamten der „Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen." Von den letzteren gehen natürlich die Vorschläge über das Programm, den Termin &c. aus, werden aber jedesmal gemeinschaftlich besprochen, und nicht selten sind hierbei berechtigte und praktische Bemerkungen aus dem Arbeiterkreise zu berücksichtigen. Jedes Ausschußmitglied erhält dann eine Anzahl von Eintrittskarten, welche es erfahrungsgemäß an den Mann zu bringen im Stande ist. Dies geschieht durch Vermittelung von Vertrauensleuten in den einzelnen Fabriken, nicht durch irgend

einen öffentlichen Verkauf. Zwei unter den Ausschußmitgliedern sind auch Rendanten an Krankenkassen und lassen die Billets durch Kassenboten den Vereinsmitgliedern anbieten. So ist dafür gesorgt, daß die billigen Preise fast nur den Arbeitern zu Gute kommen. Natürlich kommt gleichwohl eine kleinere Anzahl von Karten an Personen, die nicht gerade dem Arbeiterstand angehören, aber das schadet ja nicht. Der Preis betrug für die Aufführungen in der Kirche 35 Pfennige, für die in der Philharmonie 40 Pfennige.

Die Oratorien wurden durch den Oratorienverein des Herrn Musikdirektors Mengewein aufgeführt, dessen thätiger Antheilnahme auch sonst unsere Aufführungen besonders viel verdanken. Die Direktion, ebenso wie der Chor und die solistischen Einzelkräfte verzichteten auf jede Entschädigung. Größere Kosten erwuchsen dagegen durch die Aufstellung des Podiums. Zur Deckung derselben wurde außer dem Ertrag der Eintrittskarten ein Garantiefonds gegründet. Die Zeichner (den höheren Ständen angehörig) verpflichteten sich zu einem jährlichen Beitrag für den Fall eines Defizits. Dieser Beitrag wurde in der letzten Zeit in Anspruch genommen, um die Mittel zum Ankauf eines eigenen Podiums zu gewinnen. In Kurzem wird dieses vorhanden sein und dann auch das geringe Defizit wieder wegfallen.

Man kann sich nicht verhehlen, daß die finanzielle Durchführung eines Unternehmens, wie des geschilderten, nur in großen Städten möglich ist, schon darum, weil nur bei sehr zahlreichem Besuch die Kosten des Lokals u. s. w. gedeckt werden können. Aber in den großen Städten ist auch das Bedürfniß am größten, dem wir hier entgegen kommen wollen.

Das Programm ist natürlich nicht bloß von freier Wahl, sondern auch vielfach von Zufälligkeiten abhängig. Man nimmt gerne hin, was innerhalb des allgemeinen Rahmens von den verschiedenen Vereinen oder Einzelkräften als aufführbar angeboten wird. Vier Mal ist bis jetzt die Matthäuspassion aufgeführt, eben so oft die Jahreszeiten, je zwei Mal der Messias, die Schöpfung, Graun's Tod Jesu, ein Mal die Passion von Schütz und Brahms' Requiem. Einmal konzertirte der Kosleck'sche Bläserbund, drei Mal der Erk'sche Männergesangverein, ein Mal der Lehrergesangverein, ein Mal die Berliner Liedertafel, drei Mal die Madrigalvereinigung. Außerdem fanden Konzerte mit gemischtem Programm statt, in denen die hervorragendsten Solisten wirkten, und welche natürlich eine besondere Anziehungskraft übten. Endlich

der schon erwähnte Vortrag des Herrn Dr. Friedländer mit Aufführungen von Volksliedern. Was uns noch fehlt, sind Symphonie-Konzerte. Es ist schwer, ein großes und gutes Symphonie-Orchester ohne große Kosten zu erhalten. Entweder muß also hier wieder der Garantiefonds in Anspruch genommen oder sonst ein Ausweg gefunden werden, wozu bereits einige Aussicht besteht.

Eine sehr wesentliche Einrichtung sind die in populärer Form vorauszuschickenden gedruckten oder mündlichen Erläuterungen. Sie sollen, ohne dem Ganzen irgendwie den Charakter des Lehrhaften aufzuprägen, nur ganz kurz das Wichtigste über die Entstehungszeit, die Veranlassung, den Charakter, auch einiges über die Technik des Stückes enthalten. Bei „Komponisten-Abenden“, in denen eine Anzahl kleinerer Stücke ein und desselben Meisters gegeben werden, wie sie allerdings bis jetzt noch nicht in unseren Programmen vorkamen, wird ein kurzer Lebensabriß Interesse und Stimmung wecken. Wie mancher unserer größten Meister ist selbst aus dem niederen Volke hervorgegangen, wenigstens aus Kreisen, die damals nicht höher eingeschätzt wurden, als jetzt der Arbeiterstand. Und welche Mühen, welche Entbehrungen haben sie durchgemacht! Schon der Kontrast solcher Lebensschicksale mit der Vollendung ihrer Werke, mit der himmlischen Heiterkeit, dem seligen Frieden, in welchen sie ausklingen, kann nicht anders als rührend und ergreifend wirken.

Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne im Namen der Männer, welche den Gedanken gefaßt und durchgeführt haben und deren Lob ich nicht singen darf, doch wenigstens allen den großen Künstlern und den Vereinen, die bereitwillig ihr Bestes dazu gegeben haben, auf's Herzlichste zu danken. Künstler, die so denken, haben sicherlich die andächtige Aufmerksamkeit und den begeisterten Beifall dieses Auditoriums als schönen, vollen Lohn empfunden, und wir wissen es aus ihrem eigenen Munde. Dennoch ist es erquicklich zu sehen, daß gerade die Größten keineswegs eine Profanation ihrer Darbietungen in dieser Wirksamkeit erblicken, und daß ihnen unter den vielen Kränzen und Ruhmestiteln, die sie errungen, der der Menschenfreundlichkeit nicht als der geringste gilt.

Die Rechtsphilosophie Tolstoj's.

Von

Dr. Paul Eltzbacher,

Gerichtsassessor und Privatdozenten in Halle a. d. S.

Zwei verschiedene Wissenschaften beschäftigen sich mit dem Rechte. Die eine von ihnen beschreibt die gegebenen Rechtsnormen, ordnet sie nach ihren Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zum System und reiht sie in den Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse ein; sie ist eine darstellende Wissenschaft, die von den Rechtsnormen in der Art handelt, wie die Botanik von den Pflanzen oder die Psychologie von den Bewußtseinsvorgängen; wir nennen sie die Jurisprudenz. Die andere der beiden Wissenschaften vom Recht unterwirft die von der Jurisprudenz festgestellten Thatsachen einer Beurtheilung, lehrt uns, ob eine Rechtseinrichtung gut oder schlecht, eine Rechtsänderung zu loben oder zu tadeln ist; sie ist eine beurtheilende Wissenschaft, ein Theil der Ethik; wie die Ethik uns im Allgemeinen Auskunft über den Werth menschlichen Wollens giebt, so unterrichtet uns die Wissenschaft, die wir als Rechtsphilosophie bezeichnen, insonderheit über den Werth des Willens, der in den Rechtsnormen zum Ausdruck kommt. Die Daseinsberechtigung der Jurisprudenz liegt darin, daß wir das eigene Recht wegen seiner Wichtigkeit für unser Leben, das Recht überhaupt als eine bedeutsame Seite der menschlichen Entwickelung kennen lernen müssen; die Nothwendigkeit der Rechtsphilosophie beruht darauf, daß wir einer Grundlage bedürfen, die uns gestattet, die unausgesetzt auftretenden Werth-

urtheile über Rechtseinrichtungen als richtig oder falsch zu erkennen, die mannigfachen Vorschläge zu Rechtsänderungen gutzuheißen oder zu verwerfen.

Die Geringschätzung der Philosophie, die einen großen Theil des neunzehnten Jahrhunderts kennzeichnet, hat die Rechtsphilosophie mitgetroffen; unter dem Einfluß solcher Gesinnungen hat auch sie arg darniedergelegen. Gegenwärtig ist kaum mehr von ihr die Rede, und es könnte so scheinen, als sei sie völlig in Verfall gerathen. In Wahrheit aber ist es ganz anders. Gerade in diesem Augenblick erleben wir einen mächtigen Aufschwung der Rechtsphilosophie.

Sehr wichtig für diesen Aufschwung sind die großen Gesetzesvorlagen, die am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in den verschiedensten Staaten aufgetreten und zu Gegenständen allgemeiner Erörterung gemacht worden sind. Unter dem Einfluß der rechtsgeschichtlichen Schule hatte die Gesetzgebung gestockt, die gewohnheitliche Rechtsbildung aber hatte in ihrem unbewußten Zustandekommen keine Gelegenheit zur Erörterung rechtsphilosophischer Fragen gegeben. Jetzt erschienen Gesetzentwürfe wie die des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs, des norwegischen und schweizerischen Strafgesetzbuchs, der deutschen Arbeiterschutzgesetze, und bei ihrer Besprechung mußten nothwendig immer wieder die Gründe in Frage kommen, aus denen eine Rechtseinrichtung als gut oder schlecht zu betrachten ist.

Von großer Bedeutung für den gegenwärtigen Aufschwung der Rechtsphilosophie ist ferner der Sozialismus. Die kühne Kritik, die er an der altehrwürdigen Rechtseinrichtung des Privateigenthums übte, mußte nothwendig den heftigsten Widerspruch hervorrufen. Wollte man aber Angriff und Vertheidigung sicher begründen, so mußte man besonders genau untersuchen, aus was für Gesichtspunkten denn eine Rechtseinrichtung Lob oder Tadel verdienen kann.

Das wichtigste Ereigniß in dem gegenwärtigen Aufschwung der Rechtsphilosophie bedeuten aber jene Lehren, die man als Anarchismus bezeichnet. Sie machen mit ihrer Kritik vor keiner Rechtseinrichtung Halt und ziehen nicht nur die Rechtseinrichtung des Staates, sondern zum Theil auch die des Eigenthums, ja das Recht selbst vor ihren Richterstuhl. So nöthigen sie uns, der Beurtheilung von Rechtseinrichtungen, wenn sie nicht nur eitles

Gerede sein will, zugleich die festeste und allgemeinste Grundlage zu geben. Unter den Denkern, denen wir dies verdanken, nimmt eine hervorragende Stelle ein Lew Tolstoj.

* * *

Die Romane und Novellen des großen russischen Schriftstellers sind allgemein bekannt; von seinen ethischen Schriften ist eigentlich nur die Kreuzersonate in weitere Kreise gedrungen, und diese ist mehr mißverstanden als verstanden worden, weil sie sich nur im Zusammenhang der Tolstoj'schen Ethik verstehen läßt. Ein bedeutender Theil der Tolstoj'schen Ethik ist seine Rechtsphilosophie, sie ist vor Allem niedergelegt in dem Werke Das Reich Gottes ist in Euch, kommt aber auch in den anderen ethischen Schriften und sogar in den Erzählungen vielfach zum Ausdruck.

1. Als die Grundlage seiner Rechtsphilosophie bezeichnet Tolstoj häufig das Christenthum. Man hat deshalb wohl geglaubt, sie nicht als wissenschaftliche Lehre, sondern als Glaubensbekenntniß betrachten zu müssen. Aber das Christenthum ist für Tolstoj nicht die Lehre einer der christlichen Kirchen, sondern die reine Lehre Christi, und diese gilt für ihn nicht auf Grund irgend einer Offenbarung, sondern um ihrer inneren Wahrheit willen. Das Gesetz der Vernunft, so sagt er, offenbart sich den Menschen allmählich. Vor achtzehnhundert Jahren trat inmitten der heidnisch-römischen Welt eine merkwürdige neue Lehre auf, die mit keiner früheren zu vergleichen war und einem Menschen, Christo, zugeschrieben wurde. Diese Lehre enthält die allerstrengste, reinste und ganzeste Erfassung des Gesetzes der Vernunft, zu welcher sich der menschliche Geist bis heute erhoben hat. Christi Lehre ist die Vernunft selbst, sie muß von den Menschen angenommen werden, weil sie allein dem Leben die Richtschnur giebt, ohne die niemals ein Mensch gelebt hat noch zu leben vermag, wenn er als Mensch, das heißt mit Vernunft, leben will. Der Mensch hat auf Grund der Vernunft nicht das Recht, sich von ihr loszusagen.

Den Kernpunkt der Lehre Christi bildet, so lehrt uns Tolstoj, das Gesetz der Liebe. Dieses heißt uns nicht etwa einzelne Menschen lieben; wenn Jemand sein Weib oder sein Kind oder seinen Freund liebt, so bevorzugt er damit nur gewisse Bedingungen seines eigenen Glückes vor irgendwelchen anderen.

sondern es gebietet uns, alle Menschen zu lieben, unser eigenes Glück um des Nächsten willen zu verleugnen.

Nicht nur die Lehre Christi, die Vernunft selbst macht nach Tolstoj die Liebe zu unserem höchsten Gesetz. Die Liebe ist die einzige vernünftige Thätigkeit des Menschen, dasjenige, was alle Widersprüche des menschlichen Lebens löst. Die Liebe hebt die unsinnige Thätigkeit auf, die auf Füllung des bodenlosen Fasses unserer thierischen Bedürfnisse gerichtet ist; sie beseitigt den thörichten Kampf der nach eigenem Glück strebenden Wesen untereinander; sie giebt dem Leben, das ohne sie im Angesicht des Todes sinnlos verrinnen würde, einen von Zeit und Raum unabhängigen Sinn.

Aus dem Gebot der Liebe leitet, so lehrt uns Tolstoj, die Lehre Christi das Gebot ab, dem Uebel nicht mit Gewalt zu widerstreben. Dieses Gebot verbindet die gesammte Lehre zu einem Ganzen, freilich nur dann, wenn es kein bloßer Ausspruch, sondern eine zwingende Regel, ein Gesetz ist. Es ist der Schlüssel, der alles erschließt, aber nur dann, wenn er in das Innere des Schlosses eindringt.

Das Gebot, dem Uebel nicht mit Gewalt zu widerstreben, müssen wir, führt Tolstoj weiter aus, nothwendig aus dem Gesetz der Liebe ableiten. Denn dieses fordert, daß entweder ein sicheres, unbestreitbares Kennzeichen des Uebels gefunden werde, oder daß jeder gewaltsame Widerstand gegen das Uebel unterbleibe. Ein solches Kennzeichen zu finden, ist aber bisher nicht gelungen.

Die Vorschrift des Nichtwiderstrebens darf nach Tolstoj nicht so aufgefaßt werden, als verböte sie jedweden Kampf gegen das Uebel. Sie verbietet nur den gewaltsamen Kampf gegen das Uebel. Diesen aber verbietet sie im weitesten Umfange. Sie bezieht sich also nicht nur auf das Uebel, das gegen uns selbst, sondern auch auf das Uebel, das gegen unsere Mitmenschen gerichtet ist. Sie sagt auch nicht, daß nur ein Theil der Menschen verpflichtet sei, sie zu befolgen und sich ohne Kampf dem zu fügen, was von gewissen Obrigkeiten verfügt wird; sondern sie verbietet Jedermann, also auch den Obrigkeiten, und diesen ganz besonders, in irgend einem Falle gegen irgend Jemand Gewalt zu gebrauchen.

2. Auf dieser Grundlage verwirft Tolstoj das Recht, nicht unbedingt, wohl aber für die höher entwickelten Völker unserer Zeit.

Das Recht, so sagt er, verstößt wider das Gebot, dem Uebel nicht mit Gewalt zu widerstreben. Das Recht wird durch die

Gewalt aufrecht erhalten, anderseits verhütet es Gewalt der Einzelnen gegen einander; vielleicht hat es einmal eine Zeit gegeben, in der jene Gewalt geringer war als diese. Jetzt ist jedenfalls diese Zeit für uns vorbei, die Sitten sind milder geworden, die Menschen unserer Zeit bekennen die Gebote der Menschenliebe und des Mitleids und verlangen nur die Möglichkeit ruhigen, friedlichen Lebens.

Aber nicht nur dieses bringt Tolstoj gegen das Recht vor. Die Gewalt verdammt nach ihm in der unbeweglichen Form des Gesetzes nur das, was die öffentliche Meinung zumeist schon lange vorher verneint und verurtheilt hat. Und dabei verneint und verurtheilt die öffentliche Meinung alle Handlungen, die dem Sittengesetz zuwiderlaufen, das Gesetz aber verurtheilt und verfolgt immer nur einen ganz bestimmten sehr engen Kreis solcher Handlungen und rechtfertigt dadurch gewissermaßen alle gleichartigen Handlungen, die nicht von diesem Kreise umschlossen werden.

Wir wissen, heißt es an einer anderen Stelle, wie Gesetze gemacht werden, wir sind alle hinter den Kulissen gewesen. Jeder von uns weiß, daß die Gesetze Erzeugnisse des Eigennutzes, der Täuschung, des Parteikampfes sind, daß ihnen die wahre Gerechtigkeit nicht innewohnt und nicht innewohnen kann. Die Anerkennung irgendwelcher besonderen Gesetze ist ein Zeichen der gröbsten Unwissenheit.

An Stelle des Rechts soll nach Tolstoj allein die Liebe für den Menschen Gesetz sein. Dies ist *das Reich Gottes auf Erden*. Das Reich Gottes ist nicht draußen in der Welt, sondern in der Seele des Menschen. Es ist nichts anderes als die Befolgung der Gebote Christi, namentlich der fünf Gebote der Bergpredigt, die uns sagen, wie wir uns auf unserer gegenwärtigen Stufe zu verhalten haben, um dem Ideal der Liebe so sehr wie möglich zu entsprechen, und die uns gebieten, Frieden zu halten und, wenn er zerstört ist, alles zu seiner Wiederherstellung zu thun, als Mann und Weib einander treu zu bleiben, nichts zu geloben, Kränkungen zu vergeben, endlich mit Niemand um unseres Volkes willen den Frieden zu brechen.

3. Mit dem Recht muß Tolstoj nothwendig auch die Rechtseinrichtung, die man *Staat* nennt, für die höher entwickelten Völker unserer Zeit verwerfen und zwar unabhängig von der Staatsform, mag diese nun die absolute Monarchie, der Konvent, das Konsulat, das Kaiserthum eines ersten oder dritten Napoleon

oder auch eines Boulanger, die konstitutionelle Monarchie, die Kommune oder die Republik sein.

Der Staat, führt er aus, verstößt gegen das Gebot des Nichtwiderstrebens. Es mag sein, daß früher einmal bei einem niedrigen Stande der Sittlichkeit und bei allgemeiner Geneigtheit der Menschen zu Gewaltthaten gegen einander das Vorhandensein einer diese Gewaltthaten beschränkenden Macht vortheilhaft war, sodaß also der Staat weniger Gewalt übte, als ohne ihn die Einzelnen geübt hätten. Jetzt ist es jedenfalls anders geworden. Ich kann, sagt Tolstoj, weder die allgemeine Nothwendigkeit noch die allgemeine Schädlichkeit des Staates beweisen; ich weiß nur, daß einerseits der Staat für mich nicht mehr nöthig ist und daß andererseits ich nicht mehr die Dinge thun kann, die für das Dasein des Staates nöthig sind.

Der Staat ist die aufs Aeußerste gesteigerte Herrschaft der Schlechten. Eine Regierung ist eine Vereinigung von Menschen, die anderen Gewalt anthun. Alle Regierungen, die despotischen wie die liberalen, sind in unserer Zeit zu dem geworden, was Herzen so treffend einen Dschingis-Khan mit Telegraphen genannt hat. Die Machthaber können unmöglich gut sein. Um die Macht zu erlangen und festzuhalten, muß man sie lieben; das Streben nach Macht aber pflegt nicht mit Güte verbunden zu sein, sondern mit den entgegengesetzten Eigenschaften, mit Stolz, List und Grausamkeit. Ueberdies verdirbt der Besitz der Macht die Menschen; die Menschen, welche die Macht innehaben, müssen unfehlbar durch eine so furchtbare Gewalt verwirrt werden. Es ist geradezu lächerlich, von machthabenden Christen zu sprechen. In keiner Räuberbande besteht eine so furchtbare Herrschaft wie in einer staatlichen Organisation. Jeder Räuberhauptmann ist doch dadurch beschränkt, daß die Menschen, die seine Bande bilden, wenigstens einen Theil der menschlichen Freiheit behalten und die Begehung von Thaten verweigern können, die ihrem Gewissen widerstreben. Im Staate aber giebt es keine solche Beschränkung; kein Verbrechen ist so entsetzlich, daß es nicht von den Beamten und dem Heere begangen würde, nach dem Willen dessen — Boulanger, Pugatschew, Napoleon — der zufällig an der Spitze steht.

Die Herrschaft im Staate, so führt Tolstoj weiter aus, ruht auf körperlicher Gewalt, auf der Polizei und dem Heere. Sie hat die Eigenthümlichkeit, daß sie auf der körperlichen Gewalt der Beherrschten beruht. Dies ist nur möglich durch eine mit Hülfe

der wissenschaftlichen Fortschritten geschaffene, höchst künstliche Organisation, bei der alle Menschen in einen Kreis von Gewalt gebannt sind, aus dem sie sich nicht befreien können. Dieser Kreis besteht gegenwärtig aus vier Mitteln der Einwirkung, die alle untereinander verbunden sind und einander halten wie die Glieder einer Kette. Das erste Mittel ist das, was man am besten als Hypnotisirung des Volkes bezeichnet; diese Hypnotisirung veranlaßt die Menschen zu der irrthümlichen Meinung, die bestehende Ordnung sei unveränderlich und man müsse sie aufrecht erhalten, während sie doch in Wahrheit nur dadurch unveränderlich ist, daß man sie aufrecht erhält; die Hypnotisirung beginnt ihre Einwirkung bereits im Kindesalter und setzt sie bis zum Tode fort und zwar durch Beförderung der beiden Arten von Aberglauben, die Religion und Patriotismus heißen. Das zweite Mittel besteht in der Bestechung, das heißt darin, daß man dem arbeitenden Volke durch Geldsteuern seine Reichthümer nimmt und sie unter die Beamten vertheilt, welche für diesen Lohn die Knechtung des Volkes aufrecht erhalten. Das dritte Mittel ist die Einschüchterung, man stellt die gegenwärtige Staatsordnung — welcher Art sie auch immer sein mag, eine freie republikanische oder auch die gröbste despotische — als etwas Heiliges und Unveränderliches hin und belegt jeden Versuch ihrer Aenderung mit den furchtbarsten Strafen. Das vierte Mittel endlich ist dieses, daß man aus der Zahl aller der Menschen, die man durch die drei ersten Mittel betäubt und gebannt hat, noch einen gewissen Theil ausscheidet und diese Menschen besonderen, stärkeren Arten der Betäubung und Verthierung unterwirft, sodaß sie zu willenlosen Werkzeugen jeder Rohheit und Grausamkeit werden, die der Regierung beliebt; dies geschieht im Heere, dem gegenwärtig durch die allgemeine Wehrpflicht alle jungen Männer angehören. Hiermit ist der Kreis der Gewalt geschlossen: Einschüchterung, Bestechung und Hypnose bringen die Menschen dazu, daß sie zu den Soldaten gehen, und die Soldaten wiederum gewähren die Möglichkeit, die Menschen zu strafen, sie auszuplündern, um für das Geld Beamte zu bestechen, sie zu hypnotisiren und sie so zu eben den Soldaten zu bringen, auf welchen die Macht zu alle dem beruht.

Im Reich Gottes wird es keinen Staat mehr geben. Aber das gesellige Zusammenleben der Menschen wird auch nicht etwa auf Verträgen beruhen. Der Christ kann, lehrt Tolstoj, nicht versprechen, etwas Bestimmtes zu einer bestimmten Stunde zu thun

oder zu lassen, weil er nicht wissen kann, was in dieser Stunde das Gesetz der Liebe von ihm fordern wird, dem zu gehorchen den Sinn seines Lebens bildet; noch viel weniger aber kann er zusagen, irgend Jemandes Willen zu erfüllen, ohne zu wissen, welches der Inhalt dieses Willens sein wird. Die Menschen wird vielmehr der geistige Einfluß der in der Erkenntniß fortgeschrittenen Menschen auf die weiter zurückgebliebenen in Gesellschaften zusammenhalten.

4. Zugleich mit dem Recht muß Tolstoj für die höher entwickelten Völker unserer Zeit nothwendig auch die Rechtseinrichtung des Eigenthums verwerfen.

Das Eigenthum verletzt nach Tolstoj das Gebot des Nichtwiderstrebens. Vielleicht ist früher einmal weniger Gewalt erforderlich gewesen, um den Einzelnen im Besitz eines Gutes zu sichern, als bei einem allgemeinen Kampf um den Besitz des Gutes geübt worden wäre; damals ist vielleicht das Bestehen des Eigenthums besser gewesen als sein Nichtbestehen. Jetzt ist es jedenfalls nicht mehr so. Unter den heutigen Menschen würde, auch wenn kein Eigenthum wäre, kein wilder Kampf um den Besitz der Güter entbrennen; sie alle bekennen die Gebote der Menschenliebe, jeder von ihnen weiß, daß alle Menschen ein gleiches Anrecht an den Gütern der Welt haben, schon sehen wir manchen Reichen aus einer besonderen Feinfühligkeit für die aufkeimende öffentliche Meinung auf sein Erbtheil verzichten.

Das Eigenthum, sagt Tolstoj, ist die Herrschaft der Besitzenden über die Nichtbesitzenden. Seine Bedeutung besteht darin, daß der Arme, der kein Eigenthum hat, abhängig ist von dem Reichen, der Eigenthum hat; um die Sachen zu erlangen, deren er zum Leben bedarf, die aber einem andern gehören, muß er thun, was dieser will, er muß namentlich für ihn arbeiten. So theilt das Eigenthum die Menschen in zwei Kasten, eine arbeitende, bedrückte, die darbt und leidet, und eine müßige, bedrückende, die genießt und im Ueberflusse lebt. Diese Bedeutung des Eigenthums tritt besonders hervor bei den Sachen, die nothwendig sind, um andere Sachen zu erzeugen; dadurch, daß diese nicht dem Arbeiter, sondern irgend einem reichen Manne gehören, wird der Arbeiter gezwungen, für dessen Rechnung zu arbeiten; und die Erzeugnisse der menschlichen Arbeit gehen so mehr und mehr aus den Händen der arbeitenden Massen in die der Nichtarbeitenden über. Die Bedeutung des Eigenthums, die Armen von den Reichen abhängig

zu machen, zeigt sich ferner besonders beim Gelde; weil dieses ein Werth ist, der immer für richtig und gesetzmäßig gilt, hat, wie man zu sagen pflegt, wer Geld hat, diejenigen, welche keines haben, in der Tasche; und so ist das Geld eine neue Form der Sklaverei, die sich von der alten lediglich durch ihre Unpersönlichkeit, durch die Aufhebung aller menschlichen Beziehungen zwischen dem Herrn und dem Sklaven unterscheidet.

Die in dem Eigenthum gegebene Herrschaft der Besitzenden über die Nichtbesitzenden ruht nach Tolstoj auf körperlicher Gewalt, und zwar auf der körperlichen Gewalt der Nichtbesitzenden selbst. Wir können so thun, als sähen wir den Schutzmann nicht, der mit geladenem Revolver vor dem Fenster auf und ab geht, um uns zu schützen, während wir ein schmackhaftes Mahl verzehren oder ein neues Stück ansehen, und als ahnten wir nichts von den Soldaten, die jeden Augenblick bereit sind, mit Gewehr und Patronen dorthin zu gehen, wo man unser Eigenthum antasten will. Wir wissen doch sehr gut: wenn wir in Ruhe unsere Mahlzeit beenden und uns das neue Stück ansehen können, wenn wir ruhig spaziren fahren, auf die Jagd gehen, einem Fest oder Wettrennen beiwohnen können, so verdanken wir dies nur der Kugel des Schutzmannes und der Waffe des Soldaten, die den armen Hungerleider zu durchbohren bereit sind, welcher aus seinem Winkel mit knurrendem Magen unseren Vergnügungen zusieht und sie alsbald stören würde, wenn sich der Schutzmann mit seinem Revolver entfernte oder in der Kaserne kein Soldat mehr bereit stände, auf unseren ersten Ruf zu erscheinen. Ebendieselben Menschen der nichtbesitzenden Klassen aber, welche durch das Eigenthum von den besitzenden Klassen abhängig sind, müssen Polizeidienste thun, im Heere dienen, die Steuern bezahlen, von denen Polizei und Heer erhalten werden, und in dieser und anderer Weise die körperliche Gewalt, auf welcher das Eigenthum beruht, entweder selbst üben oder doch unterstützen.

Im Reich Gottes wird kein Eigenthum mehr bestehen. Die Vertheilung der Güter wird allein auf der Liebe beruhen. Die Liebe, sagt Tolstoj, gebietet uns, keine Arbeit von anderen zu verlangen, sondern selbst unser ganzes Leben der Arbeit für andere zu widmen. Sie gebietet uns ferner, keine Reichthümer zu sammeln und alles mit den anderen zu theilen. Wenn wir danach handeln, so wird nicht nur der arbeitsfähige Mensch, den ein anderer schon deshalb ernährt, weil ihm seine Arbeit zu Gute kommt, das

Nöthige haben, sondern auch für die Kranken, die Greise und Kinder wird gesorgt sein.

5. Das Reich Gottes soll nach Tolstoj nicht etwa durch Gewalt herbeigeführt werden. Gesetzt, es sei wirklich durch die Gunst der Umstände gelungen, eine Regierung zu stürzen, so müßte die siegreiche Partei, um am Ruder zu bleiben und ihre Ordnung in das Leben einzuführen, nicht nur alle bestehenden Gewaltmittel anwenden, sondern noch neue dazu erfinden. Geknechtet würden andere Menschen sein, und man würde sie zu anderen Dingen zwingen, aber es würde nicht nur dieselbe, sondern eine noch grausamere Gewalt und Knechtung bestehen, denn der Kampf hätte den Haß geschürt, die Mittel der Knechtung verstärkt und neue entwickelt. Jeder Kampf giebt den Menschen, die gerade die Macht haben, nur stärkere Mittel der Knechtung an die Hand.

Das Reich Gottes soll nach Tolstoj vielmehr dadurch herbeigeführt werden, daß die Menschen ihr Leben gemäß ihrer Erkenntniß einrichten. Dies bedeutet, man soll Böses mit Gutem vergelten, dem Nächsten alles hingeben, was man Ueberflüssiges hat, und ihm nichts wegnehmen, was man nicht braucht, insbesondere kein Geld erwerben und sich von dem, das man hat, befreien, nicht kaufen noch miethen und ohne Scheu vor irgend einer Arbeit seine Bedürfnisse selbst befriedigen. Namentlich aber bedeutet es auch, daß man den unchristlichen Forderungen der Staatsgewalt nicht gehorchen, insonderheit die Steuerzahlung und den Kriegsdienst verweigern soll. Hierdurch muß der Staat und mit ihm müssen Recht und Eigenthum zu Falle kommen.

Mit der Einrichtung des Lebens gemäß der Erkenntniß soll der Einzelne den Anfang machen, die Massen werden bald nachfolgen. Der Uebergang der Menschen von einer Lebensordnung zu einer andern vollzieht sich, so sagt Tolstoj, nicht stetig, wie der Sand in der Sanduhr abläuft, ein Körnchen nach dem andern, vom ersten bis zum letzten, sondern eher so, wie ein Gefäß sich füllt, das man ins Wasser gesenkt hat. Anfangs dringt das Wasser nur von einer Seite langsam und gleichmäßig ein, dann aber bringt seine Schwere das Gefäß zu Sinken, und dieses nimmt jetzt mit einem Male alles Wasser auf, das es fassen kann.

* * *

Drei Anforderungen müssen an eine jede rechtsphilosophische Lehre gestellt werden. Erstens muß sie über das höchste Gesetz

im Klaren sein, im Hinblick auf welches Rechtseinrichtungen zu beurtheilen sind. Zweitens muß sie die thatsächlichen Verhältnisse im Auge haben, unter denen die beurtheilten Rechtseinrichtungen wirken. Drittens muß sie diese Rechtseinrichtungen jenem höchsten Gesetz richtig unterordnen. Wie entspricht die Rechtsphilosophie Tolstoj's diesen drei Anforderungen?

1. Wenn unsere Urtheile über Rechtseinrichtungen, wie über menschliches Wollen überhaupt, eine sichere Grundlage haben sollen, so brauchen wir ein höchstes Gesetz der Beurtheilung, das heißt die Idee eines letzten Zieles, welches in sich selbst seine Rechtfertigung findet. Jedes menschliche Ziel ist nur im Hinblick auf dieses letzte Ziel berechtigt. Wenn etwa Jemand die Frauenarbeit verwirft, weil sie das Familienleben zerstöre, so gilt seine Begründung nur für diejenigen, welche die Erhaltung des Familienlebens als Ziel anerkennen, und träte ihm Jemand kühn mit der Frage entgegen: Ja, wozu braucht denn das Familienleben erhalten zu bleiben?, so wären für diesen seine Ausführungen ohne Beweiskraft. Wollte er nun etwa entgegnen, daß durch die Erhaltung des Familienlebens das Bestehen unserer heutigen Gesellschaft bedingt sei, so könnte ihm gar auch bestritten werden, daß das Bestehen unserer heutigen Gesellschaft wünschenswerth sei, und er hätte nichts bewiesen. Eine sichere Grundlage kann seine wie jede rechtsphilosophische Untersuchung nur gewinnen, wenn er im Hinblick auf ein Ziel, das auch der andere Theil nothwendig anerkennen muß, das heißt im Hinblick auf ein letztes Ziel, urtheilt.

Das letzte Ziel und höchste Gesetz menschlichen Wollens hat man in verschiedener Weise zu bestimmen gesucht. Eine verbreitete Auffassung erblickt es in dem Glück des Einzelnen oder auch der Menschheit. Aber in dem Glück ist ebensowenig wie in dem Familienleben oder der heutigen Gesellschaft ein letztes Ziel menschlichen Wollens gegeben, sondern nur ein Einzelziel, daß man anerkennen oder ablehnen kann. Die Menschen finden in so verschiedenen Dingen ihr Glück, der eine vielleicht in gutem Essen und Trinken, ein anderer in Ruhm und Ehre, ein dritter in wissenschaftlicher Forschung, daß gar mancher, der das Glück der Menschheit als letztes Ziel aufstellt, bedenklich werden dürfte, wenn ihm zugemuthet würde, auch den niedrigsten und verworfensten Gelüsten seiner Mitmenschen Befriedigung zu verschaffen. Man könnte daran denken, wenigstens das wahre Glück als letztes Ziel aufzustellen. Aber sobald man das wahre Glück vom

falschen unterscheidet, bedarf man eines höheren Gesetzes, das Auskunft darüber ertheilt, ob denn das Glück, das ein Mensch in irgend etwas findet, das wahre oder das falsche ist, und damit ist das Glück als höchstes Gesetz menschlichen Wollens aufgegeben.

Eine andere weitverbreitete Auffassung betrachtet als das letzte Ziel, im Hinblick auf welches alle menschlichen Bestrebungen zu beurtheilen sind, die Vollkommenheit. Aber wie das Glück so ist auch die Vollkommenckeit nur ein Einzelziel, das nur für diejenigen maßgebend ist, die es sich angeeignet haben. Die Menschen sind verschieden, und die Anlagen eines Jeden kann man sich im höchsten Grade ausgebildet denken, die äußerste Vervollkommnung des einen würde der vollkommene Weise, die des andern der vollkommene Spitzbube sein, jede Art von Vollkommenheit als Ziel aufzustellen, dürften sich aber nur die wenigsten, denen die Vollkommenheit höchstes Gesetz ist, entschließen. Wollen wir aber nur die Vollkommenheit im Guten als Ziel gelten lassen, so sehen wir uns wieder auf ein höheres Gesetz verwiesen, nach welchem sich die Vollkommenheit im Guten von der im Bösen unterscheidet, und die Vollkommenheit kann dann nicht mehr das höchste Gesetz menschlichen Wollens sein.

Von dem höchsten Gesetz alles menschlichen Wollens läßt sich nichts aussagen als das, was eben aus seinem Wesen als höchstes Gesetz folgt. Aus diesem aber folgt nur, daß ein Wollen, das ihm entspricht, unbeschränkter Verallgemeinerung fähig sein muß: da ein höchstes Gesetz Jedem gebietet, so muß die Möglichkeit bestehen, daß Jeder sich so verhält, wie es gebietet. Ein menschliches Wollen ist also sittlich oder unsittlich, je nachdem es denkbar oder undenkbar ist, daß alle Menschen dauernd in gleicher Weise wollen. Dies und nichts anderes ist es, was Kant in seinem kategorischen Imperativ zum Ausdruck gebracht hat: Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne. Eine solche Fassung des höchsten Gesetzes ist offenbar sehr wenig anschaulich, und man fühlt sich hierdurch leicht von ihr abgestoßen. Aber wenn man erst oft genug mit dem Versuche gescheitert ist, dem höchstem Gesetz in dem Glück oder in der Vollkommenheit oder in irgend einem anderen Einzelziel einen anschaulichen Inhalt zu geben, so wird man für immer zu ihr zurückkehren.

Der kategorische Imperativ findet deutlichen Ausdruck in der alltäglichen Redensart: Wenn das Jeder thun wollte. Wenn Jeder

die Blumen in einem öffentlichen Park abreißen wollte, so würde bald Niemand mehr Gelegenheit dazu haben; wenn Jeder lügen und betrügen wollte, so wäre bald mit dem Vertrauen auch die Möglichkeit, es zu mißbrauchen, weggefallen; wenn Jeder die Zurückgabe einer ihm in Verwahrung gegebenen Sache nach Lust und Laune verweigern wollte, so würde bald Niemandem mehr etwas in Verwahrung gegeben werden. Es ist klar, daß ein allgemeiner Zustand derartigen Handelns nicht auf die Dauer bestehen könnte. Dagegen wenn sich Jeder nur an dem Anblick und Wohlgeruch der Blumen erfreut, so werden es noch lange Alle thun können; wenn Treu und Glauben gehalten werden, so wird das gegebene Wort die größte Rolle spielen; wenn das anvertraute Gut stets zurückgegeben wird, so wird Niemand zögern, seine Habe dem Andern anzuvertrauen. Ein allgemeiner Zustand, bei welchem in dieser Art gehandelt wird, kann dauernd bestehen. Hier sehen wir klar den Gegensatz eines Handelns, dessen Maxime als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung denkbar, und anderseits eines Handelns, dessen Maxime als solches undenkbar ist.

In dem Gesetz der Liebe, wie es Tolstoj als Grundlage annimmt, hat der kategorische Imperativ einen sehr vollkommenen Ausdruck gefunden. Die Liebe, recht verstanden, ist nicht die Bevorzugung einzelner Menschen, sie umfaßt vielmehr alle Menschen. Und sie will nicht, was für ihren Gegenstand angenehm, sondern das, was für ihn gut ist. Die Liebe gebietet uns somit nichts anderes, als auf unsere Mitmenschen so zu wirken, daß dadurch ihr Wille immer mehr zu einem solchen wird, dessen Maxime jederzeit als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann. So erhebt das Gebot der Liebe, wenn man einen mathematischen Vergleich anwenden will, den kategorischen Imperativ in eine höhere Potenz: alle Menschen sollen ihn dadurch befolgen, daß sie seine Befolgung bei allen anderen Menschen fördern.

Das Gesetz der Liebe in diesem Sinne gebietet nicht die Liebe einer unverständigen Mutter, sondern die Liebe, von der gesagt ist: Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es. Es kann uns Milde und Nachgiebigkeit vorschreiben, wenn Aussicht vorhanden ist, daß diese auch wieder Milde und Nachgiebigkeit erzeugen. Es kann uns aber auch die äußerste Härte zur Pflicht machen; wir sollen das Unkraut verbrennen, das auf unserm Acker wuchert, und dem Wolfe wehren, der in unsere Hürden brechen will.

Dies verkennt Tolstoj, wenn er aus dem Gesetz der Liebe

das Gebot ableitet, dem Uebel nicht mit Gewalt zu widerstreben. Jesus trieb die Verkäufer und Wechsler aus dem Tempel; und genau so muß ein kleines Volk dem frevelhaften Angriff eines großen mit den Waffen in der Hand entgegentreten und ein Beispiel geben, daß frechem Uebermuth nicht alles erlaubt ist. Tolstoj macht freilich geltend, wir dürften das Böse deswegen nicht mit Gewalt bekämpfen, weil wir kein sicheres Kennzeichen des Bösen hätten. Wenn das richtig wäre, so könnten wir das Böse überhaupt nicht, auch nicht durch Belehrung und Beispiel, bekämpfen, wir könnten uns seiner auch nicht enthalten und nicht einmal sagen, was gut und was böse ist. Es ist aber nicht richtig; wir haben ein Kennzeichen des Bösen. Böse ist, was der Liebe zuwider ist, was einer Maxime entspringt, die sich nicht zu einem allgemeinen Prinzip menschlichen Wollens eignet; und wo wir das Böse in diesem Sinne treffen, da sollen wir es mit allen Mitteln bekämpfen.

2. Wenn wir Rechtseinrichtungen mit Beziehung auf das höchste Gesetz menschlichen Wollens beurtheilen, müssen wir stets die thatsächlichen Verhältnisse im Auge haben, unter denen sie wirken. Rechtseinrichtungen sind das, was sie sind, nur durch ihre Wirkungen, ihre Wirkungen aber sind verschieden je nach der Verschiedenheit der Umstände. Eine Rechtseinrichtung, die unter gewissen Verhältnissen Segen bringt, kann unter anderen durchaus verderblich sein; hierauf beruht es, daß die Rechtseinrichtungen eines Volkes sich nicht auf jedes andere übertragen lassen und daß Rechtseinrichtungen veralten und unbrauchbar werden.

Ob eine Rechtseinrichtung dem höchsten Gesetz menschlichen Wollens entspricht, läßt sich hiernach nur für ganz bestimmte thatsächliche Verhältnisse entscheiden. Die Berücksichtigung der Umstände ist eine Anforderung, der keine Rechtsphilosophie sich entziehen kann. Der Verfall der Rechtsphilosophie im neunzehnten Jahrhundert ist zum großen Theil eine Folge davon gewesen, daß man ausführliche Systeme eines „natürlichen“ Rechts aufgestellt hatte, nach denen die Rechtseinrichtungen der verschiedensten Zeiten und Völker unterschiedslos beurtheilt werden sollten. Auch heute noch verwirft der Eine unbedingt das Privateigenthum, während der Andere ebenso unbedingt dafür eintritt, ohne zu bedenken, daß Privateigenthum und Privateigenthum unter verschiedenen Umständen durchaus etwas Verschiedenes bedeuten.

Tolstoj's Rechtsphilosophie trägt den thatsächlichen Verhältnissen grundsätzlich Rechnung. Er stellt ein höchstes Gesetz

auf, das Gesetz der Liebe, nach welchem Rechtseinrichtungen jederzeit und allerorten zu beurtheilen sind; aber wenn er dieses Gesetz auf eine einzelne Rechtseinrichtung anwendet, so berücksichtigt er stets die Umstände, unter denen diese wirkt und die ihr erst ihre eigenartige Bedeutung geben. Auf Grund des unbedingt geltenden Gesetzes der Liebe verwirft er doch Recht, Staat und Eigenthum nur bedingt, das heißt für eine gewisse Entwickelungsstufe der Menschheit, mit Rücksicht auf die Wirkungen, die sie auf dieser Entwickelungsstufe äußern.

3. Wären die Wirkungen sowohl der gegenwärtigen Rechtseinrichtungen als derjenigen Normen, die etwa an ihre Stelle treten sollen, uns vollkommen bekannt und klar zu übersehen, so wäre die Frage, ob eine Rechtseinrichtung oder der Zustand nach ihrer Abschaffung dem höchsten Gesetz menschlichen Wollens mehr entspricht, ein einfaches Rechenexempel.

Dem ist aber nicht so. Die große Schwierigkeit für alle Vorschläge zu Rechtsänderungen liegt darin, daß schon die Wirkungen gegenwärtiger Rechtseinrichtungen uns nur theilweise deutlich, die Wirkungen künftiger Normen aber nur äußerst unsicher vorherzusagen sind. Wir werden in der Regel nur durch das Experiment belehrt; aber während der Chemiker seine Experimente an leblosen Körpern, der Physiologe höchstens an Thieren macht, stehen bei denen des Politikers die höchsten Güter der Menschheit auf dem Spiel. Hieraus ergiebt sich die Folgerung, daß, je größer die Umwälzung ist, die ein politischer Vorschlag ins Auge faßt, desto vorsichtiger wir ihn erwägen müssen, so verlockend er uns auch erscheinen mag. Das ist es, was der Staatsmann empfindet, wenn er Kontinuität der Entwickelung fordert.

Es kommt aber noch etwas anderes in Betracht. Wenn Rechtseinrichtungen irgend welcher Art auf einem weiten Gebiete lange Zeit gegolten haben, so ist es eben hierdurch wahrscheinlich, daß sie dem höchsten Gesetz alles menschlichen Wollens gemäß sind, daß also eine ihnen entsprechende allgemeine Gesetzgebung denkbar ist. Anderenfalls müßte es ja bereits zu Tage getreten sein, daß man mit solchen Rechtseinrichtungen nicht allgemein dauernd leben kann, und sie wären beseitigt worden. Handelt es sich also darum, solche eingewurzelte und ausgebreitete Rechtseinrichtungen abzuschaffen oder durch andere zu ersetzen, so ist doppelte Vorsicht geboten. Hierin liegt der berechtigte Kern alles Konservativismus.

Alles dies gilt nun in ganz hervorragendem Maße für Recht, Staat und Eigenthum. Wir finden die Menschen nur in ihrem ursprünglichsten Zustand ohne Staat und vielleicht auch ohne Eigenthum, darüber aber, daß die Menschheit irgendwo und wann einmal ohne Recht gelebt hätte, besitzen wir überhaupt keine sichere Kunde. Nirgends haben wir unter Verhältnissen, die denen der europäischen Kulturstaaten auch nur einigermaßen ähnlich sind, das geringste Beispiel eines recht-, staat- oder eigenthumlosen Zustandes. Es ist daher äußerst unwahrscheinlich, daß unter solchen Verhältnissen ein Zustand ohne Recht, Staat und Eigenthum sich dauernd zu behaupten vermöchte, während das Recht und insbesondere Staat und Eigenthum den Beweis, unter solchen Verhältnissen allgemeiner und dauernder Anwendung fähig zu sein, eben durch ihr Bestehen erbracht haben. Es wäre im höchsten Grade bedenklich, jetzt auf einmal Recht, Staat und Eigenthum abzuschaffen und damit die edelsten Güter unserer Kultur aufs Spiel zu setzen, nicht etwa nur unser Verkehrsleben, unsere Kunst, unsere Wissenschaft, sondern unsere Sittlichkeit selbst, die sich unter dem Einfluß des Rechtes stetig fortentwickelt hat und durch einen auch noch so vorübergehenden Zustand der Verwirrung furchtbar erschüttert werden würde.

Das hat Tolstoj verkannt. Aufs anschaulichste schildert er uns die Mängel, die mit dem Recht und insbesondere mit Staat und Eigenthum wie mit allem Menschlichen verbunden sind; aber leichthin und ohne genügenden Beweis nimmt er an, daß ohne jene Einrichtungen die Menschen besser leben könnten. Tolstoj, der in seinen Erzählungen die Thorheiten und Schwächen der gegenwärtigen Menschen mit so unerbittlicher Klarheit bloßlegt, giebt sich dem Wahne hin, daß mit der Beseitigung des Rechts und seiner Einrichtungen alsbald ein neues, unendlich viel vernünftigeres Geschlecht erstehen werde. Hier liegt sein Fehler. So schön und sicher er das höchste Gesetz menschlichen Wollens erfaßt, so klar er sich ferner darüber ist, daß wir Rechtseinrichtungen diesem Gesetz nur im Hinblick auf ihre Wirkungen unter bestimmten thatsächlichen Verhältnissen unterordnen können, so sorglos verfährt er, wenn es nun gilt, diese Unterordnung wirklich vorzunehmen und nachzuweisen, daß nicht nur das Bestehende mangelhaft, sondern auch das, was etwa an seine Stelle treten kann, besser als das Bestehende ist.

* *
*

Tolstoj hat geirrt. Seine rechtsphilosophische Lehre, so bedeutend sie ist, enthält keine wissenschaftliche Wahrheit. Sie soll uns darum nicht minder theuer sein. Denn sie enthält etwas Größeres als wissenschaftliche Wahrheit, und das ist die Liebe, die große, mächtige Menschenliebe, die in jedem kleinsten Theil dieser einheitlich geschlossenen Lehre und vielleicht am meisten in ihren Schwächen hervortritt. „Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden und die Sprachen aufhören werden und die Erkenntniß aufhören wird. Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk."

Thera (Santorin).

Von

Adolf Bauer.

Unter den vielen unvergeßlichen Bildern, die auf einer Reise im Aegeischen Meere zu schauen sind, ist eines der schönsten, gewiß aber das eigenartigste die Einfahrt in den einstigen Krater von Santorin, die südlichste der Kykladen.

Keine Beschreibung vermag den Eindruck wiederzugeben, den das farbentrunkene Auge von den Trümmern des Vulkans erhält, der sich in vorgeschichtlicher Zeit als Kegel auf breiter elliptischer Basis aus dem Meere erhoben hat. Jetzt ist nur mehr sein unterer Theil erhalten: ein ringförmiges Gebilde, das überdies in drei durch breite Durchfahrten von einander getrennte Inseln, Thera (Santorin), Therasia und Asproniſi zersprengt ist. Ihre Küsten fallen nach der inneren Seite des Ringes aus einer Höhe von stellenweise 300 Metern fast senkrecht ab, nach außen senkt sich von diesem Steilrand das Gelände allmählich und in sanfterer Neigung dem Meere zu. Der steile Abfall des Ringes setzt sich aber auch noch unter dem Seespiegel fort; bei Phirá, dem Hauptorte der Insel, läuft nur 40 Meter vom Ufer entfernt die Tiefenlinie von 200 Metern. Im Inneren des Ringes liegt die Inselgruppe der Kaimenäs, die von älteren, in ihrer Wirkung nicht mehr genau festzustellenden Eruptionen abgesehen den drei unterseeischen Ausbrüchen von 1570, 1707 und 1866 ihren Ursprung verdanken.

Blauschwarz, dunkelviolett, braunroth und ockergelb sind die vorherrschenden Farben der Lava, aus welcher der Ring aufgebaut ist. Ueber ihr liegt eine blendendweiße Bimssteinschicht, gelegentlich 30 Meter hoch, sie breitet sich fast über die ganze Oberfläche der

drei Inseln aus. Wie in einem geschliffenen Achat die verschieden gefärbten Bänder, so sind die einzelnen Schichten an dem steilen, merkwürdig ausgezackten Innenrand scharf von einander abgesetzt, wo nicht spätere Abbrüche ein wirres Durcheinander von verschiedenen Schichten entstammenden Blöcken erzeugt haben. Die Lava der Kaimenäs ist zwar vorwiegend schwärzlich und grau, hier entsteht aber ein neuer Farbenzauber dadurch, daß an ihren Ufern, soweit die Brandung reicht, ein fast orangegelber Streifen die Grenze gegen das indigoblaue Meer bildet, und daß dieses in dem Sund zwischen den Inselchen, wo noch warme Strömungen zu beobachten sind, seine Farbe zu einem milchigen Hellgrün ändert.

Neue und seltsame landschaftliche Eindrücke wie dieser, rufen unwillkürlich die Erinnerung an das Theater wach. Der Krater von Santorin wirkt in Formen und Farbigkeit so verblüffend und phantastisch, daß er nur mit besonders prächtigen Dekorationen eines Ballets sich vergleichen läßt. Allein selbst das freieste und ungebundenste Walten einer künstlerischen Phantasie wird hier von der im hellen Sonnenglanz strahlenden Wirklichkeit übertroffen.

Die einzigen mir bekannten farbigen Bilder von Santorin, die Chromolithographien in dem Prachtwerk des französischen Geologen Fouqué, geben weder von den wie durch höllische Mächte nach Laune gestalteten Formen des Kraterrandes, noch weniger von der Buntheit und Kraft seiner Farben und der flüssigem Metall vergleichbaren Schwere des Meeres eine auch nur annähernde Vorstellung. Das deutsche archäologische Institut in Athen besitzt eine schöne Sammlung vorzüglicher photographischer Aufnahmen. Sie zeigen die Formen der Landschaft mit unübertrefflicher Treue und durchweg von sehr glücklich gewählten Punkten aus. Allein weite Fernsichten vermag die Photographie bei richtiger Einstellung des Apparates auf die nächste und nähere Umgebung nicht wiederzugeben. Die Schärfe, Klarheit und Massigkeit, mit der sich das tiefblaue Meer von dem hellen südlichen Himmel abhebt und die bei aller Zartheit doch sehr bestimmten Umrisse am Horizont gelegener Inseln vermißt man auch auf den bestgelungenen Aufnahmen.

So gewähren alle, auch die besten Nachbildungen nur eine unvollkommene Vorstellung der Wirklichkeit. Allein der unvergleichliche Genuß eines, wenn auch nur eintägigen Aufenthaltes auf Santorin ist heute durch die Theilnahme an der vom deutschen

archäologischen Institut in Athen alljährlich Anfangs Mai veranstalteten und von dessen erstem Sekretar W. Dörpfeld geleiteten „Inselreise" in der denkbar angenehmsten Weise ermöglicht.

Im Südosten von Santorin erhebt sich ein geologisch älterer, aus Kalkstein und Thonschiefer gebildeter Gebirgsstock, an dessen Westrand sich erst später die Laven angeschmiegt haben, so ist er mit dem Vulkan zu einem Ganzen verbunden worden. In zweien seiner Ausbuchtungen haben sich aus herabgeschwemmtem Bimsstein und vulkanischem Sand an der Küste die einzigen Ebenen auf der ganzen Insel gebildet. Sie sind durch den beiderseits steil abfallenden 565 Meter hohen Eliasberg von einander getrennt, der durch eine Einsattelung, die Sellada, mit dem kühn ins Meer zwischen beiden Ebenen ausspringenden 369 Meter hohen Messavuno, nach Norden mit einer zweiten niedrigeren Anhöhe verbunden ist, die den heutigen Ort Pyrgos trägt. Von diesem mittleren Gebirgsstock getrennt erheben sich am Westrand der südlichen Küstenebene der Gawrilosberg und an dem Nordende der östlichen Ebene ein vereinzelter Block, der Monolithos, beide gleichfalls aus Urgestein bestehend.

Die Stadt Thera, von der die Insel im Alterthum den Namen hatte, lag auf der Spitze des gegen das Meer zwischen beiden Ebenen vorgeschobenen Messavuno. Dieser Nachweis und die Aufdeckung ihrer Ueberreste ist F. Freiherrn Hiller von Gaertringen zu danken. Von dem prächtigen Buche, in dem er seine Forschungsergebnisse niedergelegt hat, soll hier die Rede sein.

Das erste Beispiel selbstloser wissenschaftlicher Arbeit auf griechischem Boden hat das Deutsche Reich durch die mit seinen Mitteln veranstaltete Aufdeckung von Olympia gegeben. Was während sechs Wintern mit einem Aufwand von 800 000 Mark in der Altis gefunden worden ist, ziert heute theils das an Ort und Stelle erbaute, theils das Nationalmuseum in Athen. Andere Nationen haben diesem Vorbild nachgeeifert und von Regierungswegen oder mit den Mitteln privater Gesellschaften Ausgrabungen veranstaltet. Gleich selbstlos hat Baron Hiller die alte Stadt Thera nicht nur ausgegraben, sondern überdies noch durch eine Geldspende den Grundstein zum Bau eines Museums in Phirá gelegt, um seine Funde sicher und würdig unterzubringen.

Von der Akademie der Wissenschaften in Berlin, bei der er durch sein energisches Schaffen die Veröffentlichung des Korpus der griechischen Inschriften in raschen Gang gebracht hatte, mit

der Herausgabe eines neuen Bandes der Inselinschriften beauftragt, kam v. Hiller im Juni 1895 nach Thera. Von einem deutschen in Athen lebenden Freunde, Alfred Schiff, begleitet, durchstreifte er die Insel, um deren Alterthümer zu verzeichnen und zu beschreiben. Das Studium der durch den österreichischen Diplomaten A. Prokesch von Osten und den Archäologen L. Roß vor 70 Jahren auf dem Messavuno entdeckten alten Felsinschriften regte ihn zu einer eigenen Ausgrabung an. „Inschriften und Boden hingen hier sehr viel mehr zusammen als an den meisten anderen Orten . . . die Nothwendigkeit einer Reinigung dieser Gegend von der meist nur dünnen Erdschicht und einer genauen kartographischen Aufnahme, die dann am besten auch den ganzen übrigen Stadtberg umfassen würde, drängte sich unmittelbar auf."

Die geplanten Vermessungen und Ausgrabungen fanden von Anfang Mai bis Mitte September 1896 statt und wurden im Herbst des folgenden für solche Arbeit ungeeigneten Kriegsjahres, sowie durch einige Revisionen im Jahre 1898 zum Abschluß gebracht. Während des Jahres 1898 begann der im März 1899 abgeschlossene Druck des Prachtwerkes: „Thera, Untersuchungen, Vermessungen und Ausgrabungen in den Jahren 1895—1898", das die Insel im Alterthum und in der Gegenwart mit Ausschluß der Nekropolen behandelt. Der Verfasser hat dazu elf Mitarbeiter herangezogen und im Verein mit ihnen in unbegreiflich kurzer Zeit wirklich Abschließendes über die erste Ausgrabungskampagne geboten.

Auf der Philologenversammlung zu Dresden im Herbst 1897 hielt v. Hiller bereits einen mit sicherem Blick und in vollendeter Form das Gewonnene zusammenfassenden, auch im Druck erschienenen Vortrag über die archaische Kultur der Insel Thera. In derselben Zeit, da sein monumentales Werk entstanden ist, hat er den dritten, zwölfeinhalbhundert Inschriften enthaltenden Fascikel der Inselinschriften fertig gestellt und gedruckt. Im Frühjahr 1899, da eben die letzten Bogen von „Thera" die Presse verlassen hatten, finden wir v. Hiller bereits wieder auf Paros und Naxos mit Vorarbeiten für einen nächsten Fascikel des Inschriftenwerkes beschäftigt, seit Mai gräbt er mit Rubensohn auf Paros und in den Sommer- und Herbstmonaten stellte er neuerdings erfolgreiche Grabungen auf Thera an, über die er bereits im Dezember in einem Vortrag bei dem Winckelmannsfeste der Berliner archäologischen Gesellschaft Bericht erstattet hat. (Jahr-

buch des kais. Deutsch. arch. Instituts 1899.) Ein vorzüglicher Artikel in der neuen Auflage der Real-Encyklopädie des klassischen Alterthums über die Geschichte von Delphi kommt, soweit meine Kenntniß von den Arbeiten dieses Gelehrten reicht, als Parergon hinzu. Bewundernswerthe Leistungsfähigkeit im Ausgrabungsfelde wie in der Studierstube vereint sich bei v. Hiller mit erhebendem Idealismus, die vornehme Gesinnung des deutschen Edelmannes mit der wissenschaftlichen Begeisterung des hervorragenden Fachmannes.

Der erste Band über Thera enthält 31 Heliogravüren und 240 Abbildungen im Text, ebenfalls meist nach photographischen Aufnahmen, hinzu kommt eine Mappe mit 12 Karten, Plänen und Ansichten. Er ist C. Robert und U. v. Wilamowitz-Möllendorf gewidmet. Ein zweiter, schon im Drucke befindlicher Band wird die Funde in den Nekropolen enthalten.

Im ersten Kapitel handelt v. Hiller über die Geschichte der Erforschung der Insel. In der Uebersicht, die mit Herodot beginnt und bis Herbst 1898 reicht, sind nur für die Wissenschaft unergiebige Beiträge wie die Thera betreffenden Abschnitte in Bent's The Cyclades 1885 und in Tozer's The islands of the Aegean 1890 übergegangen, von denen der letztgenannte das Messavuno überhaupt gar nicht besucht zu haben scheint.

Auf den ältesten noch von Ptolemäus abhängigen Karten ist die Lage der Insel ganz falsch gegeben. Auf eigene Anschauung stützen sich erst die Angaben und die Zeichnung Buondelmontis. Er nennt im Text die Insel Santellini oder Santiliné, mit leichter Entstellung ihrer späteren Benennung nach der heiligen Irene. Auf der Pariser Karte Buondelmontis von 1465/1466 wird der Name abgekürzt Sātilini geschrieben: das Zeichen nach dem Kürzungsstrich ist dieselbe Ligatur ti wie in der Bezeichnung Tirassia auf dieser Karte. Die Besprechung der Spezialkarten des 16. und 17. Jahrhunderts giebt dem Verfasser Anlaß an einem Beispiel die Berechtigung der Worte des Tübinger Professors Schickhardt (1629) zu erweisen, der die Kupferstecher und Bücherschreiber seiner Zeit mit den Schneegänsen vergleicht: „wie die erste vorfleugt, also fliegen die andern alle hernach, es sei gleich wohl oder übel geflogen".

Durch die bisherige Forschung war nach vier verschiedenen Richtungen für die abschließende Thätigkeit v. Hillers und seiner Mitarbeiter ein brauchbarer Grund gelegt. Für die epigraphische und

archäologische Arbeit hatte bei fünfmaligem Besuch der Insel L. Roß, seine Vorgänger weit hinter sich lassend, das Meiste geleistet. Hinzugekommen waren Nachrichten über prähistorische Ansiedelungen, die sich unter der Bimssteinschicht gefunden haben, mit der der Vulkan bei der großen Eruption die drei Inseln Thera, Therasia und Aspronisi überschüttet hatte. Für die Geographie und Topographie von Thera ist die 1848 angefertigte, durch Nachträge vervollständigte englische Seekarte grundlegend geworden. Endlich hatte der neuerliche Ausbruch des Vulkans auf den Kaimenäs 1866 die erschöpfende mineralogische und geologische Durchforschung der Insel veranlaßt.

Nur einen dieser angesponnenen Fäden hat v. Hiller nicht wieder aufgenommen. Die Fundgegenstände aus der prähistorischen Periode sind von seiner Darstellung ausgeschlossen worden, weil die französische Schule in Athen mit dem Plan umgeht, ihre Nachforschungen fortzusetzen und zu vervollständigen. Dagegen ist der Epigraphik und Alterthumskunde durch seine Ausgrabung und die Veröffentlichung des alten und neuen Bestandes in dem Fascikel der Inselinschriften sowie durch die Besprechung der Inschriften in dem Werke Thera eine Fülle neuen und werthvollen Materiales zugewachsen. In dem Kapitel über die Geschichte von Thera hat v. Hiller deren Angaben mit der literarischen Tradition zu einem anschaulichen Gesammtbild zusammengefaßt. Für das äußerlich umfangreichste Kapitel: Topographie des alten Thera hat er die Architekten W. Dörpfeld und W. Wilberg und für die Behandlung der Einzelfunde den Archäologen P. Wolters als Mitarbeiter gewonnen. Auch A. Schiff hat Einiges beigetragen und die photographischen Aufnahmen überwacht.

An die Arbeiten der englischen Offiziere für die Admiralitätskarte hat P. Wilski angeknüpft, ihre Aufnahmen für den südöstlichen Theil der Insel vervollständigt und berichtigt und in einem besonderen Kapitel über die älteren topographischen Messungen sowie über seine eigenen Bericht erstattet. Von ihm rühren auch, durch einige nachträgliche Vermessungen Dörpfeld's und Wilberg's ergänzt, die Pläne und Karten der Mappe her.

Die Forschungen der älteren Geologen endlich hat A. Philippson wieder aufgenommen und zusammengefaßt und im zweiten Kapitel des Werkes eine anschauliche geologisch-geographische Skizze der ganzen Inselgruppe entworfen.

Nach zwei Richtungen hat v. Hiller aber auch neue Wege

eingeschlagen. Ein Kapitel enthält auf Grund seiner eigenen, der von P. Wilski und zwei Griechen angestellten Beobachtungen eine Darstellung des Wetters von Thera, ein zweites von Th. von Heldreich verfaßt, handelt über die Flora der Insel. Anhangsweise spricht v. Hiller über das Thera benachbarte Anaphe und fügt daran eine Sammlung photographischer Aufnahmen von den östlichen dorischen Sporaden. E. Jacobs und H. A. Schmidt bieten Beiträge zu den Karten des 15. und 16. Jahrhunderts.

Aus diesem reichen Inhalt seien hier nur einige der wichtigsten neuen Ergebnisse herausgehoben, zu denen v. Hiller in dem Abschnitt über die Geschichte von Thera gekommen ist. Hier wird vor Allem der Nachweis erbracht, daß die Stadt nicht mehr als spartanische Gründung gelten darf, wie in der literarischen Ueberlieferung seit Herodot behauptet wird. Der entscheidende Grund, diese Nachricht zu verwerfen, liegt in der Entwickelung des theräischen Alphabetes zu Tage. v. Hiller hat sie, gestützt auf das durch seine Ausgrabungen bereicherte Material an Inschriften, zuerst feststellen können. Die ältesten, ins achte und siebente Jahrhundert zurückreichenden Inschriften stehen den bekannten phönikischen in manchen Einzelheiten soviel näher als die festländischen Alphabete der Griechen, sie zeigen soviel Eigenthümliches, daß v. Hiller zu der Annahme gedrängt wird, die Theräer hätten die Schrift direkt von den Phönikiern gelernt und nicht aus Griechenland überkommen oder mitgebracht. Auch sind in der ersten Periode der Schriftentwickelung auf Thera nur Beziehungen zu den Alphabeten von Korinth und der Argolis zu beobachten. In der zweiten, nicht mehr rein dorischen Periode macht sich ionischer Einfluß von den nördlich benachbarten Inseln geltend, erst die dritte Periode weist spartanische Einflüsse auf. Wenn also im Anfange des fünften Jahrhunderts eine Erzählung von der Gründung Theras durch Spartaner im Umlauf war, so sollte damit nur dem damals vorhandenen Einfluß Spartas die Weihe eines hohen Alters gegeben werden; diese Ueberlieferung selbst ist eine Erfindung, die sich zahlreichen ähnlichen, aus der gleichen Absicht entsprungenen zur Seite stellt.

Einen Aufschluß über die Anfänge Theras gewährt auch die Lage der Stadt. Sie gehört dem ältesten Typus griechischer Ansiedelungen an. Die Sicherheit der Bewohner vor Ueberfällen durch Seeräuber und der freie Ausblick auf das nächstgelegene Meer bedingen die Wahl des Ortes. Der schmale Felsgrat des

Messavuno fällt denn auch nach drei Seiten in steilen, unzugänglichen Felsen ab. Nur vom Norden, von der Sellada, also vom Inneren der Insel her, führt ein Anstieg zu der Höhe des Stadtberges, der vom Meere nur auf sehr beträchtlichen Umwegen erreicht werden kann. Am Nord- und Südfuß des Messavuno befand sich überdies flacher sandiger Strand, wie er zur Aufrechthaltung des Seeverkehrs und als Anlaufplatz für antike Segel- und Ruderschiffe nöthig war.

Von einem der Könige, die damals Thera beherrschten, rührt vielleicht ein Grabstein her, der bei den Ausgrabungen gefunden worden ist. In diese Zeit gehören auch die ältesten Weiheinschriften, Götter- und Menschennamen, die auf dem gewachsenen Fels vor kleinen flachen Einarbeitungen angebracht sind, die zur Aufnahme der Opfergaben bestimmt waren. Ihre Zahl ist sehr groß und daher sind auch die auf Thera verehrten Götter vollständiger bekannt als in anderen berühmteren und mächtigeren griechischen Gemeinwesen.

Als man solidere menschliche Wohnungen, öffentliche Gebäude und Tempel für die Götter zu bauen anfing, mußte wie sonst häufig auf den alten Akropolen auch der Felsgrat des Messavuno durch die Aufführung von Stützmauern und die Herausarbeitung und Aufschüttung von Terassen dazu geeignet gemacht werden. Bis ins Innere der einzelnen Bauten hinein ist dies Anschmiegen an die Bodengestalt und das Bemühen fortgesetzt worden, horizontale Flächen zu gewinnen. Daher liegen die einzelnen Räume eines und desselben Gebäudes häufig in beträchtlich verschiedenem Niveau; ein langer Korridor ist einmal theils als Rampe und theils als Treppe eingerichtet worden.

Eine hervorragende Stelle nimmt in dem Götterkult der Theräer noch in archaischer Zeit der auch in Sparta und in anderen dorischen Gemeinwesen verehrte Apollon Karneios ein, ihm zu Ehren werden die Karneen begangen. Durch v. Hiller's Ausgrabungen ist sein Tempel und der davor liegende Tanz- und Festplatz sichergestellt worden. Im Zusammenhang mit diesem Fest stehen Inschriften, die die Knabenliebe als Bestandtheil des archaischen Dorismus erweisen und das von dieser Sitte in der antiken Literatur entworfene Idealbild als ein unwahres Phantasiegemälde erkennen lassen. Ihre Ursprünge sind in der Gymnastik und dem abgeschlossenen Lagerleben der Männer in Sparta, Kreta und in anderen dorischen Staaten zu suchen; sie ist nicht nur in

voller Unbefangenheit und Oeffentlichkeit geübt worden, sondern auch einer religiösen Weihe theilhaft gewesen, wie die auf Thera entdeckten Inschriften lehren. Von den dorischen Staaten aus hat sie sich im ganzen alten Griechenland verbreitet, jedoch nicht ohne Widerspruch zu finden.

Nur ein einziges Ereigniß von wirklicher Bedeutung ist aus dieser frühesten Periode der Geschichte Theras bekannt, die zugleich ihre Glanzepoche gewesen sein muß: die um 620 v. Chr. von der Stadt auf dem Messavuno aus erfolgte Begründung von Kyrene in Afrika. Die in einem inneren Zwist Unterlegenen wanderten in die neue Heimath aus. Das alte Königthum ist dann auf Thera abgeschafft und eine aristokratische Verfassung eingerichtet worden. Auch sonst erfahren wir nur ab und zu eine und die andere vereinzelte Thatsache der späteren Geschichte. Nur das Verhältniß der Insel zu den mächtigen Staaten des festländischen Hellas läßt sich während des fünften Jahrhunderts in den gröbsten Umrissen erkennen: zu dessen Anfang hatte Thera nahe Beziehungen mit Sparta, seit 427/426 ist es Athen unterthan und zahlt dahin Tribut. Die Stadt, neben der es noch sechs Dörfer auf der Insel gab, hat damals keine selbstständige Bedeutung mehr gehabt und darum hat sie auch keine eigene Geschichte.

Eine Rolle, wenn auch keine selbstständige hat Thera erst am Ende des vierten Jahrhunderts wieder gespielt. Diese neue und für das Verständniß der Kämpfe zwischen Egypten und Makedonien wichtige Thatsache ist ebenfalls erst durch v. Hiller's Ausgrabungen aus den Inschriften bekannt geworden. Die Ptolemäer haben nämlich auf das Messavuno eine Garnison gelegt und Thera dadurch zu einem militärischen Stützpunkt ihrer Machtstellung im Aegäischen Meere gemacht.

Die Kaserne und das Amtshaus der ptolemäischen Söldner und ihres Kommandanten hat der Spaten bloßgelegt. Auch das bedeutendste öffentliche Gebäude auf dem Markt der Theräer, die „Königshalle“ ist wahrscheinlich eine Schöpfung der Ptolemäer und nach ihnen benannt; v. Hiller selbst ist jedoch der Ansicht, daß der Name wie die erste Anlage noch in die Königszeit zurückreicht. In der Nähe der Kaserne liegen die Ueberreste eines Gymnasiums der ptolemäischen Garnison und endlich giebt es wie auf Delos so auch hier ein Heiligthum der egyptischen Götter, in dem sich ein gut erhaltener Opferstock gefunden hat. Selbstverständlich war auch für den Kult der Ptolemäer eine besondere Stätte vorhanden.

Aus dieser Zeit stammte das bei den Ausgrabungen 1899 freigelegte Theater und der nun ebenfalls vollständig ausgegrabene heilige Bezirk mit den Stiftungen des Artemidoros von Perge, dessen interessante Lebensgeschichte v. Hiller aus seinen Epigrammen festgestellt hat. Südkleinasiate von Geburt, hatte Artemidoros unter den Ptolemäern in Egypten gedient und lebte dann wahrscheinlich zuerst als Kommandant der egyptischen Garnison, später als Bürger und Privatmann auf Thera und bekleidete als alter Mann daselbst auch ein Priesterthum.

An die Stelle des Ptolemäerkultus ist später der Kult der römischen Kaiser getreten; aus römischer Zeit stammt auch das Gymnasium der Epheben, das bei einer natürlichen Höhle, auf dem am weitesten nach Süden vorgeschobenen Ende des Felsgrates gelegen ist, wie die bauliche Anlage und zahlreiche Inschriften beweisen.

Durch das Protektorat, das die mächtigen Herren Egyptens auf Thera ausübten, war ein bescheidener Prunk an die Stelle der Dürftigkeit im fünften Jahrhundert getreten. Ein Ueberblick über die Inschriften läßt diese Aufeinanderfolge geschichtsloser und geschichtlich bedeutsamerer Zeiten ebenso erkennen wie das Studium der Bauten. Scheidet man die archaischen Weihungen an die Götter, die ältesten Grabsteine und die erotischen Aufschreibungen aus, so ergiebt sich die bezeichnende Thatsache, daß der älteste uns erhaltene Volksbeschluß der Theräer erst aus dem Jahre 265 v. Chr. stammt, daß die Ehreninschriften erst mit der Ptolemäerzeit beginnen. die Ephebeninschriften und ein großer Theil der Ehreninschriften gar erst der römischen Zeit angehören. Seit Augustus spielt Thera in der Politik wiederum keine Rolle, die Inschriften der Kaiserzeit berichten nur noch über die Kleinigkeiten des täglichen Lebens. In der großen Welt wird Thera, wie in unserem Jahrhundert nach 1866, nur mehr um der vulkanischen Erscheinungen willen genannt, deren Schauplatz es wiederholt geworden ist. Die Ausbrüche im Jahre 19 und 46 n. Chr. sind ebenso wie die der Jahre 197 v. Chr. und 726 n. Chr. in der Literatur erwähnt. Im Mittelalter ist das Messavuno verödet gewesen, die Reste des Alterthums haben sich daher unter der schützenden Erdschicht verhältnißmäßig gut erhalten. Die Ansiedler dieser Zeit, aus deren Niederlassungen die stattlichen modernen Orte entstanden sind, bevorzugten den vulkanischen Boden der Insel. Aber auch die Bodenkultur und damit der landschaftliche

Charakter hat sich seit dem Alterthum verändert. Die am Fuße des Messavuno gefundenen Katasterinschriften aus diokletianischer Zeit lehren, daß im vierten Jahrhundert n. Chr. der Getreidebau und die Pflege des Oelbaumes überwogen, während heute fast ausschließlich Wein gebaut wird. Sein Ertrag, Schifffahrt zu Handelszwecken und die Gewinnung der Santorinerde machen die Haupteinnahme der jetzigen Bewohner aus.

Auf der Stelle der alten Stadt befinden sich heute nur ein paar Kapellen, ein gut erhaltener antiker Grabbau ist in ein Metochi (Meierei) des Klosters umgewandelt, das die Spitze des Eliasberges krönt. Bäume giebt es auf Santorin so wenige, daß eine Stelle in dem Ausgrabungsgebiet nach drei kümmerlichen Feigenbäumen im Volksmunde benannt wird. Zwar finden sich in dem Urgebirge ein paar Quellen, allein die ergiebigeren so weit von der Akropolis entfernt, daß man die Nothwendigkeit der antiken Cisternenanlagen ohne Weiteres einsieht.

Auf Cisternenwasser sind auch die heutigen Bewohner des quellenlosen vulkanischen Ringes angewiesen. Wenn es versiegt, so muß Wasser zu Schiff von den benachbarten Inseln gebracht werden. In dem lockereren Bimsstein aber, der die Insel bedeckt und auch an den Hängen des Elias und Messavuno gelagert ist, wo deren Böschung nicht allzu steil war, hält sich die Feuchtigkeit der Winterregen lange genug, um den süßen, feurigen Wein zu reifen, der als Vino santo einen Weltruf hat. Wie im Mittelmeergebiete fast überall muß auch auf Santorin das Erdreich an den Hängen durch Terrassenmauern festgehalten werden. Sie sind hier aus schwarzen, dunkelblauen und braunen Lavablöcken gefügt. Für das an dunkles Erdreich und weiße Mauerzüge gewohnte Auge ergiebt sich daher ein höchst eigenartiger Eindruck. Die gelblich weißen Flächen und Streifen von der Farbe unserer Landstraßen, die man an den zum äußeren Meere sich sanft senkenden Hängen erkennt, sind auf Santorin der fruchtbare Boden, und die schwarzen, schlangenartig sich hindurchziehenden, wie Ackerkrume aussehenden Striche sind die Stütz- und Umfriedungsmauern aus Lava. Die grünen schachbrettartig angeordneten Flecken auf dem lichten Grunde sind die Weinstöcke, deren Ranken die Santorinioten wie große Körbe nach oben zusammenbinden.

Holz war auf Thera zu allen Zeiten kostbar. In einer durch v. Hiller entdeckten Inschrift aus römischer Zeit wird von einem



Wohlthäter der Stadt berichtet, der aus eigenen Mitteln das baufällige Dach der Königshalle auf dem Markt wieder herstellen ließ. Dabei wird ausdrücklich bemerkt, daß er das alte Holz dieses Daches zur Ausführung anderer Reparaturen geschenkt habe. Heute werden die Dächer der Häuser aus Steingewölben und der für Cement sehr geeigneten Santorinerde hergestellt.

Kommt man aus den Trümmern Theras über die Sellada und das Eliaskloster, dessen Mönche in hohen kühlen Räumen im Beisein des würdigen Abtes köstliches Glyko vorsetzen, durch den modernen Ort Pyrgos, so wird man durch dessen enge, steile, mit Steinabfällen gepflasterte Straßen und durch die Anlage des ganzen Ortes an die antike, eben verlassene Stadt erinnert. Der Weg führt an ein paar Kapellen vorüber, auf deren Wänden in bunten Farben primitive Darstellungen von Segelschiffen gemalt sind, die denen auffällig gleichen, die auf dem „Votivfelsen" des alten Thera eingemeißelt wurden.

Wenn also Hiller von Gärtringen nebst den Heliogravüren der statuarischen Funde und nebst den zahlreichen photographischen Aufnahmen der Ausgrabungen seinem schönen Werke auch eine größere Anzahl von Landschaftsbildern beigegeben hat, so dienen diese nicht nur der Veranschaulichung der eigenartigen Schönheit der Insel, sondern sie tragen auch zu einer besseren Vorstellung von dem alten Thera bei, die wir uns aus dem Abschnitt über dessen Topographie gebildet haben. Die letzte in der Reihe dieser Heliogravüren: „Das Messavuno und Anaphe bei Abendbeleuchtung" ist ein Meisterstück photographischer Technik von künstlerischem Werthe.

Im 14. Jahrhundert ist nach den griechischen Inseln die katalanische Kompagnie gezogen und dort verblieben. Auch auf Thera giebt es Familien, die von deren Theilnehmern herstammen. Zu ihnen zählt Herr Delenda, der Konsul des Deutschen Reiches in Phirá. Wer von der Terrasse seines gastlichen Hauses das unaussprechlich schöne Bild eines Sonnenunterganges genossen hat, wird dieser kurzen Viertelstunde stets freudig gedenken. Diese feine Stimmung der Landschaft, diese Leuchtkraft der scheidenden Sonne auf dem kahlen Fels wie die dämmerigen Schatten im Thale sind auf dem erwähnten Bilde unübertrefflich wiedergegeben.

Zu dem Dank an den Gelehrten, der das alte Thera dem

Schutt und der Vergessenheit entrissen hat, gesellt sich der Dank des für die Schönheit des Südens Begeisterten, den v. Hiller in seinem Buche einen Blick in jenes Land thun läßt, das L. Roß 1835 mit den Worten preist: „Ich schreibe Ihnen gleichsam aus einer neuen Welt, einer Welt voll der außerordentlichsten, großartigsten Eindrücke, und Sie dürfen es mir nicht zurechnen, wenn dieser Brief eine noch mehr fragmentarische Gestalt erhält als die vorhergehenden, denn jeden Augenblick erliege ich der Versuchung, wieder vom Schreibtisch aufzustehen und einen Blick aus dem Fenster zu werfen.“

Schicksale eines deutschen Katholiken.

Von

Dr. Fr. Werner-Hagen.

Habent sua fata libelli! Jüngst fiel mir der Büchernachlaß eines Freundes zu. Als ich den Deckel der schweren Kiste abhob, lag zu oberst unaufgeschnitten: „Plus ultra! Schicksale eines deutschen Katholiken 1869—1882. Erzählt von Reinhold Baumstark. Zweite Auflage. Straßburg, Trübner, 1885."

Baumstark? Baumstark? wo hatte ich den Namen doch gehört? Er klang mir gleichsam noch im Ohr! Richtig, vor Kurzem hatten die Blätter den Tod Reinhold Baumstark's, eines durch Stellung und Thätigkeit hervorragenden Katholiken Badens, gemeldet, und das einzige katholische Mitglied unserer „Lesegesellschaft", das die katholische „Kölnische Volkszeitung" und die „Germania" hält, hatte uns viel Rühmliches von dem Verstorbenen erzählt.

War es Aberglaube — weil meine Hand dies Buch als das erste berührt hatte; weiß der Himmel übrigens, wie mein armer Freund, der stockevangelische, braunschweigische Gymnasiallehrer, an diese Schrift gekommen war —, war es Interesse an dem Manne, von dem ich soeben erst gelesen und gehört hatte, genug, ich wollte das Buch lesen, las es und wurde in eigenthümlicher Weise gefesselt.

Aus kompetentem Munde wird hier der politische Ultramontanismus geschildert und verworfen im Gegensatz zum religiösen Katholizismus. Ultramontan — katholisch: hier leidenschaftlich als Zweierlei, als Verschiedenes, als Gegensätzliches behauptet, dort ebenso leidenschaftlich als Solches verneint. Der

Ultramontanismus ist — darüber kann kein Zweifel herrschen — ausschlaggebend, mehr noch, er ist herrschend geworden in der parlamentarischen Vertretung des deutschen Volkes. Mit dieser Herrschaft ist aber auch sein maßgebender Einfluß auf die gesammten Lebensäußerungen unseres Volkes begründet: Sozialpolitik, Kunst, Wissenschaft, Inneres und Aeußeres des deutschen Reichs unterstehen diesem Einfluß.

Ist es da nicht von hohem und wirklich allgemeinem Interesse über den Ultramontanismus einen Mann zu hören, der in der katholischen Welt bis zu seinem Tode und darüber hinaus den Ruf eines echten, treuen, frommen Katholiken unbestritten besaß?

Wer war Reinhold Baumstark? 1831 wurde er von evangelischen Eltern zu Freiburg i. Br. geboren; 1857 wurde er Amtsrichter, dann Kreisgerichtsrath in Konstanz. 1869 trat er zur katholischen Kirche über. In seiner juristischen Laufbahn stieg er aufwärts: Oberamtsrichter, Landgerichtsrath, Landgerichtspräsident; als solcher stand er bis zum Jahre 1897 an der Spitze des Mannheimer, von 1897 bis zu seinem Tode (29. Januar 1900) an der Spitze des Freiburger Landgerichts. Neben seiner amtlichen Thätigkeit entfaltete er reiches und nachhaltiges parlamentarisches und schriftstellerisches Wirken. Er war jahrelang der anerkannte Führer der katholischen Partei in Baden, die ihn, zusammen mit Lindau, Lender und Wacker wiederholt in die Volksvertretung schickte; mehrmals bot das Zentrum ihm einen Sitz im Reichstag an (warum er ablehnte, werden wir sehen). Was die Katholiken, die gegenwärtige ultramontane Partei, in Baden an politischen und religiösen Errungenschaften besitzen, verdanken sie größtentheils dem Freiburger Landesgerichtspräsidenten Reinhold Baumstark. Von seinen zahlreichen Schriften sind die bedeutenderen: „Gedanken eines Protestanten über die päpstliche Einladung zur Wiedervereinigung mit der römisch-katholischen Kirche“ (geschrieben unmittelbar vor seinem Uebertritt zur katholischen Kirche); „Die katholische Volkspartei in Baden“; „Der erste deutsche Reichstag und die Interessen der katholischen Kirche“; „Unsere Wege zur katholischen Kirche“; „Die kirchenpolitischen Gesetze im Großherzogthum Baden“; „Mein Ausflug nach Spanien“; „Don Franzisko de Quevedo“; „Kaiser Leopold I.“; „Kolumbus“; „Philipp II“; „Thomas Morus“; „Las Casas“.

Baumstark ist in seiner katholischen Gesinnung nie schwankend gewesen; er gehörte nicht nur in seiner öffentlichen Thätigkeit zu



den waschechten Katholiken, sondern, was weit mehr ist, der Katholizismus pur sang war sein innerstes Lebenselement. Baumstark war überzeugter Infallibilist und entschiedener Gegner des Altkatholizismus, wie überhaupt des liberalen und Auch-Katholizismus. Dies zu betonen, ist von Bedeutung, da seine unentwegt streng katholische Gesinnung schwer in die Wagschale fällt bei Beurtheilung seiner Schilderung des Ultramontanismus. Wir haben es in Baumstark nicht mit einem Passaglia, Döllinger, Lammenais, Hoensbroech, Curci, Mivart oder auch Schell zu thun, deren Urtheile über den Ultramontanismus auf katholischer Seite abgelehnt werden, da ihre Urheber „schlechte" oder „abgefallene" Katholiken, „Verräther" und „Renegaten" sind. Auch die leidenschaftliche ultramontane Tagespresse konnte Baumstark das Zeugniß nicht versagen, daß er zu den hervorragendsten Katholiken der Gegenwart gehört habe. So schließt die „Germania" (30. Januar 1900) einen Nachruf über den „edlen Mann" mit den Worten: „Dem katholischen Glauben, dem er sich im reifen Mannesalter nach ernster Prüfung zugewandt hatte, ist er bis zu seinem Tode treu geblieben. Friede seiner Asche!" Die „Köln. Volkszeitung" widmet ihm zu vier verschiedenen Malen (30. Januar, 6. Februar, 29. März, 6. April) Worte warmer Anerkennung. Sie eignet sich das Urtheil an, daß der bekannte katholische Schriftsteller Hansjakob über Baumstark abgiebt: „Unentwegt war er dem religiösen Katholizismus treu geblieben und seine tiefe Religiosität hat mich oft erbaut und ergriffen. Auf seinem Arbeitstisch lagen neben Homer, Aeschylos, Pindar, Seneca, Aristoteles, Sophokles das Neue Testament, das römische Brevier und der Rosenkranz. Baumstark war und blieb ein Mann des Gebets wie höchst selten einer unter den Gebildeten unserer Tage"; sie begrüßt „den großen Todten in Ehren".

Zweifellos darf also Baumstark über echten Katholizismus und sein Gegentheil (Ultramontanismus) als testis classicus angerufen werden.

Ich lasse die Lesefrüchte aus seinem Buche folgen, wie ich sie gesammelt habe; ihr innerer Zusammenhang und ihre innere Bedeutung ergeben sich von selbst.

„Wer in der Geschichte der Kirche einigermaßen zu Hause ist, der kennt die tiefe Kluft und Scheidewand, zwischen den beiden Richtungen, die ich als religiösen und politischen Katholizismus bezeichne. Und wer die Geschichte Deutschlands begriffen hat und

ein vaterlandsliebendes Herz in der Brust trägt, der muß einsehen lernen, daß bei unserem Volke, daß das frömmste der Erde zu sein sich rühmen darf, nur die religiöse Innerlichkeit, frei von jedem Mißbrauch des Heiligen zu politischen Zwecken, dauernde Herrschaft über die Gemüther hoffen kann. Wir stehen vor der alten Wahrheit, daß religiöser Friede für unser deutsches Vaterland nur möglich ist, wenn die ultramontane Richtung gebrochen, der religiöse Parlamentarismus vernichtet, und die Vertretung der katholischen Kirche einem echt und ausschließlich religiösen Episkopat übergeben wird" (Vorrede S. 2, 3). „Es wurde mir sehr bald klar, daß für die katholische Sache nicht leicht ein größeres Unglück eintreten konnte, als die Bildung der religiös-politischen Centrumspartei im deutschen Reichstag und preußischen Landtag" (S. 79). „An der Spitze dieser politischen Oppositionspartei erblickte Bismarck den Leiter der hannoverisch-welfischen Widerstandspartei, Dr. Windthorst. Mit vollem Recht erkannte der Kanzler, daß in diese Partei alle partikularistischen Elemente, alle Hoffnungen einer Zerstörung seines neugeschaffenen Werkes sich flüchten werden und müssen, wie es denn auch geschehen ist. Denn trotz aller beständigen Versicherungen der Reichsfreundschaft haben sich unter der Fahne Windthorst's thatsächlich alle und jede Bestrebungen gesammelt, deren Zweck darauf hinauslief, die Reichsgewalt zu schwächen, oder ihre Stärkung zu verhindern. Darum hat der Kanzler ausdrücklich dem Zentrum den Frieden angeboten, wenn es Windthorst von sich ausscheide, allein Windthorst's Katholizismus war nicht groß genug, um der Kirche Luft zu machen durch den Verlust seiner politischen Machtstellung. Er blieb und hindert den Frieden noch heute" (S. 80). „Die neugebildete Centrumsfraktion erwies mir die Ehre, mich in einer mit zahlreichen Namen versehenen, und insbesondere von allen leitenden Persönlichkeiten unterzeichneten Zuschrift zur Bewerbung um ein Reichstagsmandat aufzufordern. Die gleiche Einladung wiederholte sich mehrmals. Ich lehnte ab, weil ich mich nun und nimmermehr entschließen konnte, einer Partei beizutreten, von welcher ich mich politisch tief getrennt und abgestoßen fühlte, trotz aller Hochachtung für den katholischen Bekennermuth ihrer einzelnen trefflichen Mitglieder" (S. 82). „Diese feste Ueberzeugung ist auch die Quelle, aus der mir die Kraft kommt, einem beschränkten, erbhaften, herrschsüchtigen und reaktionären Ultramontanismus gegenüber das Banner des reinen und religiösen Katholizismus auf-

zupflanzen" (S. 85). „Frömmere Priester und edlere Menschen habe ich in meinem Leben nicht kennen gelernt, als die wenigen Jesuiten, mit denen zu verkehren ich Gelegenheit fand. Die Großartigkeit der Verdienste, welche die Gesellschaft Jesu sich um die Kirche erworben hat, kann von Niemand bestritten werden. Aber ich war doch überzeugt, daß der Geist des Jesuitenordens wenigstens für die gegenwärtige geschichtliche Epoche mit den Interessen meines Vaterlandes unvereinbar sei. Wer so eingehend wie ich mit der Sprache, Literatur und Geschichte der spanischen Nation sich beschäftigt hat, dem kann es unmöglich verborgen bleiben, daß der Gesellschaft Jesu das geistige Gepräge ihres großen und heiligen, aber ganz spezifisch spanischen Gründers durch alle bisherigen Zeiten aufgeprägt geblieben ist, und man wird mindestens den Zweifel aussprechen können, ob es dieser Verbindung geistiger Soldaten jemals gelingen wird, den eigenthümlichen Geist und Standpunkt des 16. Jahrhunderts zu überwinden. Ihre eigenen Häupter wollen das nicht, nach dem bekannten Satze: Sint ut sunt, aut non sint. Wo die Gesellschaft Jesu innerhalb zivilisirter moderner Staaten auftritt, da ist ihre Wirksamkeit thatsächlich, sie mag wollen oder nicht, unvereinbar mit dem innersten Wesen unserer Zeit. Die zweifellose Wahrheit, daß die Jesuiten in Dogma und Moral das echte Christenthum lehren oder wenigstens anstreben, ändert an dem Gesagten ebensowenig Etwas, als die andere, nicht minder feststehende Thatsache, daß viele einzelne, namentlich auch deutsche Jesuiten ihre persönliche Vaterlandsliebe seit drei Jahrhunderten immer und überall, namentlich auch in dem großen Kriege zwischen Frankreich und Deutschland, durch heroische Thaten und Leistungen bewährt haben. Denn höher als all' die Thatsachen steht der entscheidende Umstand, daß der Jesuitismus sich nicht zu erheben vermag über einen Standpunkt, den die Kirche nach meiner festen Ueberzeugung — zum Glück der Menschheit — verloren hat, nämlich über den Standpunkt der weltlichen Macht, der politischen Macht, des äußerlichen Zwanges. Die fortgesetzte Bestrebung, diesen Standpunkt zurückzuerobern, bringt die Kirche nothwendig in Konflikt mit den nationalen Staatsbildungen der Neuzeit; diese Bestrebung hat den Jesuitismus verleitet, sich dem Absolutismus in die Arme zu werfen, und, was noch schlimmer ist, das unausgesetzte leidenschaftliche Ringen nach Beherrschung der Geister fördert schließlich die Regungen der Superstition. Auf diesen verhängnißvollen

Wegen läuft die Gesellschaft Jesu Gefahr, was sie sicherlich nicht will, fremdartigen und unchristlichen Elementen Einfluß zu gestatten auf den Kultus, auf die Disziplin und schließlich sogar auf Moral und Dogma. Ich vermag in dem Jesuitismus nichts Anderes zu erblicken, als die mächtigste und echteste Verkörperung des Ultramontanismus, oder, was für mich dasselbe ist, des politischen Katholizismus, also derjenigen Geistesrichtung innerhalb der katholischen Kirche, auf deren Ueberwindung mein ganzes geistiges Streben und Trachten gerichtet ist" (S. 87 ff.). „Ich habe gewagt, die Kirche vor dem Centrum zu warnen" (S. 97). „Der bekannte Centrumsabgeordnete und Journalist Majunke hat mir einmal in Konstanz im Beisein des Abgeordneten Lender die Ehre seines Besuches geschenkt, und ich bin überzeugt, daß keiner der beiden Männer vergessen hat, mit welcher schonungslosen, alle Rücksichten der Gastfreundschaft bei Seite setzenden Heftigkeit ich über Majunke losfuhr und seine Partei für all das Elend verantwortlich machte, das in Folge einer so unerhörten Volksverhetzung über unser Vaterland theils hereingebrochen sei, theils noch hereinbrechen werde".

„Die Regierung Preußens mag gefehlt haben, so viel es sei, das Uebergewicht der Schuld ruht auf den Schultern des Zentrums. Die Verfechtung religiöser Ueberzeugung nnd kirchlicher Rechte hat nur so lange sittlichen Werth, als sie frei ist von politischen Voreingenommenheiten und Vorwänden. Das Zentrum nahm unter dem Namen der Religion Bundesgenossen fast jeglicher Art willig an, wenn sie nur bereit waren zu gleichmäßigem Kampf gegen die Staatsgewalt. Man muß es der Zentrumspartei geradezu ins Gesicht sagen, daß sie unter dem Vorwand einer heidnischen, diokletianischen Verfolgung, die nie bestand, und aus Haß sowohl gegen das protestantische Preußen als gegen das nicht ihren Wünschen entsprechende deutsche Reich, das preußische und das deutsche Volk bis ganz nahe an den Rand des Bürgerkrieges geführt hat" (S, 107). „Ich habe oft erfahren, daß das katholische Volk bei seiner Lektüre weit weniger durch eigenes Urtheil, als durch Schlagworte, wo nicht geradezu durch Kommandorufe seiner politischen Parteihäupter sich leiten und bestimmen läßt" (S. 120). „Gerade Janssen's Werk: „Geschichte des deutschen Volkes" ist einer der Marksteine, welche die scharfe Grenze zwischen mir und dem Ultramontanismus bezeichnen. Janssen ist ein tendenziöser Parteischriftsteller des bornirtesten Ultramontanismus.

Man gewinnt beim Lesen seines Werkes die Ueberzeugung, daß es sich hier um Verarbeitung des geschichtlichen Stoffes zu einem vorgefaßten Zwecke, und um Verwerthung des Quellenmaterials für eine schon zum Voraus feststehende Tendenz handelt" (S. 129). „Das historische Organ der spanisch-französischen Auffassung des Christenthums, dieser beklagenswerthen Verirrung, ist der Jesuitenorden. Ihm entspricht der Gedanke des Absolutismus, daß der allmächtige Beichtvater durch sein Thun oder Nichtthun ewige Verantwortungen zu verschieben im Stande sei. Es ist buchstäbliche Wahrheit, daß die sittliche Zügellosigkeit der romanischen Völker sich nur erklären läßt aus dieser religiösen Krankheit" (S. 144). „Der Jesuitismus hat aus dem Beichtvater der katholischen Kirche den Seelenführer herausgebildet, der im Beichtstuhl und außerhalb desselben das ganze Thun und Lassen des einzelnen Menschen nicht unter dem Gesichtspunkt der Erlaubtheit oder Sündhaftigkeit, sondern auch unter den Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit, der Klugheit, des Erfolges, leitet und beherrscht" (S. 147). „Ich bin überzeugt, daß die sogenannte ultramontane Politik seit Jahren so ziemlich überall auf Irrwegen wandelt, und daß die literarischen Zustände der Katholiken in hohem Grade zu wünschen übrig lassen" (S. 164). „Selbst auf dem Gebiete der rein menschenfreundlichen Wirksamkeit des Vinzentius-Vereins [Armenunterstützung] vermochte ich nicht mehr die vergiftenden Wirkungen des Ultramontanismus zu verkennen" (S. 187). „Den päpstlichen Friedensbestrebungen stand die Zentrumspartei in schroffster Haltung gegenüber, und ihr kühn gewordener Feldherr Windthorst vermaß sich sogar, in öffentlicher Parlamentssitzung mit ganz unzweideutiger Hindeutung auf Leo XIII. auszusprechen, daß er sein eigenes Auftreten wesentlich dafür einrichte, Illusionen zu vertreiben bei allen Stellen in und außer dem Lande. Ich betrachte den politischen Katholizismus der Zentrumspartei als ein religiöses Unglück für die katholische Kirche und zugleich als ein wahres Nationalunglück für das deutsche Reich" (S. 201). „Ich bin fest davon überzeugt, daß die Politik des Zentrums zu immer größerer Zerrüttung und Zerstörung aller kirchlichen wie staatlichen Verhältnisse führen muß" (S. 202). „Mir träumte, die Zentrumspartei habe sich aufgelöst, der deutsche Reichstag und preußische Landtag wurden aufgelöst, die Regierung forderte das Volk auf, bei den Neuwahlen nicht mehr von religiösen, sondern von politischen Gesichtspunkten auszugehen. Das Volk that so. Alles Uebrige

fand sich" (S. 236). „Ich habe es vor der ganzen Welt gesagt, daß der Zentrumspartei die Religion Vorwand ist für ihre politischen Zwecke, und deshalb klagen sie mich an, ich sei der Kirche halb oder ganz untreu geworden. Sie wissen, daß sie die Unwahrheit sagen" (S. 236). „Durch christliches Entgegenkommen und durch selbstsuchtlosen Verzicht auf politische Machtfragen fördert man die Interessen der Kirche besser, als durch ultramontane Starrheit und politische Herrschbegierde" (S. 252). „Meine Ueberzeugung von der Grundverderblichkeit des Ultramontanismus ist tief und fest und allseitig begründet" (S. 272). „Ich werde die katholische Kirche, die Erlöserin der Welt, niemals verwechseln mit der haßerfüllten Clique eines politisch herrschsüchtigen Obskurantenthums" (S. 274). „Die Zentrumspartei ist es, welche mit frevelhafter Hand die ersten, wohlwollenden Friedensbestrebungen der preußischen Regierung zurückgestoßen hat. Diese Partei bekämpft den modernen Staat grundsätzlich. Sie ist es, die unter der Fahne des politischen Katholizismus mit oder ohne Bewußtsein die Religion als Vorwand braucht für Erreichung politischer Zwecke und Befriedigung weltlicher Leidenschaften. Im allerentschiedensten Gegensatz zur Zentrumspartei erhebe ich das Banner des religiösen Katholizismus" (S. 287 ff.) „Die deutsche Reichsregierung kann sich niemals und unter keinen Umständen auf die Zentrumspartei stützen. Diese Partei vertritt nicht die Rechte und Interessen der katholischen Kirche, sondern sie sucht die Erhaltung und Vergrößerung ihrer eigenen, unter dem Vorwand der Religion geschaffenen Macht, sie erstrebt politische Zwecke, sie ist recht eigentlich die Verkörperung des politischen Katholizismus, der gegenwärtig den schlimmsten Krebsschaden der kirchlichen Zustände bildet. Diese Partei geht zum Reichstag, erfüllt von dem dünkelhaften Hochmuth, Herrin der Lage zu sein. Schmerzlich und schmachvoll ist die Tyrannei, die das Zentrum ausübt über die deutschen Katholiken. Männer, die ihre ganze Lebenskraft in schrankenloser Hingebung der Kirche gewidmet haben, werden als Apostaten in Acht und Bann gethan, wenn sie es wagen, den politischen Machtgeboten eines welfischen Diplomaten [Windthorst] den Widerspruch eines ehrlichen Patriotismus entgegenzustellen. Und die gleiche Tyrannei ist es, welche die Reihen dieser politischen Zenturie selbst zusammenhält. Wüßte jeder von diesen Hundert, was die anderen Neunundneunzig denken, so wäre ihre Einheit längst in Staub zerfallen. Aber kaum Einer von ihnen wagt es zuweilen, bei einem ver-

trauten Freunde aufzuathmen von der schweren Last des Partei-despotismus, der Alle an die nämliche Kette geschmiedet hält. Auf dem Wege des Zentrums liegt der Friede zwischen Staat und Kirche nie und nirgends" (S. 305 ff.) „Ein großer Theil des katholischen Klerus hat sich eine demagogische Streitbarkeit um jeden Preis angeeignet, die sich bei jeder Gelegenheit zeigen will" (S. 333). „Die Politik des Zentrums kann eher alles Andere in Anspruch nehmen, als das Lob der Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Loyalität. Das Zentrum ist durch seine Unterordnung unter Windthorst und durch die Annahme seines Programms eine höchst gemischte Gesellschaft von Elementen der allerverschiedenartigsten politischen Anschauungen geworden, deren breite Bildfläche sich von der freiesten Demokratie bis zur krassesten Reaktion erstreckt. Neben dem angeblich ausschließlichen Bindemittel der gemeinsamen religiösen Ueberzeugung war es während langer Jahre der gemeinsame Widerwille gegen jede Stärkung des politischen Einheitsgedankens, welcher diese Gesellschaft mächtig zusammenhielt. Man nehme dem Zentrum seinen religiösen Vorwand, und es wird in kürzester Zeit in sich selbst zusammenbrechen. Das fühlen und erkennen auch seine Führer: daher das erbitterte Händelsuchen jedesmal gerade in den Augenblicken, wo die Staatsgewalt entgegenzukommen scheint oder sucht. Die Geschichte wird anerkennen, was die Standhaftigkeit und der Muth der Zentrumsmänner für die Kirche geleistet hat, aber sie wird den Stab brechen über die innere Grundsatzlosigkeit, die um politischer Zwecke willen das höchste Gut des kirchlichen Friedens so lange als möglich hinauszögert und vereitelt" (S. 339 ff.). „Der Ultramontanismus ist eine weltgeschichtliche Erscheinung, die ihre Wirkungen auch in unserm Lande zeigt in den Köpfen und Handlungen derer, die von ihm geistig beherrscht werden. Der Ultramontanismus ist unhistorisch, unwissenschaftlich, unchristlich und unpatriotisch. Er ist unhistorisch denn er hält beharrlich fest an den weltlichen Prätentionen der Kirche des Mittelalters, deren Zeit ein für allemal vorüber ist. Er ist unwissenschaftlich, denn die Wissenschaft hört auf, sobald man nicht den Muth hat, in die Schranken zu treten mit der freien Wissenschaft derjenigen Zeit, in der man lebt. Der Ultramontanismus liebt nicht die freie Wissenschaft, nicht die freie deutsche Hochschule. Der Ultramontanismus ist unchristlich, denn er führt in den Dingen des praktischen Lebens, in den wichtigsten Fragen der Moral nicht zu einer milden und versöhnlichen, sondern zu einer düstern, zu einer fanatischen

Auffassung. Der Ultramontanismus ist unpatriotisch, denn sein Streben nach der Kirche des Mittelalters ist unvereinbar mit dem Patriotismus. Auch bei der besten Absicht und dem redlichsten Willen wird die ultramontane Anschauung es nie dahin bringen, daß ihre Anhänger in dem vollen Maße Patrioten sind, wie der moderne Staat es von seinen Bürgern verlangen muß. Gewöhnlich sagt man, der Ultramontanismus wird nur von Freimaurern so genannt, er ist aber nichts anderes als der reine Katholizismus, den der übelwollende Gegner so nennt. Nein, der Ultramontanismus ist keine Erfindung unseres Jahrhunderts; er ist jene Gesinnung, die es nie verstehen kann, daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist. Ich kann nicht zugeben, daß, was man heute nur zu gerne annimmt, sich Katholizismus und Ultramontanismus identifiziert haben. Der Ultramontanismus ist die Pestbeule am kirchlichen Körper" (S. 384 ff.).

Auch über die Kampfesweise des Ultramontanismus spricht sich Baumstark aus: „Das dumpfe Gerücht meiner notorischen Unsittlichkeit verbreitete sich [mittels der ultramontanen Presse] sehr rasch durch die Gaue, und niemals habe ich mich seither von dem Geruche der „verdorbenen Phantasie" wieder zu erholen vermocht" (S. 159). „Mein Dasein wurde [durch die ultramontanen Angriffe] vergiftet" (S. 188). „Ich sollte bis auf die bitterste Hefe den Kelch leeren, der in unseren Tagen bestimmt ist für den römischen Katholiken, der zugleich ein Deutscher sein will" (S. 197). „Die Hoffnung als Schriftsteller oder gar als akademischer Lehrer auf katholischer Seite den Rest meiner Lebenskraft nützlich zu verwerthen, mußte aufgegeben werden, nachdem ich einmal von dem Zentrum und seinen geistlichen Verbündeten in Acht und Bann gethan war" (S. 261). „Ich sollte bald erfahren, daß es eine Partei giebt, welche die giftigen Waffen allen anderen vorzieht" (S. 262). Der ultramontane Haß gegen einen Menschen, dem die Kirche unsagbar theuer und heilig ist, war so wahrhaft unmenschlich, daß er wünschte und hoffte, mich im eigentlichen Sinne des Wortes zu Grunde zu richten. Diesen Menschen wäre mein Abfall lieb gewesen und mein Tod noch lieber" (S. 265). „Ich wurde der katholischen Welt als Apostat denunzirt. Und zwischen den Zeilen dieser Verleumdung schaute der geheime Wunsch hervor, daß es so sein möge. Unter der heuchlerischen, öffentlichen Aufforderung, für mich zu beten, verbarg sich nur schlecht die teuflische Hoffnung, daß das Gebet zu Schanden werden möge" (S. 275). „Im Jahre 1880 brachte die Berliner

„Germania" zwei Artikel gegen mich, deren Verfasser sich dazu herabgewürdigt hatte, zweifellose und grobe Unwahrheiten öffentlich über mich zu behaupten" (S. 279).

Es ist verständlich, daß die ultramontane Presse in ihren Nachrufen für Baumstark und bei Besprechung seiner schriftstellerischen Thätigkeit auf dieses Buch nicht eingeht. Die „Germania" verschweigt es sogar vollständig; die „Kölnische Volkszeitung", die wiederholt auf die Leistungen des feinsinnigen und hochgebildeten Mannes zurückkommt, erwähnt es obenhin. Es würde unheilvoll wirken in der ultramontanen Heerde; so muß ich wenigstens schließen aus der Wirkung, die ich erlebt habe. Ich gab es dem oben erwähnten katholischen Mitgliede unserer „Lesegesellschaft" und er bestellte „Germania" und „Kölnische Volkszeitung" ab. Fiat lux!

Die Reform der Universitäten in Frankreich.

Von

Dr. P. Bode in Frankfurt a. M.

Ein längerer Aufenthalt in einer französischen Universitätsstadt der Provinz, in Grenoble, gab dem Referenten durch persönlichen Verkehr mit Gymnasial- und Universitätsprofessoren die willkommene Gelegenheit, sich über die Verhältnisse an den französischen Universitäten genauer zu informiren.

Nicht bloß im Militärwesen sind die Veränderungen der drei letzten Dezennien zu spüren, auch für den öffentlichen Unterricht sind gewaltige Reformen geschaffen, die von dauernder Wirkung auf das Geistesleben unseres Nachbarvolkes sein werden. Wenn auch manche Verordnungen für die höheren und niederen Schulen z. Zt. noch nicht durchgeführt werden konnten, so ist doch die Grundlage zu einer gesunden Entwicklung gegeben, vor allem aber hat das Universitätsgesetz vom 10. Juli 1896 Neuerungen gebracht, die von allgemeinerer Bedeutung sind und auch uns Deutsche interessiren. Ein während der Ferienkurse des letzten Jahres in Grenoble gehaltener Vortrag des Universitätsprofessors M. Hauvette giebt die Veranlassung, über diese in Deutschland noch wenig bekannte Reform zu berichten.

Bis vor wenigen Jahren war der Besuch französischer Universitäten seitens deutscher Studenten ein sehr geringer; nur Neuphilologen, die sich Sprachfertigkeit erwerben wollten, gingen zuweilen nach Frankreich, äußerst selten ein Jurist oder ein Mediziner in jüngeren Semestern. Dann war es auch Paris, das mit seinen großartigen Instituten und Akademien unsere Landsleute lockte, an die Universitäten der Provinz dachte Niemand. Es waren nicht

in erster Linie, wie man glauben möchte, die politischen Verhältnisse, welche die Deutschen zurückhielten, es lag an den Universitäten selber, die nicht das boten, was wir verlangen, die keine universitas litterarum waren, sondern nur ein Nebeneinander von Fakultäten, die ohne jedes gemeinsame äußere oder innere Band, ohne gegenseitige Anregung und Befruchtung in sich geistig verknöcherten und keinen Reiz auf den allgemeinere Bildung suchenden Fremden ausüben konnten. Die Zeiten, in denen nach Paris und Montpellier, ebenso wie nach Bologna und Pavia, die Studenten der ganzen Welt strömten, gehören vergangenen Jahrhunderten an. Schon aus der Zeit der Renaissance schreibt sich der Rückgang der französischen Universitäten her. Als die Wiedergeburt des klassischen Alterthums ihren Einfluß auf Kunst, Wissenschaft, Literatur und gesellschaftliches Leben geltend machte, da waren es die französischen Universitäten, die sich jeder Neuerung gegenüber ablehnend verhielten und in ihrem mittelalterlichen Zopfwesen sich weiter wohl fühlten. Damals sah sich Franz I. gezwungen, das Collège de France zu gründen, das dem neuen Geiste Rechnung tragen sollte, aber in keiner Beziehung zur Universität stand. Und später, im Zeitalter der Aufklärung, da waren es wieder nicht die Universitäten, von denen die weltbewegenden, wissenschaftlichen, politischen und humanitären Ideen ausgingen, sondern freie Vereinigungen wissenschaftlich gebildeter Männer: die Akademien, und nicht zum kleinsten Theile die Salons. Die Folge war, daß die Universitäten in Frankreich so wenig Bedeutung hatten und so wenig Achtung genossen, daß die „Verfassung gebende Versammlung" in den ersten Tagen der Revolution fast einstimmig die 22 damals existirenden Universitäten aufhob. Aber Niederreißen ist leichter als Aufbauen. Die schnell aufeinander folgenden Regierungsformen der ersten Republik hatten nicht Zeit, sich mit der Reorganisation des Unterrichtswesens zu befassen, so nahm denn der Nationalkonvent ein System an, das, später von dem Kaiserreich weiter ausgebaut und entwickelt, bis vor wenigen Jahren noch in Geltung war. Es war dies das System der Spezialschulen und der getrennten Fakultäten. Für jeden Wissenszweig wurden in Paris große Institute gegründet, an denen die bedeutendsten Gelehrten wirkten. Wir nennen nur: Muséum d' Histoire naturelle, Ecole polytechnique, Ecole normale, Conservatoire des Arts et Métiers, Ecole des Ponts et Chaussées, des Mines, des Arts et Manufactures 2c. Daneben erhielten einige Provinzialstädte Schulen oder facultés, die für die juristischen,

medizinischen und philologischen Studien vorbereiteten. Diese Fakultäten waren vollständig unabhängig von einander, keine äußere oder innere Interessengemeinschaft verknüpfte sie, es war dies eine vollständige Zerstückelung der wissenschaftlichen Kräfte Frankreichs. Die Fäden, welche die einzelnen Theile locker zusammenhielten, liefen in Paris zusammen, administrativ im Büreau des Unterrichtsministers, wissenschaftlich im Institut de France, jener bekannten Vereinigung der berühmtesten Gelehrten und Schriftsteller Frankreichs. Auch hier im Hochschulwesen war bis auf das äußerste die Zentralisation durchgeführt, die alle Schöpfungen Napoleon I. charakterisirt. Es gab nicht Universitäten in unserem Sinne, sondern nur l'Université de France, worunter man etwas ganz anderes verstand, nämlich das ganze öffentliche Unterrichtswesen, das von Paris aus, von dem Minister, dem grand maitre de l'Université, geleitet wurde. Daß die einzeln stehenden Fakultäten in der Provinz ein kümmerliches Dasein fristen mußten, liegt auf der Hand; schlecht dotirt, fehlte es oft an den nothwendigsten Hilfsmitteln zur Ausbildung der Studirenden. Von diesen ging aber die Elite in die Spezialschulen nach Paris, ebenso wie die Elite der Professoren dorthin gezogen wurde.

Die Reorganisation des Unterrichtswesens hat im Jahre 1875 in Frankreich begonnen und mit dem Universitätsgesetz von 1896 ihren Abschluß gefunden. Nicht zufällig ist dies der Schlußstein gewesen; gerade hier mußte mit der größten Vorsicht und Ueberlegung zu Werke gegangen werden. Die Erkenntniß, daß es im Grunde nur eine Wissenschaft giebt, daß die verschiedenen Erscheinungsformen derselben in geistigem Konnex stehen müssen, damit die einzelnen Gebiete sich weiter ausbauen können, hatte sich in den wissenschaftlichen Kreisen Frankreichs überall Bahn gebrochen. Ferner hatte die Erfahrung gezeigt, daß ohne eine gewisse wissenschaftliche und administrative Selbständigkeit eine gedeihliche Entwickelung der Universitäten unmöglich sei. So sehen wir denn, daß nach diesen beiden Gesichtspunkten hin sich die Reform bewegt.

Zunächst wurde der Name „Universität" der Vereinigung der früher in den einzelnen Städten getrennt neben einander vegetirenden Fakultäten beigelegt, so daß Frankreich jetzt 15 Universitäten hat, von denen allerdings nicht alle sämmtliche Fakultäten besitzen. Eine katholisch-theologische Fakultät giebt es in Frankreich nicht. Die Erziehung zum katholischen Theologen liegt den Seminarien unter der Aufsicht der katholischen Kirche ob.

Eine protestantische theologische Fakultät giebt es nur in Paris. Dagegen ist die philosophische Fakultät getrennt, und zwar in faculté des lettres (Geschichte, Philologie) und faculté des sciences (Mathematik, Naturwissenschaften). Von den 15 Universitäten hat nur Paris 5 Fakultäten; Lille, Nancy, Lyon, Aix-Marseille (Aix: faculté de droit et des lettres, Marseille: faculté de médecine et des sciences), Montpellier, Toulouse, Bordeaux haben 4 Fakultäten; Dijon, Grenoble, Poitiers, Rennes, Caen 3 Fakultäten nebst einer medizinischen Schule, auf der die drei ersten Studienjahre absolvirt werden können; Besançon und Clermond-Ferrand haben nur zwei Fakultäten, sciences et lettres, nebst einer medizinischen Schule.

Jede Universität wird von dem conseil de l'Université verwaltet, der sich aus den Dekanen und je zwei von ihren Kollegen gewählten Delegierten der einzelnen Fakultäten zusammensetzt. Vorsitzender ist der recteur de l'Academie, der den Titel Président du Conseil führt, aber nicht, wie bei uns, aus dem Professorenkollegium hervorgeht, sondern ein von dem Staate ernannter Beamter ist, dem die Aufsicht über das ganze Unterrichtswesen, höheres und niederes, des betreffenden Distrikts, drei bis sechs Departements umfassend, obliegt. Ist nun durch diesen conseil der Zusammenhang zwischen den einzelnen Fakultäten und durch seine Obliegenheiten auch eine Interessengemeinschaft geschaffen, so zeigt uns doch die Thatsache, daß ein Staatsbeamter den Vorsitz führt, daß die Selbständigkeit der Universitäten keine absolute sein kann. Alle Maßnahmen, die Neuerungen in der Organisation betreffen, unterliegen der Kontrole und der Genehmigung des Ministers.

Auch in pekuniärer Hinsicht ist eine gewisse Unabhängigkeit entstanden. Die Neugestaltung der Universitäten hatte sich in den beiden letzten Dezennien schon langsam vorbereitet, vor allem durch Erweiterung der Lehraufgaben. Mehr als 500 neue Lehrstühle waren geschaffen, so daß der Etat für die Universitäten sich fast verdreifacht hatte. Die im Jahre 1896 geleisteten Zuschüsse des Staates wurden nun den Universitäten auch weiter garantirt, jede Vermehrung für die Zukunft aber abgelehnt. Dafür wurden ihnen Einnahmen überwiesen, die früher in die Staatskasse flossen, deren Ertrag zu selbständigen Schöpfungen der einzelnen Universitäten verwendet werden kann. Abgesehen von den Unterstützungen der Stadtverwaltungen, Departements, Handelskammern und Privatpersonen, sind es hauptsächlich die Einkünfte aus den Immatrikula-

tionen, aus den Laboratorien und den Inskriptionen für die Examina, die der Universität zufallen. Da in Bezug auf die Lehrthätigkeit denselben nur obliegt, den Unterricht so zu gestalten, daß die Vorbereitung zu den vom Staate geschaffenen Prüfungen ordnungsmäßig vor sich gehen kann, daß z. B. bei der faculté des lettres mindestens ein Lehrstuhl für französische Sprache und Literatur, einer für die alten Sprachen, einer für eine moderne Sprache und Literatur, sowie je einer für Geschichte und Philosophie vorhanden ist, so können bei diesem Minimum von Verpflichtungen die zur Verfügung stehenden Einkünfte verwendet werden, um den einen oder anderen Wissenszweig besonders auszubauen oder Lehrstühle zu schaffen, die einem lokalen Bedürfnisse entspringen.

Es kann jetzt jede Universität in freier Entwickelung ihrer Kräfte sich einen besonderen, nur ihr eigenen Charakter schaffen und dadurch Studirende herbeiziehen, die früher auf andere Weise ihre Ausbildung suchen mußten. So finden wir z. B., um nur einiges hervorzuheben, in Aix und Grenoble einen Lehrstuhl der italienischen Sprache, in Toulouse und Bordeaux, denen sich in diesem Jahre auch Grenoble zugesellt, Unterricht im Spanischen. In Toulouse, Montpellier, Aix lehrt man die Sprache der Troubadoure, in Caen ist ein Lehrstuhl für Literatur und Kunst der Normandie, in Rennes wird Keltisch gelehrt. In Grenoble, das, mitten in den Bergen gelegen, in seiner Nachbarschaft große industrielle Anlagen hat, welche die Wasserkräfte des Gebirges ausnützen, ist eine elektrotechnische Abtheilung im Entstehen begriffen, die, ähnlich wie z. B. die Lehranstalt des Physikalischen Vereins in Frankfurt a./M., die jungen Leute wissenschaftlich und praktisch für die Elektrotechnik ausbildet und damit der Industrie des Dauphiné von größtem Nutzen sein wird. Da das Wachsen der Zahl der Studenten auch ein Wachsen der Einkünfte bedeutet, so begnügen sich einzelne Universitäten nicht damit, sich ihr Klientel aus dem eigenen Lande zu verschaffen, sondern suchen auch fremde Studenten heranzuziehen. In Paris, Nancy, Grenoble sind Ferienkurse geschaffen, die Ausländern Gelegenheit geben sollen, sich im Gebrauch der französischen Sprache zu üben. Grenoble hat sogar dauernde Einrichtungen getroffen, die während des ganzen Jahres das Studium des Französischen dem fremden Studenten ermöglichen. Von zwei Professoren werden Vorlesungen gehalten, die ausschließlich für Ausländer bestimmt sind.

Die Selbständigkeit der Universitäten dokumentirt sich schließlich noch darin, daß außer den nach Absolvirung der vorgeschriebenen Prüfungen zu ertheilenden staatlichen Berechtigungen und Würden, ihnen auch die Möglichkeit gegeben ist, eigene akademische Diplome und Grade zu verleihen. Eine größere Anzahl von Universitäten hat die ministerielle Erlaubniß zur Verleihung des Doktorats nachgesucht und erhalten. Dieses auch dem Ausländer zugängliche Doktorat kann, abgesehen von äußeren Bedingungen, an den einzelnen Fakultäten durch Vorlegung einer von der betreffenden Fakultät gebilligten These und durch eine Prüfung in mehreren von dem Kandidaten gewählten und der Fakultät genehmigten Fächern erworben werden. Grenoble verleiht außerdem noch ein Diplôme des études électrotechniques und speziell für Ausländer ein Certificat d'études françaises.

Aus dem Geschilderten ergiebt sich, daß das Gesetz von 1896 mit dem alten System gründlich gebrochen hat. Den jetzt ihren Namen verdienenden Universitäten ist die Möglichkeit gegeben, sich frei zu entfalten, in gegenseitigen Wettkampf zu treten, dem allmächtigen Paris sich allmählich würdig zur Seite zu stellen. Von dem Geist und der Wissenschaftlichkeit der betreffenden Lehrkörper und der Initiative einzelner, hervorragender Personen wird es abhängen, wie weit das Ziel erreicht wird; für manche kleine Universität wird es einen Kampf um das Dasein geben, aus dem vielleicht nicht alle als Sieger hervorgehen. Schwer wird es immerhin für die Provinzial-Universitäten bleiben, sich dieselbe wissenschaftliche Bedeutung zu verschaffen wie Paris, denn die Spezialschulen sind nicht verschwunden, an ihre Aufhebung durfte Niemand denken. Welche Stellungen dieselben später einnehmen werden, ob besonders die Schulen, die nur für Franzosen und zwar nur auf Grund eines concours zugänglich sind, wie die Ecole normale, Ecole polytechnique 2c. ihre Existenzberechtigung behalten werden, das kann nur die Zukunft lehren. Die der Allgemeinheit, auch dem Fremden zugänglichen Institute wie: Collège de France, l'Ecole des Hautes-Etudes, l'Ecole du Louvre werden durch ihre Eigenart, Bildung den verschiedensten Kreisen des Volkes zu übermitteln, stets ihre Aufgabe erfüllen und Paris dadurch dauernd ein Uebergewicht über die anderen Universitäten geben. Ob aber jene geschlossenen Schulen, die im Grunde doch nur dieselben Aufgaben zu erfüllen haben wie jede gute Universität, unter den veränderten Verhältnissen nothwendig sind, das scheint nicht nur dem Ausländer,

sondern auch manchem Franzosen sehr zweifelhaft. Aus den Verhandlungen der französischen Kammer in den letzten Wochen hat sich ergeben, daß die Zahl der Studirenden in Paris seit 1896 abgenommen hat, während einzelne Universitäten der Provinz dauerndes Anwachsen zeigen.

An gutem Willen, ein höheres, auf rein wissenschaftlicher Grundlage beruhendes Unterrichtswesen zu schaffen, hat es, wie man sieht, der französischen Regierung nicht gefehlt. Sie hat sich dabei möglichst an das deutsche Muster gehalten; aber der Versuch zeigt, wie schwer es ist, eine historisch gewordene Bildung durch eine systematische Gesetzgebung nachzuahmen. Die Blüthe jedes Schulwesens hängt zuletzt nicht von der Einrichtung, sondern von den Personen ab. Das Universitätswesen eines Landes wird dadurch bestimmt, ob thatsächlich die jeder Zeit führenden Geister in ihrer Wissenschaft seinen Lehrkörpern angehören oder nicht. In Deutschland ist das in unserm Jahrhundert der Fall; es hat bei uns sehr wenige große Gelehrte gegeben, die nicht Professoren gewesen wären. Diese Ergänzung der Universitäts-Lehrkörper in Deutschland ist erreicht durch ein komplizirtes Zusammenwirken des Kultusministers mit den Fakultäten, so komplizirt, daß es sich rein formal gar nicht darstellen läßt, sondern nur durch gegenseitiges Vertrauen und beiderseitigen guten Willen lebendig erhalten werden kann. Sogar das merkwürdig irrationelle Honorarwesen der deutschen Universitäten hängt damit zusammen und ist, so irrationell es ist, doch eine wesentliche Bedingung ihrer Tüchtigkeit, weil ihrer Selbständigkeit. Ganz fundamental endlich ist das von der Unterrichtsverwaltung ganz unabhängige Privat-Dozententhum. Alle diese Dinge sind sehr schwer nachzuahmen, weil sie vielfach auf dem Herkommen und guter Gewohnheit, nur in ihren äußeren Umrissen auf Gesetzesbestimmung beruhen. Ob die französischen Universitäten auch ohne solches historische Wurzelwerk ähnliche Früchte werden hervorbringen können, muß die Zukunft lehren.

Ist nun dem deutschen Studenten der Besuch einer französischen Universität zu empfehlen? Nach meinen Erfahrungen, die ich allerdings nur in Grenoble gemacht habe, die mir aber von anderen Orten durchaus bestätigt werden, muß diese Frage unbedingt bejaht werden. Der Franzose ist stets zuvorkommend und liebenswürdig gegen den Fremden, und jeder Deutsche, der sich passend zu benehmen weiß und sich französischen Sitten anzubequemen versteht, wird sich bald dort wohl fühlen. Ganz wenige Ausnahmen abgerechnet,

findet man nichts von einem unangenehmen Chauvinismus. In den wissenschaftlichen Kreisen der Universitäten herrscht entschieden das Bestreben, aus dem Isolirtsein herauszutreten, den verlorenen Posten wiederzugewinnen, die Fäden mit fremden Universitäten und Gelehrten wieder anzuknüpfen. Deshalb wird man den fremden Studenten stets willkommen heißen, sich vielleicht mehr mit ihm beschäftigen, als es auf heimischen Universitäten einem Professor möglich wäre. Freies Burschenleben findet der junge Student in Frankreich allerdings nicht, darauf muß er verzichten; aber Gelegenheit, mit anregenden Professoren zu verkehren und sein Wissen zu bereichern, hat er, wenn er nur will, reichlich, ganz abgesehen von dem Gewinn für die Gesammtheit, wenn durch genauere Bekanntschaft Vorurtheile hüben und drüben schwinden.

Die Blockade der nordamerikanischen Südstaaten.*)

In der jüngsten Zeit ist die Blockadefrage vielfach zum Gegenstand der politischen Erörterung im Zusammenhang mit der Flottenvorlage gemacht worden. Auf der einen Seite wurde behauptet, daß man die Bedeutung und Gefahren des Problems nicht genügend würdige, auf der andern, daß man sie übertreibe. — Die Wirkungen einer Blockade zu studiren, ist eine ungemein schwierige Aufgabe. Die Blockade macht einen Theil der Aktionen während eines Krieges aus; und dieser führt auch aus anderen Gründen eine so große Zahl von tiefgehenden Veränderungen in den kriegführenden Ländern herbei, daß es häufig kaum möglich sein wird zu sagen, ob eine bemerkenswerthe Erscheinung auf die vorhandene Blockade oder auf andere Kriegsvorgänge zurückzuführen ist.

Für das erste große Beispiel einer Blockade im 19. Jahrhundert, die Kontinentalsperre, gilt das in hervorragendem Maße. Komplizirte Wirkungen und Gegenwirkungen, einander vielfach widersprechende Vorgänge machen das Urtheil über den Einfluß der Blockade zu einem schwankenden. Indeß hat sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine solche in großem Stile abgespielt, welche durch die eigenthümliche Lage der Gebiete, auf welche sie sich erstreckte bezw. ihre Wirkungen äußerte, bis zu einem gewissen Grade ein Studium des Problems geradezu in Reinkultur ermöglicht. Es ist dies die Blockade der nordamerikanischen Südstaaten während der Zeit, da sie im Sezessionskrieg ihre Selbstständigkeit als „Conföderirte Staaten von Amerika“ zu erkämpfen suchten. Sie hat eine für den Ausgang des Kampfes überaus wichtige, wenn nicht entscheidende Rolle gespielt. Allerdings ist aber von vornherein festzustellen, daß die Eigenart der geographischen Lage, der wirthschaftlichen und sozialen Zustände und der politischen Konstellation eine solche war, um zu großer Vorsicht bei der Ziehung von Folgerungen aus den damaligen Ereignissen und Erfahrungen zu mahnen. Daß sich aber unter Berücksichtigung aller

*) Der Aufsatz wird in dem im Juli erscheinenden „Jahrbuch der Deutschen Seeinteressen“ von Nauticus, 2. Jahrgang Berlin 1900, erscheinen.

vorhandenen Schwierigkeiten gewisse Resultate auch für die Gegenwart gewinnen lassen, wird am Schlusse der nachfolgenden Ausführungen klar zu legen sein.

Die Südstaaten.

Unter den nordamerikanischen Südstaaten versteht man die 15 sogenannten ehemaligen Sklavenstaaten Maryland, Delaware, Virginia, North-Carolina, South-Carolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas, Arkansas, Tennessee, Kentucky und Missouri. Diese verfügten über ein Gebiet von 891 000 englischen Quadratmeilen. Bei Ausbruch des Krieges bestanden 18 nicht Sklaven haltende Nordstaaten mit einem Gebiete von 775 000 Quadratmeilen. Noch unbesiedelt waren in der Union ungefähr 1,4 Millionen Quadratmeilen. Nach dem Zensus von 1860 waren diese Südstaaten von 12,3 Millionen Einwohnern bewohnt bei einer Bevölkerung des gesammten Landes von 31,4 Millionen. Die Nordstaaten waren also räumlich kleiner, besaßen aber drei Fünftel der Gesammtbevölkerung. Hierzu kam, daß von den 4,4 Millionen Negern der Union allein 4,2 Millionen im Süden ansässig waren, so daß er nur 8,1 Millionen weiße Einwohner aufwies. Ein Drittel der Bevölkerung der Südstaaten waren Farbige.

Nun hatte sich hier allmählich ein eigenartiges und vom Norden ganz verschiedenes wirthschaftliches System herausgebildet. Das Land war überwiegend der Landwirthschaft zugewandt. Gewerbe und Industrie waren äußerst schwach vertreten. Der Handel verfolgte den Hauptzweck, die Landesprodukte abzusetzen und die Bewohner mit einem großen Theil aller gewerblichen Erzeugnisse, deren sie bedurften, von außen her, namentlich aus dem Norden und England, zu versorgen. Das Kapital des Südens bestand im Wesentlichen aus Grundbesitz und Sklaven. Gering war die Zahl der Städte und klein der bewegliche Besitz. — Die Landwirthschaft selbst in diesen südlichen Gegenden aber unterschied sich auf das Wesentlichste von derjenigen der Nordstaaten, sowohl hinsichtlich ihrer Produkte als hinsichtlich ihrer Betriebsform. Beschäftigte man sich im Norden mit Getreide-, Gemüse- und Obstbau, Wiesenkultur und Viehzucht meist im Klein- und Mittelbetriebe der Eigenthümer, so erzeugte man hier subtropische Exportprodukte, in erster Linie Baumwolle, daneben in den Grenzstaaten Tabak, an der Küste der südlichen Staaten am atlantischen Ozean Reis und in Louisiana Zucker. Ein großer Theil des in Frage kommenden Gebiets liegt bereits südlich von der eigentlichen Weizenzone. Hier baute man an Nahrungsmitteln vor allen Dingen Mais. — Die wirthschaftliche Entwickelung in Zusammenhang mit dem Rassengegensatz zwischen den Weißen und Negern hatte im Laufe der Zeit zu einer sozialen Gliederung geführt, deren höchste Spitze die sklavenhaltenden, weißen Großgrundbesitzer, deren unterste Schicht die farbigen Sklaven bildeten, während da-

zwischen als zwei wenig geachtete Gruppen arme, sklavenlose Weiße und freie Farbige standen.

Es gab 1860 im Ganzen 384 900 Sklavenhalter, die mit ihren Familien etwa 1/4 der gesammten weißen Bevölkerung des Südens ausmachten, während 3/4 oder 6 Millionen Nicht-Sklavenhalter waren. Freie Farbige zählte man im Süden etwa 2 1/2 Hunderttausend.

Diese Südstaaten*) aber waren nun nicht ein einheitliches Ganzes, sondern zerfielen ihrem klimatisch-geographischen Charakter nach in zwei Theile, die 10 sogenannten Baumwollstaaten und die nördlich davon gelegenen Grenzstaaten Maryland, Delaware, Virginia, Kentucky und Missouri. Die letzteren waren zur Erzeugung des Hauptstapelartikels, der Baumwolle, klimatisch nicht geeignet. Theilweise produzirten sie Tabak, ihrem natürlichen Charakter nach aber — sie fallen großentheils in die Weizenzone — gehörten sie eher zum Norden als zum Süden. In ihrer östlichen Hälfte wurde allmählich die Haupteinnahmequelle nicht mehr der landwirthschaftliche Betrieb, sondern die Züchtung von Sklaven für die Pflanzungsdistrikte des ferneren Südens und Südwestens. Sie hießen die Sklaven produzirenden Staaten, im Gegensatz zu den Sklaven konsumirenden eigentlichen Baumwollstaaten.

Bezeichnenderweise wohnten im Jahre 1860 in den eigentlichen Baumwollstaaten neben 4,4 Millionen Weißen 3,1 Millionen Farbige, dagegen in den Grenzstaaten neben 3,7 Millionen Weißen nur 1,1 Million Farbige, von letzteren allein die Hälfte aber im östlichen Theil von Virginia.

Gründe des Abfalls.

Die maßgebenden Persönlichkeiten im Süden waren die aristokratischen sklavenhaltenden Großgrundbesitzer, welche, Landwirthe aus Ueberzeugung, den Uebergang zur gewerblichen Produktion nicht begünstigten, aber auch nicht, sofern sie es gewollt hätten, mit dem vorhandenen Sklavenmaterial zu bewerkstelligen vermocht hätten. Ihr wirthschaftliches Ziel war, auf einer möglichst großen Pflanzung möglichst viele Sklaven für die Exportagrikultur zu beschäftigen, von ihnen gewisse Nahrungsmittel zu Hause erzeugen zu lassen, den Rest aber —, so einen Theil des Weizens, Gemüse, einen Theil des Viehfutters, des Salzfleisches und Specks — vom Norden und Westen zu beziehen. Gewisse primitive Gebrauchsgegenstände wurden im Hause verfertigt. Den hauptsächlichen Bedarf an Gebrauchsgegenständen, Geräthen, Hauseinrichtungen, Fuhrwerk, Kleidungs-, Luxusartikeln u. s. w. pflegte man aber gleichfalls vom Norden und aus England zu beziehen.

Es war ein System, nach alter Routine aufgebaut, das man mit konservativem Sinn auch da, wo es als nicht recht rentabel erkannt war, weiter führte.

*) Ueber Einzelheiten vgl. E. von Halle: Baumwollproduktion und Pflanzungswirthschaft in den nordamerikanischen Südstaaten. Bd. I. Leipzig 1897.



Dem aristokratischen Süden stand der bereits theilweise stark industrielle und kommerzielle Norden gegenüber, der sich mehr und mehr zu einem demokratischen Gemeinwesen auswuchs, das den Südländern von Herzen unsympathisch war, während es ihnen durch seine wachsende Bevölkerung und Wohlhabendheit politisch immer gefährlich erscheinen mußte. Sie sahen, wie ihnen in der Zentralregierung zu Washington die Jahrzehnte lang innegehabte Macht von der nördlichen Majorität aus den Händen gewunden wurde. Als dies in der Wahl eines ausgesprochen mit dem Norden haltenden Präsidenten seinen Ausdruck erhielt, beschlossen sie, sich vom Norden zu trennen. Die Sklavenhalter befürchteten, daß die sklavereifeindlichen Tendenzen des Nordens, sofern man in der Union bliebe, Maßregeln zur Annahme verhelfen würden, die eine allmähliche Emanzipation der Schwarzen bezweckten, und dem wollten sie aus aristokratischem Klassengefühl, Rassenbewußtsein und Besitzinteresse vorbeugen. Sie waren überzeugt, daß eine Befreiung der Sklaven ihr Eigenthum, ihr Leben und ihre Sicherheit gefährden, den Süden in einen Zustand vollkommener Anarchie und wirthschaftlichen Ruins stürzen und die zum Leben in der Freiheit unfähigen Neger selbst allmählich ausrotten werde. Da sie in der Union nicht durchgedrungen waren — ihr Kandidat Breckinridge war gegen den nördlichen Republikaner Lincoln unterlegen —, entschlossen sie sich, aus der Union auszuscheiden und, sei es mit friedlichen, sei es mit kriegerischen Mitteln, sich ein selbstständiges Reich von Sklavenstaaten zu begründen.

Daß die Bewohner der Südstaaten an Zahl den Nordstaatlern nachstanden, wußten sie: an kriegerischer Tüchtigkeit aber fühlten sie sich ihnen mehr als gewachsen. Von je her hatten sie der Union neben den Staatsmännern vor Allem die Soldaten und die Offiziere gestellt. Der südliche Landwirth, herrschaftsgewohnt, durch ritterliche Künste gestählt, verachtete den „krämerhaften“ Norden, dessen Geist und Körper er durch Handarbeit auf dem Felde und in den Fabriken degradirt meinte, unendlich. Der nördliche Trödler, der mit seinen Waaren durch den Süden zog, galt ihm als der Typus des Yankee überhaupt.

Man war durch Mangel an Berührung mit der Welt, oder durch Mangel an Vergleichsobjekten in der Nähe, zu einer außerordentlichen Ueberschätzung der eigenen Leistungsfähigkeit gelangt; allmählich hatte sich die Anschauung zu einem Glaubenssatz erhoben, der Süden sei so mächtig, daß niemand es wagen könne, ihn mit Krieg zu überziehen. Geschähe es aber, so würde der Gegner hierfür büßen müssen. Mangels eines anderen Herrschers stand „King Cotton“, der König Baumwolle, im im Mittelpunkte des südstaatlichen Denkens. Man versorgte die ganze Welt mit diesem Stapelprodukte, und glaubte nun, da die Baumwolle das einzige große Produkt des Landes war, daß sie auch für andere Länder von einziger Wichtigkeit sei. Kein Land der Erde könne ohne Baumwolle

leben, die der größte Kulturträger des 19. Jahrhunderts geworden sei. England würde am Baumwollenmangel sofort zu Grunde gehen, der Anarchie und Revolution verfallen: Throne würden stürzen, die europäischen Arbeitermassen verhungern — kurz und gut, durch seine militärische Tüchtigkeit fühlte man sich dem Norden, durch seine Baumwollproduktion der ganzen Welt überlegen. Der Süden vermöge die Politik der Erde zu beherrschen. Sowie man die Baumwollproduktion unterbreche, müßte alle Welt am Throne des King Cotton um Frieden bittend erscheinen und die von den Südstaaten auferlegten Friedensbedingungen annehmen. So war, als man sich vom Norden trennte, die Zustimmung eine ungetheilte. Die Majorität im Süden glaubte sogar, ohne ernstlichen Krieg vom Norden loskommen zu können. Käme es aber doch dazu, so müßten England und Frankreich unter allen Umständen für schleunige Ausgleichung der Feindseligkeiten eintreten, damit sie keinen Tag der unumgänglich nothwendigen Zufuhren aus dem Süden zu entrathen hätten; schlimmsten Falls aber war man durchaus sicher, den Norden in kürzester Zeit auf die Knie und zu beliebigen Friedensbedingungen zwingen zu können.

Abfall und Blockadeerklärung.

Als es zur Lostrennung kam, ging der Süden in gehobener Stimmung in den Kampf. Den Beschluß der Sezession faßten zunächst am 4. Februar 1861 South-Karolina, Mississippi, Florida, Alabama, Georgia und Louisiana. Am 2. März schloß sich ihnen Texas an. Dann entstand eine Pause, bis die Beschießung von Fort Sumter am 12. April den Krieg eröffnete. Nunmehr folgten zwischen dem 7. und 21. Mai Virginia, North-Carolina, Tennessee und Arkansas. Dagegen gelang es nicht, dank dem rechtzeitigen Eingreifen nördlicher Truppen und der Energie eines Theils der zum Abfall nicht geneigten Bevölkerung, die Grenzstaaten Maryland, Delaware, Kentucky und Missouri thatsächlich zum Süden zu zählen, ebenso traten in Virginia Spaltungen ein, und West-Virginia jenseits der Alleghanies trennte sich im Juni von seinem alten Staat und machte sich selbständig. So umfaßten die Sezessionsstaaten 750000 Quadratmeter mit einer Bevölkerung von 9,1 Millionen, darunter 3,7 Millionen Farbigen. Von den nicht Baumwolle produzirenden Staaten hatten sie nur das östliche Virginia gewonnen. Ehe aber der Abfall der letzten Staaten sich vollzogen hatte, waren die ersten thatsächlichen Vorbereitungen zum Kriege bereits getroffen. Präsident Lincoln hatte nach der Beschießung von Fort Sumter ein Truppenaufgebot erlassen. Als Antwort hierauf hatte der südstaatliche Präsident Jefferson Davis durch eine Proklamation die Ausrüstung von Kaperschiffen und die Ausgabe von Kaperbriefen gegen die Vereinigten Staaten angekündigt. Nun erklärte Lincoln am 19. April eine Blockade der Südstaaten von South-Carolina bis Texas, wärend die Kaperschiffe, die unter der angemaßten Autorität der konföderirten Staaten in Aktion treten würden, als Piraten behandelt werden sollten. Die Blockade wurde am 27. Mai auf Virginia und North-Carolina ausgedehnt, und

damit ihr Bereich für die ganze Dauer des Krieges festgelegt. Dieser Schritt der Blokadeverhängung, der im Anfang sowohl aus verschiedenen Gründen vom Standpunkt des Nordens bedenklich, als auch für die Welt nicht der Komik zu entbehren schien, ist in seiner schrittweisen Durchführung eine der Hauptursachen, wenn nicht die Hauptursache für den Mißerfolg des Südens gewesen.

Die völkerrechtlichen Konsequenzen und die Effektivität der Blockade.

Die Blockade ist eine völkerrechtliche Maßregel*). Sie wird verhängt von einer kriegführenden Macht gegen eine fremde kriegführende Macht. Durch ihre Erklärung wurde also der Welt gegenüber die Anerkennung der Südstaaten als kriegführende Partei vom Norden ausgesprochen, und England trug alsbald kein Bedenken, die entsprechenden Folgerungen daraus zu ziehen. Den Versuch, die Blockade als eine Maßregel der inneren Polizeigewalt zu erklären (domestic municipal duty), wies man zurück. Hätte die Regierung in Washington die Häfen des Südens nur für geschlossen erklärt, weil man dort keinen Zoll erheben könnte, würde die Situation für England zweifelhafter gewesen sein. Am 13. Mai erließ die Königin von England eine Neutralitätsproklamation, die im Süden allgemein mit Freuden als erster Schritt zu einer europäischen Anerkennung begrüßt wurde, im Norden Bestürzung erregte. Dann mußte man sich aber mit der Thatsache abfinden, daß England die Aufbringung und den Verkauf von Prisen in seinen Häfen beiden Parteien am 1. Juni verbot, ein Schritt, der für den Süden ungleich ungünstiger war als für den Norden, da er die Wirkung des Kaperkrieges erheblich beeinträchtigte; der Norden besaß damals die zweitgrößte Handelsflotte der Welt und konnte durch Kaperei erheblich, der Süden, da er keine Handelsschiffe besaß, auf diese Weise kaum geschädigt werden. Alsbald folgte die französische Neutralitätsproklamation in gleicher Form am 10. Juni 1861. Frankreich gestattete zwar die Aufbringung aber nicht den Verkauf von Prisen. Die übrigen Mächte schlossen sich dem Vorgehen an.

So hatte die gedachte Blockadeerklärung die Anerkennung einer völkerrechtlichen Stellung der Südstaaten im Gefolge, und damit erhielten auch ihre Kaperschiffe und Kreuzer eine völkerrechtlich gesicherte Stellung vor der Behandlung als Seeräuber. Zunächst erschien es zweifelhaft, ob der Schritt der Blockadeerklärung diesem großen Nachtheil gegenüber für die Nordstaaten auch entsprechende Vortheile haben könnte, denn zur thatsächlichen Durchführung der Blockade schien es ihnen durchaus an den Mitteln zu fehlen. Nach den geltenden Anschauungen muß eine Blockade, um völkerrechtlich etwas zu bedeuten „effektiv sein“, d. i. sie darf nicht nur durch eine diplomatische Anzeige auf dem Papier anderen Mächten mitgetheilt werden, sondern es muß für Schiffe, welche die Einfahrt in blockirte Häfen versuchen, eine thatsächliche Gefährdung bestehen.

*) Vgl. hierzu die verschiedenen Arbeiten von Bernard.



Die Blockade und ihre Entwicklung.

Nun handelte es sich bei der vorzunehmenden effektiven Blockade aber um eine ganz gewaltige Küstenausdehnung. Die Strecke von der Chesapeake-Bay bis hinunter zum Golf von Mexiko und an der ganzen Golfküste entlang bis zur mexikanischen Grenze mißt in gerader Linie mehr als 3500 englische Meilen; dabei ist es ein an Einschnitten und Ausbuchtungen reiches Gebiet, so daß die Küstenlinie fast doppelt so lang ist. Durch zahlreiche vorgelagerte Inseln und vielfach hindurchführende Kanäle werden Häfen und Flußmündungen erschlossen, die, unter sich wiederum auf der inneren Linie vielfach in Verbindung stehend, Annäherung von verschiedenen Punkten aus gestatten. So war eine Kontrole des Verkehrs durch die natürlichen Verhältnisse gar sehr erschwert. Neben einer Reihe von guten Hafenplätzen, wie Norfolk, Wilmington, Charleston, Savannah, Pensacola, Mobile, New-Orleans und Galvaston besaß man noch 177 andere Landungsplätze: und diese alle thatsächlich zu bewachen, reichte der kleine Schiffsbestand der Nordseestaaten bei Beginn des Krieges auch nicht annähernd aus. Es war die Zeit des Uebergangs vom alten zum neuen Kriegsschiff, vom hölzernen Segler zum gepanzerten Dampfschiff, für dessen Erprobung gerade dieser Krieg die wichtigsten Gelegenheiten bot. Eine Anzahl der seit Kurzem erst als Kriegsschiffe eingeführten Dampfboote, eine Anzahl alter Segelschiffe war vorhanden, aber ihre Zahl war wenige Dutzend*): 26 von ersteren, 16 von letzteren standen im Dienst, 27 in Reserve: und an Ausrüstung, Offizieren, Mannschaft und Schulung bestand gleichmäßig Mangel; zumal ein Theil der fähigsten Offiziere dem Süden angehörte und nun in dessen neu zu bildenden Marine Dienste nahm. Von dem geringen Bestand war aber schließlich noch der größte Theil über die Welt auf Kreuzerfahrten verstreut.

Jedem anderen auch nur einigermaßen mächtigen Gegner gegenüber wäre der Norden in die allerübelste Lage gerathen. Beim Süden lag die Sache insofern anders, als er zunächst überhaupt keine diesen Namen verdienende Flotte besaß. Vom Lande her nahm er die Forts und Küstenbefestigungen mit Truppen in Besitz. Hieran vermochte ihn der Norden nicht zu hindern, anderenfalls würde der Krieg überhaupt vermieden werden: „eine starke Flotte würde die Sezession schon im Anfang unterdrückt haben.“**) Die Summe der sich aus der Besetzung ergebenden Vortheile aber vermochte der Süden seinerseits nicht auszunützen. Nur in Norfolk und Pensacola bestanden Werften. Alsbald auf ihnen eine große Bauthätigkeit zu entfalten, fehlte es, abgesehen davon, daß Pensacola nur für Reparaturen eingerichtet war, an Arbeitern und Technikern, an Material und an Industrien, die Material hätten im Lande erzeugen können. Nur drei nennenswerthe Eisenwalzwerke von mäßigstem Umfange waren vorhanden, davon zwei fern im Binnenlande.

*) Spears, History of our Navy. Bd. IV. New-York, 1897.

**) H. Wilson, Ironclads in Action. Bd. II S. 2.

Versuche, geschickte Eisenarbeiter aus England durch die Blockade hereinzubringen, mißlangen später.*) Auch vom Auslande konnte man keine genügende Anzahl von Schiffen beziehen. Einige Fahrzeuge erwarb man in Europa und einige Schiffe der vorhandenen Kriegsflotte, die gerade in südlichen Häfen lagen, gelang es, dem Norden abzunehmen, so den „Merrimac", dessen Kampf mit dem gepanzerten „Monitor" für die Entwickelung der Technik entscheidend wurde. Mit Ausnahme von vereinzelten Gefechten indeß, vermochten die Südstaatler der blockirenden Flotte nicht auf dem Wasser gegenüberzutreten.

Eine schwache Macht genügte, eine Blockade aufrecht zu erhalten. Hierzu kam, daß die Küsten außerordentlich lang und trotz der vorgelagerten Sandbänke und Untiefen die Plätze einer möglichen Landung verhältnißmäßig zahlreich waren, indeß nur wenige von diesen für Handel und Transport von wirklichem Werth werden konnten, indem für den Verkehr nur die Mündungen der schiffbaren Flüsse in Frage kamen, im Uebrigen aber für eine umfangreiche Güterbewegung von und nach anderen Plätzen die Gelegenheit fehlte.

Ein entwickeltes Netz von Eisenbahnen gab es überhaupt noch nicht: erst 6200 englische Meilen Schienenstrang waren 1860 in dem ganzen ungeheuren Gebiete im Betriebe. Eben war die erste Verbindung zwischen Washington und New-Orleans vollendet, große Querlinien ins Innere und im Innern fehlten, ja, man war sich im Süden sogar über die Nothwendigkeit und den Nutzen der Eisenbahnen im Zweifel, da das ausgebildete System von Wasserstraßen bisher für den Verkehr doch immer ausgereicht habe. Nur von Wilmington nach Richmond gab es eine gute Verbindung. Die vorhandenen Eisenbahnstrecken aber wurden für militärische Zwecke stark in Anspruch genommen, und da man in Folge der Absperrung bald für das abgenutzte Material an Schienen und Wagen keinen Ersatz mehr herbeischaffen konnte, kam es in einen immer leistungsunfähigeren Zustand.**)

So galt es, mangels guter Kunststraßen im ganzen Lande wesentlich nur die Eingänge dieser Flußläufe zu verschließen, um den Verkehr mit der See so gut wie abzuschneiden, alsdann von den Hauptflußläufen selbst Besitz zu ergreifen und dadurch den Verkehr im Innern zu hemmen. Auch hierzu besaß der Norden zunächst allerdings nicht das nöthige Schiffsmaterial. Sechs Wochen nach Proklamation der Blockade konnte von einer Thatsächlichkeit derselben kaum irgendwo die Rede sein. Erst nach und nach wurden durch Zusammenziehung der vorhandenen und Ankauf von neuen Kriegsschiffen die einzelnen Plätze einigermaßen abgesperrt und dadurch eine thatsächliche Blockade eingeführt.***) Bis zum 1. Dezember 1861 wurden 137 Fahrzeuge gekauft, darunter 58 Segler. Auch begann man

*) Wilson a. a. O. S. 178.

**) Jefferson Davis: Rise and Fall of the Confederacy.

***) Vergl. über die Thatsachen der Kriegsführung u. A.: The Navy in the Civil War, von Soley, Mahan und Ammen; History of the Confederate States Navy von Scharf.

stark zu bauen. Dann wurden allmählich Schiffe über die ganze Küste vertheilt, die Erklärung der Blockade wiederholt örtlich aufs Neue erlassen; an der Küste von Texas wurde sogar noch im Juli 1862 den fremden Schiffen die offizielle Warnung notifizirt, daß nunmehr eine Blockade eingeführt sei.

Der Mangel einer genügenden Flotte wurde im Laufe des Krieges durch Anschaffung von 600 Fahrzeugen, darunter 418 durch Kauf seitens der Nordstaaten allmählich beseitigt. Für den Süden aber blieb er bis zum Schluß bestehen und machte sich hier alsbald dadurch verhängnißvoll, daß, wo immer eine thatsächliche Blockademacht erst einmal erschienen war, es nicht wieder gelang, sie zu beseitigen. Eine Reihe von Versuchen wurden allerdings gemacht; sie blieben mangels der genügenden Kraft alle auf die Dauer wirkungslos, und mehr und mehr mußte man auf Hilfe von außen hoffen.

Blockade und Kreuzerkrieg.

Gegenüber der Thatsache, daß seine Küsten verschlossen wurden, halfen dem Süden weder die Maßregeln des Kaperkrieges, noch die Versuche des wohlorganisirten Blockadebruches durch Handelsschiffe an verschiedenen Stellen. Es gelang dem Norden, den Gürtel immer enger zu ziehen, die Blockade dauernd wirksamer zu gestalten.*) Er verbesserte sein Schiffsmaterial der Zahl und Qualität nach, führte neue Typen erfolgreich in den Kampf ein — Panzerung und Torpedotechnik machten eine Probe nach der andern durch; man vermochte den Schmuggelhandel zwar nicht zu beseitigen, ihm aber doch immer wirksamer zu steuern.

Dem gegenüber hatte es im Augenblick für den Krieg verhältnißmäßig wenig Bedeutung, daß die nordamerikanische Handelsflagge schnell von den Meeren verschwand. Ein Theil der Schiffe wurde aufgelegt, ein anderer sehr erheblicher suchte unter fremder Flagge Zuflucht.**) So gingen von der amerikanischen allein auf die britische über: 1861: 126 Schiffe mit 72 000 Tonnen; 1862: 135 Schiffe mit 75 000 Tonnen; 1863: 348 Schiffe mit 253 000 Tonnen; 1864: 106 Schiffe mit 92 000 Tonnen; im ganzen über 700 Schiffe mit rund 500 000 Tonnen.***) Schließlich verließen die Seeleute und Fischer des Nordens vielfach ihr Gewerbe und traten in die heimische Kriegsmarine ein. Gegen die Kaperei hatte man Anfangs im Norden dadurch vorgehen wollen, daß man sie entsprechend der Proklamation des Präsidenten als Seeraub behandelte. Nachdem man durch die Blockadeverhängung die Konföderirten als kriegführende Partei anerkannt hatte und darauf verwiesen wurde, daß man ja die Pariser Deklarationen

*) Vgl. Admiral Porter. The Naval History of the Civil War. London 1887. S. 33 ff.

**) Wilson, Ironclads. S. 169.

***) Vgl. auch F. M. Edge. The Destruction of the American Carrying Trade. London 1864.



von 1856, die die Kaperei verbieten, nicht unterzeichnet hatte, mußte dieser Standpunkt aufgegeben werden*), zumal der Süden mit Vergeltung an Kriegsgefangenen drohte.**)

Das Verbot der Aufbringung und des Verkaufs der Prisen in den neutralen Häfen und die Unmöglichkeit der Aufbringung in den südlichen blockirten Plätzen machte das Gewerbe für Private unrentabel. 67 Gesuche um Kaperbriefe waren eingelaufen. Im zweiten Jahre aber wurden diese privaten Kaper mit ihren kleinen Schiffen, diesen „Mosquitos des Seekrieges", die in der Nähe der südlichen Küste zu operiren versucht hatten, immer seltener. Sie gingen in die Reihen der Blockadebrecher über. Dagegen nahm die Zahl der südstaatlichen Kreuzer durch Ankäufe und Neubauten im Ausland zu. Darunter befanden sich Schiffe, die allmählich unter tüchtigen Kapitänen großen Ruhm ernteten, so die „Sumter", „Florida" und „Alabama".***) Diese mußten sich im Wesentlichen darauf beschränken, nordstaatliche Schiffe zu nehmen und auf hoher See zu zerstören oder zu verbrennen. Das Aufbringungsverbot einerseits verhinderte sie, jene mit ihrer Ladung zu Gunsten der Staatskasse des Südens im Auslande zu verkaufen, die Blockade andererseits, ihre Ladung der Konföderation direkt zuzuführen und der heimischen Konsumtion zu Gute kommen zu lassen.

So konnte der Kreuzerkrieg dem Norden sehr unbequem werden. 269 Fahrzeuge, fast ausnahmslos Segelschiffe, wurden den Nordstaaten vernichtet, einen Theil der Marine mußte man auf die Jagd nach den „Handelszerstörern" ausschicken, die Rhederei wurde zu Gunsten anderer Staaten, vor allen Dingen Englands, dauernd geschädigt. Im Uebrigen aber zeigte es sich, erstens daß ohne eine starke Vertheidigungsflotte selbst an einer so ausgedehnten Küste wie derjenigen der Südstaaten eine Blockade wirksam gemacht werden konnte, und zweitens daß der Kreuzerkrieg, welcher, wie Wilson†) richtig bemerkt, nichts Anderes als eine Vertheidigungsmaßregel einer zum maritimen Entscheidungskampf allzu schwachen Macht bedeutet, deren Schiffe oder Führer nicht im Stande sind, der feindlichen Schlachtflotte entgegenzutreten, für den Fortgang der Blockade sowie den Ausgang des Krieges als bedeutungslos sich erwies.

Die Blockade und der Blockadebruch.

Die einzige Möglichkeit, ohne eine ausreichende Flotte etwas gegen die Wirkungen der Blockade zu unternehmen, waren die

*) Bernard. Two lectures on the Present American War. London 1861.

**) Pollard. The Cort cause regained. New-York 1868.

***) R. Semmes. Memoirs of Service of Float. Baltimore 1869. A. Sinclair: Two years on the Alabama.

†) Wilson, a. a. O. S. 183.

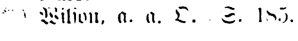
Versuche, die Blockade mit Handelsschiffen fortgesetzt zu brechen.*) Hierfür lagen in verschiedener Beziehung günstige Verhältnisse vor: die räumliche Ausdehnung der Küste, die anfängliche Kleinheit der blockirenden Macht, die geschilderte Eigenart des Wechsels von Inseln und Einschnitten und schließlich vor Allem die Vorlagerung einer Reihe von in fremdem Besitz befindlichen Inseln in nicht zu großer Entfernung von der Küste, nämlich der Bermuda- und die Bahamainseln und die Antillengruppe. Im Uebrigen grenzten die Südstaaten zu Lande außer an die feindlichen Nordstaaten bezw. die weite, unbewohnte Wüste des Westens nur an Mexiko, von wo dann gleichfalls ein Kontrebandehandel und indirekter Seeverkehr möglich wurde.

Die Blockade war, wie gesagt, zu Anfang nur in sehr geringem Umfange effektiv; erst Mitte 1862 wurde sie allmählich dichter gezogen. Da keine gefährlichen Gegner auf der See vorhanden waren, konnte man jeden Typus von Schiffen, Fährboote, Transportkähne u. dgl., mit den nöthigen Kanonen ausgerüstet, zur Blockade verwenden. — Immerhin würde dieses ungeeignetere und improvisirte Blockadematerial für das ungeheure Unternehmen nicht völlig ausgereicht haben, wenn man nicht einen weiteren Schritt in der Gewinnung von Stützpunkten für die Blockadeflotte an den feindlichen Küsten unternommen und allmählich eine Reihe der wichtigsten Landungsplätze zu gewinnen bezw. zu okkupiren vermocht hätte. Eine Landung und Festsetzung an feindlichen Küsten wird erst möglich, wenn man nicht zu befürchten hat, daß die gelandete Macht nachträglich durch ein Hand-in-Hand-Arbeiten der Flotte und der Armee von beiden Seiten eingeschlossen und vernichtet wird. Sobald man erkannte, daß eine solche Gefahr nicht vorläge, weil die Armeen des Gegners durch die Landmacht im Norden zurückgehalten wurden, und die Schaffung einer südstaatlichen überlegenen Flotte nicht zu fürchten war, machte man von der wirksamen Maßregel der Besetzung einiger Punkte Gebrauch. Im August 1861 wurde Hatteras Island okkupirt, im November Port Royal, 1862 nahm man im Februar Roanoke Island, im März desselben Jahres Fernandina und Saint Augustine in Florida, im April Beaufort und vor Allem Neu-Orleans, den Schlüssel des Mississippithales. Im Mai Norfolk und Pensacola. Im November 1863 nahm man Brazos Island, Mobile im August und Savannah im Dezember 1864, die letzten Häfenplätze Charleston und Wilmington Anfang 1865. „In seinem letzten Todeskampfe hatte der Süden überhaupt keine Häfen mehr.**)"

In der ersten Zeit war der Kontrebandehandel vielfach direkt zwischen Europa und den Südstaaten vor sich gegangen. Als aber die beobachtenden Schiffe und die nordstaatlichen Kreuzer auf der hohen See zahlreicher

*) Vgl. Th. E. Tailor. Running the Blockade. London 1886. W. Watson. Adventures of a Blockade Runner. London 1892. J. Wilkinson. The Narrative of a Blockade Runner. New-York. 1877.

**) Wilson, a. a. O. S. 185.





wurden, gelangte man zu anderen Methoden. Es wuchsen Zwischenstationen auf den gedachten Inseln empor, welche von den Schiffen in beiden Richtungen angelaufen wurden. Die Entfernung von Bermuda nach Wilmington betrug 674 englische Meilen, 772 nach Charleston, 834 nach Savannah. Von Nassau auf den Bahamas stellen sich die Meilenzahlen auf 570, 515 und 500: Strecken, die in etwa drei Tagen zurückgelegt werden konnten. Für diesen Handel verwandte man mit Vorliebe alte, möglichst billige Schiffe.

Als die nördlichen Prisengerichte aber auch mit solcher Unterbrechung gefahrene Schiffe als Blockadebrecher kondemnirten und England, das im eigenen Interesse stets für eine möglichst weite Ausdehnung der Machtbefugniß seekriegführender Mächte ist, dies entsprechend den Entscheidungen seiner eigenen Admiralitätsgerichte als berechtigt anerkannte, ging man noch einen Schritt weiter, und theilte die Reisen vollkommen. Nassau, besonders günstig rings von englischen, neutralen Inseln und Gewässern umgeben, wurde der Sitz zahlreicher Handelshäuser, denen mit großen Seeschiffen von Europa Waren zugeführt wurden, um alsbald von ihnen auf kleine Schiffe umgeladen und nach den südlichen Häfen hineingeschafft zu werden; bezw. besorgten sie in gleicher Weise die Umladung der auf den Blockadebrechern herausgeschafften Baumwolle als Rückfracht auf die großen Schiffe nach Europa. Für diese Fahrt zwischen den Inseln und den blockirten Plätzen wurden allmählich besondere Typen von flachen, niedrigen, raschen und unscheinbaren Dampfern konstruirt, die ihrer Spezialbestimmung möglichst angepaßt waren. Vom Juli 1862 bis Juli 1863 fuhren nach Scharf*) 57 Dampfer und 91 Segler von Nassau auf südstaatliche Häfen, von denen 51 bezw. 55 die Landung gelang, 44 bezw. 45 kamen von dort an.

Zwischen November 1861 und März 1864 sollen nach Spears 84 Dampfer am Blockadebruch betheiligt gewesen sein, die 363 Reisen nach Nassau, 65 nach andern Häfen machten. Außerdem verkehrten in Nassau 100 Schooner. Von den Dampfern wurden 37 genommen, 12 ganz, 11 theilweise verloren, einer ging unter.**)

In Nassau hatte auch die Konfiderirte Regierung ihre Agenten und besorgte ihre Baumwollverschiffungen und Materialbezüge.

Auch in Havana war das Geschäft vielfach recht lebhaft, und noch 1863 liefen Dutzende von Blockadebrechern aus seinem Hafen, namentlich nach den zahlreichen Mündungen und Einschnitten des Mississippi Deltas und den übrigen Golfplätzen. Doch hatte hier und auf St. Thomas bereits seit der Besetzung von New-Orleans das Geschäft wesentlich an Umfang abgenommen. Eine besondere Rotte spielte schließlich Matamoras am Rio Grande. Dies war ein mexikanischer Hafen, flußaufwärts, am

*) History of the Confederate States Navy. New York 1887. S. 473.
**) A. a. O. Bd. IV. S. 63.



Grenzstrom gelegen. Seiner Natur nach war er allerdings schwer zugänglich, selbst für kleine Schiffe. So lange keine feindlichen Truppen auf dem Lande stationirt waren, konnte man von dort aus indeß ohne jede Schwierigkeit über den Rio Grande nach Texas Handel treiben. Namentlich eine Reihe von deutschen Häusern hat in der damaligen Zeit hier große Vermögen erworben.*) Am 23. April lagen dort nach Scharff gleichzeitig 70 Baumwollschiffe, der Mangel an geeigneten Verkehrsmitteln durch die öden Grenzgebiete hindurch und die Abgelegenheit der Gegend, welche nicht an das südliche Eisenbahnnetz angeschlossen war, verhinderte jedoch, daß das Geschäft sich allzu erheblich ausdehnte.

Hat nun dieser verschiedenartige Schmuggelhandel, der einzelnen Personen große Vermögen schaffte und so einträglich war, daß, wenn von drei abgegangenen Schiffen nur zwei ankamen, doch noch ein erheblicher Profit für Rheder und Kaufleute nachblieb, die Wirkung der Blockade illusorisch zu machen vermocht? — Das kann keineswegs behauptet werden. Beim Schiffahrtsverkehr in den einzelnen Häfen handelte es sich um Hunderte und Tausende von jährlich aus und eingehenden Fahrzeugen. Eine Baumwollernte von 4 000 000 Ballen = ca. 2 Milliarden Pfund jährlich zu bewegen hätte es z. B. allein eines Schiffsraumes von ca. 3/4 Millionen Tonnen bedurft, oder 1000—2000 ausgehender Schiffe von damals üblicher Größe. Die Herein- und Herausbringung einzelner oder Dutzender oder selbst einiger Hundert der kleinen Blockadebrecher — die größten faßten 400—500 Tonnen, konnten den fehlenden regelmäßigen Großverkehr keineswegs ersetzen. Eine bestimmte Menge von Gebrauchsgegenständen, ferner von Geschützen, Handwaffen und Munition konnte eingebracht, einzelne Baumwollladungen herausgeführt und damit gewissen lokalen Bedürfnissen zeitweilige Befriedigung geschaffen werden. Der Kaufmannsstand als solcher wird sich nie auf derartig gewagte Experimente erheblicher Gefährdung seiner Unternehmungen im Großen einlassen, sondern dies wird höchstens von einzelnen Spekulantengruppen gewagt. Ein großer Handel entstand nicht. — Dieser Thatsachen und ihrer verschiedenen Folgen wurde man sich im Süden erst allmählich bewußt. Anfangs war man mit dem System des Blockadebruchs bedingungslos einverstanden. Allmählich traten dann aber mancherlei unerwartete und unerfreuliche Folgen und Nebenerscheinungen zu Tage: man mußte auch hier die Meinung ändern. An das ganze Geschäft knüpfte eine ungeheuerliche Spekulation an, die in großen Auktionen und Ringbildungen die Preise beliebig herauftrieb. Namentlich in Wilmington entwickelte sich

*) Daß die deutschen Häuser bereits frühzeitig hierher gingen, hatte seinen Grund nach der Mittheilung eines Betheiligten in den von deutschen Baumwollhäusern während des Krimkrieges gemachten Erfahrungen, die damals von Königsberg und Memel aus ein lebhaftes Geschäft nach Rußland hinein entwickelt hatten und die dort gemachten Erfahrungen nun an der mexikanischen Grenze wieder ausnützten.



ein wildes, zügelloses Genußleben der betheiligten Spekulanten, das auch andere Kreise ergriff. Die Blockadebrecher brachten ferner keineswegs stets diejenigen Waaren herein, deren man für die Kriegführung und die gewöhnliche Lebenshaltung besonders dringend bedurfte, sondern Luxus-Artikel, die dazu dienten, das Leben einzelner Klassen ungebührlich herauf zu schrauben und dabei noch das bare Geld aus dem Lande zogen.

Die Regierung ihrerseits fühlte sich nicht im Stande, den mehrfachen Vorschlägen entsprechend, das Geschäft selbst in die Hand zu nehmen. Sie besaß zwar einige Blockadebrecher für ihre eigene Rechnung, und war an anderen mit Parten betheiligt. Im Ganzen aber überließ man das Geschäft privater Initiative. Kleinere Schiffseigenthümer, eine Anzahl von inländischen und ausländischen Marineoffizieren und schließlich Abenteurer widmeten sich von Anfang an der gewinnreichen, aber gefahrvollen Beschäftigung.*) Die dreifache Erhöhung der Profite war Anlockung genug. Es entstanden alsdann allmählich große Unternehmungen zum Zwecke organisirten Blokadebruches, so in Amerika die Virginia Volunteer Navy Company mit einem Kapital von $1\frac{1}{2}$ Millionen Dollars und die Old Dominion Trade Company, später entstanden dann große Gesellschaften für den gleichen Zweck in England**). Mächtige Firmen machten große Profite und gewannen riesige Macht und Einfluß im Lande: The Bee Company, Collin Company, Fraser, Trenholm & Co. machten Anfangs 100—200, später bei der steigenden Ausfuhr und dem sinkenden Geldwerthe 1500—2000 Prozent nominaler Profite. Trotzdem man rechnen konnte, daß von fünf Schiffen zwei verloren gingen, sollte letztere Firma allein über 30 Millionen aus dem Kriege gerettet haben***).

Angesichts der wachsenden Mißstände mußte man sich regierungsseitig zu gewissen einschränkenden Maßregeln entschließen: doch geschah dies erst spät und zögernd, da man nicht wünschte, auch die nützlichen Seiten des Blockadebruches die Zufuhr von Lebensbedarf und Kriegsmaterial, zu gefährden. Am 6. Februar 1864 wurde der Import von Luxusartikeln, wie theure Kleidung, Liqueure, Delikatessen, sowie die Ausfuhr von Baumwolle, Terpentin durch Gesetz verboten, und ferner versuchte man, am 1. März gewisse Maximalpreise für Textilwaaren vorzuschreiben. Die Regierung behielt sich die Benützung eines Theils der verkehrenden Schiffsräume zu bestimmten Preisen für ihre eigenen Zwecke vor, und beanspruchte allein das Recht, Baumwolle, Tabak rc. auszuführen. Es scheint nicht, daß die hieran geknüpften Hoffnungen, aber auch nicht die Befürchtungen, das Geschäft könne allzusehr eingeschränkt werden, vollkommen in Erfüllung gingen. Verschiedenen Unternehmungen wurde indeß hierdurch und durch die fortschreitende Verdichtung des Blockade-

*) Scharf a. a. O.
**) Wilson (a. a. O. S. 188).
***) T. C. de Leon, Four years in Rebel's Country. Mobile 1890. S. 279.

gürtels und dann die allmähliche Okkupation aller wichtigen Küstenplätze das Lebenslicht ausgeblasen.

So waren also bei dieser Blockade trotz der scheinbaren Schwierigkeiten, die sich dem Norden boten, in Wirklichkeit die Chancen auf alle Fälle wesentlich gegen den Süden gerichtet, soweit innere oder äußere maritime Intervention außer Frage stand.

Eine Verstärkung der Wirkungen wurde aber durch eine Ausdehnung der Operationen auf die Flußläufe erreicht, durch welche die Trennung der einzelnen Landestheile von einander bewerkstelligt wurde.

Die Stellung des Nordens und des Südens zum Außenhandel der Konföderation.

In einer falschen Auffassung der Situation hatte der Süden seinerseits zu Anfang seine Lage ungünstiger gestaltet und gewisse nachtheilige Wirkungen beschleunigt, die er hätte hintanhalten können.

Natürlich belegte der Norden den Handel mit dem Süden mit einem Interdikt. Durch Gesetz der Nordstaaten vom 13. Juli 1861 wurde bestimmt, daß alle über die Grenzen eines als im Aufstand befindlich erklärten Landestheils ein- und ausgehenden Waaren und die Fahrzeuge, worin sie befördert wurden, an die Vereinigten Staaten verfallen sollten*). Der Süden aber erkannte nicht die Gefahr, welche hierin lang, vielmehr erließ der Präsident Davis auf Grund eines Beschlusses des konföderirten Kongresses am 21. Mai ein Verbot der Ausfuhr von Baumwolle, um hierdurch die mit Sicherheit erwartete Intervention Englands zu beschleunigen. Nur durch die Regierung oder mit ihrer Erlaubniß sollte Baumwolle ausgeführt werden können, alle anderen Ausfuhrversuche mit Geld- und Gefängnißstrafe sowie Konfiskation bestraft werden. Im August wurde dieses Gesetz auf Reis, Zucker, Melasse, Syrup, Pech, Harz, Theer, Terpentin ausgedehnt**). Anstatt, wie voraussichtige Männer riethen, mit aller Energie alle verfügbare Baumwolle aufzukaufen und aus dem Lande zu bringen, um dadurch in Europa große Kredite zu beschaffen, wurde hiermit frühzeitiger als sonst das Geschäft gehemmt, was, wie weiter unten zu schildern sein wird, von den nachtheiligsten Folgen für die Finanzen des neuen Staates war. Man arbeitete den blockirenden Schiffen des Nordens somit direkt in die Hände. Nur in beschränktem Umfang, für die Aufnahme eines Baumwollanlehns von 15 000 000 Dollars, beabsichtigte man Baumwolle von Staatswegen auszuführen.

Zeitungen und Versammlungsresolutionen wetteiferten in der Aufforderung die Baumwolle zurückzuhalten, oder wo immer die Gefahr einer Weg-

*) An Act to Provide for the Collection of Duties on Exports and for other Purposes.

**) The Statutes of Large of the Provisional Government of the Confederate States of America. S. 152 und 170.



nahme durch den Feind vorläge, sie zu verbrennen. Das wurde vielfach befolgt, und „die Feuer des Patriotismus“ mit lauter Freude begrüßt*). Neben dem Wunsche, auf England einzuwirken, war man zu diesem Entschluß durch eine Ueberschätzung der Ressourcen des Landes gekommen. Denn man war von dem Wahn beherrscht, „daß man das Ausland nicht brauche: nur 3 Jahre Blockade und man wäre vollständig in seiner Versorgung selbständig“**). Man beschwichtigte sich selbst auch nach Bekanntwerden der Anerkennung der Blockade durch die europäischen Mächte mit diesem Gedanken, während der steigende Nothstand und die ausbleibende Hilfe von außen dann ein gewisses Gefühl des Trotzes erzeugt zu haben scheint: Nun dürfe man der Welt gerade keine Baumwolle liefern***).

Versuche zur Förderung der inneren Produktion.

Ende des zweiten Jahres haben sich die Ansichten schon geklärt und nunmehr erließ am 10. April der Präsident Davis eine Proklamation†) gegen die Fortsetzung der Erzeugung der alten Stapel-Artikel überhaupt im Interesse der Versorgung des Landes. Das Jahr 1862 hatte wegen herrschender Dürre eine schlechte Ernte gebracht. Er forderte zur Produktion von Mais, Hafer, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln und anderen Nahrungsmitteln für Mensch und Vieh, sowie zur Viehzucht statt des Tabak- und und Baumwollpflanzens auf; sonst seien ernste, wenn nicht verhängnißvolle Folgen vorauszusehen, falls es noch einmal eine schlechte Ernte geben sollte. Auch solle man an den Eisenbahnen und Landstraßen Futter für die vorbeiziehenden Heere anpflanzen. Daß es mit der eigenen Produktion von bisher aus der Fremde bezogenen Gewerbeerzeugnissen aber nicht so leicht ging, davon mußte man sich gleichfalls auf die Dauer überzeugen. Als die Vorräthe erschöpft waren und neue Massenzufuhren ausblieben, dauerte es garnicht lange, daß Mangel an den nothwendigsten Materialien eintrat.

Zur Förderung der Erzeugung industrieller Rohmaterialien war in Richmond ein Bureau of Nitre and Mines eingerichtet, aber man hatte keine leistungsfähigen Bergwerke und Salzminen: namentlich die Abtrennung Westvirginiens war aus diesem Grunde höchst bedauerlich: die Versuche zur Errichtung neuer großer Fabriken konnten nicht wohl zum Erfolg führen, da man weder Unternehmer, noch Arbeiter, noch Kapital zur Verfügung hatte. Im ganzen Alleghany-Gebirge waren zwar reiche Mineralschätze, doch war noch kaum ein Anfang mit ihrer Gewinnung gemacht. Von Anbeginn war das Eisen rar und die Preise stiegen bald enorm. Alte Schienen und Schrott stiegen zu kolossaler Preishöhe. Es fehlte an Pulver und Waffen, an Medizin und Verbandmaterial, bald an Kleidung und Schuh-

*) Rhodes History of the United States, Bd. III, S. 551, 629.
**) Vergl. auch Ed. Pollard. Life of Jefferson Davis. Philadelphia. S. 166.
***) Life in the South from the Commencement of the War by a Blockaded British Subject.
†) Edmond Ollier. History of the United States. (Cassel's History.)

zeug, Zelten und Decken*). Einzelne Ausnahmen allerdings sind zu verzeichnen. Man machte einige Fortschritte in der Waffen- und Pulverfabrikation und dergleichen. Im Ganzen war man aber auf solche Ersatzmittel ausbleibender Zufuhren von Gewerbeerzeugnissen angewiesen, welche der Hausfleiß zu ersinnen vermochte.

Die Ressourcen des Landes.

Der Zustand, in dem der Süden sich um diese Zeit befand, geht ziemlich klar aus dem Zensus von 1860 hervor.**) In den abgefallenen Staaten mit ihren 9,1 Millionen Einwohnern oder drei Zehnteln der Bevölkerung des Landes wurden von einer Gesammternte von 173 Millionen Bushels Weizen 30,2 Millionen Bushels oder etwas mehr als 1/6 produzirt, von dem Hauptnahrungsmittel Mais dagegen bei einer Gesammternte von 839 Millionen Bushels 282,7 Millionen oder fast 1/3, an Hafer lieferte man 19,9 Millionen Bushels oder 1/9 der Gesammternte, an Erbsen und Bohnen von 15 Millionen Bushels 11½ Millionen oder mehr als 2/3; an gewöhnlichen irischen Kartoffeln von 111 Millionen Bushels nur etwa 7 Millionen oder 1/15, dagegen 38 Millionen Bushels oder über 90 Prozent von der süßen Kartoffel. Weit zurück stand man in der Butter- und Käse-Produktion, in der Produktion von Gemüse 2c. Bedeutend war die Erzeugung von Wolle, Flachs, der Bestand an Pferden und Maultieren, mehr als proportional der Bevölkerung derjenige an Zug- und anderem Rindvieh, und schließlich erzeugte man den ganzen Ertrag der Baumwolle, Reis, Rohrzucker und einen sehr großen Theil des Tabacks. Was den Nahrungsbedarf anging, konnte man es wohl mit dem Norden aufnehmen; nur die feineren Gärtnerei- und Wiesen-Produkte sowie Weizen und Fleischkonserven hatte man ständig zugeführt. Eine Hungersnoth also war im Süden, was die Produktion von Nahrungsmitteln angeht, sofern nicht Mißernten eintraten, nicht anzunehmen. Anders lag es, wie zu zeigen sein wird, mit den Verkehrsverhältnissen. Und die Produktion wurde schwieriger, als ein großer Theil der männlichen weißen Bevölkerung in den Krieg ging, der bisher zwar nicht an der Feldarbeit betheiligt gewesen war, aber doch die Aufsicht und Betriebsleitung geführt hatte. Verhängnißvoll schließlich erwies sich die Absperrung einzelner Landestheile von einander durch die militärische Beherrschung der Hauptflußläufe vermittelst nordstaatlicher Schiffe und gegen Ende des Krieges die Einfälle nordstaatlicher Armeen, die absichtlich alle Bestände an Nahrungs- und Futtermitteln, Vieh und Ackerbaugeräthen zerstörte.

Ungleich schlimmer stand es von vornherein mit der gewerblichen Erzeugung. Der Zensus von 1860 giebt ein anschauliches Bild von der Verteilung der gewerblichen Betriebe und ihrer Arbeiter auf die beiden einander

*) Davis. Rise and Fall. Bd. I. S. 471.
**) Census of the United States in 1860. Manufactures. Washington 1865.

bekriegenden Staatengruppen; die Aufstellung thut die Geringfügigkeit und Beschränktheit der industriellen Entwickelung des Südens und damit seine Abhängigkeit in der Beschaffung der meisten Gebrauchs- und Kleidungsgegenstände, sowie der Kriegsmaterialien von den Nordstaaten bezw. vom Auslande klar dar.

Von den 661 nicht landwirthschaftlichen, verschiedenen Gewerbegruppen, die der Zensus in der Union unterschied, sind überhaupt nur wenig über ein Drittel, 233 in den Sezessionsstaaten vertreten gewesen. Auf sie entfallen 20631 Betriebe mit 110721 Arbeitern, 98583 männlichen und 12138 weiblichen, d. h. nur etwa ein Siebentel aller gewerblichen Betriebe und nur ein Zwölftel aller gewerbsthätigen Personen der Union.

Noch deutlicher ergiebt sich aber der geringe Umfang dieser südlichen Industrie aus einem Vergleich der Betriebsgestaltung und der Leistungen. Die in den Industrien des Südens und denen des Nordens der Union investirten Kapitalien verhalten sich wie 1 : 10, auf knapp 96 Millionen Dollars wird die gesammte gewerbliche Kapitalanlage in den Südstaaten 1860 geschätzt, während sie in der gesammten Union eine Milliarde übersteigt. Noch schärfer aber sind die Unterschiede in der Betriebsintensität, ein Beleg für die Richtigkeit des Gesetzes von den zunehmenden Erträgen in der Industrie. Die jährlichen Aufwendungen der südlichen Gewerbe für Rohmaterial, in der Höhe von 86½ Millionen Dollar, und Arbeitslöhne und Betriebsspesen, mit 28⅔ Millionen, stellen nur ein Zwölftel des Aufwandes der gesammten Industrie der Union für diese Zwecke dar. Demgemäß trugen die Gewerbe in den Sezessionsstaaten mit ihrem Produktionsertrage im Gesammtbetrag von 155½ Millionen Dollar nur ein Zwölftel zu der Gesammtgewerbeproduktion der Union bei.

Nennenswerthe Leistungen wiesen eben unter den durchweg Klein- und Mittelbetriebe darstellenden Unternehmungen des Südens — nur in 27 Gewerbezweigen überhaupt wurden mehr als 1000 Arbeiter gezählt — nur die landwirthschaftlichen Industrien auf, die Getreide- und Maismüllerei, die Sägemühlen, die Tabackmanufaktur und die forstwirthschaftliche Terpentingewinnung. In unverhältnißmäßig geringem Umfange wurde das Stapelprodukt, die Baumwolle, an Ort und Stelle industriell verarbeitet und die sonst noch in Betracht kommenden Gruppen, wie das Schmiede- und Maschinengewerbe, die Eisen- und Erzverarbeitung, der Wagenbau und das Bekleidungsgewerbe waren minimal.

Aber selbst in den umfangreichsten Gewerbezweigen standen die Leistungen des Südens zu denen des Gesammtgewerbes der Union in keinem Verhältniß. Die Weizen- und Maismüllereien des Südens machten mit ihren Erträgen von 38 Mill. Doll. nur ein Siebentel bis ein Sechstel, die Sägewerke mit ihren 18½ Mill. Doll. Produkten ein Fünftel, die Baumwollweberei mit Erzeugnissen im Werthe von 8 Mill. Doll. kaum das vierzehn- bis dreizehnfache der Gesammtproduktion der Union aus.

Wie wenig erst auf anderen Gebieten, z. B. in der Schuhwaaren-fabrikation und der Kleiderverfertigung die Produktion des Südens aus-reichen konnte, zeigt folgender Vergleich: Auf 9,1 Mill. Bewohner der Südstaaten wurden an Stiefeln und Kleidern zusammen etwa für $6^1/_2$ Mill. Doll. dort im Gewerbebetrieb hergestellt, in der ganzen Union aber auf 31,4 Mill. Bewohner für 180 Mill. Doll., d. i. in den Nordstaaten auf den Kopf elf bis zwölfmal so viel wie in den Südstaaten, wobei die Baumwollweberei nicht einmal berücksichtigt ist. Allerdings bestand im Süden eine ungleich größere Entfaltung des Hausgewerbes: Spinnrad und Handwebstuhl waren auf den Pflanzungen und in den Hütten der armen Weißen noch vielfach heimisch.*)

Die gesammte Eisenindustrie der Sezessionsstaaten erzeugte 1860 nur Waaren im Gesammtwerth von 15 bis 16 Mill. Doll., wohingegen die übrige Union in denselben Betriebszweigen allein über 200 Millionen Dollar lieferte, ungezählt all' diejenigen Eisen-fabrikate und Geräthe, auf deren Herstellung der Süden überhaupt nicht eingerichtet war.

Das Schiffbaugewerbe war mit 36 Betrieben, die zusammen 560 Arbeiter beschäftigten und etwa für 800 000 Dollars jährlich Bauten ausführten, besetzt: in der ganzen Union aber belief sich die Zahl der Schiff-baubetriebe auf 612, in denen 9260 Arbeiter 1860 für $11^2/_3$ Millionen Dollar Schiffe fertig gestellt hatten. —

Von den rund 110 000 gewerblich beschäftigten Männern und Frauen des Südens waren wenig mehr als ein Fünftel in den Betrieben für Eisen- und Erzverarbeitung und für Holzkonstruktionen beschäftigt, kaum 24 000 Leute, die für die Herstellung von Kriegsbedarf, Transportmitteln und Maschinen hätten in Frage kommen können.

Versuche der Bedarfsbeschaffung während des Krieges und ihr Erfolg.

Es bestanden für den Süden drei Möglichkeiten des Versuchs, den nothwendigen Bedarf zu beschaffen: eigene Erzeugung durch Weiter-ausgestaltung der verschiedenen Gewerbe, militärische Züge zum Zweck des Fouragirens und der Requisitionen in den Norden oder Heranziehung von Uebersee. Die letzteren beiden Wege wurden alsbald ungangbar, namentlich die ausreichende Heranziehung von Uebersee wurde mehr und mehr unmöglich, je weiter die hermetische Absperrung fortschritt und die Blockade durch eine Okkupation der Küstenplätze und Sperrung der binnenländischen Gewässer ergänzt wurde. Am 25. Februar 1862 war New-Orleans ge-fallen, am 5. Juni ergab sich Memphis, am 4. Juli 1863 fiel Vicksburg. Der Mississippi war jetzt für die Nordstaaten von der Grenze bis nach

*) Vgl. die Schilderung und Quellen dafür bei von Halle: Baumwoll-produktion u. s. w. a. a. O.

**) Ollier, a. a. O. Bd. III. S. 506.



Illinois geöffnet*), eine wirksame Trennung der westlichen und der östlichen Hälfte der Konföderation durchgeführt, die dann durch Expeditionen in die Nebenflüsse hinein, namentlich durch die Absperrung des Red River und Verschließung des Weges von Texas, ihre Wirkung immer weiter erstrecken konnte; gleichfalls Erfolge, die der Norden seiner Ueberlegenheit auf dem Wasser verdankte.

An aggressiver Kraft aber, zur Fouragirung nach Norden vorzudringen fehlte es den südlichen Heeren auf die Dauer; der Norden blieb einem Handelsverkehr trotz gelegentlichen Schmuggels und eines dort regierungsseitig konzessionirten sehr beschränkten Verkehrs im Ganzen abgesperrt. Gegen solche Konzessionen allzu frühzeitiger Wiederaufnahme des Handels wandten sich übrigens die militärischen Autoritäten der Nordstaaten auf das Nachdrücklichste.**)

Die okkupirten Häfen wie New-Orleans, Beaufort, Port Royal wurden unter Kontrole der nordstaatlichen Autoritäten dem Handel wieder geöffnet. Die Führer der nordstaatlichen Armeen waren aber auf das Entschiedenste bestrebt, Zufuhren für das Feindesland zu verhindern. Grant***) schrieb z. B. am 20. Juli 1863 von Vicksburg an das Schatzamt: „Irgend welcher Handel mit den Rebellenstaaten muß die Macht der Vereinigten Staaten um ein Drittel vermindern. Jeder Handel, der gestattet wird, wird dazu ausgenutzt, dem Feinde Bedürfnisse zuzuführen.“ Erst Ende 1864 wurde der Ankauf südlicher Produkte unter gewissen Kautelen in weiten Theilen des Landes vorübergehend wieder gestattet, im April 1865 alle Handelsbeschränkungen aufgehoben.

So mußte der Süden immer mehr versuchen, sich auf die Entwickelung der inneren Ressourcen und des inneren Marktes einzurichten, doch der Erfolg zeigte, daß man auch hierzu nicht im Stande war.†)

Seit dem dritten Jahre hatte man eine mehr als ausreichende Quantität von Fleisch und Getreide erzeugt. Noch gegen Ende des Krieges hört man aus verschiedenen Landestheilen von reichlich vorhandenen Vorräthen. Die nordstaatlichen Truppen fanden auf ihren Einfällen in verschiedenen Landestheilen nicht nur im Westen, sondern auch in den Küstenstaaten große Vorräthe. Sherman's Truppen konnten im vierten Jahre der Blockade allein auf ihrem Marsche in Georgia für über 100 Millionen Dollar Werthe, darunter große Mengen von Getreide und Vieh, mit Beschlag belegen, wovon man für die eigene Versorgung etwa nur für 20 Millionen Dollar verwandte, während der Rest zerstört

*) Mahan. The Gulf and Inland Waters. S. 173.

**) Scharf, a. a. O. 486 ff.

***) Davis. Rise and Fall. Bd. II. S. 350.

†) H. S. Thrall. A Pictorial History of Texas. St. Louis. 1879. S. 400. S. a. Watson, a. a. O. S. 51. Parthenia A. Hague. A Blockaded Family. Life in Southern Alabama. Boston und New-York 1888. S. 17. S. 33, 34 ff.

wurde.*) Der Hauptzweck verschiedener Einfälle und Reiterzüge war ausgesprochenermaßen, den Süden der Vorräthe zu berauben, erst in zweiter Linie suchte man Baumwolle herauszuholen. Sheridan zerstörte in dem einen Bezirk Rockingham County 100 000 Bushels Weizen, 50 000 Bushels Mais, 6200 Tonnen Heu, 11 000 Stück Groß- und Kleinvieh.**) Auch nach Schluß des Krieges fanden sich in den nicht vom Feinde berührten Landestheilen weit über Erwarten große Vorräthe an Nahrungsmitteln. Die Aufforderung der Regierung hatte also nach dieser Richtung hin gewirkt. Aber die völlig unzureichenden Verkehrsmittel, die mangelhafte Organisation des Trains und das ungenügende Organisationstalent der südstaatlichen Militärbeamten für Massenversorgung***) führte in einzelnen Landestheilen auch gelegentlich Nahrungsmangel und bei der Armee zu Zeiten ein schlimmes Darbenmüssen herbei.

Ständig gingen dabei die wenigen vorhandenen Verkehrsmittel mangels einer Ersatzmöglichkeit für die verbrauchten Wagen und Schienen an Leistungsfähigkeit zurück.

Wirklich empfindlich wurde schon früh das Fehlen der üblichen Genußmittel wie Kaffee, Thee, Gewürze u. s. w., weit mehr aber noch der Mangel an Kleidung und Schuhen. Die Möbel wurden allmählich abgenützt, Glas und Porzellan, Küchengeräth wurde seltener, primitive Thonwaaren, selbstgeschnitzte Holzgeräthe nahmen deren Platz ein. Es fehlte an Druck- und Schreibpapier, an Stiefelwichse und Zündhölzern. An den Häusern verdarben die Thüren und Fenster aus Mangel an neuen Angeln und Beschlägen und Farben; die Landwirthschaft konnte keine neuen Geräthe beschaffen, der Armee fehlte Kleidung, Fußzeug, Decken und Zelte, Sättel und Geschirr, Wagenpark für Train und Artillerie. General Lee wußte zeitweilig nicht, woher er Ausrüstung und Waffen sowie Schießbedarf für seine Mannschaften nehmen sollte.†)

In den wenigen Städten, welche von den Blockadebrechern Zufuhren erhielten, konnten diejenigen, welche über Mittel verfügten, oder über einen Besitz, den sie verkaufen konnten, verhältnißmäßig gut leben, ja der gedachte zeitweilige üppige Luxus entfaltete sich an einzelnen Punkten, je mehr das Geld an Werth verlor. Zu anderen Zeiten war es aber selbst für reichere Leute schwer, den nothwendigsten Bedarf zu erwerben††) und öde Leere

*) G. W. Nicolls. Story of the Great March. London 1865. Bd. I. S. 332.

**) Pollard a. a. O. S. 402.

***) A. Rebel, War Clerks Diary, Bd. I, S. 286 erzählt, daß den Quartiermeistern aus eigenem Lager Durchstechereien mit Spekulanten und Wucherern vorgeworfen wurden.

†) Davis a. a. O. A Blockaded British Subject S. 292. Rhodes History Bd. IV, 545 ff. s. a. Lizzy C. Daniel, Confederate Scrapbook. Richmond 1892. Weitere Quellen bei Rhodes a. a. O.

††) Mrs. Varina Davis a. a. O. Pollard a. a. O. Jones a. a. O.

gähnte in den Magazinen. Die ärmere Bevölkerung aber mußte schwere Noth leiden und wurde von Spekulanten vielfach furchtbar ausgebeutet*).

Vielfach mit der fortschreitenden Verschlechterung des Geldwesens ging der Handel wieder in die Formen des Tauschhandels**) zurück, selbst Aerzte ließen sich mit Getreide, Schullehrer mit Nahrungsmitteln und Feuerungsmaterial bezahlen.

Auf dem Lande schließlich war in den Gegenden, wo die erwachsenen männlichen Mitglieder abwesend waren, die Situation höchst peinlich, obgleich sich die Sklaven im Ganzen weit über Erwarten vorzüglich und ruhig hielten und unter Leitung der Frauen willig und fleißig die hausgewerbliche und die Feldarbeit besorgten. Kamen dann aber noch Requisitionen hinzu, so wurde die Lage auf den einzelnen isolirten Pflanzungen oft recht verzweifelt.***) Die Südländer versuchten auch hier durch alle möglichen Hülfsmittel und Surrogate sich über die Noth des Augenblicks hinwegzuhelfen. Man spann und webte, was man konnte: aus Pflanzen, Gräsern und Baumrinden wurden Farbstoffe gewonnen, die Zichorie und gebranntes Getreide kam als Kaffee, der Ahornsaft als Zucker zu Ehren. Man suchte die Thierfelle zu Hause zu gerben: grub, um Salz zu gewinnen den Boden unter den Pökelhäusern aus, ging auch auf die Suche nach Medizinpflanzen, an denen man im Süden ebenso wie an den nöthigen Mineralien erheblichen Mangel hatte: namentlich das Fehlen von Chinin war höchst bedentlich. Aber die der gewerblichen Thätigkeit nicht gewohnte Bevölkerung vermochte doch nicht allzuviel auf diese Weise zu erreichen, und traurige Zustände des Verfalls und der Zerlumptheit boten sich den Blicken der Besucher des Südens in den dem Ende des Krieges folgenden Jahren.†)

Die Blockade und das Geldwesen.

Ein besonders charakteristisches Phänomen schließlich stellt die Entwicklung des Geldwesens während des Krieges in ihrer Rückwirkung auf die private und die Staatswirthschaft sowie in gewisser Hinsicht auf den Ausgang des Kampfes dar.(††) Hatte die Handelsbilanz des Südens vorher, wie oben gezeigt, im Austausch von subtropischen Agrarkulturprodukten gegen nordstaatliche und ausländische Nahrungsmittel und Industrieerzeugnisse sich ausgeglichen, während das Währungswesen für das ganze Land Bundesangelegenheit war, so galt es nun nach dem Abfall für den Süden ein neues Geld- und Währungswesen zu einer Zeit der vollkommenen Erschütterung des bisherigen Handelsverkehrs zu schaffen.

*) G. C. Eggleston. A. Rebel's Recollections. New York 1878. S. 83. De Leon a. a. O. S. 232. A. Rebel War Clerks Diary a. a. O.

**) ibidem S. 92.

***) De Leon S. 233.

†) Hague a. a. O. S. 32–104.

††) Vgl. über das Geld- und Kreditwesen der Südstaaten die allgemeinen Werke von Bolles. Financial History; J. C. Schwab, Finances of the Confederacy. Political Science Quarterly 1892.



Hinterher ist von allen Seiten gleichmäßig betont, welch großer Fehler es war, daß die südstaatliche Regierung nicht alle verfügbare Baumwolle aufkaufte, möglichst schleunigst nach Europa sandte, um sich dadurch einen Kredit von 500—1000 Millionen Dollar zu schaffen, auf welchen sie ein wohl geordnetes Finanzwesen auf einige Jahre hätte aufbauen können. Die Idee der einen sogenannten Baumwollen-Anleihe, welche man aufnahm, beruhte auf einem analogen Gedanken und wurde in Europa sympathisch aufgenommen. Die Anleihe von 15 Millionen Dollar, welche nach Belieben der Gläubiger in Baumwolle oder nach Schluß des Krieges in Gold bezahlt werden sollte, wurde fünffach überzeichnet, und genoß eine Zeit lang einen höheren Kurs als die nordstaatliche Anleihe*), sie stand 5 Prozent über pari. Um auf Produktensicherheit basirte Anleihen aufzubringen, wurde anfangs ein Bureau unter De Bow in Richmond eingerichtet, bei welchem bis zum 5. Juli Zeichnungen von über 50 Millionen Dollar eingelaufen waren. Die wachsende Ungeneigtheit, Baumwolle zu exportiren, Hand in Hand mit der steigenden Unmöglichkeit, angesichts der Blockade, dies mit Sicherheit zu bewerkstelligen, die Unkenntniß des Wesens großer Finanzgeschäfte bei den maßgebenden Politikern führten aber zum Aufgeben hierher zielender Pläne; und allmählich wurde das Schatzamt in Richmond zu nichts anderem als einer Papiergeldfabrik, welche so hohe Beträge auf den Markt warf, daß der Schatzsekretär sich über den Umfang der Emissionen selbst nicht einmal vollkommen klar war, während der Werth der verschiedenen Anleihen, Schatzscheine und Papieremissionen proportional oder mehr als proportional der ausgegebenen Menge sank, zumal als man erkannte, daß der Süden durch die maritime Absperrung immer enger eingeschlossen wurde und je mehr auch die militärischen Erfolge auf dem Lande auf die Seite des Nordens sich neigten. Schon Ende 1862 hat das Papier des Südens nur noch den halben Werth von dem des Nordens; ein Jahr später kaum noch ein Zehntel, und während in der schlechtesten Zeit im Juli 1864 die nördliche Währung mit 285 für 100 den Tiefpunkt erreicht hat, hat um diese Zeit das südstaatliche Geld bereits imaginäre Kurse seit längerer Zeit erreicht, der Papierdollar gilt um diese Zeit nur noch weniger als 4 Cts. Man ist schon sicher, daß er nie werde eingelöst werden können. Wenn er überhaupt einen Werth hat, so liegt das nur daran, daß man irgend ein Zirkulationsmittel haben muß. Die nachstehende Tabelle zeigt den Kursstand des Goldes im Süden zu verschiedenen Zeiten während des Krieges. Die daneben gesetzten Zahlen für den Norden thun dar, wie hier in dem blockadefreien und kapitalkräftigen Gemeinwesen auch in den Zeiten militärischer Mißerfolge niemals eine annähernd so große Entwerthung der Währung eintrat, wie im Süden.

*) J. G. Bulloch. The Secret Service of the Confederate States in Europe. London 1883. S. 109.



	1861		1862		1863	
	Norden	Süden	Norden	Süden	Norden	Süden
Januar . . .			100—105	125	134—160	300
Februar . . .			102—104	125	153—172	400
März			101—102	130	139—171	500
April.			101—102	140	146—159	500
Mai	100	110	102—104	150	143—155	500
Juni.	100	110	103—109	150	140—148	700—800
Juli	100	110	104—120	150	123—145	900
August. . . .	100	110	112—116	150	122—129	1200 - 1300
September. .	100	110	116—124	250	127—143	1200—1300
Oktober . . .	100	115	122—134	250	140—156	1400
November . .	100	115	129—133	300	143—154	1500—1700
Dezember . .	100	120	130—134	300	147—152	1800—2000

	1864		1865	
	Norden	Süden	Norden	Süden
Januar	151—160	2000—2050	197½—214½	4500—6000
Februar.	157—160	2250—2300	196—216	4500—6500
März	157—169	2300—2450	148—201	6000—7000
April	166—187	2200—2300	144—160	6000
Mai.	168—190	1800—2100	128—145	
Juni	189—251	1700—1900	135—147	
Juli.	222—285	2000—2300		
August	231—261	2250—2500		
September	185—255	2250—2750		
Oktober	189—229	2650—2700		
November.	209—260	2750—3350		
Dezember	211—244	3400—4900		

Unter diesem Gesichtspunkt ist die Waarenpreisbewegung ins Auge zu fassen. Es ist ungemein schwer, wenn nicht unmöglich, die Frage zu beantworten, in wie weit die Verschlechterung der Währung, die zunehmende Papierzirkulation und das Verschwinden des Goldes einerseits, und inwieweit der thatsächliche Mangel oder das Seltenerwerden gewisser Materialien andererseits auf die Preisgestaltung im Einzelnen eingewirkt habe. Im Grunde ist dies aber auch nicht von allzu weittragender Bedeutung, da beide Faktoren schließlich auf dieselbe Ursache der Blockade, die Störung der äußeren Wirthschaftsbeziehungen zurückzuführen sind, welche dem Lande den Außenhandel abschnitt, oder ihn da, wo er durch Blockadebruch weiter geführt wurde, überaus unrentabel für die Handelsbilanz machte. Der gedachte Schmuggelhandel war stark passiv; alle eingeführten Güter mußten mit Gold bezahlt werden. Die Blockadebrecher und Händler nahmen Papiergeld nicht an, und erlösten ungeheure Preise. Umgekehrt stand die als Gegenwerth verkaufte Baumwolle zwar im Auslande außerordentlich hoch, sie wurde in Liverpool mit über 2 Schilling

pro Pfund bezahlt, zur selben Zeit als sie in den blockirten Häfenstädten der Südstaaten nur 6 bis 10 Cents, d. i. 3 bis 4 Pence einbrachte.

Zahlreiche Angaben über Preise zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten liegen vor; sie lassen erkennen, daß die Höhe von örtlichen Umständen häufig beeinflußt wurde, und ganz bestimmte Gesetzmäßigkeiten für die Preisbildung der einzelnen Artikel sich nicht fest stellen lassen. Der durchgehende Zug enormer Steigerung aber ist vollkommen klar zu ersehen.

1 Pfund	1860	Januar 1863	September 1863
Speck	12½ Cents	1 Doll.	2,75—3 Doll.
Weizenmehl . . .	5 „	12½ Cents	55 Cents
Zucker	8 „	1,15 Doll.	2,85—3,25 Doll.
Kaffee	12½ „	5 „	9 — 10 „
Thee	1 Doll.	16 „	16 „
Schmalz	12½ Cents	1 „	2,25—2,30 „
Butter	25 „	1,75 „	4,5—5 „
Lichte	15 „	1,25 „	4 „
Seife	10 „	1,10 „	1,50 „
Rindfleisch. . . .	8 „	50 Cents	1,25—1,50 „
1 Pack Maismehl .	25 „	1 Doll.	4,5 —5 „
1 Bushel Kartoffel .	1 Doll.	6 „	20 „

1862:

das Cord Holz	20 Doll.
eine leere Wohnung	1800 „
Kalito statt 12½ Cents	2,25 „
Gewöhnlicher weißer Baumwollstoff	1,80 „

1863:

ein Paar Hosen	40 Doll.
ein Paar Stiefel	200 „
(Tagelohn der Flickschuster 10 Doll. 1863)	
ein altes Hemd	40 „
eine Decke	75 „
eine Bettstelle	700 „

Es ist klar, daß diese, sowie ähnliche Preislisten für Kleidungsmaterial und Schuhwerk, die alsbald bis in die Hunderte und Tausende von Dollars hinaufgehen — eine Tageszeitung kostete in Richmond schon 1863 1 Dollar pro Nummer —, einfach fiktiv waren. Die große Mehrzahl des Volkes konnte Derartiges nicht bezahlen, und selbst in den höheren Schichten mußten namentlich die Beamten, Geistlichen und sonstige auf feste Emolumente angewiesene Personen in die schlimmste Lage gerathen. Ein Vergleich der Listen der Preise zu verschiedenen Zeiten hat im Grunde nur den Werth, zu zeigen, daß die Lage nach und nach zu einer

vollkommen verzweifelten wurde. Es wird nur zu verständlich, warum man wieder auf den gedachten Tauschverkehr zurückgriff.

Das kritische Bild, das sich aus der Entwickelung der Währungsverhältnisse erkennen ließ, klärte dann die übrige Welt über die Hoffnungslosigkeit der wirthschaftlichen und sozialen Lage des Südens und damit über den voraussichtlichen Ausgang des Krieges auf. Körbeweise wurden nach Beendigung des Krieges im Jahre 1865 Noten, Schatzscheine und Schuldtitel der Südstaaten verschleudert, oder als altes Papier verkauft; denn es war zu klar, daß die Union gesetzlich die jemalig Wiedereinlösung von Titeln verbieten mußte, welche als Aufschrift ein „zahlbar nach Anerkennung der Konföderirten Staaten von Amerika" trugen.

Die Lehre aus der Lage der Südstaaten für die Gegenwart

An einer inneren Auszehrung sind die Südstaaten zu Grunde gegangen, welche wesentlich dadurch mit verursacht war, daß ihrem Wirthschaftskörper die Poren außen verstopft und damit die Hautthätigkeit verhindert wurde. Hätte der äußere Verkehr weiter bestanden, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß der Ausgang des Krieges ein anderer gewesen wäre. Daß man aber von diesen Zuständen nicht ohne Weiteres Schlüsse auf die Lage anderer Länder in der Gegenwart thun kann, liegt auf der Hand.

In keinem der modernen Kulturstaaten herrschen ähnliche gesellschaftliche und wirthschaftliche Zustände, und auch ihre geographische Lage ist eine wesentlich andere. Hinsichtlich der letzteren hat man allerdings in England häufig eine Parallele gezogen, welches ja der Natur seiner Lage nach von außen her durch eine reine Blockade vollkommen abgesperrt werden könnte, wenn es keiner Vertheidigungsflotte und einen genügend starken Gegner hätte. An diesem Beispiel Englands zeigen sich auch die Gegensätze mit der heutigen wirthschaftlichen Lage insofern besonders prägnant, als England umgekehrt wie die Südstaaten, und ebenso wie eine Reihe der übrigen modernen Groß-Staaten immer mehr zum Exporteur von Industrieerzeugnissen, zum Importeur von Rohmaterialien für die Industrieproduktion und von Nahrungs- und Genußmitteln geworden ist. Von den Importen hängen ebensowohl, insoweit sie Rohmaterial für Gewerbeproduktion sind, die nachherigen Exporte, wie von Import und Export gemeinsam und von der Industrieproduktion im Ganzen die Erwerbsmöglichkeiten der großen Mehrheit des englischen Volkes ab. Ja, England würde, wenn es thatsächlich abgesperrt werden könnte, in Folge der erheblichen Abhängigkeit seiner Ernährung von auswärtigen Zufuhren, in eine in mancher Beziehung noch üblere Lage gerathen als die Südstaaten und hat deswegen, wie seine ganze Marineliteratur in den letzten Jahrzehnten immer wieder hervorhebt, keinen Augenblick die Frage, sich gegen Blockade wirksam schützen zu können, außer Augen gelassen.

Auch in England aber würde, wenn ein solches Ereigniß doch einträte, die Erscheinungsreihe sich in ähnlichen Folgen äußern, wie dereinst in den Südstaaten: Hemmung des äußeren Verkehrs, Stockung der Produktion, der Ernährung, der Konsumtion, Erschütterung der Verkehrsmaschinerie und sozialen Ordnung, Entwerthung und Vernichtung großer Kapitalien, Ruin der Währung, langanhaltende Noth nach Wiederaufnahme der Beziehungen mit der Außenwelt, da inzwischen Handel und Wandel zum großen Theil andere Wege einzuschlagen, sich gewöhnt hätten.

Der Süden konnte sich nach einiger Zeit namentlich darum wieder zu erholen anfangen, weil er mit seiner Baumwolle ein stärkeres Monopol genoß, als man zeitweilig angenommen hatte; die Zufuhr aus anderen Ländern erwies sich als dauernd ungenügend. Bei den heutigen europäischen Ländern würde eine Erholung nach einer längeren Hemmung des Außenhandels insofern viel schwieriger werden, als ihre Produktion für den Weltmarkt fast nirgends einen monopolistischen Charakter trägt, vielmehr sie als Konkurrenten für die auswärtige Versorgung vielfach neben einander auftreten, als Wettbewerber für die Beschaffung von Rohmaterialien gleichfalls einander gegenüberstehen und unschwer einander in der Hauptsache würden ersetzen lassen.

Bei den anderen westeuropäischen Ländern außer England, wie Frankreich, Belgien, Holland und Deutschland, liegt die Sache nun allerdings hinsichtlich der Blockade insofern anders, als nennenswerthe Landgrenzen mit ausreichendem Verkehrsapparat vorhanden sind, über welche sich die Zufuhren und Ausfuhren technisch bewältigen ließen, die bis dahin über die Seeplätze gegangen sind. Immerhin aber würde ein äußerer Wirthschaftsverkehr, der sich auf die Vermittelung des Landumschlages stützt, ganz anderen Bedingungen unterworfen sein, als der heutige Seeverkehr; namentlich für Deutschland, bei welchem auch ein großer Theil des indirekten Seeverkehrs über die Rheinhäfen im Falle eines Krieges auf diese oder jene Weise vom Feinde unterdrückt werden würde.

Für uns wäre die Frage der Nahrungsmittelversorgung mit Ausnahme zweier Fälle allerdings sekundär. Was Deutschland nicht selber an Getreide, Fleisch und Holz produzirte, könnte es zum größten Theil während eines Krieges mit einer Seemacht wie England etwa aus Rußland, Oesterreich-Ungarn und den Balkanländern beziehen; sofern nicht im Osten eine Mißernte gleichzeitig vorliegt. Die Nahrungsmittelfrage würde zweitens kritisch werden, wenn im Falle eines Krieges mit Rußland und Frankreich, gleichzeitig die West- und Ostgrenze durch kämpfende Heere gesperrt und die Seewege durch eine kombinirte Flotte verschlossen wären. Dann könnte auch, selbst wenn es möglich wäre in Friedenszeiten Alles daheim zu erzeugen, die Zufuhr auf freiem Seekriege nicht entbehrt werden.

Und von vornherein auf alle Fälle gilt dies hinsichtlich der Industrieversorgung des inneren und äußeren Marktes. Nahezu die Hälfte des

deutschen Volkes ist direkt und indirekt mit der auf Import von Rohmaterialien und Halbfabrikaten und Export von Halbfabrikaten und Ganzfabrikaten angewiesenen Industrie verknüpft. Würde dieser die Arbeits- und Erwerbsmöglichkeit beschränkt, so würden furchtbare Nothstände eintreten müssen. Das Ausbleiben erheblicher Materialzufuhren hat, während das übrige Land friedlich war, Lancashire auf das Schwerste erschüttert. Das Ausbleiben der Materialzufuhren und die Versperrung der Exportwege würden für die deutsche Industrie verhängnißvoll werden. Selbst wenn eine indirekte Zufuhr zu Lande oder indirekte Exporte in größerem Umfange möglich blieben, was aber im Kriege mit einer großen Seemacht sehr unwahrscheinlich wäre, da diese auch die indirekten Zu- und Ausfuhren einer starken Kontrolle unterziehen dürfte, die Lage auch eine Vernichtung großer Theile der Industrie zur Folge haben müssen. Denn diese, auf den theuren Landverkehr und die erschwerten Transportbedingungen angewiesen, würden nur unendlich theurer arbeiten können und damit die Außenmärkte verlieren müssen und auch im Innern ihren Absatzbereich stark geschmälert sehen, da starke Arbeits- und Lohneinschränkungen eintreten müßten und damit die Kaufkraft breiter Massen auf doppelte Weise stark geschwächt werden würde. Viele zehn- und hunderttausende, an Einkommen verkürzte oder brodlose Arbeiter mit darbenden Familien, rückgehende Konsumtionskraft, untergehende Industrien, mehr als halb vernichteter Außenhandel, ungeheure Belastung der Steuerkraft, die in Folge der Nothlage der Industrie namentlich auf die Landwirthschaft fallen müßte, würden die Folgen einer längeren Absperrung der deutschen Küsten und einer Kriegführung gegen den deutschen Handel auf der See sein: und wie drüben, so würden sich in einer Verschlechterung der Valuta, einer schweren Erschütterung der Geld- und Währungsverhältnisse und daran anschließend der drohenden Gefahr der Vernichtung der Existenz für Kapitalisten und Arbeiter, für Gelehrte und Beamte die äußeren Wirkungen zeigen. Die Handelsbilanz würde eine völlig unmögliche Gestaltung gewinnen, die Exporte von Industrieprodukten, wenn überhaupt noch ausführbar, nur mit großen Verlusten durchzuführen sein, nur um die Fabriken zu beschäftigen, die Importe würden unerschwingliche Summen kosten. Das Geld und der Wohlstand würden aus dem Lande strömen, und anschließend daran ihnen nach wiedereingetretenem Frieden menschliche Auswandererströme folgen. Denn nie wieder würden die nichtmonopolgeschützten Industrien die alte Höhe und damit die alte Arbeiterzahl erreichen können.

Das sind die mit unabweislicher Logik aus den Erfahrungen in den nordamerikanischen Südstaaten folgenden Lehren, deren Beherzigung die unvermeidliche und wichtigste Aufgabe für die Zukunft des deutschen Volkes ist.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Frommann's Klassiker der Philosophie. Bd. VIII. Aristoteles von Hermann Siebeck. 142 S. Stuttgart. Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). 1899.

Die Frommann'sche Sammlung ist wesentlich dazu bestimmt, das Interesse für die hervorragenden Philosophen auch in weiteren Kreisen zu erwecken. So erklärt sich der verhältnißmäßig geringe Umfang des genannten Werkes, der zuerst einem Denker, wie Aristoteles, gegenüber auffällt. Siebeck hat sich auf die Heraushebung derjenigen Punkte der aristotelischen Philosophie beschränkt, die ein allgemeines Interesse darbieten, und sich auch hierbei der äußersten Knappheit befleißigt. In einem einleitenden Kapitel sucht er zunächst den Leser auf den Standpunkt zu führen, von dem aus er die Grundgedanken und Bestrebungen des Aristoteles verstehen kann, und giebt zu diesem Zweck eine kurze Darlegung der Entwickelung der griechischen Philosophie von Thales bis Aristoteles. Er schildert sodann das Leben dieses Philosophen und entwickelt im Anschluß hieran dessen Metaphysik und Naturphilosophie, seine Ansichten über das Organische (Leib oder Seele), seine Ethik, Staatslehre und Kunsttheorie nebst Methodologie, um mit einer kurzen Würdigung der aristotelischen Philosophie und einer Darstellung ihres geschichtlichen Fortlebens zu schließen. Dem Fachmann hat die Schrift kaum etwas Neues zu bieten und giebt zu kritischen Bemerkungen keinen Anlaß. Sie ist angenehm und klar geschrieben und kann nur warm empfohlen werden.

Das letztere gilt auch vom Bd. IX der gleichen Sammlung: Platon von Wilhelm Windelband. 1900. 187 S.

Die Bearbeitung des dankbaren Gegenstandes ist hier in die glücklichsten Hände gelangt. Anschaulichkeit und Klarheit der Darstellung vereinigen sich bei Windelband mit einer geistvollen Erfassung seines Gegenstandes und persönlichstem Interesse für den behandelten Philosophen, was Alles seine Arbeit zu einer solchen macht, daß ich diesen Band über Platon für den besten der ganzen Sammlung erklären möchte. Der

Gesichtspunkt, unter welchem Windelband den Philosophen darstellt, spricht sich darin aus, daß in ihm das Kulturideal der Menschheit, ihr Leben durch die Wissenschaft zu gestalten, vorbildlich für alle Zeiten verkörpert sei. „Hierin besteht der letzte Kern seiner Persönlichkeit und der beste Inhalt seines Lebens und Wirkens, hierin der tiefste Sinn seiner Lehre, die Kraft seines geschichtlichen Einflusses und seine dauernde Bedeutung auch für unsere Tage.“ Den heftigen Tagesströmungen der Gegenwart, die den Werth der wissenschaftlichen Bildung herabzusetzen geschäftig sind, sei es, weil deren sachlicher Ernst die persönlichen Erfolge praktischer Klugheit zu gefährden droht, sei es, weil von der Ruhe und Klarheit des Wissens eine Abkühlung der Leidenschaften befürchtet wird, stellt Windelband das Bild jenes Denkers entgegen, welcher der Wissenschaft zuerst die ihr gebührende Stellung erkämpft und mit seiner Lehre bestimmend umgestaltend und erhebend auf das Leben der Folgezeit eingewirkt hat. Mit dem Geiste der sokratischen Lebensweisheit erfüllt, war Platon doch niemals ein interesseloser Denker und Forscher: „das heiße Blut des moralisch-politischen Reformators pulsirt in seinen Schriften, wie in seinem Leben. Aber diese Tendenz adelt sich bei ihm durch die überlegene Gewalt des philosophischen Gedankens“, und nur dadurch konnte er seine Absicht, die Wissenschaft zur Führerin des Lebens zu machen, durchsetzen, daß er nicht bei politischen und moralischen Reflexionen stehen blieb, sondern die Zwecke des Menschenthums aus dem Zusammenhange einer Welterkenntniß, einer umfassenden metaphysischen Weltanschauung zu begreifen suchte.

Auf dieser Grundlage entwirft nun Windelband zunächst ein Bild des Mannes, des Lehrers und des Schriftstellers voll geistreicher Einzelheitez- und liebevoller Antheilnahme, wobei auch die Frage nach der Entstehungs ueit und dem Verhältniß seiner Schriften zu einander eine feinsinnige Erledigung findet, und entwickelt alsdann die metaphysische Weltanschauung Platon's. Die für den Laien so schwer verständliche Ideenlehre ist mit besonderer Klarheit dargestellt. Für die alsdann folgende Darstellung des „Theologen“ Platon dürfen aber auch Fachleute Windelband dankbar sein, indem hier die Resultate Erwin Rohdes' in seiner „Psyche“ in die Darstellung hineingearbeitet und damit neue Gesichtspunkte vor Allem auch für das Verständniß des Mythus bei Platon gewonnen sind. Mit der Darstellung Platon's des Sozialpolitikers und „Propheten“ schließt Windelband die treffliche Schrift, die in der Untersuchung dessen gipfelt, was Platon für die Menschheit gewesen ist.

Platon zuerst hat nach Windelband den Begriff des Kulturstaates ausgesprochen, wenn er ein wahrhaft gemeinsames Leben, eine dauernde und werthvolle Zusammengehörigkeit von Menschen nur durch ihre intellektuelle Einheit, die Gemeinschaft der Ueberzeugung, das Zusammenarbeiten an dem geistigen Gesammtinhalt des Lebens möglich sein läßt und die Einsicht ausspricht, daß nur in solchem geistigen Gesammtleben die sittliche

Berechtigung alles staatlichen Zwanges und aller Unterordnung der Individuen unter das Gesetz begründet sei. In diesem Begriffe der geistigen Einheit hat das Prinzip der Nationalstaaten seine letzte Wurzel. Für den Gewinn und die Aufrechterhaltung dieser geistigen Einheit des öffentlichen Lebens hat Platon ferner das richtige Mittel in der staatlichen Erziehung gesehen, dies Moment in seinem vollen Werth erkannt, des im Gegensatze gegen die Gewohnheit und die Meinung seines Volkes und seiner Zeit gefordert. Damit hängt die weitere Forderung zusammen, daß die wissenschaftliche Bildung zur Regierung des Gemeinwesens berufen sei, wie sie zuerst das Römische Reich in der Organisation seiner riesigen Verwaltung durch einen wissenschaftlich und technisch geschulten Beamtenstand erfüllt hat. „Die Herrschaft derer, die etwas gelernt haben, das Schwergewicht des wissenschaftlich gebildeten Beamtenthums ist ein platonisches Moment unserer sozialen Zustände, das auch das leidenschaftliche Interessengetriebe des parlamentarischen Regiments überdauern wird. Je mehr sich mit seiner fortschreitenden Entwickelung das menschliche Kulturleben auf den Ergebnissen seiner intellektuellen Arbeit aufbaut, um so weniger kann es der Aristokratie des Erkennens entrathen, deren ideales Urbild Platon gezeichnet hat."

Aber nicht bloß auf politischem und sozialem Gebiete hat Platon die wichtigsten Anregungen gegeben, fast noch größer ist sein Einfluß auf religiösem Gebiete gewesen, wenn er das Heil der Zukunft in der Herrschaft eines Dogmas suchte. Freilich war darin auch zugleich die Tendenz zu einem Gewissenszwange enthalten, und darin lag die große Gefahr des platonischen Grundgedankens, die dann in der Folgezeit so unheilvoll gewirkt hat. Aber darum bleibt es doch wahr, daß vor Allem die römisch-katholische Lebensordnung und das mittelalterliche Gesellschaftssystem die Forderungen Platon's erfüllt und mit ihrer Herrschaft der Lehre nur die religiösen oder sozialpolitischen Ideale jenes Philosophen in Wirklichkeit umgesetzt hat. Das Tiefste und Edelste bei Platon ist endlich sein Gedanke der übersinnlichen Welt und die Verlegung des Schwerpunktes aus dem Diesseits ins Jenseits, „die größte „Umwerthung aller Werthe", welche unser Geschlecht in seiner Entwickelung erfahren hat." In der Darlegung dieses Punktes vermisse ich bei Windelband nur einen Hinweis auf den verhängnißvollen Einfluß, welchen gerade dieses Moment der platonischen Lehre auf die Spekulation der Folgezeit ausgeübt hat. Denn bei aller Bewunderung der Neuheit und Größe seiner Ideenlehre, leugnen läßt es sich doch nicht, daß die spezielle Form, die Platon dieser Lehre gegeben hat, eins der größten Hemmnisse für die gesunde Entwickelung der seitherigen Spekulation gewesen ist. Es ist wesentlich die Abstraktheit des platonischen Idealismus, seine Verwechselung der konkreten anschaulichen Idee mit dem Begriff gewesen, die den Sieg der Ideenlehre in der Philosophie bis auf den heutigen Tag hintangehalten und immer wieder

zu einer Reaktion des unphilosophischen Empirismus und des gesunden Menschenverstandes gegen die Wahrheit der Spekulation geführt hat. Jener verstiegene Idealismus, der sein Heil in Wolkenkuckucksheim sucht und darüber die nächsten Pflichten in der Wirklichkeit vernachlässigt, hat sich von je her mit Recht auf Platon berufen. Jene weltverachtende Spekulation, welche die Realität der Sinnenwelt leugnet und doch nicht im Stande ist, aus der allein für real gehaltenen abstrakten Idee die Beschaffenheit des Endlichen zu erklären, der Wissenshochmuth des Rationalismus der mit seinem Phantom einer deduktiven absolut-gewissen Erkenntniß die Philosophen so lange zum Besten gehabt hat, sie kranken an der unheilvollen Erbschaft des abstrakten platonischen Idealismus und haben sich als unfruchtbar und schädlich erwiesen, weil sie sich vom Geiste des Platonismus nicht genug zu emanzipiren wußten. Es ist der platonische abstrakte Idealismus, gegen den sich die Reaktion der modernen Künstler richtet, und der dazu geführt hat, daß der Idealismus gegenwärtig überhaupt in Mißkredit gekommen ist, und wenn Windelband der Zerfahrenheit des heutigen Geisteslebens und den Uebergriffen des Individualismus die Denkerpersönlichkeit Platon's gegenüberstellt, so ist nicht zu vergessen, daß der Individualismus in seiner Betonung des Individuellen und Konkreten für etwas kämpft, wofür Platon kein Verständniß hatte, und daß es gerade dieser Philosoph ist, auf den die letzte Schuld an der Zersplitterung des modernen Geistes zurückfällt. So ist Platon's Einfluß auf die Folgezeit im Ganzen ebenso segensvoll, wie verderblich gewesen, und die Bewunderung für die Größe dieses Philosophen mischt sich in uns mit dem unabweisbaren Gefühl, daß es für uns heute mehr darauf ankommt, uns aus dem Banne Platon's loszulösen, als über der Anerkennung seiner Bedeutung die Mängel zu vergessen. Denn das Positive in Platon hat seine Zeit gehabt und hat für uns doch nur mehr ein historisches Interesse. Das Negative seiner Philosophie hingegen ist auch heute noch nicht völlig überwunden und sollte daher bei jeder Gelegenheit energisch unterstrichen werden.

A. Drews.

Geographie.

Arthur H. Smith, Chinesische Charakterzüge. Deutsch frei bearbeitet von F. C. Dürbig, Würzburg 1900, A. Stuber's Verlag (C. Kabitzsch). 210 S.

C. J. Voskamp, Zerstörende und aufbauende Mächte in China. 2. Aufl. Berlin, Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft 80 S.

Derselbe, Unter dem Banner des Drachen und im Zeichen des Kreuzes. Verlag wie oben. 176 S.

Der Bearbeiter des Smith'schen Buches, ein Geschäftsmann von Beruf, sagt in seiner Vorrede, daß ihn der Wunsch, den deutschen Kaufmann zu

rein praktischen Zwecken mit dem chinesischen Volkscharakter bekannt zu machen, zu der Uebersetzung des Werkes bewogen habe. Der Rev. Smith selber ist über 20 Jahre Mitglied der amerikanischen Mission in China gewesen und hat als solches eine überaus große Menge von Beobachtungsmaterial sammeln können. Es ist in der That einstweilen noch von großem Werth für uns, über China wirkliche Stoffsammlungen, selbst ohne systematische Verarbeitung, zu erhalten, denn bei Weitem die meisten „populären" Schriften über chinesische Dinge kranken leider daran, daß sie in oberflächlicher Weise flüchtige, nicht genügend zahlreiche und nicht ausreichend mannigfaltige Beobachtungen verallgemeinern. Allerdings sind die Anschauungen des amerikanischen Missionars höchst einseitig, insofern er fast systematisch Alles zusammenträgt, was dem Abendländer fremd, absurd, abstoßend, den Verkehr mit den Chinesen erschwerend erscheint. Man wird kaum zweifeln können, daß ein gewisses persönliches, vielleicht auch nationales Unvermögen, auf ganz fremdes Volksthum einzugehen, eine große Rolle bei der Auswahl dieser Musterkarte von Schwierigkeiten gespielt hat, die sich im Zusammenleben mit den Chinesen ergeben. Wenn man aber erwägt, daß ein Jeder, der nach China kommt, zunächst in der Lage sein wird, so ziemlich nichts über die Art der Leute zu wissen, so wird es sich in der That empfehlen, daß er sich vorläufig mehr mit den Schwierigkeiten vertraut macht, die ihn erwarten. Das Werthvolle bei Smith ist, daß seine Darstellung wirklich in die Tiefe des Volkscharakters geht, und daß er sich die Mühe giebt, solche Gebiete in dem Gedanken- und Empfindungsleben der Chinesen, die uns zunächst ganz unverständlich erscheinen, von deren klarer Anschauung aus man aber überhaupt erst zu einem Verständniß der Rasse fortschreiten kann, vor uns ausführlich zu analysiren. Gleich das erste Kapitel über die Rolle, die das sogenannte „Gesicht" in China spielt — ein Begriff, für den es bei uns kaum eine Analogie giebt —, bietet einen Beleg hierfür. „Das Talent für Mißverständnisse" scheint Smith allerdings ab irato zu behandeln, dagegen die Abschnitte über „das Fehlen der Nerven", „das Fehlen von Sympathie", die Gründe für die Verachtung des Fremden, sind wirklich belehrend. Der Bearbeiter Dürbig hat, wie er selbst bemerkt, absichtlich Alles verwischt, was speziell den christlichen Missionar im Autor erkennen ließ. Bei den beiden Voskamp'schen Büchern herrscht dagegen durchaus der Ton der populären Missionsschrift vor. Ich würde es bedauern, wenn sie aus diesem Grunde von Leuten, die China etwas angeht oder die sich für China interessiren, weniger gelesen würden. Im Allgemeinen kann man sagen, daß der deutsche Missionar dem Volke, unter dem er ähnlich lange gearbeitet hat, wie der Amerikaner, objektiver gegenübersteht. Die Volksreligion in China schildert Voskamp äußerst anschaulich und ebenso die Art, wie die Missionare es anfangen, einigermaßen in die Begriffswelt der Chinesen einzudringen und einen Boden gewissermaßen erst zu schaffen, auf dem sie sich mit ihnen

verständigen können. Sehr interessant und eine höchst achtungswerthe Probe von religiöser Erziehung der Eingeborenen ist die wörtlich mitgetheilte Predigt eines christlichen Chinesen an seine Landsleute, S. 139 ff. des zweiten Voskamp'schen Büchleins. Klar, kurz und anschaulich, mit knappen historischen Exkursen über die Missionsgeschichte und, was werthvoll ist, mit prägnant erzählten wirklichen Erlebnissen ausgestattet, sind beide Schriften Voskamps. Alle drei Werke sind illustrirt, das Smith'sche sogar in einer auch größeren Ansprüchen genügenden Ausführung.

Paul Rohrbach.

Literatur.

Ein eigenartiges Leben im Dienste des Herrn. Von Elisabeth Stuart-Phelps. Aus dem Amerikanischen übersetzt von W. Euchler, Pastor. Wolfenbüttel. Verlag von Julius Zwißler. 1899. 4 M.

Das Buch schildert das Schicksal eines jungen amerikanischen Predigers, welcher wegen Heterodoxie in seiner Kongregation keine Anstellung bekommt und nun eine freie Evangelisation in dem Hafenviertel der Stadt unter den Trinkern und Prostituirten beginnt. Der aus reicher Familie stammende junge Mann muß wegen dieses Schrittes auf den Verkehr mit seinen Verwandten und die Hoffnung auf sein Erbtheil verzichten. Er theilt die einfache Lebensweise der Fischer, springt tollkühn in die Brandung, um einen Schiffbrüchigen zu retten, er geht trotz aller Enttäuschungen immer wieder den verlorenen Menschenkindern nach, um sie aus der dämonischen Gewalt der Trunkenheit und Unzucht zu retten. Bald ist er in Folge Ueberanstrengung Schwindsuchtskandidat; nach dreijähriger Wirksamkeit, als er eine tiefer gehende Temperenzbewegung bewirkt hat, wird er bei der Einweihung seiner neuen Kapelle durch einen Steinwurf eines erbitterten Brantweinhändlers tödtlich verletzt, nachdem er acht Tage vorher noch ein ebenso ideal angelegtes Mädchen aus vornehmer Familie zum Traualtar geführt hat. Sein Begräbniß gestaltet sich zu einer gewaltigen Kundgebung zu seinen Gunsten.

Das Buch ist rührend geschrieben und wird auf weiche Gemüther seine Wirkung nicht verfehlen. Der Held der Erzählung will die Herzen umwandeln durch die Kraft seiner selbstlosen Liebe, die durch den sonnenhaften, vornehmen Eindruck seiner äußeren Erscheinung wirksam unterstützt wird. In seiner Person und seinem Werk sollen Christi Person und Werk verständlich gemacht werden. Das Buch könnte auch den Titel tragen: Wie Christus heute in einer Hafenstadt handeln würde. Aber eben dies reizt zum Widerspruch. Jede direkte Nachahmung Christi muß nothwendig zur Karrikatur werden, bei amerikanischen Evangelisten nicht weniger als bei dem h. Franziskus.

Die Persönlichkeit des Helden ist farblos gezeichnet, er ist reine Idealgestalt ohne Zusatz von Individualität, er ist reine Liebe ohne erwägende Weisheit und auch ohne den heiligen Zorneseifer, welche den Hintergrund der Liebe Christi bilden. Sein Werk ist die Rettung der Matrosen aus der Knechtschaft ihrer Laster, während die organisirten Gemeinden der Hafenstadt sich um diese Verlorenen nicht kümmern. Durch einen tiefen Gefühlseindruck von der sittlichen Verrohung, welche die Trunkenheit wirkt, wird er zu diesem seinem Lebenswerk angetrieben und setzt nun rückhaltlos sein Leben bei jedem Anlaß aufs Spiel in der Hoffnung, durch diese Selbstaufopferung wenigstens einige umwandeln zu können. Ein verzweifeltes Spiel, bei welchem der Einsatz nicht im Verhältniß zu dem zu erhoffenden Erfolg stehen dürfte!

Als der jung Vermählte sein Leben verloren hat, herrscht tiefe Erschütterung im ganzen Hafenviertel. Aber wird durch solche Rührungen ein soziales Uebel überwunden? Wird nach Jahresfrist ein solches Sterben noch eine erlösende Kraft ausüben? Sicherlich verfährt die Heilsarmee praktischer, wenn sie zur Rettung der sittlich tief Gesunkenen eine straffe Organisation schafft, in welche der gewaltsam Ernüchterte eingegliedert wird, und welche ihn vor jeder versucherischen Gelegenheit, in die früheren Sünden zurückzufallen, bewahrt.

Christi Sterben war nicht ein starkes Rührungsmittel, um die damaligen Lasterknechte sittlich zu erneuern. Unter den mannigfachen Gesichtspunkten, unter denen Jesus selbst von seinem freiwilligen Tode redet, wird der beherrschende gemeinhin am wenigsten beachtet. Sein Wirken auf das Volk Israel war durch die Hierarchie vereitelt worden. Auf Grund der herrschenden Verbildung des Gesetzes war er wegen seiner Sabbathheilungen als notorischer Sünder erklärt worden, und darum galt sein Selbstzeugniß, der Sohn Gottes zu sein, kraft des Gesetzes als Gotteslästerung. Das unmündige Volk war an Jesus irre geworden, ihm galt das Gesetz in der Veräußerlichung, welche es unter der Hierarchie erlitten hatte, als unantastbare göttliche Wahrheit. Die Geltung dieses Gesetzes, welches für Israel ein Fluch und die Kraft der Sünde geworden war, galt es zunicht zu machen, um dem heil. Geist Gottes wieder Zugang zu den Herzen zu bahnen.

Deshalb ist Jesus in den Tod gegangen, um sich in diesem größten Opfer als den Knecht und das Lamm Gottes zu bewähren nach den Schilderungen, welche Jesaias 53 von dem gerechten Gottesknecht entworfen hatte. War die verbildete Frömmigkeit Israels die Wahrheit, oder war sie in Jesu Wort und Person gegeben? Diese entscheidende Frage hat Jesus auf Golgatha mit dem Zeugniß seines Blutes beantwortet: Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeuge. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Dadurch ist die

Welt erlöst worden von dem Fluch eines Gesetzes, das von dem Nimbus der ältesten und reinsten göttlichen Wahrheit umstrahlt zu sein vorgab.

Der Held des vorliegenden Buches setzt sein Leben in jedem Augenblick leichtfertig aufs Spiel. Jesus hat jeden Tropfen seiner Kraft bis zum Entscheidungskampf gespart und seine Gegner gezwungen, ihn öffentlich zu verurtheilen und ans Kreuz zu schlagen, als es ihnen am allerpeinlichsten war. Er konnte daher auch sterbend seinen Sieg bezeugen: Er hatte sein Werk vollbracht. Wird ein phantastisches, wenn auch aus warmer Menschenliebe quellendes Opfer des Lebens als ein Leben und Sterben im Dienst des Herrn hingestellt, so kann dies wohl weichgestimmte Seelen rühren, aber eine Vertiefung des christlichen Glaubens ist von einer solchen Darstellung nicht zu erhoffen.

Sigmaringen. H. Gallwitz.

Ueber Lesen und Bildung von Anton E. Schönbach. Sechste stark erneuerte Auflage. Graz 1900 (Leuschner & Lubensky's Univ.-Buchhdl. 369 S. gr. 8⁰ 4 Mk.).

Ein Buch solches Erfolges, denn die Auflage ward jedesmal zu 2000 Exemplaren hergestellt, bedarf keiner weiteren Empfehlung. In der That ein höchst braves, ehrliches Buch, das den eigenen Bildungsgang seines Verfassers rückschauend so geordnet darlegt, daß er ein nützlicher Wegweiser in dem Wirrsal der Weltliteratur wird. Sind wir doch alle Opfer des Zufalls, der uns mehr mit Nieten abspeist, als mit Treffern. Goethe sagt mal:

> Ich bin in großer Gesellschaft gewesen,
> Wären's Bücher, ich hätte sie nicht gelesen.

Das darf man auch umkehren: ich habe so viele Bücher gelesen, hätten sie Menschenantlitz gehabt, ich hätte sie bälder durchschaut und bei Seite gelassen. Es ist daher ganz besonderen Dankes werth, daß uns in dem neunten Abschnitt „Bücherlisten“ gegeben werden (S. 343 bis 369: I. Klassiker der Weltliteratur; II. Auswahl moderner Erzählungsliteratur (besonders reich ist die englisch-amerikanische bedacht); III. aus deutscher Poesie und Prosa A. Lyrik, B. Epik, C. Dramatik, D. vermischte Prosa. Endlich noch eine besondere Literatur zu dem Aufsatz: Ralph Waldo Emerson und sein Kreis. Gott sei Dank, beruhigt sich freilich der Leser dieser Listen, der wohl auch seinerseits auf manches wichtige Buch noch hinweisen möchte, das hier nicht verzeichnet steht. Gott sei Dank, daß es ja keine obligatorische Studienordnung bedeutet, und daß doch schließlich menschlich-schöne Bildung nicht vom „Lesen“ allein abhängt sondern dann auch vom Leben. Das Buch „Leben und Bildung“ ist in unserer Sprache bisher am besten von Goethe geschrieben worden, zu einer Zeit, da man unter Bildung noch nicht ausschließlich die traurige

Dressur versteht, die der moderne Beamtenstaat als Bedingung der „Berechtigungen" für seine Mandarinen fordert. Es heißt: Wahrheit und Dichtung.

„Ich kann wahrhaftig nicht mehr geben", sagt der Verfasser, „als meine eigene Meinung erlaubt", und wenn er von einer gewissen Excentrizität seines Wohnsitzes (Graz) spricht, fügt er bei: „Eines jedoch wahrt diese Armuth: die volle Unabhängigkeit des Urtheiles, und wenn gleich auf gar nichts Anderes, auf dies darf ich stolz sein."

Wir lesen zuerst die der letzten Auflage zugebrachten neuen Abschnitte des Buches, das ja natürlicher Weise mancherlei Gemeinsames mit den „Aufsätzen", die wir das vorige Mal mit freudiger Anerkennung besprochen haben, aufweisen muß. Sie behandeln „die neue deutsche Dichtung", den „Realismus" und „die jüngeren Richtungen." Was über Hauptmann gesagt wird, steht zwar weit ab von der Schlenther'schen Predigt seines Evangeliums, trifft aber wohl den Nagel auf den Kopf. In Betreff der „versunkenen Glocke" z. B. heißt es (S. 258), man habe übersehen, daß Hauptmann, indem er diese Dichtung schuf, nur für sich folgerichtig das Schicksal des Naturalismus überhaupt durchlebt: nicht er allein springt aus der an sich unkünstlerischen Wiedergabe des Alltagslebens mit beiden Füßen in die unwirklichste aller Gattungen; die Naturalisten mit einander kehren sich ab von dem Greifbaren, Riechbaren und mühen sich wieder um die Idee, das Symbol, den abstrakten Gedankengehalt der Dinge, der ein schillernd farbiges Kleid um sich geworfen hat." So erscheint denn das merkwürdige Gedicht als eine neue Weihe der „Unkraft", denn . . . „wie bezeichnend für unsere Poeten am Ende des Jahrhunderts, daß ihre Heroen das Heil nur vom Weibe erhoffen, nicht das irdische Glück, nein, alles Schaffen und Wirken sich nur abhängig denken können von der Inspiration durch das Weib" (S. 259). Recht nachdenklich ist die Bemerkung gelegentlich der Diktion oder Sprache: „Wo soll ein heutiger Poet die Schlichtheit hernehmen?"*) Ein werthvolles Kriterion hat Schönbach in dem Tempo des Vortrags mit Recht erkannt. Sicherlich wird lediglich durch Verfehlen des Tempos manche an sich treffliche Erfindung um die Wirkung gebracht, in der Erzählung sowohl als im Drama. Was als flottes Allegretto klingen sollte, wird uns öfter als schleppendes Maestoso vorgetragen und ein Satz aus einem Stabat mater als Walzer.

Den Abstieg von Hauptmann über Halbe zu Bahr, dem „Manager im Literaturzirkus unserer Tage" hätten wir gern entbehrt,

*) Ich glaube, er kann sie alle Zeit noch da finden, wo sie von je zu Hause war, wo sie Goethe und Uhland und Mörike fanden, bei dem schlichten Volke, aber das schlechte Gewissen unserer „Bildung" geht dem aus dem Wege. Und die richtige Kunst für unser nervöses Geschlecht, dem gar nichts mehr hell genug, nichts mehr laut genug ist, ist ja, wie auf Seite 206 gesagt wird, Richard Wagner.



wenigstens Geister wie diesen, nicht zur deutschen Literatur mitgerechnet.

Den schnellen Untergang des Realismus hatte Schönbach (s. S. 233) allerdings vorausgesagt. Es war so schwer eben nicht, er trat sogar bälder ein, als er gedacht hatte.

Recht dankbar müssen wir Schönbach für die Warnung vor dem uns recht geflissentlich aufgedrungenen dänischen (eigentlich international-jüdischen Literarhistoriker Georg Brandes sein (s. S. 208).

Es ist wörtlich zu nehmen, wenn dem Naturalismus — c'est un triste métier, sagte Zola bereits — nachgesagt wird, daß er „die Auffangung der Poesie durch die Wissenschaft" bedeute. Dabei würde ich nur noch wünschen, Pseudo-Wissenschaft korrigiren zu dürfen. Seite 219, 220 wird der Berliner Romanschriftsteller Max Kretzer viel zu günstig eingeschätzt. Wie wahr ist Seite 223: „Gut zu schreiben, ja nur korrekt, ist viel schwerer, als die meisten jüngeren Erzähler glauben."

Ueber die „eigenständige Dichterkraft" Sudermann's, die auf Schönbach einen starken und — im Ganzen! — „reinen Eindruck" gemacht haben, habe ich keine Veranlassung, mehr als adhuc sub judice lis est zu sagen.

Fein und geistvoll ist die Würdigung Gottfried Keller's. „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" ist ihm neben „Romeo und Julia auf dem Lande" die Krone der Keller'schen Novellen (S. 157). Keller ist — das wird man nun wohl allgemein einsehen — „der größte deutsche Dichter der zweiten Hälfte des Jahrhunderts." Dabei ist jedoch seines Landsmannes, Conrad Ferdinand Meyer, dem neuerdings Prof. Frey sehr detaillirte biographische und ästhetische Studien widmet, noch nicht in der Weise gedacht, wie manche Leser vielleicht erwartet oder gewünscht hätten. Schwerlich jedoch erscheint ihm das Verhältniß ähnlich wie das Spielhagen's zu Freytag. Freilich will das Urtheil, „beide sind sie neben einander existenzberechtigt", nicht viel sagen. Aber vielleicht fiele Schönbach's Urtheil auch anders aus, wir bleiben gespannt darauf.*) Was ich selber von Meyer kenne, läßt mich vermuthen, daß Schönbach's Kriterium von dem Tempo des Erzählers für diese Abwägung recht ins Gewicht fallen mußte.

Bei Paul Heyse, dem eben zum 70. Geburtstage von der Presse viel Weihrauch abgebrannt worden, ist unserm Kritiker die Luft zu schwül, die Stimmungen ohne festen durchgreifenden Willen, die Helden also zu unmännlich. Gnade findet eigentlich nur „der letzte Centaur", eine Art Faschingsscherz mehr, dann eine wirkliche Novelle, zu Ehren des genialen Malers Genelli. Das sei sein Meisterwerk.

*) Die Bücherlisten nennen Seite 360 nur: „Meyer Conr. Ferd.: Hutten's letzte Tage.. Seite 169—170 deutet Schönbach doch an, daß er den Schein bloß objektiver farbiger Lebenswahrheit und zwar als Ergebniß der Ueberlegung und des Studiums in Meyer erblicke.



Schönbach's Stellung zu seinen engeren Landsleuten kennen wir aus seinen „Ges. Aufsätzen." Es sei gestattet, an dieser Stelle nachträglich das Urtheil über Anzengruber zu zitiren: „Auf eigenstem Boden findet er sich in seinen Wiener Volksstücken. Da ist Alles echt, Kostüm und Sprache, da bewegt er sich mit völliger Ungebundenheit und da ist ihm auch sein größtes, unsterbliches Werk, „Das vierte Gebot", gelungen. Immer wieder erstaune ich über den Reichthum lebenswahrster Einzelheiten, über die Bewegungsintensität der Figuren, bewundere den im Kleinsten ineinander greifenden Aufbau und fühle mich von dem gewaltigen Zuge des Ganzen hingerissen. In diesem Werk, dann in dem Weihnachtsstücke „Heimg'funden", in den Dorfdramen „Der Meineidsbauer", „Der G'wissenswurm" und der Komödie „Die Kreuzelschreiber" wird der Dramatiker Anzengruber leben." — — „Der Dramatiker verleugnet sich auch im Erzähler nicht. Der „Sternsteinhof" ist da sein Meisterwerk, wie es dort das „Vierte Gebot" war. In diesem Buche steckt eine Größe der Lebensanschauung, ein so ferner, vorauseilender Blick, daß uns deutlich wird, was den Werth seiner Poesie, sowie seiner Lebensarbeit überhaupt eigentlich ausmacht. Das ist seine Gesammterscheinung, in der Dichter und Mensch in Eins zusammenfließen. Anzengruber war ein selten großer, freier und reiner Mensch usw."

Ueber das Czechenthum erhalten wir durch Schönbach als einen sehr Kundigen (er ist im österreichischen Riesengebirge geboren) ganz neue und wichtige Aufschlüsse. Sehr gut und liebevoll besprochen ist die selber halb czechische Dichterin Marie v. Ebner-Eschenbach, so auch v. Saar, dem als Begründer der österreichischen Novelle noch eine Zukunft in Aussicht gestellt ist. Sie möge sich sputen. Peter Rosegger, das „Glückskind", heißt der beste Vertreter des Bauernepos unserer Zeit.

Ich benutze schließlich die Gelegenheit, um zwei Irrthümer in meiner Besprechung der „Aufsätze" im vorigen Heft, auf die mich Herr Professor Schönbach durch Zuschrift an die Redaktion aufmerksam gemacht hat, richtig zu stellen. Ich hatte eine Stelle des Vorworts so verstanden, der Verfasser gebe nunmehr die Beschränkung seiner Studien auf die altdeutsche Philologie und heimische Literaturforschung definitiv auf, und wolle sich dem Ideale allgemeiner Bildung widmen. „Gerade das volle Gegentheil steht auf Seite 6 und 7 meines Buches zu lesen, sagt der Brief: ich habe das Lehrgeld an die allgemeine Bildung gezahlt und enge mich nunmehr ganz auf meine altdeutschen Studien ein." Ich bedaure, das nicht auch gleich so verstanden zu haben. Wichtiger aber ist die Verwahrung, die Herr Professor Schönbach wider meine falsche Vermuthung einlegt, daß er an dem Sammelwerke der deutsch-österreichischen Literaturgeschichte betheiligt sei. Er habe „nicht den geringsten Antheil" daran, besitze auch gar keine persönlichen Beziehungen zu dem Herausgeber.

Franz Sandvoß.



Die Oden und Epoden des Horaz für Freunde klassischer Bildung besonders für die Primaner unserer Gymnasien bearbeitet von Prof. Dr. Hermann Menge, Direktor des Königlichen Gymnasiums zu Wittstock. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. XII u. 505 S. Lexikon 8⁰.

Es giebt eine pädagogische Maxime — unser verehrter Direktor Ed. Bonnell vom Friedrichs-Werder vertrat sie in der letzten Zeit seines Lebens, — die sich kurz so ausdrücken läßt: Da erfahrungsmäßig unsere Schüler ihre Vorbereitungen auf die Lektüre der griechischen und römischen Schulklassiker mit Hilfe von „Eselsbrücken" bewerkstelligen, das auch noch so strenge Verbot derselben jedoch nur die schlimme und den Absichten der Schule direkt ins Gesicht schlagende Folge hat, sie an verstocktes Lügen und Heucheln zu gewöhnen, so nehme man doch lieber von vornherein an, daß jeder Schüler solche Erleichterung sucht, und erlaube sie nicht nur, sondern mache sie zur Pflicht, verlange nun aber auch viel ausgedehntere quantitive Leistung des Lesestoffes und intensiveres Eindringen in die sprachlichen Eigenheiten und formalen Mittel der Darstellung.

Auf diese Anschauung, die ja etwas für sich hat, könnte der Verfasser des vorliegenden Buches, der selber Direktor eines Königlichen Gymnasiums ist, wie er denn „besonders für die Primaner" gearbeitet hat, sich zurückziehen.

Seltsam freilich bleibt es dann, daß jedes Mal auch erst die lateinischen Texte abgedruckt werden, ohne daß irgend welche neuen kritischen Erörterungen daran verschwendet würden. Das kann doch wohl nur im Interesse des bekannten Verlegers geschehen, der wohl berechnet, wie viele Herren Primaner sich das bequeme Buch anschaffen werden, sollten sie es nun auch um ein Drittel theurer bezahlen müssen. An den seligen Flaccus hat ja Herr Professor G. Langenscheidt kein Honorar mehr zu zahlen.

„Das Buch", sagt die Vossische Zeitung, „wird namentlich auch älteren Herren, die ihre Horaz-Erinnerungen auffrischen wollen, gute Dienste leisten, besonders durch die wörtlichen Prosa-Uebersetzungen." (Sonntagsbeil. 1898 Nr. 44 S. 352.)

In der That, der Verfasser giebt erst eine ungefähre Uebersicht des Inhalts der Gedichte, dann den lateinischen Text, dann die Prosa-Uebersetzung, sodann in der Regel eine sogenannte metrische sehr verschiedener und zumeist ganz obskurer Verfasser — zum Glück fehlt das geradezu fürchterliche Deutsch J. Hr. Vossens, leider aber auch die gediegenen Uebertragungen Geibel's, die wir aus dem „Klassischen Liederbuche" kennen —, endlich eine Art moderner Umdichtung.

Der Verfasser fürchtet, daß uns das Schicksal Roms drohe, weil der Idealismus ohne Erfolg bleibe, wenn nicht das religiöse Gefühl befruchtet werde (!).

Und dazu wäre die Lektüre des **Horaz** von der größten Bedeutung? Credat Judaeus Apella! Wohl etwa S. 288 An Neobule, wo die edle Jugend aus der Einführung folgende Erweckung des „Idealismus" gewinnen kann:

„Beklagenswerth ist ein Mädchen, das die Freuden der Liebe, des Weines und der ungebundenen Freiheit nicht schmecken darf, in steter Furcht vor dem gestrengen ewig keifenden Oheim" u. s. w. Oder, da das die männliche Jugend nicht direkt befeuern möchte, dachte man schon an das Mädchengymnasium der Zukunft, dessen Puppenzustand wir eben erleben? Welche nützliche Warnung züchtiger Knaben, besagte Neobule sei „ein Mädchen, das sich nur von ihrer Jugend rathen läßt!" Also so eine. — X8.

Altdeutsch-lateinische **Spielmannsgedichte** des 10. Jahrhunderts. Für Liebhaber des deutschen Alterthums übertragen von **Moritz Heyne**. Göttingen. Franz Wunder. 1900. XXIV und 78 S. kl. 8°.

„Es ist keine erlesene Gesellschaft, sagt der als gegenwärtiger Hauptleiter an der Vollendung des großen **Grimm**'schen Wörterbuches hervorragend thätige Gelehrte, von deren Kunst in den nachfolgenden Blättern einige Proben gegeben werden. Mit dem edlen Sänger, dem geistlichen Dichter der Zeit darf keines ihrer Mitglieder verglichen werden. Ihr Stand ist der geringste, ihre Stoffe leicht, die Kunst ihres Dichtens wie ihres Vortrags mindestens derb. Und dennoch können wir ihnen auch heute noch mehr als einen bloßen geschichtlichen Antheil zuwenden; manches, was von der Spielmannsdichtung des 10. und 11. Jahrhunderts auf uns gekommen, vermag wirklich durch „Stoff und Erzählungskunst zu fesseln."

Die in dem bescheidenen Büchlein mitgetheilten Proben bezeugen das allerdings. Der Verfasser hat Recht, ein erhöhteres Interesse an einer Zeit zu wünschen und zu fördern, „die in Bezug auf allgemeinere Kunde noch immer zurücksteht, so wenig sie es auch verdient, denn in ihr liegen mächtig aufstrebende Anfänge künftiger Größe." (XXII.)

Da haben wir einen freilich zu 216 vierzeiligen Strophen ausgedehnten lustigen Schwank von der Leichtgläubigkeit des gewinnsüchtigen Bauers, in manchem an **Hans Sachsens** Bauern von Fünsingen gemahnend, unter dem Titel „Der Einochs" S. 1—44. Der Spielmann, der selber der Dichter ist, bedient sich der Volkssprache, oder, wie hier, des Lateins, da es galt, den zum h. Martinus von Tours pilgernden König Miro von Galicien zu unterhalten.

Eine Episode der Fuchsfabel ist, auch für die Zeit bezeichnend, theologisch spitzfindig. Der Uebersetzer macht sich's insofern bequem, als er öfter „und" im Reime verwendet (z. B. und: kund) und ebenso „ist" und „sind" ans Ende der Zeile stellt, die auf ihr zugehöriges Partizip noch eine Weile zu warten haben. Er skandirt einmal Leviáthan, das andere Mal Leviathan.

Das bloße möglichst wortgetreue Uebersetzen bedingt natürlich dergleichen und andere Unebenheiten. Es wäre statt dessen wohl zu rathen, um zu glatter schöner Form zu gelangen, sich nur zunächst den Inhalt völlig anzueignen, ihm dann aber eine selbständige freie Um- oder Nachdichtung angedeihen zu lassen. Auch das sechste Stück S. 64 fgd. „Hahn und Fuchs" gehört ebenfalls der Thierfabel an.

Der heutige Spielmann nennt sich „dramatischer Dichter" und läßt seine Witze von armen „Künstlern" tragiren, für die das gebildete Publikum fast so viel Interesse bezeugt, wie für Trapez-Künstler, Parterre-Athleten und Stierkämpfer. Rechtlich hat er es nun in unsern humanen Zeiten besser, denn die Mordbuße für einen Erschlagenen war ehemals der Schatten eines Mannes." Heut wagte keiner so einen direkt zu tödten.

Weimar, im Februar 1900. Xs.

In'n Middelkraug von Otto Piper. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhdlg. (Mit Bildern von Ge. Braumüller) 114 S. 8.

Otto Piper ist ein gern gelesener liebenswürdiger Erzähler, der insofern zu den tüchtigsten Nachfolgern Fritz Reuters zu zählen ist, als er sich von der so häufigen Rohheit sogenannter Humoristen gänzlich frei und von wohlthuender Menschenliebe erwärmt zeigt. Freilich ist die Erfindung unbedeutend bei doch recht guter Menschenbeobachtung.

Man muß wünschen, daß ernste Niederdeutsche ihre reiche schöne Sprache nicht so durchaus zum behaglichen „Dröhnsnack", dem „Dialekthumor" verwendeten, sondern endlich sie über die Läuschen und Schnurren hinauf höben zum ernsten Gedicht, wofür Klaus Groth das herrliche Vorbild gegeben hat, und zur Lebensdarstellung höheren Stils. In weiteren Kreisen noch zu wenig bekannt ist, daß August Dühr (lebt zur Zeit in Nordhausen) durch seine Uebertragungen der Ilias, und jetzt auch der Odyssee, in die Sprache Fritz Reuters vollgiltig dargethan hat, daß sie zum Ausdruck des Tragischsten und des Innigsten dem Schriftdeutschen nicht nur ebenbürtig, sondern weit überlegen ist. Das beruht auf dem Stimmungsgehalt, den allemal die gesprochene Volkssprache (lingua parlata) vor der Buchsprache voraus haben wird. Unser Schriftdeutsch bedarf — ach wie sehr! — der Erneuerung aus diesem Jungbrunnen. Xs.

Wilhelm Arminius. Die beiden Reginen. (Erz. nach einer Koburger Chronik, mit Zeichnungen von Hugo L. Braun.) H. W. Theodor Dieter, Leipzig. 75 S. kl. 4°.

Das Modernste im Aeußeren unserer Bücher, besonders der Geschenkliteratur, ist das Altmodische. Diesen Anschein auch durch die Darstellung zu erwecken, hat W. Arminius mit ziemlichem Glück versucht. Einer vollkommenen Täuschung bedarf es ja nicht. Die eine der beiden

Reginen ist eine 1632 gegossene Kanone, die der jugendliche Held Kunrad Rüger, obwohl ursprünglich zum Studium der Gottesgelahrtheit bestimmt, wider die Kaiserlichen überaus wirksam zu bedienen weiß, die andere das Töchterlein des Diakonus Ph. Seidenbecher, eines schlimmen Hexenbrenners. Reichten doch gesunde Sinnlichkeit und weibliche Anmuth schon hin, ein armes Geschöpf auf die Folter und dann auf den Holzstoß zu bringen. Den Dienst dieser diabolischen Gegenspielerin muß nun die Barbara Baderschmidtin leisten. Dawider hätten wir auch nichts, wenn uns nicht halb und halb zugemuthet würde, an wirklich diabolischen Einfluß zu glauben. Solchen abergläubischen Unsinn mag ja ein Landsknecht des dreißigjährigen Krieges aufzeichnen, zumal er geeignet ist, die Regungen des eigenen Gewissens zu schwichtigen, es kann aber nicht gelingen, ihn uns ästhetisch nothwendig erscheinen zu lassen.

Der Verfasser läßt (S. 47) seinen Helden sophistisiren: „erstlich heut weiß ich, daß solches alles damalen hat hergerührt von demjenigen, der mich geplaget bis dahin, und der nun [angesichts der wieder gefundenen Regina] ausfahren müssen vor dem Blick der reinen Jungfrau, die mich immerdar keusch im Herzen getragen.“ Ja, Kunrad sieht den Gottseibeiuns durch's Fenster abfahren. Man wird nicht frei und froh bei solchen widrigen Teufeleien. So viel natürliches Gefühl hat Kunrad zum Glück doch noch, daß er der überführten Hexe Barbara die Früchte der Tollkirsche reicht, die er in trübem Sinnen zu sich gesteckt hatte, so daß diese den Qualen des Feuertodes entgeht. Xs.

Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Von Erich Schmidt. 2. Auflage. 2 Bde. Berlin 1899.

Die erste Auflage dieses Werkes haben wir seiner Zeit in diesen Blättern ausführlich besprochen. Die zweite, die nach sieben Jahren nöthig geworden, bringt zahlreiche Veränderungen im Einzelnen, ist aber im Ganzen dasselbe Buch geblieben. Mit großer Aufmerksamkeit hat der Verfasser den Stil gefeilt, hat auch öfters durch Umstellungen kleinerer Abschnitte die Uebersichtlichkeit erhöht; an seinen Resultaten und in seiner Urtheilsweise hat er kaum irgend etwas geändert. Die Heranziehung einwirkender und vorbereitender literarischer Erscheinungen, schon früher in so großem Umfang geübt, ist an manchen Stellen noch mehr ausgedehnt worden. Lessing's Studien über die Geschichte des Drama's sind noch weiter aufgeklärt worden. (Rémond de St. Albine); die Stoffgeschichte der „Emilia Galotti“ ausführlicher behandelt; einiges über Nachdichtungen „Nathan des Weisen“ mitgetheilt. In der Darstellung des Fragmentenstreits ist überraschender Weise ein Abschnitt eingeschoben, der den Unterschied zwischen Lessings „exoterischer“ und „esoterischer“ Religionsphilosophie stärker hervorhebt als dies schon in der ersten Auflage geschehen; — wie mir scheint, zu scharf! Lessing stand selbst stark unter der Nach-

wirkung theologischer Erziehung und Ausbildung, und ist nach meiner Ansicht erst während jenes Streits schrittweise in innerer Fortarbeit zum pantheistischen Schlußbekenntniß gelangt.

Daß die „Anmerkungen“ von sorgfältigster Benutzung der Literatur, auch der letzten Jahre, zeugen, bedarf kaum der Erwähnung. Das Werk wird auch fernerhin sich als das standard work über Lessing behaupten.

O. Harnack.

Karpeles, Gustav. Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit. Leipzig 1899. A. Titze

Die hundertste Wiederkehr von Heine's muthmaßlichem Geburtstag, dessen wir früher schon in diesen Blättern gedacht, haben den Verfasser veranlaßt, Alles was er „in den letzten zwölf Jahren“ über Heine geschrieben, in diesem Bande zu vereinigen und einen reichen Porträtschmuck mit einigen Facsimiles hinzuzufügen. Das geschmackvoll ausgestattete Buch trägt so den Charakter einer Gelegenheitsschrift und will nicht Abgeschlossenes oder Abschließendes bieten. In dieser Einschränkung ist es mit Anerkennung zu begrüßen. Es finden sich viele dankenswerthe Angaben, besonders über die Familie des Dichters und über seinen Verkehrskreis während der verschiedensten Perioden seines Lebens vereinigt, — Nachrichten, die sonst wohl nur einem kleinen Kreise von Lesern zugänglich und schwer zu übersehen waren. An Einzelheiten möchte ich besonders den hübschen Bericht eines noch lebenden „Schülers“ von Heine hervorheben, der von dem Berliner Studenten Unterricht in „Französisch, Deutsch und Deutscher Geschichte“ empfing. „Sein Vortrag war ein ganz vorzüglicher“, schreibt Herr Braunhardt. „Mit großer Begeisterung, ja mit einem unnachahmlichen poetischen Schwunge schildert er die Siege Hermann's . . . im Teutoburger Walde“ u. s. w. Ferner einen sehr werthvollen Brief Immermann's (1830), der sich über die „Bäder von Lucca“ sehr freundlich und zustimmend äußert, und nur zu den berüchtigten Angriffen auf Platen vorsichtig bemerkt: da „hätte vielleicht ein wenig gespart werden können“; man sieht, wie Immermann in der Fehde gegen Platen sich ganz als Genosse Heine's betrachtet, aber bei der Form der Heine'schen Polemik sich doch nicht ganz behaglich fühlt.

Das Anziehendste an dem Buch ist aber die Porträtsammlung. Für sie ist man dem sorgfältigen Fleiß des Verfassers großen Dank schuldig. Die reiche Gallerie wirkt zunächst durch die Verschiedenheit der einzelnen Bilder verwirrend; allmählich gewinnt man aber durch diesen Ueberblick eine Vorstellung, wie Heine in Wirklichkeit etwa ausgesehen. Im Ganzen lassen sich die Bilder in zwei Gruppen, in die der gefühlvollen und der spottlustigen theilen, — und das entspricht ja auch dem Wesen des Dichters.

O. Harnack.

Nationalökonomie und Politik.

Arbeit und Rhythmus. Von Dr. Karl Bücher, ord. Professor der Nationalökonomie an der Universität Leipzig. Zweite, stark vermehrte Auflage. Leipzig 1899, B. G. Teubner. X, 412 S.

Das ausgezeichnete und gänzlich neue Bahnen einschlagende Buch hat verdientermaßen einen so überaus großen Erfolg gehabt, daß die erste Auflage schon in sehr kurzer Zeit vergriffen war. Die neue Auflage hat eine gründliche Umarbeitung und Erweiterung erfahren, die die Grundgedanken zu noch präziserem Ausdruck bringt. Vor allem aber ist das Urmaterial, auf dem die Beweisführung ruht, sehr erweitert worden; die Liederbeispiele hat der Verfasser auf das Dreifache, auf nicht weniger als 200 Nummern vermehrt; besonders dankenswerth ist, daß soweit als irgend möglich die zugehörigen Melodien beigefügt sind. Prinzipiell neue Gesichtspunkte bringt die jetzige Fassung, soweit ich sehe, dagegen nicht; der eingehenden Besprechung, die Prof. Paulsen dem Werke hier vor etwa drei Jahren (Bd. 89 S. 139) gewidmet hat, ist sachlich also kaum etwas hinzuzufügen.

Spemanns Deutsches Reichsbuch. Politisch-wirthschaftlicher Almanach. Von Dr. Arthur Berthold. Zweiter Jahrgang. W. Spemann, Berlin und Stuttgart 1900. 390 S. Mit 20 Porträts und 14 Tabellen.

Das jetzt in zweiter und wesentlich vermehrter und verbesserter Ausgabe vorliegende Buch ist hier ebenfalls schon (Bd. 94 S. 346) bei seinem ersten Erscheinen näher besprochen worden. Das Urtheil war im Ganzen ein freundliches, nur eine wesentliche Vermehrung der biographischen Artikel mußte als unumgänglich nothwendig bezeichnet werden. In der neuen Ausgabe ist der größte Theil unserer früheren Ausstellungen berücksichtigt worden; nach wie vor vermissen wir freilich die Biographien der Minister v. Delbrück und Herrfurth, die doch unzweifelhaft begründeten Anspruch auf einen Platz in einem „Deutschen Reichsbuch“ haben.

Die englischen Fabrikgesetze in deutscher Uebersetzung, herausgegeben von Dr. Benno Karpeles. Berlin 1900, Emil Felber. XL und 481 S.

Die Sammlung enthält im Wesentlichen folgende Gesetze: das Fabrik- und Werkstättengesetz von 1878 mit seinen verschiedenen Nachträgen, die Gesetze über die Arbeitszeit in Läden, die Truck- und die Bergwerksgesetze, zu denen dann noch die einschlägigen Bestimmungen der Gesetze über den Elementarunterricht, die öffentliche Gesundheitspflege und zur Verhütung der grausamen Behandlung von Kindern treten. Der Anhang bringt die



auf Grund der Arbeiterschutzgesetze erlassenen besonderen Verordnungen für gefährliche und gesundheitsschädliche Betriebe, ein Nachtrag auch noch die neuesten, während der Drucklegung der Arbeit ergangenen Vorschriften. Ein sehr sorgfältig ausgearbeitetes Register erleichtert die Orientirung, während die Einleitung einen instruktiven geschichtlichen Abriß der Entwicklung der englischen Fabrikgesetzgebung giebt.

Das Werk muß als sehr dankenswerth bezeichnet werden, da die englischen Fabrikgesetze und Verordnungen im Original für uns in Deutschland sehr schwer zugänglich sind: der Beifall aller derjenigen, die ein tieferes Interesse für die Fragen der Arbeiterschutzgesetzgebung hegen, dürfte dem Verfasser gewiß sein.

Abrüstung? Eine historisch-politische Studie von Dr. jur. Theodor Frantz. Mannheim 1899, Tobias Löffler. 51 S. Preis 1,20 Mk.

Der Werth des kleinen Schriftchens, das sich mit großer Entschiedenheit gegen die phantastischen und sentimentalen Ideen eines allgemeinen Weltfriedens und einer allgemeinen Abrüstung wendet, liegt hauptsächlich in einer kurzen zusammenfassenden Uebersicht über eine Anzahl der wichtigsten, auf Realisirung des Weltfriedens abzielenden Projekte, die zum ersten Male am Anfang des 18. Jahrhunderts auftauchten und bis auf die neueste Zeit mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen immer wieder aufgenommen wurden. Die Darstellung ist überwiegend staatsrechtlich-juristisch; ein näheres Eingehen auf die allgemeinen philosophischen Grundlagen der Friedensbewegung, das mancherlei Interessantes geboten hätte, lag augenscheinlich nicht in der Absicht des Verfassers oder seinem juristischen Gedankenkreise überhaupt fern.

Die Entwicklung des Großbetriebs in der Getreidemüllerei Deutschlands. Von Dr. jur. Paul Mohr. Berlin 1899, Siemenroth & Troschel. XV 294 S.

Der Verfasser hat mit ungemeinem Fleiße und auf der Grundlage eines reichen, fast überreichen statistischen Materials eine eingehende Geschichte der deutschen Müllerei im 19. Jahrhundert geschaffen. Ausgehend von den Aenderungen des Gewerberechts am Anfang des Jahrhunderts, die für die damit von den Schranken des Mahlzwangs befreite Müllerei besondere Bedeutung hatten, schildert er zunächst die allmählichen Fortschritte und die schließliche vollständige Umwälzung der Technik des Müllereibetriebes, mit der eine gänzliche Umgestaltung der Verkehrsverhältnisse Hand in Hand ging. Der alte handwerksmäßige, auf der Lohnmüllerei basierte Kleinbetrieb hat sich völlig überlebt. Allein von 1882—95 ging die Zahl der selbständigen Müller um ein Drittel (von etwa 45000 auf 30000) zurück.

Lebensfähig sind nur noch die auf der modernen Technik beruhenden Mittel- und Großbetriebe; aber auch zwischen ihnen tobt ein erbitterter Konkurrenzkampf, in dem sich der Sieg auf die Seite der Großbetriebe zu neigen droht, die den Mittelbetrieben zwar nicht in der Produktionstechnik, wohl aber hinsichtlich der Vortheile des Getreidebezugs und der Absatzgestaltung überlegen sind. Die Gründe dafür sind zum Theil in den allgemeinen wirthschaftlichen Vortheilen des größeren, kapitalkräftigeren Betriebes zu finden, zum erheblichen Theil spielen hier aber auch besondere Ursachen mit, die auf dem Gebiet des Transport- und Tarifwesens und der Steuertechnik liegen. Mit der Ausdehnung des Großbetriebes ist die rasche Zunahme der Aktiengesellschaften verbunden, die am Schluß des Buchs in einer sehr spezialisirten Tabelle zusammengestellt sind. Hinsichtlich der Lage der Arbeiter ergiebt sich auch in der Müllerei eine Bestätigung der alten Regel, daß es den Arbeitern im Großbetriebe wesentlich besser als im Kleinbetriebe geht.

Sehr eingehend hat Dr. Mohr die verwickelten zoll- und steuertechnischen Fragen, die gemischten Transitlager, die Frage des Identitätsnachweises, die Mühlenkonten 2c. behandelt. Besonders instruktiv sind auch seine Darlegungen über die Bedeutung der Transport- und Tarifverhältnisse für die Standorte der Produktion wie für die Ausbildung des Großbetriebs. Die Mühlenindustrie, und zwar vornehmlich die großen Handelsmühlen konzentriren sich mehr und mehr an den großen Strömen; sie können hier das ausländische Getreide zu den denkbar niedrigsten Frachtsätzen heranziehen, während ihnen andererseits der binnenländische Absatz des Mehles nach allen Richtungen hindurch die gleiche Tarifirung von Getreide und Mehl auf den Eisenbahnen sehr erleichtert ist; der gleiche Tarifsatz für den Doppelcentner Getreide und Mehl bedeutet natürlich eine wesentliche Bevorzugung des Mehl-, eine Benachtheiligung des Getreidetransports, da 1 dz Getreide noch nicht $^2/_3$ dz Mehl ergiebt.

Welche kolossale Bedeutung die billigen See- und Stromfrachten für die Getreideeinfuhr haben, illustriren folgende Zahlen:

Für 100 kg Getreide bis Mannheim, einschließlich Versicherung und Umschlagsgebühren, betrug die Wasserfracht 1896

1.	von Argentinien (ab Buenos-Ayres)	2,50	Mk.
2.	„ Nordamerika (ab New-York)	1,50	„
3.	„ Rußland (ab Nikolojew)	1,90	„
4.	„ Rumänien (ab Braila)	2,00	„

Dagegen stellte sich die Bahnfracht nach Mannheim von München auf 1,76, von Berlin auf 3,00, von Königsberg auf 5,63 Mk.! Der Getreidezoll von 3,50 Mk. wird also im letzteren Falle schon durch die Frachtdifferenz völlig ausgeglichen. Interessant ist, wie diese Sätze sich ermäßigen, wenn dasselbe Quantum Getreide in Form von Mehl transportirt wird: dann kostet nämlich die Fracht zwischen Mannheim und München 1,05, Berlin 1,60 und Königsberg 3,38 Mk.

Die immensen Vortheile, die aus diesen Tarifverhältnissen für die besonders am Rhein und Main, an der Elbe und Weser konzentrirte Mühlengroßindustrie erwachsen, liegen auf der Hand und bedürfen keiner näheren Darlegung.

Zum Schluß erörtert der Verfasser den Plan, mittelst einer gestaffelten Umsatzsteuer die Entwicklung des Großbetriebes zurückzudrängen oder wenigstens zu hemmen, ein Streben das er prinzipiell verwirft, wenn er sich auch andererseits nicht auf den Standpunkt stellt, daß man den fallenden Kleinbetrieb noch stoßen müsse; vielmehr hält er einen langsamen Uebergang für wünschenswerth.

Wer die Schwierigkeiten einer derartigen historisch-deskriptiven Arbeit, bei der es das aus den verschiedensten gedruckten Quellen gewonnene Mosaik der Einzelthatsachen und die umfangreichen statistischen Materialien mit den aus persönlichen, mündlichen und schriftlichen Informationen geschöpften Resultaten zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinigen gilt, — wer diese Schwierigkeiten aus eigner Erfahrung kennt, wird dem Verfasser seine Anerkennung nicht versagen können. Die Arbeit stößt uns außerdem wiederum auf das hochwichtige, von der nationalökonomischen Wissenschaft bisher aber nahezu völlig vernachlässigte Problem des Einflusses der Tarifpolitik auf die konkrete Gestaltung unseres Wirthschaftslebens; eine Reihe weiterer objektiven Untersuchungen in derselben Richtung wären dringend erwünscht.

Berlin. Paul Voigt.

Gefängniß-Schreiber.

Da heutzutage Niemand mit Sicherheit weiß, ob nicht die Polizei schon einmal das dringende Bedürfniß gefühlt hat, seinen gesammten Beziehungen auf einen vielleicht ganz unbegründeten Verdacht hin in der Stille sorgsam nachzuforschen, so ist die Frage, ob der Staat auch Alles thut, was in seinen Kräften steht, um die nachträgliche mißbräuchliche Ausschlachtung und Verwerthung der durch derartige amtliche Ermittelungen und Recherchen zur Kenntniß seiner Organe gelangten berechtigten Privatgeheimnisse der Betreffenden zu verhindern, von so allgemeinem Interesse, daß es sich wohl verlohnen dürfte, sich einmal ein wenig damit zu beschäftigen.

Daß die durch polizeiliche Ermittelungen festgestellten Privat-Geheimnisse durch die Entlassung eines ehemaligen Polizeibeamten frei werden können, leuchtet ein, muß aber in Kauf genommen werden, da doch einmal solche Entlassungen, gottlob, nicht gar zu häufig vorkommen und andererseits diesen Leuten bei einer nachträglichen Verletzung der Amtsverschwiegenheit leicht mit dem Strafrichter beizukommen wäre. Was sagt man aber dazu, daß gerade auf kriminellem Gebiete derartige Amts- und Privatgeheimnisse



von Staatswegen tagtäglich Elementen rückhaltlos preisgegeben werden, die schon durch ihre ganze Vergangenheit eine gewisse Garantie dafür bieten, daß sie von dem in sie gesetzten Vertrauen stets den denkbar schlechtesten Gebrauch machen werden? Ich sehe dabei noch ganz ab von den Gefahren, welche der Privat-Ehre des Einzelnen schon durch die in allen Großstädten von Seiten der Polizei beliebte umfangreiche Verwendung der direkt dem Verbrecherthum angehörigen Vigilanten drohen. Ich will hier lediglich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf jene unglaublichen Uebelstände lenken, die dadurch herbeigeführt werden, daß in allen unseren Strafanstalten aus bloßen Sparsamkeitsrücksichten das gesammte, in Kanzlei und Registratur beschäftigte Personal aus Sträflingen besteht, denen in Folge dieser ihrer Verwendung zu derartigen Bureauarbeiten amtlichen Charakters alle, auch die intimsten Privat-Geheimnisse aller derer bedingungslos preisgegeben sind, die — oder deren Angehörige — jemals mit dem Strafgesetz irgendwie in Konflikt gekommen sind.

Die Gefängnißarbeit ist bekanntlich schon an und für sich ein dunkles Kapitel; der dunkelste Punkt darin ist aber zweifellos die Verwendung von Strafgefangenen als sogenannte „Schreiber“ in der Gefängnißkanzlei. Denn nicht nur, daß ihnen in dieser Stellung die in der Strafanstalt über jeden Gefangenen geführten Personal-Akten mit ihren manchmal recht interessanten Einzelheiten gewöhnlich ohne Weiteres zugänglich sind (in den meisten Fällen befinden sich dieselben ja unverschlossen in demselben Raum, in welchem die Schreiber beschäftigt werden), auch die sonst noch von der betreffenden Direktion aus irgend einem Grunde (gewöhnlich um sich über die Persönlichkeit eines eingelieferten Gefangenen gründlich zu informiren) von anderen Behörden zeitweise eingeforderten Akten und vertraulichen Auskünfte gelangen fast immer in die Hände dieser Schreiber, so daß es auf kriminellem Gebiet so leicht kein Geheimniß giebt, über welches diese Leute nicht aus der Schule schwatzen könnten. Und nicht allein, daß ihnen schon das gesammte amtliche Material dieser Art zugänglich ist, — sie haben in Folge ihrer Beschäftigung leider auch die bequemste Gelegenheit, die tiefsten Einblicke in die rein privaten, intimsten Familien-Angelegenheiten der Mitgefangenen und ihrer Angehörigen zu thun. Denn für die Insassen einer Strafanstalt kann das Briefgeheimniß aus leichtverständlichen Gründen leider nicht gewahrt bleiben. Alle ankommenden und abgehenden Briefe gehen immer erst durch die Hand des Vorstandes und werden nur, wenn sie nichts Ungehöriges enthalten, an ihre Adresse weiter befördert. In Folge dessen unterliegt natürlich die gesammte Privat-Korrespondenz der übrigen Sträflinge mit ihren Angehörigen und umgekehrt einer für die Betreffenden höchst bedauerlichen, peinlichen Kontrole durch diese Schreiber. Denn die abgehenden Briefe werden immer erst bei ihrer Expedirung (gewöhnlich durch die Schreiber selbst) ordnungsmäßig verschlossen und die ankommenden Briefe werden dem betreffenden Sträfling,

nachdem er sie gelesen hat, wieder abgenommen und zu den Akten gelegt. Sie können also erst recht von den Schreibern in aller Muße durchstudirt werden.

Daß das in der That höchst unerquickliche Zustände sind, wird wohl Niemand in Abrede stellen können. Denn abgesehen davon, daß es schon an und für sich für unser Gefühl etwas Verletzendes hat, wenn wir sehen, wie beispielsweise der Brief, den die Gattin eines vielleicht wegen Preßvergehens verurtheilten Redakteurs diesem ins Gefängniß schreibt, dort nachträglich dem aus lauter Wechsel- und Urkundenfälschern (aus dieser Verbrecherspezies rekrutiren sich diese Schreiber zumeist) bestehenden „Bureaupersonal" zur Aufbewahrung anvertraut wird, um von diesem erst nach allen Richtungen durchschnüffelt und in zotiger Weise glossirt zu werden, enthalten auch sehr viele dieser Familienbriefe, da deren Absender in den meisten Fällen keine Ahnung haben, wessen Händen in den Strafanstalten deren Aufbewahrung anvertraut ist, häufig Dinge, deren Bekanntwerden an Personen dieses Schlages von den Betreffenden später gewöhnlich sehr theuer bezahlt werden muß. Thatsache ist wenigstens, daß es in ganz Deutschland wahrscheinlich nicht einen Strafanstalts-Direktor giebt, der nicht mindestens schon einmal einen seiner früheren Schreiber wegen einer versuchten oder vollendeten Erpressung dieser Art zur weiteren Beschäftigung zurückbekommen hätte. Da nun bekanntlich gerade Erpressungen zu denjenigen Verbrechen gehören, die nur in ganz seltenen Fällen zur Kenntniß des Staatsanwalts gelangen, so kann man sich danach ein ungefähres Bild davon machen, wie schwunghaft von diesen Herren die Ausschlachtung und Verwerthung der während ihrer „Amtsthätigkeit" erlangten Kenntniß derartiger diskreter Familien- und Privat-Angelegenheiten betrieben zu werden pflegt, und zwar gewöhnlich auf Kosten von Personen, deren ganzes Verbrechen vielleicht darin besteht, daß einmal ein räudiges Schaf aus der Familie im Gefängniß saß.

Die häufige verbrecherische Ausschlachtung derartiger Kenntnisse von Seiten ehemaliger Strafanstalts-Schreiber wird ja auch Niemand weiter befremden, der diese Verhältnisse auch nur einigermaßen kennt. Selbst wenn diese Schreiber aus der Kategorie der verhältnißmäßig harmlosesten Gefangenen ausgewählt würden, selbst dann bliebe es doch zweifellos noch immer ein tollkühnes Wagestück, derartigen Leuten, deren spätere Verschwiegenheit zu erzwingen die Behörden gar kein Mittel haben, in solchen Vertrauensstellungen zu verwenden, wo ihnen der gute Ruf und die Ehre von tausenden ihrer Mitmenschen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sind. Nun werden aber unglücklicherweise diese Schreiber aus diversen Gründen gerade umgekehrt fast immer nur aus den Reihen der schwerst bestraften Verbrecher ausgewählt. Ein Jahr Gefängniß ist wohl das Mindeste, womit jemand bestraft sein muß, der der Ehre theilhaftig werden will, vom Staat in ein solches Amt berufen zu werden. Wie es

im Uebrigen mit den moralischen Garantien aussieht, welche diese Leute zu bieten haben, das mag man daraus ersehen, daß sich wahrscheinlich noch nicht 10 Proz. von ihnen noch im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden. Es ist zwar richtig, daß zu den Schreibern immer nur Gefangene mit mustergültiger Führung, womöglich den gebildeten Ständen angehörig, genommen werden sollen. Leider ist aber „gute Führung" im Sinne der Zuchthaus-Disziplin nicht immer identisch mit moralischer Vortrefflichkeit, und was die gewünschte Bevorzugung der den gebildeten Ständen angehörigen Gefangenen anbelangt, denen man hiermit einige der oftmals gewiß berechtigten Erleichterungen ihrer Lage verschaffen wollte, so wird sich dieselbe in der Praxis wohl nur äußerst selten durchführen lassen. Leute, die mit den vorkommenden Arbeiten gut vertraut sind: Kaufleute, Schreiber u. s. w. mit guter Handschrift, werden stets den Vorzug erhalten vor Aerzten, Lehrern u. s. w., selbst wenn sie auch vielleicht moralisch schon einen kleinen Knax mehr weg haben sollten.

Es wäre auch grundverkehrt, wenn man den betreffenden Behörden daraus einen Vorwurf machen wollte. Im Gegentheil, es ist entschieden das kleinere Uebel, wenn unsere Strafanstalts-Direktoren anstatt der harmloseren, aber eben darum kurzzeitigen Gefangenen lieber langzeitige, wenn auch im Grunde schwerere Verbrecher, welche die vorkommenden Arbeiten von vornherein gründlich kennen, zu Schreibern nehmen. Denn andernfalls wäre auch der ganze Unterschied wahrscheinlich nur der, daß die Zahl dieser „Sträflings-Beamten", von deren Diskretion schließlich das Wohl und Wehe unzähliger Familien und Personen abhängt, noch größer wäre, als es leider heutzutage schon der Fall ist.

Den Strafanstaltsbeamten darf man überhaupt die Schuld an diesen wahrhaft skandalösen Verhältnissen durchaus nicht aufbürden. Man lese nur einmal, was der derzeitige Dezernent für Gefängnißwesen im preußischen Ministerium des Innern, Geheime Regierungsrath Dr. Krohne in seinem „Lehrbuch der Gefängnißkunde" über diesen Punkt schreibt und man wird erkennen, daß man sich in diesen Kreisen, bis zu den höchsten Spitzen hinauf, den traurigen Konsequenzen dieser schäbigen Sparsamkeit des Staates durchaus nicht verschließt. Wenn die Beseitigung dieses empörenden Zustandes eben bis heute noch nicht hat erreicht werden können, so liegt die Schuld davon lediglich an dem bekannten zähen Widerstand unserer Finanzgewaltigen gegen Mehrforderungen jeglicher Art. Dieser Widerstand ist in diesem Falle um so verdammenswerther, da es sich thatsächlich um eine wahre Bagatelle handelt, durch deren Bewilligung der ganze Skandal ein für alle Mal aus der Welt geschafft werden könnte.

Die Zahl der in den Strafanstalten in der oben geschilderten Art und Weise als Schreiber beschäftigten Gefangenen schwankt gewöhnlich zwischen $^1/_2$ Prozent der Kopfstärke in gut geleiteten und 1 Prozent der Kopfstärke in — (da heutzutage stets der Umfang des

Schreibwerks als Prüfstein für die Güte der Verwaltung gilt) — besser geleiteten Anstalten. Im Durchschnitt dürften etwa $^3/_4$ Proz. der gesammten Strafgefangenen als Schreiber beschäftigt werden. Das gäbe für Preußen mit seinen ca. 24 000 Gefangenen etwa 180 Schreiber. Will man alle diese Leute durch ordentliche Beamte ersetzen, so würden jedenfalls 100 bis höchstens 120 Kanzlisten zur Bewältigung des Schreibwerkes vollkommen genügen, denn die größere Anzahl der jetzt beschäftigten Schreiber ist lediglich auf die jedem Volkswirth wohlbekannte Thatsache zurückzuführen, daß, wo billige Arbeitskräfte in Fülle vorhanden sind, auch gewöhnlich mehr beschäftigt werden, als gerade unbedingt nöthig ist. Das Durchschnittsgehalt dieser Kanzlisten zu 1000 Mark, und die sonstigen Bezüge: Wohnungsgeldzuschuß ꝛc. zu jährlich 200 Mark, angenommen, betrüge die Mehrbelastung dieses Etats für Preußen rund 120 000 bis 144 000 Mark. Davon gehen nun aber noch mindestens 45 000 Mk. ab, die alsdann durch eine anderweitige Verwerthung der Arbeitskraft der bisher als Schreiber beschäftigten Gefangenen zweifellos erzielt werden können.*) Die ganze Reform ist also für Preußen mit einem jährlichen Aufwand von höchstens 75 000 bis 100 000 Mark bequem durchzuführen. Das ist doch in der That eine Bagatelle, wenn man bedenkt, welche eines großen Kulturstaates durchaus unwürdigen Verhältnisse damit aus der Welt geschafft werden sollen.

Leider ist aber die Hoffnung, daß die nöthigen Summen zur Beseitigung der geschilderten Uebelstände vielleicht in absehbarer Zeit bewilligt werden könnten, zur Zeit nur sehr gering. Man ist nun einmal in maßgebenden Kreisen der Ansicht, daß es bei dem notorischen Ueberfluß an schlecht verwerthbaren Arbeitskräften innerhalb der Strafanstalten die weiseste Oekonomie sei, alle irgendwie von Sträflingen zu leistenden Arbeiten auch nur von solchen ausführen zu lassen. Dieser Grundsatz hat ja auch gewiß seine Berechtigung, solange es sich nur um Schuster-, Schneider- oder Tischler-Arbeiten ꝛc. handelt. Daß aber Strafgefangene lediglich aus Sparsamkeitsgründen auch in Beamtenstellungen verwendet werden, geht jedenfalls beträchtlich über das Maß des allenfalls Zulässigen hinaus. Wenn man wirklich glaubt, es ohne jedes Bedenken wagen zu können, den eben erst wegen Verbrechen im Amte ins Zuchthaus gesteckten Gerichtsschreiber daselbst gleich wieder in ähnlicher Stellung zu beschäftigen, dann ist doch wirklich garnicht abzusehen, warum man nicht

*) Diese Ziffer ist gewiß nicht zu hoch gegriffen, denn diese Schreiber gehören stets zu den Gefangenen, deren Arbeitskraft zu den Maximalsätzen der betreffenden Anstalt verwerthet zu werden pflegt. Bei dieser Kalkulation ist der Tagesverdienst, den sie der Anstalt bringen sollen, nur mit 60 Pf. veranschlagt, denn diese in Verbindung mit dem ihnen heutzutage überall aus der Anstaltskasse gezahlten Kopfgeld von 20 Pf. täglich (ohne Prämie) giebt schon jährlich pro Kopf bei 300 Arbeitstagen die vorausgesetzte Ersparniß von 240 Mark.



auch den wegen fahrlässiger Tödtung bestraften Arzt oder den wegen Sittlichkeitsverbrechen verurtheilten Pastor während der Strafverbüßung als Gefängnißarzt resp. Gefängnißgeistlichen beschäftigt. Besser, als durch Uebertragung dieser Aemter könnte doch eigentlich in solchen Fällen die gesetzliche Forderung: „jeden Gefangenen möglichst nach seinen Fähigkeiten zu beschäftigen", garnicht erfüllt werden. In unseren Strafanstalten befinden sich überhaupt genug Leute, die durch ihren wiederholten Aufenthalt in den verschiedenen Staatspensionen den gesammten Gefängnißdienst längst so gründlich kennen, daß man aus ihren Reihen das gesammte Strafanstaltspersonal vom Direktor herunter bis zum letzten Nachtwächter rekrutiren könnte. Das gäbe dann vielleicht etwas fidele Gefängnisse, aber — und das ist doch den Steuer-Aengstlichen schließlich die Hauptsache — der Strafvollzug würde etwas weniger kosten.

Der Vorschlag mag ja vielleicht etwas spaßhaft klingen; er ist aber doch im Grunde nichts Anderes als die natürliche Weiterbildung und Fortentwickelung des sich in der gerügten Verwendung von Sträflingen als Bureaubeamte seit lange schon bethätigenden üblen fiskalischen Sparsamkeitsprinzips. Denn das muß immer wieder auf das Nachdrücklichste betont werden: jene Schreiber rangiren thatsächlich in allen Strafanstalten in Folge ihrer Beschäftigung zwischen Ober- und Unterbeamten. Sie stehen überall mit den Ober-Aufsehern, Hausvätern 2c. auf der gleichen Stufe der Macht und des Ansehens. Wie es überhaupt unter diesen Umständen ihnen gegenüber mit dem Strafvollzug aussieht, kann sich wohl jeder selbst sagen. Thatsächlich verbüßt ein zu Zuchthausstrafe verurtheilter aber im Zuchthaus als Schreiber beschäftigter Gefangener höchstens — was die materielle Seite anbelangt — Festungshaft. Einmal genießen die Schreiber schon an und für sich in allen Anstalten ganz bedeutende Vergünstigungen, und dann ist es ihnen auch gewöhnlich ein Leichtes, sich in Folge ihrer eigenthümlichen Stellung den übrigen Beamten — namentlich dem eigentlichen Aufsichtspersonal — gegenüber die weitestgehenden Erleichterungen zu verschaffen. Es ist garnichts Seltenes und Auffälliges weiter für den, der diese Verhältnisse kennt, daß sich die Herren Schreiber gewöhnlich noch einmal auf die andere Seite drehen, wenn die Aufseher und übrigen Gefangenen schon zwei Stunden in Thätigkeit sind. An diesen Zuständen wird auch durch die best stilisirtesten Ministerial-Reskripte, die strengsten Befehle und Vorschriften der höheren Strafanstaltsbeamten nichts geändert, solange sich die betreffenden Beamten, denen schließlich die Ueberwachung dieser Vorschriften doch immer überlassen bleibt, die Aufseher nämlich, bei diesen Sträflingen vertrauliche Informationen aus ihren eigenen Personal-Akten zu erbitten pflegen.

Man halte diese Schilderungen nicht etwa für übertrieben. Es ist thatsächlich in allen deutschen Strafanstalten so. Der Umstand, daß die betreffenden Direktoren in Ermangelung anderer Kräfte gezwungen sind,



vertrauliche amtliche Berichte aller Art — womöglich über die eigenen Beamten — nicht nur regelmäßig durch die Hände dieser Sträflinge gehen zu lassen, sondern sie häufig geradezu von ihnen anfertigen zu lassen, zeitigt Uebelstände, wie sie ärger garnicht gedacht werden können. Daß also die Forderung nach einem baldigen Ersatz dieser famosen „Bureaubeamten" durch wirkliche Beamte, deren Verschwiegenheit wir gesetzlich erzwingen können, irgendwie ungerechtfertigt sei, wird gewiß niemand behaupten können. Solange sich die Beschäftigung dieser Schreiber auf den Wirthschaftsbetrieb der betreffenden Anstalt beschränkt, wird sich ja wenig gegen ihre Thätigkeit sagen lassen. Ihre Verwendung aber in einer Stellung, in der ihnen die Ehre und der gute Ruf unzähliger Menschen rücksichtslos preisgegeben werden müssen, ist einfach ein Hohn auf das gesunde Rechtsgefühl. Jedenfalls dürfte es dem Fiskus sehr schwer halten, den Rechtsbuchstaben nachzuweisen, auf Grund dessen er hier tagtäglich die intimsten und delikatesten Privatgeheimnisse von Leuten, die oder deren Angehörige vielleicht einmal wegen irgend eines harmlosen Vergehens einige Tage ins Gefängniß mußten, an anrüchige Personen oft der schlimmsten Art, die sittlich vielleicht tief unter jenen stehen, in so gedankenloser, leichtfertiger Weise ausliefert. Es ist doch auch schließlich eine Inkonsequenz ohnegleichen, wenn auf der einen Seite mit einem enormen Geldaufwand das kostspielige Einzelhaftsystem in der rigorosesten Weise durchgeführt wird, damit nur ja nicht einmal ein Sträfling die Nasenspitze des anderen zu sehen bekommt, und dann doch gleichzeitig auf der anderen Seite eine Anzahl schwer bestrafter Verbrecher von Amtswegen die bequemste Gelegenheit erhält, ihre Nase in die intimsten Privatgeheimnisse der übrigen Gefangenen zu stecken.

Theater-Korrespondenz.

Deutsches Theater: Wenn wir Todten erwachen. Ein dramatischer Epilog von Henrik Ibsen. — Das tausendjährige Reich. Drama in vier Aufzügen von Max Halbe.

Königliches Schauspielhaus: Gevatter Tod; ein Märchen von der Menschheit. Drama in fünf Aufzügen von Eberhard König.

Berliner Theater: Ueber die Kraft. Schauspiel in zwei Aufzügen von Björnstjerne Björnson.

Es macht keine Freude, in dieser Saison Theaterreferate zu schreiben. Niederlage auf Niederlage erleiden die dramatischen Autoren, und leider mit Recht. Das einzig erfolgreiche Stück, Dreyer's „Probekandidat", verdankt seinen Erfolg der Plattheit, und scheint um so platter, je länger es sich in der Gunst des Publikums hält. Das einzige Kunstwerk von Tiefe und Größe, Ibsen's dramatischer Epilog, hat sich als bühnenunwirksam erwiesen. Ich habe bereits in einem früheren Hefte dies Drama mit Ausführlichkeit behandelt, und die Leser wissen, wie außerordentlich hoch ich das abgründige Werk einschätze. Und doch hat es mich in der Aufführung des Deutschen Theaters gelangweilt, wirklich gelangweilt. Ich bemerkte ja schon früher, daß es für die Bühnenaufführung zu innerlich ist und gar zu sehr ein Werk der Ideen. Nun kam noch hinzu, daß die Aufführung am Deutschen Theater wenig dem innerlichen Charakter der Dichtung entgegenkam. Ich entsinne mich nicht, eine schlechtere Aufführung dieser sonst so ausgezeichneten Bühne gesehen zu haben. Es ist ja bei diesem dramatischen Epilog überhaupt die Frage, was und wieviel sich für seine Bühnenwirksamkeit thun ließe. Sicherlich ist hier mit einem naturalistischen Stil nichts auszurichten. In dem Werk ist nichts „Naturgetreues". Seine Sphäre und Atmosphäre ist garnicht die Umgebung, in der wir alltäglich leben und die Luft, die wir alle gemeinsam athmen. Es ist die Frage, ob sich vielleicht durch irgend welche künstlichen Beleuchtungseffekte, die das Ganze in einen außerirdischen Schimmer tauchen, etwas thun ließe. Irgend welcher Stimmungszauber fehlte bei der Darstellung ganz. Zudem kam auch noch die verblüffende Minderwerthigkeit der Einzelleistungen hinzu. Der oft so vortreffliche Herr Rittner als Gutsbesitzer Ulfheim war abscheulich: er konnte vom Dialekt seiner Bummlerrolle als Jan daraus nicht loskommen. Tadellos war seine Partnerin, Frau Gisela Schneider-Nissen als Maja. Der richtige Ulfheim wäre übrigens zweifellos Herr Nissen gewesen. Interessant und bedeutend war Frl. Dumont als Irene, aber vollkommen konnte auch sie nicht befriedigen. Frl. Dumont ist jetzt wohl die bedeutendste Künstlerin von

denen, die ständig auf einer Berliner Bühne thätig sind. — Die Sorma gastirt doch nur noch. — Bei aller Anerkennung und Bewunderung der reifen Kunst dieser klugen und vornehmen Künstlerin muß aber doch bemerkt werden: sie fascinirt nie, es geht nie jenes merkwürdige Fluidum von ihr aufs Publikum über, das Kainz und die Sorma oft schon beim bloßen Betreten der Bühne von sich ausstrahlen lassen. Die Irene erfordert nun aber gerade solch eine gewissermaßen elektrisirende Wirkung, verlangt eine feinere und stärkere Spannung aller Nerven. Am meisten enttäuscht hat Herr Emanuel Reicher als Rubek. Er war in der Vorstellung, die ich gesehen habe, — es war nicht die Premiere — von solch einer Zerstreutheit, daß er manchmal die Worte seiner Rolle gar nicht zu beherrschen schien, machte Kunstpausen, unnöthige Bewegungen und versprach sich, war kalt und ließ kalt. Dieser öfter bewundernswerthe Künstler war sicherlich indisponirt und übte nicht die mindeste Wirkung aus.

Zu dem Genuß, Halbe's „tausendjähriges Reich" zu sehen, bin ich überhaupt nicht gekommen. Denn das Drama wurde unerwarteter Weise schon nach der zweiten Aufführung vom Spielplan abgesetzt. Ich werde darum nach der bei Georg Bondi in Berlin erschienenen Buchausgabe ein paar Bemerkungen machen. Der Stoff an sich ist interessant und bedeutend. Der in einem westpreußischen Dorfe lebende Schmiedemeister Drews bildet sich ein, von Gott auserwählt zu sein, die Menschen zu erlösen aus Armut und Knechtschaft und sie einem herrlichen Zustande entgegenzuführen. Zu diesem Wahn ist er auf merkwürdige Weise gekommen, durch einen Zufall, werden die einen sagen, durch Gottes Fügung, die anderen. Im Freiheitskriege auf Vorposten gestellt, schickt er sich an, seinen vorgesetzten Offizier, zugleich seinen heimischen Schloßherrn, meuchlings zu erschießen. In dem Moment streckt ihn selber eine feindliche Kugel nieder. Wiedergenesen, betrachtet er dies als göttliche Fügung, fühlt Gottes Hand über sich und sich zu Großem berufen. Er vertieft sich in die Offenbarung Johannis, die er wörtlich nimmt und gründlich mißversteht. Er wirbt im heimischen Dorf Anhänger, findet solche gerade unter den Niedrigsten und Schlechtesten und wird so als eine Art Zauberer und Prophet verehrt. Hinein wirken auch aus der Ferne die Unruhen des Jahres 1848, in dem das Drama spielt, so daß nun in diesem weltentlegenen Dorfe die soziale und politische Bewegung einen religiösen Charakter annimmt. Ich verzichte darauf, die zahlreichen Ereignisse des Dramas, seinen Inhalt, darzulegen. Das würde zu weit führen und lohnt die Arbeit nicht. Denn das Werk hat einen Grundfehler: der schwarmgeistige Schmiedemeister ist nicht glaubhaft gemacht, ihm fehlt die innere Notwendigkeit des Wesens. Daß es so sein muß, oder so werden mußte, begreifen wir nicht. Ich glaube, solche Tragödien des religiösen Wahns sind am ehesten und vielleicht einzigsten aus dem Milieu heraus begreiflich zu machen. In einem ganzen Dorf, in einer

Gemeinde muß irgendwie bestimmter, religiös-sektirerischer Geist sich herausgebildet haben, aus irgendwelchen Gründen und Quellen. Um deutlich zu machen, was ich meine, verweise ich auf eine andere, von mir ihrer Zeit besprochene und gelobte Tragödie des religiösen Wahns, auf Kayserling's „Frühlingsopfer". Dort, in jenem littauischen Dorf, liegen die Ereignisse eigentlich alle in der Luft, es ist ganz selbstverständlich, daß es so kommt. In Halbe's Drama liegt uns ein unverständlicher Einzelfall vor, eine Kuriosität. Halbe verdirbt sich aber auch sonst noch sein Werk. Er stellt nämlich dem Schmied, dem religiösen Irrlehrer als officiellen Vertreter der Religion einen durchaus nicht sympathischen Pastor entgegen. Damit aber bringt er sich von vornherein um die tragische Wirkung. Denn der Fall religiösen Wahnsinnes wirkt nur dann tragisch, wenn er sich als dunklen Fleck von dem lichten Grunde wahrer und erhabener Religiosität abhebt. Das nämlich ist das Tragische, daß es geschehen kann, daß selbst die Religion als das Erhabendste im Erdenleben der Menschenkreatur sich zum Gegentheil, zum Unheilvollen und Verderben verkehren kann. Wenn wir gewissermaßen sehen, wie Gott sich in einem Menschenherzen zum Teufel verwandelt, wenn uns das begreiflich gemacht wird, dann empfinden wir das als tragischen Fall. Es ist schade, daß Halbe einen an sich interessanten Stoff so gehaltlos verarbeitet hat.

Eberhard Königs „Gevatter Tod" (bei S. Fischer, Berlin) ist durchaus nicht so schlecht, wie er von der Kritik gemacht worden ist. Ich kann auch nicht finden, daß er sich nicht verstehen ließe oder daß er geradezu sinnlos wäre. Das Werk hat tiefen Sinn und gute Gedanken, aber es fehlt ihm die nöthige Klarheit, Präzision und Konzentration. Der Tod hat bei Hans, dem zehnten Sohn armer Leute, Pathen gestanden. Der Gevatter liebt nun sein Pathenkind und will es vor allen Menschen glücklich machen. Was ist das nur für ein sonderbarer Tod, der dem Menschen Glück statt Leid bringt? Ich glaube, König versteht unter seinem Tod die Personifikation eines Weltgesetzes, eine pantheistische Weltseele, die über die Individuen das Schicksal verhängt, als Einzelne im großen All aufgehn, sterben zu müssen. In Hans nun bäumt sich im gegebenen Moment, um der Liebe willen zu einem holden Königskind, der Individualwille gegen das Gesetz der Weltenseele auf. Das ist sein tragisches, das ist das allgemein menschliche Verhängniß. Schließlich wird dann Hans doch zu der Erkenntniß geführt, daß sein Streiten mit dem Tode sein Unrecht war und er stirbt gern und selig, mit einem Dankeswort an Gevatter Tod auf den Lippen. Man wird nicht verkennen, daß ein durchaus bedeutender Gedanke der Dichtung zu Grunde liegt. Wenn es wirklich wahr ist, wie ich früher einmal in einem Artikel über das Problem des Tragischen ausgeführt habe, daß die Wirkung des Tragischen in dem Umschlage der Individualseele zur Weltseele besteht, so haben wir in Königs Dichtung

einen besonders nackt und rein vorliegenden tragischen Fall, einfach den tragischen Fall. Leider ist der Gedanke der Dichtung vielfach durch Nebenmotive verhüllt, so daß man in Verwirrung und Unruhe gerathen kann. Auch reicht die plastische Gestaltungskraft nicht immer für das gewaltige Problem aus. Dennoch bezweifle ich nicht, daß von dem Dichter, dessen Filippo Lippi ich früher gleichfalls mit einigem Lobe besprechen konnte, noch Gutes zu erwarten ist, wenn er zu größerer Ruhe und Abgeklärtheit gelangt sein wird.

Wie bedeutungslos und flach Halbes Schmiedemeister-Tragödie ist, wird man so recht inne, wenn man sie neben Björnsons Schauspiel „Ueber die Kraft" hält. Man könnte manche Parallelen an beiden Werken aufzeigen. An Bedeutung und innerem Werth sind sie aber durch eine Welt von einander geschieden. Es ist unmöglich, die erhabene Gewalt mit prosaischen Worten kenntlich zu machen, mit der die Norweger Dichtung auf unsere Seele fällt. Noch nie bin ich im Theater einem so fortreißenden, unwiderstehlichen Eindruck ausgesetzt gewesen. Das Drama gehört zum Größten, das in der Weltliteratur zu finden ist. Es kommt an Tiefe allem gleich und übertrifft an Poesie durchweg, was Björnson's Landsmann Ibsen jemals geschrieben hat. Ich mache ungern diese Geständiß. Denn ich finde Björnson in vielen sonstigen Dingen abscheulich, liebe aber Ibsen sehr und finde ihn stets, auch in manchem Kleinlichen, das von ihm erzählt wird, interessant. Wenn ich zum Vergleich für Björnson's Werk irgend etwas heranziehen soll, so könnte ich am ehesten noch sagen, an Wucht und Gehalt wirkt diese ganz moderne Dichtung auf uns, wie vielleicht das Sophokleische Drama auf ein athenisches Publikum gewirkt hat. Warum nun dieses bereits siebzehn Jahre alte Werk nicht schon im Fluge die Welt erobert hat? Darauf weiß ich keine Antwort zu geben. L. Passarge, der Uebersetzer der auch bei Reclam erschienenen Dichtung erzählt im Vorwort, daß bei einer Aufführung in Stockholm im Jahre 1886 eine Wirkung ausblieb. Jetzt sitzen Männer und Frauen vor dieser Dichtung und weinen wie Kinder — thatsächlich, weinen, nicht Thränen der Rührseligkeit — denn Rührseliges giebt es da garnicht — sondern in jener tragischen Ergriffenheit, bei der eine vollständige Umwandlung und Auflösung unserer Seele vor sich zu gehen scheint. Das Drama ist von Paul Lindau, dem jetzigen Direktor des Berliner Theaters, mit Meisterschaft in Szene gesetzt. Diese Regie kommt dem Besten gleich, was man sonst gelegentlich im Deutschen Theater gesehen hat. Schauspieler, die oft durchaus nicht hervorragend gewirkt haben, scheinen hier groß. Hervorheben will ich Marie Frauendorfer als Klara Sang und Ernst Pittschau, der die Hauptrolle mit schlichter und großer Kunst giebt. Auch Bassermann's Pfarrer Bratt sei genannt und die glänzende Charakterisirungskunst gelobt, die in der von den sieben Geistlichen abgehaltenen Konferenz zum Ausdruck kommt.

Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Demokratie und Kaiserthum. Transvaal.

Die geistige Dürftigkeit der Volksvertretungen in Deutschland rührt, wie ich es das vorige Mal an dieser Stelle darlegte, nicht von einer Verarmung des deutschen Volksgeistes her, sondern ist eine Folge unserer Verfassung, die den Volksvertretungen zwar eine keineswegs unbedeutende, aber noch weniger eine herrschende Stellung giebt und deshalb den besten geistigen Kräften, die im Volke vorhanden sind, keinen Anreiz bietet, in sie einzutreten. Am stärksten zeigt sich das vielleicht darin, daß die ehemaligen Minister nicht, oder wenigstens nur sehr selten in die Parlamente gehen. Der Reichstag würde im letzten Jahrzehnt eine ganz andere Physiognomie gehabt haben, wenn die Herren Falk, von Puttkamer, von Goßler, Graf Zedlitz, General von Bronsart, Graf Caprivi seine Mitglieder gewesen wären. Auf der anderen Seite verschließt er sich aber ebenso sehr den jungen, aufstrebenden Talenten. Alle Parteien, auch die sozialdemokratische, klagen, und nur zu sehr mit Recht, über den Mangel an Nachwuchs. Der einzigen Partei aber, die einen wahren Ueberfluß an Talenten hat, der national-sozialen, haben sich bisher noch die Pforten keiner Volksvertretung in Deutschland, weder eines Landtages noch des Reichstages, öffnen wollen.

Der Führer dieser Partei, Herr Naumann, hat soeben eine programmatische Arbeit „Demokratie und Kaiserthum, ein Handbuch für innere Politik" (Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg, 231 Seiten) veröffentlicht, die, soviel ich sehe, von der politischen Parteipresse nach Möglichkeit unbeachtet gelassen wird, jedem aber, der dem Blutlauf der Zeit einmal etwas nachdenklicher den Puls fühlen möchte, angelegentlichst zu empfehlen ist, ja wohl unentbehrlich sein wird. Es ist nicht nur glänzend, ja hinreißend geschrieben, sondern charakterisirt von seinem bestimmten Standpunkt aus den gegenwärtigen Gang der deutschen Politik mit einer Schärfe und Anschaulichkeit unter Heranziehung so vielen fast unbekannten oder unbeachteten Materials, daß man es ein wahres Lehrbuch der Politik nennen kann. Da sonst

über unsere innere Politik nicht viel Neues zu sagen ist, Flottenfrage, Fleischschau, Agrarier und Konservative, lex Heinze, sich noch alle in demselben Zustande befinden wie vor vier Wochen, so wollen wir statt dieser praktischen Fragen das Naumann'sche Buch als das aktuelle Ereigniß des Monats ansehen, das uns an dieser Stelle zu beschäftigen pflegt.

Naumann's Grundgedanken sind etwa folgende: Deutschland entwickelt sich mehr und mehr zu einem Industrie-Staate. Diese Bewegung ist von einer solchen innerlichen Kraft und Nothwendigkeit, daß sie auf keine Weise aufgehalten werden kann. Der Industrie-Staat ist nothwendig zugleich großer Handels-, Export- und Kolonial-Staat. Die Zukunft des deutschen Volkes beruht darauf, daß es vermöge seiner überfließenden Kräfte eine große Weltstellung unter den andern großen Nationen gewinnt. Die Natur der Dinge verlangt, daß dieses zukünftige größere Deutschland gelenkt werde von den Trägern dieser seiner größeren Zukunft. Darunter sind nicht etwa bloß die Großindustriellen und Rheder zu verstehen, sondern dazu gehört auch die Arbeiterschaft der Industrie. Diese Arbeiterschaft ist schon heute der bestorganisirte, geschlossenste Stand im Staate. Sie ist voller Intelligenz, Tüchtigkeit und Charakter. Ihre Masse schwillt lawinenartig von Jahr zu Jahr und sie läßt sich nicht dauernd unter politischer und wirthschaftlicher Vormundschaft halten. Das System, wie es einige ausgezeichnete Männer, Herr Rösicke in seinen Brauereien, Herr Freese in seiner Jalousie-Fabrik schon heute anwenden, ihren Arbeitnehmern eine konstitutionelle Mitgewalt im Betriebe einzuräumen, wird weiter um sich greifen, und die organisirte Arbeiterschaft, die viel höher steht und viel mächtiger ist, als ehedem der Mittelstand der Krämer und Handwerker, wird ein mitbestimmender Stand im Staate werden. Der soziale Industrialismus, der sich hier entwickelt und die Weltstellung Deutschlands bedingen sich gegenseitig. In merkwürdigem Widerspruch damit steht die Thatsache, daß Deutschland nach wie vor wesentlich von konservativ-agrarischen Kreisen, den Großgrundbesitzern, dem alten preußischen, ostelbischen Junkerthum regirt wird. Das in Preußen der Ergänzungssteuer unterworfene Vermögen betrug 1897/98:

Rheinland . . .	12 021	Mill. Mark
Berlin	8 041	„ „
Ostpreußen . .	1 820	„ „
Westpreußen . .	1 261	„ „

Dennoch soll sich unsere Wirthschaftspolitik wesentlich nach den Bedürfnissen der Ostprovinzen und im Besonderen ihren agrarischen Bedürfnissen richten. Auf die Dauer ist das unmöglich: es muß zu einer Krisis führen. Im Anfang des Jahrhunderts lebten 80 pCt. unserer Bevölkerung von der Landwirthschaft; heute noch 35,74 pCt. Heute hat Deutschland 56 Millionen Einwohner, im Jahre 1930 wird es etwa

83 Millionen haben, und von dem gesammten Zuwachs geht nichts, garnichts in die Landwirthschaft, sondern Alles in die anderen Berufsarten, namentlich Industrie und Handel. Auch ein Theil der Landwirthschaft löst sich von dem Gesammt-Interesse des Standes, insofern dieses immer wesentlich auf dem Getreidebau basirt und am Getreidepreis interessirt ist. In Industriegegenden aber bildet sich ein ganz anderes Wirthschaftssystem, das auf die Produktion von Fleisch, Milch, Butter, Gemüse ausgeht und seine Prosperität nicht durch Schutzzölle, sondern durch gute Löhne der Industrie-Arbeiter in der Nachbarschaft verbürgt hält. Das Agrarierthum ist heute bereits ein ziemlich schwacher Stand im Staate. Wenn es trotzdem noch am Steuer steht und den Kurs angiebt, so wird dieser Zustand nur künstlich erhalten durch die politische Klugheit des Konservativen auf einer Seite, die Dummheit des Demokraten auf der andern. Die Konservativen haben politische Erziehung und Einsicht genug, das erste und höchste Bedürfniß des Staates, die Wehrmacht, zu verstehen und für sie zu sorgen, obgleich bei der Flotte ihr eigenes, unmittelbares Interesse sogar dagegen ist; deshalb ist die Regierung gezwungen, fortwährend mit ihnen zu paktiren. Der Augenblick muß aber kommen, wo endlich auch den Demokraten die Augen über dies Grundbedürfniß des Staates aufgehen, und sobald das geschieht, kann der Kaiser nicht anders, als sich auf sie stützen und mit ihnen regieren; die Uhr des Junkerthums ist abgelaufen. Heute gehen die Großindustriellen politisch noch zusammen mit den Großgrundbesitzern. Das wirthschaftliche Interesse aber umschlingt sie und ihre Arbeiter mit einem gemeinschaftlichen Band, das sich auf die Dauer stärker erweisen wird, als die heutige Situation. Der geschlossene, wohlorganisirte Stand der Industrie-Arbeiterschaft ist der natürliche Träger der deutschen Weltpolitik und deshalb hat diese Weltpolitik ihrerseits einen natürlichen ebenso bürgerlichen wie demokratischen Zug. Es ist die Lebensaufgabe, die Herr Naumann und die Seinen sich gestellt haben, die Demokratie zu diesen Ideen zu bekehren. An die Sozialdemokraten in erster Linie wendete er sich deshalb mit all' seiner Beredtsamkeit; sie brauchen nach seiner Meinung nur zu wollen, und der Umschwung ist da. Das Agrarierthum wird sehr bald mit den Lebensinteressen des Staates in einem so unerträglichen Widerspruch sein, daß die Regierung sich nothgedrungen von ihm loslösen muß.

„So lange der Kampf um die Entscheidung währt, muß die konservative Politik immer reaktionärer werden, um alles zu hemmen und zu binden, was das neue Deutschland an die Stelle des alten setzen will." Das wird endlich zur Krisis führen. Zunächst wird (S. 188) die Regierung suchen, eine große nationale Maßregel gegen die Konservativen mit Hülfe der Nationalliberalen, der freisinnigen Vereinigung und des Zentrums durchzusetzen. Wir werden eine Politik der Mitte mit starkem klerikalen Einschlag bekommen. Die konservativen Agrarier werden darüber

in eine entschlossene Opposition gehen, und um sich vor dieser zu retten, wird die Regierung ganz nach links hinübertreten.

Was zunächst anzustreben ist, ist ein Bündniß zwischen der Industrie-Aristokratie und dem Industrie-Proletariat gegen das Agrarierthum. Später freilich, meinte Naumann, werde der Moment kommen, wo jene Beiden sich wieder scheiden und die Arbeiterschaft sich an die Reste der alten Agrar-Aristokratie anschließt gegen die gar zu mächtige industrielle und finanzielle Aristokratie. Zur Zeit aber sei der agrarische Konservatismus der eigentliche Feind.

Herr Naumann will also nur taktisch, unter dermaligen Umständen, der unbedingte Feind unserer Landaristokratie sein. Er scheut sich nicht das Wort zu wiederholen: „Das Land der Masse" und malt aus, wie der größte Theil der Rittergüter in Ostelbien verschwunden und Bauerndörfer an ihrer Stelle aufgerichtet sind. Aber daß eine Landaristokratie an sich kein so übles Element im sozialen Körper ist, verkennt auch er nicht und belehrt die Demokraten, daß auch jede gutorganisirte Demokratie eine Aristokratie in sich selbst haben müsse. Aber es ist sozusagen nur ein Zeugniß seiner eigenen tieferen Bildung, was der Verfasser sich mit diesen Sätzen ausstellt. Sein praktisches Bestreben, seine politische Agitation ist eine ausschließlich und entschlossen demokratische, die zugleich monarchisch sein soll. Daß eine Monarchie ebensowohl auf demokratischer wie auf aristokratischer Grundlage aufgebaut sein könne, zeigt die Geschichte ja hundertfältig.

Die sichere Logik dieses Gedankenganges ist schwerlich anzufechten; weshalb üben denn aber die National-Sozialen einen so geringen Einfluß auf unsere praktische Politik aus? Die Antwort ergiebt sich aus Naumanns eigenem Buche; was er schildert und fordert ist Zukunftspolitik, vielleicht Prophetie. Vorläufig steht es doch noch so, daß die große wirthschaftlich tüchtige, vorwärtsstrebende, organisirte Industriearbeiterschaft in den Händen der Sozialdemokraten, vielleicht noch mehr ihrer Ideen als ihrer Führer ist. Daß ihre eigene wirtschaftliche Existenz an der Weltpolitik hängt wie die Gondel am Luftballon, davon hat diese Arbeiterschaft noch nicht die entfernteste Vorstellung. und ehe sie diese nicht hat, kann Deutschland keine demokratische Politik machen. Man kann, ja man muß als deutscher Patriot anerkennen, daß es ein ebenso nützliches wie großes und edles Werk ist, unsere international empfindenden Massen wieder zu einer nationalen Gesinnung zurückzuführen, zurückzuerziehen. Aber Herr Naumann sagt sehr richtig, die Empfindung der Massen wandelt sich nur langsam, und von diesem Punkt aus möchte ich den Gegensatz feststellen, in dem ich mich zu den vorgetragenen Naumann'schen Anschauungen befinde. Naumann sieht ein Idealbild vor sich, dem er mit aller Energie zustrebt. Daß wir in dieser Richtung treiben, gebe ich zu, aber ich möchte nicht zu den Schiebenden, sondern zu

den Zurückhaltenden gehören. Ich will ausdrücklich hervorheben, daß wirtschaftliche Gründe gegen Naumann nicht mit Erfolg in's Feld geführt werden können. Manche Nationalökonomen haben sich in den letzten Jahren mit der Vorstellung geplagt, daß der Export an sich etwas Gefährliches sei, weil einmal keine Völker mehr da sein möchten, die uns unsere Industrieartikel abkaufen möchten. Diese Hallucination verschwindet, sobald man den Verkehr von der anderen Seite ansieht: entweder das Getreide, die Wolle, Baumwolle, der Reis, Thee, Kaffee, Tabak, die Gewürze, das Petroleum, das wir gebrauchen, ist überhaupt auf der Erde nicht vorhanden — dann ist es gleichgültig, ob wir dafür Industrie-Artikel anbieten oder nicht; oder alle jene Waaren sind irgendwo überschüssig, dann wird man auch sehr gerne unsere Maschinen, Kleider, Chemikalien, Spielwaaren, Klaviere, Papier dafür in Tausch nehmen, und wenn man grade diese Sachen nicht will, so produziren wir andere gute Dinge. Die Menschheit ist noch so außerordentlich arm selbst an den einfachsten Produkten der Handfertigkeit, des Gewerbes, daß die Nachfrage für einige Hunderttausend Jahre gesichert erscheint. Wirthschaftlich kann es garnichts Sichereres geben, als den Austausch des Exports von Fabrikaten gegen den Import von Rohstoffen. Von diesen Gesichtspunkt aus wäre gegen die Entwicklung zum Industriestaat garnichts einzuwenden. Die Frage liegt, wie das auch Schmoller sehr treffend, in einem eben erschienenen Vortrag*) gesagt hat, in der Sphäre der Politik. Eine auf den Export gegründete Volkswirthschaft ist deshalb und so lange gefährlich, als irgend eine fremde Flotte die Möglichkeit hat, dem ganzen Geschäft eines guten Tages ein Ende zu machen, und fast nicht weniger wichtig ist die Rückwirkung auf die innere Politik, die Struktur der Nation, die Gesundheit und Allseitigkeit ihres Daseins. Ich wenigstens möchte das agrarische, selbst das junkerliche Element keineswegs so schnell wie möglich zerstören, sondern so sehr wie möglich erhalten. Auch Herr Naumann hat ja eine ganz gute Ver-

*) Handels- und Machtpolitik. Studien und Aufsätze im Auftrage der „Freien Vereinigung für Flottenvorträge" herausgegeben von Gustav Schmoller, Max Sering, Adolph Wagner. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 208 S. Die Sammlung enthält sehr schöne Beiträge namentlich von Schmoller, Ernst Francke (Weltpolitik und Sozialreform) und Paul Voigt, leider freilich auch einen von den scheingelehrten Salbadereien des Professor Lamprecht, die dem Laien imponiren und die der Kenner, nachdem er sich eine Zeit lang vergeblich bemüht, Spreu und Weizen zu sondern, mißgestimmt bei Seite legt. Der Beitrag von Voigt „Deutschland und der Weltmarkt" ist der zuerst in diesen „Jahrbüchern" erschienene Aufsatz (Febr. 1898), dessen große Bedeutung unseren Lesern in Erinnerung geblieben sein wird, und der den Verf. in die nähere regelmäßige Beziehung zu unserer Zeitschrift gebracht hat. In der neuen Bearbeitung sind die statistischen Daten bis auf die Gegenwart fortgeführt und auch sonst noch sehr werthvolle Erweiterungen hinzugekommen, besonders auch eine treffende Zurückweisung jener Vorstellung, als ob der große Export als solcher etwas wirthschaftlich Falsches sei.

stellung von dem Werth einer Landaristokratie, aber er glaubt nicht anders mit ihr fertig werden zu können, als daß er sie zunächst einmal rücksichtslos bekämpft und einen Theil von ihr sozial zerstört. Ich meinerseits sage, daß sie wohl gebändigt und gezügelt, aber doch möglichst im Centrum unserer Politik bleiben muß. Es ist vollständig wahr, daß die stete Rücksichtnahme auf die Wünsche und Bedürfnisse der Landwirthschaft unsere Entwickelung zur Weltmacht in nicht ganz geringem Maße hemmt. Wir können uns nur unter immer neuen Kompromissen fortwinden. Aber die Erhaltung dieser alten Stände ist für die soziale Gesundheit des Gesammt-Volkskörpers so wichtig, daß eine gewisse Hemmung hier in Kauf genommen werden muß. Die neuen Stände, die Naumann sich vorstellt, werden auch nicht bloß verständige, dem Allgemeinen nützliche Forderungen und Bestrebungen mitbringen, sondern uns oft etwas Verkehrtes aufdrängen wollen. Heute lechzen wir, das ist ganz richtig, nach etwas mehr Liberalismus, aber in's Tausendjährige Reich werden uns die zukünftigen nationalen Demokraten auch nicht einführen. Sehr treffend führt Naumann aus, nachdem er die politische Erbweisheit unserer Konservativen gepriesen, wie sehr solche den Industrie-Baronen fehle. (S. 115) „Sie arbeiten auch in der Politik wie im Handel von Fall zu Fall, verärgern ohne zwingende Noth die Arbeiter, den Mittelstand, die Bildungsvertreter, wissen nicht, daß man nur herrschen kann, wenn man Konzessionen macht, und haben kein anerzogenes sicheres Gefühl für politischen Takt!"

So stark nun thatsächlich der innere Widerspruch zwischen der deutschen Weltpolitik und dem Agrarierthum ist und so sicher uns dieser Widerspruch in den nächsten Jahren in große Kämpfe treiben wird, so ist es doch keineswegs aussichtslos, daß nicht der Naumann'sche Radikalismus, sondern die Politik des aufgeklärten Konservatismus, wie wir sie vertreten, sich endlich durchsetzt. So entschieden Naumann sich zum Monarchismus bekennt, so unterschätzt er doch die Macht der Monarchie. Das zeigt sich schon darin, daß auch ihm das englische System der zwei Parteien als das Ideal erscheint und daß er glaubt, wenn wir nur erst diese Zweitheilung hätten, so würde sich auch die Machtvertheilung zwischen Krone und Parlament glatt und ruhig vollziehen. Dieser Satz ist umzukehren: daß unser Konstitutionalismus so ruhig und fruchtbar funktionirt, verdanken wir unserm Reichthum an Parteien. Hätten wir je das Unglück, daß eine einzige Partei die geschlossene Majorität im Reichstag hätte, so würde sie sofort in einen Machtstreit mit der Krone eintreten und wir hätten den Verfassungs-Konflikt mit allen seinen verhängnißvollen Folgen. Indem die Krone aber zwischen lauter Minoritäts-Parteien mit schiedrichterlicher Obergewalt steht, bewahrt sie sich in ihrer Autorität und wird hoffentlich auch im Stande sein, unsere Agrarier so weit zu bändigen, daß sie nicht vor die Thür gesetzt zu werden brauchen, und die nationale Demokratie, so sehr man wünschen mag, daß sie sich würdig

zeige, mit am Tische zu sitzen, noch lange warten muß, bis sie sich als die Herrin im Haus fühlen darf.

Sucht man nach der letzten Ursache, weshalb ein so scharfsinniger Kopf wie Naumann sich hier im Maßstab so vergriffen hat, so ist es nicht bloß der Parteigeist, der ihn verblendet hat, sondern merkwürdiger Weise zeigt sich, daß dieser Idealist und persönlich im tiefsten Grunde religiös gestimmte Mann sich ganz und gar hat einfangen lassen von dem modernen Irrwahn, daß die materiellen Verhältnisse, das Wirthschaftsleben in erster Linie die Politik bestimmten. Ohne Zweifel ist das Wirthschaftsleben ein sehr wesentlicher Faktor der Politik. Das ist eine sehr alte Wahrheit; man braucht sich nur zu erinnern, welche Rolle die wirthschaftlichen Erwägungen in Mommsen's Römischer Geschichte, Sybel's Französischer Revolution, Lorenz Stein's fundamentaler „Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich“ spielen, Werke, die vor etwa einem halben Jahrhundert erschienen sind. Das Neue, was darüber heute an allen Ecken gepredigt wird, besteht nur in der ungeheuerlichen Uebertreibung, eine Uebertreibung, die freilich insofern wieder eine gewisse innere Begründung hat, als zur Zeit gerade um besonderer Umstände willen die wirtschaftlichen Momente in unserem öffentlichen Leben besonders stark hervortreten, was dem Politiker, der ganz und gar in der Gegenwart lebt, den Irrthum, sie für das allein Ausschlaggebende zu halten, nahe legt. In Wahrheit ist es ein sehr reichhaltiger und vielgestaltiger Komplex von Ideen, Kräften und Interessen verschiedenster Art, die die Politik bestimmen und die Parteien in ihren stets wechselnden Gestalten hervorbringen. So tiefe Gegensätze z. B. in der gesammten Weltanschauung wie zwischen dem heutigen Protestantismus und Katholizismus sind auf die Dauer unendlich viel mächtiger als die wirthschaftlichen Klassengegensätze, und gerade das hat merkwürdiger Weise der Theolog Naumann übersehen. Ein wesentlicher Faktor in seinem Ansatz ist der zukünftige Verfall des Zentrums; gewiß wird auch die jetzige Parteiform des Zentrums dem Schicksal alles Irdischen einmal anheimfallen, aber ebenso gewiß nur um einer andern Form des Gegensatzes zwischen katholischer und protestantischer Weltanschauung in unserm öffentlichen Leben Platz zu machen, und jede Erwägung über die Zukunft der inneren deutschen Politik ist von vornherein verfehlt, die unter Ignorirung dieses Zwiespalts die Möglichkeit einer bloßen Zweitheilung der Parteien in Aussicht nimmt.

* * *

Der Transvaalkrieg ist in eine Krisis eingetreten, die allem Anschein nach für den endlichen Ausgang entscheidend werden muß. Als die Engländer nach fünfmonatlichen Rüstungen ihre Armee Anfang März endlich auf dem Kriegsschauplatz versammelt hatten, mit ihren Massen vorwärts marschirten, in schnellem Zuge Kimberley entsetzten, Cronje gefangen

nahmen, in Bloemfontein einzogen und mittelbar dadurch auch Ladysmith befreiten, da schien es nicht unmöglich, daß es nun in diesem Zuge so weiter gehen werde. Der Widerstand der Buren war nur noch matt und ohne Ordnung und Ueberlegung. Alle die Briefe, die in letzter Zeit aus Südafrika eingelaufen sind und in jener Epoche geschrieben, schildern die Lage der Buren in den dunkelsten Farben. Der so sehr gepriesene, nunmehr verstorbene General Joubert wird ganz unfähig genannt und den andern Generalen ergeht es nicht besser. Die Masse der Buren sei kriegsmüde und wolle nach Hause.

Mit einem Male ist das Bild vollständig verändert. Sechs Wochen ist es her, seit Lord Roberts seinen Einzug in Bloemfontein hielt (13. März), und er steht noch immer da. Die Buren aber haben wieder die Offensive ergriffen, sind in der Flanke, ja, schon fast im Rücken der englischen Hauptarmee erschienen, haben ein kleines englisches Korps eingeschlossen und bedrohen die englischen Verbindungen.

Ist die kriegerische Kraft der Buren wirklich soviel größer als jene Briefschreiber und auch wir sie eingeschätzt haben? Wir bringen an der Spitze dieses Heftes die Darstellung eines unserer Mitarbeiter, der schon früher an dieser Stelle mehrfach über die südafrikanischen Verhältnisse gesprochen und eben von da zurückgekehrt ist. Herr Dr. Wirth hat die Aussichten der Buren stets erheblich günstiger beurtheilt als ich selber es gethan habe. Er hat keinen Zweifel an ihrer Entwickelungsfähigkeit zu einer Kultur-Nation und traut ihnen auch zu, daß, nachdem sie erkannt, daß aus der reinen Defensive kein Sieg erblühen könne, sie nunmehr sich zur Offensive entschließen würden. Die augenblicklichen Ereignisse scheinen ihm Recht zu geben, und was man wünscht, glaubt man leicht. Aber ich kann meine Zweifel doch noch nicht unterdrücken und beurtheile den Zusammenhang etwas anders. Die Buren haben nicht deshalb in den ersten drei Monaten des Krieges die eigentliche Offensive unterlassen, weil sie deren Werth nicht gekannt hätten, sondern weil ihre militärische Fähigkeit dazu nicht ausreichte. Daß es für sie nützlich sein würde, das Kapland einzunehmen und ihre dortigen Landsleute in die Waffen zu bringen, kann ihrer Einsicht nicht wohl entgangen sein. Wenn sie es dennoch nicht gethan haben, so lag es daran, daß sie eben bloß Buren sind und keine disziplinirten Soldaten. Das ist vortrefflich auch in der politischen Uebersicht der Jahresereignisse in dem soeben erschienenen Schultheß'schen Geschichtskalender*) für 1899 von Gustav Roloff dargelegt. Es ist unmöglich, mit einem einfachen Entschluß ein solches Fundamental-Verhältniß plötzlich umzuwandeln. Wenn die Buren nun dennoch heute die Offensive ergriffen haben, so ist das nicht eine Offensive in dem oben gemeinten taktischen Sinne, sondern

*) Europäischer Geschichtskalender. 40. Band. 359 S. 8 Mk. C. H. Beck, München.



eine bloße Manöver-Offensive, und die Entscheidung, vor der wir in diesem Augenblicke stehen, ist, ob sie damit etwas erreichen werden oder nicht.

Allem Anscheine nach ist die plötzliche Belebung des kriegerischen Geistes der Buren die Rückwirkung des plötzlichen Zusammenklappens der Engländer. Als ich voriges Mal an dieser Stelle auseinandersetzte, daß ein großer Widerstand der Buren vor Pretoria kaum mehr zu erwarten sei, machte ich einen wesentlichen Vorbehalt, nämlich den von hier aus nicht zu berechnenden Einfluß des Klimas und der Entfernungen auf die weiteren Operationen der Engländer. Ueber das Klima hat kürzlich einer unserer tüchtigsten Kolonialkenner, Dr. Hans Wagner, in einer Zuschrift an die „Tägliche Rundschau" Aufklärungen gegeben, die ich in der Literatur bisher nicht gefunden hatte. Die Unklarheiten, die darüber verbreitet sind, sind darauf zurückzuführen, daß im Kapland und Orangestaat ein ganz anderes Klima herrscht als in Natal, das von jenem durch das Gebirge geschieden wird. Im Orangestaat hat jetzt die winterliche Regenzeit begonnen, die die Wasserläufe in reißende Ströme verwandelt und den harten Lehmboden in einen Sumpf, so daß das Land fast unpassirbar wird. Ueberdies kommt eine Nachricht nach der andern, daß die nicht akklimatisirten Pferde der Engländer schlechterdings versagen und in unerhörter Menge eingehen. Ohne Pferde aber, selbst angenommen, es seien ausreichende Ochsen und Maulesel vorhanden, was auch noch nicht der Fall zu sein scheint, ist eine Armee nicht operationsfähig. Dies ist der Grund, weshalb die englische Offensive in Bloemfontein stecken geblieben ist: ja, es ist nicht einmal eine sehr bedeutende Truppenmenge in Bloemfontein versammelt, wie es heißt nur 30 000 Mann, jedenfalls weil Roberts nicht mehr ernähren kann. Da die Engländer im Ganzen gegen 200 000 Mann nach Südafrika gebracht haben, so bleiben, selbst wenn man 40 000 bis 50 000 Mann für Gefallene, Verwundete und Kranke abzieht, soviele übrig, daß man fragen muß, wo sie eigentlich stecken. Sollte etwa das englische Kriegsministerium der Welt und dem eigenen Parlament gröblich falsche Zahlen vorgetragen haben?

Wie dem auch sei, — hier, nicht in dem plötzlich gesteigerten aktivmilitärischen Werth der Buren liegt das Entscheidende! In dem Augenblicke, wo sich zeigte, daß die Engländer nicht weiter konnten, haben die Buren wieder Muth gefaßt, sind wieder vorgegangen, haben einige detaschirte englische Bataillone abgefangen und belagern ein kleines Korps in Wepener, das nicht nur westlich, sondern auch erheblich südlich von Bloemfontein, nach Natal zu, an der Grenze des Basutolandes liegt.

Nach den englischen Nachrichten sind von Süden und Westen Truppen im Anzuge, um Wepener zu entsetzen, und das mag ihnen ja wohl gelingen; wenn sie aber weiter nichts erreichen, dann haben die Buren dennoch gewonnen, denn das wäre ein Zeichen, daß die Offensivkraft der



Engländer bereits völlig erschöpft ist. Lord Roberts hat im Ganzen eine vier- bis fünffache numerische Ueberlegenheit. Das Burenkorps bei Wepener scheint nicht ganz unbedeutend zu sein, die englische Heeresleitung kann sich in diesem Augenblick kein leichteres und lohnenderes Ziel setzen, als dieses soweit in ihrem Rücken vorgedrungene Korps abzuschneiden und zu vernichten. Gelingt zum zweiten Mal ein solcher Schlag, wie gegen Cronje, so werden die Buren das schwerlich verwinden; gelingt es aber nicht und begnügen sich die Engländer von vornherein die kühnen Eindringlinge nur zurückzutreiben, so ist das ein Zeugniß ihrer militärischen Ohnmacht, wie man es sich nicht stärker und besser wünschen kann. Deshalb sehe ich die bevorstehende Entscheidung von Wepener als die Vorentscheidung des Krieges an. Kommen die Buren aus der Falle, in der sie eigentlich stecken, wieder heraus, oder nehmen sie gar etwa noch die Engländer in Wepener als Gefangene mit, dann ist garnicht daran zu denken, daß Lord Roberts in absehbarer Zeit bis nach Pretoria gelange, noch weniger, daß er es nehme, und für die Buren heißt es jetzt, Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Die Welt steht nicht still, irgendwo geschieht mitlerweile mit Sicherheit irgend etwas, was die Engländer von Südafrika abzieht und die Buren rettet.

23. April 1900. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Birt, Thd. — Deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert. Eine Rede zur Jahrhundertwende. (18 S.) 40 Pf. Marburg 1900. N. G. Elwert.

Böckh, R. — Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 24. Jahrg. 1897. (621 S.) Berlin. P. Stankiewicz.

Brandi. — Die Renaissance in Florenz und Rom. Oktav. (VIII. 258 S.) M. 5. . Leipzig. B. G. Teubner.

Chrusen, P. P. — Weltwirren. Zeitbild in 4 Akten. (85 S.) Berlin. J. Harrwitz Nachf.

Congrès Général des Organisations Socialistes Françaises. — (502 S.) Paris. Georges Bellais.

Freese, H. — Das konstitutionelle System im Fabrikbetriebe. (108 S.) M. 1.80. Eisenach. Wilckens.

Headlom, J. W. — Bismarck. (471 S.) New-York und London. G. P. Putnam's Sons.

Hellig, Otto, und **Ph. Lenz.** — Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. Jahrg. I. Heft 1 u. 2. Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Helmolt, Dr. Hans F. — Weltgeschichte. 4. Bd. (574 S.) M. 10.—. Leipzig und Wien. Bibliogr. Institut.

Herrings, J. — Kuba und der Krieg. (209 S.) Rathenow, M. Babenzien.

Hohenzollern-Jahrbuch 1899. — Bd. III. M. 20. . Leipzig. Giesecke & Devrient.

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. — Herausgegeben von Prof. J. Conrad. III. Folge. 19. Band. 1. Heft. Jena. Gustav Fischer.

Janson, v. — Das strategische und taktische Zusammenwirken von Heer und Flotte. 1. Heft. Berlin. Mittler.

Kresse, O. — Hilfe für Alle! Ein Weg zur Erlösung aus den Fesseln der Noth. (59 S.) 50 Pf. Berlin 1900. John Schwerin's Verlag Aktien-Ges.

Mommert, Dr. C. — Die Dormitio und das deutsche Grundstück. (132 S.) M. 3.—. Leipzig. Haberland.

Müller-Bohn, H. — Kaiser Friedrich der Gütige. 1. Buch. M. 10.— . Berlin. Paul Kittel.

Nelson, Dr. J. — Heinrich Schliemann und seine Homerische Welt. Biogr. Volksb. No. 74 77. (125 S.) M. 1.—. Leipzig. Voigtländer.

Nossig, Dr. A. — Die deutsch-französische Annäherung und die Kontinentalunion. (46 S.) M. 1.—. Berlin. H. Walther.

Oertmann, Prof. Dr. Paul. — Die volkswirthschaftliche Bedeutung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Oktav. (88 S.) M. 2,—. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.

Pagel, Franz. — Die Jugendfürsorge. Jährlich (12 Hefte). M. 10,—, Einzelheft M. 1,—. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung.

Pahl, F. — Thomas Alva Edison, der Erfinder. Biogr. Volksb. No. 78/81. (114 S.) M. 1,—. Leipzig, Voigtländer.

Ratzel, Friedr. — Das Meer als Quelle der Völkergrösse. (85 S.) München und Leipzig, Oldenbourg.

Rosenfeld-Buchenau, Prof. — Kreuz und Halbmond. Erscheint in fünf Abtheilungen zu je vier Bogen. Leipzig, Robert Baum.

Sachs, Erich. — Ein Lebensmorgen. Skizzen. (64 S.) Berlin 1900, E. Ebering.

Salandra, A. — La Riforma Agraria. (28 S.) Rom, G. Berlero.

Scharling, Dr. W. — Bankpolitik. (371 S.) Jena, G. Fischer.

Schmidt, Prof. Dr. Richard. — Die strafrechtliche Verantwortlichkeit des Arztes für verletzende Eingriffe. (60 S.) M. 1,60. Jena, Gust. Fischer.

Schmoller. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reiche. XXIV, 1. M. 10,60. Leipzig, Duncker & Humblot.

Schwarz und **Strutz.** — Der Staatshaushalt und die Finanzen Preussens. Unter Benutzung amtlicher Quellen. Bd. I. Die Ueberschussverwaltung. Oktav. (X, 275 S.) M. 9,—. Berlin, J. Guttentag.

Stange. — Einleitung in die Ethik. I. System und Kritik der Ethischen Systeme. Oktav. (VI, 194 S.) M. 3,—. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

Stengel, Karl Frhr. von, Prof. — Deutsche Kolonial-Politik. (30 S.) Berlin, W. Bamberger.

Stier-Somlo, Dr. F. — Die Volksüberzeugung als Rechtsquelle. Vortrag. (40 S.) M. 1,—. Berlin, R. Hoffmann.

Torresani. — Von der Wasser- bis zur Feuertaufe. Werde- und Lehrjahre eines österreichischen Offiziers. Mit 16 Illustrationen. 2 Bände. M. 10.—. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Troll-Borostyani, J. von. — Hunger und Liebe. Oktav. (207 S.) M. 3,—. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Urbanus, H. — Suum cuique. (23 S.) Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.

Wenckstern, v. — Mein Auge war auf's hohe Meer gezogen. Adam Smith, Karl Marx und Seemacht des Reichs. (77 S.) M. 1,—. Berlin, Verlag von Herm. Walther.

Wossidlo, R. — Mecklenburgische Volksüberlieferungen. 2. Bd.: Die Thiere im Munde des Volkes. 1. Theil. Oktav. (XIII, 504 S.) Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Altrock, Walther von. — Der ländliche Personalkredit in der Provinz Brandenburg. Oktav. (VIII, 37 S.) M. 3. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Anitchkow, Michael. — Krieg und Arbeit. Oktav. (XI, 604 S.) M. 10. Berlin 1900, Puttkammer & Mühlbrecht.

Arnold, C. Fr. — Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen. Oktav. (IV, 246 S.) M. 4. Leipzig, Eugen Diederichs.

Beckmann, Dr. Adolf. — Archiv für gewerbliche Rechtspflege pro 1900. (I. Bd. 12 Hefte). M. 12. München, M. Oldenbourg.

Beitrag zur Beurtheilung der staatsrechtlichen Stellung des Grossfürstenthums Finnland. Die wichtigsten Ergebnisse der Schrift von Prof. Dr. R. Hermannson. (76 S.) Leipzig, Duncker & Humblot.

Bergmann, Jul. — Untersuchungen über Hauptpunkte der Philosophie. M. 8. Marburg, N. G. Elwert.

Bericht der Handels-Lehranstalt des Kaufmännischen Vereins zu Görlitz für das 43. Schuljahr 1899/1900, erstattet vom Direktor. Görlitz, Druck von Hoffmann & Reiber.

Bericht über die Verhandlungen des 20. Parteitags der deutschen Volkspartei in Mainz. (38 S.) Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.

Bischoff, Diedrich. — Maurerthum und Menschheitsbau. Freimaurerische Gedanken zur sozialen Frage. (279 S.) Pr. brosch. M. 3. Leipzig, Verlag Max Hesse.

Bunsen, Marie von. — Georg von Bunsen. Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten. Oktav. (VIII, 348 S.) M. 6. Berlin, Besser'sche Buchhandlung.

Conrad, Prof. Dr. J. — Grundriss zum Studium der politischen Oekonomie. III. Theil: Finanzwissenschaft. Pr. M. 4. Jena, Gustav Fischer.

Cozzi, Carlo. — L'ideale nei secoli. (2 Hefte, je 24 S.) Verona, stab. Tipografico G. Civelli.

Damaschke, Adolf. — Kamerun oder Kiautschou. Eine Entscheidung über die Zukunft der deutschen Kolonialpolitik. 40 Pf. Berlin, J. Harrwitz Nachf.

Davidsohn, Robert. — Forschungen zur Geschichte von Florenz. Zweiter Theil: Aus den Stadtbüchern und -Urkunden von San Gimignano (13. und 14. Jahrhundert). Geh. M. 9, in Halblederband M. 11. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Eckhart, Rudolf. — Stand und Beruf im Volksmund. Göttingen, Franz Wunder.

Englert, Dr. W. Ph. — Das Flottenproblem im Lichte der Sozialpolitik. (44 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh.

Das Recht **Finnlands** und seine Wehrpflichtfrage. (60 S.) Leipzig, Duncker & Humblot.

La situation politique de la **Finnlande.** (51 S.) Brüssel, bureau de la revue de droit international.

Fischer, Dr. Albert. — Ueber das künstlerische Prinzip im Unterricht. (41 S.) 75 Pf. Gross-Lichterfelde 1900, Bruno Gebel.

Freiberger, Gustav. — Handbuch der österreichischen direkten Steuern. M. 8,40. Wien, Manz'sche Hofbuchhandlung.

Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt **Freiburg** im Breisgau. III. Bd. M. 6. Freiburg i. Br. Fr. Wagner'sche Univ.-Buchh.

Friedrich, Paul. — Christus, eine epische Dichtung. (23 S.) Berlin, Harrwitz Nachflg.

Getz, B. — Generalstaatsanwalt des Kgr. Norwegen. Das staatsrechtliche Verhältniss zwischen Finnland und Russland. (51 S.) Leipzig, Duncker & Humblot.

Grabein, Dr. Max. — Die Deutschen Getreidezölle der Zukunft. (98 S.) M. 1,60. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.
Gystrow, Ernst. — Der Katholizismus und die moderne Dichtung. Oktav. (96 S.) M. 1,50. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Hjelt, Eduard. — Aus Jac. Berzelius' und Gustav Magnus' Briefwechsel in den Jahren 1828 bis 1847. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.
Hart, Heinrich und **Julius.** — Vom höchsten Wissen. Vom Leben im Licht (94 S.) M. 1. Leipzig, Eugen Diederichs.
Herrings, J. — Kuba und der Krieg. (209 S.) Rathenow, M. Babenzien.
Heyn, Dr. Otto. — Irrthümer auf dem Gebiete des Geldwesens. (85 S.) M. 2. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.
Hofmannsthal, Hugo von. — Der Thor und der Tod. Berlin, Schuster & Loeffler.
„Industrie, Handel und Flotte." Volkswirthschaftlicher Atlas. M. 1,50. Braunschweig, George Westermann.
Israels, Jozef. — Spanien. (210 S.) Berlin, Bruno u. Paul Cassirer.
Karsthans, H. — Schwarze Kultur. Der katholische Klerus von heute, eine Studie. (50 S.) München, Aug. Schupp.
Kloeppel, P. — Dreissig Jahre Deutscher Verfassungsgeschichte 1867—1897. Oktav. (XIII, 494 S.) Leipzig, Veit & Co.
Koch, Prof. A. — Ueber den Versbau in Goethes Iphigenie. Beilage zum Jahresbericht des Friedrich Wilhelm-Realgymnasiums zu Stettin. (20 S.)
Kostanecki, Anton von. — Der wirthschaftliche Werth vom Standpunkt der geschichtlichen Forschung. Oktav. (XII, 213 S.) M. 4. Berlin, Puttkamer & Mühlbrecht.
Kreutzer, J. — Otto von Bismarck. 2 Bde. M. 6,50. Geb. M. 8. Leipzig, R. Voigtländer.
Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. Dritte, völlig umgearbeitete und mit den neuen wissenschaftlichen Forschungen in Einklang gebrachte Auflage von **Lennings** Encyklopädie der Freimaurerei. 1. Lieferung. M. 1. Leipzig, Max Hesse.
Lublinski, S. — Neu-Deutschland, fünf Essays. M. 1,75. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Möbius, Martin. — Steckbriefe. Berlin, Schuster & Loeffler.
Münch, Dr. Wilhelm. — Ueber Menschenart und Jugendbildung. (383 S.) Berlin, Gaertners Verlagsbuchhandlung.
Naumann, Friedrich. — Deutschland und Oesterreich. 50 Pf. Schöneberg-Berlin, Verlag der „Hilfe".
Nostiz, Hans von. — Das Aufsteigen des Arbeiterstandes in England. (807 S.) Jena, Gustav Fischer.
Osthoff, Herm. — Freie Worte. (74 S.) M. 1,20. Leipzig, S. Hirzel.
Otto, Direktor Dr. Eduard. — Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwickelung. Mit 27 Abbildungen auf 8 Tafeln. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen.) 12 Bde. je 90 Pf., geb. je M. 1,15. Leipzig, B. G. Teubner.
Pierantoin, Prof. Dr. Aug. — Die Fortschritte des Völkerrechts im XIX. Jahrhundert. (132 S.) Berlin, Franz Vahlen.
Ries, C. E. — Der Meisterfahrer. Roman. M. 3, geb. M. 4. München, C. H. Beck.
Schröder, Edward. — Goethe und die Professoren. (31 S.) 60 Pf. Marburg, N. G. Elwert.
Stettiner, Dr. Paul. — Zur Geschichte des preussischen Königstitels und der Königsberger Krönung. (99 S.) M. 2. Königsberg i. Pr., Wilhelm Koch.
Steiner, Dr. Rudolf. — Haeckel und seine Gegner. Pr. M. 1. Minden i. W., J. C. C. Bruns.
Speck, Prof. E. — Seehandel und Seemacht. Leipzig, Friedrich Brandstetter.
Spittler, Carl. — Olympischer Frühling. Epos. M. 2,50. Leipzig, Eugen Diederichs.
Wundtke, Max. — Ich rufe dich, Germania, drei Visionen eines Deutschgläubigen. (15 S.) Radebeul-Dresden, Deutscher Manuskripten-Verlag (Original).

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.



Napoleon I. und seine Familie.

Von

Emil Daniels.

Frédéric Masson. Napoléon et sa famille. III. (1805—1807). Deuxième Edition. Paris 1900. Librairie Paul Ollendorf.

II.

Als ich vor einiger Zeit an dieser Stelle die beiden ersten Bände des interessanten Masson'schen Werkes über die Napoleoniden besprach, faßte ich mein Urtheil über die Familie Bonaparte in folgende Worte zusammen: „Ein gerütteltes Maß voll Gemeinheit war Napoleon eigen, aber seine Seele war auch vieler edler Regungen fähig, während in dem Gesammtcharakter der Familie das Niederträchtige entschieden überwiegt. Unbändige Selbstsucht, maßloser Jähzorn, ingrimmiger Neid, brutale Herzlosigkeit, skrupellose Geldgier, grobe Sinnlichkeit, widerwärtige Heuchelei, absoluter Mangel an Pietät und Frömmigkeit in irgend welchen Formen, das sind die hervorstechendsten moralischen Merkmale der Bonapartes; allerdings abgesehen von den Tugenden des Muthes und der Thatkraft. Aber wie hoch man die zuletzt genannten sittlichen Eigenschaften neben dem Vorzug der geistigen Befähigung auch anschlagen mag — die Bonapartes bleiben doch, gerade herausgesagt, eine abscheuliche Bande, eine korsische Räuberbande, welche die sittliche Unkultur ihres zurückgebliebenen Eilandes mit den Lastern der galloromanischen Hyperzivilisation in sich vereinigt und ihre titanischen Leidenschaften mit ungebrochener barbarischer Urkraft zu befriedigen strebt. Nur schwer vermag Napoleon solcher Brüder und Schwestern Meister zu bleiben, nicht immer setzt er bei ihnen

seinen Willen durch, zumal er keineswegs ein Haustyrann war, sondern den Seinigen, die er auf seine Art lieb hatte, und die ihn wohl auch auf ihre Art wiederliebten, viel Bewegungsfreiheit ließ . . . ."

Besonders großer Aerger widerfuhr Napoleon von Seiten seiner Familie, als es sich bei der Errichtung des Kaiserthums um die Regelung der Erbfolge handelte, ein Problem, mit welchem Masson's zweiter Band schließt und der dritte, hier zu besprechende, anhebt. Daß Josefine noch Kinder bekam, erschien im Jahre 1804 als ausgeschlossen, und so stand dem neu zu erbauenden Thron am nächsten Napoleons Bruder Josef, welcher ein Jahr älter als der Kaiser war. Genau betrachtet war jedoch Josefs Successionsrecht eine sehr künstliche Konstruktion, selbst wenn es durch ein Plebiszit sanktionirt wurde, denn nach den Begriffen, welche in modernen Monarchien obwalten, vererben sich Kronen nur in absteigender, nicht in aufsteigender Linie. Ob sich Josef fähig erweisen würde, seinen Mangel an Legitimität durch persönliche Eigenschaften aufzuwiegen, wenn er nach Napoleon I. Imperator wurde, das war eine Frage, welche nicht leichtherzig mit ja beantwortet werden durfte. Zwar war Josef klug, aber wie wenig Prestige ließ sich doch von rein intellektuellen Vorzügen für einen Imperator erhoffen, der das Pulver nicht riechen konnte? Und daß Josef die bezeichnete Idiosynkrasie nicht zu überwinden vermochte, war notorisch, trotzdem seine Dienstpapiere den viel belächelten Vermerk aufwiesen: „Leicht verwundet vor Toulon." Viel beherzter als Josef waren die drei jüngeren Brüder des Kaisers: Lucian hatte inmitten der lebensgefährlichen parlamentarischen Kämpfe der Revolutionszeit Nerven gezeigt, Louis desgleichen in der Schlacht von Marengo, und Jérôme hatte zwar seiner Jugend wegen noch keine Gelegenheit gefunden, seine Feuerprobe abzulegen, verrieth aber unverkennbar eine soldatische Ader. Unglücklicherweise hatten sich Lucian und Jérôme kurz vor der Errichtung des Kaiserthums gegen den Willen Napoleons verheirathet; Lucian mit seiner Maitresse, Jérôme mit einer reichen Amerikanerin.*) Der Kaiser, über diesen deplacirten Individualismus mit Recht aufgebracht, schloß die Beiden von dem Range französischer Prinzen aus; sie sollten fortfahren, einfach Herr Lucian und Herr Jérôme Bonaparte zu heißen. Es kam also neben Josef nur Ludwig in Betracht, der keine viel besseren Chancen als

*) Vergl. meinen ersten Aufsatz über Masson, Band 94, S. 477 u. 480.



jener zu haben schien, sich nach Napoleons Tode im Besitze der Herrschaft zu behaupten. Napoleon hatte sich durch seine unsterblichen Thaten zwar nicht die Legitimität errungen, denn die Patina der Legitimität kann kein Menschenfleiß schaffen sondern nur die Zeit, aber doch eine gewisse Quasilegitimität. Diese Quasilegitimität hätte sich sehr wohl vererben lassen auf das eigene Fleisch und Blut des genialen Eroberers und Gesetzgebers, auf einen im Purpur geborenen Sohn, wenn auf einen solchen noch Aussicht gewesen wäre, aber auf Brüder von mittelmäßigem Geiste ließ sie sich schwerlich vererben.

Deshalb erwog Napoleon, jetzt zum ersten Male während seiner Laufbahn, den Gedanken, sich von Josefine scheiden zu lassen und zu versuchen, ob er nicht mit einer anderen, gesunden Frau den nothwendigen Stammhalter zu erzeugen vermöchte. Im Moment eine ebenbürtige Gemahlin, die Tochter eines der großen Herrscherhäuser, zu erlangen, war nicht möglich; man mußte sich damit begnügen, für künftige Zeiten den Weg zur Scheidung offen zu halten. Den drohte damals der Papst zu versperren, allerdings unbeabsichtigterweise. Er verlangte nämlich, wie er das nach Maßgabe seiner Prinzipien garnicht anders konnte, daß das bis dahin nur civiliter verheirathete Kaiserpaar sich kirchlich trauen ließe, bevor es von der Hand des Papstes die Salbung empfinge. Da Napoleon weder auf die Salbung verzichten mochte noch die Forderung des Heiligen Vaters zu eludiren wußte, so sah er sich genöthigt, das Band seiner Ehe in demselben Augenblicke, in welchem er über die Scheidung zu brüten anfing, noch enger zu knüpfen. Aber er wußte sich zu helfen, zumal er einen argen Macchiavellismus nicht scheute. Der Stiefbruder seiner Mutter, der von Napoleon zum Kardinal erhobene Onkel Fesch, nahm die kirchliche Trauung wirklich vor, aber er beging dabei im Einvernehmen mit dem Kaiser vorsätzlich verschiedene Formfehler, welche die kanonische Rechtskraft der heiligen Handlung zerstörten.*)

Da Napoleon einstweilen auf die Erzielung eigener Nachkommen verzichten mußte, so beschloß er, sich einen leidlich qualifizirten provisorischen Thronfolger zu verschaffen und zwar, nach der Art der römischen Kaiser, durch Adoption. Josef besaß nur Töchter, aber Louis und Hortense hatten damals einen zweijährigen Sohn,

*) Vgl. Thiers: „Histoire du consulat et de l'empire". Deutsche Uebersetzung von Bülau. XI. S. 304. Lanfrey: „Histoire de Napoléon I." V. S. 189.

Napoleon Charles, welcher gewissermaßen schon Porphyrogennetos war, denn Napoleon bekleidete bei der Geburt dieses Knaben, der zugleich sein Neffe und sein Enkel war, bereits die Würde eines Ersten Konsuls auf Lebenszeit, mit der Berechtigung, seinen Nachfolger zu designiren. Jenen kleinen Verwandten beabsichtigte der Kaiser zu adoptiren und mit dem Successionsrecht auszustatten. Auf das Scheidungsprojekt verzichtete er deshalb mitnichten, vielmehr ließ er im Hinblick auf jenen Plan die gesetzliche Bestimmung formuliren: „Napoleon Bonapartes Adoptivsöhne treten in die Reihe seiner direkten Deszendenz ein. Wenn ihm nach der Adoption männliche Kinder geboren werden, können seine Adoptivsöhne erst nach den leiblichen und legitimen Deszendenten zum Throne berufen werden.“ Wie vernünftig das Vorhaben Napoleons auch sein mochte, weder Josef war damit einverstanden noch Louis, welcher nicht einmal zu Gunsten des eigenen Sohnes seine vermeintlichen Rechte auf die Nachfolge opfern wollte. Diese beiden mittelmäßigen Menschen, welche zeitlebens in der Dunkelheit geblieben sein würden, wenn Napoleon sie nicht auf die Höhen des Lebens emporgehoben hätte, geberdeten sich wie geborene französische Prinzen und schrieen über die Vergewaltigung ihrer „legitimen“ Erbansprüche durch den despotischen Bruder. Wahrlich! Der Kaiser charakterisirte seine Geschwister richtig, wenn er zu ihnen sagte: „Wenn man Euch hört, sollte man glauben, ich hätte Euch um die Erbschaft unseres in Gott ruhenden Vaters, des Hochseligen Königs Majestät betrogen.“ Aber weder Napoleons Beredsamkeit noch seine Macht schüchterten Louis und Josef soweit ein, daß sie in der Adoptionsfrage nachgaben, und Josefs Trotz ging so weit, daß er drohte, sich nicht an den Krönungsfeierlichkeiten betheiligen zu wollen. Napoleon hielt es für klug, die beiden Ehrgeizigen nicht zum Aeußersten zu treiben, denn die neu begründete erbliche Monarchie präsentirte ihre Erblichkeit von einer gar sonderbaren Seite, wenn bei der großen Inaugurationszeremonie weder Josef noch Louis, noch Lucian, noch Jérôme neben dem Throne stand, so daß die Dynastie keinen weiteren Stammhalter aufzuweisen hatte als den kinderlosen Kaiser selber.

Im Hinblick auf die Möglichkeit eines derartigen Skandals gab Napoleon ganz bedeutend nach und ordnete an, daß in dem betreffenden Senatuskonsult das von ihm beanspruchte Adoptionsrecht mit den Erbfolgeansprüchen seiner Brüder in Einklang gebracht werden solle: „Napoleon Bonaparte“, so hieß es in Folge

dessen in jener öffentlichen Urkunde, „kann die Kinder oder Enkel seiner Brüder adoptiren, vorausgesetzt, daß sie das 18. Lebensjahr vollendet haben." Da Charles Napoleon, wie gesagt, erst zwei Jahre zählte, so mußte das Senatuskonsult, wie Napoleon annahm, Josef und Louis zu großer Befriedigung gereichen, weil die Rechte der beiden Prinzen sich nunmehr 16 Jahre lang einer indirekten aber durchaus wirksamen Garantie erfreuten. Napoleon hatte aber nicht mit der Halsstarrigkeit seiner Brüder gerechnet, welche, mit dem ihnen gezeigten weitgehenden Entgegenkommen nicht zufrieden, den Kaiser weiter zu chikaniren beschlossen. Josef war seit der Aera Robespierre verheirathet mit Marie Julie Clary, Tochter eines Marseiller Großkaufmanns, einer Dame, welche von ihrem Gemahl wie von Napoleon mit Recht hoch geachtet wurde. Eine Schwester, Désirée, hatte Napoleon während der Schreckenszeit selber heirathen wollen, sie hatte sich dann später mit Bernadotte vermählt, und ist die Stammmutter der modernen schwedischen Dynastie geworden. Napoleon berief zur Festsetzung der Details der Krönung eine Konferenz, welche aus Josef, Louis und den beiden gewesenen Mitkonsuln Napoleons, Cambacérès und Lebrun, bestand. Als die Krönung der Kaiserin zur Diskussion gestellt wurde, nahm Josef das Wort und protestirte dagegen, daß Josefine mitgekrönt würde, und zwar mit der Motivirung, die genannte Zeremonie würde seine Interessen schädigen, weil sie Louis' und Hortenses Kindern eine Vornehmheit verschaffe, welche seiner Nachkommenschaft abginge. Kröne man die Gemahlin des Kaisers, so mache man dadurch Louis' Kinder zur Deszendenz einer Kaiserin, während seine eigenen die Deszendenz einer Bürgerin blieben.

Diese Aeußerungen waren sicher eine große Frechheit, und Napoleon hörte sie auch mit der größten Ungeduld an, aber er bezwang sich und blieb während der Konferenz, welche sich natürlich nicht abhalten ließ, die Krönung der Kaiserin zu beschließen, ruhig. Erst einige Tage später sprach er sich einer dritten Person gegenüber in Bezug auf den wüsten Ehrgeiz Josefs aus. Dieser Ehrgeiz mußte den Kaiser um so mehr erregen, als der gefährliche Bernadotte Josefs Schwager war: „Daß er zu mir von seinen Rechten und Interessen redet", sagte der Kaiser, „das verletzt mich an meiner empfindlichsten Stelle. Nichts wird das aus meinem Gedächtniß auszulöschen vermögen; das ist, wie wenn er zu einem leidenschaftlichen Liebhaber gesagt hätte, er hätte seine Geliebte

ge . . . . . ., oder nur, er hoffe, bei ihr Glück zu haben. Es würde ihm nichts helfen, wenn er am Morgen nach diesem Geständniß wieder käme und sagte, er habe nur einen Witz machen wollen; er würde die Wunde nun einmal geschlagen haben. Meine Geliebte ist die Macht. Ich habe für ihre Eroberung zu viel gethan, um zu dulden, daß man sie mir streitig macht oder sich nur lüstern nach ihr zeigt. Sie werden vielleicht sagen, daß die Macht mir von selber gekommen sei, aber ich weiß, was sie mich an Strapazen, an schlaflosen Nächten, an Denkarbeit gekostet hat. Vor 14 Tagen würde ich noch nicht daran gedacht haben, ihm 'was zu thun, aber von heute an soll ihm nichts mehr hingehen. Mit den Lippen will ich ihn freundlich anlächeln, aber er hat meine Geliebte ge . . . . . .!"

Der Kaiser glaubte bestimmt, daß diese Drohungen, zu Josefs Ohren getragen, den Prinzen einschüchtern und ihn veranlassen würden, seine gehässige Opposition aufzugeben. Aber die eigene Familie respektirte den Kaiser viel weniger als das zitternde Europa; sie betrachtete den Helden mit den Augen seines Kammerdieners und verließ sich im Uebrigen auf den oft bewährten Familiensinn Napoleons. Ein gewisser Jaucourt, ein vertrauter Freund Josefs, hatte die Courage, zu Fouché, also zu dem Polizeiminister, zu sagen, es wäre doch ein Affront für die Prinzessin Josef, daß sie als eine anständige Frau bei der Krönung so einer wie Josefine die Schleppe tragen solle. Auf die Bemerkung Fouchés, diese Opposition entspränge doch offenbar ganz anderen Beweggründen als dem moralischen Widerwillen, vermochte Jaucourt nicht recht etwas zu erwidern. Noch rücksichtsloser als Josef und seine Freunde äußerte sich Louis über seine Schwägerin und Schwiegermutter, indem er das gesammte Vorleben der zu krönenden Kaiserin durch die krassesten Ausdrücke öffentlich illustrirte.

Der Kaiser hielt zur endgiltigen Fixirung des Krönungszeremoniells in Saint-Cloud einen letzten Conseil ab, an welchem die Prinzen, die Großwürdenträger, die Großoffiziere der Krone und einige Minister theilnahmen. Die Diskussion verlief sehr ruhig, bis Josef das Wort erbat und die Versammlung ersuchte, sich gegen die Bestimmung des Zeremoniells auszusprechen, daß die Prinzessinnen der Kaiserin die Schleppe tragen sollten. Jetzt kam es zwischen den beiden Brüdern zu einem heftigen Streit, der aber keineswegs mit einem Siege Napoleons endigte, denn als Josef dem Kaiser anbot, daß er mit seiner Frau überhaupt nicht an der Krönung

theilnehmen sondern sich irgendwohin nach Deutschland ins Privatleben zurückziehen wolle, zeigte sich Napoleon über diesen Vorschlag sichtlich verblüfft, und die Anwesenden konnten wahrnehmen, daß der Kaiser die Bosheit seines Bruders bis auf einen gewissen Grad wirklich fürchtete.

Freilich nur bis auf einen gewissen Grad, denn wenn man Napoleon bis zum Aeußersten trieb, wie Josef das jetzt in seiner sinnlosen Wuth vorzuhaben schien, dann mußte sich bei aller Voreingenommenheit des Kaisers zu Gunsten der Seinigen zwischen den beiden Brüdern schließlich doch die Fabel von dem eisernen und dem irdenen Topfe abspielen. Jene Konferenz war dank dem von Josef hineingeworfenen Erisapfel resultatlos auseinandergegangen. Sechs Tage nachher berief Napoleon seinen ältesten Bruder nach Fontainebleau, wo er den zur Krönung nach Paris kommenden Papst empfangen wollte, und machte hier in ruhigem Tone aber furchtbar ernst, Josef folgendermaßen seinen Standpunkt klar: „Ich habe über die Differenz, welche sich zwischen Dir und mir erhoben hat, viel nachgedacht, und ich will mit dem Geständniß beginnen, daß ich die sechs Tage, welche dieser Hader jetzt dauert, keinen Augenblick Ruhe gefunden habe. Ich habe sogar den Schlaf verloren, und Du allein hast eine solche Macht über mich; ich kann mir kein Ereigniß vorstellen, das mich so hätte aufregen können. . . . Du hast zwischen drei Entschlüssen zu wählen: Erstens kannst Du mir Deine Demission geben und Dich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückziehen, aber im Ernst und so, daß Du auf Alles Verzicht leistest. Zweitens kannst Du fortfahren, den Rang eines Prinzen einzunehmen und doch, wie bisher, gegen das von mir angenommene System Opposition zu machen. Drittens kannst Du Dich ehrlich mit mir vereinigen und, gerade herausgesagt, mein erster Unterthan sein.“ Darauf setzte der Kaiser seinem ältesten Bruder auseinander, wie er an ihm handeln würde, wenn Josef sich entschlösse, sich als Privatmann auf sein Landgut Mortefontaine zurückzuziehen. Dann würde er ihm, sagte der Kaiser, ein bis zwei Millionen geben, damit er sich noch eine Besitzung in der Nähe von Turin kaufen könnte; er würde ihm seinem Wunsche gemäß erlauben, in Deutschland und in Rußland Reisen zu machen. Zum Thronfolger, fuhr Napoleon fort, gedächte er in dem bezeichneten Falle den Sohn von Louis zu designiren, mit einer Regentschaft, deren Chef Louis, deren übrige Mitglieder Cambacéres und Lebrun sein würden: „Das

System hat seine Mängel, aber es ist in sich abgeschlossen, und was in sich abgeschlossen ist, ist immer gut."

Mit der gleichen unerbittlichen Schärfe und Folgerichtigkeit wie den ersten erörterte Napoleon darauf die beiden anderen Wege, welche dem Prinzen Josef offen blieben: „Der zweite Entschluß", sagte er, „in dessen Sinne Du bisher gehandelt hast, kann von mir nicht länger ruhig mitangesehen werden. Wenn Du Dich weigerst, zur Krönung zu kommen und hier die Dir als Großkurfürst und Prinz obliegenden Funktionen zu erfüllen, während Du trotzdem die Titel und Prärogative zu behalten beanspruchst, dann bist Du fortan mein Feind. Und wo sind Deine Angriffsmittel? Wo ist das Heer, welches Du gegen mich marschiren lassen kannst? Mit wessen Hilfe, mit welchen Kräften willst Du mir das Reich streitig machen? Nicht weniger als Alles würde Dir dazu fehlen, und ich würde Dich vernichten. . . .

Der dritte Entschluß ist der einfachste, der, welcher Dir am wohlsten ansteht, und derjenige, zu welchem Du Dich schließlich wirst bequemen müssen. Ordne Dich der erblichen Monarchie unter, und sei mein erster Unterthan. Du spielst ja eine ganz schöne Rolle, wenn Du der zweite Mann in Frankreich und vielleicht in Europa bist. Alles rechtfertigt sich dann durch die Wichtigkeit des erzielten Resultates, und dieses Resultat — Du übersiehst es noch nicht völlig! Ich bin dazu berufen, das Antlitz der Welt umzugestalten; so glaube ich wenigstens. Schließe Dich also dem System der erblichen Monarchie an, welches Dir so große Vortheile verspricht. Thu' mir meinen Willen, verfolge dieselben Ideen wie ich; schmeichle nicht den Patrioten, wenn ich sie von mir stoße; stoße nicht die Adligen von Dir, wenn ich sie an mich ziehe. Kurz, sei Prinz und schrick vor den Konsequenzen dieses Titels nicht zurück. Wenn Du nach mir zum Thron gelangst, kannst Du, wenn Du willst, zu Deinen Lieblingsideen zurückkehren. Ich bin ja nicht mehr da.

Unter diesen Bedingungen werden wir einträchtig mit einander leben, und ich will Dir gern das Geständniß ablegen, daß ich wünschen würde, Du faßtest den dritten Entschluß, obgleich ich mich zur Noth auch mit dem ersten abfinden könnte, aber ich werde nicht leiden, daß Du den zweiten Weg gehst. Du hast mich verstanden."

Der Prinz hatte in der That verstanden, daß er einlenken mußte, wenn er nicht verlieren wollte: 1. seinen Rang als Prinz, mit welchem eine Apanage von einer Million Franken verknüpft war,

2. seine Würde als Großkurfürst des Reiches, welche 333000 Franken per annum einbrachte, 3. das Palais de Luxembourg, 4. die jährlichen Extragratifikationen, welche Napoleon, in Geldsachen recht nobel, besonders gegen seine Angehörigen, überaus reichlich zu bemessen pflegte. Sie hatten dem Prinzen Josef in dem schwebenden Jahre (1804) nicht weniger als 1150000 Franken eingetragen. Josef hatte also bei einem Zusammenstoß mit Napoleon eventuell viel zu verlieren und ebenso natürlich Louis. Deshalb beschlossen Beide, den allmächtigen Bruder nicht weiter zu reizen, sondern die Krönungsfeierlichkeiten durch ihre Theilnahme zu verherrlichen; auch ihren Frauen zu gestatten, daß sie der Kaiserin die Schleppe trugen. Sie sagten sich jetzt, daß ihnen das Senatuskonsult über die Nachfolge im Reich vorläufig zu großer Beruhigung gereichen könnte. Vielleicht lebe Napoleon gar keine 16 Jahre mehr, zumal im Laufe einer so langen Zeit sicher noch manche österreichische und russische Granate in der Nähe des Kaisers krepire, und auch wohl die eine oder andere Höllenmaschine auf seinem Wege aufflöge.

So dachten, wie sich mit ziemlicher Sicherheit beweisen läßt, die dankbaren Brüder; Napoleon jedoch glaubte zuversichtlich an seinen Stern, und wie der junge Fatalist nach seinem ersten siegreichen Feldzuge im Jahre 1796 gesagt hatte: „Ich könnte mich vor einen Wagen mit durchgehenden Pferden werfen und würde doch nicht umkommen," so überließ er auch jetzt die Sorge um die Fortpflanzung der Dynastie ruhig dem Schicksal, das ihm zur Zeit schon zu einem leiblichen Sohn verhelfen würde. Aber, wie die Geschichte der Bekenner der reformirten Konfession beweist, lähmt der Prädestinationsglaube im Occident nicht die Thatkraft sondern befördert sie, und so arbeitete auch Napoleon, nüchtern genug, um jeden Tag auf seinen Tod vorbereitet zu sein, mit nicht zu ermüdendem Interesse an einer möglichst befriedigenden oder möglichst wenig unbefriedigenden Regelung der Successionsverhältnisse seines Thrones. Josefs Prätentionen hätte der Kaiser gar zu gern aus der Welt geschafft, denn jener Prinz war eine so unmilitärische Natur, daß er, ungeachtet sein kaiserlicher Bruder nur geringe Ansprüche an ihn stellte, noch nicht weiter als bis zum Obersten avancirt war, aber ohne für die Obliegenheiten eines solchen das geringste Verständniß zu verrathen. Louis dagegen hatte Napoleon schon zum Divisionsgeneral machen können. Um Frankreich von Josef und seinen vielleicht nicht ungefährlichen Bestrebungen zu befreien, entschloß sich der Kaiser, seinen ältesten Bruder mit der

Italienischen Republik zu entschädigen, deren Präsident Napoleon war, und die natürlich auch in ein monarchisches Staatswesen umgewandelt werden mußte. Sich selber in Mailand die eiserne Krone der lombardischen Könige auf das Haupt zu setzen, beabsichtigte der Kaiser der Franzosen damals nicht. Das beweist folgender Brief von ihm an Franz I. (vom 1. Januar 1805): „Im Einklang mit der Regierung der Italienischen Republik habe ich alle meine Rechte auf das genannte Land . . . meinem Bruder Josef abgetreten, den ich zum erblichen König erklärt habe, unter der Bedingung seines Verzichtes auf die französische Krone; wie das im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Bezug auf Philipp V. gemacht wurde; in der Weise, daß die beiden Kronen sich niemals auf demselben Haupte vereinigen können."

Napoleon sagte etwas zuviel, wenn er nach Wien schrieb, daß er von seinem ältesten Bruder einen positiven Verzicht gefordert hätte. Zwar lautete die „Pragmatische Sanction", welche von Talleyrand im Verein mit dem Vizepräsidenten der Italienischen Republik, Melzi, entworfen worden war, in Artikel VII: „Indem Prinz Josef die Krone der Lombardei (denn so, nicht Italien, sollte das Königreich Josefs I. heißen) annimmt, verzichtet er für sich und seine Nachkommen auf die Krone Frankreichs." Dagegen statuirte Artikel VIII: „Weil jedoch die Rechte, welche für den Kaiser aus dem Senatuskonsult des 28. Floréal Jahr 12 folgen, keine Einbuße erleiden dürfen, wird verordnet, daß, wenn der Kaiser stirbt, ohne einen leiblichen Sohn zu hinterlassen, ohne einen Adoptivsohn zu hinterlassen, ohne Prinz Louis zum Nachfolger designirt zu haben, oder während der Prinz Louis noch keine majorennen Söhne hat, als erwiesen angenommen werden soll, der Wille des Kaisers sei gewesen, den Prinzen Josef zum Nachfolger auf dem kaiserlichen Throne zu haben, und er wird ihn dann besteigen." Für diesen Fall bestimmte Artikel IX zur Einlösung des Oesterreich gegebenen Versprechens: „Besteigt Prinz Josef den Kaiserthron, so sind Prinz Louis und seine Deszendenz auf den Thron der Lombardei berufen."

Die „Pragmatische Sanction" entzog mithin allerdings Josef sein Erstgeburtsrecht und stellte ihn Louis gleich, enthielt aber keine formelle Verzichtleistung des ältesten Bruders. Virtuell freilich verlor Josef fast jegliche Aussicht auf die Erlangung der französischen Krone, denn daß Napoleon im Falle einer plötzlichen schweren Erkrankung den Divisionsgeneral eher als den Obersten

designiren würde, wenn er die verfassungsmäßige Berechtigung dazu erhielt, war klar. Wie angenehm es dem Kaiser war, daß Josef sich bereit zeigte auf die „Pragmatische Sanction“ einzugehen, folgt u. A. daraus, daß Napoleon Josefs Staaten noch das Herzogthum Parma hinzufügen wollte. Trotzdem besann sich Josef noch im letzten Moment und lehnte die Krone, welche er schon angenommen hatte, doch noch ab, indem er als Beweggrund angab, daß man nicht aufhöre, den Verzicht auf Rechte von ihm zu fordern, welche die großen Staatskörper und vier Millionen Franzosen ihm übertragen hätten.

Wahrscheinlich würde Napoleon im Vertrauen auf seinen Stern jetzt ebenso nachgegeben haben wie in der Adoptionsfrage, denn er hat ein Jahr später seinem ältesten Bruder das Königreich beider Sizilien übertragen, ohne Zugeständnisse hinsichtlich der Erbfolge in Frankreich von ihm zu verlangen. Aber Josef hatte sich die lombardische Proposition mit seinen liberalen Freunden Röderer, Girardin u. s. w. noch einmal überlegt und war zu dem Entschlusse gekommen, auch unter den günstigsten Bedingungen nicht außer Landes zu gehen, sondern unter allen Umständen vorläufig in Frankreich zu bleiben. Denn wahrscheinlich gab es in nicht zu langer Zeit einen neuen Kontinentalkrieg, und dann war Napoleon der Möglichkeit eines vorzeitigen Todes ausgesetzt, während Josef, welcher keineswegs daran dachte, an der Spitze seines 4. Linienregimentes mitzugehen, sicher Frankreich erhalten blieb. Schon früher hatte Josef in der Wuth, nur ein Werkzeug in der Hand des jüngeren Bruders zu sein, dem frommen Wunsche Ausdruck gegeben, daß Napolione krepiren möchte*), und jetzt besprach er im Kreise seiner Anhänger auf eine sehr unanständige Weise die Eventualität, daß der Zufall einen vernünftigen Kaiser ans Ruder bringen würde, welcher das Reich im Einvernehmen mit den großen Staatskörpern und ohne eine zügellose Eroberungslust regieren würde. Sein Freund, der preußische Gesandte Marchese Lucchesini, schrieb nach Berlin: „Die Freunde der Ordnung und der gemäßigten Ideeen würden die Ergänzung zu den göttlichen Wohlthaten in den Händen zu halten vermeinen, wenn der Tod Napoleons den Prinzen Josef an seine Stelle setzte.“ Die Geschichtsphilosophie der Röderer und Girardin lehrte also: Die Bändigung der Revolution durch Napoleon war eine göttliche Wohlthat, und die Tödtung Napoleons durch

*) Vergl. meinen ersten Aufsatz über dieses Thema: Pr. Jahrb. Band 94, S. 180.



eine österreichische Kugel würde als das Komplement dazu aufzufassen sein.

Auch in seinen Gesprächen mit dem Kaiser selber verrieth Josef ziemlich deutlich seine leidenschaftliche Begierde, den jüngeren Bruder, welchen er beinahe für den Räuber seines Erstgeburtsrechts ansah, möglichst bald zu beerben: „Mein Tod! Immer mein Tod!“ zürnte der Kaiser. „Warum führt man mir den unangenehmen Gedanken immer vor Augen? Mein Tod! Mein Tod! Immer mein Tod! Meinethalben mag nach mir die Welt untergehen, wenn ich immer meinen Tod vor Augen haben soll!“ Napoleons Stimmung wurde nicht dadurch verbessert, daß er erkennen mußte, von seinem Bruder sogar in Bezug auf den schnöden Mammon betrogen worden zu sein, denn Josef hatte auch deshalb die Anträge des Kaisers zunächst scheinbar angenommen, weil er eine neue Extragratifikation herauszuschlagen strebte, und es waren wirklich dem sich ins Fäustchen Lachenden von dem übertölpelten, über seine Nachgiebigkeit erfreuten Napoleon 200 000 Franken außerordentliche Zulage bewilligt worden. Schließlich kompromittirte Josefs unerwarteter Refus den Kaiser schwer gegenüber Oesterreich, welchem Napoleon ahnungslos die Thronbesteigung Josefs I. von der Lombardei als unmittelbar bevorstehend angekündigt hatte, während sich jetzt die Trennung der beiden Kronen überhaupt nicht ausführen ließ, da Prinz Louis angesichts der sich bildenden dritten Koalition nicht mehr Lust zeigte, Frankreich zu verlassen, als Josef, der ihn beherrschte. Inmitten der ihm bereiteten Schwierigkeiten hielt sich der Kaiser möglichst eng an das nach Wien hin gegebene Versprechen, indem er durch Talleyrand und die italienische Consulta an Stelle der „Pragmatischen Sanction“ eine in sechs Artikel zerfallende „Verfassung“ entwerfen ließ, welche zunächst das Königreich Lombardei in ein Königreich Italien umtaufte und sodann bestimmte, daß der kleine Napoleon Charles vom Kaiser adoptirt und unter dem Namen Napoleon II. König von Italien werden sollte. Indessen behielt sich der Kaiser der Franzosen die Regentschaft im Königreich Italien so lange vor, bis der König von Italien sein 18. Lebensjahr und damit die Großjährigkeit erreicht haben würde, auch nahm Napoleon die Vormundschaft über seinen Adoptivsohn und dessen Erziehung für sich in Anspruch.

Die bezeichnete Kombination scheiterte an dem kategorischen Veto des Prinzen Louis, welcher, von unbändiger Herrschsucht ver-

zehrt, den Konsens zur Adoptirung seines Sohnes durch Napoleon verweigerte und sich nicht schämte, in einer Konferenz mit dem Kaiser zu erklären, er würde niemals genehmigen, daß Napoleon Charles „zum Schaden seines Vaters" auf den Thron der Lombardei gesetzt würde. Dieser zärtliche Vater war ein gleichermaßen liebevoller Gatte*), welcher die ihm freilich von Napoleon aufgedrängte aber schuldlose Hortense aufs Brutalste tyrannisirte. Um die Bemitleidenswerthe recht zu quälen, stellte ihr niederträchtiger Gemahl sich so, als ob er die scheußlichen Gerüchte über intime Beziehungen zwischen Napoleon und seiner Stieftochter glaube, giftigen Klatsch, welchen man im Seinebabel mit Behagen kolportirte, und welcher von der englischen Presse mit noch größerem Behagen und der ungeheuerlichsten Plumpheit breitgetreten wurde. Auch in jener Konferenz mit dem Kaiser unterstand sich Louis, welcher wieder einmal einen seiner schrecklichen Wuthanfälle hatte, zu sagen, eine so ausgesprochene Napoleon Charles erwiesene Gnade würde die Gerüchte wieder beleben, welche seiner Zeit über jenes Kind verbreitet gewesen wären. Darauf packte ihn der Kaiser beim Kragen und warf ihn zur Thür hinaus.

Seine Familie ekelte ihn an, und er fühlte sich mehr als jemals zu den feineren und sanfteren Beauharnais hingezogen: „Sie sind eifersüchtig auf meine Frau", so charakterisirte er die Seinigen dem Senator Röderer gegenüber, „auf Eugen, auf Hortense, auf Alles, was mich umgiebt. Warum? Meine Frau hat Diamanten und Schulden, sonst nichts. Eugen hat nicht 20 000 Livres Rente. Ich liebe diese Kinder, weil sie sich mir immer angenehm zu machen suchen. Wenn ein Kanonenschuß fällt, ist es Eugen, welcher hingeht und nachsieht, was los ist; wenn ich einen Graben zu passiren habe, ist er es, welcher mir die Hand reicht. Die Töchter Josefs wissen noch garnicht, daß ich jetzt Kaiser heiße; sie nennen mich Konsul; sie glauben, ich haute ihre Mutter. Aber der kleine Napoleon, wenn der vor den Grenadieren her in den Garten läuft, dann schreit er; „Vive Nonon le soldat!" Sie sagen, meine Frau wäre falsch, die Aufmerksamkeiten ihrer Kinder wären berechnet. Nun! Gerade so will ich es haben! Sie behandeln mich wie einen alten Onkel, und gerade das macht mir das Leben angenehm; ich werde alt; ich bin 36 Jahre; ich will Ruhe haben".

*) Vergl. Band 94 dieser Zeitschrift, S. 472.



Eigenthümliche Herzensergüsse des furchtbaren Welteroberers! Er schien es übrigens nicht bei Worten bewenden lassen zu wollen, sondern seinen unbotmäßigen Angehörigen gegenüber zu Thaten entschlossen zu sein. Der damals 24jährige Eugen bekleidete als Generaloberst der Chasseurs in der Armee jenen hohen Rang, welcher seinen bedeutenden militärischen Fähigkeiten entsprach, staatsrechtlich aber war der Stiefsohn des Kaisers ein einfacher Privatmann, kein französischer Prinz, kein fils de France. Nur durch eine formelle Adoption konnte er zu diesem Range aufsteigen, und eine solche faßte Napoleon in der That für ihn ins Auge, ja er gedachte ihn mit noch höheren Ehren zu begnaden. Das lehrt ein im Kreise der höchsten Reichsbeamten ausgearbeitetes Programm (vom 11. Februar 1805), welches folgende Punkte umfaßt:

1. Senatuskonsult, betreffend die Adoption des Prinzen Eugen.

2. Sitzung des Geheimen Rathes behufs Auseinandersetzung des ersten Planes Seiner Majestät mit der Italienischen Republik und dem Prinzen Josef.

3. Senatuskonsult, betreffend die Uebertragung der Herzogskrone von Parma auf den Prinzen Eugen.

4. Senatuskonsult, betreffend die unter gewissen Vorbehalten ins Werk zu setzende Abtretung des Fürstenthums Piombino an die Prinzessin Elisa und ihre Nachkommenschaft.

5. Krönung Seiner Majestät des Kaisers in Mailand unter dem Titel: König von Italien, mit der Klausel des Anfalls der Krone an den von dem Kaiser zu wählenden Prinzen. Wahl und Anfall sind auf die Epoche des Friedens vertagt.

6. Krönung des Prinzen Eugen in Parma; sein oberster Titel ist von Parma, Piacenza und Guastalla herzunehmen.

Napoleon verfügte über Italien also jetzt so, daß er den Duodezstaat Piombino, welcher aus der Insel Elba und einer toskanischen Enklave gegenüber dem genannten Eilande bestand, seiner ältesten Schwester Elisa zudachte, dem Prinzen Eugen jedoch mit der parmesanischen Krone eine moralische Anwartschaft auf das Königreich Italien zu verleihen beabsichtigte. Allerdings wahrte sich der Kaiser freie Hand, auch einen seiner Brüder oder Neffen*) in Mailand einsetzen zu können, wenn er das zur Zeit des

*) Louis hatte inzwischen noch einen Sohn bekommen, Louis Napoleon. (Im Oktober 1804.)

Friedensschlusses mit England wollte oder konnte. Wer inzwischen als Vizekönig in der Lombardei regieren sollte, geht aus den uns zu Gebote stehenden Quellen nicht hervor, vermuthlich wird es aber doch wohl der Herzog von Parma gewesen sein.

Vier bis fünf Wochen hielt Napoleon an den skizzirten Ideen fest, dann stieß er auch den dritten Entwurf einer Transformirung der Italienischen Republik wieder um. Obgleich die Bonapartes sich keineswegs gut vertrugen und oft aufs Wüthendste und Pöbelhafteste miteinander zankten, zeigten sie bei anderen Gelegenheiten wieder überaus viel Familiensinn, sodaß die ganze Gesellschaft wie die Kletten zusammenzuhängen schien. So arbeiteten Lätitia und sämmtliche Geschwister unermüdlich an der Versöhnung Napoleons mit Lucian, welcher, aus Frankreich verbannt, mit Frau, Tochter und Sohn in Rom lebte. Der Kaiser war gern bereit, Lucian zu verzeihen und ihn zum Range eines französischen Prinzen zu erheben, vorausgesetzt, daß er sich von der lebenslustigen Bankierswittwe, Madame Jouberthou, scheiden ließ, welche er geheirathet hatte, als sein Bruder schon Staatsoberhaupt war. Nun schrieb Lucian, als Napoleon sich Eugen Beauharnais vollständig in die Arme werfen zu wollen schien, von seiner die Beauharnais wild hassenden Familie bearbeitet, an den Kaiser einen Brief, welcher zwar kein bestimmtes Unterwerfungsversprechen enthielt, wohl aber als eine Erklärung ausgelegt werden konnte, um jeden Preis fils de France werden zu wollen. Dieses Schreiben (vom 1. März 1805) veranlaßte Napoleon, seine Dispositionen nochmals zu verändern. Als er sich in den Senat begab und in feierlicher Sitzung das Statut des Königreichs Italien proklamirte, war von der Adoption Eugens und von seiner Einsetzung in Parma keine Rede mehr. Dagegen wurde die Ausstattung Elisa's mit Piombino verkündet, und das verlesene Statut enthielt folgenden Artikel III: „In dem Augenblicke, in welchem die fremden Heere den Staat Neapel, die Jonischen Inseln und die Insel Malta geräumt haben, wird Kaiser Napoleon die Krone Italiens einem seiner männlichen ehelichen Kinder erblich überlassen, sei es einem leiblichen oder einem Adoptivsohne."

Artikel III bedeutete Oesterreich gegenüber, dem die sofortige Trennung Italiens von Frankreich versprochen war, einen Wortbruch, den der Kaiser, da er die Streitigkeiten in seiner Familie nicht der Oeffentlichkeit preisgeben durfte, sich genöthigt sah, mit nichtigen Vorwänden zu bemänteln: „Das Statut", schrieb er an

Kaiser Franz, „ist nicht in allen Stücken meinen Wünschen gemäß ausgefallen, denn ich empfand das sehr natürliche Verlangen, eine für mich so drückende Bürde abzuwerfen. Ich will heute Eurer Majestät wiederholen, daß es mein Wunsch ist, keine Veranlassung zu einem neuen Kriege zu geben, und daß ich bereit bin, die Trennung der Kronen Frankreich und Italien zu verkünden, sobald die Räumung der Inseln Korfu und Malta vernünftigerweise erwartet werden kann. Auf keinen Fall habe ich den Plan oder die Absicht, mit der Krone Frankreichs die Italiens zu vereinigen."

Das waren bloße Ausflüchte und obendrein keine geschickten, denn jener frühere Brief an Franz I., welcher die Trennung der italienischen von der französischen Krone als unmittelbar bevorstehend angekündigt hatte, war vom 1. Januar 1805 datirt gewesen, die Engländer und Russen aber, welche die Nichteinlösung des bezeichneten kaiserlichen Versprechens verursacht haben sollten, standen schon seit 1800 in Malta und seit 1799 in Korfu! Streng tadeln wird man Napoleon wegen der bedenklichen Ausreden, zu welchen er gegriffen hat, allerdings kaum dürfen, denn was sollte er Anderes sagen oder thun? Er wollte Lucian, wenn er seine Frau verstieß, zum Vizekönig von Italien und Herzog von Parma machen, ihn bei Gelegenheit in eine legitime Dynastie hineinheirathen lassen, einen aus einer derartigen Verbindung etwa hervorgehenden Sohn adoptiren und auf den italienischen Thron setzen. Ja, es scheint sogar, daß Napoleon geneigt gewesen ist, unter Modifikation des Artikels III Lucian selber sogleich die Krone zu übertragen, obgleich ein derartiges Arrangement um der beiden älteren Brüder willen sicher nicht zu wünschen war. Napoleon kam mithin dem Kaiser Franz soweit entgegen, wie er das bei der Disziplinlosigkeit seiner Brüder durchführen zu können glaubte.

Die Stellung, welche Napoleon der Lucian'schen Linie anzuweisen gedachte, trug insofern einen ziemlich großartigen Charakter, als der König von Italien zugleich Präsident des „Italienischen Bundes" sein sollte. Diese Konföderation beabsichtigte der Kaiser zusammenzusetzen aus dem Könige von Italien mit 2½ Millionen Unterthanen, dem Dogen von Genua mit 400 000 Unterthanen, der Fürstin von Piombino und Lucca mit 126 000 Unterthanen, dem Fürsten von Parma mit 130 000 Unterthanen, dem Fürsten von Piacenza mit 227 000 Unterthanen, dem Fürsten von Bardi mit 76 000 Unterthanen. So wäre ein Bundesgebiet mit 3½ (heute gegen 8) Millionen Einwohnern entstanden, das mit Hilfe von

Matrikularbeiträgen ein Bundesheer unterhalten sollte. Die Staatsoberhäupter von Parma, von Piacenza, von Bardi vererbten, nachdem sie vom Kaiser einmal gewählt worden waren, ihre Staaten im direkten Mannesstamm weiter, aber zum Unterschiede von dem souveränen Königreich Italien mußte in den anderen Ländern jeder Thronbesteigung erst die im Senat zu ertheilende Investitur von Seiten des Kaisers der Franzosen vorangehen, und die sämmtlichen Fürsten blieben für ewige Zeiten Vasallen der Krone Frankreichs.

Ein überaus künstliches Staatensystem, wenigstens nach unseren modernen Begriffen, welche das Selbstbestimmungsrecht der europäischen Völker anerkennen! Was die Inhaber der neu zu errichtenden Thrönchen anbetraf, so war außer der Fürstin von Piombino einstweilen allein der Doge von Genua designirt. Diese uralte historische Würde sollte auf Lebrun übergehen, welcher unter der Republik dritter Konsul gewesen war und unter dem Kaiserreich auf eine seinem früheren Range als Staatsoberhaupt entsprechende Weise geehrt wurde. Abgesehen jedoch von der Auswahl der übrigen zu fürstenden Persönlichkeiten hatte die Maßregel alle Stadien einer eingehenden Berathung durchlaufen und war bereits in die Form eines Dekretes gebracht worden, welchem zu seiner gesetzlichen Kraft nichts als die Unterschrift des Kaisers fehlte. Und daß diese vollzogen wurde, hing von weiter nichts mehr ab als ganz allein von der Unterwerfung und Thronbesteigung Lucians. In eben diesen Tagen verstieß der aus Amerika zurückgekehrte Jérôme, sich dem eisernen Willen seines Bruders beugend, seine hochschwangere Gemahlin. Ich habe in meinem ersten Aufsatze den Charakter Lucians genau geschildert, wie oft dieser wilde und bösartige Mensch sich seinem genialen Bruder gegenüber durch zügellosen Ehrgeiz zu wüstem Trotz verleiten ließ, und wenn er sich jetzt weigerte, den fils de France und die Anwartschaft auf das Königreich Italien durch die Aufopferung seiner Familie zu erkaufen, so treten wir ihm, der ein ziemlich ruchloser Jakobiner, ein ziemlich korrupter Diplomat und Anderes dergleichen mehr gewesen ist, wohl nicht damit zu nahe, daß wir seine Handlungsweise aus einer Mischung von unreinen und reinen Motiven ableiten. Im Uebrigen wird es Niemandem einfallen, die Ehrenhaftigkeit der Gesinnung und die Würde der Sprache verkleinern zu wollen, welche in dem folgenden Briefe Lucians an den Kaiser dem Leser entgegentreten: „Mir wird angezeigt, daß Eure Majestät Alles für

mich thun will, was mit Ihrem festen Entschlusse vereinbar ist, meine Frau niemals anzuerkennen. Dieser Entschluß, Sire, bekümmert mich tief, weil er mich für immer von der politischen Laufbahn ausschließt, während ich hoffte, daß Eure Majestät mir den Eintritt mit Ehren eröffnen würde. Ja Sire, eine Erhebung, welche die auf meiner theuren Gattin lastende Ungnade der ganzen Welt bekannt machte, würde in meinen eigenen Augen eine Erniedrigung bedeuten; ein Titel, welchen ich nicht mit der Mutter meiner Kinder theilen könnte, würde ein unheilvolles, mein ganzes Leben vergiftendes Geschenk sein."

Napoleon ließ dieses Schreiben durch Talleyrand beantworten, ganz kurze Zeit, bevor er sich in Mailand zum König von Italien krönen ließ. (Am 26. Mai 1805.) Talleyrands Antwort war des Kaisers Ultimatum, und Napoleon sprach sein letztes Wort absichtlich durch den Mund eines Dritten, welcher nicht zur Familie gehörte. Das Ultimatum, welches wegen einiger bei der Eheschließung wirklich vorgekommener aber irrelevanter Formfehler die Ehe Lucians mit seiner Gemahlin für ungiltig erklärte, forderte von Lucian die Scheidung; wäre diese vollzogen, schrieb Talleyrand, dann stände nichts im Wege, daß Lucian mit „Madame Jouberthou" in wilder Ehe lebe, auch dürfe er die Kinder der Genannten als seine illegitimen Kinder anerkennen. Füge sich Lucian den genannten Bedingungen, dann sei es die Absicht Seiner Majestät, Frau Jouberthou und ihre Kinder mit Titeln und Schätzen zu überschütten. Onkel Fesch, dem eifrigsten Anwalt Lucians, setzte der Kaiser noch einmal ausführlich die Gesichtspunkte auseinander, welche ihn bei seinem Auftreten leiteten: „. . . . Ich habe zwei meiner Brüder zu Prinzen gemacht; ich werde auch den vierten (Jérôme) durch ein Senatuskonsult dazu erheben lassen, nachdem die Ursache, welche seine Ausschließung hervorgerufen hatte, weggefallen ist, und ich werde die totale und absolute Ausschließung desjenigen unter meinen Brüdern, welcher der Bestimmung meiner Familie und dem Wohl meines Volkes theilnahmlos gegenübersteht, bekräftigen. . . . Lucian zieht eine entehrte Frau, die ihm ein Kind geboren hat, bevor er mit ihr verheirathet war, die seine Maitresse gewesen ist, während ihr Mann in Sanct Domingo war, der Ehre seines Namens und seiner Familie vor. Er spricht nur die Sprache des Gefühls und der Leidenschaft und ich nur die des Interesses meines Volkes und der Politik, und so werden wir uns nie verstehen, und ich werde nie wissen, was ich ihm antworten soll. . . . Ich bin zu klug und

unterwerfe zu unbedingt die Gefühle dem Kalkül der Interessen, deren Pflege mir obliegt, um nicht die Konsequenz jeder Sache zu sehen. Auch ist es mir inmitten der Sorgen aller Art, die auf mir lasten, sehr schmerzlich, da Widerwärtigkeiten zu finden, wo ich nur Freuden erwartet hatte. . . . Ich werde positiv thun, als ob er nicht existirte, da er gestorben ist für die großen Interessen, zu deren Dienst das Geschick mich geschaffen hat. Du kannst Ihm Eines sagen, daß die Frucht meiner Mühen niemals der Frucht einer Frau gehören wird, welche mir so viel Verdruß bereitet hat. Es steht nicht in meiner Macht, ihm den Namen zu nehmen, den er trug, ehe ich ihn berühmt und überhaupt bekannt machte, aber ein Kind, welches geboren wurde, lange nachdem jener Name mein ausschließliches Eigenthum geworden war, soll ihn niemals tragen in den Ländern, welche unter meiner Botmäßigkeit stehen. Mag er mich vergessen, wie ich ihn vergessen werde; er soll aufhören, mir zu schreiben; er soll warten, bis der Dolch eines Meuchelmörders mir den Lebensfaden abgeschnitten hat; dann wird er von der Charakterschwäche der Anderen erhalten, was ihm mein Charakter und meine Macht immer verweigern werden."

Was der Kaiser von dem Vorleben der Schwägerin, welche er nicht anerkennen wollte, sagte, war richtig, aber Josefine war noch viel galanter gewesen als Madame Jouberthon, und im Uebrigen hatte Napoleon als Erster Konsul Lucian mit aller Gewalt bereden wollen, die verwittwete Königin von Etrurien zu heirathen*), eine der galantesten Damen ihrer Zeit. Aber sie war freilich eine Königin und geborene spanische Infantin also eine Bourbon, und der Sinn Napoleons stand nach dem Eintritt der Bonapartes in die Familie der europäischen Fürsten. So wenig wie die stürmischen Antezedentien der Madame Lucian können die rechtlich unerheblichen Formfehler, welche den Abschluß ihrer zweiten Ehe begleitet hatten, zu den entscheidenden Beweggründen für Napoleons intransigente Handlungsweise gerechnet werden**), ihn bestimmte vielmehr zu seiner an Grausamkeit streifenden Härte ausschließlich die Staatsraison. Er erkannte, daß die „vierte

*) Vergl. Masson „Napoléon et sa famille" I. S. 272.

**) Vergl. Masson I. S. 281: „Engager un procès en cassation de mariage eût été un scandale inutile, car Lucian se serait défendu, et, légalement, il ne pouvait être contraint qu'à réparer les omissions qui entachaient son mariage de nullité; encore rien ne prouvait que Mme. Bonaparte la mère fût disposée à intervenir, et Napoléon était sans droit, pour le faire en son propre nom."

Dynastie“ nur dann von allen Franzosen für legitim angesehen werden würde, wenn es ihr gelang, eines Kaiserhauses würdige Familienverbindungen zu erzielen. Neben den eigenen Großthaten erblickte Napoleon in einer bei günstiger Gelegenheit geschickt einsetzenden dynastischen Heirathspolitik das wirksamste Mittel, um die Rückkehr der Bourbonen allen sozialen Schichten des französischen Volkes überflüssig erscheinen zu lassen, um so zu sagen das Faubourg St.-Germain, welches damals einen recht bedeutenden Anhang in der Nation hatte, zu schleifen. Mit dem größten Eifer hat der Kaiser während seiner ganzen Regierung daran gearbeitet, die adligen Emigranten seinem Regime zu ralliiren; er hat das wieder einwandernde blaue Blut so stark mit höfischen und diplomatischen Posten überhäuft, daß die gesammte neue Gesellschaft einschließlich der Marschälle zu murren und zu spotten anfing. Damit die Bonapartes Frankreich in jeder Beziehung die Bourbons ersetzen könnten, wollte der Kaiser auch keine plebejischen Schwägerinnen haben. Mit Josefine und mit der Gemahlin seines ältesten Bruders, der Tochter des Marseiller Großhändlers Clary, war es eine andere Sache; die waren geheirathet worden, als die Bonapartes noch den Charakter von bloßen Privatleuten trugen, aber seitdem sich das geändert hatte, mußten die Mitglieder des so hoch gestiegenen Geschlechtes der Auffassung Napoleons zufolge ihre persönlichen Neigungen dem Staat zum Opfer bringen. Und dieser Auffassung kann man, mochte sie auch tragische Pflichtenkollisionen zur Folge haben, nur beipflichten; mehr als auf ein paar gebrochene Herzen kam es darauf an, den Franzosen des 19. Jahrhunderts das verloren gegangene nationale Gut, die stabile Regierungsform, wiederzugeben.

Während Napoleon sich in Mailand krönen ließ, weilte Lucian mit seiner Familie in Pesaro in der Mark Ancona, also auf dem Gebiete des Kirchenstaates, mit dessen Beherrscher er aufs Engste befreundet war. Zwischen Pesaro und Mailand fand ein unablässiges Kommen und Gehen von Kurieren statt, aber die Zeit verging damit ohne Frucht, und Napoleon hatte Eile, die italienische Frage zu lösen. Die Krönungsfeierlichkeiten hatten stattgefunden und waren glänzend verlaufen; Europa wartete mit Spannung auf die Organisation, welche das neu geschaffene Königreich erhalten würde. Aber das von Napoleon mit aufrichtiger Sehnsucht erwartete brüderliche Unterwerfungsschreiben wollte nicht einlaufen. Zwischen der Krönung und dem Wiederzusammentritt des ver-

tagten gesetzgebenden Körpers lagen zwölf Tage, welche der Kaiser seinem Bruder als letzte Frist einräumte, um sich zu besinnen. Unterdessen bestürmte die ganze Familie Bonaparte, Lätitia, die Brüder, die Schwestern den unbeugsam pflichtgetreuen Gatten und Vater in Pesaro, denn es handelte sich darum, den Beauharnais den Weg zur Größe zu versperren und ferner darum, in einem dritten französischen Prinzen einen Bundesgenossen für den Kampf zu erlangen, welchen Mutter und Geschwister mit unermüdlicher Zähigkeit gegen „Napolione" führen, um immer mehr Millionen und Titel aus ihm herauszuschlagen, um Frankreich wie eine unsichere Privatdomäne zu Raubbau und Ausschlachtung ausgeliefert zu erhalten.

Aber die Liebe zu den Seinigen war neben dem Egoismus die stärkste Empfindung, deren Lucian fähig war. Zu einer Kollision der Pflichten ist es bei ihm nicht gekommen, denn er entbehrte jeden Gemeinsinns, und es war ihm gleichgiltig, ob das Kaiserreich sich befestigte oder zum Teufel fuhr. Indessen, er war Vater, er vertheidigte den Namen und die Ehre seiner Kinder, er wollte sie nicht opfern, er wollte die Frau nicht verstoßen, welche er liebte. Von diesen respektablen Gefühlen und daneben von einem tollen Haß gegenüber dem Bruder, welcher ihn zu beherrschen beanspruchte, geleitet, ließ Lucian die ihm bewilligte Bedenkzeit ungenützt verstreichen.

Napoleon mußte also seine Wahl auf einen andern Vizekönig lenken. Es konnte an drei Kandidaten gedacht werden, nämlich an Napoleon's Schwager Murat, an Eugen und an Jérôme. Murat indessen war zum Statthalter über ein so beträchtliches Königreich vorläufig kaum qualifizirt, denn er hatte unter dem Konsulat als Oberbefehlshaber sämmtlicher in der apenninischen Halbinsel stehenden französischen Truppen Tendenzen verrathen, welche an Hochverrath streiften. Demgemäß stand Napoleon vor der Alternative, entweder Eugen zum Vizekönig von Italien zu proklamiren oder aber den noch absolut unreifen 21jährigen Jérôme. Der Kaiser zog Eugen vor und ernannte ihn zum Vizekönig. Die Annäherung oder scheinbare Annäherung Lucians hatte indessen einen so starken Eindruck auf Napoleon gemacht, daß von der Adoption Eugens vorläufig keine Rede weiter war, und auch zum Herzog von Parma, Piacenza und Guastalla wurde der Stiefsohn des Kaisers nicht erhoben, vielmehr traten die genannten Landschaften unter einen Generaladministrator, um in

dieser offenbar provisorischen Verfassung eine Lucian fortwährend hingehaltene Lockspeise zu bilden. Eugen war also in seiner neuen Würde nichts als ein jeden Tag absetzbarer Beamter, und Artikel III des Statuts hatte auf ihn, da er nicht adoptirt wurde, schlechterdings keine Beziehung mehr.

Wie Napoleon keine seiner auf die Ordnung der italienischen Verhältnisse gerichteten Kombinationen durchgesetzt hatte und schließlich genöthigt gewesen war, eine ihm minder genehme Persönlichkeit in Mailand zu installiren, so wurde auch aus dem Italienischen Bund nichts. Zwar die Einsetzung Elisas in Piombino kam zu Stande, und man bewog auch die kleine toskanische Republik Lucca, welche gleichfalls in eine Monarchie verwandelt werden sollte, die Prinzessin Elisa zu ihrer Fürstin zu erwählen. Aber der geplante staatsrechtliche Konnex zwischen dem Königreich Italien einerseits und Parma, Piacenza und Bardi andererseits unterblieb, und die ligurische Republik wurde sogar kurzer Hand in Frankreich einverleibt. Ich habe schon zu Eingang meines ersten Aufsatzes über das Masson'sche Werk ausgesprochen, daß unser Autor unter die gelehrten Sammler, nicht unter die kritischen Köpfe zu rechnen ist. Er giebt sich sehr häufig mit Kleinigkeitskrämerei ab und läßt sich gelegentlich zu den allerhaltlosesten Urtheilen verleiten. So erblickt er in der geschilderten italienischen Politik des Kaisers die vorbereitenden Schritte zur Herstellung der nationalen Einheit Italiens. In Wirklichkeit würden patriotische Italiener, wenn sie irgendwie versucht hätten, ihre Ideale zu verwirklichen, rasch zu ihrem Schaden erkannt haben, daß der General Bonaparte die nationalen Aspirationen auf der apenninischen Halbinsel nur erweckt hatte, um sie zu benutzen, nicht um sie zu befriedigen. „Was ich gewollt habe, hätte an meiner Stelle jeder Andere auch gewollt, die Weltherrschaft", so hat Napoleon auf St. Helena gesagt. Der Imperator mußte die Eroberungen der französischen Republik, also nicht nur das linke Rheinufer, sondern auch Italien, Holland und die Schweiz, in irgend welchen Formen festhalten, sonst würden ihn die Franzosen einfach weggejagt haben, selbstverständlich und mit Recht. Napoleon, der übrigens auch gesagt hat: „Seiner geographischen Lage nach muß Italien entweder herrschen oder beherrscht werden", war mithin der natürliche Gegner der Einheit Italiens. In späteren Jahren, als sich in Deutschland eine nationale Bewegung gegen ihn zu organisiren begann, ist er einmal mit dem Projekt umgegangen, die Hansestädte mit dem König-

reich Holland zu vereinigen „pour dépayser l'Allemagne". Der entsprechenden Tendenz, „de dépayser l'Italie", gemäß annektirte der Kaiser der Franzosen nach Piemont nun auch Ligurien, und setzte er seine älteste Schwester in Lucca als Vasallin der Krone Frankreich ein. Einige Jahre nachher, als seine Macht auf ihren Gipfel gestiegen war, hat Napoleon bekanntlich, anstatt Italien zu einigen, es erst recht gespalten, nämlich in ein nordwestliches, Florenz und Rom umfassendes Drittel, welches einfach französisch wurde, in ein zweites nordöstliches Drittel, das Königreich Italien, und in Neapel unter Murat.

Die Idee Napoleon's, Verwandtschaft zwischen der Familie Bonaparte und den legitimen Dynastien zu stiften, war schon so alt wie das Kaiserreich. Wenige Monate, nachdem er sich zum Kaiser gemacht hatte, lange vor der Krönung in Notredame, beauftragte Napoleon seinen Gesandten in München, Otto: „Sich über den Kurfürsten von Baiern und speziell über seine Tochter zu informiren und zu melden, ob Projekte des Kurfürsten bezüglich der Verheirathung dieser jungen Prinzessin bekannt wären, und welches wohl diese Projekte sein könnten." (Depesche vom 28. Messidor Jahr 12) [12. Juli 1804]). Als nun ein neuer französisch-österreichischer Krieg ausbrach (im Herbst 1805), in welchem die süddeutschen Mittelstaaten mit Frankreich gingen, nahm Napoleon mit der ihm eigenthümlichen Rührigkeit seine Heirathspolitik auf der Stelle in ernstlichen Angriff. Der kaiserliche Kammerherr de Thiard, ein Herr von sehr altem Adel, begab sich im Auftrage seines Souveräns an den Hof des Kurfürsten Maximilian Josef, um eine Verbindung zwischen der Prinzessin Augusta und Eugen Beauharnais vorzuschlagen. Denn Eugen war zur Zeit die einzige dem Kaiser für seine Heirathspolitik zur Verfügung stehende Persönlichkeit, da er Jérôme, aus dem er nach wie vor einen Admiral zu machen beabsichtigte, wieder auf See schickte. Im Kampfe mit der englischen Marine, auf kühnen Kreuzerfahrten mochte „Immer Lustik" zunächst etwas männlicher werden, während über die Affaire Patterson unterdessen einiges Gras wuchs. Die Wittelsbacher nun gingen auf die ihnen angetragene intime Verbindung mit dem neuen Hause Frankreich keineswegs mit Empressement ein. Zunächst konnte die Unterhandlung nicht dadurch gefördert werden, daß die Oesterreicher, der französischen Armee zuvorkommend, Baiern besetzten und den Kurfürsten zwangen, sich mit seinem Heere nach Würzburg zurück-

zuziehen. Dann war die Prinzessin Augusta ein sehr schönes Mädchen, bereits verlobt und zwar mit dem Erbprinzen Karl von Baden, den die siebzehnjährige junge Dame liebte oder sich zu lieben einredete. Der Gedanke, in die bonapartische Abenteurerfamilie eintreten zu sollen, war ihr im höchsten Maße widerwärtig. Sie stand in einem guten Verhältnisse zu ihrer Stiefmutter, welche, noch jugendlich, die Schwester des Erbprinzen war, und welche die Heirath zwischen ihrem Bruder und ihrer Stieftochter leidenschaftlich betrieb. Die Mutter der Kurfürstin von Baiern und des Erbprinzen von Baden, die Markgräfin von Baden, war eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt; ihre Schwestern waren die Erbprinzessin von Hessen-Darmstadt, die Herzogin von Braunschweig-Oels und die regierende Kaiserin von Rußland, Gemahlin Alexanders I., und alle diese Damen, ihren armen Sohn und Neffen, den man seiner Braut berauben wollte, bemitleidend, und von der Idee, mit den Bonapartes auch nur im hundertsten Grade verwandt zu werden, choquirt, arbeiteten für Karl und wider Eugen. Mit so vielen und schwer zu überwindenden Hindernissen kämpfend, kam Thiard volle vier Wochen keinen Schritt vorwärts; alle seine Konferenzen mit Montgelas verliefen ergebnißlos. Inzwischen war jedoch die Große Armee von Boulogne nach dem Schwarzwalde marschirt und hatte Mack auf Ulm zurückgedrängt. Unverzüglich beutete Napoleon diese vorerst noch mäßigen militärischen Erfolge auf dem Terrain des bairischen Hofes diplomatisch aus, indem er durch Talleyrand (am 8. Oktober 1805) folgende Depesche nach Würzburg schicken ließ: „Der Kaiser hat gezeigt, daß er das Haus Baiern protegiren will, er kann keine bessere und sicherere Garantie für die Dauerhaftigkeit seiner Gesinnungen geben. Der Kaiser hat keinen Prinzen seines Namens, welcher verheirathet werden könnte . . . Was die Folgen eines etwaigen Refus betrifft, so brauche ich sie wohl nicht zu analysiren und im Einzelnen nachzuweisen, damit der Kurfürst von Baiern mich versteht. Noch schlimmer als ein Refus würde eine Indiskretion sein; ihr Offenkundigwerden würde das Tempo des Verderbens, welches der Kurfürst über sein Haus heraufbeschwören würde, rapide beschleunigen."

Also auch wenn Maximilian Josef über den von seiner Tochter ertheilten Korb reinen Mund hielt, beschwor er das Verderben über sein Haus herauf; Indiskretion beschleunigte nur das Tempo einer Katastrophe, welche auf jeden Fall unvermeidlich

war, wenn die Prinzessin nicht geopfert wurde. Wahrlich eine stürmische Brautwerbung! Auf der anderen Seite aber — welche glänzenden Aussichten eröffneten sich vor dem trunkenen Auge des Kurfürsten, wenn Prinzessin Augusta als eine moderne Andromeda dem Drachen der Revolution ausgeliefert wurde. Kurz nachdem jene Talleyrand'sche Depesche in Würzburg angekommen war, erfuhr man am Main auch, daß das Korps Bernadotte, die geschlagenen Oesterreicher vor sich hertreibend, in München eingerückt war. Dann kam die ungeheuere Botschaft von der Kapitulation Macks. Wenn Baiern sich Frankreich gefügig erwies, durfte es unter den obwaltenden Umständen auf eine ganz außerordentliche Erweiterung seines Staatsgebiets, ja vielleicht auf die Erlangung der Königswürde rechnen. Erwies man sich aber Frankreich nicht gefügig, dann wurde man möglicherweise weggejagt. In diesem Dilemma entschloß sich Maximilian Josef, lieber seine Tochter zu opfern als sein ganzes Haus. Minister von Gravenreuth reiste im Auftrage des Kurfürsten dem kaiserlichen Hauptquartier nach, traf es in Linz und machte hier mit Napoleon die Heirath ab. Dieser veranlaßte darauf die Kaiserin Josefine, welche während des Feldzuges in Straßburg residirte, am Münchener Hofe einen Besuch zu machen: „Sei artig," schrieb der Kaiser seiner Gemahlin in Bezug auf ihr Verhalten in dem zu passirenden Stuttgart, „sei artig, aber laß Dir alle Ehrenbezeigungen erweisen. Man schuldet Dir Alles, aber Du schuldest nur aus Artigkeit etwas. Die Kurfürstin von Württemberg ist die Tochter des Königs von England; sie ist eine gute Frau; Du mußt sie freundlich behandeln, aber ja ohne besonderes Entgegenkommen."

Wer meinen ersten Essay über die Napoleoniden gelesen hat, weiß, wie sehr Napoleon den Takt und die gesellschaftlichen Talente Josefines bewunderte, und daß die unleugbar aufrichtige Liebe des Kaisers zu seiner Gemahlin hauptsächlich in dem Respekt wurzelte, welchen der korsische Barbar vor der französischen Salonlöwin empfand. Auch die oben genannte Kurfürstin von Würtemberg vermochte sich dem Zauber, welcher in Josefines Grazie lag, nicht zu entziehen: „Ihr Lächeln ist wirklich reizend," schrieb sie nach der Durchreise der Kaiserin der Franzosen an ihre Mutter, die Königin von England. An den Münchener Hof brachte die Kaiserin eine Empfehlung mit, welche geeignet war, einen stärkeren Eindruck zu machen als ihr reizendes Lächeln, denn ungefähr gleichzeitig mit

ihr kam die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz. Trotzdem gewann Josefine rasch den Eindruck, daß Prinzessin Augusta nach wie vor sehr wider Willen ihre Schwiegertochter wurde und die entsprechende Empfindung hatte auch Duroc, welcher aus Schönbrunn in München erschien, um den offiziellen Antrag zu machen, obgleich, wie der Kaiser hinzufügen ließ, ihm inzwischen eine Erzherzogin angeboten wäre. Augusta sträubte sich um so mehr gegen die Verbindung mit Eugen, je näher die Stunde der Verlobung rückte, und trotz der sichtbaren Ungeduld Durocs gingen dadurch mehrere Tage verloren. Endlich schrieb Maximilian Josef, welcher die Einlösung seines verpfändeten Wortes nicht länger hinausschieben konnte, seiner Tochter, um sich „den Schmerz einer für seine zerrüttete Gesundheit gar zu schädlichen Unterredung zu ersparen", folgenden Brief: „Wenn es nur den Schimmer einer Hoffnung gäbe, meine theure und innig geliebte Auguste, daß Du jemals Karl heirathen könntest, dann würde ich Dich nicht auf den Knieen bitten, zu entsagen; ich würde noch weniger darauf bestehen, mein liebes Kind, daß Du Deine Hand dem künftigen König von Italien reichtest, wenn diese Krone nicht beim Friedensschlusse von allen Mächten garantirt werden würde, und wenn ich nicht alle die guten Eigenschaften des Prinzen Eugen genau kennte und wüßte, daß er Alles besitzt, was zu Deinem Glück nöthig ist. Denke daran, mein liebes Kind, daß Du das Glück nicht nur Deines Vaters sondern auch das Deiner Brüder machst und das Baierns, welches leidenschaftlich diese Verbindung wünscht. Es kostet mich viel, geliebtes Kind, Dein Herz zu brechen, aber ich rechne auf Deine Liebe und auf die Anhänglichkeit, welche Du immer für Deinen Vater gehegt hast, und Du willst sicher nicht meine letzten Lebenstage vergiften. Bedenke, liebe Augusta, daß ein Refus den Kaiser in demselben Maße in unseren Feind verwandeln würde, in welchem er sich bisher als den Freund unseres Hauses gezeigt hat."

Die Prinzessin antwortete: „Mein innig geliebter und guter Vater! Man zwingt mich, das Wort zu brechen, welches ich dem Prinzen Karl von Baden gegeben habe; ich willige ein, soviel mich das auch kostet, weil die Ruhe eines geliebten Vaters und das Glück eines Volkes davon abhängen, aber ich will meine Hand dem Prinzen Eugen nur reichen, wenn der Friede geschlossen und jener als König von Italien anerkannt worden ist. Ich lege mein Schicksal in Deine Hand; so grausam es sein wird, es wird mir

dadurch erleichtert werden, daß ich weiß, daß ich mich für meinen Vater, meine Familie und mein Vaterland geopfert habe. Auf den Knieen erbittet Dein Kind Deinen Segen; er wird mir dazu verhelfen, daß ich mein trauriges Schicksal mit Entsagung zu tragen vermag."

Die junge Dame wollte sich also mit dem Wechsel in der Person ihres Bräutigams zufrieden geben, wenn es der bairischen Diplomatie gelang, sie zur Königin von Italien zu machen, welchem der geschlagene Kaiser Franz soeben Venetien abtreten mußte. Wie wir uns erinnern, war Eugen bisher in Mailand nichts als ein jeden Tag absetzbarer Statthalter, welchem auch der Abschluß des allgemeinen Friedens und Artikel III des Statuto gar kein Recht auf die Krone verliehen. Napoleon, welcher nach dem Abschlusse des Friedens von Preßburg in München erschien, erklärte sich hier endgiltig über seine Absichten, betreffend die Versorgung des jungen Paares. Zunächst erhob er Eugen, welcher bis dahin nur ein vornehmer Privatmann gewesen war, zu seinem Adoptivsohn und zum fils de France mit dem Prädikat Kaiserliche Hoheit. Ferner hieß es in Artikel X des Heirathskontraktes: „Seine Kaiserliche Hoheit der Prinz Eugen soll den Genuß des Vizekönigthums Italien mit allen dazu gehörenden Einkünften und Prärogativen haben. Seine Kaiserliche und Königliche Majestät sichert Seiner Kaiserlichen Hoheit und ihrer männlichen Nachkommenschaft die volle und ganze Souveränität zu, sei es über das Herzogthum Parma und Piacenza, sei es über ein anderes Land, welches an Macht und Einkünften ebensoviel werth ist."

Parma war ein schönes Land, aber doch lange nicht das Königreich Italien und auch eine magere Abfindung für Baden. Deshalb machte der Kaiser dem Ehrgeiz der Prinzessin eine weitere Konzession, welche ihr in der That werthvolle Trümpfe in die Hand zu geben schien. Er richtete nämlich an den französischen Senat und an die italienische Legislatur folgende Botschaft: „Wir haben beschlossen, den Prinzen Eugen, Staatserzkanzler Unseres Reiches und Vizekönig Unseres Königreichs Italien, als Unseren Sohn zu adoptiren. Wir berufen ihn nach Uns und Unseren leiblichen und ehelichen Kindern auf den Thron Italiens, und Wir verordnen, daß in Ermangelung, sei es von direkter, ehelicher und leiblicher Nachkommenschaft Unsererseits, sei es von der Seite des Prinzen Eugen Unseres Sohnes, die Krone Italiens auf den Sohn

oder den nächsten Verwandten desjenigen unter den Prinzen Unseres Blutes übergehen soll, welcher gegebenen Falles in Frankreich herrscht. Wir erachten ferner als Unserer Würde angemessen, daß Prinz Eugen alle aus der Adoption sich ergebenden Rechte genießen soll, obgleich sie ihm nur Rechte auf die Krone Italien verleiht, denn in keinem Falle und unter keinen Umständen kann die Adoption ihn oder seine Nachkommen berechtigen, Ansprüche auf die Krone Frankreich zu erheben, deren Vererbung vielmehr durch die Reichsgrundgesetze unwiderruflich geregelt ist."

Durch diese Zusatzakte zu Artikel III des Statuto entzog sich der Kaiser also selber das Recht, beim Eintritt des allgemeinen Friedens einen anderen Adoptivsohn zum König von Italien zu machen als den Prinzen Eugen, und da nun ganz Europa wußte, daß leibliche Kinder des Kaisers von der Kaiserin nicht mehr zu erwarten waren, so schien die italienische Krone der Prinzessin nur dann entgehen zu können, wenn Josefine starb, und Napoleon wieder heirathete. Dem Kaiser mehr abtrotzen zu wollen, als dieser zuzugestehen für gut hielt, konnte Maximilian Josef natürlich nicht wagen, und so wurden denn die bezeichneten kaiserlichen Arrangements bairischerseits ohne Weiteres angenommen. Darauf kam Prinz Eugen nach München, und sodann feierten die Ideen von 1789 den Triumph, daß der Sohn des französischen Freudenmädchens mit der bairischen Prinzessin vor den Altar trat (am 14. Januar 1806).

Welche Gedanken mögen Napoleon, welcher der Trauung beiwohnte, wohl in Bezug auf die italienische Succession durch den Kopf gegangen sein? Wir haben gesehen, daß er seine nachträgliche kirchliche Verbindung mit Josefine absichtlich in einer kanonisch fehlerhaften Form vollziehen ließ und folgerten daraus, daß ihm die Idee der Scheidung schon vom Tage der Errichtung seiner Dynastie an vorgeschwebt hat. Wenn er sich bei der Versorgung seines Stiefsohns die freie Verfügung über die italienische Krone im Hinblick auf die Eventualität vorbehielt, daß ihm noch leibliche Söhne bescheert werden könnten, so darf man aus der Totalität seiner Familienpolitik schließen, daß ihm bei der bairischen Transaktion nicht nur der frühzeitige Tod Josefines und seine Wiederverehelichung als mögliche Ereignisse vor Augen getreten sind, sondern daß er auch in der Tiefe seiner Brust an dem Gedanken der Scheidung fortgesponnen hat.

„Bis zur Krönung in Mailand", sagt Masson, „hat Napoleon die souveränen Stellungen denen reservirt, welche seines Blutes sind". Da Lucian sich damals der Laufbahn versagte, welche er ihm zuwies, und Jérôme noch nicht reif war, mußte der Kaiser den in Italien nöthigen Vizekönig einer fremden Familie entnehmen. Eugen hat nun seine Erwartungen nicht betrogen und den Versuch gerechtfertigt. Nicht nur daß er sich unterwürfig und respektvoll gezeigt hat, sein Glück ist ihm auch nicht zu Kopfe gestiegen, und er hat nahe dem Thron die Regeln des Gehorsams und der Subordination beobachtet, welche ihm in der Armee anerzogen worden waren. „Er hat verstanden", sagte der Kaiser, „durch Güte zu regieren und unseren Gesetzen Liebe zu erwerben . . . Er hat uns ein Schauspiel gezeigt, anziehend in allen seinen Phasen. Wir haben gesehen, wie er unter ganz neuen Verhältnissen Prinzipien in die Praxis überführte, welche Wir während der ganzen Zeit, wo er unter Unseren Augen war, bemüht gewesen sind, seinem Geiste und seinem Herzen einzuprägen". In der That! Der Gegensatz ist schroff zwischen Diesem, welcher ihm nach besten Kräften dient, . . . welcher sich in allem und jedem seinem Geiste anzupassen und seinen Beifall zu verdienen sucht, und Jenen, welche weder zu dienen wissen noch dienen wollen, welche die Ehrenposten unter Murren übernehmen, wie wenn sie ihnen selbstverständlich gebührten auf Grund ihrer Geburt und hinter ihren Verdiensten zurückblieben, und welche, seitdem ihr Bruder sie in sein System hat hineinziehen wollen, es fortwährend gefährdet haben."

Unter diesen Gesichtspunkten mußten dem Kaiser die Beauharnais als sehr geeignete Werkzeuge seiner Familienpolitik erscheinen, und er beschloß, den Erbprinzen von Baden, welchem er die Braut fortgenommen hatte, durch eine Cousine Eugens und Nichte Josefines, Stephanie Beauharnais, Tochter des Senators Claudius Beauharnais, zu trösten. Baden war so wenig wie Baiern in der Lage, refüsiren zu können, und so erlebten denn die Nivelleurs die Freude, nach den Wittelsbachern auch die Zähringer „eingeebnet" zu sehen, indem Karl und Stephanie, welche Napoleon adoptirte, wirklich den Bund der Herzen schlossen. (Im April 1806.) Solche Erfolge seiner Familienpolitik spornten den Kaiser an, auch Jérôme zu verheirathen, welcher als Fregattenkapitän in den amerikanischen Gewässern kreuzte und zur Strafe für seine Jugendthorheiten trotz der Verstoßung seiner Frau nicht fils de France geworden war, sondern fortfuhr, einfach „Herr Jérôme Bonaparte, Bruder Seiner

Majestät", zu heißen. Jetzt erhob ihn Napoleon zum französischen Prinzen und zur Kaiserlichen Hoheit und verlobte „Immer Lustik" zugleich mit der Prinzessin Katharina, Tochter König Friedrichs I. von Württemberg, welche ein Jahr älter als ihr Bräutigam und „mehr gut als hübsch" war. (Im September 1806.)

Kurz nach der Schlacht von Austerlitz (am 2. Dezember 1805) hatte Napoleon das berühmte Dekret von Schönbrunn erlassen, welches verordnete, daß das Haus Bourbon aufgehört hätte, in Neapel und Sizilien zu regieren. Damit wurde ein Thron vacant, welcher den von Mailand an Glanz und Wichtigkeit vielleicht noch übertraf. Es konnte kein Zweifel darüber sein, daß der geeignetste König von Neapel Prinz Josef war, aber Napoleon mußte darauf vorbereitet sein, daß sein ältester Bruder auch dieses Königreich wieder ablehnte, und er schrieb ihm deshalb sehr kurz: „Meine Absicht ist, daß die Bourbonen aufgehört haben sollen, in Neapel zu regieren, ich will auf diesen Thron einen Prinzen meines Hauses setzen, in erster Linie Dich, wenn es Dir paßt, einen Anderen, wenn es Dir nicht paßt." Als dieses Schreiben auffallend lange unbeantwortet blieb, sagte Napoleon zürnend zu General Miot: „Sie reisen ab und werden meinen Bruder sprechen; sagen Sie ihm, daß ich ihn zum König von Neapel machen will, daß er Großkurfürst des Reiches bleiben soll, und daß ich nichts an seinen Beziehungen zu Frankreich zu ändern beabsichtige, aber sagen Sie ihm auch, daß das geringste Zögern, das geringste Schwanken ihn völlig zu Grunde richten wird. Ich habe in der Tiefe meiner Brust schon einen anderen König anstatt seiner ernannt, wenn er ablehnt; ich werde ihn Napoleon nennen; er wird mein Sohn sein. Das Benehmen meines Bruders in Saint-Cloud, seine Weigerung, die Krone Italiens anzunehmen, haben mich veranlaßt, Eugen zu meinen Sohn zu machen. Ich bin entschlossen, denselben Titel noch einem zu geben, wenn er mich wieder zwingt. Alle Regungen des Gemüthes weichen heute der Staatsraison. Als meine Verwandten erkenne ich nur noch diejenigen an, welche mir Dienste leisten. Nicht an den Namen Bonaparte ist mein Glück gebunden, sondern an den Namen Napoleon. Mit meinen Fingern und mit meiner Feder werde ich Kinder machen. Ich kann heute nur diejenigen lieben, welche ich achte. Alle Bande, alle Beziehungen der Kindheit — Josef muß sie vergessen. Er soll sich in Respekt setzen! Er soll sich Ruhm erwerben, sich ein Bein abschießen lassen, dann will ich ihn achten! Er soll auf alle seine alten Ideen ver-

zichten, er soll Mühe und Arbeit nicht mehr scheuen! Nur wenn man sich der Arbeit hingiebt, wird man etwas, nicht auf der Hasenjagd in Mortefontaine!"

Es bedurfte dieses drohenden Tones nicht, um Josef zur Annahme Neapels zu bestimmen; er erkannte auch ohnedies, daß es klug war, zuzugreifen. Denn von den österreichischen und russischen Kugeln hatte keine den Kaiser treffen wollen, und dessen Prestige war durch die Schlacht von Austerlitz so gestiegen, daß schwerlich Attentate zu erwarten waren; kurz Napolione krepirte einstweilen wahrscheinlich nicht, und demgemäß erschien es als zweckmäßiger, bis auf Weiteres an die Erledigung des französischen Thrones garnicht zu denken. Uebrigens hatte die Zurückweisung des Königreichs Italien von Seiten Josefs dem Kaiser doch imponirt, sodaß Napoleon von seinen ältesten Bruder dieses Mal nicht forderte, daß er auf sein reichsgrundgesetzmäßiges Successionsrecht verzichten sollte. Josef ließ sich also herbei, den Thron des herrlichen Reiches zu besteigen, welches das südliche Drittel Italiens umfaßte, allerdings einschließlich des erst den Engländern abzunehmenden Siziliens: „Wir wollen", so sagte Napoleon in dem Dekret, welches Josef die Herrschaft übertrug, „daß die Krone Neapels und Siziliens, welche wir auf das Haupt unseres Bruders Josef Napoleon und seiner Nachkommen setzen, in keiner Weise ihren Erbrechten auf den französischen Thron Eintrag thut; aber es ist gleichermaßen unser Wille, daß die Kronen Frankreich, Italien, Neapel-Sizilien niemals auf demselben Haupt vereinigt werden können."

Schon nach der Kapitulation Macks bei Ulm hatte Napoleon die ersten Schritte gethan, um auch der batavischen Republik ein Ende zu machen, und nicht lange nach dem Frieden von Preßburg entstand das Königreich Holland unter König Louis I. (am 5. Juni 1806). Zähneknirschend verließ Louis Frankreich, aus welchem er nie gewichen wäre, wenn er nicht gleich Josef die Aussichtslosigkeit fernerer auf diesem Boden zu spinnender Ränke erkannt hätte. Sicher würde er, wenn Jemand ihm zu sagen gewagt hätte, daß er dem Kaiser für Holland dankbar sein müßte, eine derartige Aeußerung mit wildem Hohngelächter und einem Wuthausbruch beantwortet haben; designirter Imperator beanspruchte er zu werden, jeder andere Rang war tief unter seiner Würde und gab ihm nicht die genügende Gelegenheit zur Entfaltung seiner Talente.

Mit viel besserer Manier nahmen Murat und Caroline das Großherzogthum Berg an (am 15. März 1806), welches Düsseldorf zur Hauptstadt hatte und ungefähr 600 000 Einwohner zählte. Aber Masson wenigstens hat den Eindruck, daß auch diese Beiden geschwankt haben und zwar im Hinblick auf dieselben großen Gegenstände, von welchen Josef und Louis träumten. „Der Platz eines Gouverneurs von Paris“, so interpretirt Masson die Gedanken Murats, „bietet ohne Zweifel große Vortheile; wenn dem Kaiser etwas zustößt, ist man mit einem Sprunge vom Elysée in den Tuilerien; man hat die ganze Garnison und alle Hilfsquellen der Macht in der Hand; aber nach Ulm und Austerlitz wird es wohl einige Zeit Frieden geben; indem sich die Gefahren vom Kaiser entfernten, verminderten sich die Chancen Murats. Beim Warten auf das Glück großen Stiles, welches vielleicht garnicht kommt, riskirt man, das winkende sichere Glück zu verscherzen. Wer kann übrigens hindern, daß der Haushalt sich theilt? Wenn das Ehepaar Staaten hat, braucht ja nur Einer dort zu residiren, der Andere kann in Paris als Beobachtungsposten zurückbleiben. Bliebe das Königreich oder das Fürstenthum zu suchen ..... In Italien ..... würde der Kaiser niemals seine Zustimmung geben. Er kennt die alten Beziehungen und kann nicht so schnell vergessen, wie Murat die Geschäfte in Mailand geführt hat. Er wird Komplotte und Rivalitäten, wer weiß, vielleicht sogar Bürgerkriege befürchten.“

Also auch sie konnten zuweilen von der Weltherrschaft träumen, der tapfere aber kopflose Gastwirthssohn Murat und seine Gemahlin, Napoleons jüngste Schwester, die schöne, ehrgeizige, kluge, feine, intriguante Karoline! Es stand eben noch kein Recht fest in dieser neuen, aus der Revolution hervorgegangenen Gesellschaft; und wenn es zum Wesen der Monarchie gehört, daß es unter ihr einen Platz im Staate giebt, welchen auch der zügelloseste Ehrgeiz nicht zu erringen vermag, so war es Napoleon noch nicht gelungen, eine rechte Monarchie zu gründen. Das erkannte er und fragte unmuthig: „Warum kann ich nicht mein eigener Enkel sein?“ Dem Zwecke, sein eigener Enkel zu werden, dienten die von ihm zu Stande gebrachten Heirathen; sie sollten der Dynastie Bonaparte möglichst rasch Patina verschaffen und einen konservativen Zug in die französische Gesellschaft bringen. Wenn der Kaiser aber auch die Familie der europäischen Fürsten zu erhalten gedachte, schon um in sie eintreten zu können, so beabsichtigte er doch mit nichten,

die alte Freiheit und Mannigfaltigkeit der europäischen Staatengesellschaft wiederherzustellen und Verzicht auf sein Universalreich zu leisten; im Grunde genommen sollten die Beherrscher Neapels, Italiens, Hollands, Westfalens*) und Bergs weiter nichts als seine Präfekten sein, wie dereinst die Könige und Tetrarchen des Orients lediglich die Statthalter der römischen Cäsaren gewesen waren. Welches das Verhältniß der nominell souverän gewordenen Napoleoniden zum Kaiser der Sache nach war, lehren deutlich die Nebentitel, welche Napoleon ihnen beilegte. „Der König von Neapel und Sizilien hieß: Erblicher Großkurfürst des Reichs; der Großherzog von Berg: Erblicher Großadmiral des Reichs; der König von Holland: Erblicher Connetable des Reichs.“ Denn nicht etwa bloß für die Dauer der eigenen Lebenszeit oder des Krieges gegen England wollte er die Vasallenstaaten in der strengsten Abhängigkeit erhalten, sondern für ewige Zeiten gedachte er das restaurirte Imperium zu begründen. Schon durch Artikel XIV der Reichsgrundgesetze hatte der Kaiser sich das Recht beilegen lassen, für sich allein, „ohne Berathschlagung, Diskussion und Rathserholung“ ein kaiserlich französisches Hausgesetz machen zu dürfen. Jetzt, wo sich an so vielen Punkten Süd- und Mitteleuropas bonapartische Sekundogenituren bildeten, entwarf der Kaiser das bezeichnete Gesetz und sendete es an den Senat zur Eintragung in das Statutenbuch. Es ist kein Wunder, daß Napoleon sich genirt hat, das Gesetz, so wie er es ausarbeitete, in politischen Gremien erörtern zu lassen, welche an den Freiheitsidealen der Revolution wenigstens theoretisch festhielten und auf die Wahrung der liberalen Dehors einen großen Werth legten. Denn die genannte Maßregel stürzte das Haus Bonaparte für immer geradezu in Sklaverei und mit ihm die hohe Aristokratie, auf welche sich in den wichtigsten Punkten seine Geltung auch erstreckte, die Reichswürdenträger und die in den eroberten Ländern zu dotirenden Herzoge, welche Napoleon jetzt zu schaffen unternahm. Das Hausgesetz definirte den Begriff des kaiserlichen Hauses in dem Sinne, daß alle in Frankreich erbberechtigten Prinzen, ihre Gattinnen und ihre Nachkommenschaft dazugehören sollten, ferner die Schwestern des

*) Das Königreich Westfalen mit der Hauptstadt Kassel wurde nach der Niederwerfung Preußens begründet. (Im Oktober 1807). Jérôme, bei allen seinen Fehlern kein bösartiger Charakter, — er hat sich auch zu Josefine immer gut zu stellen gewußt —, nahm die Krone aus der Hand seines Bruders mit Dank an.

Kaisers, ihre Gatten und ihre Nachkommenschaft bis ins fünfte Glied, schließlich die Adoptivkinder des Kaisers und ihre Nachkommenschaft. Von allen diesen Personen hieß es kurz und gut: „die Erziehung der Kinder gehört dem Kaiser". Was die in Frankreich erbberechtigten männlichen Kinder von Bonaparte's anbetraf, so sprach das Hausgesetz das Janitscharenthum dieser Knaben noch bestimmter aus: „Vom 7. bis 16. Jahre werden die erbberechtigten Prinzen zusammen und von denselben Lehrern erzogen, sei es im Palaste des Kaisers oder in einem benachbarten Palais. Die erbberechtigten Prinzen, welche fremde Throne besteigen, sollen gehalten sein, ihre männlichen, 7 Jahre alten Kinder zu schicken, damit sie die gemeinsame Erziehung erhalten." Also ein Kranz von jungen Vasallenfürsten in dem neuen Rom, wie einst das hellenistische Prinzengewimmel in dem alten! Daß sich ohne den Befehl oder die Erlaubniß des Kaisers die Prinzen und Prinzessinnen, welches auch ihr Alter sein mochte, nicht aus dem Reichsgebiet entfernen durften, war eine erträgliche Bestimmung, aber daß sich diese Herrschaften ohne Befehl oder Erlaubniß nicht weiter als 20 Meilen von dem kaiserlichen Hoflager entfernen durften, schmeckte doch gewiß recht stark nach orientalischem Despotismus. Folgende Bestimmungen jedoch lieferten die ganze Familie einschließlich der Könige der Willkür des Oberhauptes vollständig aus: „Wenn ein Mitglied des kaiserlichen Hauses sich schlecht beträgt und seine Würde oder seine Pflichten vergißt, kann der Kaiser für eine bestimmte Zeit und für höchstens ein Jahr Haft, Verweisung von seiner Person, Exilirung über dasselbe verhängen.

Nach Einholung der Ansicht eines Familienrathes kann er, je nach der Schwere des Vergehens, eine Strafe von höchstens zwei Jahren Staatsgefängniß aussprechen.

Die Großwürdenträger und die Herzoge sind diesen Bestimmungen gleichfalls unterworfen."

Ein König von Westfalen oder Holland konnte also jeder Zeit in Frankreich zu Gefängniß verurtheilt werden und noch obendrein ohne gerichtliches Verfahren! Waren das Souveräne oder Präfekten? Im Uebrigen bedachte der Kaiser auch noch, daß seine Verwandten sich in der Hauptsache nur mit Hilfe anderer Personen „schlecht betragen" konnten, und diese Erwägung bestimmte ihn, den Umgang, welchen seine Familie machte, gleichfalls unter kaiserliche Aufsicht zu stellen: „Endlich", so lautet die Schlußbestimmung des Hausgesetzes, „kann der Kaiser den Mitgliedern seiner Familie

befehlen, aus ihrer Umgebung die Personen zu entfernen, welche ihm verdächtig vorkommen, selbst wenn diese Personen nicht zu ihrem Hofstaat gehören."

Und das Alles war, wie gesagt, nicht gedacht als ein Nothbehelf zur Zusammenfassung aller Kräfte des Kontinents gegen England, sondern als eine permanente Institution des neuen Imperiums. Das kaiserliche Hausgesetz war eine Maßregel zur Verwirklichung der politischen Ideale, welchen Napoleon einige Jahre später in dem Konzept eines an die Spanier und Portugiesen zu richtenden Dekretes in den Worten Ausdruck verliehen hat: „Der Dreizack wird sich mit dem Schwerte vereinen, und Neptun sich mit Mars verbinden, zur Errichtung des römischen Reiches unserer Tage. Vom Rhein bis zum Atlantischen Ozean, von der Schelde bis zum Adriatischen Meere wird es nur ein Volk, einen Willen, eine Sprache geben". Und der Unterwerfung des Occidentes sollten vermittelst eines neuen, die französische Herrschaft und Bildung über das Morgenland verbreitenden Alexanderzuges, die Zerstörung des osmanischen Reiches und der englischen Herrschaft in Indien auf dem Fuße folgen. So schloß sich in Napoleons glühender Phantasie Ring an Ring, bis Dank der Rückwirkung der indischen Katastrophe Britannien wieder kaiserliche Provinz wurde, und die Kette vollendet war, welche die moderne Welt trug.

Napoleon beklagte bekanntlich die radikale Nivellirung aller Standesunterschiede, welche die Revolution bewirkt hatte, und ist mit Versuchen zur Wiederherstellung einer Aristokratie vorgegangen. Folgendes war die soziale Schichtung, welche der Kaiser in seinem Imperium schuf. Zunächst unter ihm standen die Fürsten erster Klasse, die Könige und der Großherzog von Berg, welche zugleich Großwürdenträger des Reiches waren, und welche die ihnen als solchen verliehenen Titulaturen unmittelbar hinter dem Königstitel respektive hinter dem Großherzogstitel führten. Dann kamen die Fürsten zweiter Klasse, nämlich die Fürsten von Lucca und der Fürst von Neuchâtel. Neuchâtel, vom König von Preußen abgetreten, war dem Generalstabschef Berthier verliehen worden, welcher sich als Beherrscher von Neuchâtel Alexander I. nannte. Die Fürsten von Lucca und Neuchâtel waren als souverän anerkannt; sie durften Truppen halten und Münzen prägen wie einst Herodes Antipas von Galiläa und seine Standesgenossen. Aber bei jeder Thronerledigung in den genannten beiden Staaten hatte der Thronerbe aufs Neue beim Kaiser um die Investitur einzukommen und ihm

zu schwören, daß er ihm „als guter und treuer Unterthan" dienen würde. Diese Fürsten zweiter Klasse waren also in Wirklichkeit nur halbsouverän. Einen Grad unter ihnen standen als Fürsten dritter Klasse Talleyrand, Fürst von Benevent, und Bernadotte, Fürst von Pontecorvo. Benevent und Pontecorvo waren päpstliche Enklaven im Königreich Neapel, welche zugleich mit diesem Königreich erobert worden waren. Talleyrand und Bernadotte erhielten die genannten Besitzungen des Heiligen Vaters als „unmittelbare französische Kronlehen" mit einer Art von Viertelsouveränität, d. h. mit vollständiger Souveränität nach innen, abgesehen von dem Recht, Münzen zu prägen und dem Recht, Truppen zu halten. Hinter den Fürsten dritter Klasse sollten nach den Intentionen Napoleons 22 Herzoge kommen, Großlehensträger des Reiches, welche der Kaiser mit unbeweglichen in den eroberten Ländern liegenden Besitzungen auszustatten beabsichtigte. Welche Form die Institution der Herzogthümer im Einzelnen annehmen sollte, war dem Kaiser noch nicht völlig klar. Jedenfalls dachte er sich die Fürsten und die Herzoge als die Spitze der gesellschaftlichen Pyramide, deren Basis er aus einer größeren Zahl von Grafen, Baronen u. dgl. zusammensetzen wollte, ohne daß er über das Detail schon damals feste Beschlüsse gefaßt hatte. Jedenfalls behielt er sich durch Verträge mit den die unterworfenen Länder regierenden Napoleoniden für den bezeichneten Zweck unbewegliches Kapital in der Höhe vor, daß es ungefähr 3 Millionen Franken Rente ergab. Rechnet man für jeden in den eroberten Ländern anzusetzenden niederen Adligen 10 000 Franken Grundrente, so konnten mit Hilfe jenes Fonds 300 Generale und Offiziere zu aristokratischen Existenzen gemacht werden. Diese Gedanken Napoleons ergaben sich mit einer gewissen Nothwendigkeit aus seiner Stellung: Der Imperator mußte die zu ihm übergetretenen Republikaner wie auch seine Legaten, Militärtribunen und Centurionen glänzend versorgen; in einer früheren Epoche seiner Laufbahn hatte er sich sogar mit dem Plane von Landanweisungen an seine gemeinen Soldaten getragen.

Sechs von den projektirten 22 Herzogthümern sollten Napoleons Willen gemäß im Königreich Neapel kreirt werden; ein jedes mit 200 000 Franken Rente; u. A. war Massena eine derartige Dotation zugedacht. Niederer französischer Adel war, den von Josef übernommenen Verpflichtungen zu Folge, mit Grundrente im Betrage von 1 Million Franken auszustatten. Diese Ansiedlung von

Franzosen im Neapolitanischen beabsichtigte der Kaiser übrigens nicht blos zu dem Zwecke vorzunehmen, um der Armee einen glänzenden Lohn für ihre Anstrengungen zu verschaffen, sondern es bestimmten ihn, welcher so viel Geschichte studirte, auch die Lehren, welche er aus der neapolitanischen Geschichte zog: „Du mußt im Königreich Neapel eine gewisse Zahl französischer Familien mit Lehensgütern ausstatten", schrieb er an Josef I., „welche Du Dir durch das Weggeben eines Theils der Krondomänen verschaffen kannst, oder durch die Depossedirung von Leuten, die gegenwärtig Lehnsgüter haben oder schließlich durch die Einziehung von Klostergütern, unter Verminderung der Zahl der Klöster. Nach meiner Ansicht bleibt Deine Krone unsicher, so lange Du nicht etwa hundert Generale, Obersten und Offiziere um Dich hast, welche Anhänglichkeit an Dein Haus haben und große Lehen in den Königreichen Neapel und Sizilien besitzen. Innerhalb weniger Jahre werden diese Leute in die größten Häuser hineinheirathen, und der Thron wird derart befestigt sein, daß er einer französischen Armee entrathen kann, und auf den Punkt muß es kommen." Napoleon dehnte also seine Heirathspolitik von der jungen Dynastie auf den jungen Adel aus, und mußte es nicht in der That die Gesinnungen des Faubourg St. Germain günstig beeinflussen, wenn die Parvenüs, welche den Marschallstab in ihrem Tornister getragen hatten, sich mit dem edlen Blut der süditalienischen Barone verschmolzen?

Der dritte Band des Masson'schen Werkes schneidet gegen den Schluß hin ein Thema an, welches bisher noch von Niemandem im Zusammenhange und zugleich auf einer genügend breiten archivalischen Grundlage behandelt worden ist, nämlich das Régime der gekrönten Napoleoniden in ihren respektiven Reichen. In den nächsten Bänden werden wir Josef in Neapel und in Madrid, Elisa in Lucca, Ludwig in Amsterdam, Murat in Düsseldorf und in Neapel, Immer Lustik in Kassel an der Arbeit sehen. Das sind wahrlich überaus interessante Themata, und wir sehen der Fortsetzung der hier besprochenen Publikation mit wachsender Spannung entgegen.

Der deutsche Wortschatz und die deutsche Kultur.

Von

Friedrich Seiler.

(Schluß.)

Neben dem Lateinischen machte sich schon früh der Einfluß des Französischen geltend. Es ist ein Irrthum, zu denken, daß erst im Zeitalter Ludwigs XIV. unsere Sprache durch die unserer westlichen Nachbarn beeinflußt wurde. Gerade in der Blüthezeit des Mittelalters fand eine wahre Ueberschwemmung durch französische Wörter statt, welche ebenso der Mode angehörten, wie die des 17. Jahrhunderts. In Frankreich bildete sich zuerst das Ritterthum mit seinen Turnieren, seinen konventionellen Anstandsbegriffen, seinen verfeinerten Lebensformen aus, und von Frankreich gelangte dieser moderne Zeitgeist zuerst nach den Niederlanden, wo damals in Brabant, Flandern und Hennegau die Blüthe der deutschen Ritterschaft saß. Von dort aus drang er dann rheinaufwärts nach Schwaben, Baiern und besonders auch nach Oesterreich vor. Mittel- und Norddeutschland blieben so ziemlich frei davon. Die Sachsen galten in der „höfischen" (Uebersetzung des französichen curtois) Zeit als wild und barbarisch, betheiligten sich auch nicht an den Kreuzzügen, sondern hielten es für nützlicher, die ihnen zunächst wohnenden wendischen und preußischen Heiden zu bekämpfen. Daß das Zusammenleben des französichen und deutschen Adels während des zweiten Kreuzzuges (1147—49) wesentlich dazu beigetragen habe, den letzteren mit französischem Modegeist und seine Sprache mit französischen Redewendungen zu erfüllen, ist oft behauptet, aber nicht bewiesen worden. Die beiden Heere waren nur kurze Zeit vereinigt, und die Verhältnisse waren während derselben so trübe, daß man wenig Zeit und Lust für ritterliches Wesen gehabt

haben wird. Auch setzt eine so tiefgehende Beeinflussung längere und innigere Berührungen beider Theile voraus.

Das erste Lehnwort, welches wir aus dem Französischen übernommen haben, ist bezeichnenderweise „fein“ aus fin (lat. finitus vollendet), ein Wort, in welchem der neue ritterlich-höfische Geist gleichsam konzentrirt erscheint. Für „fein“ aber galt es damals, „die deutsche Rede mit welschen Wörtern zu streifeln“, worauf sich selbst Leute geringen Standes verlegten. Dieses Einmischen französischer Wörter fand natürlich in allen Dingen, die auf Kampf, Waffen und ritterliche Uebungen Bezug hatten, in hervorragender Weise statt; denn das alles ist spezifisch ritterlich. Daher die Entlehnung von „turniren“ (tournoyer), wovon Vater Jahn später das Verbum „turnen“ bildete, „Platz“ aus place, „galoppiren“ aus galoper, „fehlen“ aus faillir, „hurtig“ d. i. „mit Hurt“ aus altfranzösisch heurt „Stoß“, „Preis“ aus pris. An Waffenbezeichnungen zu nennen sind „Harnisch“ aus altfranzösisch harnais, dem ein keltisches Wort zu Grunde liegt, „Lanze“ aus lance, „Koller“ aus collier. Auch „Pickelhaube, Buckel, Tartsche, Platte, Banner“ rühren von diesen ritterlichen Uebungen her. Der rechte Ritter „verlag“ sich nicht zu Hause bei seiner geliebten Frau, sondern ritt aus auf „Abenteuer“ (aventure, lateinisch adventura Begegniß), und freute sich, wenn ihm eine gütige „Fee“ (aus faie, lateinisch fata Schicksale) helfend zur Seite stand. Dem eigentlichen Kriegswesen gehören an: „Sold“ aus solde, (vom lateinischen Münzausdruck solidus) wovon später sou gebildet wurde, „Rotte“ aus rotte lateinisch rupta, eigentlich der abgebrochene Theil eines Ganzen, „Komtur“ aus (commendor lateinisch commendator „Befehlshaber“). Von besonderer Bedeutung in der Schlacht war die große Sturmfahne, welche zuerst die Mailänder, dann auch andere Heere des Mittelalters auf einem starkgefügten Wagen (carrocio = „Karrosse“) aufpflanzten, der mit Ochsen bespannt war — denn Pferde wären im Schlachtgetümmel zu leicht scheu geworden. So lange dieses Feldzeichen stand, stand auch die Schlacht und das Kriegsvolk. Die Deutschen bildeten daher seinen französischen Namen estendard (von extendere entrollen) um zu „Standhart“ d. i. Stehfest, jetzt „Standarte“. Eine mehr bürgerliche Waffe war die „Armbrust“, eine volksthümliche Verdrehung des lateinischen arcubalista, Bogenwurfmaschine. Sie wurde in den Kreuzzügen gegen die Heiden verwandt und zwar von Fußkriegern, denn beim Spannen mußte man sie auf die Erde stellen und mit den Fuß in dem Bügel treten. Das

lateranische Konzil von 1139 verbot den Gebrauch dieser neuen, gefährlichen Waffe gegen Christen — wohl der erste humanitäre Versuch dieser Art, der natürlich ebenso erfolglos blieb, wie all dergleichen internationale Verbote bis zu den Dum-Dum-Kugeln hinab. Im späteren Mittelalter verwandten die Bürger der aufstrebenden Städte die Armbrust mit Vorliebe zu ihren Schießübungen und Schützenfesten. Dabei bedienten sie sich als Schützenkleinodes und Zieles seltsamerweise des indischen „Papageis", der dem mittelalterlichen Menschen wegen seiner rothgrünen Farbenpracht besonders gefiel. Der alte Name dieses Vogels „Sittich" (s. o. S. 243) wurde durch die neue Bezeichnung, die erst in und mit den Schützenfesten aufkam, fast gänzlich verdrängt. Das französische papegai aus lateinischem papagallus (vgl. ital. papagallo) bedeutet merkwürdigerweise nichts Anderes als Pfaffenhahn, ist also ein Vogelname wie „Dompfaffe" und „Kardinal", wobei die Aehnlichkeit zwischen dem Vogel und dem Geistlichen lediglich in dem bunten, glänzenden Kleid, dem rothen Käppchen u. dgl. zu suchen ist.

Wir sind mit den Schützenfesten zur heiteren Seite des Lebens gelangt und begegnen auch hier fast auf allen Gebieten französischen Lehnwörtern. So „Tanz" aus danse, „Flöte" aus flûte vom lateinischen flare blasen, „Posaune" aus altfranzösisch bussine, „Schalmei" aus chalumeau. Die Jagd ist repräsentirt durch „Ziemer" aus cimier, „birschen" aus berser (vgl. die italienischen Bersaglieri), „Koppel" aus couple, das Spiel durch „Aß" aus esse (eins), „Daus" aus dues (zwei), „Doppeln" aus doubler (Pasch werfen), in die „Schanze" schlagen aus chance, eigentlich der Fall, der Würfel, aus lateinisch cadentia das Fallende, dann Glücksfall überhaupt, die Tafelfreuden durch „Sauce" aus salce (gesalzene Brühe), „Pastete" aus pasté eigentlich gekneteter Teich. Ja selbst die französischen Ableitungssilben —ei — ieren und — lei sind damals zu dauernden Wortbildungsmitteln unserer Sprache geworden, z. B. „Jägerei, Bäckerei, turnieren, schattieren, allerlei, mancherlei"; das — lei ist nichts Anderes als das jetzige französische loi, welches damals Art, Gattung bedeutete.

Aber nicht nur das ritterliche, sondern auch das bürgerliche Erwerbsleben, sowie die Sprache der Verwaltung und des Rechts erhielt damals manchen bleibenden Zuwachs aus dem Französischen. Zu der ersten Gattung gehören beispielsweise „Felleisen" aus valise Koffer, „Firnis" aus vernis, eigentlich Glasur, „Franse" aus frange, „Palast" aus palais und — was uns auf den ersten Anblick Wunder nimmt — „Maurerpolier", der nichts mit polieren zu thun hat,

sondern mit parler und eigentlich „Parlierer“ d. i. Sprecher heißt. Die Sprache des Rechtes und der Verwaltung wurde bereichert durch „Seneschall, Marschall,“ alte germanische Worte (eigentlich Großknecht und Pferdeknecht), die zu uns aus dem Französischen zurückgeflossen sind, ferner „Vasall“, „Partei“, „Quartier“, „Revier“ aus rivière, eigentlich Gelände am Bach, und „quitt“ aus quitte (lateinisch quietus in der Bedeutung los und ledig).

Das Centralland der damaligen Weltpolitik war aber nicht Frankreich sondern Italien. Zahllose deutsche Heere sind im Mittelalter über die Alpen geströmt, zahllose deutsche Krieger haben ihr Leben lassen müssen auf den Schlachtfeldern Italiens und vor den Mauern seiner festen Städte. Die Deutschen lernten dort „Cypressen, Oliven, Mandeln, Granatbäume“ und in den Maremmen Unteritaliens auch „Büffel“ (aus bubalo) kennen; sie lernten den Senf mit Most anmachen, „Mostert“ oder „Mostricht“ aus mostarda, sie lernten statt ihrer groben Kriegerschuhe leichtes, elegantes Schuhwerk tragen, die „Stiefel“ aus stivale, was aus aestivale gekürzt ist, eigentlich sommerliche Fußbekleidung. In diesen feinen Stiefeln „spazierten“ die Italiener Abends auf den wohlgepflasterten Plätzen ihrer Städte, und die Deutschen machten es ihnen bald nach und übernahmen das Wort spaziare in ihre Sprache. Auch von den gottlosen und gefährlichen Leuten hörten sie zuerst in Italien, die da behaupteten, die Kirche müsse gereinigt werden von menschlichen Satzungen und sittlicher Verderbniß, und daher italienisch gazari „Ketzer“ hießen (eigentlich ein griechisches Wort = die Reinen). Auf die Kriege in Italien weisen hin Wörter wie „Panzer“ aus panciera, eigentlich Bauchschutz, und „Scharmützel“ aus scaramuccia.

Bekanntlich waren die italienischen Seestädte Pisa, Amalfi und vor allen Genua und Venedig während des Mittelalters auch die Vermittler des **Welthandels mit dem Orient**. Sie bildeten daher auch die Formen und Hilfsmittel des Handelsverkehrs aus, die Buchführung, das Bankwesen, das Wechselrecht. Von diesen italienischen Handelsausdrücken sind schon im 12. und 13. Jahrhundert einige nach Deutschland gelangt, wie „Gant“ = Versteigerung, entstanden aus dem Rufe des Auktionators in quanto „bis wie hoch?“, „Tasche“ aus tasca zu taxare, eigentlich der Tagelohn, den man im Beutel trägt, dann der Beutel selbst. „Dukaten“ wurden zuerst von Roger II. von Sizilien in seiner Eigenschaft als Herzog von Apulien geprägt. Das Wort ducatus bedeutet ursprünglich Herzogthum, da aber auf diesen Goldmünzen ein lateinischer Segenswunsch für

den ducatus zu lesen stand, so nannte man bald die Münze selbst ducatus.

Der Welthandel brachte die italienischen Handelsherrn während der ganzen ersten Hälfte des Mittelalters in die engste Berührung mit der großen Kaiserstadt Byzanz am Bosporus, welche, auf der Scheide der morgenländischen und abendländischen Welt gelegen, zwischen beiden Welten vermittelte und lange Zeit, nämlich bis zu den Kreuzzügen, der beherrschende Mittelpunkt des Welthandels blieb. Die italienischen Kaufleute übernahmen mit den Waaren, die sie aus den Händen der Byzantiner empfingen, vielfach auch deren griechische Bezeichnungen und gaben beide dann weiter an die übrigen abendländischen Völker. „Karat“ z. B. ist das griechische keration Hörnchen, d. i. die gebogene Hülse des Johannisbrodbaumes, womit die Byzantiner Anfangs feinere Sachen wie Gold, Juwelen, Perlen zu wiegen pflegten. Ebenso tragen die „Dattel“, der „Reis“, der „Kampfer“, der Sammt“ griechische Namen.

Durch die Kreuzzüge kamen dann die abendländischen Völker in direkte Berührung mit dem Orient und seinen heißbegehrten Herrlichkeiten, und die byzantinische Vermittlung trat mehr und mehr in den Hintergrund. Schon vorher hatten die Sarazenen Spanien, Südfrankreich und Sizilien besetzt, und es läßt sich nicht immer entscheiden, ob die orientalischen Kulturgüter von diesen Landschaften oder von Syrien und Palästina selbst zu uns Occidentalen gelangt sind. In jedem Falle waren es auch jetzt die romanischen Völker, welche sie uns übermittelt haben. Denn die Italiener behaupteten, ja verstärkten ihr orientalisches Handelsmonopol während des Zeitalters der Kreuzzüge, ihre Handelsherrn gingen jetzt selbst bis in das große Handelsemporium Syriens, Damaskus, um dort ihre Einkäufe zu machen, und verhandelten dann die orientalischen Kostbarkeiten von Genua und Venedig aus weiter nach dem Westen und Norden. In Venedig bildete der fondaco (auch ein arabisches Wort) dei Tedesci den Mittelpunkt für die deutschen Kaufleute, die aus Nürnberg, Augsburg, Ulm massenhaft dort zusammenströmten. Und in der christlich-fränkischen Bevölkerung Syriens und Palästinas hatte das französische Element derart das Uebergewicht, daß seine Sprache die allgemeine Umgangssprache der Christen in jenen Ländern wurde. Ueberall also waren die Romanen die Vermittler zwischen den Orientalen und den Deutschen, und demgemäß läßt sich von keinem einzigen orientalischen Worte wahrscheinlich machen, daß es unmittelbar aus dem Arabischen

oder Persischen ins Deutsche gelangt sei. Vielmehr haben sämmtliche Lehnwörter aus orientalischer Quelle ihren Weg durch die romanischen Sprachen genommen.

Wir können bei den orientalisch-romanischen Lehnwörtern solche unterscheiden, welche Naturerzeugnisse, und solche, welche Industrieprodukte bezeichnen. Von den ersteren nenne ich „Zucker“ aus arabisch sokkar durch lateinisch zucara, eine Rohrpflanze, deren Anbau schon in Spanien und Sizilien mit Eifer von den dortigen Sarazenen betrieben wurde und nachher durch die Kreuzzüge einen neuen Aufschwung erhielt. Ferner „Safran“ aus arabisch zafaran, der als Färbemittel im Mittelalter so beliebt war, daß die Kirche dem übermäßigen Gebrauch desselben durch den Hinweis auf ewige Höllenstrafen zu begegnen suchte, „Lasur“, ein blauer Farbstoff aus einem orientalischen Stein, den die Araber ladjourd nannten, „Zimmt“ (lateinisch cinnamomum), der durch die verschiedensten Sprachen hindurch von dem Malayischen kaju manis d. i. „süßes Holz“ bis zu uns gelangt ist. Da dieses hochgeschätzte Gewürz in Röhrenform in den Handel kam, so nannten es die italienischen Händler auch canella d. i. Röhrchen „Kaneel“. Aus Indien stammt auch der „Ingwer“ und die „Muskatnuß“, die einen sanskritischen Namen tragen, (lateinisch zingiberis und nux muscata), der „Bisam“, eigentlich hebräisch besem = Wohlgeruch, der „Ambra“ aus arabisch anbar, eine auf dem Wasser schwimmende wohlduftende Masse, die vom Pottfische herrühren soll und von den Arabern in den Handel gebracht wurde. Der „Gummi“ dagegen kam nilabwärts über Kairo nach Europa und trägt daher den ägyptischen Namen kami.

Die Industrieprodukte ferner, die wir aus dem Orient erhalten haben, gehören ganz besonders dem Gebiete der Stickerei und Weberei an, worin die Orientalen ja bis auf den heutigen Tag unübertroffene Meister sind. Die kostbaren Erzeugnisse persischer und arabischer Teppichweberei kamen als Beutestück oder Handelsartikel massenhaft nach Europa. Man kann derartige prächtige, mit Goldfäden und Perlen gestickte Gewänder und Decken noch heute in den Schatzkammern alter Dome bewundern, z. B. des Aachener und des Halberstädter; nach letzterem Orte hat Bischof Conrad diese Prachtstücke aus dem Orient mitgebracht. Solche Stoffnamen sind der „Barchent“ aus arabisch barrakân, der „Scharlach“ aus persisch sakarlât, eigentlich ein hochrothes feines Wollenzeug, jetzt zur Bezeichnung der rothen Farbe allein üblich,

der „Damast“, der von Damaskus, dem einen Handelscentrum, und der „Baldachin“, der von Bagdad oder Baldach, dem andern Handelscentrum des Orients, seinen Namen führt. Letzterer ist eigentlich auch nur ein in Bagdad gewebter Stoff, und erst in weiterer Entwicklung der Bedeutung ein aus diesem Stoff gefertigter Thronhimmel, wie ihn orientalische Herrscher und kirchliche Würdenträger über sich tragen zu lassen liebten. Wenn man ferner meint, die „Joppe“ sei eine altbairische Tracht mit urdeutschem Namen, so irrt man sich. Das Wort geht durch italienisches giubba auf arabisches dschubba zurück. Ebendaher rührt das Frauenkleid, welches „Schaube“ heißt. Auch die „Matratze“ ist arabischen Ursprungs (arabisch matrah) und erinnert an die im Morgenlande allgemein übliche Siesta.

Zu erwähnen ist noch das edelste der Spiele, das „Schach“, welches in Indien erfunden ist, aber in Persien seinen jetzigen Namen erhalten hat, schâh d. i. König. Dieses Spiel ist nachweislich schon vor den Kreuzzügen in Deutschland bekannt gewesen; es muß also von Spanien oder wahrscheinlicher von Italien über Frankreich zu uns gelangt sein. Auch der Ausdruck „Schecke“ (italienisch à scacchi) rührt von diesem Spiele her, eigentlich wie ein Schachbrett bunt gewürfelt; ebenso das Eigenschaftswort „matt“ aus arabisch schâh mât d. i. der König ist todt, eine Formel, welche die Partie schloß. Neben dem edlen Schach haben wir aus dem Orient den unedlen „Hasard“ bekommen. Er stammt entweder von dem arabischen jasara, würfeln, oder von der syrischen Stadt Hazart, in der das Würfelspiel erfunden sein soll.

Das ausgehende Mittelalter und zugleich den Uebergang zur Neuzeit bilden das 14. und 15. Jahrhundert. Neue Quellen der Kultur erschließen sich während dieser Zeit dem deutschen Volke nicht, aber die alten fließen weiter. Rein geistliche Wörter wurden nur wenige noch zu den vorhandenen hinzu rezipirt. Durch den Einfluß der Mystiker fanden z. B. Eingang: „spekuliren, meditiren, kontempliren, Phantasie, Vision“. Andere geistliche Lehnwörter dieser Zeit sind die „Bibel“ und ihr kleinerer Doppelgänger, die „Fibel“ (aus lateinisch biblia, die Bücher), der „Pastor“, das „Brevier“ und das seltsame „Nobiskrug“ für Hölle, welches aus in abysso d. i. im Abgrunde entstanden ist; seit längerer Zeit als Literaturwort verschwunden, ist es neuerdings von Heinrich Seidel in seinem hübschen Mährchen, „Die Monate“, wieder ausgegraben

worden. Auch das „Kofentbier" ist ein geistliches Lehnwort dieser Zeit; denn es bezeichnet ein dünnes Bier, wie es die Gesammtheit der Mönche, der Konvent, vorgesetzt bekam, während der Herr Abt sich ein stärkeres reservirte. Lateinische Gewerkwörter, die damals aufkamen, sind „Fächer" aus foculare, d. i. ein aus nebeneinandergehefteten Federn gefertigtes Geräth zum Anfachen des Schmiedefeuers, welches Wort dann wegen der Aehnlichkeit auf das aus Frankreich eingeführte Luxusgeräth der Damen übertragen wurde, und „Brille" aus dem Edelstein beryllus, aus welchem ursprünglich die vergrößernden Augengläser gemacht wurden, bis man es lernte, das Glas so zu schleifen. Dem Apothekergewerke gehört die „Lakritze" aus liquiritia Süßwurzel an, welches Wort das Volk in seiner sinnigen Weise auch zu „Leckeritze" umgestaltete. Im 14. Jahrhundert entstanden sodann die ersten deutschen Universitäten: Prag, Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, im Anfange des 15. Leipzig. Ihnen verdanken wir Wörter wie „Student", „Pedell" und besonders „Bursch", welches eine ganz eigenartige Bedeutungsentwicklung durchgemacht hat. Das lateinisch-griechische bursa bedeutet eigentlich Ochsenhaut, dann Rindsleder, dann den daraus hergestellten Geldbeutel, dann gemeinschaftliche Kasse, Genossenschaft von Studenten, die aus einer gemeinschaftlichen Kasse lebt, endlich einen einzelnen aus einer solchen Genossenschaft; im Französischen heißt la bourse auch Freistelle, Stipendium. Das Staats- und Rechtswesen bereicherte sich in dieser Zeit durch das Wort „Staat" selbst aus status, ferner durch „Tribut", „Provinz", „Finanzen" aus financia, eigentlich Terminzahlung, und „Protokoll", zunächst das einer Urkunde vorgeleimte Blatt, dann die Urkunde selbst.

Ebenso wie das Lateinische wirkte auch das Französische weiter auf das Deutsche ein. Das Vermittlungsgebiet zwischen beiden Sprachen bildeten nach wie vor die Niederlande und der Niederrhein. Nachzügler der höfisch-ritterlichen Terminologie aus dieser Zeit sind „Herold" aus altfranzösisch héralt, ursprünglich ein germanisches Kriegerwort heriwalt, der des Heeres Waltende, „Visier" (visière = Gesichtsschutz), „Barett," „Degen" aus dague. Ferner sind französische Entlehnungen aus dieser Periode „Teller" aus tailloir zu tailler schneiden, also eigentlich „Vorlegebrett", „Barbier", „rund", und „hantiren", was nichts mit „Hand" zu thun hat, sondern vom französischen hanter „oft besuchen, hin- und herziehen" abstammt und zunächst von dem umherziehenden Hausirer gebraucht wird.

Einen erneuten Aufschwung nahm Handel und Wandel in den

reichen Landschaften am Niederrhein, seitdem um 1300 genuesische und venezianische Handelsherrn eine regelmäßige Schiffsverbindung mit Antwerpen, Brügge und anderen niederländischen Plätzen eingerichtet hatten. Durch diese schnellere und bequemere Verbindung, als sie der weite und beschwerliche Weg über die Alpen geboten hatte, nahm der Verkehr zwischen unsern Meeren und dem Mittelmeerbecken einen ganz gewaltigen Aufschwung, und eine Menge romanische Wörter drangen auf diesem Wege zunächst ins Niederländische und Niederdeutsche, dann weiter ins Hochdeutsche. Ob bei ihnen die unmittelbare Quelle das Italienische oder Französische gewesen ist, läßt sich in vielen Fällen nicht sicher bestimmen. Unsere deutsche Seemannssprache ist z. B. sehr stark von der Seemannssprache des Mittelalters beeinflußt worden, in welcher sich griechische, lateinische, romanische, und auch arabische Elemente vereinigten. Ich nenne z. B. „Golf" aus griechischem kolpos Busen, „Pilot" aus griechischem pedotes Steuermann, „Koje" aus lateinischem cavea Käfig, „Back" aus spätlateinischem bacca Wassergefäß, „Kajüte" aus französischem cahute, „Kombüse" aus französischem combuse, eigentlich Hütte, „Besanmast" aus italienischem mezzana Mittelsegel, „Brassen" aus französischem bras Arm, „Boje" aus altfranzösischem buie Kette, „entern" aus spanischem entrar (lateinisch intrare). Der „Kabeljau" sollte eigentlich „Bakeljau" heißen, denn er stammt aus dem portugiesischen bacalhao (lateinisch baculus) Stock, ist also nur das entsprechende portugiesische Wort für unser Stockfisch. Auch „Bai, Kap, Küste, Flotte, Matrose, laviren" sind romanischen Ursprungs, freilich erst später, im 16. und 17. Jahrhundert ins Deutsche übernommen. Das jüngste Lehnwort des Seewesens ist „Messe", zunächst aus dem englischen mess „Gericht, Tisch", was wieder aus altfranzösischem mes, italienisch messo, lateinisch missum das Zugesandte, Aufgetragene herrührt. — Auf das Arabische gehen zurück: „Admiral" aus amîr-al-bhar Befehlshaber des Meeres, „Arsenal" aus as-sinâa, und „Havarie" aus âwâr beschädigte Waare.

Zur Ausstattung der Schiffe diente der „Proviant" aus italienischem provianda (lateinisch providenda die Vorräthe). Der Wein wurde in „Pinten" mitgeführt, italienisch pinta (vom lateinischen pingere malen), was eigentlich das gemalte Maßzeichen am Kruge, dann diesen selbst bezeichnete. Im Mittelalter pflegte man Weinkrüge mit Strohstopfen zu verschließen. Seit dem 15. Jahrhundert gebrauchte man enghalsige, billige Glasflaschen und verstopfte sie

mittelst der Rinde einer in Spanien häufigen Eichenart; so kam das spanische Wort corcho (aus lateinisch cortex) als „Kork“ zu uns. Unter den Waaren, welche verfrachtet wurden, sind in erster Linie zu nennen die „Spezereien“ aus italienischem spezieria, wozu auch der „Konfekt“ zu rechnen ist (italienisch confetto, eigentlich das Gemachte), den man in „Schachteln“, italienisch scatola, zu verpacken liebte. Ferner wurden exportirt: „Rubeben“ oder „Zibeben“ aus arabischem zabib, das sind große „Rosinen“, die wieder vom französischen raisin (eigentlich Traube) ihren Namen führen, während die kleinen „Korinthen“ von ihrem Herkunftsort Korinth in Griechenland benannt worden sind. Die eigentlichen Südfrüchte kamen seit der Mitte des 15. Jahrhunderts auf dem Seewege nach Deutschland, und zwar zuerst die bittere „Pomeranze“, deren Name zusammengesetzt ist aus lateinischem pomum „Apfel“ und arabischem nârang, aus welchem die Italiener arancia, die Franzosen orange machten, was als „Orange“ erst um 1700 zu uns gelangte. „Pomeranze“ und „Orange“ ist also dasselbe Wort, nur ist jene verdeutlicht worden durch den Zusatz des Gattungsbegriffs. Etwas später im 16. Jahrhundert lernten wir dann die „Citronen“ oder „Limonen“ kennen. Die „Apfelsine“ ist diejenige der Agrumenfrüchte, welche zuletzt nach Deutschland gelangt ist. Die Portugiesen haben sie auf dem Seeweg aus ihrer Heimath China direkt nach Lissabon gebracht. Daher nannten die Hamburger, als sie um 1700 die erste Ladung dieser Früchte erhielten, dieselben „Appelsine“ d. i. „chinesischer Apfel“. Die jüngsten aller aus dem Orient zu uns gebrachten Baumfrüchte sind diejenigen, welche die Römer nach den mithridatischen Kriegen in Armenien und Pontus entdeckten und praecocia „die frühreifen“ nannten. Dies lateinische Wort gelangte mit den Früchten selbst zu den Griechen, die praikokia daraus machten, und weiter zu den Arabern, bei denen es al-barqûq lautete. Die Araber pflanzten den Baum dann in Süditalien und Spanien an. So gelangte das arabische Wort als albaricoque ins Spanische, und daher übernahmen es die Franzosen als abricot, wir wieder aus dem Plural dieses Wortes als „Aprikose“.

Nicht nur der Handel wurde durch den unmittelbaren Seeverkehr zwischen Italien und den Niederlanden wesentlich gehoben, sondern auch die Gewerbe. In Paris existirte die Färberfamilie Gobelin, deren berühmte Wandteppichfabrik Ludwig XIV. ankaufte. Daher stammt das Wort „Gobelin“, welches aber erst in neuester Zeit ins Deutsche übergegangen ist. Dagegen übernahmen wir schon

im 15. Jahrhundert für dieselbe Sache das lateinische tapetum, welches uns bereits im Mittelalter den „Teppich" gespendet hatte (s. S. 243), als „Tapete". Statt der Stofftapeten kamen später solche aus Papier auf. Die Kunst des Papiermachens wurde durch die Araber von den Völkern des östlichen Asiens, von denen sie erfunden worden ist, nach Sizilien und Spanien verpflanzt, aber erst in Folge der Kreuzzüge bei den abendländischen Völkern heimisch. Diese verwandten die griechisch-lateinische Bezeichnung des alten Schreibstoffs papyrus auch für den neuen, übernahmen aber von den Arabern die Maßbezeichnung für Papier, das „Ries", arabisch rizma, eigentlich Ballen, Bündel. Auch die noch viel wichtigere Baumwollenmanufaktur brachten die Araber zugleich mit dem Anbau der Baumwollenstaude selbst nach Südeuropa. Von Italien gelangte diese Kunfertigkeit dann nach den Niederlanden, wo man Anfangs nur Lampendochte aus Baumwolle herstellte, dann aber auch — und zwar zuerst in Europa — Zeuge. Der Name „Baumwolle" ist eine sehr glückliche Erfindung der Sprache, welche vielleicht mit Anlehnung an bom-byx, d. i. eigentlich Seide, dann auch Baumwolle, entstanden ist. Das arabische Wort kodôn kam uns durch das Italienische im 14. Jahrhundert als „Kottun", jetzt „Kattun", zu. Ihre volle Bedeutung entfaltete die Baumwolle ja erst nach ihrer Verpflanzung in die neue Welt, wo sie zu einem Welthandelsartikel ersten Ranges wurde; „kotton is king" sagt der Amerikaner. Von der Stadt Mosul in Mesopotamien hat ein besonders feines Baumwollengewebe, das „Musselin", den Namen erhalten, während der „Atlas" nichts mit dem gleichnamigen Gebirge in Afrika zu thun hat, sondern vom arabischen atlas d. i. abgerieben, platt, herstammt.

Der gewaltige Aufschwung des Handelsverkehrs wurde unterstützt durch ein neues Zahlensystem. Im Mittelalter rechnete man noch durchgehend mit den schwerfälligen, römischen Zahlzeichen. Durch die Kreuzzüge kam das gewöhnlich den Arabern zugeschriebene, in Wahrheit aber von den Indern erfundene Ziffersystem nach Italien und brach sich trotz verschiedener Verbote, die dagegen erlassen wurden (in Florenz z. B. 1299), unaufhaltsam Bahn, so daß es im 14. Jahrhundert dort allgemein üblich wurde. Im 15. und 16. Jahrhundert bürgerte es sich dann auch in Deutschland ein. Es beruht bekanntlich auf dem Gebrauch der Null, welche die Zehner, Hunderte u. s. w. angiebt. Null heißt im Arabischen zifar. Dies ist die Quelle unseres Wortes „Ziffer", welches dann von der Null auf die andern neuen Zahlzeichen übertragen wurde, und da die-

selben dem Volke Anfangs unbekannt waren, auch die Bedeutung Geheimschrift oder französisch „Chiffre“ erhielt. Gleichzeitig etwa kamen in Deutschland die großen mechanischen Werke zum Anzeigen der Zeit auf. Bald nach 1500 erfand ein Nürnberger Schlosser auch kleine, in der Tasche zu tragende Werke, die demselben Zweck dienten. Alle diese Instrumente hießen „Uhren“, das ist eine in Mitteldeutschland aufgekommene Umwandlung des mhd. ôre und nichts Anderes als das lateinische hora „Stunde“. Die Romanen sagten genauer horologium, französisch orloge „Stundensager“, woraus wir mit glücklicher Umdeutung „Horglock, Uhrglock“ gemacht haben.

Auf dem Gebiete des Bekleidungswesens traten in der Periode des ausgehenden Mittelalters neu auf die „Kapuze“ aus mittellateinisch caputium, d. i. ein Mantel, welcher zugleich den Kopf bedeckt (vergl. oben S. 238 „Kappe“), sowie der „Latz“ aus italienisch laccio Schlinge, Schnur (verwandt mit spanischem „Lasso“), welcher Ausdruck den Riemen bezeichnet, der in der damaligen Tracht den Schlitz zwischen den beiden Hosenbeinen zusammenschnürte; als man später statt dessen ein klappenförmiges Zwischenstück einsetzte, wurde auch dieses „Latz“ benannt, dann weiter jeder klappenförmige Einsatz auch bei andern Kleidungsstücken. Aus dem französischen jaque wurde „Jacke“ entlehnt, zunächst zur Bezeichnung einer soldatischen Uniform, daher die Redensart „die bunte Jacke tragen“. Auch für Kopf und Fuß fanden sich neumodische Bekleidungsgegenstände ein; für den letzteren das italienische pantofola „Pantoffel“, für den ersteren die „Mütze“, aus einem wahrscheinlich dem Arabischen entstammenden mittellateinischen almucia. Die Bedeutung dieses Wortes ist ungemein zusammengeschrumpft; denn eigentlich bedeutet es den mit Kopfüberzug versehenen Staatsmantel eines geistlichen Herrn. Die neue „Mütze“ drängte vom Niederrhein her die älteren „Haube“ und „Kappe“ zurück.

Eine sehr bedeutsame Errungschaft dieser Zeit bildet das neue Spiel mit Papierblättern, welches bald beliebter wurde als die altgermanischen Würfel und das orientalische Schach. Das Kartenspiel ist ebenfalls eine orientalische Erfindung, das Wort „Karte“ aber ist das italienische carta, welches wieder mit dem lateinischen charta „Blatt der Papyrusstaude“ identisch ist.

Die Technik des Handels, wie sie sich in Italien immer weiter entwickelte, brachte Ausdrücke wie „Muster“, aus italienisch mostra, von lateinisch monstrare „zeigen“, während die niederdeutsche Neben-

form „Munster" auf französisch monstre, später montre zurückgeht, ferner „Probe" aus italienischem prova von lateinisch probare, „liefern" von französisch livrer, lateinisch liberare freimachen, aus der Hand geben, „Profit" aus französisch profit, lateinisch profectus guter Fortgang, auch „Dutzend" aus französisch douzaine, „Doppel" aus französisch double, erhalten in zusammengesetzten Wörtern wie „Doppeladler", während man dem alleinstehenden Worte ebenso wie bei „Dutzend" einen T-Laut angehängt hat. Andere handelstechnische Wörter sind „Kontoir", „Kompagnie", „Kompagnon", welche um 1500 entlehnt wurden. Eine weitere Einwanderung italienischer Geschäftsausdrücke fand dann im 17. und 18. Jahrhundert statt, wo „Kasse, Bank, Konto, Diskonto, Agio, Giro, brutto, netto, Tara, al Pari, Tratte" u. a. recipirt wurden, von denen aber nur die beiden ersten aus Fremdwörtern zu wirklichen Lehnwörtern geworden sind.

Italien aber war nicht nur das Centralland des Handels sondern begann auch bereits, das Mutterland der Kunst zu werden. Aus Italien empfingen wir die Benennungen der Hoch- und Tiefstimme „Alt" und „Baß", ferner das neue Instrument der „Laute" (italienisch liuto), welche nichts mit „Laut" zu thun hat, sondern am letzten Ende aus dem arabischen alud stammt; die Laute blieb das allgemein übliche Hausinstrument, bis in der Mitte des 18. Jahrhunderts das Klavier aufkam. Auch in der Baukunst wurde Italien seit dem Beginn der Renaissance tonangebend. Ihr gehören die über Süddeutschland und Oesterreich zu uns gekommenen Wörter „Altan" aus italienisch altana, zu lateinisch altus hoch, und „Bastei" aus italienisch bastia von bastire bauen an.

Von Pflanzen, welche in dieser Periode aus dem Süden nach Deutschland gelangten, sind besonders zu nennen der „Rosmarin" d. i. Meerthau, welcher an den Küsten des Mittelländischen Meeres auf dem dürrsten Boden gedeiht, bei uns in Töpfen gezogen wurde und wegen seines Duftes sich größter Beliebtheit erfreute, sodann die „Endivie", italienisch endivia, der „Spargel", lateinisch asparagus und die „Melone", italienisch mellone aus lateinisch melopepon. Aus dem zweiten Theil dieses Wortes war schon in vorchristlicher Zeit das Lehnwort „Pfebe" hervorgegangen, welches noch bei Luther vorkommt. Die neue Entlehnung beweist, daß der Anbau dieser wohlschmeckenden Frucht damals von Italien her einen neuen Anstoß erhielt. — Ein neues Gericht lernten wir in dem „Salat" kennen, aus italienischem insalata, d. i. die eingesalzene Speise.

Zum Schluß sind noch drei Lehnwörter von eigenthümlicher kulturhistorischer Bedeutsamkeit zu erwähnen. Der „Hartschier", aus italienisch arciere Bogenschütz, erinnert uns an die Zeit der kleinen Gewaltherrscher in den italienischen Städten, die sich auf stehende Truppen stützten. Das Verbum „fredenzen" ferner, welches jetzt nur einen Trank darreichen bedeutet, hatte ursprünglich einen viel tieferen Sinn. Das italienische credenza, von dem es abgeleitet ist, heißt Glaube, Vertrauen, und das Zeitwort bedeutet also ursprünglich Glauben, Vertrauen erzeugen. Die Deutschen ließen sich in Italien den von ihren Wirthen dargereichten Wein vortrinken, um sich zu versichern, daß er nicht vergiftet sei. Die in Italien nicht seltenen Giftmorde machten solche Vorsichtsmaßregel sehr nothwendig. Die merkwürdigste Geschichte hat das dritte Wort: „Sklav". Man glaubte früher, es sei einfach in den Grenzkriegen mit den slawischen Nachbarn aufgekommen, indem die Deutschen damit slawische Kriegsgefangene bezeichneten, die dann zu Knechten und Hörigen gemacht wurden. Allein die mit den Deutschen in unmittelbare Berührung kommenden slawischen Stämme heißen immer „Wenden", nie „Slawen". Vielmehr ist „Slawen" die ursprüngliche Bezeichnung für die an der Save und Donau wohnenden Stämme, die sich selbst „Slovenen" nannten. Ihre südlichen Nachbarn, die byzantinischen Griechen, machten aus diesem Namen Esclabenoi. Kriegsgefangene jener südslawischen Völkerschaften kamen im 8. oder 9. Jahrhundert als Knechte nach Italien und mit ihnen das griechische Wort, welches die Italiener zu sclavi, später schiavi umgestalteten. Dies so entstandene italienische Wort wanderte über die Alpen und kommt in Deutschland zuerst in süddeutschen, lateinischen, erst später auch in deutschen Quellen vor. Also auch dieses Wort ist uns über Italien zugekommen, nicht direkt aus dem slawischen Osten.

Ueberhaupt haben unsere östlichen Nachbarn, die Slawen, Magyaren, Türken als Völker niederer und jüngerer Kultur unendlich viel mehr von uns erhalten als uns gegeben. Immerhin haben wir seit dem Mittelalter auch bei diesen damals noch ganz barbarischen Völkern einige sprachliche Anleihen gemacht. Der schon seit des Tacitus Zeiten blühende Pelzhandel brachte uns als das älteste dieser östlichen Lehnwörter die „Kürsen" d. i. Pelzrock, welches sich jetzt nur noch in dem davon abgeleiteten „Kürschner" erhalten hat. Dann kam der „Zobel" aus dem russischen sobol, während die „Wildschur" erst im vorigen Jahrhundert aus polnischem

wilczura „Wolfspelz“ entlehnt ist. Der Handelsverkehr an der Grenze wurde vermittelt durch „Dolmetscher“, ein Wort, das aus dem Türkischen stammt und von da über das Ungarische und Polnische (tlumacz) endlich bis zu uns gelangt ist, wo ihm die Personen bezeichnende Endung —er angehängt wurde.

Daß ferner die Bewohner der östlichen Ebenen und Steppen uns auf dem Gebiete des Reit- und Fuhrwesens mancherlei bieten konnten, liegt in der Natur der Sache. So stammt das „Kummet“ aus polnischem chomat, die „Kutsche“ hat, wie der Landauer von Landau, seinen Namen von dem ungarischen Dorfe Koszi bei Raab, wo derartige Wagen zuerst gebaut wurden. Die „Kalesche“ dagegen stammt aus dem böhmischen colesa und ist uns durch italienisch-französische Vermittelung (französisch calèche) zugekommen. Das jüngste dieser Fuhrwerke ist die russische „Droschke“ (droschki), welche im Anfange unseres Jahrhunderts in Berlin auftauchte und sich von da über ganz Deutschland verbreitete. Zum Fuhrwesen gehören auch die verschiedenen Bezeichnungen für die alte deutsche Geißel. Durch die Hussitenkriege wurde auch die böhmische „Peitsche“ (bitsch), durch die Türkenkriege die türkische „Karbatsche“ eingeführt. Noch später wurden wir mit der „Knute“ (russisch) und dem „Kantschu“ (türkisch) bedacht. Auch die Bezeichnung der Satteldecke als „Schabracke“ ist ursprünglich türkisch (tschâprâk).

Auch die Sprache des Kriegswesens ist durch östliche Lehnwörter bereichert worden, wobei vornehmlich Oesterreich und der Wiener Hof die Brücke bildete. „Trabant“ stammt aus dem ungarischen darabant, „Heiduck“ ist ursprünglich der Name eines magyarischen Stammes, der sich durch eine besondere Tracht auszeichnete, „Husar“ bedeutet auf magyarisch den zwanzigsten, d. i. den von je zwanzig Bauern ins Feld gestellten Reiter, „Tolpatsch“ heißt magyarisch „breitfüßig“ und bezeichnet dann einen ungarischen Soldaten, der sich als solcher auf deutschem Gebiete wegen mangelnder Sprachkenntniß ungeschickt benimmt, daher = Tölpel. Der „Ulan“ dagegen ist türkischen Ursprungs (türkisch oghlân „junger Bursche“) und zu uns durch polnische Vermittelung gelangt. An Waffen und Ausrüstungsgegenständen stammt ebenfalls einiges aus dem Osten. Aus den von den Hussiten mitgeführten Steinschleudermaschinen, die sie hufnice nannten, wurde unser „Haubitze“, sowie das französische obus Geschütz, dann Geschoß. Der „Säbel“ ist russisch (sablja), der „Pallasch“ gleichfalls (palásch), der „Dolman“ der Husaren dagegen türkisch (dolâmân = Unterkleid von Tuch). Auf das

byzantinische Griechisch geht der „Tornister" zurück; wir haben ihn jedoch zunächst aus dem böhmisch-slowakischen tanistra übernommen, während unser altes Habersack im französischen havresac fortlebt. Auch die Ausdrücke „Halunke" und „Popanz" sind böhmisch, der erste ist entstanden aus holanek d. i. Bettler, der andre aus bobat d. i. Schreckgestalt mit Anlehnung an unser „Hans". Aus dem Böhmischen entnahm ferner die kaiserliche Kanzlei in Prag das Wort petschat, aus dem wir mit der uns geläufigeren Endung —schaft „Petschaft" machten.

In dem Deutschordenslande vollzog sich die Entlehnung des wichtigsten und gebräuchlichsten aller Lehnwörter aus dem Slawischen; denn hier entsprang schon im 13. Jahrhundert aus dem polnischen granica das deutsche grenize „Grenze", eine sehr nützliche Bereicherung der Sprache, da das ältere deutsche Wort „Mark" allmählich eine umfassendere Bedeutung angenommen hatte und sich nicht mehr mit dem Begriffe der Grenzlinie deckte, weshalb auch bereits das französische „Frontier" in unsere Sprache einzudringen anfing.

Auch eine Anzahl Thierbezeichnungen haben wir aus dem Slawischen übernommen: „Elen" (litauisch elnis) statt des deutschen Elch, „Nörz" (kleinrussisch noryca), „Schöps" (böhmisch skopec) für den deutschen Hammel. Die Slawen scheinen sich ferner besonders gern mit dem Vogelfang und Vogelhandel beschäftigt zu haben. Wir finden daher im 14. bis 16. Jahrhundert im Deutschen eine ganze Menge Vogelnamen, die aus dem Slawischen stammen; erhalten haben sich davon der „Stieglitz" (böhmisch stehlec) und der „Zeisig" (böhmisch tschizek). Der „Kibitz" dagegen ist trotz der scheinbar slawischen Endung —itz echt deutschen Stammes; er trägt seinen Namen von seinem Schrei. — Daß in den weiten, vieh-reichen Ebenen des Ostens die Milchwirthschaft eifrig betrieben wurde, lehren Entlehnungen wie „Quark" (polnisch tvarog) und „Schmant", welche bezeichnender Weise im östlichen Deutsch-land Aufnahme gefunden haben. Vom Schmant giebt es eine schlesische Nebenform „Schmetten" (aus böhmischem smetana), und von diesem Worte stammt seltsamerweise der „Schmetterling", der zuerst um 1500 im östlichen Mitteldeutschland als Dialektwort auftaucht und dann allmählich den deutschen „Falter" zurück-drängt. Was hat denn der Schmetterling mit der Milch zu thun? Nichts; es bestand aber und besteht wohl noch der Aberglaube, daß Hexen sich in Schmetterlinge verwandeln, um Milch, Molken, Quark und Butter umsonst zu genießen. Daher auch Bezeichnungen wie

„Molkendieb, Buttervogel“ und das englische buterflye für das unschuldige Thierchen.

Zu den slawischen Genußmitteln gehört sodann — man erschrecke nicht! — die „Jauche“ (polnisch jucha), welche eigentlich „Suppe, Brühe“ bedeutet, die „Plinsen“, dünne, flache Kuchen aus russischem blinee „Fladen“. Eine echt slawische Frucht ist ferner die saure, wasserreiche „Gurke“. Aus dem Orient stammend erhielt sie ihren Namen aguros, d. i. unreif, in Byzanz, gelangte von dort zu den Slawen (russisch und polnisch ogurek), welche sie noch heute mit Vorliebe bauen. Von diesen Völkern kam sie dann um 1500 in das östliche Deutschland, zuerst noch unter dem Namen „Agurke“.

Die Türken, welche noch heute große Blumenliebhaber sind, haben einige farbenprächtige Kinder des sonnenglühenden Turkestan nach Konstantinopel verpflanzt, welche von da über Wien oder Venedig nach Mitteleuropa importirt worden sind. So den Flieder, der in dem französischen lilas noch seinen orientalischen Namen trägt, und besonders die „Tulpe“, die ihren Namen türkisch dulband d. i. „Turban“, wegen ihrer Aehnlichkeit mit dieser Kopfbedeckung erhalten hat. Die Venezianer machten tulipano daraus; daher ist auch in Deutschland die älteste Form „Tulipan“.

Der böhmische Bergbau hat seine sprachliche Vertretung in dem Worte „Kux“ d. i. Antheil an einem Bergwerke, aus dem böhmischen kus oder kusek Stück, Theilchen; die Donauschifffahrt ist vertreten durch „Zelle“ oder „Zille“ d. i. Flußschiff aus böhmischem clun. Auch „Prahm“ d. i. Transportschiff stammt aus dem slawischen pramu. Der Handel mit dem Osten hat uns in neuerer Zeit noch die Namen zweier Lederarten gebracht, „Juchten“ aus russischem juftu und „Saffian“ aus russischem safjan, welches wieder auf persisches sacht fest, gespannt, zurückgeht. Der geographische Begriff der „Steppe“ aus russischem step wurde uns erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch den Zug Karls XII. nach Südrußland vermittelt, und der „Ukas“ ist erst allerneuesten Datums.

Die Thatsache, daß höher stehende Völker, wenn sie niedriger stehende sich sprachlich assimiliren, nur wenig oder gar nicht durch deren Sprache beeinflußt werden — eine Thatsache, welche z. B. auch im Verhältniß des Lateinischen zu den Sprachen der zahlreichen unterworfenen Völker zu Tage tritt —, wird auch durch das Verhältniß unserer Sprache zu den slawischen Sprachen bestätigt. Denn die vielen Millionen Wenden, welche wir im Mittel-

alter germanisirt haben, haben uns, wie es scheint, keine Lehnwörter zugebracht; was wir an slawischen Lehnwörtern besitzen stammt aus den noch jetzt lebenden Nachbarsprachen.

Wir sind hiermit an die Schwelle der Neuzeit gelangt, haben dieselbe zuletzt bereits überschritten. Mit dem Humanismus und der neu auflebenden klassischen Gelehrsamkeit bricht dann eine neue Hochfluth von Lehnwörtern über unsere Sprache herein, die wir diesmal von unserer Betrachtung ausschließen. Richten wir den Blick zurück auf die fünfzehnhundertjährige Entwicklung, welche wir soeben durchlaufen haben, so sehen wir, daß der Wortschatz unserer Sprache alle Wandlungen und Bereicherungen der Kultur getreulich anzeigt, daß jede bedeutendere Kulturströmung gleichsam ihren sprachlichen Niederschlag gefunden hat, so daß sich die Masse der Lehnwörter so zu sagen in über- oder auch nebeneinandergelagerte Schichten gliedern läßt. So bilden die Lehnwörter sowohl für den Kulturhistoriker wie für den sinnigen Sprachbetrachter eine reiche Fundgrube der Erkenntniß, welche keiner von beiden missen möchte. Es giebt aber kein Lehnwort, welches nicht zuvor Fremdwort gewesen wäre. Nur durch die Aufnahme von Fremdwörtern ist also diese Quelle der wissenschaftlichen Belehrung eröffnet worden. Es ist dies eine Thatsache, welche geeignet ist, im hohen Grade gegen die Aufnahme von Fremdwörtern milde zu stimmen. Allerdings, entbehrliche Fremdwörter, d. h. solche, die sich an Stelle schon vorhandener deutscher Ausdrücke einzudrängen suchen, soll der Deutsche, der ein Herz für seine Muttersprache hat, vermeiden. Wozu soll es aber dienen, wenn man aus fremden Sprachen stammende Benennungen von Dingen, für die es keine recht passende deutsche Bezeichnung giebt, durch nicht selten recht gekünstelte deutsche Uebersetzungen zu ersetzen sucht, und zwar selbst dann, wenn jene Fremdwörter schon einen hohen Grad von Volksthümlichkeit erlangt haben, so daß sie fast zu Lehnwörtern geworden sind?

Wir haben in früheren Zeiten mit den Fremdwörtern schlechte Erfahrungen gemacht; sie drängten sich allzusehr vor. Dadurch erklärt sich der zum Theil freilich nur künstlich genährte Ingrimm, mit dem dieselben heutzutage verfolgt werden. Hätten sich die Deutschen von jeher so gegen das Fremdwort verhalten, wie wir es gegenwärtig thun, so würden wir heute so vorzügliche Worte wie Kette, Pfosten, Schrift, Brief, Kreuz, Stiefel, fein, entbehren. Gesetzt, es gelänge, sämmtliche Lehnwörter aus der deutschen Sprache zu entfernen und durch Uebersetzungen zu ersetzen, so würde unsere

Sprache, selbst wenn diese Uebersetzungen sämmtlich wohl gelungen wären, dadurch doch einen gar nicht abzusehenden Verlust erleiden, und wesentlich ärmer und ungeschickter werden. Der Schriftsteller und Dichter bedarf, um gut zu schreiben, eine möglichst große Fülle von Wörtern und Wortstämmen, mit denen er nach Belieben wechseln kann. Wir ungern würde man z. B. heute das Wort „Pferd“ entbehren, obwohl wir genug einheimische Ausdrücke für dieses Thier besitzen; wie schwer würde es uns ankommen, statt mit dem „Kreuz“ und seinen Ableitungen mit dem „Galgen“ oder der „Ruthe“ zu operiren! Was nützt es, den „Telephon“ durch den „Fernsprecher“ zu ersetzen, zumal sein Bruder, der „Telegraph“ doch einmal fest eingebürgert ist? Und darin, daß unser Heer statt „Kantinen“ in Zukunft „Marketendereien“ besitzen soll, vermag ich keinen nationalen Fortschritt zu erblicken, zumal das neue Wort nach Stamm und Endung ebensogut fremden Ursprungs ist, wie das alte.

Das natürliche Bestreben der Sprache ist doch, jeden Begriff durch einen scharf geprägten, originellen Lautkörper auszudrücken, welcher einerseits der Phantasie ein einheitliches, fertiges Bild liefert und andrerseits bequem auszusprechen ist. Darum ist „Pedell“ besser als „Schuldiener“, „Trapez“ besser als „Schaukelreck“, „Marschall“ besser als „Generalfeldzeugmeister“, „Billet“ besser als „Fahrkarte“, „Papeterie“ besser als „Papierwaarenhandlung“ u. s. w. Es stehen hier einfache Stammwörter, die dem Geiste ein geschlossenes Bild geben, zusammengesetzten Neubildungen gegenüber, welche statt eines Bildes zunächst mehrere nacheinander bieten, die der Geist dann erst wieder zu einer einheitlichen Anschauung zusammenziehen muß. H. Wernecke macht ferner in einer kleinen, aber lesenswerthen Schrift (Sprachreform und Doppelwörter, Mühlheim 1900) mit Recht darauf aufmerksam, daß solche künstlichen Neukomposita nicht die Fähigkeit zu Ableitungen und Weiterbildungen besitzen. Man kann z. B. wohl „Komponist, Servis, Dogma“ beseitigen (durch „Tonkünstler, Wohnungsgeldzuschuß, Glaubenssatz“), „komponiren, Servisklasse, dogmatisch“ aber können nicht durch Ableitungen von jenen Kompositen ersetzt werden. Es thäte heutzutage noth, einen neuen Sprachverein zu gründen zur Steuer dieses infolge der übertriebenen Sprachreinigungsbestrebungen immer weiter um sich greifenden schwerfälligen und unschönen Kompositenunfugs und zum Schutze aller einfachen, originellen Wörter, mögen sie nun fremden oder einheimischen Ursprungs sein.

Endlich aber isolirt sich durch ein zu weit getriebenes Abweisen fremder Bezeichnungen für neue Erfahrungen und Einrichtungen ein Volk von dem andern. Wenn es für „Post" in jeder Kultursprache einen andern Ausdruck gäbe, so wäre das geradezu als ein internationales Unglück zu bezeichnen. „In Deutschland heißt alles anders als anderswo," klagte mir einmal ein weitgereister Engländer, als er sich bei uns an das „Fahrrad" und den „Fernsprecher" gewöhnen sollte. Wir erschweren durch diese allzu gewaltsamen Verdeutschungen andern Völkern das Erlernen unserer Sprache unnütz, und unsere Sprache ist doch für Ausländer gerade schon schwer genug. Je schwerer aber eine Sprache zu erlernen ist, um so weniger wird sie von den Ausländern gelernt, um so mehr also müssen sich die, die sie sprechen, bequemen, im Verkehr mit jenen, sei es draußen, sei es daheim, sich deren Sprache zu bedienen. Im Weltverkehr entscheidet allein die Leichtigkeit und Bequemlichkeit. Warum hat denn unsere Nation so viel Terrain, oder sagen wir lieber „Gelände", an anders redende Völker verloren? Weil es jenen viel schwerer wird, unsere Sprache zu erlernen, als uns, die ihrigen. Statt uns nach alter deutscher Unsitte pedantisch mit solchen kleinen Sprachreinigungen abzugeben, sollten wir unsere Kräfte lieber auf die Wahrung des äußeren Besitzstandes unserer Sprache an den hartbedrohten Ost- und Südgrenzen konzentriren. Im Innern würde die Sprache von selbst ihren Weg so finden, wie es ihr am gemäßesten ist, und wenn sie sich dabei eine Anzahl Fremdwörter assimilirt, statt sie zu übersetzen, so wäre das jetzt ebenso wenig ein nationales Unglück, wie es dies in der Urzeit und im Mittelalter gewesen ist.

Ex atrio.

Wer am 24. Dezember 1899 im Atrium der Peterskirche der Oeffnung der „porta santa" beigewohnt, wer dann drinnen in der Basilika gesehen hat, wie der uralte schmächtige Mann, fast erdrückt von der Last der dreifachen Krone von der Höhe des Tragsessels herab Tausenden den apostolischen Segen ertheilte, der konnte sich, welcher Religion er auch war, der Erkenntniß nicht verschließen, daß hier etwas Außerordentliches vorging. Und gewiß, es sollte außerordentlich auf die Gemüther eingewirkt werden; war es doch ein Fest, wie es die Kirche seit 75 Jahren nicht gefeiert. Aber eben darum war die Wirkung der Feier auf die Theilnehmer dazu angethan, auch einem unaufmerksamen Beobachter klar zu machen, daß das Volk von Rom der Kirche und ihren Festen anders gegenübersteht als das deutsche. Das Urtheil wurde laut: Die Feier berührt den Italiener nur äußerlich, etwa wie ein Schaustück, innerlich läßt sie ihn kalt; jedenfalls tritt bei ihm in der kirchlichen Ceremonie der Inhalt hinter dem Schaugepränge zurück; er läßt sich an der äußeren Form genügen und genügt selbst nur der äußeren Form.

Eine genauere Bekanntschaft mit dem Verhältniß des Italieners zur Kirche bestätigt diesen Eindruck. Hier ist nichts von der Scheu, mit der der Deutsche im Gotteshause jede seiner Bewegungen überwacht, nichts von der Unterwürfigkeit dem Priester gegenüber, die man in unsern katholischen Gegenden zu sehen gewohnt ist, nichts von der ängstlichen Heilighaltung des Kirchengebäudes auch in den unbedeutendsten Dingen, die bei uns selbstverständlich ist.

Der Italiener giebt sich in der Kirche mit der ihm eigenen lässigen Freiheit wie überall, er spricht von kirchlichen Funktionen wie von einem Schauspiel und empfiehlt ihren Besuch wie den eines guten

Theaterstücks. Bei Oratorien, die in der Kirche aufgeführt werden, klatscht er Beifall, ruft sein „bis, bis" bei Stellen, die er zweimal zu hören wünscht, wie im Theater. Im Priester sieht er den allein dazu befähigten Spender des Sakraments, seinem Denken ist es ein Leichtes, die Person des Spenders von dem Sakrament zu trennen, die Lehre der Kirche von der Wirkung ex opere operato hat für ihn nichts Befremdendes. Das Kirchengebäude selbst hat ihm in keiner Weise etwas besonders zu Beachtendes; er benutzt die Säulen der Front zu Reklameanzeigen und auch in anderer Beziehung ebenso wie die eines Privathauses. Dem Pfarrer bleibt nichts übrig, als sich durch überall sichtbare Anschläge, wie „è vietata l'affissione" unter Bezugnahme auf den einschlägigen Artikel des codice penale gegen die Reklame zu wehren — und Platz zu schaffen für seine „inviti sacri". Nach einer für uns schwer verständlichen Gewohnheit wird zu einzelnen bedeutenderen Funktionen durch einen in der auffallendsten Form hergestellten und angebrachten Anschlag „eingeladen".

Diese rein äußerlichen Beobachtungen ließen sich beliebig vermehren. Aus welcher Anschauungsweise erwächst nun das geschilderte Verhalten und wie ist diese Anschauungsweise selbst geworden? Hat man sich davon eine Vorstellung gebildet, so liegt die Frage nahe: wie stellen sich unsere deutschen Katholiken dazu, die in religiöser Beziehung von der Stadt am Tiber abhängig sind, die in ihrer Naturanlage mit den Italienern so gut wie nichts gemein haben und doch ihre religiösen Vorstellungen und Lehren von diesen seit Jahrhunderten allein empfangen. Denn das ist nicht abzuweisen, das Christenthum in der Form der katholischen Kirche ist in allen seinen Theilen, in seiner Einwirkung auf das Innere, wie auf die äußere Lebenshaltung des Menschen, von Romanen und ganz besonders von Italienern ausgestaltet und durchgebildet, von Italienern, die, mochten sie noch so stark sich bewußt sein, nicht nur „urbi" sondern auch „orbi" arbeiten zu müssen, doch nicht „aus ihrer Haut heraus" konnten. Und wer da weiß, wie wenig das Individuum in der römischen Kirche freien Spielraum hat, wie stark die Uniformität auf den nebensächlichen Gebieten ist, dem muß klar sein, daß die italienischen Anschauungen und Vorschriften in Deutschland zum guten Theil anders aufgefaßt wurden und noch werden, als an ihrem Ursprungsort vielleicht beabsichtigt war. So empfand der Deutsche oft als Mißstand, was der Italiener nicht fühlte und umgekehrt.

Es ist eine alte, oft aufgeworfene und nie befriedigend zu beantwortende Frage: warum haben nicht die Italiener die Reformation durchgesetzt, warum kam der Anstoß von außen und gerade von Deutschland? Hier ist nicht der Ort, eine Antwort zu versuchen. Für uns genügt die Erkenntniß, daß den Italienern im Allgemeinen das Papstthum Leo X. († 1521) und seiner Vorgänger nichts Unkirchliches hatte. Politisch wohl empfand man das Regiment der dreifach gekrönten Priester hie und da bitter und lehnte sich auf, aber den Papst mit dem Jupiter optimus maximus zu vergleichen, erschien religiös nicht ungeheuerlich. Wenn Alexander VI. († 1503) einst äußerte, er werde dafür sorgen, daß der Papat entweder an seinen Sohn Cesare Borgia oder an den Dogen von Venedig falle, so war das wohl eine gewagte Spekulation, aber unsinnig, wie er heute sein würde, war der Gedanke damals nicht. Die Verweltlichung der Kirche war auf ihrem Gipfel, ohne daß sie dem Volksgewissen als solche recht zum Bewußtsein gekommen war. Man liebte den glänzenden Mediceer und man haßte den schwerfälligen Niederländer Hadrian VI, († 1523); in der Form schwelgend und das Höchste erreichend, die Welt des Wissens ausdehnend zu ungeahnter Weite, war man dem christlichen Glauben mit seinen auf innere Vervollkommnung gerichteten Lehren fremd geworden. Und als Leo X. zum Neubau des Petersdoms Geld gebrauchte, da waren es nur wenige, denen der Mißbrauch der höchsten Gewalt, wie er im Ablaßhandel zu Tage trat, zu rechtem Bewußtsein kam. Das Papstthum war damals im Wesentlichen eins mit der Nation, man war sich keiner bösen That bewußt. Und die von Ranke mit einer gewissen Wärme geschilderten „Analogien des Protestantismus in Italien“ erscheinen doch mehr als vereinzelte Wirkungen der Thätigkeit „geistreicher Männer“, denn als eine aus dem Innern des Volks sich zum Dasein ringende Bewegung.

Da kamen die Jahre Luther's und mit ihnen die Nothwendigkeit für die Kirche, sich auf sich selbst zu besinnen. Die Namen: Paul IV. († 1559), Pius V. und Sixtus V. († 1590) bezeichnen die Wiedergeburt des Katholizismus als Religionsgemeinschaft, es galt mobil zu machen gegen die jung aufstrebende evangelische Kirche.

Es erhebt sich die Frage: ist es diesen Päpsten und den mit ihnen arbeitenden theils verjüngten, theils ganz neuen Orden gelungen, das italienische Volk zu einem andern zu machen? Haben

sie es erreicht, die Nation mit ihren Ideen in den Einklang zu bringen, wie er zur Zeit der großen Päpste der Renaissance bestand?

Uns Deutschen wird die richtige Antwort schwer. Denn den Deutschen war das Verständniß für das glänzende Heidenthum der Renaissance nie ganz aufgegangen, sie waren, insoweit sie sich zur alten Kirche hielten, der Wiederbelebung einer straffen kirchlichen Zucht geneigter. Für die von Natur tiefer veranlagten, katholisch gebliebenen Deutschen war die neue für die Kirche geschaffene Rüstung in Wahrheit eine Wiederherstellung, keine Neuerung, und verhältnißmäßig rasch vollzog sich eine Läuterung der deutschen Kirche. Gar bald zeichneten sich die Deutschen unter den Streitern Jesu aus, und die Waffen der wiedergewordenen, streng kirchlichen Wissenschaften fanden in ihnen hervorragende Führer. Loyola wußte wohl, was er that, als er die Gründung des „Germanicum“ mit allen Mitteln betrieb und diese Pflanzstätte des deutschen in seinen Anschauungen erzogenen Klerus mit besonders guten Lehrern begabte. So ist bei uns die katholische Kirche wieder fest geworden durch die Reformation und nur durch sie. Stoß erzeugt Gegenstoß, die Reformation forderte Erneuerung im Glauben und der erneute Katholizismus brachte Wiederherstellung des alten.

Weil die Kirche bei uns so unendlich auch in ihrem inneren Bestande gewann, darum liegt die Meinung nahe, müsse — es auch in Italien so gewesen sein; ja, noch mehr: Hier, so meint man wohl, müsse der Katholizismus sich in besonders reiner Form zeigen.

Dem ist nicht so. Der Katholizismus der Italiener ist noch heute der der Renaissance. Die Bestrebungen des Papstthums und seiner Mitstreiter haben den Kern unberührt gelassen. Wie der Jesuitismus seinem Wesen nach spanisch ist, so war auch die zur alten Strenge zurückkehrende Richtung der Kirchenleitung dem Innern des italienischen Volks fremd. Die Formen nahm man an, und bei der umfassenden politischen Gewalt der Kirche mochte es wohl oft den Anschein haben, als ob Inquisition und sonstige Mittel der Denkweise der Italiener entsprächen. Das ist aber unrichtig. Der Fanatismus hat in Italien nie so viele und so überzeugte Anhänger gefunden, wie in Spanien oder in Deutschland. Dem Auslande mag die gegentheilige Meinung geläufiger sein, aber man vergißt nur zu leicht, daß das Papstthum in Italien zunächst eine weltliche Macht war, daß die Fortschritte der zu sich

selbst zurückgekehrten Kirche sich in Rom unmittelbar in Macht und Wohlstand umsetzten und so den Römern keinen Grund zum Widerstreben boten. Und wenn die Jesuiten in Toskana es nicht selten fanden, daß die Leute vom Christenthum keine Ahnung mehr hatten, so muß man nicht glauben, daß das mit einem Male anders geworden sei. Ein boshafter Mann hat gemeint, der Katholizismus habe in Italien überhaupt nur soweit feste Wurzeln, als er mit dem Heidenthum sich decke. Man braucht gar nicht soweit zu gehen; fest steht, daß die asketische, kämpfende Richtung der Kirche nicht italienisch ist, sondern spanisch — vielleicht auch deutsch. Der Italiener hat nichts vom schwärmenden Mystizismus der Deutschen, nichts vom Leichengehorsam der Jünger Loyolas, seine Religion ist noch heute, was sie unter Leo X. war: „fröhliches Heidenthum".

Darum ist trotz mehr als genügenden Anlasses die Stellung zum Staate in weiteren Kreisen nicht so zugespitzt wie bei uns. Darum spielen Aeußerlichkeiten hier eine viel größere Rolle. In Rom verliert man seinen Katholizismus, hört man hier wohl von Deutschen sagen. Es ist cum grano salis noch immer dasselbe wie im Jahre 1510, als der junge Luther sich hier durch das Benehmen der Geistlichen bei der Messe abgestoßen fühlte. Die Gegensätze sind nicht mehr so scharf, die Kirche ist kirchlicher, und die heutigen Romfahrer sind weltlicher geworden, aber noch heute sieht der deutsche Katholik vieles, was ihm unverständlich und unangenehm ist. Sind die Deutschen auch nicht „katholischer als der Papst", katholischer als die Italiener sind sie sicher. Der Italiener findet sich mit den eigenartigen, in Superlativen schwelgenden Ausdrücken der Kurie spielend ab. Der „Kirchenräuber" haust nun schon dreißig Jahre friedlich gegenüber dem Beraubten. Ein thatsächlicher modus vivendi ist gefunden, das kann fürder nicht mehr bestritten werden.

In Deutschland begehrt man auf bei Schriftstücken, wie die Canisinsencyclica. Wie sich das italienische Volksbewußtsein zu Thatbeständen stellt, die unseren § 166 St.-G.-B. (Gotteslästerung, Religionsbeschimpfung) ausmachen, kann hier nicht näher dargethan werden. Das italienische Strafgesetz jedenfalls kennt eine solche Bestimmung, deren Haupterfolg zu sein scheint, Staat und Kirche in beiderseits unliebsame Berührung zu bringen, nicht. Von der ängstlichen Heilighaltung der Sonn- und Festtage, wie sie in Deutschland sich mehr und mehr zu verbreiten scheint, ist in

Italien nichts zu spüren. Niemand hindert den andern, öffentlich zu arbeiten, weder Post noch Zeitungen kennen eine Rücksichtnahme auf den Sonntag. Das mag sozial tadelnswerth sein. Hier soll nur festgelegt werden, daß ein religiöses Bedürfniß nach solcher Heilighaltung hier nicht besteht, und daß die „Gemüther der Katholiken“ hier nicht so leicht empfindlich sind wie bei uns.

Es wäre aber unrichtig, aus diesem Verhalten der Italiener den Schluß zu ziehen, daß die Kirche bei ihnen auf schwachen Füßen stünde — ein Schluß, der den Deutschen, wenn sie den Gegensatz der religiösen Auffassungen gespürt haben, sehr nahe liegt. Man muß bei der Beurtheilung bei sich anfangen und zuerst die eigenen, vorgefaßten Ansichten ablegen. Die Hierarchie steht in Italien trotz alledem so fest wie irgendwo, nur müssen wir unsern Maßstab weglassen. Die Anhänglichkeit des Volks an die Kirche ist mit mehr Skepsis durchsetzt und weniger auf unfaßbare Neigungen des Gemüths gegründet als bei uns. Aber darum ist sie doch fest, fester vielleicht als die Liebe zum „regno“. Und in Italien sehr erfahrene Leute meinen, von Fortschritten der klerikalen Partei sprechen zu dürfen, nicht nur von materiellen — die liegen am Tage —, sondern auch von moralischen.

Halten wir also fest: der moderne, streitende Katholizismus ist nicht italienisch, er ist von außen gekommen und, soweit passend hingenommen worden; soweit er dem Charakter des Volks Gewalt anthat, harmlos abgeprallt.

Deutlicher noch wird dieser eigenthümliche Vorgang bei Betrachtung der Entwickelung des Kirchenbaues in Italien. So lange das frische Christenthum mit der uralten, in sich gefestigten heidnischen Kulturwelt noch rang, so lange baute man Kirchen, die auch wir Deutsche willig als solche anerkennen. Damals entstanden jene Meisterwerke in Ravenna und die älteren Basiliken Roms, die noch heute ahnen lassen, welche Energie der christlichen Idee in ihren Erbauern lebte. Ihr strenger Styl will nur Ausdruck des Gedankens sein, Zierrath und schmückendes Beiwerk möglichst beschränkend. Hier empfindet der deutsche Italienfahrer in ähnlicher Weise die Wirkungen großgedachter, rein kirchlicher Kunst wie daheim, etwa in den Domen des Rheins. Um die Zeit aber, als in Deutschland die kirchliche Baukunst ihren Höhepunkt erreicht hatte, zeigt sich in Italien schon die Annäherung an den Profanstyl. Die in Deutschlands Kirchen rein zum Ausdruck gebrachte Idee verflüchtigt sich in reichem Beiwerk; die italienische

Kirchenkunst streift im weiteren Verlauf ihren Charakter als solche immer mehr ab, in der Zeit der Renaissance ist sie dem Profanbau so nahe gerückt, daß Michel Angelo ohne Schwierigkeit aus den erhalten gebliebenen Wölbungen der Thermen des Diokletian die Kirche St. Maria degli Angeli machen konnte und so einen Kirchenraum schuf, der dem Ideal der Renaissancekirche vielleicht am nächsten kommt. Freude an hellen, lichten Innenräumen, Kuppeln, die mit dem alten Wunderbau des Pantheons in den Lüften wetteifern sollten, viel Marmor und Prunkgeräth — so bauten die großen Meister der Renaissance und genügten allen Ansprüchen des Schönheitssinnes in hervorragendem Maße, aber „Kirchen" im Sinn der Deutschen waren ihre Bauten nicht. Das Sehnen der Kreatur nach dem Heil, das Gefühl der Abhängigkeit von Gott läßt die heitere Pracht der italienischen Kirchen nicht aufkommen. Im Gegentheil: Bewußtsein der eigenen Macht spricht aus ihnen und Freude am Leben. Denn schon war der Katholizismus so weit entwickelt, daß der vicarius Christi alle Gewalt zu lösen und zu binden in sich vereinte. Was brauchte es da düsterer Kirchenbauten? Man besaß ja die Möglichkeit, auf Erden seine Rechnung mit dem Himmel zu machen und deren war man fröhlich. Das Christenthum war in seiner Auffassung des Verhältnisses zur Gottheit dem Heidenthum soweit genähert, daß man mit „do ut des" und „do ut facias" das Räthsel gelöst glaubte, um dessentwillen bald nachher der Streit wieder neu entbrennen sollte. Die Entwickelung der Religion spiegelt sich in der Kunst; die Kirche der Renaissance hat mit der der älteren Zeit nur den Namen gemein.

Nun kam der Umschwung. Die Kirche sollte wieder kirchlich werden. Man hätte meinen sollen, daß eine Bewegung von solcher Bedeutung wie „die Reaktivirung des Katholizismus" den kirchlichen Baustil geändert und mit der „Thermenarchitektur" gebrochen hätte. Das geschah nicht. Die Grundformen blieben, in Kleinigkeiten nur zeigte sich die neue Weise. Man vergrößerte die Maße, legte mehr Werth auf den Innenschmuck, der bis zu verwirrendem Reichthum ausgestattet wurde, man betonte den kirchlichen Pomp stärker und dergl. mehr. Aber eine „Kirche" ist Gesù in Rom (vollendet 1575), die Musterkirche der Jesuiten, das unzählige Male nachgeahmte Vorbild für die Kirchen der Gegenreformation, ebenso wenig wie St. Maria degli Angeli. Und es ist eigenartig, daß die Wiederbelebung des

Katholizismus in der Kunst mit den weltlichsten, nur auf die Sinne wirkenden Mitteln arbeitete. Es giebt wohl keine Fassade, die der eines Palastes ähnlicher wäre, als die von St. Peter. Was heißt das? Auch die Zeit der Gegenreformation vermochte nicht, das einmal gefaßte Bild des Gotteshauses zu ändern, ihr Baustil blieb wie das von ihr „bekehrte“ Volk im Wesentlichen, was sie zur Zeit der Cäsaren gewesen waren.

Es ist nun eine eigene Fügung, daß der Typus der Jesuitenkirchen — unkirchlich wie er war — in Deutschland bald eine bedenkliche Verbreitung gewann, Die Jesuitenkirche hat für den Deutschen nur das Abstoßende des italienischen Kirchenstyls: Profane Fassaden, nicht orientirte Lage und was der uns fremden Einzelheiten mehr sind; Es fehlt ihr aber das freudige, offene Innere der guten italienischen Kirchen. Denn die auf sinnlichen Eindruck berechnete Ausschmückung mit ihren schauerlich realistischen Heiligenbildern und bunten Farbenzusammenstellungen wirkt zerstreuend und unruhig. Ob man nicht durch Hinweis auf die offenbaren Gefühlsrohheiten im Bau dieser Kirchen das Wesen ihrer Erbauer besser zeichnet, als durch Deklamationen gegen ihre meist mißverstandene Moral?

Was aus der von den Jesuiten verbreiteten Bauart im Laufe der Zeit geworden ist — hoffentlich bei uns nie werden wird —, das zeigt die erst einige Jahre alte, noch nicht ganz vollendete Joachim-Kirche in den prati di castello in Rom. Hier ist der unbestreitbare Vorzug der Barockkirchen ganz verschwunden. Von den mächtigen Simsen jenes Stils ist keine Rede mehr, wie mit dem Zirkel geschlagen, ohne die geringste Ueberhöhung stehen die unechten Bogen auf echten Säulen, die schwächliche, ohne jede Rücksicht auf die Wirkung von unten gespannte Kuppel ist von außen mit Aluminium verkleidet, sie weist, als Nachbildung des Himmelsgewölbes, Löcher in Form von Sternen auf, durch die das Sonnenlicht ins Innere dringt. Hinter dem Altar ist ein Glashaus aus blauem Glas, oben mit Spiegeln versehen, sodaß das in überladenem Goldschmuck strahlende Tabernakel unmittelbar in den blauen Aether hinausgebaut erscheint. Ein theatralisch nicht ungeschickter Effekt.

Ich glaube nicht, daß man in Deutschland soweit gehen wird. Hier jedenfalls scheint die geschilderte Theaterarchitektur ihren Zwecken zu entsprechen. Aeußerlichkeit, Form und sich sofort sinnlich aufdrängender Eindruck ist Alles.

Uebertragen wir diese Erkenntniß auf eine Beurtheilung der inneren Kirchengeschichte, so wird dieselbe Erscheinung sich zeigen.

Die Geschichte des römischen Kirchenthums ist die Geschichte der Formalisirung und Schematisirung des Christenthums, der Glaube ist zum Rechtssatz geworden, juristische Begriffe herrschen da, wo nach evangelischer Auffassung der freie Wille des Einzelmenschen seine Ueberzeugung in Dingen der Religion bethätigen sollte.

Das sind oft ausgesprochene und begründete Sätze und man hört es wohl auch als durchaus erklärlich hinstellen, daß dieses „Rechtsvolk“ der Römer an der juristischen Durch- und Verbildung des Christenthums Schuld sei. Für uns ergiebt sich daraus: Wenn die Verwandlung der Dogmatik in eine Gerichtsstube – wie man sich treffend ausgedrückt hat — von den Römern bewirkt wurde, so heißt das nichts Anderes, als daß eben diesen Römern die mystische, tief innerliche Lehre Christi nicht faßlich und entsprechend war. Sie wandelten sie um und gaben damit dem Ganzen sein jetziges Gesicht. So entstand, als wesentlich italienisches Erzeugniß, das ius canonicum, die Summe der kirchlich gesetzten Rechtsnormen, deren letzte Verbindungskraft im Glauben an die von Gott gesetzte Leitungsgewalt der Hierarchie beruht. Nur sind der Normen so viele geworden, daß sie den Glauben fast überwuchert haben; die vigens ecclesiae disciplina ist wichtiger als die fides, das dogma. Diese ganze Unterscheidung aber ist wesentlich römisch. Was die Freude am äußerlichen Kultus, was das Schwelgen in der Form um ihrer selbst willen in der Kunst, das ist das verwirrende Chaos von Rechtsnormen im inneren Kirchenleben.

Ueber den Werth und die Bedeutung dieser juristischen Formalisirung ist hier nicht zu handeln. Nur das sei ausgesprochen: Der in jüngster Zeit oft gehörte, paradoxe Satz vom Widerspruch des Kirchenrechts mit dem Wesen der Kirche gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn die Kirche nur mit Deutschen zu rechnen hätte. Dem ist nun nicht so. Für die lateinischen Nationen war die Formalisirung offenbar eine Nothwendigkeit. Sie ist vorhanden. Sehen wir, wie sich die mit ihr beglückten Deutschen dazu gestellt haben. Wir haben auch diesen Theil des von der Kirche ausgehenden mächtigen Gedankenkreises mit deutscher Gründlichkeit aufgefaßt und gewissermaßen verinnerlicht. Die

Deutschen haben das Heer der kirchlichen Rechtsnormen tiefer in sich aufgenommen, als die Italiener; sie haben sie mit ihrem religiösen Bewußtsein so vermengt, daß eine Scheidung oft auch dem Gebildeten unmöglich ist. Daher sind bei uns die geringsten Zwistigkeiten mit der Kirche so unendlich viel bitterer, als in Italien. Der deutsche Katholik sieht in jeder staatlichen Vorschrift, die den kirchlichen in etwa widerstrebt, nicht einen Zusammenstoß zweier Rechtsnormen, der auch rechtlich wieder gelöst wird, sondern ist geneigt, sofort eine Verfolgung seines Glaubens anzunehmen und die Sache dadurch auf ein Gebiet zu spielen, welches für den Staat schwer zu begehen und worauf eine Verständigung meistens unmöglich ist. Beispiele sind wohl nicht nöthig. Die Geschichte des Charfreitagsgesetzes zeigt diese unselige Richtung der Deutschen zur Genüge. Dem Deutschen will die Trennung vom dogma und disciplina, von Religion und Recht, nicht in den Sinn, und die oberste Kirchenleitung hat daraus schon oft ihre Vortheile gezogen.

Rom, Januar 1900. V. E. D.

Die Lage des höheren Lehrerstandes in Preußen.

Von

Dr. Richard Bünger.

Wie seine Vorgänger hat auch der neue Unterrichtsminister die Oberlehrer seines Wohlwollens versichert. Da nur pflichttreue Männer in Preußen in hohe Stellungen zu kommen pflegen, so hat er damit freilich nur gesagt, was von vornherein als selbstverständlich gelten konnte. Aber auch was selbstverständlich sein sollte, ist damit noch nicht wirklich und darum seine Versicherung nicht überflüssig. Indeß das Wohlwollen allein thuts nicht. Auch an dem aufrichtigen Wohlwollen seines dritten Amtsvorgängers wird Niemand zweifeln wollen, aber ohne genaue Kenntniß der sachlichen und persönlichen Verhältnisse ist ein den Forderungen der Gerechtigkeit und Billigkeit entsprechendes Verfahren nicht möglich. So konnte die Sorge für die Schule dahin führen, daß unter Verwechslung von Streben und Streberei durch Höherhängen des Brodkorbes das Streben unter den Lehrern wachgehalten werden sollte. Die Früchte sind denn auch nicht ausgeblieben. Der seit einiger Zeit eingetretene und in den nächsten Jahren noch immer schärfer werdende Mangel an Philologen wird die heranwachsende Jugend für die Sünden der Väter am Oberlehrerstande büßen lassen. Das ist einmal die göttliche Weltordnung, daß kein Unrecht ungestraft bleibt, auch wenn es nicht aus subjektiv bösem Willen hervorgeht. Seit 1892 haben sich die Dinge wesentlich gebessert, sodaß vor kaum 10 Jahren noch die jetzigen Verhältnisse den Oberlehrern als ein unerreichbares Ideal vorgeschwebt hätten. Da sollte man bei ihnen allgemeine Zufriedenheit erwarten statt der immer wieder hervortretenden bitteren Klagen über Zurücksetzung. Vielleicht wäre dem auch so, wenn die Ueberzeugung sich Bahn brechen könnte, daß die Unterrichtsverwaltung aus eigenem Willen und eigener Thatkraft die geradezu unhaltbar gewordenen Zustände beseitigt

habe. Dieses Gefühl ist aber nicht da, viel verbreiteter ist die Ansicht, daß ihr von außen Einsicht und Wille aufgezwungen werden mußte. Die lange Zeit nicht nur herber Benachtheiligung gegen andere Stände, sondern auch unmittelbar drückenden Mangels hat aber die Oberlehrer über die Rechte ihres Standes nachdenken lassen und sie gegen alle Zurücksetzung empfindlich gemacht. So wird Zufriedenheit nur eintreten können, wenn der Gerechtigkeit und Billigkeit erst in jeder Beziehung Genüge gethan sein wird.

Der Minister scheint auch einer sachlichen Prüfung der Forderungen auf ihre Berechtigung nicht abgeneigt. Er erklärt ausdrücklich, daß er den Oberlehrern die Agitation nicht verdenke, nur müsse sie sich in den für Beamte ziemlichen Grenzen halten. Die Beschränkung ist unbedingt gutzuheißen. Schwer aber ist es, diese Grenze für das Ziemliche immer einzuhalten. Scharf und klar muß die Wahrheit gesagt werden, zugleich so laut und vernehmlich, daß auch die hören müssen, die nicht hören wollen, oder doch gleichgiltig sind, denn die, in deren Hand die Entscheidung über die Stellung der Lehrer liegt, sind nicht Fleisch von ihrem Fleisch und nicht Bein von ihrem Bein, und die alte Regel, daß uns das Hemd näher ist, als der Rock, gilt auch für die juristisch vorgebildeten Machthaber in der Regierung, den Stadträthen, den Parlamenten, und das wird auch unter den idealsten Verhältnissen so bleiben. Würde man sonst im Ministerium je an die Entdeckung geglaubt haben, daß der Oberlehrer durchschnittlich nur um 239 Mark schlechter gestellt sei, als der Richter? Nach der dabei angewandten Rechnungsart würden ja die Oberlehrer sogar durchschnittlich um 480 Mark besser gestellt sein, als die Staatsanwälte! Nichts aber trifft schärfer und empfindlicher als die Wahrheit. Wenn nun Irrthümer und Mißgriffe der Regierung vorgekommen sind und noch vorkommen, verletzt dann der für die Interessen seines Standes und, sofern er recht hat, für die Interessen des Staates eintretende Oberlehrer die der Regierung schuldige Ehrfurcht, wenn er rücksichtslos die Wahrheit aufdeckt? Ist er es der die Regierung bloßstellt, oder thut das der, der für die Irrthümer und Mißgriffe verantwortlich ist? Im Ganzen ist bei dem Werthe, den die Gunst der vorgesetzten Behörde für den Beamten hat, die Gefahr des Ueberschreitens der rechten Grenze wenigstens seitens derjenigen nicht groß, die mit ihrem Namen für das eintreten, was sie sagen. Sie wissen, daß sie mit ihrer Existenz dafür haften, und sofern das Streben nach Wahrheit für sie maßgebend

bleibt, überwiegt in ihrem Thun das Gute, auch wenn sie einmal in der Hitze des Kampfes zu weit gehen. Zur Annahme, daß die Unterrichtsverwaltung hierüber anders denkt, liegt kein Grund vor; ihr durchaus korrektes Verhalten gegenüber Schröder, der sie so scharf angegriffen hat, spricht vielmehr dafür, daß sie eine offene Sprache verträgt.

Für den, der mit der zahlenmäßigen Entwickelung des höheren Lehrerstandes einigermaßen vertraut war, lagen die Fehler Schröders sofort auf der Hand, und es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Unterrichtsverwaltung über drei Jahre Zeit brauchte, um sie aufzudecken und ihrerseits eine — falsche Statistik aufzustellen. Für Jemand freilich, der die Unklarheit und Verwirrung in der offiziellen Statistik der Verwaltung des höheren Unterrichtswesens seit Jahren verfolgt hat, verliert das neue Vorkommniß alles Wunderbare. Es bestätigt sich nur aufs neue, daß nicht nur den Räthen im Ministerium, bei denen dies ganz verzeihlich ist, sondern auch deren fachmännischem Rathgeber, dem Geheimrath Lexis, jede Uebersicht über die einschlägigen Verhältnisse fehlt. Und doch ist ohne eine richtig aufgebaute Statistik kein klarer Einblick in die Wirklichkeit, und ohne diese Klarheit kein sachgemäßes Regieren möglich, ja Niemand hat größeres Interesse daran als das Ministerium selbst, da es ja seinerseits beim Finanzministerium seine Forderungen durchsetzen muß, was nur auf Grund einer durchschlagenden statistischen Beweisführung mit Erfolg geschehen kann.

Die von Lexis verfaßte Denkschrift über die dem Bedarf Preußens entsprechende Normalzahl der Studirenden der verschiedenen Fakultäten beginnt den Reigen der Irrungen. Sie warnte vor der Ueberfüllung der Lehrfächer gerade in den Jahren, in denen die Aufmunterung zu ihnen im öffentlichen Interesse gelegen hätte. Lexis durfte nicht den Stellenzuwachs nach den Verhältnissen von wenigen ganz anormalen Jahren berechnen, und mindestens bei der zweiten Bearbeitung der Denkschrift hätte er schon die Ergebnisse der Prüfungen pro fac. doc. in den Jahren 1889/90 und 1890/91 berücksichtigen müssen, die ihm gezeigt hätten, daß seine Nachwuchsberechnungen falsch waren. Die Berücksichtigung längerer Zeiträume hätte ihn gelehrt, daß der Abgang durch Pensionirung und Tod steigen mußte. Diese Fehler wies ich nach in dem Aufsatze „Der Bedarf Preußens an Abiturienten" (Preußische Jahrbücher Bd. 73 H. 1). Als dann meine Ausführungen von Kannengießer unter Wiederholung und Verschärfung der Lexis'schen

Fehler angegriffen wurden und die Sache einigen Staub aufwirbelte, wurde Lexis von der Regierung als Schiedsrichter angerufen. Darüber, daß er dies Amt in eigener Sache annahm, bin ich als Partei vielleicht nicht berufen zu urtheilen. Aber auf Grund seines Urtheils erklärte der Regierungskommissar am 8. März 1894 im Abgeordnetenhause, „daß wir in absehbarer Zeit nicht allein kein Manko an Lehrern an den höheren Schulen haben werden, sondern daß es sogar von dem Herrn Minister sehr gewagt wäre, wenn er eine — andere als — abmahnende Erklärung bezüglich des Studiums irgend eines höheren Lehrfachs ergehen lassen wollte". Daß der Zusatz „andere als" erst in den offiziellen stenographischen Bericht eingeschoben werden mußte, damit die Stelle nicht völlig sinnlos war, sei nebenbei bemerkt. Die absehbare Zeit war recht kurz. Bevor noch ein Jahr vergangen war, bereits am 25. Februar 1895, erklärte der Regierungskommissar: „Es ist bereits Nachfrage eingetreten, besonders nach solchen Lehrern der neueren Sprachen, die gut geschult und im Stande sind, den Unterricht in den neueren Sprachen nach neuerer Methode zu ertheilen . . . . Die Naturwissenschaftler fangen auch an, gesucht zu werden." Im Frühjahr 1898 sagt der Regierungskommissar in der Kommission in seiner Erklärung zu meiner Petition wegen Veröffentlichung des einschlägigen statistischen Materials: „Thatsache ist, daß der Bestand an Kandidaten für den neusprachlichen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht nicht unerheblich zurückgegangen ist . . . . daß ein Mangel an sofort verfügbaren wissenschaftlichen Hülfslehrern der genannten Unterrichtsgebiete sich mehrfach bemerkbar machte, und richtig ist, daß für diese der Ersatz zunächst unzulänglich ist." Wenn er dabei hinzufügt: „das Angebot für sichere Stellungen reicht auch jetzt noch aus," so ist nicht beachtet, daß die Hülfslehrer zur Wahrnehmung des planmäßigen Unterrichts unbedingt nöthig sind. Im Sinne der Regierung und auf Grund ihrer offiziellen Angaben polemisirt dann Lexis im Nachtrage zu seiner Schrift „die Besoldungsverhältnisse 2c." gegen mich und betont, daß seit 1. Mai 1897 bis Januar 1898 die Kandidatenzahl bereits wieder von 1294 auf 1311 gestiegen sei. Wenn er den Gegenstand beherrschte, hätte ihm doch folgendes sonderbare Bild auffallen müssen, das sich aus den offiziellen Angaben über den jeweiligen Kandidatenstand ergiebt. Es gab Kandidaten:

1. Mai 1894.	1. Mai 1895.	Januar 1897.	1. Mai 1897.	Januar 1898.
1565	1500	1550	1294	1311.

Er hätte ja auch die hier fehlenden Zahlen jederzeit erhalten können und dann gewiß noch deutlicher gesehen, daß es mit den Januarzahlen nicht recht geheuer ist. Die Zahl für den 1. Mai 1898 ist denn auch 1133 gewesen. Diese Verwirrung in der offiziellen Statistik habe ich in der Nummer 648 der „National-Zeitung" von 1898 nachgewiesen. Vermuthlich aus Anlaß dieses Artikels erfolgte für das Jahr 1898 die Veröffentlichung nachträglich in den Blättern für das höhere Unterrichtswesen. Die Veröffentlichung für 1899 aber ist wieder nicht erfolgt.

Die neueste statistische Leistung der Unterrichtsverwaltung ist die bekannte Denkschrift über die Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse der Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten. Sie ist nach dem Titel im Kgl. Statistischen Bureau bearbeitet. Wie weit genanntes Bureau für sie verantwortlich ist, hängt davon ab, ob es nach seiner amtlichen Stellung sich hätte weigern dürfen, auf Grund so mangelhaften Materials die geforderte Berechnung zu machen, und ob die Nichtbeachtung des mustergültigen Materials im Kunze auf seine Rechnung zu setzen ist. Theil II, S. 15 Strich bis S. 20, erster Absatz, rührt anscheinend von einem anderen Autor her, von Jemand, der bei einiger Ahnung von Statistik durch die ersten Seiten der Denkschrift doch als wenig sachlich gekennzeichnet wird. Der Rest, Theil III, beginnt mit der Behauptung: „Eine die Gesundheit der Lehrer beeinträchtigende und deren Lebensdauer verkürzende Einwirkung der Berufsthätigkeit der im aktiven Dienste stehenden, an höheren Unterrichtsanstalten Preußens angestellten Oberlehrer ist aus den über deren Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse vorliegenden Beobachtungen nicht zu entnehmen." Dieser Theil scheint von Jemand zu sein, der die beiden ersten Theile der Denkschrift kaum gelesen haben kann, und der Mangel an Sachkenntniß und Mangel an Wohlwollen in gleicher Weise zeigt. In Theil II hieß es z. B.: Es ist nicht ausgeschlossen, aber auch nicht zu erweisen, daß so viele aus dürftigen Verhältnissen hervorgegangene Männer von geschwächter Gesundheit in den Lehrerberuf eintreten... Der Bearbeiter von Theil III schreibt munter: Es ist jedoch bekannt, daß eine nicht geringe Zahl kränklicher, insbesondere mit Lungen- und Halskrankheiten behafteter und wegen lang andauernder, dürftiger Lebenshaltung überhaupt schwächlicher junger Männer den Lehrerberuf erwählt. — Die eigenthümlichen praktischen Folgerungen, die im Theil III gezogen wurden, sind auch schon vom Minister selbst preisgegeben worden.

Doch nun zu Theil I, d. h. zu der eigentlichen Arbeit des Statistischen Bureaus. Es zeigt sich sofort, daß der für die Lieferung das Materials verantwortliche Beamte und vermuthlich auch der Bearbeiter im Statistischen Bureau mit dem Stoffe nicht genügend vertraut war.

Die Denkschrift zählt 722 in den 15 Kalenderjahren 1884/98 gestorbene Oberlehrer und Direktoren auf. Nach den statistischen Ergänzungsheften des Zentralblattes aber sind in den 15 Schuljahren 1884/99 nicht 722, sondern 746 Oberlehrer und Direktoren gestorben. Da nun nach Ausweis des Kunze im ersten Vierteljahr 1899 bei einem jährlichen Durchschnitt von 50 Todesfällen nur 11 Oberlehrer gestorben sind, kann die Zahl der Todesfälle in den Kalenderjahren 1884/98 kaum um einige Personen geringer gewesen sein als in den Schuljahren 1884/99. Wenn nun also auch die Zahlen des Zentralblattes vollständig sein sollten, was für die letzten 3 Jahre nach Kunze zutrifft, aber sonst immerhin zweifelhaft erscheint, so bliebe doch bestehen, daß in der Denkschrift etwa 3 Prozent der Sterbefälle unter den im Amte befindlichen Oberlehrern nicht berücksichtigt sind. Viel ärger steht es noch mit dem Material für die pensionirten Oberlehrer. Wir sind überzeugt, daß sich schon der Bearbeiter der Denkschrift über dessen Unzulänglichkeit klar gewesen ist und sich hier nicht ganz wohl gefühlt hat. Es können in der That kaum 3/4 der thatsächlich stattgefundenen Todesfälle berücksichtigt sein. Nach der Denkschrift sind die pensionirten Oberlehrer durchschnittlich noch 7 Jahre nach der Pensionirung am Leben. Die in den 15 Jahren 1884/98 gestorbenen müßten nicht unerheblich mehr sein, als die in den 15 Jahren 1877/91 pensionirten. Denn die Zahl der Pensionirungen in den 7 Schuljahren 1877/84 ist nicht unter 350 zu schätzen, in den 7 Jahren 1892/99 aber betrug sie 515, und diese Steigerung muß sich auch schon in der Zahl der Todesfälle geltend gemacht haben. In den 8 Jahren 1884/92 sind nun 467 Oberlehrer pensionirt worden. Wenn wir zu diesen 467 auch nur die 350 Pensionirungen der 7 vorhergehenden Jahre hinzurechnen, so hätten immerhin 817 Todesfälle von im Ruhestande lebenden Oberlehrern in Rechnung kommen müssen, die Denkschrift aber weiß nur von 605. Hieran wird nichts Wesentliches geändert, wenn die auf ihre Richtigkeit nicht zu prüfende Behauptung nicht genau zutreffen sollte, daß die Oberlehrer durchschnittlich noch 7 Jahre im Ruhestande leben.

Die auffallende Erscheinung ferner, daß in dem Alter von 25—30 Jahren die Sterblichkeit der Oberlehrer so außerordentlich groß ist, ist einfach ein weiterer, durch das mangelhafte Material verschuldeter Irrthum der Denkschrift. Sie berechnet nämlich die Stärke der Altersklassen in den verschiedenen Jahren nach ihrem Verhältniß zu einander am 1. November 1895. Aber gerade zu diesem Termine sind die jüngsten Jahrgänge am allerschwächsten während der ganzen 15jährigen Periode gewesen. Die Ausführungen von Prof. Huckert in der Neisser Zeitung vom 9. März 1900, in Verbindung mit dem Mellmann'schen Material, das Prof. Klatt in seinen Kritischen Bemerkungen zu der Denkschrift veröffentlicht hat, ergeben, daß die durchschnittliche Stärke der betreffenden Altersstufe nicht auf 47,22, wie die Denkschrift annimmt, sondern auf 192 anzusetzen ist, von 1000 Oberlehrern der Stufe sind also nicht 21,18, sondern nur 5,28 jährlich gestorben.

Als Schlußergebniß giebt die Denkschrift folgende Zusammenstellung über die Zahl der jährlichen Todesfälle auf 1000 Lebende berechnet

im Alter von	a) Der Oberlehrer im Amte und im Ruhestande zusammen	b) Der gesammten männlichen Bevölkerung Preußens
25—30	21,09	6,87
30—35	3,45	8,28
35—40	4,37	10,45
40—45	7,55	13,56
45—50	9,32	16,70
50—55	12,02	21,91
55—60	23,32	30,07
60—65	45,99	41,55
65—70	65,97	61,37
70—75	111,32	91,72
75—80	144,59	140,19
80—85	192,34	212,66

Bei dieser Berechnung sind 722 Todesfälle von noch im Amte befindlichen und 605 von im Ruhestande lebenden Oberlehrern, zusammen 1327, gerechnet, während ungefähr 746 + 817 = 1563 hätten in Berechnung kommen müssen, es fehlen etwa 15 Prozent. Die gemachten Fehler haben für die verschiedenen Altersklassen eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Die durchschnittliche Stärke der

Altersklassen von 25—30 Jahren ist, wie oben angeführt, viel zu niedrig, auf 47,22 statt auf 192 angenommen, statt 21,09 sind nur 5,29 jährlich vom Tausend gestorben gegenüber 6,87 bei der männlichen Bevölkerung im Allgemeinen. Da nun nach S. 9 der Denkschrift der Eintritt in einen neuen Beruf bei der gesammten Bevölkerung vorübergehend die Sterblichkeit erhöht, so erscheint die Sterblichkeit der Oberlehrer bald nach Antritt des Amtes als eine geringe. Selbst die Höhe von 5,28 auf 1000 ist vielleicht nur durch Zufall gekommen. Darauf führen wenigstens die Verhältnisse in den folgenden Jahrfünften, zumal jedenfalls auch die durchschnittliche Stärke der Altersklassen von 30—35 Jahren, vielleicht auch noch die für das Alter von 35—40 Jahren zu niedrig angenommen ist. Daß von der Gesammtzahl der Todesfälle 15 Prozent nicht berechnet sind, kommt für die Berechnung der Sterblichkeitsverhältnisse bald nach Antritt des Amtes jedenfalls ganz unwesentlich in Betracht, denn gegenüber 47 bis zum Alter von 35 Jahren im Amte gestorbenen Oberlehrern führt die Denkschrift nur 2 im gleichen Alter im Ruhestande gestorbene an. Die Zahl der nicht gerechneten Todesfälle kommt fast ganz auf die höheren Alterklassen, für die zugleich der durchschnittliche Bestand an Lebenden im Amte zu hoch gerechnet sein muß, da er für die niederen zu niedrig gerechnet war. Ich halte es allerdings für nicht unwahrscheinlich, daß die übersehenen Todesfälle vorwiegend den ältesten Jahresklassen angehören, aber ein erheblicher Theil muß auch schon in das Alter von 55—70 Jahren gehören. Es kann danach kaum bezweifelt werden, daß die Sterblichkeit der Oberlehrer für diese Jahre in der Denkschrift zu niedrig berechnet ist. Eine neue Berechnung auf Grund zuverlässigen Materials erscheint durchaus erwünscht. Trotzdem können schon jetzt zwei Punkte als festgestellt angesehen werden. Die Oberlehrer treten mit einem verhältnißmäßig recht großen Kapital an Gesundheit in ihr Amt ein, wie das bei den Anforderungen, die an ihre körperliche Kraft gestellt werden, auch gar nicht anders zu erwarten ist. Dieses Kapital aber ist um das 60. Lebensjahr, wo sich die Wirkungen der andauernden Lehrthätigkeit geltend machen, aufgebraucht und schlägt in ein Defizit um. Verschärft wird dieses ungünstige Ergebniß noch dadurch, daß die Oberlehrer ein Recht darauf haben, daß ihre Verhältnisse nicht mit denen der Gesammtbevölkerung, sondern mit denen der besser gestellten Klassen ver-

glichen werden. Jener Staatsmann, der da meinte, von zu vieler Arbeit sterbe Niemand, hat auch wohl an eine ernsthafte Verwendung seiner Aeußerung nicht gedacht.

Wenn also die Regierung geglaubt hatte, durch die Denkschrift den Vorwurf zurückweisen zu können, daß die Lehrer überlastet seien, so hat sie sich geirrt. Uebrigens wird damit auch nur die Klage über Ueberbürdung berührt, in der sich für die nächsten Jahre in Folge des bestehenden Lehrermangels nichts Durchgreifendes wird machen lassen.

Noch älter sind die Klagen über unbillige Zurücksetzung in Rang und Gehalt gegenüber den juristisch vorgebildeten Beamten. Auch hier stehen den Behauptungen Schröder's die Schriften von Lexis gegenüber. Beim Versuche, das Richtige festzustellen, muß von vornherein eingeräumt werden, daß eine absolut sichere Rechnung theils der beständig wechselnden Verhältnisse wegen, theils in Folge unzureichenden Materials nicht aufgestellt werden kann. Im Folgenden soll daher immer so gerechnet werden, daß die bestehenden Verhältnisse für die Oberlehrer keinenfalls ungünstiger angenommen werden, als sie thatsächlich sind. Die Möglichkeit, daß sie hier und da zu günstig angenommen sind, soll nicht bestritten werden.

Es kommt hier wesentlich auf drei Fragen an. 1. Wann wird der Oberlehrer anstellungsfähig? 2. Wie lange dauert unter normalen Verhältnissen die Wartezeit bis zur Anstellung? 3. Bis zu welchem Alter kann er im Amte bleiben?

Schröder hat (Oberlehrer, Richter, Offiziere S. 11) berechnet, daß die im Kunze für 1896 aufgeführten, während der Jahre 1891—95 geprüften 922 Kandidaten durchschnittlich im Alter von 26,65 Jahren das Examen pro fac. gemacht haben, sodaß auf jeden eine durchschnittliche Studiendauer von 14 Semestern kommt. Auf diese Durchschnittsdauer aber kommt es nicht an, wenn die normale Studiendauer berechnet werden soll. Ich habe unter den in den Jahren 1891—95 geprüften anstellungsfähigen Kandidaten 57 gezählt, die beim Examen über 30 Jahre alt waren. Ihr Durchschnittsalter war reichlich 32 Jahre 1 Monat. Wenn wir dasselbe Durchschnittsalter für die 79 von Schröder gezählten beim Examen über 30 Jahre alten Kandidaten annehmen, so haben sie zusammen 428 Jahre mehr, als nach dem von Schröder berechneten Durchschnitt auf sie kommen müßte, d. h. sie erhöhen das Durchschnittsalter etwa um 1/2 Jahr. Es kann aber gar keinem Zweifel

unterliegen, daß bei den meisten von ihnen irdendwelche anormale Verhältnisse ihre Studienzeit so außergewöhnlich lang haben werden lassen. Wenn das bei einigen nicht zutreffen mag, so wird das dadurch ausgeglichen, daß auch unter den unter 30 Jahren Geprüften sich solche befinden, für die es voll zutrifft. Wollte man also vom Durchschnittsalter ausgehen, so müßten bei der Berechnung wenigstens diejenigen ausgeschieden werden, deren Studienzeit durch besondere, verschuldete oder unverschuldete, Verhältnisse verlängert worden ist. Vielleicht wären so die beim Examen über 30 Jahre Alten auszuscheiden, sodaß wir auf eine Studiendauer von 13 Semestern kämen.

Zu etwas niedrigerem Ergebniß aber kommen wir, wenn wir die zweckmäßigere Rechnung aufstellen, innerhalb welcher Zeit der angehende Student hoffen darf, sein Examen bestanden zu haben. Das würde etwa die Zeit sein, innerhalb deren thatsächlich die Hälfte der Prüflinge das Examen besteht. Von den von Schröder in Rechnung gezogenen 922 Kandidaten haben das Examen bestanden

bis zum	im							nach dem
23.	24.	25.	26.	27.	28.	29.	30.	30. Jahre
57	134	177	141	122	100	67	45	79

Im Maiheft des Centralblattes für 1899 ist das durchschnittliche Abiturientenalter auf 19 Jahre 7 Monate berechnet. Bis zum 12. Semester waren also geprüft worden die bis zum 25. Lebensjahre und noch $^7/_{12}$ der im 26. Jahre Geprüften, das sind 451 oder 48,8 Prozent; bis zum 13. Semester schon noch $^1/_{12}$ der im 27. Lebensjahre Befindlichen, das sind 519 oder 56,3 Prozent. Wir müssen in das 13. Semester hineingehen, damit die Hälfte das Examen bestanden hat.

Diese Rechnung wird im Wesentlichen durch das Maiheft des Centralblattes von 1899 bestätigt, das statistische Mittheilungen bringt über das durchschnittliche Lebensalter der in den Jahren 1. April 1895/96 und 1. April 1896/97 an den öffentlichen höheren Unterrichtsanstalten in Preußen erstmals angestellten Kandidaten des höheren Schulamtes. Es werden die Angaben gemacht zuerst über das durchschnittliche Lebensalter aller in dem betreffenden Jahre angestellten Kandidaten, dann gesondert über das durchschnittliche Lebensalter der Kandidaten, bei denen nicht in persönlichen Verhältnissen liegende Gründe die Ablegung der Lehramtsprüfung oder die erste feste Anstellung seit Erlangung der Anstellungsfähigkeit verspätet haben. Diese letzte Klasse wollen

wir als Normalphilologen bezeichnen. Die im Jahre 1895/96 an staatlichen und nichtstaatlichen Anstalten angestellten 81 Normalphilologen hatten durchschnittlich 5 Jahre 4 Monate, die 83 des Jahres 1896/97 hatten 5 Jahre 5 Monate nach der Reifeprüfung das Examen gemacht, die 164 zusammen durchschnittlich nach 5 Jahren $4^{1}/_{2}$ Monaten. Ueberhaupt angestellt waren in den beiden Jahren 468 Kandidaten, sodaß auf die Normalphilologen nur etwa ein Drittel kommt. Dies Verhältniß ist an sich unglaublich, und daß die Unterscheidung in der That nicht sachgemäß gewesen ist, wird durch die Bemerkung von Lexis (Zur Lage des höheren Lehrerstandes in Preußen, in Conrad's Jahrbüchern III Folge, Bd. 18, S. 294) nahe gelegt, der, um dies Verhältniß als glaublich hinzustellen, z. B. ausgedehnten Aufenthalt im Elternhaus als Vorbereitung zum Examen als Unterbrechung der Studien- und Vorbereitungszeit bezeichnet, der also Vorbereitung zum Examen für eine Unterbrechung der Vorbereitung hält. Vielleicht ist auch die Verspätung durch das Militärjahr als Verspätung durch persönliche Verhältnisse aufgefaßt. Fast kommt man auf den Gedanken, daß als normal nur die Fälle angesehen sind, in denen auf die Exmatrikulation sofort die Meldung zum Examen gefolgt ist. Um also die wirkliche normale Studiendauer zu gewinnen, rechnen wir keinenfalls zu hoch, wenn wir die Mitte ziehen zwischen der Studiendauer der Normalphilologen, die 5 Jahre $4^{1}/_{2}$ Monate beträgt, und der durchschnittlichen Studiendauer sämmtlicher 486 Kandidaten, die für beide Jahre zusammen 6 Jahre 5 Monate beträgt. Wir erhalten so 5 Jahre $11^{1}/_{4}$ Monate.

Wie Schröder ganz richtig hervorhebt, muß nun zur Studiendauer noch etwas hinzugeschlagen werden. Erstens kommt bei einer Anzahl, die allerdings nicht genauer zu bestimmen ist, noch das Militärjahr hinzu. Zweitens darf unter normalen Verhältnissen das Seminarjahr nur zu Anfang der Semester begonnen werden; beim Examen angefangene Semester müssen also bei Berechnung der Vorbereitungszeit als voll gerechnet werden. Endlich hat $^{1}/_{4}$ bis $^{1}/_{3}$ der pro fac. Bestandenen noch ein Nachexamen zu machen, um das wissenschaftliche Zeugniß für die Anstellungsfähigkeit zu erhalten. Wieviel auf diese Dinge mindestens hinzuzurechnen ist, ergiebt sich aus den oben erwähnten Mittheilungen im Centralblatt. Es betrug bei den an staatlichen Anstalten angestellten Normalphilologen — es waren 32 im Jahre 1895/96 und 35 im Jahre 1896/97 — der Zeitunterschied zwischen der

Prüfung und der Erlangung der Anstellungsfähigkeit 1 Jahr 9 Monate bez. 1 Jahr 7 Monate, durchschnittlich 1 Jahr 8 Monate. Im Kunze für 1897/98 habe ich nun unter den im Jahre 1895/96 an staatlichen Anstalten Angestellten keinen, von den 1896/97 Angestellten nur 3 gefunden, die möglicherweise schon 2 Jahre für die praktische Vorbereitungszeit gebraucht hatten. Von dem zwischen Prüfung und Erlangung der Anstellungsfähigkeit liegenden Zeitunterschied von 1 Jahr 9 Monaten kommen also durchschnittlich 1 Jahr 1/2 Monat auf die praktische Vorbereitung, und die durchschnittliche Verspätung durch die oben erwähnten Verhältnisse beträgt 7 1/2 Monate selbst bei den Normalphilologen. Uebrigens galt für die meisten der hier in Rechnung gezogenen Normalphilologen noch gar nicht die Bestimmung, die doch selbstverständlich sein sollte, daß die praktische Vorbereitung erst beginnen darf, wenn die wissenschaftliche Befähigung ohne Einschränkung nachgewiesen ist.

Die niedrigste Schätzung für die Dauer der wissenschaftlichen Vorbereitung ergiebt sonach 6 Jahre 6 3/4 Monate, sagen wir 6 Jahre 6 Monate.

Möglicherweise ist übrigens die Rechnung im Maiheft, die allein die normale Studiendauer nicht wesentlich länger als 13 Semester erscheinen läßt, gar nicht richtig. Bei versuchter Kontrole nach dem Kunze fand ich die Zahlen für Pommern richtig, für Westpreußen aber, wo die Anzahl der in Rechnung zu ziehenden Personen stimmte, waren die Zahlen zu niedrig angegeben. Bei Posen stimmte die Anzahl gar nicht. Ein weiterer, naheliegender Fehler könnte der sein, daß die in Religion als Hauptfach Geprüften mitgezählt sind, durch die jedenfalls die Durchschnittszahlen herabgesetzt werden würden. Ein Versuch, durch Vergleichung mit Kunze über ihre Hinzuziehung Gewißheit zu erlangen, war nicht durchzuführen.

Zu der wissenschaftlichen Vorbereitung, die normaler Weise mindestens 6 Jahre 6 Monate umfaßt, kommen nun 2 Jahre praktischer Vorbereitung, das macht für die ganze Vorbereitung 8 Jahre 6 Monate. Mit 19 Jahren 7 Monaten wird das Abiturientenexamen gemacht, die Anstellungsfähigkeit wird also unter den jetzigen Verhältnissen normalmäßig mit 28 Jahren 1 Monat erreicht.

Für die in den Jahren 1892/96 angestellten Richter und Staatsanwälte stellte sich das Durchschnittsalter bei der großen

Staatsprüfung auf 28 Jahre 11 Monate. Dieses Durchschnittsalter kann natürlich auch nicht ohne Weiteres als Normalalter gelten. Der Jurist kann in weniger als 8 Jahren nach der Reifeprüfung das Staatsexamen machen, und es kommen in der That solche Fälle vor. Aber wir wollen für den Normaljuristen im Sinne des Normalphilologen 8½ Jahre ansetzen. Es sind dabei für das Militärjahr und die Examina 1½ Jahre angesetzt, und da die vorgeschriebenen Ausbildungszeiten für den Durchschnittsjuristen berechnet sind, so sollte dieser Zuschlag genügen. Trotzdem wollen wir, wie wir das oben bei der Berechnung für die Oberlehrer gemacht haben, zu dieser angenommenen Normalzeit noch die Hälfte des Unterschieds von der wirklichen Durchschnittszeit hinzurechnen. Wenn wir hier ebenfalls von einem Abiturientenalter von 19 Jahr 7 Monat ausgehen, so kommen wir mit jenen 8½ Jahren auf 28 Jahr 1 Monat, zu denen nun noch 5 Monate hinzuzurechnen sind. 28 Jahr 6 Monat ist höchstens das Normalalter für Erlangung der Anstellungsfähigkeit seitens der Juristen. Aus den Angaben von Lexis in seinem neuesten Aufsatze: „Nochmals die Lage ꝛc.“ in Conrads Jahrbb. Bd. 19 S. 124 ergiebt sich übrigens als durchschnittlicher Abstand zwischen Referendar- und Assessorprüfung ein Zeitraum von 5 Jahren 4 Monaten 2 Tagen. Zwischen Referendar- und Reifeprüfung können kaum mehr als 3 Jahre 8 Monate liegen, sodaß eine Vorbereitungszeit von 9 Jahren nicht bloß als normalerweise, sondern auch als durchschnittlich ausreichend angesehen werden kann.

Der Jurist braucht danach unter normalen Verhältnissen, wenn überhaupt, ganze 5 Monate mehr zur Erlangung der Anstellungsfähigkeit als der Oberlehrer. Mit Recht weist Schröder darauf hin, daß dabei die Philologen insofern im Nachtheil sind, als ein großer Theil von ihnen bisher noch ein weiteres Examen zu bestehen hatte, um das Oberlehrerzeugniß zu erhalten. Wir wollen aber diesen Punkt nicht weiter betonen, da sie theils dies Nachexamen — allerdings wohl vielfach auf Kosten der Nerven und Arbeitsfreudigkeit — während des Amtes machten, theils thatsächlich auch ohne Ablegung desselben zu dem höheren Gehalte kamen, und weil es endlich für die Zukunft nur noch ein einheitliches Oberlehrerexamen giebt.

Auf alle Fälle gehören diese 5 Monate in die Rubrik des Heller und Pfennig, auf den es bei der Vergleichung der Verhältnisse verschiedener Berufe nicht ankommen kann. Man bedenke, es handelt sich, nachdem der allgemeinen Schulpflicht Genüge gethan ist, um

eine normale Vorbereitungszeit von 14—14½ Jahren! Was machen da 5 Monate aus?

Lexis will allerdings eine geringere Studiendauer für die Oberlehrer als normal hinstellen. Es sagt Z. L. d. h. L., S. 295: „Vor 30 Jahren hatten zwei Drittel der Kandidaten des höheren Lehramtes nur eine Studienzeit von 6—8 Semestern.“ Anscheinend beruht diese Behauptung auf dem von ihm Besoldungsverh. S. 85 f. veröffentlichten Material. Nach diesem hatten allerdings von den in Halle während der Jahre 1851—57 geprüften Kandidaten in den sprachlich-historischen Fächern 40 von 58, in den mathematisch-naturwissenschaftlichen 14 von 21 das Examen nach einem Universitätsstudium von 8 Semestern gemacht, nimmt man aber die in Münster während der Jahre 1855—59 Geprüften hinzu, so sind es 81 von 128, bez. 24 von 38, sodaß zwei Drittel schon nicht ganz erreicht worden. Nun kommt es aber gar nicht auf die Zeit an, während der die Kandidaten immatrikulirt gewesen sind, und wenn man die Zeit bis zur Ablegung des Examens berechnet, so haben nach den dort angeführten Zahlen von jenen in Halle geprüften 58 Philologen 36, von den 21 Mathematikern 16, im Ganzen 52 von 79 das Examen bis zum Ablauf des 12. Semesters gemacht. Vor Ablauf des 10. Semesters war es im Ganzen nur 37, also noch nicht die Hälfte. Bei der Kleinheit der Zahlen und ihre Beschränkung auf 1 bez. 2 Universitäten ist natürlich ihre Beweiskraft eine sehr geringe, aber nach ihnen ist schon vor über 40 Jahren die thatsächliche Studiendauer nicht so sehr viel kürzer gewesen, als wir sie für jetzt als normal aufgestellt haben.

Recht bezeichnend für Lexis ist folgender Passus aus Besoldungsverh. S. 86: „Im Uebrigen beweisen genügend zahlreiche Beispiele, daß es thatsächlich einem fleißigen Studirenden recht wohl möglich ist, 4 Jahre, oder wenn er auf der Universität seiner Militärpflicht genügt hat, 5 Jahre nach der Reifeprüfung das Oberlehrerexamen zu bestehen, und daher ist die Annahme der Unterrichtsverwaltung vollkommen gerechtfertigt, daß die normale Studiendauer mit Einschluß der ordnungsmäßigen Prüfungszeit 4¾ Jahre betrage. Wenn viele Studirende in Wirklichkeit mehr Zeit brauchen, so ist das ihre Sache, und es lassen sich darauf, etwa bei Vergleichen mit den Verhältnissen der Juristen, keinerlei Ansprüche zu ihren Gunsten begründen.“ Unter den 170 von ihm S. 85 und 86 angeführten Kandidaten, die in den Jahren 1892—97 bez. 1894—97 in Halle bez. Münster geprüft waren, hat kein einziger

bis zum 8. Semester das Examen gemacht, nur 28, d. h. 16,5 Prozent, bis zum 10. Semester. Nach Lexis' Urtheil hatte also von diesen 170 kein einziger in seiner Studienzeit seine Schuldigkeit gethan, wenn nicht etwa unter jenen 28 einige in der Zeit schon ihr Militärjahr abgedient hatten.

Hinsichtlich der Zukunft sagt Lexis (Z. L. d. h. L. S. 295): „Bei der Feststellung der neuen Prüfungsordnung hat unzweifelhaft auch das Bestreben mitgewirkt, eine Verkürzung der durchschnittlichen Studienzeit herbeizuführen, und es ist zu wünschen, daß die Unterrichtsverwaltung auf die Erreichung dieses Zweckes auch mit anderen geeigneten Mitteln bedacht bleibe. 10 Semester sollten nicht nur im Durchschnitt, sondern normaler Weise für die große Mehrzahl, und zwar mit Einschluß des Militärdienstes, hinreichen, um die Studirenden in Stand zu setzen, die Oberlehrerprüfung nach den jetzigen Bestimmungen mit Erfolg zu bestehen." Das hier aufgestellte Idealbild von 10 Semestern normaler Studienzeit ist gar kein Ideal, sondern es würde im Gegentheil ein banausisches Heruntersteigen des höheren Lehrerstandes bedeuten. Gewiß ist es für gut begabte, fleißige junge Leute möglich, wenigstens wenn sie nicht dienen, das Ziel in der Zeit zu erreichen. Höchst beklagenswerth aber wäre es, wenn von vornherein die große Mehrzahl nur fragte: Was brauche ich zum Examen? wenn sie gleich sich sagte: Dies eine Fach für obere Klassen, jene beiden für mittlere. Alle Idealität, die Lebensluft des höheren Lehrerstandes, wäre damit dahin. Es ist schlimm genug, daß manchen von vornherein die persönlichen Verhältnisse dazu zwingen, wehe aber dem Volke, dessen Jugend einer Zumuthung der Regierung, sich solche Scheuklappen anzulegen, willig folgt. Wir denken, die Regierung wird dies nicht verlangen, und die Jugend würde nicht folgen. Thatsächlich haben wir nicht durchweg mit besonders begabten jungen Leuten zu rechnen. Zweitens werden Viele erst im Verlaufe des Studiums zur bestimmten Entscheidung für dieses und jenes Fach gelangen. Drittens werden viele, und das werden nicht die schlechtesten sein, das Bedürfniß haben, sich zeitweilig auch auf anderen Gebieten umzusehen, oder aber ganz speziellen Studien in ihrem Fache sich zu widmen. Wie wünschenswerth ist es, daß Neusprachler sich einmal im Auslande aufhalten, daß Altsprachler sich auf dem Gebiete der Archäologie umsehen! Daß letztere die Länder, mit deren Geschick sie sich beschäftigen, durch Augenschein kennen lernen, sollte nicht so selten der Fall sein, als es jetzt ist.

Wir hoffen, auch hinfort werden die Begabteren nicht von vornherein ihr Studium so einrichten, daß ein Bestehen des Examens mit besser als „genügend" ausgeschlossen ist, und warum die minder Begabten später mit weniger Zeit auskommen sollen als bisher, ist nicht recht einzusehen.

Zugeben wollen wir, daß die neuen Examenbestimmungen darauf abzielen, die bisher vielfach beklagte Willkür und Einseitigkeit der Examinatoren einzuschränken. Sie mögen auch dazu geeignet sein, aber die in der Mannigfaltigkeit des Studiums liegenden Schwierigkeiten können sie nicht beseitigen. Immer werden manche Universitätsprofessoren ihre Aufgabe mehr darin sehen, zukünftige Gelehrte und Forscher, als darin, zukünftige Oberlehrer auszubilden; vielleicht können wir sogar sagen, hoffentlich wird es immer solche geben. Aber auch abgesehen davon, gehört es sich für den höheren Lehrer, daß er wissenschaftlich arbeiten kann, und das kann er nur bei der Kleinarbeit lernen. Glücklich ist der, der selbst Aufgaben findet, die ihn reizen, sie werden für ihn die fruchtbarsten sein. Aber der Anfänger wird sie nicht immer finden, er wendet sich an den Professor. Naturgemäß sucht dieser die Aufgaben in erster Linie in seinem Spezialgebiete. Selbst wenn er dabei den doch naheliegenden Fehler vermeidet, daß er nur für ihn selbst wünschenswerthe Untersuchungen durch den Studenten anstellen läßt, bleibt immer die Gefahr, daß die gewählten Aufgaben für den Studenten nach seiner Eigenart gar nicht anregend sind; er verbringt damit viel Zeit, und heraus kommt eine bloße Stoffsammlung, die für ihn wenig fruchtbar ist. Klagen über in solcher Weise nutzlos verbrachte Zeit wird mancher auch von solchen gehört haben, die schließlich ihr Examen mit Ehren bestanden haben und darum als unverdächtige Zeugen gelten können.

Die lange Studiendauer bei den Oberlehrern ist also in dem Gegenstande begründet, nicht in irgend welchen schlechten Gewohnheiten der Philologen. — Diejenigen, welche ein persönlicher Vorwurf treffen könnte, haben wir ja in unsere Berechnung gar nicht hineingezogen. — Selbst aber wenn die neue Prüfungsordnung insofern als eine Erleichterung hingestellt werden kann, als ein größerer Bruchtheil als bisher gleich das volle Oberlehrerzeugniß erhalten wird, so liegt doch auch wieder eine viel größere Erschwerung im Wegfall des Lehrerzeugnisses. Eine Beschleunigung des Studiums muß daher bis zum thatsächlichen Beweise des Gegentheils als ausgeschlossen gelten.

Eine kleine Beschleunigung könnte die Regierung vielleicht durch Verleihung eines angemessenen Titels an die Kandidaten und durch Beschränkung des Oberlehrertitels auf akademisch gebildete Lehrer herbeiführen. Denn die beiden hier erwähnten Mißstände lassen die Erwerbung des Doktortitels immer noch Vielen wünschenswerth erscheinen, und seine Erwerbung kostet immer auch viel Zeit. Dies Abhilfemittel bei der jetzt beginnenden Lehrernoth ist wenigstens keins, das den Teufel durch Beelzebub austreibt, wie das die vorzeitige Zulassung zum Seminarjahre thut. Von dieser Möglichkeit abgesehen, muß für die Beurtheilung der Oberlehrerverhältnisse auch fernerhin die Zeit von mindestens 8½ Jahren als normal für die Dauer der Ausbildung gelten.

Wir kommen nun zur Wartezeit von der Erlangung der Anstellungsfähigkeit bis zur festen Anstellung. Die jetzigen Verhältnisse sind durchaus ungewöhnliche. Wenn in den letzten Jahren die Anstellung an den Staatsanstalten durchschnittlich im 37. Lebensjahre erfolgt ist, über 8 Jahre nach erlangter Anstellungsfähigkeit, so ist das ganz wesentlich eine Folge davon, daß jetzt erst die Fehler früherer Zeit ausgeglichen werden, wo Zufall und Willkür bei den Anstellungen walteten. Dazu kommt, daß bei dem jetzt herrschenden Lehrermangel mancher, der bei der früheren Ueberfüllung auf die Anstellung an höheren Lehranstalten verzichtet hatte, sich jetzt wieder in die Listen hat eintragen lassen. So kommen bei dem jetzt eingeführten Anciennitätsprinzip an den Staatsanstalten fast ausschließlich unverhältnißmäßig alte Kandidaten zur Anstellung. Da neuerdings auch die vom Staate unterstützten städtischen Patronate diese älteren Kandidaten bei der Stellenbesetzung berücksichtigen müssen und die Städte bald froh sein werden, wenn sie überhaupt Lehrer haben, so wird in wenig Jahren eine gründliche Aenderung hierin eingetreten sein. Die dann eintretenden Verhältnisse werden allerdings auch wieder keine normalen sein, da ein großer, ja der größte Theil der Hilfslehrerstellen durch Probanden und Seminarkandidaten wird besetzt werden müssen, wenn das überhaupt noch möglich ist.

Nunmehr wollen wir sehen, was unter den jetzt vom Staate geschaffenen Verhältnissen normale Wartezeit ist. Kunze's Kalender führt an den Staatsanstalten zu Beginn des Schuljahrs 1899/1900 an zweifellos vollbeschäftigten Hilfslehrern 274 auf. Dabei sind die stundenweis beschäftigten größtentheils nicht gezählt, obwohl auch von ihnen viele hierher gehören würden. Von den Probanden

und Seminaristen ist auch noch eine große Zahl voll beschäftigt. Staatliche Oberlehrer gab es 2408. Die Organisation der staatlichen höheren Schulen ist also derart, daß auf 2408 Oberlehrer 300 nicht fest angestellte Kandidaten kommen. Das thatsächliche Verhältniß ist 1 Hilfslehrer auf kaum 8 Oberlehrer, nicht 1 Hilfslehrer auf 13 Oberlehrer, wie die Regierung sich so gern den Anschein giebt, indem sie immer bloß von den etatsmäßigen spricht. Angestellt wurden an den Staatsanstalten in den Jahren 1888/96 jährlich durchschnittlich 77 Oberlehrer. Das giebt also eine Wartezeit von 4 Jahren, wenn Bedarf und Angebot sich genau decken und so jeder sofort nach erlangter Anstellungsfähigkeit zur Beschäftigung als Hilfslehrer kommt. Ein solcher Idealzustand für die Lehrer ist aber durchaus kein Idealzustand für die Schule. Bei ihm ist kein Ersatz möglich, wenn im Laufe des Semesters plötzlich eine Lehrkraft nöthig wird. Ebensowenig kann bei der Stellenbesetzung auf die Persönlichkeit und auf die verschiedene Lehrbefähigung der Einzelnen Rücksicht genommen werden; jeder muß herangezogen werden, mag er passen oder nicht. Zu normalen Verhältnissen gehört also, besonders bei der Mannigfaltigkeit der benöthigten Fakultäten, daß etwa ein halber Jahrgang überschüssig ist. Nur unter solchen Verhältnissen ist eine den Bestimmungen und dem Zwecke entsprechende Anwendung des Seminar- und des Probejahrs und eine den Interessen der Schule gerecht werdende Besetzung der Lehrerstellen möglich.

Wenn Lexis demgegenüber (Z. L. d. h. L. S. 296) von der Möglichkeit spricht, daß einmal die Wartezeit nach erlangter Anstellungsfähigkeit ganz wegfallen könnte, so ist gegen diese Naivetät garnicht aufzukommen. Zur Verwirklichung eines solchen Zustandes gehörte nicht nur die Umwandlung sämmtlicher Hilfslehrerstellen in Oberlehrerstellen, sondern es müßten auch für vorübergehende Vertretungen Oberlehrer angestellt werden. Oder hält er etwa eine Ordnung der Verhältnisse der Oberlehrer für zulässig, bei der die Verwaltung der Hilfslehrerstellen durch noch nicht praktisch ausgebildete, oder womöglich noch nicht geprüfte Kandidaten als ordnungsmäßig angesehen wird, Zustände, wie wir sie schon gehabt haben, und wie sie leider wieder bevorstehen. Von gleicher Naivetät ist es, wenn Lexis das so schöne aktenmäßige Verhältniß von 13 Oberlehrern zu 1 Hilfslehrer vergleicht mit dem noch nicht 3 zu 1 betragenden Verhältniß zwischen Richtern und Assessoren. Bei den Philologen wird über ein Drittel der im Staatsinteresse dringend nothwendigen

Kandidaten nicht beachtet, bei den Juristen werden alle, auch die für den Staatsdienst durchaus überflüssigen, Assessoren gerechnet.

Zur Bestimmung der normalen Wartezeit bei den Juristen dürfen natürlich nur die Assessoren herangezogen werden, die zur regelrechten Wahrnehmung der Rechtspflege benöthigt werden, d. h. nur die gegen Diäten beschäftigten. Nach Lexis „Nochmals die Lage“ S. 124 gab es 1898 bei der Staatsanwaltschaft 66 etatsmäßige Assessorenstellen. Im selben Jahre wurden 1 400 000 Mark an Gerichtsassessoren für die Verwaltung von Kommissorien gezahlt. Die Remuneration für diese beträgt 200 Mark im Monate, 2400 im Jahre, sodaß durchschnittlich 584 Assessoren in Kommissorien beschäftigt gewesen sind. Die Justizverwaltung bedarf also außer den Staatsanwälten und Richtern noch etwa 650 Assessoren. Die jährliche Anstellung von Richtern und Staatsanwälten beträgt etwa 200 und die normale Wartezeit ist auf höchstens 4 Jahre anzunehmen. Der Zuschlag von 1/2 Jahr, wie er bei den Oberlehrern geboten war, um Bedürfnissen, die im Laufe des Semesters eintreten, gerecht werden zu können, oder um die nicht den Bedürfnissen entsprechende Vertheilung auf die verschiedenen Fakultäten auszugleichen, ist hier nicht nöthig, da es bei den Juristen keine verschiedenen Fakultäten giebt, und auch die Befähigung zur Bekleidung des Richteramtes nicht nur am Schlusse der Semester ertheilt wird. Will man aber, um Schwankungen im Zugang und Verbrauch ausgleichen zu können, eine weitere Wartezeit von etwa 1/2—1 Jahr hinzufügen, wogegen nichts einzuwenden ist, so muß ein Gleiches für die Lehrer geschehen.

Manche wollen nun allerdings bei der Vergleichung der Verhältnisse verschiedener Berufe nicht von der Wartezeit ausgehen, wie sie durch die staatlichen Einrichtungen bedingt ist, sondern von der thatsächlichen Wartezeit. Menschliches Mitgefühl mit den sehnsüchtig Wartenden mag unter Umständen diese Rechnung rechtfertigen, aber für die regelmäßige Ordnung der Verhältnisse ist sie ganz zweckwidrig. Im Allgemeinen richtet sich der Zustrom zu den einzelnen Fächern nach den Aussichten, die sie auf Annehmlichkeiten oder Einnahmen bieten. Wenn sich also bei einer Beamtenklasse dauernd ein so starker Zustrom bildet, daß die überschießende Wartezeit, d. h. die Zeit von Erlangung der Anstellungsfähigkeit bis zu dem Zeitpunkte, wo die Einzelnen gebraucht werden, stetig unverhältnißmäßig lange dauert, so kann das nur als Zeichen dafür gefaßt werden, daß diese Beamtenklasse durch Annehmlich-

keiten oder Einnahmen verhältnißmäßig zu günstig gestellt ist, oder wenigstens ihre Stellung als günstiger eingeschätzt wird, als die anderer Berufe. Aus der langen Dauer der überschüssigen Wartezeit bei den Juristen gegenüber der baldigst wieder zu erwartenden geringeren Wartezeit der Oberlehrer darf daher, wenn überhaupt etwas, nur dies eine geschlossen werden, daß die Richter bisher gegenüber den Oberlehrern zu günstig gestellt waren.

Die normale Ausbildungsdauer beträgt beim Oberlehrer höchstens 1/2 Jahr weniger, als beim Juristen, seine normale Wartezeit wieder etwa 1 Jahr mehr. Für beide würde normaler Weise, d. h. bei Anpassung des Angebots an den Bedarf, bei dem jetzt bestehenden Verhältnisse zwischen fest angestellten und diätarisch beschäftigten Beamten die Anstellung um das 33. Lebensjahr erfolgen, für die Juristen aber etwa 1/2 Jahr früher als für die Oberlehrer.

Für die Gestaltung der Laufbahn ist nun von allen Seiten zugestanden, daß die Aussicht auf höhere Stellungen für die Oberlehrer viel ungünstiger ist, als für die Juristen. Im Kunze 1899/1900 sind 377 Direktorenstellen an Vollanstalten angeführt einschließlich der augenblicklich nicht besetzten, dazu kommen etwa 25 Stellen für Provinzialschulräthe und einige Stellen im Ministerium; so haben wir kaum 410 Beamte, die über den Rang und das Gehalt der Professoren hinauskommen, denn die Direktoren der Nichtvollanstalten ragen über diese im Range überhaupt nicht, im Gehalt nur ausnahmsweise empor. Diese 410 sind aus 6400 die Erkorenen; noch nicht jeder Fünfzehnte ist in eine höhere Stellung gekommen. Bei den Juristen kommen nach Lexis (Bes. verh. S. 96) auf 4052 Staatsanwälte und Richter 753 preußische Beamte in höheren Stellungen, zu denen nach Lexis selbst (Z. L. d. h. L. S. 290) noch 57 Stellen beim Reichsgericht kommen, auf 4052 unterste Stellen 810 höhere, jeder Sechste ist avancirt. Selbst wenn wir die 171 Direktoren der Nichtvollanstalten als avancirt rechnen, was doch kaum zulässig ist, kommen wir nur auf 1 Beförderten unter 11. Da nun aber der Wechsel in den höheren Stellungen schneller ist, als in den niederen, so giebt das Verhältniß von 6 : 1 bzw. 6 : 15 noch gar nicht an, wie sehr die Oberlehrer mit ihren Avancementsaussichten gegenüber den Richtern im Nachtheil sind.

Weit empfindlicher ist für die Oberlehrer noch der Nachtheil, daß sie früher als die Richter aus dem Dienste scheiden. Nach dem Kunze waren unter 6405 Direktoren und Oberlehrern 89 (75 bis 1833 geborene und ein Drittel der 41 im Jahre 1834 ge-

borenen) bei Beginn des Schuljahrs 1899/1900 im Alter von 65 Jahren, das sind 1,4 Prozent. Bei den richterlichen Beamten gab es nach den bei Berathung des Gesetzes vom 13. Juli 1899 betreffend die Versetzung richterlicher Beamten in den Ruhestand seitens der Regierung gemachten Angaben unter 4467 volle 402, die 65 Jahre und darüber waren, das sind 9 Prozent. Um auf diesen Prozentsatz zu kommen, müßten wir bei den Oberlehrern bis zu den 58 Jahre alten zurückgehen. Ohne Weiteres können nun allerdings die Zahlen bei Richtern und Oberlehrern nicht mit einander verglichen werden, da das Anwachsen der Beamtenzahl bei beiden Berufen nicht gleich gewesen ist. Im Jahre 1859/60 hatte Preußen 1911 Oberlehrer in seinen alten Provinzen; da nun im Jahre 1867/68 die neuen Provinzen reichlich 1/5 soviel hatten, als die alten, so können wir sie für den jetzigen Gesammtstaat auf höchstens 2400 im Jahre 1859/60 veranschlagen. Diesen 2400 stehen jetzt 6400 gegenüber. Die Vermehrung der Stellen beträgt also ca. 270 Prozent. So stark ist die Vermehrung bei den Richterstellen keinenfalls gewesen, denn in Folge der Gerichtsorganisation von 1879 ist die Zahl der Richterstellen so eingeschränkt worden, daß es 1885 an Richtern und Staatsanwälten 469 weniger gab als 1878. Jetzt dürfte die Zahl von 1878 ungefähr wieder erreicht sein. Die Zunahme vorher kann ich leider nicht feststellen. Wir wollen sie der Bevölkerungszunahme entsprechend auf jährlich 1 Prozent ansetzen. Wahrscheinlich ist das bei dem gewaltigen Aufschwung des Volkslebens in dieser Zeit viel zu niedrig. Wir nehmen nun an, daß in jedem Jahre derselbe Prozentsatz der vorhandenen Richter zur Anstellung gekommen ist, und daß die jetzt über 65 Jahre alten Richter durchschnittlich um das Jahr 1860 zur Anstellung gekommen sind. — Ungefähr wird das ja stimmen. — Danach kommen wir dazu, daß die Zahl der über 65 Jahre alten Richter jetzt um 18 Prozent höher sein müßte, wenn die Zahl der Stellen 1860 schon die gleiche gewesen wäre, wie im Jahre 1899. Es würden unter dieser Voraussetzung 474 statt 402 sein, also 10,6 Prozent. Bei den Oberlehrern ist nun zweifellos die Zahl der Anstellungen um das Jahr 1860 verhältnißmäßig viel größer gewesen, als jetzt. Es nahm nämlich die Zahl der Stellen für die alten Provinzen allein von 1859/60 bis 1867/68 um jährlich 91 zu (für den Gesammtstaat also vermuthlich um ca. 110), von 1881/82 bis 1899/1900 nur um ca. 75. Es haben danach in jenen Jahren allein in Folge von Neugründungen von

Stellen fast halb so viel Anstellungen stattgefunden, als in den letzten 15 Jahren überhaupt stattfanden. Da nun aber ein Theil der jetzt über 65 Jahre alten Oberlehrer schon vor 1860 angestellt ist, wo die Zahl der Neugründungen noch geringer war, so wollen wir die Zahl der über 65 Jahre alten doch um 100 Prozent erhöhen. Es würden so statt 89 ihrer 178 sein, d. h. statt 1,4 wären es 2,8 Prozent der Gesammtzahl. Die so ermittelten Prozentsätze der über 65 Jahre alten Herren von 2,8 Prozent bei den Oberlehrern und 10,6 Prozent bei den Richtern geben einen ungefähren Maßstab für die Benachtheiligung der Oberlehrer durch ihr früheres Ausscheiden aus dem Amte. Dabei sind die Richter in höheren Stellungen, unter denen doch die Herren im höheren Alter besonders vertreten sind, nicht mitgezählt.

Dieses frühe Ausscheiden der Oberlehrer ist durch die Natur des Berufes bedingt. Wenn ein Lehrer nicht mehr ganz dienstfähig ist, so wird er pensionirt. Ist er noch in sehr jungen Jahren, so mag ja manchmal die Nachsicht der Vorgesetzten und der Opfermuth der Kollegen ihn noch eine Weile im Amte erhalten, ist er aber schon älter, sodaß seine Pension nicht mehr allzu gering ausfällt, so ist von wesentlicher Entlastung nicht die Rede, es bleibt ihm nichts übrig, als die Pensionirung, will er nicht mit grauen Haaren noch das traurige Loos haben, zum Kinderspott zu werden. Ganz anders steht die Sache bei den Richtern. Die Zwangspensionirung ist auch bei den ältesten Herren nur nach förmlichem Verfahren möglich. Die durch allerlei Vorsichtsmaßregeln geschützte Unabhängigkeit schützt vor Verleidung des Amtes. Das vielfach noch höhere Alter der Vorgesetzten erschwert die moralische Einwirkung und macht den Untergebenen unempfindlich gegen die eigenen Schwächen. Ist der Herr dann einmal überaltert, so tritt auch die Scheu vor den weißen Haaren hinzu, denen man keinen Kummer bereiten will. Kurz, es dürfte ein offenes Geheimniß sein — sogar in Ministerreden wird machmal darauf hingedeutet –, daß ein Theil der über 65 Jahre alten Richter gar nicht mehr wirklich dienstfähig ist. Doch auch abgesehen von diesen Verhältnissen, die nicht sein sollten, aber vielleicht unvermeidbar sind, ist beim Richterberuf Rüstigkeit des Körpers vielfach nicht erforderlich, so daß es möglich ist, ohne Schaden auch körperlich nicht mehr rüstige Herren im Dienste zu belassen. Durch die Möglichkeit, dem körperlichen Befinden Rechnung zu tragen, z. B. durch Legung

der Termine nach Bequemlichkeit, oder die Verschiebung der Arbeit auf Tage besserer Gesundheit, wird auch die geistige Rüstigkeit länger aufrecht erhalten. Ueberdies ist die Vertretung jederzeit möglich.

Ganz anders ist es im Lehrerberufe. Auch die körperliche Frische ist nicht zu entbehren, denn stets muß im Unterrichte die Anregung vom Lehrer ausgehen. Ein Legen der Stunden nach den körperlichen Bedürfnissen ist nur ausnahmsweise möglich, die Verschiebung selbst der häuslichen Arbeit ist auf enge Grenzen beschränkt. Eine wirklich sachgemäße Vertretung auf kurze Zeit ist überhaupt nicht denkbar. Auch bei Vertretungen, deren wochenlange Dauer von vorn herein zu übersehen ist, sind in der Regel weder staatliche noch städtische Behörden bereit, einen besonderen Vertreter zu bewilligen. Die Vertretung wird den übrigen so schon genügend belasteten Kollegen aufgebürdet, wobei dann oft auch bei der ursprünglichen Vertretung gar nicht betheiligte Fächer und Klassen in Mitleidenschaft gezogen werden. Diese Umstände bringen es mit sich, daß die Oberlehrer nur in den dringendsten Fällen Urlaub erbitten und erhalten. Jetzt wirkt dazu die in dem ganzen höheren Unterrichtswesen herrschende nervöse Unruhe abspannend auf den Lehrer, der bald auf diese, bald auf jene neue Weisungen sich einrichten muß und dabei sich doch auch mit dem eigenen pädagogischen Gewissen abfinden möchte. All' diese Verhältnisse führen darauf, daß die Oberlehrer sich pensioniren lassen, sobald sie das Abnehmen der Kräfte merken und sie es mit Rücksicht auf ihre Familie irgend können, während die Richter bei gleicher körperlicher und geistiger Rüstigkeit mit vollem Rechte noch im Amte bleiben.

Eine angemessenere und sachverständigere Abmessung der Arbeitskraft der Oberlehrer würde gewiß die Verhältnisse etwas bessern. In der Hinsicht ist geradezu unbegreiflich, wie die Maximalstundenzahl für die Oberlehrer zugleich zur Normalzahl gemacht werden konnte. (Vergl. den Aufsatz von Joh. Butzbach im Januarheft dieser Zeitschrift.) Auch der Laie muß begreifen, daß eine Stundenzahl, die unter besonders günstigen Verhältnissen, z. B. an Nichtvollanstalten mit 80 Schülern, als zuläſſiges Maximum anerkannt ist, schon unter normalen Verhältnissen, z. B. Vollanstalten mit 200 Schülern, zu viel ist. Sie ist aber sogar für überfüllte Vollanstalten zur Normalzahl gemacht. Derartige Bestimmungen sind wohl die Folge davon, daß diese Frage als Finanzfrage behandelt wird und in Finanzfragen nur Persönlichkeiten mitzusprechen

haben, die von der Lehrerthätigkeit nur aus ihrer Schülerzeit etwas wissen. Die technischen Räthe des Kultus-Ministeriums sind Männer, die vermuthlich selber eine über das Durchschnittsmaß hinausgehende Arbeitskraft besitzen und außerdem das Aufreibende der Lehrerthätigkeit an ihrer eigenen Person gar nicht erfahren haben. In der Zeit, oder schon vor der Zeit, wo das Korrigiren als ein Alp die Spannkraft des Geistes niederzudrücken beginnt und die ewig gleiche Pflicht lähmend wirkt, wurden sie Direktoren, dann Provinzialschulräthe, dann Vortragende Räthe. So haben sie nicht empfunden, wie der Lehrer allmählich mürbe wird, wenn er gezwungen ist, seine ganze Arbeitskraft unmittelbar in den Dienst des Unterrichts zu stellen, ohne daß die Aussicht auf sichtbare Erfolge für die eigene Person oder die Möglichkeit, in wissenschaftlichen oder anderen Bestrebungen der eigenen Persönlichkeit gerecht zu werden, die Kräfte des Geistes und Körpers belebt. Recht bezeichnend dafür, wie gerade die Lehrthätigkeit mit dem beginnenden Alter an den Kräften zehrt und mit ihm nicht mehr vereinbar ist, ist die verhältnißmäßig zunehmende Zahl der Direktoren gegenüber den Oberlehrern gleichen Alters. In den Jahren 1839/36 sind von den jetzt im Amte befindlichen höheren Lehrern geboren neben 204 Oberlehrern 60 Direktoren, 1834/35 entsprechend 62 und 23, aber 1833/30 schon 33 und 23, aus den Jahren 1829/22 vollends stehen 8 Oberlehrer gegenüber 11 Direktoren. Etwas mag die Erscheinung an der ursprünglich rüstigeren Gesundheit der Direktoren liegen, der Hauptgrund kann aber nur sein, daß die Verwaltungsthätigkeit sich mit dem Alter besser vereinigt, als die Lehrthätigkeit. Nur ausnahmsweise fühlt ein Lehrer von über 65 Jahren sich noch dem Amte gewachsen. Daß bei vielen eine um einige Jahre frühere Pensionirung in ihrem persönlichen Interesse läge, beweist zur Genüge die hohe Sterblichkeit der Lehrer im Alter nach 60 Jahren. Daß sie ebenso im Schulinteresse läge, kann nicht öffentlich bewiesen werden, bedarf aber auch kaum eines Beweises. -- Selbst vor dem Anklopfen des Alters wird beim Lehrer leichter als in anderen Berufen eine vorzeitige Pensionierung nothwendig. Es dürften kaum Richter zum Abschiede genöthigt werden, weil sie die streitenden Parteien nicht in Ordnung halten können. Bei Lehrern sind frühe Pensionirungen wegen der Unfähigkeit, Disciplin zu halten, nicht selten auch bei Männern, die nach Wissen und Charakter die höchste Achtung verdienen. Körperliche Leiden, wie Schwerhörigkeit, die in einem andern Berufe wenig hinderlich

wären, werden für den Lehrer verhängnißvoll. Schwächliche Körper, besonders wenn die Lunge oder der Hals betheiligt sind, können nicht geschont werden, selbst kleine Ausschweifungen greifen den Körper und Geist unverhältnißmäßig schwer an, weil der alle Kräfte beanspruchende Unterricht nicht dem Kater zuliebe verschoben werden kann. So bringt es die Natur des Berufes mit sich, daß Schwäche des Charakters oder des Körpers leichter zur Aufgabe des Amtes zwingen als in anderen Berufen.

Der großen Sterblichkeit der Oberlehrer nach dem 60. Lebensjahre müßte also sofort durch Herabminderung der Anforderungen an sie gesteuert werden. Wenn der jetzige Lehrermangel eine durchgreifende Aenderung ausschließt, so sollte wenigstens für die älteren Lehrer, etwa für die über 25 Jahre im Amte befindlichen oder für die über 55 Jahre alten eine Herabsetzung der Pflichtstundenzahl eintreten. Ein erhebliches Hinausschieben der Pensionirung aber ist, wie im Schulinteresse nicht wünschenswerth, so überhaupt nicht möglich. Lehrreich dafür ist, was wir in Schröders neuester Schrift: „Im Kampf ums Recht" S. 76 lesen: „Die bayerischen Oberlehrer haben so lange Ferien, wie hier vorgeschlagen ist — d. h. 13 Wochen statt 10½ in Preußen —, sie haben wöchentlich 5 Stunden weniger zu unterrichten als die preußischen, sie haben nicht halb so viel Korrekturen zu erledigen, und doch sind sie ebenso früh aufgerieben, wie ihre preußischen Kollegen. Denn auch in Bayern waren 10 Prozent Richter, von den höheren Lehrern einschließlich Direktoren nur 1,75 Prozent 65 Jahre alt."

Gerade dies unvermeidliche frühe Ausscheidealter schließt für die Oberlehrer eine besondere Härte ein. Beim Juristen beginnt die pensionsfähige Dienstzeit mit dem Referendarexamen, durchschnittlich bald nach dem Eintritt in das 24. Lebensjahr, bei den Oberlehrern nach dem Ausscheiden der Fälle besonderer Verspätung erst 3 Jahre später, nach dem Eintritt in das 27. Lebensjahr. Der Jurist bleibt über das Alter von 65 Jahren hinaus im Amte, der Oberlehrer scheidet, auch wenn er rüstig geblieben ist, doch nur ausnahmsweise nach dem 65. Lebensjahre aus. Erschwert wird das Erreichen der höchsten Pension beim Oberlehrer noch dadurch, daß ihm nur die Zeit gerechnet wird, wo er wirklich im öffentlichen höheren Schuldienst gebraucht wurde, während dem Juristen auch die Zeit angerechnet wird, wo er in seinem eigenen Interesse Beschäftigung erhielt, oder auch beurlaubt war. Das Ergebniß ist:

Beim Juristen ist das Erreichen der höchsten Pension nahezu selbstverständlich, beim Oberlehrer nur für eine Minderheit möglich. Nach Kunze sind unter den 227 in der Zeit vom 1. November 1895 bis 30. April 1899 pensionirten, deren Pensionsalter angegeben ist, nur 67 mit einem solchen von 40 Jahren oder mehr.

Eine Besserstellung der Oberlehrer gegenüber den Juristen ist nun allerdings kaum als im Bereiche der Möglichkeit liegend anzusehen, da sie weder in der Verwaltung noch in den Parlamenten die entsprechende Machtstellung einnehmen. Sie ist vielleicht auch nicht wünschenswerth, da durch sie auch allerhand Elemente in den Stand hineingezogen würden, die in den nun einmal an sich Entsagung verlangenden Beruf nicht hineinpassen. Ein unbedingtes Gebot der Billigkeit aber ist die endliche Herbeiführung der Gleichstellung in Gehalt und Rang unter gleichzeitiger Regelung der Pensionsbedingungen in solcher Weise, daß die Oberlehrer durchschnittlich etwa mit 63 Jahren zur höchsten Pension gelangen.

Diese Billigkeit gegen die Oberlehrer ist zugleich eine Pflicht gegen den Staat. Die Regierung kann den Vorwurf nicht von sich abschütteln, daß sie die volle Verantwortung für die jetzt durch den Lehrermangel kommenden üblen Zustände im höheren Schulwesen zu tragen hat. Die lange Zurücksetzung des Oberlehrerstandes hat die jetzigen Verhältnisse herbeigeführt. Die Gesundung ist dadurch erschwert worden, daß die Regierung trotz aller darauf hinzielenden Bemühungen das zur Berechnung des Lehrerbedarfs nothwendige Zahlenmaterial nicht regelmäßig herausgegeben hat und noch nicht herausgiebt.

Nach Möglichkeit wollen wir jetzt einen Ausblick in die Zukunft geben, wie sich die Verhältnisse voraussichtlich gestalten werden. Am 1. Mai 1894 hatten wir einen Bestand von 1565 anstellungsfähigen Kandidaten. Bis 1. Mai 1899 waren hinzugekommen etwa 915, der Bestand am 1. Mai 1899 war, nach Kunze zu schließen, etwa 960. Der Verbrauch in den 5 Jahren war also 1520, jährlich 304, sagen wir 300. Es waren zu Anfang des Sommers 1899 gegen 100 Probanden und Seminarkandidaten zur Wahrnehmung des regelmäßigen Unterrichts herangezogen, obwohl auch so den Bedürfnissen des Unterrichts noch nicht genügt wurde und die im Laufe des Semesters eintretenden Bedürfnisse sich noch nicht geltend gemacht hatten. Wir wollen aber für den 1. Mai 1899 nur ein Manko von etwa 100 Kandidaten annehmen. (Dieses ist

vorhanden. Denn zweifellos sind die im Kunze als nicht an höheren Lehranstalten beschäftigt erscheinenden Kandidaten thatsächlich größtentheils nicht disponibel.) Bis 1. April 1901 werden nach Kunze etwa 330 anstellungsfähig werden, während 600 gebraucht werden. Das giebt bis 1. Mai 1901 ein Manko von 370 Lehrkräften. In den folgenden Jahren werden bis 1. April 1906 die 2641 Abiturienten der Jahre 1893/94 bis 1897/98 anstellungsfähig werden, die von den Gymnasien und Realgymnasien nach dem Centralblatt als zukünftige Oberlehrer in Betracht kommen. Wenn wir denselben Prozentsatz von 37 Prozent, wie bei den vorhergehenden 10 Jahren annehmen, so wird das 977 pro fac. geprüfte Kandidaten ergeben ausschließlich der Theologen. Nach dem Durchschnitt der letzten 5 Jahre, in denen viel Theologen pro fac. geprüft sind, kommen von diesen jährlich ca. 45 hinzu, zusammen 225. Wir hätten somit im Ganzen 1200. Von diesen gehen wieder mindestens 10 Prozent ab, die nicht in den höheren Schuldienst treten. Dem Bedürfniß der 5 Jahre 1901/6 von 1500 Kandidaten stände also ein Zugang von 1080 gegenüber. Rechnungsmäßig erhöht sich also das Manko auf 790. Die 761 Abiturienten des Jahres 1898/99 würden allerdings nach gleicher Rechnung für das Jahr 1906/7 einen Zugang von 294 ergeben, sodaß von da ab bei weiterer Steigerung des Zustroms eine allmähliche Besserung zu erwarten wäre. Vielleicht macht sich die Wirkung des gesteigerten Zustroms von Abiturienten in der gesteigerten Zahl der pro fac. geprüften Kandidaten schon etwas früher geltend. Es kann auch der Prozentsatz der wirklich zum Lehrfach übergehenden Abiturienten wieder zunehmen, obwohl dafür noch keine Anzeichen vorhanden sind. Möglicherweise wird auch der Zustrom der Theologen zum Lehrfach noch größer, obschon die abnehmende Zahl der sich der Theologie Widmenden nicht darauf schließen läßt. Diesen günstigen Möglichkeiten stehen aber auch wieder andere Erwägungen entgegen. Mit der steigenden Bevölkerungszahl ist ein gesteigertes Bedürfniß zu erwarten. Das wird um so schärfer hervortreten, wenn die Bemühungen der Regierung um Hebung des Verkehrs durch den Kanalbau, um Erweckung der Industrie in den östlichen Provinzen, um Verwerthung deutschen Wissens und Könnens im Auslande von Erfolg begleitet sind. Denn wenn diese Absichten gelingen, so haben sie einen größeren Prozentsatz von höher gebildeten Personen unter der Gesammtbevölkerung theils zur Folge, theils zur Voraussetzung, d. h.

ein Aufschwung des Volkes bringt zahlreichere Neugründungen von Schulen mit sich. Selbst aber, wenn wir die Hoffnung auf einen weiteren glänzenden Aufschwung unseres Volkes außer Rechnung lassen, muß das Bedürfniß sich wesentlich steigern, wegen des zu erwartenden gesteigerten Abganges. In dem Jahrfünft 1884/9 sind 531 Direktoren und Oberlehrer durch Pensionirung und Tod abgegangen, in dem von 1889/94 waren es 554, in dem von 1894/99 dagegen 643. Wie sich das weiter gestalten wird, davon kann man sich ein ungefähres Bild aus folgender Zusammenstellung der Lehrer nach den Geburtsjahren machen. Die Angaben über den 1. Januar 1895 sind von Huckert in den Blättern für das höhere Schulwesen veröffentlicht; die Angaben über den 1. Mai 1899 sind von mir. Ich selbst habe alle im Kunze angeführten Lehrer, auch die ohne Nr., mit Ausnahme der am Schlusse ohne Nr. angefügten gezählt. Wenn Huckert anders gezählt hat, so ist das hier gleichgiltig. Es waren also geboren

	Vor 1830	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39
am 1. 1. 1895	116	34	38	33	35	51	74	66	75	86	107
am 1. 5. 1899	19	13	13	11	19	41	44	51	56	70	87

	1840	41	42	43	44	45	46	47	48
am 1. 1. 1895	109	134	149	153	185	219	178	192	219
am 1. 5. 1899	96	117	122	133	174	193	160	175	203

	1849	50	51	52	53	54	55	56	57
am 1. 1. 1895	162	179	227	219	249	244	257	261	324
am 1. 5. 1899	152	171	222	220	254	239	256	272	335

	1858	59	60	61	62	63	64	65	66
am 1. 1. 1895	303	292	253	198	144	100	63	43	11
am 1. 5. 1899	351	363	356	304	249	223	159	132	101

	1867	68	69	70	71	72	73	74
am 1. 1. 1895	3	2						
am 1. 5. 1899	75	66	50	25	19	9	4	1

Als Anhalt zu einer Schätzung will ich nur darauf hinweisen, daß am 1. Januar 1895 nur 1445 über 50 Jahr alt waren, nämlich die bis 1844 geborenen, am 1. Mai 1899 waren es 1848, die bis 1848 und ein Drittel der im Jahre 1849 geborenen. Beider Abgang wird bis auf einen kleinen Rest innerhalb der 15 Jahre nach dem 1. Januar 1895 bezw. 1. Mai 1899 fallen. $10^2/_3$ Jahre fallen davon zusammen, so daß also auf die $4^1/_3$ Jahre nach dem 1. Januar 1910 ein um ca. 400 höherer Abgang zu erwarten ist,

als der vom 1. Januar 1895 bis 30. April 1899 war. Die Steigerung geht unaufhaltsam weiter bis um das Jahr 1920; waren doch von den am 1. Mai 1899 angestellten 6405 Oberlehrern 1070, ein volles Sechstel, in den 3 Jahren 1858—1860 geboren. Von 1925 ab wird sich wieder der geringe Zugang zum Lehrfach im jetzt vergangenen Jahrzehnt geltend machen. Sollte also nicht der Prozentsatz der wirklich zum höheren Lehrfach übergehenden Abiturienten in ganz unerwarteter Weise zunehmen, so ist ohne eine ganz erhebliche Steigerung des Zustroms zum höheren Lehrfach auch nach 1907 keine bessere Versorgung der höheren Schulen mit Lehrern zu erwarten. Wahrscheinlich bleibt ohne die Steigerung sogar noch eine weitere ganz unerträgliche Verschlimmerung. Dann wird wieder alle Welt schelten über die Oberlehrer, die ohne pädagogische Vorbildung in ihr Amt kommen, und die Unterrichtsverwaltung stimmt vielleicht sogar mit ein, aber weder Regierung, noch Stadtverwaltungen noch Parlamente werden bedenken, daß nur die Saat reift, die sie selbst gesät haben.

Hervorgehoben werde zum Schlusse noch, daß auch für die juristisch vorgebildeten Beamten selbst die Bevorzugung schwerlich ein Segen ist. Eine immer schlimmer werdende Ueberfüllung des Faches ist die natürliche Folge. Nachdem in Folge der Ueberfüllung um das Jahr 1880 eine Abnahme des juristischen Studiums eingetreten war, hat sich seit 1886/87 der Zustrom wieder unheimlich gesteigert. Die Zahl der sich dem juristischen Studium widmenden Abiturienten war seit 1885/86 bis 1898/99 folgende: 590, 657, 713, 703, 737, (1890/91) 709, 809, 859, 996, 1011, (1895/96) 1066, 1101, 1209, 1269. Vorher war die Höchstzahl im Jahre 1876 nur 874 gewesen. Die Besorgniß drängt sich auf, daß bei dieser unerhörten Ueberfüllung fast alle Juristen, die irgendwie Thätigkeitsdrang und Selbstvertrauen haben, anderwärts ein Unterkommen suchen und dann die Richtercarrière der Zufluchtsort wesentlich für schlaffe Naturen wird. Wie sehr eine derartige Gestaltung der Dinge dem öffentlichen Interesse widerspricht, braucht nicht gesagt zu werden. Das Heilmittel ist Klarstellung der Verhältnisse und gleiches Recht für alle Beamte. Wird man es anwenden?

Die „lex Heinze" und der „Grobe Unfug".

Ein Mißtrauensvotum für den deutschen Richterstand.

Von

Rechtsanwalt **Conradi**, Mainz.

Seit langem hat keine Reichstagsverhandlung die Oeffentlichkeit so sehr erregt, hat kein Gesetzentwurf eine so elementare Gegnerschaft der gesammten gebildeten Kreise entfesselt, wie die sogenannte „lex Heinze". Im Mittelpunkt der Debatten steht der vielbesprochene § 284 a, der folgendermaßen lautet:

> „Mit Gefängniß bis zu 6 Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 600 Mark wird bestraft, wer Schriften, Abbildungen oder Darstellungen, welche ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen, zu geschäftlichen Zwecken an öffentlichen Straßen und Plätzen oder anderen Orten, die dem öffentlichen Verkehre dienen, in Aergerniß erregender Weise ausstellt oder anschlägt."

Auf den ersten Blick erscheint diese Fassung so harmlos, eine Bestrafung so selbstverständlich, daß man die Erregung der öffentlichen Meinung nicht begreift. Welcher anständige Mensch könnte nicht damit einverstanden sein, daß grobe Schamlosigkeit von der Straße fern gehalten wird und wie kann dadurch deutsche Kunst und Geistesfreiheit gefährdet werden?

Man entgegnet: „Wenn der Paragraph so ausgeführt wird, wie er gemeint war und wie wir ihn dem Sinne nach verstehen, kann kein Mensch etwas gegen ihn haben, aber was unsere Richter daraus machen werden, hat weder der Reichstag noch die Regierung in der Hand!" Diese Auffassung enthält ein eklatantes Mißtrauensvotum gegen den deutschen Richterstand und ist leider nicht vereinzelt und von gewohnheitsmäßigen politischen Schreiern, sondern von hervorragenden Persönlichkeiten und gleicherweise wie in Berlin, auch in München, Dresden laut geworden.

Es kann daher nicht ohne Weiteres übergangen werden. Ins-



besondere soll bei Interpretation des „Groben Unfugs" der deutsche Richterstand sich über den Willen der gesetzgebenden Faktoren so hinweggesetzt haben, daß seine Auffassung mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes in direkten Gegensatz getreten ist. Es dreht sich also um die Frage: Was wollte der Gesetzgeber mit der überaus kurzen Bestimmung: „Bestraft wird . . . wer groben Unfug verübt" und was hat die Rechtsprechung daraus gemacht?

Nach Hacke („Der grobe Unfug" Leipzig 1892) finden sich die ersten Spuren des groben Unfugs erst in neuster Zeit: im Allg. Preuß. Landrecht II 20 § 183, welcher lautet:

„Muthwillige Buben, welche auf den Straßen oder sonst Unruhe erregen, oder grobe Unsittlichkeiten verüben, sollen mit verhältnißmäßigem Gefängnisse . . . belegt werden."

Diesen Thatbestand erweitert die Preußische Verordnung „zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und der dem Gesetze schuldigen Achtung" vom 17. August 1875 durch ihren § 2:

„Machen andere Personen sich dergleichen Unfugs schuldig, so finden die vorstehenden Vorschriften auch auf sie Anwendung."

Der Entwurf zum Preußischen Strafgesetzbuche gab das Unfugsdelikt gänzlich auf; die Kommission der II. Kammer gab ihm jedoch die heute noch geltende Fassung mit der ausdrücklichen Begründung: „daß sie den Bemerkungen, die die Strafbestimmungen nur auf Lärm oder Unfug zur Nachtzeit oder auf öffentlichen Plätzen und Straßen beschränken wollten, nicht nachgeben zu dürfen glaubte".

In dieser Fassung fand dieselbe Aufnahme in das Preußische Strafgesetzbuch und da sie so auch in das Reichsstrafgesetzbuch ohne jede Bemerkung in den Motiven und ohne jede Debatte in der Kommission und dem Plenum des Reichstages Aufnahme fand, auch die spätere Reichsgesetzgebung hieran nie etwas änderte, ist obige Auslegung und Begründung das einzige vorhandene und maßgebende Material. Es ist demnach die alte Legaldefinition des Unfuges, als „die Erregung von Unruhe oder Begehung von Unsittlichkeit auf Straßen und anderen öffentlichen Orten" einestheils erweitert durch Fallenlassen der Beschränkung „auf Straßen und öffentlichen Orten", andererseits beschränkt und zwar dem Maße nach durch Hinzufügung des Thatbestandsmerkmales „grob".

Mit Fallenlassen der Beschränkung „auf Straßen und anderen öffentlichen Orten" dachte man zweifelsohne damals nur daran, daß „Grober Unfug" auch auf Privatgrundstücken geahndet werden solle; daß damit die Beschränkung im Raume überhaupt falle, daß

er z. B. auch durch Druckschriften begangen werden könne, war von keiner Seite gedacht, angeführt oder gar beabsichtigt.

Dagegen spricht:

1. Die Vorgeschichte. Das Delikt umfaßte Handlungen, die gegen den äußeren Bestand der öffentlichen Ordnung gerichtet waren. Das beweist die Beschränkung auf öffentliche Straßen und Plätze, sowie die Zusammenstellung mit „Unsittlichkeiten“.

2. Die Zusammenfassung mit „Ruhestörendem Lärm“ in einem Satze. In gleicher Weise wie ruhestörender Lärm durch den Gehörsinn auf das Empfindungsleben beunruhigend und belästigend einwirkt, soll jeder andere ähnliche Akt störender Einwirkung ohne Beschränkung auf die Vermittelung durch das Ohr bestraft werden.

3. Der sonstige Gebrauch des Wortes „Unfug“ im Strafgesetzbuch. Die §§ 103, 135, 166 und 168 stellen „beschimpfenden Unfug“ an staatlichen Hoheits- und Autoritätszeichen, in Kirchen und an Gräbern unter Strafe, alles konkrete Gegenstände, an denen Unfug nur physisch begangen werden kann.

Soweit die historische Entwickelung der Gesetzgebung. Die der Rechtsprechung bildet hierzu die Fortsetzung:

Ihr erster Schritt war die Schaffung einer Definition, ohne die man in der Praxis nun einmal nicht auskommen zu können glaubt. Nach einigem Hin- und Hertasten bezeichnete man als groben Unfug: eine Handlung, die, unmittelbar gegen den äußeren Bestand der öffentlichen Ordnung gerichtet, das Publikum zu gefährden oder zu belästigen geeignet ist.“

Durch Gegenüberstellung wird ohne Weiteres klar, daß diese Definition viel allgemeiner und daher auch viel umfassender ist als die obengenannte. Auch ist ihre Fassung keineswegs eine glückliche und wohl die Ursache der viel Anstoß erregenden Weiterentwickelung gewesen. Was ist z. B. geeignet, das Publikum zu belästigen? Grenzen lassen sich hierfür kaum finden Auch muß die Handlung nur hierzu geeignet sein, eine Belästigung braucht also nicht einmal stattgefunden zu haben. Dabei ist die durch das Thatbestandsmerkmal „grob“ gegebene Beschränkung völlig unter den Tisch gefallen, denn dieses Wort sagt viel mehr als eine einfache Belästigung.

Geht also diese Definition schon weit über den Rahmen dessen hinaus, was man nach der historischen Entwicklung, den Motiven, kurz nach all' dem, was die Wissenschaft sonst zur Erforschung des Willens des Gesetzes heranzuziehen pflegt, so hat die Rechtsprechung nicht einmal hierbei halt gemacht, sondern auch diese weiteren Grenzen noch überschritten.

1. So wurden unter Außerachtlassung des Thatbestandsmerkmales „Publikum“ Handlungen bestraft, die sich unmittelbar nur gegen Einzelne richteten.

Urtheil des Oberappellationsgerichts Dresden, Hacke S. 27,
„ „ Reichsgerichts, Entscheidungen B. V, S. 299,
„ „ Landgerichts Görlitz, Entsch. d. Reichsg., B. I, S. 400,
„ „ Landgerichts I, Berlin, „ „ „ B. 16, S. 98,
„ „ Oberlandesgerichts München, } beide in Goltdammers
„ „ Oberlandesgerichts Jena, } Archiv B. 38, S. 76,
„ „ Reichsgerichts, Jur. Wochenschrift 1890, S. 344.

Die drei letzten Urtheile bedürfen besonderer Betrachtung, denn sie nehmen den Begriff Publikum als gegeben an. Der Thatbestand des ersten (München) ist folgender: Ein Angeklagter hatte auf offener Landstraße gegen drei Mädchen unsittliche Angriffe unternommen. Der Vater eines der Mädchen kam hinzu. Er repräsentirt das „Publikum“!? Es heißt: Die Mädchen selbst könnten zwar als Angegriffene nicht als ein Theil der Allgemeinheit gelten. Allein es sei festgestellt worden, daß der Angeklagte von den Angegriffenen erst durch Zuruf Dritter abgelassen habe und daß der Bauer S. an den Handlungen des Angeklagten Aergerniß genommen habe. „Damit steht fest, daß der . . . . . Angriff von anderen als den von der That Betroffenen wahrgenommen wurde. Gleichgültig ist, daß S. der Vater eines der drei angegriffenen Mädchen war, denn er bildete, soweit es sich um die Wahrnehmung dieses Angriffes handelte, das Publikum.“ —

Das zweite Urtheil (Jena) sagt wörtlich:

„Aus der Art des Angriffes und aus dem Ort, wo dieser erfolgt, ergiebt, daß der Einzelne als der erste Beste ohne Rücksicht auf seine persönlichen Beziehungen zum Gegenstand eines ungebührlichen Angriffes von anderen gemacht wird . . . . In solchem Fall erscheint der einzelne Angegriffene nur als Theil des Publikums und daher auch letzteres in seiner Gesammtheit hinsichtlich seiner Ruhe gefährdet.“

Aehnlich das dritte Urtheil.

2. Auch das Requisit der „Unmittelbarkeit“ wurde fallen gelassen. So verurtheilte 1889 das Landgericht Bautzen einen Redakteur wegen eines Artikels gegen die Kartellparteien, da dieser zu Erwiderungen und selbst zu Gewaltthätigkeiten anreize und das Publikum behellige. Aehnlich das Landgericht Glogau, da durch die Meldung einer Patrouille, auf die der Angeklagte geschossen

hatte, sich Beunruhigung weiterer Kreise habe bemächtigen müssen. Beide Urtheile wurden von dem Reichsgericht aufgehoben. Bestehen geblieben ist jedoch ein Urtheil des Oberlandesgerichts Posen (Goltdammer Archiv B. 38, S. 75), wonach einige Angeklagte den Unterricht der Fortbildungsschule gestört hatten. Dies „beunruhige auch das Publikum in Gemeinde und Staat als solches, weil es die segensreiche Wirkung der gesammten Einrichtung arg in Frage stelle, die zum Nutzen aller Einwohner geschaffen ist.“

3. Eine ebenso merkwürdige Auslegung fand das Thatbestandsmerkmal der „öffentlichen Ordnung“. Als gegen sie gerichtet wurde auch die That bezeichnet, die in geschlossenen Privaträumen begangen wurde, wenn zu diesen Jedermann der Zutritt freisteht oder die Handlung in der von dem Gesetze geforderten Wirkung das Publikum außerhalb des Raumes zu treffen geeignet erscheint. Urtheil des obersten Gerichtshofes f. Bayern, Samml. V, S. 393,
„ „ Oberappellationsgerichts Dresden, Stenglein VI, S. 61,
„ „ Reichsgerichts, Rechtsprechung IV, S. 458,
„ „ Reichsgerichts, Jur. Wochenschrift 1886, S. 219,
„ „ Reichsgerichts, Jur. Wochenschrift 1890, S. 231.

In dem zweitletzten Urtheile hat das Reichsgericht allgemein die Theorie aufgestellt:

„Grober Unfug kann auch durch Lärmen in eigener Wohnung eines größeren Hauses verübt werden, wenn der Lärm die Ruhe und den Frieden der außerhalb des Familienkreises stehenden und mit ihm nicht in Konflikt gerathenen Hausbewohner stört.“

4. Das größte Aufsehen erregte jedoch die Ueberschreitung des Begriffsmerkmales „des äußeren Bestandes“ der öffentlichen Ordnung. Hierher gehören die Verurtheilungen wegen groben Unfugs begangen durch Druckschriften und ich kann mich hier auf meine obigen Ausführungen beziehen. Die Urtheile sind äußerst zahlreich und dabei allgemein bekannt. Insbesondere rühren sie von dem Obertribunal und dem Kammergericht Dresden, von dem bayrischen Kassationshof, dem Oberlandesgericht München und dem Oberlandesgericht Colmar her. Das Reichsgericht (Goltdammer-Archiv, B. 37, S. 197) hat die Verurtheilungen theoretisch zu begründen versucht.

Außerdem gehören hierher die Verurtheilungen wegen Haltens einer sozialistischen Grabrede, da sich während der Rede viele Zuhörer unangenehm berührt gefühlt und sich entfernt hatten und da so durch die Handlungsweise des Angeklagten die öffentliche Ordnung auf dem Friedhofe gestört worden sei — (Oberappellationsgericht

Dresden, Stenglein, B. 8, S. 308) — und die Verurtheilung einer Aeußerung gegen Wehrpflichtige: „Ihr thätet besser daran, zu heulen und einen Flor um den Hut zu tragen, als lustig zu sein“, in einem Straßenbahnwagen, da sie geeignet sei, berechtigte patriotische Gefühle zu verletzen. „Daß die fragliche Bemerkung auch wirklich von anderen Personen gehört, daß hieran Anstoß genommen wurde, ist nicht erforderlich. . . . . Auch würde die entgegengesetzte Anschauung zu der Konsequenz führen, daß die größten Rohheiten deshalb straflos bleiben müßten, weil sie den Beifall des zufällig anwesenden, ungebildeten Publikums gefunden haben.“ (Oberlandesgericht Colmar in Franz: Rechtsprechung S. 86.)

Also der grobe Unfug muß geeignet gewesen sein, das Publikum zu belästigen, Bestrafung tritt aber selbst dann ein, wenn ausdrücklich die Nichtbelästigung konstatirt ist!?

6. Während die seither zitirten Urtheile sich wenigstens im Großen und Ganzen noch an den Rahmen der Definition hielten, haben sich eine große Anzahl Gerichte überhaupt an keine Grenzen mehr gehalten und damit den „Groben Unfug“ zur allgemeinen subsidiären Strafvorschrift für jedes moralische Unrecht erhoben, dessen strafrechtliche Sühne dem Gericht wünschenswerth erschien. Zur Begründung begnügte man sich meist damit, festzustellen, „daß berechtigte meist patriotische, politische oder religiöse Interessen, die Schutz verdienten, verletzt worden seien“. Manchmal lagen auch andere Delikte vor, zu deren Bestrafung eine prozeßrechtliche Voraussetzung, meist der Strafantrag, mangelte.

So wurden z. B. bestraft:

Ein Angeklagter, der die Leiche eines Erhängten aus Aberglauben zum Fenster heraus nachts an einem Stricke herabließ;

Ein Ladenbesitzer, der zur Feier des Ablaufes des Sozialistengesetzes die Bilder von Lassalle und Bebel roth dekorirt ausgestellt hatte;

ein Arbeiter, der an einem Grabe einen Kranz mit den Worten niederlegte: „Leb' wohl, auf Nimmerwiedersehen“;

Ausbringen eines Hochs auf die revolutionäre internationale Sozialdemokratie;

Annonce in einem Blatte: „Der Wirth von . . . . giebt seinen Saal zu Versammlungen nicht her“;

Verbreitung antisemitischer Flugblätter;

Abreißen von Staketen eines an der Ortsstraße gelegenen Gartens;

Schlagen eines Mädchens, das ein Tanzlokal verlassen hatte, um dem Angeklagten zu entgehen;

Aufforderung zum Boykott. (Vergl. Hacke, S. 45 ff.)

Ueberblickt man diesen ganzen Entwicklungsgang, so ist ohne Weiteres ersichtlich, daß die Rechtsprechung weit über den Rahmen dessen hinausgegangen, was von dem Gesetze gewollt war. Man sagt allerdings, letzteres werde nicht durch die Entstehungsgeschichte und die Motive allein bestimmt; diese könnten dazu verwerthet werden, die Grundzüge und den Charakter des Gesetzes zu ermitteln, die Ausgestaltung innerhalb dieser Grenzen aber könnten sie nicht beeinflussen. Die Rechtsprechung ist aber über diese Grenzen weit hinausgegangen und durfte außerdem diesen Paragraphen nicht nach den gewöhnlichen Auslegungsregeln behandeln. Seine Fassung — darüber ist kein Zweifel — ist schlecht; sie stammt von Laien. Eine strafbare Handlung ist durch ein Abstraktum bezeichnet, das erschöpfend überhaupt nicht definirt werden kann. Mit dem Begriffe „Grober Unfug“ an sich verbinden wir ein inneres unbestimmbares menschliches Empfinden; dieses Empfinden ist jedoch höchst subjektiv, bei jedem Menschen verschieden, ohne die geringste bei jedem normalen Menschen gleichwerthige konkrete Handhabe. Dieses lediglich abstrakte Empfinden ist bei dem Laien ein anderes als bei dem Richter oder Staatsanwalt; bei dem Norddeutschen ein anderes als bei dem Süddeutschen; insbesondere anscheinend bei den sächsischen und bayerischen Richtern ein anderes als sonstwo.

Hierauf eine Rechtsprechung aufzubauen war verfehlt; thunlich war nur, auf den konkreten Anhaltspunkten der historischen Entwickelung weiter zu bauen.

Entscheidungen auf so unsicherer Basis waren daher auch nicht geeignet, Vertrauen bei dem Laien zu erwecken, und so ist bei der Subjektivität der Urtheile in weiten Kreisen das Gefühl wach geworden, als ob die gerichtliche Praxis sich von politischen, religiösen und ähnlichen Beeinflussungen nicht fern gehalten habe und von den strengen Grundsätzen einer wirklichen Gerechtigkeit abgewichen sei.

Auch haben die Urtheile vielfach den Strafrechtsgrundsatz „In dubio pro reo“ verletzt und durch die übermäßig ausdehnende Interpretation des Groben-Unfugs-Paragraphen gegen das System unseres Strafrechts verstoßen. Unser Strafgesetzbuch geht von dem Grundgedanken aus, nicht jedes moralische Unrecht zu strafen, sondern nur, wenn dies im Interesse der Allgemeinheit unumgänglich nothwendig ist. Es hat demgemäß eine beschränkte Anzahl von Thatbeständen herausgegriffen und fest normirt, die es als Delikte unter Strafe stellt. Diese Tendenz erfordert eine ein-

schränkende Interpretation; die der Rechtsprechung ist aber eine gänzlich andere geworden. Sie sucht jedes moralische Unrecht strafrechtlich nach Möglichkeit zu fassen und hat in diesem Bestreben an dem „Groben Unfug“ die geeignetste Handhabe gefunden. Hierbei macht sich meistens eine gewisse Erziehungs- und Bevormundungstendenz geltend, die das Volk, je selbstständiger und gebildeter es ist, umsomehr abstoßen muß.

Kommt nun noch die Begründung so mancher Urtheile hinzu, die ja vielfach sehr geistreich und logisch äußerst interessant ist, aber durch ihre Spitzfindigkeit dem gesunden Menschenverstand vor den Kopf stößt, so wird der schon vorhandene Riß zwischen der Rechtsprechung und dem Gefühle des Volkes noch klaffender. Wenn man zu beweisen sucht, daß eine einzelne Person „das Publikum“ sei, daß durch eine Störung im Unterricht Gemeinde und Staat beunruhigt werde, daß ein Privathaus „öffentlich“ sei, sobald Jedermann hineingehen könne, dann darf man sich nicht wundern wenn das Volk solchen Urtheilen und ihren Verfassern mit einem gewissen Mißtrauen entgegenkommt.

Auch hat nicht der § 360 Nr. 11 St. G. B. allein eine derartig ausdehnende Interpretation und logisch merkwürdige Begründung gefunden; bei einer ganzen Reihe von Delikten war die Entwickelung eine ähnliche. Der „Grobe Unfug“ wurde nur deshalb herausgegriffen, weil Parallelen mit dem sogenannten Kunstparagraphen der lex Heinze sich vielfach leicht finden lassen. Vor allem ist der Begriff „Schamgefühl“ ebenso abstrakt, undefinirbar subjektiv und darum ebenso schlecht gewählt, wie der des „Groben Unfugs“. Auch er bietet nicht die mindeste juristisch verwerthbare konkrete Handhabe. Weiter ist vorauszusehen, daß der Zusatz „gröblich“ unter den Tisch fallen wird und die Thatbestandsmerkmale „zu geschäftlichen Zwecken“ und „öffentlicher Verkehr“ eine ähnliche Interpretation finden werden, wie die Begriffe „Aeußerer Bestand der öffentlichen Ordnung“ und „Publikum“ des groben Unfugs. Bei Auslegung der „Aergerniß erregenden Weise“ wird es nicht erforderlich sein, daß jemand Aergerniß genommen hat, denn: „Die entgegengesetzte Anschauung würde zu der Konsequenz führen, daß die größten Rohheiten (hier Verletzungen des Schamgefühls) deshalb straflos bleiben müßten, weil sie den Beifall des zufällig anwesenden ungebildeten Publikums gefunden haben.“ (O. L. G. Colmar 1885, Siehe oben.)

Die Ethik im Marxismus.

Von

Max Lorenz.

Bekanntlich werden von jeher irgendwelche Forderungen sowohl im privaten wie im öffentlichen Leben niemals als Ausflüsse nackter Begehrlichkeit erhoben, sondern stets mit einem Schein des Rechts umkleidet. Niemand verlangt etwas, weil er einfach will, sondern er fordert mit der Behauptung, einen Rechtsanspruch zu besitzen. Forderungen werden auf ethischer Grundlage basirt.

Wie verhält es sich nun mit der ethischen Fundamentirung der sozialdemokratischen Forderungen? Diese Frage zwingt vor ihrer Beantwortung zur Stellung einer anderen, nämlich: Welches ist die sozialdemokratische Forderung? Darauf kann die Antwort nur lauten: Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Die Forderung bezieht sich also auf die Struktur des Wirthschaftslebens, sie ist eine materialistische, keine idealistische, d. h. keine, die sich etwa um die Freiheit der Individuen, das Seelenglück der Menschheit, den Sieg der Vernunft oder um sonst dergleichen dreht. Und jene sozialdemokratische Forderung muß nothwendiger Weise ökonomisch-materialistischen Gepräges sein, da ja nach sozialistisch-marxistischer Weltanschauung Dinge wie Recht, Religion, Freiheit, Vernunft gar keine für sich bestehende, in sich geschlossene Wesenheit haben, sondern als bloße Ideologien ein sekundäres Dasein führen als „Ueberbau" über der „ökonomischen Grundlage", der eine primäre Bedeutung für die Existenz und Bewegung der menschlichen Gesellschaft zukommt.

Wie wird die Forderung nach der Vergesellschaftung der Produktionsmittel begründet? Es wäre im Sinne des Sozialismus,

den Marx als den allein wissenschaftlichen will gelten lassen, grundfalsch anzunehmen, daß jene Forderung im Interesse höherer Kultur und zum Zwecke vollkommenerer Menschheitsentwickelung gestellt würde. Mit Zwecken operirt dieser Sozialismus überhaupt nicht, sondern er stellt Alles als Produkt einer naturnothwendigen Entwickelung dar, die sich nach einem gewissen Gesetz mechanischer Kausalität vollzieht, und zwar in folgender Weise: Die Menschen leben innerhalb gewisser und nothwendiger, von ihrem Willen unabhängiger Produktionsverhältnisse, in denen sie mit ihren Werkzeugen als Produktivkräfte thätig sind. Die Produktionsverhältnisse und die Produktivkräfte stehen in normalen Zeiten in einem von einander bedingten und einander entsprechenden Verhältniß. Mit der Zeit aber verschiebt sich dieses Verhältniß und hört auf, „entsprechend" zu sein. Denn „auf einer gewissen Stufe ihrer Entwickelung gerathen die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen, oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigenthumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwickelungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein." (Marx im Vorwort seiner Schrift: Zur Kritik der politischen Oekonomie.) Was die Menschenwelt in Bewegung setzt und gesellschaftliche und geschichtliche Veränderungen im Gefolge hat, ist also ein Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Unsere Gesellschaft erlebt — nach Marx — gerade solch' einen Widerspruch und wir befinden uns in einer „Epoche sozialer Revolution." Diesen Widerspruch schildert Marx sehr ausführlich in seinem „Kapital". Ich stelle ihn hier in zusammenziehender Kürze dar unter theilweiser Benutzung einer von mir vor Jahren an anderer Stelle gegebenen Ausführung: Die Zeit des Kleinbetriebs — handwerksmäßigen und bäuerlichen — ist charakterisirt durch das Privateigenthum des Arbeiters — Handwerkers oder Bauern — an seinen Produktionsmitteln und auch an seinem Produkt. Die Produktivkräfte sind die betreffenden Werkzeuge und Arbeitsmittel des Handwerkers oder Bauern, das Produktionsverhältniß besteht darin, daß dem Arbeiter gehört, was er arbeitet, bis er sein Arbeitsprodukt gegen andere Gebrauchs-, aber gleiche Tauschwerthe auf dem Markte umgewechselt hat. Die Produktivkräfte entwickeln sich aber mit den Fortschritten der Technik. Die entwickelteren Produktivkräfte produziren schneller,

umfangreicher, der Betrieb hört auf, Kleinbetrieb zu sein. Was früher in vielen zerstreuten Kleinbetrieben produzirt wurde, wird jetzt in einem einzigen Großbetrieb produzirt. Es hat eben stattgefunden die „Verwandlung der individuellen und zersplitterten Produktionsmittel in gesellschaftlich konzentrirte, daher des zwerghaften Eigenthums Vieler in das massenhafte Eigenthum Weniger, daher die Expropriation der großen Volksmasse von Grund und Boden und Lebensmitteln und Arbeitsinstrumenten." Der Kleinbetrieb hat sich also zum Großbetrieb entwickelt. An Stelle des einen Meisters sind viele Arbeiter in der Produktion thätig, an ihr betheiligt; das Produkt wird von einer Masse von Arbeitern hergestellt; der Produktionsprozeß hat also nicht mehr, wie früher im Kleinbetrieb, individualistischen, isolirten, sondern sozialistischen, gesellschaftlichen Charakter. Die Produktionsverhältnisse, juristisch ausgedrückt: Eigenthumsverhältnisse sind aber trotz der entwickelteren, veränderten Produktivkräfte und des dadurch mitveränderten Produktionsprozesses dieselben geblieben. Wie früher, hat auch jetzt das Produkt nur einen einzigen Aneigner; die Produzirenden arbeiten nicht für sich, sondern für einen anderen, für den, der im Besitz der Produktionsmittel ist, für den Kapitalisten. Wie der große Betrieb den kleinen vernichtet, so vernichtet auch der größere Großbetrieb den kleineren; der größere Kapitalist expropriirt den kleineren. „Diese Expropriation vollzieht sich durch das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst, durch die Konzentration der Kapitalien. Je ein Kapitalist schlägt viele todt", schreibt Marx. So wird denn die Masse der Enteigneten, der Besitzlosen, der „Proletarier" immer größer, so groß, daß der überwiegende Theil der Gesellschaft aus ihnen besteht. Die Gesellschaft ist also dem Pauperismus verfallen. Dieser Pauperismus verhindert, daß die Produkte der immer weiter wachsenden, immer vollkommener werdenden Produktivkräfte Absatz finden können. Zum Pauperismus gesellen sich darum die Krisen, die Betriebe stillstehen, zurückgehen, untergehen lassen. Das nun ist der Zustand, von dem Marx sagt: „Aus Entwickelungsformen der Produktivkräfte schlagen diese (Produktions-)Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein". Solche „soziale Revolution" tritt ein, indem die Masse der Enteigneten und Ausgebeuteten sich aufbäumt gegen den Druck und, früher selbst expropriirt, jetzt vermöge ihrer Massengewalt die wenigen Kapitalisten expropriirt. Die Stunde des kapitalistischen

Privateigenthums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt." Diese Expropriation stellt das individuelle Eigenthum wieder her, aber auf Grundlage der Errungenschaften der kapitalistischen Aera, der Kooperation freier Arbeiter und ihrem Gemeineigenthum an der Erde und den durch die Arbeit selbst produzirten Produktionsmitteln. In diesem neuen Zustande entspricht der gesellschaftlichen Produktionsweise eine gesellschaftliche Aneignungsweise, ein gesellschaftliches Eigenthumsverhältniß. Produktivkräfte und Produktionsverhältniß stehen wieder in Einklang.

Es kommt hier selbstverständlich garnicht darauf an, ob die oben wiedergegebene Marx'sche Lehre in ökonomischer Beziehung richtig ist. Diese Wiedergabe fand nur statt, um herauszufinden und anzuzeigen, wo die die Menschenwelt treibende und bewegende, lebendige Kraft ihren Sitz hat, wie diese Kraft beschaffen ist und in welchem Verhältniß zu ihr die Menschen stehen. Was bestimmt und bedingt nach der Lehre des Marx'schen Sozialismus die Menschen in ihrem Wollen und Handeln — das ist hier die Frage. Aus der obigen Darlegung folgt nun zunächst, daß die geschichtliche und gesellschaftliche Entwickelung bestimmt und bedingt ist durch eine Bewegung und Verschiebung in der ökonomischen Struktur. Innerhalb dieser ökonomischen Struktur stehen und bewegen sich auch die Menschen. Doch wäre es verfehlt, anzunehmen, daß jene Bewegung und Verschiebung in dem menschlichen Willen, dem menschlichen Vorwärtsstreben ihren Urgrund hätte. Denn die Stellung der Menschen innerhalb der ökonomischen Struktur ist keine bestimmende sondern eine bestimmte, was Marx ausdrücklich und verschiedentlich betont. In der bereits erwähnten Vorrede zur Kritik der politischen Oekonomie heißt es: „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, nothwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein" u. s. w. Die Nothwendigkeit und Willensunfreiheit sind also scharf hervorgehoben. Weitere Sätze derselben Stelle lauten: „Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt." Ferner: „Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatirenden

Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konfliktes bewußt werden und ihn ausfechten. So wenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurtheilt, was es sich selbst dünkt, ebensowenig kann man eine Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurtheilen, sondern muß vielmehr dieses Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären.“ Endlich gehört hierher auch der zweite Satz des Folgenden, der ohne Citirung seines Vorgängers allerdings nicht zu verstehen wäre: „Eine Gesellschaftsform geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an ihre Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schooß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind.“ Lassen die zitirten Stellen einerseits die Meinung klar hervortreten, daß die Menschen nichts weiter als abhängige und getriebene Geschöpfe sind, so sagen sie doch auch andererseits garnichts aus über das Wesen der eigentlich bestimmenden und treibenden Kraft. Die ökonomische Struktur soll in sich bergen eine unpersönliche Gewalt, die am deutlichsten noch und doch vollkommen undeutlich und unfaßbar als „Spiel immanenter Gesetze“ bezeichnet wird. Wenn man sagt: die Weltgeschicke werden von einem der Welt übergeordneten oder auch ihr immanenten Geist bestimmt und geleitet, so kann man sich dabei eine gewisse Vorstellung machen. Das „Spiel immanenter Gesetze“ aber, das die ökonomische Struktur bestimmen und bewegen soll, läßt sich gar nirgends fassen, begreifen und vorstellen. Wir haben es hier mit etwas zu thun, das sich garnicht anders bezeichnen läßt, denn als ökonomisch-materialistischer Mysticismus.

Innerhalb dieses mystischen Wirthschaftsprozesses stehen nun die Menschen als von einem geheimnißvollen Spiel abhängige, unfreie Wesen, als Puppen. In Anbetracht dieser Abhängigkeit und in Hinsicht auf die mechanische Nothwendigkeit hat man von dem dem Marxismus innewohnenden Fatalismus gesprochen. Was die

Gegner des Proletariats und des Sozialismus auch thun mögen, das der ökonomischen Struktur innewohnende Gesetz muß sich doch erfüllen und dieses Gesetz fordert den Kommunismus — so etwa meinte man und glaubte um so siegeszuversichtlicher und beruhigter sein zu dürfen. Dennoch wird das Wort Fatalismus hier wohl kaum richtig angewandt, weil es nämlich eine von Anbeginn der Welt gesetzte Vorherbestimmung aller Schicksale in sich schließt. Eine solche aber liegt garnicht in der mechanischen Kausalität der Marx'schen Weltanschauung.

Nun spielen aber doch die Puppen-Menschen bei der Umwälzung der ökonomischen Struktur eine sehr starke, Ausschlag gebende Rolle insofern, als sie schließlich die „soziale Revolution" machen. Dieses Machen indes hat durchaus nicht den Werth einer freien That. Dieses revolutionäre Thun ist nicht viel anders als der Schnitt, den ein Messer macht. Die revolutionirenden Menschen sind Werkzeuge des mysteriösen Kräftespiels, das der ökonomischen Struktur immanent ist. Die ausgebeuteten, unterdrückten Massen müssen ihre Revolution machen im Interesse ihrer Existenz, aufgestachelt von den rein elementaren, ja thierischen Trieben des Hungers und sonstiger leiblicher Nothdurft. Dem widerspricht es garnicht, daß bei allen revolutionären Erhebungen von jeher große hochtönende Worte gemacht und die Begriffe Vernunft, Freiheit und Gerechtigkeit reichlich angewandt sind. Das sind bloße ideologische Verkleidungen. Und man muß sich bekanntlich — wie oben schon zitirt ist — hüten, solche Umwälzungsepochen „aus ihrem eigenen Bewußtsein" heraus zu beurtheilen, sondern man muß sie einfach und illusionslos „aus den Widersprüchen des materiellen Lebens" herleiten. Ein Moment giebt es allerdings, das das sozialistisch-revolutionäre Proletariat unserer Tage über die revolutionären Massen aller vergangenen Epochen emporhebt, und das ist dies: Marx, der Begründer des „wissenschaftlichen Sozialismus", ist der Entdecker der materialistischen Geschichtsauffassung, eben jenes „Entwickelungsgesetzes der menschlichen Geschichte", wonach die ökonomische Struktur als Grundlage den ideologischen Ueberbau der Rechtsanschauungen, Religionen, Künste, Philosophien bestimmt und bedingt. Das von Marx bekehrte Proletariat hat so vor seinen Leidens- und Kampfesgenossen früherer Epochen die Einsicht in die Nothwendigkeit voraus. Es ist daher zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte in die Lage versetzt, mit vollem Bewußtsein und in größter Klarheit zu

thun, was nöthig ist, und auszusprechen, was ist, ohne ideologische Verhüllungen und Verschönerungen.

Ohne ideologische Verhüllungen und Verschönerungen — das bedeutet, daß das Proletariat nicht etwa im Namen der Gerechtigkeit oder Freiheit oder Sittlichkeit seine Forderungen zu präsentieren hat. Freiheit, Gerechtigkeit, Sittlichkeit bedeuten für und an sich garnichts, existiren nirgends, sind wesenlose Schemen, bezeichnen nur die merkwürdige Art, wie sich ökonomische Verhältnisse in den Hirnen der Menschen ideologisch umsetzen. Jede Wirthschaftsepoche hat ihre eigenen Begriffe von Freiheit und Recht. Vom Standpunkt des Kapitalisten ist es Recht und Sitte, den Proletarier auszubeuten, und die Sittlichkeit des Proletariers verlangt die antikapitalistische Revolution. Rein dingliche, materielle Interessengegensätze sind es, die in der Weltgeschichte und Menschheitsentwickelung mit einander streiten und einander ablösen und die in den revolutionirenden Menschen nur zu einem scheinbar persönlichen Austrag kommen. Alle intellektuellen und ethischen Begriffe haben nur relativen Werth, sind von der ökonomischen Struktur abhängige Erscheinungen, sind gewissermaßen und vergleichsweise Ausdünstungen des festen, ökonomischen Untergrunds, Ausdünstungen, die vielleicht in Gestalt schön schimmernder Wolken sich den menschlichen Blicken präsentiren, aber darum doch nur, trotz aller scheinbaren Schönheit und Höhe, Wolken sind, d. h. von Stunde zu Stunde veränderliche und ewig bewegte Luftgebilde. In solchem Sinne und unsere obigen Ausführungen bestätigend, schreibt Engels in seiner Streitschrift gegen Dühring (Dritte Aufl. S. 89): „Wir behaupten dagegen, alle bisherige Moraltheorie sei das Erzeugniß, in letzter Instanz, der jedesmaligen ökonomischen Gesellschaftslage. Und wie die Gesellschaft sich bisher in Klassengegensätzen bewegte, so war die Moral stets eine Klassenmoral; entweder rechtfertigte sie die Herrschaft und die Interessen der herrschenden Klasse, oder aber sie vertrat, sobald die unterdrückte Klasse mächtig genug wurde, die Empörung gegen diese Herrschaft und die Zukunftsinteressen der Unterdrückten".

Besteht die ganze geschichtliche Entwickelung in der That nur im tiefsten Grunde und ihrem wirklichen Kern nach aus einer von einem Gesetz mechanischer Kausalität bedingten Ablösung und Aufeinanderfolge ökonomischer Strukturen, so folgt daraus, daß solche Begriffe und Werthurtheile wie Fortschritt der Menschheit, höhere Kulturstufe, feinere Sittlichkeit und dergleichen gar keinen Sinn

haben und eigentlich im Rahmen des wissenschaftlichen Marxismus garnicht angewandt werden dürfen. Die Menschen wenden dergleichen nur an, weil sie in ideologischer Selbsttäuschung sich und andere zu betrügen und rein materielle Veränderungen mit einem gewissen idealistischen Schein zu umgeben gewohnt und veranlagt sind. Einen Fortschritt, eine höhere Kulturstufe feststellen — das bedeutet ein Werthurtheil fällen. Welches ist aber in der Welt dieses „wissenschaftlichen Sozialismus" das Werthmaß? Es giebt keins; man könnte höchstens meinen, das zeitlich Spätere ist auch das Vollkommnere. Aber warum? Ein Grund für die Superiorität des zeitlich Folgenden ist an sich garnicht einzusehen. Der Begriff des Fortschritts enthält in sich den Begriff der höheren Stufe, der weiteren Vollendung, der größeren Vollkommenheit. Diese Begriffe aber enthalten in sich wieder die Idee einer höchsten Stufe, einer absoluten Vollendung und absoluten Vollkommenheit. Dergleichen anzunehmen, ist mit dem ökonomisch-materialistischen Grundwesen der Marx'schen Lehre unvereinbar.

Dennoch wird von Marx und seinen Jüngern fortwährend mit gewissen abstrakt intellektuellen und ethischen Begriffen operirt. Es ist sehr merkwürdig und erscheint nach dem ersten Blick völlig unbegreiflich, daß dem mystischen Materialismus auf dem einen Ende ein nicht minder mystischer Idealismus auf dem anderen gegenübersteht.

Die kurz vorher aus Engels Anti-Dühring citirte Stelle lautet in ihrer unmittelbaren Fortsetzung: „Daß dabei im Ganzen und Großen für die Moral sowohl, wie für alle anderen Zweige der menschlichen Erkenntniß ein Fortschritt zu stande gekommen ist, daran wird nicht gezweifelt. Aber über die Klassenmoral sind wir noch nicht hinaus. Eine über den Klassengegensätzen und über der Erinnerung an sie stehende, wirklich menschliche Moral wird erst möglich auf einer Gesellschaftsstufe, die den Klassengegensatz nicht nur überwunden, sondern auch für die Praxis des Lebens vergessen hat." Wie kommt nun Engels dazu, von einem „Fortschritt" der Moral zu reden? Gewiß giebt es einen solchen, und er läßt sich erweisen und charakterisiren, aber nicht auf der Grundlage und im Rahmen der ökonomisch-materialistischen Weltanschauung. Ein Beispiel soll das erläutern: Wir empfänden es vom Standpunkte unseres Empfindens aus als höchst unsittlich, wenn, wie im heidnischen Rom, gemästete Sklaven in die Teiche den Muränen zum Fraß vorgeworfen würden, oder wenn man, wie im christlichen

Mittelalter, unbotmäßige Knechte lebendig auf in den Wald zu hetzende Hirsche bände. Auch der Marxist würde das wohl in gewisser Weise als unsittlich empfinden, aber aus ganz anderen Gründen. Er müßte so argumentiren: Eine bestimmte ökonomische Struktur bedingt die Sklavenwirthschaft. Aus dieser Wirthschaftsform ergiebt sich diese oder jene moralische Anschauung über den Werth eines Sklaven. Muränen können sehr wohl unter Umständen werthvoller sein als Menschen. Heutzutage bedingen veränderte Produktivkräfte den freien Arbeitsvertrag und den sogenannten freien Arbeiter. Dieser wirthschaftliche Werth eines freien Arbeiters setzt sich im Hirn des Menschen zu der moralischen Ideologie um, daß man ein Menschenleben nicht um fetter und wohlschmeckender Muränen willen opfern darf. Der ganze Kern der Sache ist nur der wirthschaftliche Werth des Menschen; diese moralische Ideologie da rundherum ist nur eitel Dunst. Ganz ebenso wäre zu argumentiren und ist übrigens argumentirt in Beziehung auf Verhältnisse und Zustände wie Menschenfraß, Kinderaussetzung, Ehe. Wir — von anderem Standpunkte aus — verkennen auch daraus nicht die Relativität aller sittlichen Gebräuche und Anschauungen; was für eine Epoche sittlich ist, kann für eine andere tief unsittlich genannt werden. Aber es ist in solchen Entwickelungen doch auch die Durchsetzung und Herausbildung irgend einer ideellen Kraft, irgend eines geistigen Prinzips nirgends zu verkennen. Die Werthschätzung des Menschen ändert sich wohl allenfalls mit der sich wandelnden ökonomischen Struktur, aber durchaus nicht durch sie. Wenn nun gar Engels in der citirten Stelle eine Zeit mit einer „wirklich menschlichen Moral“ in Aussicht stellt, so bleibt es vom Boden seiner Weltanschauung aus völlig unbegreiflich, was er sich unter dem wirklich Menschlichen, also wohl rein Menschlichen denkt. Bis dahin hatten wir es mit Menschen als Wirthschaftsgeschöpfen zu thun, deren intellektuelle und moralische Anschauungen durch ihre materiellen Wirthschafts- und Lebensinteressen bestimmt und geleitet werden. Nun aber haben wir es mit Menschen zu thun, deren Anschauungen — durch welche Interessen bestimmt werden? Darauf läßt sich im Engels'schen Sinne keine begreifliche Antwort finden. Wir kommen bald auf diese merkwürdige Situation der Menschenwelt noch zurück.

Zuvor aber sei noch ein Satz des Marx citirt, der eine ganz ähnliche Meinung mit ebenso unbegreiflicher Abstraktion formulirt und auch ohne ersichtlichen Grund einen ethischen Werth in die

Geschichtsentwickelung einführt, indem er in dem bereits mehrfach erwähnten Vorwort der Kritik der politischen Oekonomie erklärt: „mit dieser (bürgerlichen) Gesellschaftsformation schließt die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab." Nun ist es doch klar, daß eine Vorgeschichte minderen Werthes sein muß, als die eigentliche Geschichte. Woher stammt aber der Werthmaßstab? Und wie denkt sich denn Marx das Wesen der dann erst recht eigentlich ihre Geschichte beginnenden Menschheit? Darüber findet sich bei Marx nichts, aber in Engels' erwähnter Schrift „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft" findet sich folgende Stelle, die mir immer als die merkwürdigste und interessanteste in der ganzen marxistischen Literatur erschienen ist. „Mit der Besitzergreifung der Produktionsmittel durch die Gesellschaft ist die Waarenproduktion beseitigt und damit die Herrschaft des Produkts über die Producenten. Die Anarchie innerhalb der gesellschaftlichen Produktion wird ersetzt durch planmäßige, bewußte Organisation. Der Kampf ums Einzeldasein hört auf. Damit erst scheidet der Mensch, in gewissem Sinn, endgiltig aus dem Thierreich, tritt aus thierischen Daseinsbedingungen in wirklich menschliche. Der Umkreis der die Menschen umgebenden Lebensbedingungen, der die Menschen bis jetzt beherrschte, tritt jetzt unter die Herrschaft und Kontrolle der Menschen, die nun zum ersten Male bewußte, wirkliche Herren der Natur, weil und indem sie Herren ihrer eigenen Vergesellschaftung werden. Die Gesetze ihres eigenen gesellschaftlichen Thuns, die ihnen bisher als fremde, sie beherrschende Naturgesetze gegenüberstanden, werden dann von den Menschen mit voller Sachkenntniß angewandt und damit beherrscht. Die eigene Vergesellschaftung der Menschen, die ihnen bisher als von Natur und Geschichte oktroyirt gegenüberstand, wird jetzt ihre eigene freie That. Die objektiven, fremden Mächte, die bisher die Gesellschaft beherrschten, treten unter die Kontrolle der Menschen selbst. Erst von da an werden die Menschen ihre Geschichte mit vollem Bewußtsein selbst machen, erst von da an werden die von ihnen in Bewegung gesetzten gesellschaftlichen Ursachen vorwiegend und in stets steigendem Maße auch die von ihnen gewollten Wirkungen haben. Es ist der Sprung der Menschheit aus dem Reiche der Nothwendigkeit in das Reich der Freiheit." Da haben wir also wieder das von ökonomischer oder sonstiger materieller Gebundenheit völlig unabhängige „wirklich Menschliche". Aber immer noch nicht können wir uns ein Bild davon machen. Es

heißt: die Menschen werden mit vollem Bewußtsein ihre Geschichte selbst machen. Aber welchen Inhalt kann denn diese Geschichte haben? Was bleibt der Menschheit noch zu thun übrig in diesem Zustande absoluter Vollkommenheit und Freiheit, in dem sich Wollen und Können decken? Wozu und zu wem hin soll sich diese so in sich vollendete Menschheit noch entwickeln? In welcher Richtung sich zu bewegen sollte sie sich wohl veranlaßt fühlen? Wer treibt sie, was treibt sie? Diese Gesellschaft ist ein für sich fertiges, in seiner Entwickelung abgeschlossenes autonomes Kollektivindividuum, das sich selbst mit freiem Willen eigene Gesetze giebt, oder vielmehr, das sich gar keine Gesetze mehr zu geben braucht, das gar keine Forderungen mehr zu erfüllen hat. So haben wir denn in der Welt des Marxismus merkwürdig entgegengesetzte Menschenwesen: Die bis zu unserem bürgerlichen Zeitalter sind thierische Puppen, die von einer in der ökonomischen Struktur liegenden mystischen Kraft unterhalb von Gut und Böse vorwärts bewegt werden; die anderen der kommunistischen Zeit sind freie, „wirkliche" Menschen der reinen Vernunft und der autonomen Selbstbestimmung, die oberhalb von Gut und Böse in vollendeter Seligkeit verharren. Dieses in sich fertige „wirklich menschliche" Kollektivindividuum ist am ehesten und besten vorstellbar, wenn wir es Gott nennen. Es ist eigentlich das, was man sonst als Gottheit bezeichnet, nur daß dieser Gottheit hier materielle, menschlichleibliche Existenz verliehen ist, und noch dazu in absehbarer Zeit. Denn es ist nicht zu übersehen, daß Engels, als er 1878 die erste Auflage seiner Streitschrift erscheinen ließ, das Zeitalter des Kommunismus für recht nahe bevorstehend hielt. Die sprunghafte Entwickelung vom Thiermenschen zum Gottmenschen — das ist eigentlich nach Marx der Inhalt der Weltgeschichte; nur Schade, daß bei dieser Geschichtsauffassung der natürliche Mensch — „halb Thier, halb Engel — ganz ausfällt.

Das Marx'sche System ist in seiner Grundlage mystischer Materialismus, in seiner Spitze mystischer Idealismus, d. h. an beiden Enden ein Widersinn. Denn sowohl Materialismus wie Idealismus sind, jeder in seiner Art, verstandesgemäße und so den Intellekt befriedigende bezw. befriedigen sollende Weltanschauungen. So sind beide mit dem Mysticismus unvereinbar. Wie ist nun Marx zu dieser widersinnigen Verkoppelung gekommen?

Bei dem mystischen Idealismus dürfte zunächst Feuerbach in Anschlag zu bringen sein. Marx schreibt einmal über Feuerbach:

„Feuerbach geht aus von dem Faktum der religiösen Selbstentfremdung, der Verdoppelung der Welt in eine religiöse, vorgestellte, und eine wirkliche Welt. Seine Arbeit besteht darin, die religiöse Welt in ihre weltliche Grundlage aufzulösen.“ Nun ist allerdings das Untersuchungsfeld Feuerbach's der einzelne Mensch, das Individuum. Er versucht nachzuweisen, wie dieses Individuum gewissermaßen sein von ihm empfundenes Manko ausgleicht in der fixen Idee eines als vollkommen gedachten Gottes. Der Mensch schafft sich den ihn ergänzenden, ihn gewissermaßen in seiner Vollkommenheit bedeutenden Gott. Marx nun geht nicht, wie Feuerbach, vom Individuum, sondern von der Gesellschaft aus. Die Gesellschaft ist unvollkommen und an sich zerrissen. Diese Zerrissenheit hat ihren tiefsten und letzten Grund in der Zerrissenheit der ökonomischen Struktur, in dem Widerstreit zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Die ideologische Reparatur dieser ökonomischen Zerrissenheit ist der Glaube an ein vollkommenes Jenseits, an Gott. Die Gesellschaft schafft sich zum Zwecke ihrer ideologischen Vervollkommnung ihre Religionen, die stets mit den betreffenden Wirthschaftsstrukturen bestimmter Epochen in Einklang stehen. Ist der Widerstreit in der Oekonomie ein für alle Mal beseitigt, — im kommunistischen Zeitalter — so schwindet auch das Bedürfniß nach dem ideologisch-religiösen Ausgleich. Die Menschen bedürfen der Gottheit nicht. Die Gesellschaft ist selbst Gott. Die Parallele der Marx'schen Anschauung mit der Feuerbach's dürfte unverkennbar sein, nur daß der eine das Individuum, der andere die Gesellschaft setzt.

Es bleibt die Frage, wie Marx dazu kam, die „Gesellschaft“ an den Anfangspunkt seiner Betrachtung zu setzen. Da ist wohl am Besten in Betracht zu ziehen, daß er in seiner Art auch Hegelianer war. Hegel's Philosophie ist ausgeprägt antiindividualistisch. Die Hegel'sche Idee, der Hegel'sche Weltgeist ist eigentlich auch eine Art alles umfassendes und enthaltendes Kollektivwesen. Den antiindividualistischen Zug behielt Marx bei. Nun war er aber auch und von jeher, ehe er Hegelianer und Kommunist war, Materialist. So mußte er denn bemüht sein, an Stelle der Hegel'schen Idee etwas Anderes nicht weniger Antiindividualistisches zu setzen. Das mußte etwas Sichtbares und Greifbares, etwas Natürliches sein. Wird die Geschichte nicht von großen Individuen bestimmt, so kann sie nur noch zum Inhalt haben die Entwickelung der Kollektivindividuen, die Staaten genannt werden. Bei dem

Begriff Staat konnte der Materialist Marx aber auch nicht stehen bleiben. „Staat“ hatte in der Hegel'schen Philosophie einen viel zu „ideologischen“ Beigeschmack. Der ideologische Begriff „Staat“ ins Materialistische übertragen und so gewissermaßen naturalisirt giebt „Gesellschaft“.

Was die andere, noch unverständlichere Seite des Marx'schen Systems betrifft, den mystischen Materialismus, so ist der wohl wieder als naturalisirter Hegelianismus zu erklären. Engels schreibt in seiner Schrift über Feuerbach, polemisirend gegen eine individualistische Geschichtsauffassung: „Die Geschichtsphilosophie dagegen, wie sie namentlich durch Hegel vertreten wird, erkennt an, daß die ostensiblen und auch die wirklich thätigen Beweggründe der geschichtlich handelnden Menschen keineswegs die letzten Ursachen der geschichtlichen Ereignisse sind, daß hinter diesen Beweggründen andere bewegende Mächte stehen, die es zu erforschen gilt, aber sie sucht diese Mächte nicht in der Geschichte selbst auf, sie importirt sie vielmehr von außen, aus der philosophischen Ideologie, in die Geschichte hinein.“ Hegel nimmt also eine hinter den Menschen wirkende und von ihnen meist nicht erkannte treibende Macht an. Auch Marx will das. Nur materialisirt er diese Macht wieder: wird bei Hegel der Welthaushalt gewissermaßen durch die Idee gespeist, so setzt Marx dafür leibhaftige Speise, Essen und Trinken, d. h. einen Wirthschaftszustand, eine ökonomische Struktur als das Primäre. Das heißt dann, Hegel vom Kopf, auf dem er stände, auf die Füße stellen. Es leuchtet natürlich auf den ersten Blick ein, daß das, was bei Hegel einen Sinn hat, durch die Materialisirung des idealistischen Philosophen bei Marx geradezu zum Unsinn verkehrt wird.

Es besteht heutzutage selbst in gewissen, für diese Materie durchaus zuständigen Gelehrtenkreisen eine sehr weitgehende Anerkennung und Ueberschätzung der Marx'schen Lehre. Es läßt sich das wohl erklären. Man sieht die doch wirklich imposante sozialdemokratische Partei, die auf Marx als auf ihren Propheten und geistigen Führer eingeschworen ist. Beim ersten Blick in das Marx'sche System ist man verblüfft durch die scheinbare Geschlossenheit und Einheitlichkeit, die in diesen unseren unphilosophischen Tagen so selten anzutreffen sind, — sicherlich aber findet sich bei keiner anderen politischen Partei eine solche Kette fest in einander greifender Gründe. Bei näheſter und eingehendster Betrachtung indeß enthüllt sich die kaleidoskopische,

schillernde Schönheit des Marx'schen Systems als ein unorganisches Scherbengemenge, das der Hegelianer, Feuerbachianer und Materialist Karl Marx von überall her recht kunst- und verständnißlos ausgebrochen hat. Und prüft man weiter die bisherigen Erfolge der deutschen Arbeiterwelt und erörtert die Aussichten weiterer und durchaus berechtigter proletarischer Machtansprüche, so dürfte sich doch vielleicht — so wunderbar es anfangs scheinen möchte — das übliche „durch Marx" in ein „trotz Marx" verwandeln.

Darüber jedenfalls sollte man sich nicht im Unklaren sein, daß der ethische Bestandtheil des Marx'schen Systems keineswegs geeignet ist, die Handlungen und Forderungen des Proletariats zu stützen und zu fördern. Diese Lehre von der bloßen Klassenmoral und von der Abhängigkeit menschlichen Wollens und Handelns von einer mystisch-materialistischen Macht hebt alle Verbindlichkeit der Starken und Besitzenden gegen die Schwachen und Besitzlosen auf. Und die Gewalttheorie könnte, wenn sich der Staat und die sogenannten herrschenden Klassen zu Marx bekehren lassen sollten, merkwürdige Konsequenzen haben. Denn wäre es nach Marx'scher Lehre nicht allzu natürlich, daß die Gewalt schon von denen rechtzeitig angewandt wird, die sich in ihrer Herrschaft gewaltsam bedroht fühlen? In der That: die Bekehrung der herrschenden Klasse zum Marxismus bedeutete mindestens, daß dem Proletariat das Reichstagswahlrecht genommen und ein Ausnahmegesetz gegeben wird. So werden denn aus wissenschaftlichen Gründen nicht nur, sondern auch im direkten Interesse des Proletariats seine sozial gesinnten Freunde und vor allem seine geistigen Führer darauf bedacht sein müssen, an die Stelle der ökonomisch-materialistischen Grundlagen des Marx'schen Sozialismus idealistische und — soweit Handlungen und Forderungen in Betracht kommen — ethische Prinzipien zu setzen, wie ja denn auch schon Eduard Bernstein in seiner Schrift über die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie erklärt hat, daß er in der That den Sieg des Sozialismus nicht von dessen „immanenter ökonomischer Nothwendigkeit" abhängig mache, es vielmehr weder für möglich, noch für nöthig halte, ihm eine rein materialistische Begründung zu geben, — eine Erklärung, durch die er sich natürlich den bösesten Zorn Karl Kautsky's zugezogen hat.

„Auferstehung".

Von

Max Lorenz.

Das Buch, das der Graf Leo N. Tolstoi unter dem Titel „Auferstehung"*) gerade zum Osterfest des Jahres der Jahrhundertwende der Menschheit beschert hat, macht nicht gerade einen jäh erschütternden und gewaltsam packenden Eindruck; seine Wirkung geht weiter: es bezwingt in seiner tiefen Ruhe mit nachhaltender Kraft und vermag wohl die Seele des Lesers dauernd zu bannen. Ich glaube fast, daß von diesem Werk manche Bekehrung ihren Ausgang nehmen könnte. Es steht gleich hoch in künstlerischer wie in ethischer Beziehung und zeigt in bemerkenswerther Weise, wie am letzten Ende Kunst und Sittlichkeit in einander fließen.

Das Buch weist noch nachdrücklich auf etwas Anderes hin, darauf nämlich, daß die Offenbarungen und Objektivirungen sowohl des moralischen wie des künstlerischen Genius vor sich gehen können ohne Rücksicht auf die größere oder geringere politische Freiheit und vorgeschrittene oder zurückgebliebene Wirthschaftsentwickelung. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Aeußerungen und Formulirungen des künstlerischen Genius in gar keiner Verbindung mit den sonstigen Verhältnissen des Landes ständen. Ein solches Buch, wie das des Grafen Tolstoi, kann nur in Rußland entstehen mit seinen ungeheuren Weiten, seinem Zaren, seinem Bauernelend. Aber eben auch in Rußland kann ein Werk entstehen, dessen künstlerische Höhe durchaus nicht überragt wird etwa von den Leistungen eines Ibsen, der einem so frei regierten Lande wie Norwegen entsprossen

*) Ich benutze unter den vielen vorhandenen Ausgaben die im Verlag von Otto Janke erschienene, die vollständig und für den billigen Preis von 2 Mark käuflich ist.

ist. „Es scheint mir, daß man auch im Gefängniß ein ungeheures Leben finden könne," äußert einmal der andere Russe, der dem berühmten Grafen ebenbürtig an die Seite zu stellen ist: Dostojewski. Und dieser ist zu seiner Seele und der des russischen Volkes gerade in der Zeit seiner sibirischen Verbannung geführt worden.

Das neueste Buch Tolstoi's hat viel Aehnlichkeit mit dem berühmten Werk Dostojewski's: „Schuld und Sühne", das bei uns unter dem Titel: „Raskolnikow" wohl bekannter ist. In beiden Fällen handelt es sich, einen Menschen aus der Welt der wesenlosen Äußerlichkeiten zum innersten und ursprünglichsten Leben seiner Seele zurückzuführen. In beiden Fällen wird die Bekehrung in Beziehung auf eine Prostituirte, die Sonja im einen und die Maslowa im andern Fall vollzogen. Wie Dostojewski es ursprünglich beabsichtigte, so will auch Tolstoi seinem Werk einen zweiten Theil anfügen, der das Leben des bekehrten Mannes, der da wandelt im Licht und in der Liebe, zu schildern hätte. Und im großen Ganzen läßt sich auch von Tolstoi sagen, was von Dostojewski gesagt ist, daß er sich nämlich das Verkünden des wahren Christus auf dem Umwege der Kunst zum Ziel gesetzt habe. —

Dies ist das Geschehniß des Romans: Der Fürst Dmitri Iwanowitsch Nechludow hat als Geschworener über die Prostituirte Maslowa zu urtheilen, die des Giftmordes und Diebstahls an einem ihrer Brodgeber angeklagt ist. Obwohl die Mehrzahl der Geschworenen sie für unschuldig befindet, wird sie doch zur Deportation und Zwangsarbeit verurtheilt, in Folge eines Formfehlers, dessen sich die Geschworenen schuldig gemacht haben. Während der Verhandlung, gleich zu ihrem Beginn, erkennt Nechludow, daß er diese Maslowa vor Jahren, da sie noch ein reines Mädchen war, halb aus Liebe und halb aus Leichtsinn verführt hat. Mit hundert Rubeln hatte er sie damals abgefunden, die dann später, als die Viertelstunde flüchtigen Liebesglücks nicht ohne Folgen geblieben war, ins Leben und ins Elend hinausgestoßen wurde. Nun muß sich der Fürst sagen: er, der zum Richten Berufene, sei eigentlich der Schuldige. Hier nun beginnt sein Entschluß der Umkehr. Er will seinen ganzen Einfluß daran setzen, eine nochmalige Aufnahme des Verfahrens mit allen zu Gebote stehenden Rechtsmitteln zu erwirken. Er will die dann Befreite, wenn's nicht anders geht, heirathen, um so seine große Schuld zu sühnen. Die Appellationsinstanz des Senats in Petersburg lehnt eine Wiederaufnahme des

Verfahrens ab. Jetzt bleibt nur noch das Gnadengesuch an den Kaiser als letztes Mittel. Inzwischen aber muß die Maslowa mit den anderen Verschickten den Weg nach Sibirien antreten. Nechludow begleitet den traurigen Zug. Viele, viele Meilen sind bereits zurückgelegt, da trifft der kaiserliche Bescheid ein, der die Strafe zur Ansiedelung an einen beliebigen Ort Sibiriens herabmildert. Die Maslowa wird entlassen. Inzwischen hatte ihr Nechludow seine Absicht wiederholt erklärt, sie zu heirathen. Anfangs hat sie abgelehnt, voll Zorn und Erbitterung: „Du hast Dich in diesem Leben an mir ergötzt und durch mich willst Du auch Erlösung für jene Welt gewinnen", hält sie ihm entgegen. Am Ende lehnt sie auch noch ab, aber aus Liebe, denn sie hat ihn von je her so sehr geliebt und lernt ihn wieder lieben: „Sie liebte ihn und glaubte, wenn sie sich mit ihm verbinden würde, so würde sie sein Leben verderben." Um ihn frei zu machen, heirathet sie einen gleich ihr Verschickten, Simonson. Und Nechludow muß erkennen, daß der sie wahrer, eigentlicher liebt, als er. Denn er „hatte ihr die Ehe aus Großmuth versprochen und aus Rücksicht auf die Vergangenheit; Simonson aber liebte sie so, wie sie jetzt war; er liebte deshalb, weil er liebte." Dem Fürsten bleibt schließlich nichts Anderes übrig, als nach Rußland zurückzukehren. Aber er kehrt als ein Anderer heim. In der letzten Nacht vor seiner Rückkehr erhält er noch den letzten Stoß, der seine innere Wandlung vollendet, durch die Lektüre des Evangeliums, des 20. Kapitels Matthäi, in dem das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge enthalten ist. Und diesen Schluß zieht Nechludow für sich: „Ich lebe, und wir alle leben in der unsinnigen Zuversicht, daß wir selbst Herren unseres Lebens seien, daß es uns zu unserem Vergnügen verliehen worden sei. Das aber ist augenscheinlich unsinnig. Wenn wir hierher gesandt worden sind, so geschah es auf Jemandes Willen und für Jemand; wir aber kamen zu dem Schlusse, daß wir nur zu unserer Freude geboren worden seien und leben; und es ist klar, daß es uns schlimm ergehen wird, wie es dem Arbeiter schlimm ergeht, der nicht den Willen des Herrn erfüllt. Der Wille des Herrn aber ist ausgesprochen in der Lehre Christi. Nur wenn und sobald die Menschen diese Lehre erfüllen und auf Erden das Reich Gottes aufrichten, werden auch die Menschen des höchsten Heils theilhaftig werden, für das sie befähigt sind." Zu solchem Schluß kam der Fürst Dmitri Iwanowitsch Nechludow, der in vielen Jahren seines Lebens den

Becher irdischer Lüste bis auf die Neige oftmals getrunken hatte. Und mit diesem Schluß begann für ihn „ein ganz neues Leben, weniger deshalb, weil er in neue Lebensumstände trat, als deshalb, weil Alles, was von dieser Zeit an mit ihm vorging, für ihn eine ganz andere Bedeutung erhielt, als früher.“ Das sind die Endworte des Buches. —

An sich bedeutet es natürlich nichts Neues und Erschütterndes, einem Weltkinde zu sagen: Thu' Buße, geh' in Dich und arbeite im Weinberge des Herrn. Ein ehrwürdiger Dorfgeistlicher, der seiner bescheidenen Gemeinde allsonntäglich ins Gewissen redet, der Lust dieser Welt zu entsagen, handelt sehr gut und schön und mit reinem Herzen sehr pflichtgemäß, — aber was weiß er denn eigentlich von der Lust dieser Welt? Welche Leidenschaften haben in ihm gerungen? Welche aufspringenden Blutwellen eines allzu glühenden Herzens hat er dämpfen müssen? Was dem Buche Tolstoi's die Wirkung verleiht, ist die machtvolle, in allen Höhen und Tiefen des Daseins erfahrene Persönlichkeit des Autors. Was die Bekehrungsgeschichte Nechludow's so eindrucksvoll macht, ist der Hinter- und Untergrund, von dem sie sich abhebt. Im Rahmen der kargen Geschichte giebt Tolstoi eine genaue Schilderung der Zustände und Menschenklassen im russischen Reich. Er schildert in dem Rechtsfall die Geschworenen und Richter, die Advokaten, die Mitglieder eines hohen Senats, die Minister und Generale, deren Einfluß der Fürst für den Fall der Maslowa aufbietet, die Damen der hohen Aristokratie, die Nechludow ihren einflußreichen Männern gegenüber benutzt. Und er schildert in den Tiefen des Volkes die Bauern, die auf den Gütern Nechludow's kümmerlich ihr Leben fristen und es gar nicht verstehen, als sie dieser, nach dem Rezept des Henry George, zu Eigenthümern des Bodens machen will, den sie im Schweiße ihres Angesichts bebauen. „Nechludow sprach ziemlich klar, und es fehlte den Bauern nicht an Begriffsvermögen, aber ihn begriffen sie doch nicht und konnten ihn nicht begreifen aus demselben Grund, weshalb auch der Verwalter ihn lange nicht begriffen hatte. Sie waren fest überzeugt davon, daß es eine angeborene Eigenheit jedes Menschen sei, auf seinen Nutzen zu sehen, und aus den Erfahrungen vieler Generationen wußten sie schon lange, daß der Gutsbesitzer seinen Vortheil zu hüten weiß.“ Ein genaues Bild erhalten wir auch von dem Gefängnißwesen, den Gefangenenbeamten und den Gefangenen. Das Buch enthält ein vollkommenes Gemälde der russischen Kultur. Doch

werden uns nicht die Zustände und Verhältnisse abstrakt in ihren Linienumrissen hingezeichnet und analysirt. Ueberall treten lebendige Menschen als persönlicher Ausdruck dieser Verhältnisse vor uns und immer erhalten wir den Eindruck: es ist die menschliche Seele verkrüppelt und entartet, die arme, gepeinigte Seele, die den Weg ihres Friedens nicht finden kann. Niemals steigert Tolstoi seine Schilderungen zu romantischer Ueber- und Unnatürlichkeit, wie Zola es zu thun pflegt. Der Russe bleibt stets streng und ernst und hält sich fest an das, was ist. Unerbittlich schildert er seine Menschen, die oben und die unten, als ein außerordentlicher Menschenkenner und in gewissem, gleich einzuschränkendem Sinne als ein großer Menschenverächter. Die Menschen, so wie sie da leben, sind meistens Thiere. Es ist doch eigentlich merkwürdig, daß Menschenkenntniß und Menschenverachtung stets Hand in Hand gehen, wozu sich dann noch eine pessimistische Lebensanschauung zu gesellen pflegt. Ich könnte keinen fröhlichen Optimisten nennen, der wirklich einen tiefdringenden Blick in die Abgründe der Menschennatur gethan hätte.

Ein großer Menschenverächter ist der geniale Russe, in gewissem Sinne und bis zu gewisser Grenze sicherlich. Und doch liebt er auch die Menschen mit ganzer Hingebung. Es ist ja eine alte, wohl schon veraltete Frage, ob man lieben könne, wo man verachtet. Doch wohl — wenn man nämlich nicht im beschränkten Stolz einer unversuchten und flachen Tugend alles sogenannte Schlechte von sich stößt oder vielmehr gar nicht an sich herankommen läßt, sondern in gewissem Sinne Theil hat an den Schwachheiten und Bosheiten der Menschheit. Es braucht das gar kein mitthätiger, sondern nur ein mitwissender und mitfühlender Antheil zu sein. Man sollte nicht vergessen, daß das höchste Gut oft aus dem tiefsten Uebel hervorgeht, und daß das Gute nur existirt, weil es ein Böses giebt. Wer nun das Schlechte als eine nicht wegzubannende Nothwendigkeit erkannt hat, wer es in seinem Wesen begreift, der wird es schließlich lieben, aus Mitleid, so wie das Gute und Schöne aus Mitfreude geliebt wird. Mitleid und Mitfreude — das dürften vielleicht die beiden Gründe der Liebe sein. So kann es denn auch kommen, daß die Liebe um so tiefer greift, je mehr unser Mitleiden herausgefordert wird. Aus dem bis ins Tiefste gehenden Mitgefühl für alle Dinge ist Tolstoi's hoch steigende Liebeskraft für alle menschliche Kreatur zu erklären. Liebe die Menschen — wird auch ihm aus innerster

Erfahrung der Seele zum ersten Gebot menschlichen Lebens. In dem Sinne läßt er Nechludow zu der Erkenntniß kommen: „Das Uebel liegt darin, daß die Menschen glauben, es gebe Lagen und Verhältnisse, in welchen man den Menschen ohne Liebe entgegentreten könne, aber solche Lagen und Verhältnisse giebt es nicht. Sachen kann man ohne Liebe behandeln, man kann ohne Liebe Holz spalten, Ziegel formen, Eisen schmieden, aber mit Menschen darf man nicht ohne Liebe umgehen, ebensowenig wie man mit Bienen ohne Vorsicht umgehen darf. So ist einmal die Eigenart der Bienen. Wenn man mit ihnen ohne Sorfalt umgeht, so schädigt man sie und sich selbst. Dasselbe gilt auch für die Menschen. Und es kann nicht anders sein, weil die gegenseitige Liebe der Menschen zu einander ein Grundsatz des menschlichen Lebens ist. Zwar kann der Mensch sich nicht zur Liebe zwingen, wie er sich zur Arbeit zwingen kann, aber daraus folgt nicht, daß man mit Menschen ohne Liebe umgehen darf, besonders wenn man Gegendienste von ihnen verlangt. Wenn Du keine Liebe zu den Menschen empfindest, so halte Dich fern. Beschäftige Dich mit Dir selbst oder mit irgendwelchen Sachen, nur nicht mit Menschen.“ — — —

Tolstoi schreibt: „In Nechludow, wie in allen Menschen, wohnten zwei Naturen, eine geistige, welche nur ein solches Heil für sich verlangt, das auch anderen Menschen Heil bringt, und die andere, die thierische Natur, welche nur für sich das Heil sucht und bereit ist, dafür die ganze Welt aufzuopfern.“ Er tritt natürlich für den geistigen gegen den thierischen Menschen ein. Nun ist allerdings noch ein Drittes möglich: die Vereinigung des Geistigen und Thierischen im Reinmenschlichen. Es ist das das Ideal der Schillerschen Kunst, und auf der praktischen Möglichkeit solcher Vereinigung beruht die Herrlichkeit des Goethe'schen Lebenslaufes. Doch scheint diese Synthese in unserer Zeit gerade den Besten und stärksten Geistern nicht vergönnt zu sein. Man denke an den Konflikt, der Maupassant in die Nacht des Wahnsinns trieb. Man erinnere sich des Bildhauers Rubek in Ibsen's Drama, der zwischen Maja und Irene sein Leben verliert. Wenn nun schon nicht der Ausgleich zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden zu erreichen ist, so ist es wohl nicht das schlechteste, dem Tolstoi'schen Ideale anzuhangen. Mindestens wird die Menschenseele da vor zerrüttendem Unglück am ehesten bewahrt bleiben.

Schlicht, klar und gerade, wie der Inhalt des Werkes, ist

auch seine Form. Die Sprache, soweit sich das aus der Uebersetzung beurtheilen läßt, dient nur als Material, den Inhalt festzulegen. Es ist ja selbstverständlich, daß ein Tolstoi nicht schreibt wie unsere modernen Stilgecken, die krampfhaft nach neuen Wendungen haschen, um jeden Preis sich geistreich ausdrücken wollen, und gauklerische Sprachkunststücke vollführen, die schließlich doch nur den Mangel an Gedanken verbergen sollen. Für den von Tolstoi behandelten Stoff ergiebt sich mit innerer Nothwendigkeit die Form des Romans durchaus epischen Gepräges. Wir haben nämlich auch den Roman, der zu dramatischen Effekten Scenen aufbaut, viel Pathos verwendet und Erregung zu schaffen sucht. Es bleibe dahingestellt, inwiefern dies Genre mit seiner kunstvollen, wohl berechneten Komposition auch berechtigt ist. Tolstoi ist durchaus Epiker, und zwar „plastischer oder epischer Epiker", wie es Hartmann nennen würde. Er verwendet gar kein Pathos, sondern reiht Zug für Zug Bild an Bild. Das Ganze ist bewegt in der Aufeinanderfolge seiner Theile und doch von Ruhe und Stille erfüllt. Es ist die Ruhe und Stille des Autors, die über und in dem Werke liegt. Dieser Autor ist eben ein Mann, der nach langem und bewegtem Leben zu vollkommenster Klarheit und Festigkeit, zum Abschluß seiner Entwickelung gekommen ist, der fertig ist. Ihm stellt sich das Leben und sein Leben als eine Folge von Bildern dar. Die betrachtet er und ladet die andern ein, sie mit ihm zu betrachten: kommt her und schaut, das ist das Leben, das sind seine Formen, das ist sein Wesen und sein Inhalt. Der epische Roman wird wohl stets und am besten die Kunstform des fertigen, ausgereiften Alters sein. Ich stehe nicht an, die Meinung zu wagen, daß dieses Tolstoi'sche Werk in der Ruhe der Darstellung, der Greifbarkeit der Bilder und der Schlichtheit der angewandten Mittel etwas wahrhaft Homerisches an sich hat.

Finis Gymnasii.

Ein Warnruf in zwölfter Stunde.

Von

Paul Cauer.

Am 5. Mai hat von Berlin aus eine äußerlich imponirende Kundgebung für eine bestimmte Art von Schulreform stattgefunden. Die Mitglieder und Freunde von vier großen Vereinen hatten sich zusammengeschlossen, um zwei wichtige Forderungen gemeinsam zu vertreten: Gleichstellung aller neunklassigen höheren Schulen in allen äußeren Rechten, und Einführung eines lateinlosen Unterbaues, der für Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule der gleiche wäre. Schon damals wurde berichtet, daß 12000 deutsche Männer diese Forderung unterschrieben hätten; seitdem soll die Zahl auf 15000 angewachsen sein. Es schien fast gewiß, daß die Pläne der Regierung sich in derselben Richtung bewegten, wenigstens was den zweiten Punkt, den verspäteten Anfang des Lateinischen betraf. Da brachten plötzlich, eine Woche nach jener Versammlung, mehrere Zeitungen, u. A. die „Tägliche Rundschau", über die Absichten der Regierung Angaben ganz anderer Art, die irgendwie in die Oeffentlichkeit gedrungen waren. Danach sollte der Anfang des Lateinischen überall in Sexta gelassen werden; Gymnasium und Realgymnasium sollten bis Untersekunda einschließlich (anstatt, wie jetzt, bis Quarta) ganz den gleichen Lehrgang haben; erst in Obersekunda sollte in der einen Anstalt das Griechische, in der andern das Englische einsetzen. Eine offiziöse Ablehnung dieses Planes, auf die man hoffen durfte, ist ausgeblieben*); nur die „Kreuz-

*) Die unbestimmt abwiegelnde Notiz von „unterrichteter Seite", die am 19. Mai in der „Täglichen Rundschau" erschien, kann doch nicht als Dementi angesehen werden.

zeitung" gab, anscheinend aus guter Quelle, die Berichtigung, daß der gemeinsame Unterbau der beiden Anstalten bloß bis Obertertia reichen, die dritte fremde Sprache (Griechisch oder Englisch) in Untersekunda eintreten solle. Das scheint denn also wirklich geplant zu werden.

Als Grund dieses wunderlich ausgedachten, wohl von Niemandem bisher empfohlenen Systems gab der Gewährsmann der „Täglichen Rundschau" an: daß für die Zöglinge des Realgymnasiums die Zulassung zum Studium der Medizin ermöglicht werden solle. Wir würden eine solche Motivirung fast noch mehr beklagen als die Maßregel selbst. Latein lernen, mehr Latein lernen, ist an sich gewiß etwas Gutes; wenn es aber nur deßhalb am Realgymnasium verstärkt wird, damit diese Anstalt zu einer „erstklassigen" Schule werde, der man erweiterte Rechte zugestehen könne, so wäre das eine äußerliche Rücksichtnahme auf Standesvorurtheile, die einer starken und einsichtigen Regierung nicht ganz würdig erscheint. Das Schwergewicht des Sprachunterrichts am Realgymnasium liegt naturgemäß in den neueren Sprachen, und diese müßten hier dem Latein zu Liebe geschwächt werden: das Englische würde zwei volle Unterrichtsjahre (Unter- und Obertertia) verlieren. Noch mehr in die Augen fällt der Schade, den die Oberrealschule erleiden würde. Diese Schule entspricht dem Charakter der modernen Zeit am vollkommensten, indem sie die alten Sprachen ganz ausschließt. Sie ist die einzige, die mit dem Gedanken Ernst macht, daß die Hauptquelle der Ueberbürdung in dem Vielerlei des Lehrplans liege; denn sie hat den Muth, sich mit zwei fremden Sprachen zu begnügen, während die beiden anderen deren drei nebeneinander betreiben. Vor 10 Jahren war es Theodor Mommsen, der auf diesen Punkt hinwies und die Oberrealschule gewissermaßen als Schule der Zukunft hinstellte. Jetzt soll sie, wenn auch nicht beseitigt, doch ganz in den Hintergrund gedrängt werden. Wir bedauern dies um der gesunden Gedanken willen, die ihrem Lehrplan zu Grunde liegen, zugleich aber um des äußeren Friedens willen, der zwischen den drei höheren Schulen endlich einmal erreicht werden muß, und der für absehbare Zeit wieder zerstört wird, wenn man die Oberrealschule in einen erbitterten Kampf ums Dasein, und das heißt hier um Berechtigungen, hineindrängt.

Und welches Schicksal steht dem Gymnasium bevor, wenn die angedeuteten Pläne verwirklicht werden? Es klingt ja ganz schön, was die Zeitungen berichten, daß das Lateinische „wesentlich verstärkt" werden

solle. Aber dieser Botschaft gegenüber wird wohl den meisten, die sie hören, der Glaube fehlen. Jedenfalls müßten erst bestimmte Zahlen bekannt sein, um wieviel die jetzigen 65 Lateinstunden*) des Gymnasiums vermehrt werden sollen, ehe sich darüber urtheilen ließe, ob für den Betrieb dieser Sprache in der That etwas Wesentliches dabei gewonnen wird. Eins aber läßt sich schon jetzt sagen: auch eine wirksame Verstärkung des lateinischen Unterrichts würde nicht im Stande sein, den Verlust zu ersetzen, den die Verdrängung des Griechischen mit sich brächte. In früherer Zeit, noch vor 100 Jahren, war es möglich, das griechische Alterthum durch die Vermittelung des römischen kennen zu lernen. In Becker's „Erzählungen aus der alten Welt" heißt Herakles Herkules, Kirke Circe, Odysseus Ulysses u. s. w. Die lateinische Form der Namen, die sich in einzelnen Fällen bis heute erhalten hat, war der natürliche Ausdruck dafür, daß man gewohnt war, griechische Geschichte und Sage aus lateinischen Darstellungen und dementsprechend in römischer Auffassung und Beleuchtung kennen zu lernen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts ist das anders geworden. Eine griechische Alterthumswissenschaft ist selbständig neben die römische getreten und hat sich gerade in denjenigen Zweigen besonders reich entwickelt, die es mit den realen Seiten des Lebens zu thun haben. Wirthschaftliche, politische, soziale Probleme, der Zusammenhang zwischen Landesnatur und Geschichte, die sich entwickelnden Formen des Erwerbslebens, die Entstehung des Geldes, das Aufkommen und der Wechsel staatlicher Einrichtungen: dies alles und vieles Aehnliche beschäftigt heute den Philologen, gerade wenn er die Griechen zu seinem Hauptstudium gemacht hat, aufs Lebhafteste. Unsere Wissenschaft ist innerlich mehr und mehr realistisch geworden; und dieser Gewinn soll denn doch auch der Schule zu Gute kommen. Die Bedeutung von Kolonien für das wirthschaftliche Leben, die Gesetze, nach denen sie aufblühen und verfallen, kann man im Unterricht überhaupt nicht besser deutlich machen als an der Geschichte der griechischen Kolonisation. Andere Schulen mögen die Grundverhältnisse des menschlichen Lebens an anderen Stoffen und aus anderen Perioden kennen und verstehen lehren; soll es einen Lehrplan überhaupt geben, der dieses Verständniß aus dem Alterthum herleitet, so muß in ihm die griechische Welt einen breiten

*) Nach dem Lehrplan von 1892 sind es nur 62; aber die meisten Gymnasien haben von der inzwischen gewährten Erlaubniß Gebrauch gemacht, in den drei oberen Klassen je eine Stunde hinzuzufügen.



und gesicherten Raum einnehmen. Unmöglich, zu denken, daß in unserer Zeit, ein halbes Jahrhundert nach dem ersten Erscheinen von Grote's Griechischer Geschichte, die geistbildende Kraft, die dem Griechenthum innewohnt, durch einen noch so sehr verstärkten lateinischen Unterricht ersetzt werden könnte.

Aber das ist ja auch gar nicht die Absicht, wendet man ein; das Griechische soll nicht beseitigt, es soll vielmehr in den vier Jahren, die ihm gegönnt bleiben, erst recht gründlich betrieben werden. — Es giebt Leute, die so reden, und unter ihnen wohl auch ehrliche Männer, die wirklich so denken; aber irgend welchen Werth hat diese Vertröstung nicht. Ob es — als eine Regel — möglich sei, bei 15jährigen Knaben die Elemente einer schwierigen fremden Sprache, die ein jüngerer mit Lust und im Nothfall durch Zwang sicher erlernt, zu gründlicher Aneignung zu bringen, diese Frage kann hier ganz bei Seite bleiben. Entscheidend ist eine andere Erwägung. Am Schluß der Untersekunda gehen jährlich nicht wenige Schüler mit dem Berechtigungsschein für den einjährigen Dienst ab; soll man diesen zumuthen, während des letzten Jahres ihrer Schulzeit sich noch mit den Anfangsgründen des Griechischen abzuquälen, mit dem sie sich später nie mehr befassen werden? Das ist widersinnig. Und weil es das ist, so kann mit völliger Sicherheit vorausgesagt werden: ist nur erst das Griechische nach Untersekunda verschoben, so wird es wenige Jahre dauern, bis man sich durch die Macht der Thatsachen gedrängt sieht, es erst in Obersekunda anfangen zu lassen. Und daß mit einem dreijährigen Kursus nichts Ernsthaftes mehr geschafft werden kann, giebt schon jetzt jeder zu. Es wird dann also, in absehbarster Zeit, entweder ganz hinausgeworfen oder zu einem fakultativen Studium herabgedrückt werden. Und damit ist das Ende des Gymnasiums erreicht, mag auch der Name, auf moderne Schulen übertragen, weiter gelten. Wer nützliche Einrichtungen schaffen oder erhalten will, darf doch nicht bloß an heut und morgen denken, sondern muß fragen, zu was für einer Entwickelung er den Anstoß zu geben im Begriff ist. In unserm Falle läßt sich der schlimme Fortgang mit völliger Sicherheit vorauserkennen; eben dies ist für mich von je her einer der wichtigsten Gründe gegen den Lehrplan des Frankfurter Reformgymnasiums gewesen. Er gilt in verstärktem Maße gegen das, was jetzt als Programm der Regierung bekannt geworden ist; denn was in Frankfurt aus dem verspäteten Anfang des Lateinischen sich mit Nothwendigkeit ergab, die Verkürzung

des griechischen Unterrichts, das erscheint hier ohne jeden Zusammenhang, als ein Hieb gegen die Wurzel des Gymnasiums, der durch nichts Anderes motivirt sein kann als durch das Andringen mächtiger bildungsfeindlicher Elemente, denen Widerstand zu leisten unsere Regierung zu schwach wäre.*)

In den Kreisen der Schulmänner wird man die neue Maßregel, wenn die Regierung wirklich damit hervortreten sollte, garnicht verstehen. Freilich wird es auch diesmal nicht an gefälligen Leuten fehlen, die in Fachzeitschriften oder Tagesblättern nachzuweisen unternehmen, daß es garnicht so schlimm sei und daß, wenn sich nur die Lehrer in den neuen Lehrplan hineindächten, mit ihm dasselbe, wo nicht gar Besseres erreicht werden könne als mit dem früheren. Andere wird es geben, die von vornherein auf Kritik verzichten, weil sie gewohnt sind, die Summe ihrer Pflichten und Rechte aus dem Beamtenverhältniß abzuleiten; sie können sich kaum beschwert fühlen, wenn durch geänderte Bestimmung ihnen aufgetragen wird, ein geringeres Maß griechischer Kenntnisse als bisher und dafür etwas mehr Wissensstoff in Deutsch, Geschichte und Geographie den Schülern zu übermitteln. Aber nun sind doch auch solche Lehrer noch nicht ausgestorben, denen der innere Beruf wichtiger ist als die äußere Vokation; die nicht deshalb Latein und Griechisch lehren, weil der Staat sie damit beauftragt hat, sondern weil es sie drängt, Gedanken und Anschauungen, die in ihnen selbst lebendig geworden sind, zu verbreiten und vor allem für das heranwachsende Geschlecht wirksam zu machen; Männer, die — zwar in bescheidnerem Sinne, aber mit nicht geringerem Ernste der Ueberzeugung — das Bekenntniß aussprechen könnten, mit dem einst die Apostel ihren Feinden entgegentraten: „Wir können es ja nicht lassen, das wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret haben.“ Ob ich recht habe mit der Hoffnung, daß unter den philologischen Lehrern diese Art noch immer die Mehrzahl ausmache, mag dahingestellt bleiben; eine Statistik darüber wird sich nicht leicht aufstellen lassen. Darüber aber kann kein Zweifel sein, welche Lehrer es sind, die den Geist der Jugend zu lenken, ihr Gemüth zu ergreifen vermögen, welche also es verdienen, von

*) Am 22. April schrieb Dr. Friedrich Lange in der „Deutschen Zeitung“: „Es handelt sich um den Austrag der Frage (für die wir nun seit 13 Jahren und länger kämpfen), ob zur Sicherung unserer nationalen Errungenschaften und unseres künftigen Weges in der Welt die Werthschätzung des klassischen Bildungsstoffes in der Erziehung unserer gebildeten Jugend zurücktreten müsse oder nicht.“

einer Regierung, der das Gedeihen der Schule am Herzen liegt, aufgesucht und in ihrem Wirken gefördert zu werden. Die Umgestaltung des Gymnasiums im Jahre 1892 hat umgekehrt die Folge gehabt, daß gerade diese eifrigen und thatkräftigen Lehrer zurückgeschreckt und gehemmt wurden. Es ist zu fürchten, daß die dadurch entstandene Verstimmung bis zur Erbitterung gesteigert werden würde, wenn die neue Verkümmerung des philologischen Unterrichtes, die uns jetzt droht, wirklich beschlossen werden sollte. Hier liegt eine sehr ernste Gefahr, die man an entscheidender Stelle nicht gering schätzen möge. Anordnen und, wenn es sein muß, erzwingen läßt sich ja Vieles; aber eins wird nicht erzwungen, sondern, je mehr man den Lehrern einen Unterrichtsplan aufdrängt, den sie selber für verkehrt halten, desto gründlicher wird es zerstört: das ist das Gefühl der Verantwortung für das Gelingen der eigenen Arbeit. Es kommt doch nicht darauf an, daß ein vorgeschriebenes Pensum nach einer vorgeschriebenen Methode heruntergearbeitet wird; das mag in anderen Berufen angehen, in unserem nicht. Nur ein Mann, der ganz von seiner Aufgabe erfüllt ist und alle Kräfte die in ihm liegen aufbietet, kann das Höchste erreichen. Schon seit 1892 konnte man es einem Lehrer kaum verdenken, wenn er sagte: „Ich thue Tag für Tag meine Schuldigkeit; was dabei herauskommt, ist nicht meine Sache.“ Es wäre ein verhängnißvoller Fehler, wenn man Maßregeln ergreifen wollte, die geeignet wären, immer mehr tüchtige Männer zu solcher Muthlosigkeit hinzudrängen.

Nicht nur mit der Stimmung innerhalb des preußischen Lehrerstandes muß gerechnet werden, sondern ebenso sehr mit einer allgemeineren Unzufriedenheit, die draußen sich regt und nicht ohne Noth genährt werden sollte. Die deutschen Mittelstaaten haben ein höheres Schulwesen, das in erfreulicher Blüthe steht; wenn Preußen wirklich dazu schritte, das Seinige weiter zu „deformiren“, wie es ein konservativer Abgeordneter nur allzu treffend genannt hat, so ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die andern Staaten sich dagegen sträuben würden dem Beispiel zu folgen. Die Haltung des bayerischen Landtages, besonders die Rede, die der Präsident Dr. Orterer am 24. April in der Kammer der Abgeordneten gehalten hat, läßt deutlich erkennen, wie lebendig noch die Tradition von Friedrich Thiersch dort ist, wie hoch man den Werth der klassischen Bildung schätzt und mit welchem Mißtrauen man den schulpolitischen Experimenten des großen nord-

deutschen Staates zusieht. Nicht anders steht es im Königreich Sachsen; davon hat kürzlich ein Aufsatz des Leipziger Rektors Dr. Kaemmel in den „Grenzboten" Zeugniß abgelegt, der der preußischen Unterrichts-Verwaltung sehr unangenehme Wahrheiten sagte. Daß die Württemberger nicht gesonnen sind, um der deutschen Einheit willen ihre Klosterschulen und ihr Tübinger Stift zu ruiniren, bedarf keines Beweises; und wer wollte es ihnen verdenken, wenn sie an bewährten und heilsamen Einrichtungen zähe festhalten? So ist mit Sicherheit zu erwarten, daß, wenn die preußische Regierung den Wünschen der Schulreformer nachgiebt, die Gründe der Uneinigkeit im deutschen Reiche aufs Bedenklichste vermehrt werden. Für die Freunde der bis vor Kurzem auch in Preußen hochgehaltenen nationalen Erziehung liegt ja in der Aussicht auf den Widerstand der anderen Staaten ein Trost und eine vielleicht letzte Hoffnung; aber eine furchtbar ernste Sache wäre es doch, wenn durch einen Konflikt dieser Art das Gymnasium gerettet werden müßte.

Und warum das Alles? Warum der erneute Angriff auf altererbte ehrwürdige Einrichtungen? ehrwürdig nicht nur durch die lange Zeit ihres Bestehens, sondern vor Allem durch den Segen den sie gestiftet haben. Man antwortet: Die Stellung Deutschlands in der Welt, inmitten eines auf's Aeußerste gesteigerten wirthschaftlichen Wettkampfes, umringt von feindlichen Mächten, die es zu zermalmen und zu zerreiben streben, mache es nothwendig, daß auch bei uns alle Kräfte zusammengerafft würden, die dazu beitragen können, daß wir im Kampf um's Dasein uns behaupten. Das ist gewiß richtig. Aber zu diesen Kräften gehört doch auch die der Erziehung, und gerade der überlieferten, gymnasialen Erziehung. Die Mehrzahl der Männer, die 1870 unsere Truppen geführt und selbst auf den Schlachtfeldern Frankreichs geblutet haben, ist eben in dem Bildungsgange groß geworden, den man heute als veraltet und unbrauchbar zuschließen will.

Wie seltsam der Widerspruch ist, in dem sich die Wortführer des jungen All-Deutschland gefallen, wird einem erst recht deutlich, wenn man sieht, wie die Angehörigen anderer Länder über unser Erziehungswesen urtheilen. In einer Rede, die der englische Staatsmann Lord Rosebery, aus Anlaß der Einweihung eines neuen Rathhauses in einer kleinen englischen Stadt am 23. Januar d. J. gehalten hat, suchte er seinen Zuhörern die Lehren deutlich zu machen, die aus dem Verlauf des Krieges in

Südafrika gezogen werden könnten. Die Mißerfolge, die sein Vaterland Monate hindurch hatte hinnehmen müssen, schienen ihm durch Fehler des herrschenden Systems der Erziehung verschuldet zu sein. „So viel ist sicher," sagte er, „wenn wir Deutschland als Beispiel des entgegengesetzten Verfahrens nehmen: Deutschland ist unendlich viel sorgfältiger und wissenschaftlicher in seinen Methoden als wir. Ohne dieses oder irgend ein anderes Land als Muster hinzustellen, glaube ich doch: wenn wir uns die Lehren dieses Krieges, nachdem er beendet sein wird, recht zu Nutze machen wollen, so müssen wir wissenschaftlicher werden in unseren Methoden im Handel, in der Erziehung und im Kriege. Wir sind nicht methodisch, wir sind nicht wissenschaftlich, wir sind nicht auf gleicher Höhe mit den vorgeschrittneren Nationen der Zeit." Zu diesen more advanced nations of the day rechnete der Redner, ein erfahrener und praktischer Mann, eben unser Vaterland, dasselbe Land, in dem jetzt darangegangen werden soll, nach englischem Vorbilde, mit Hervorkehrung dessen, was unmittelbar von heute auf morgen Nutzen bringt, die Ausbildung der Jugend umzugestalten, die überlieferte Weise der Erziehung aber als all zu theoretisch und für die realen Aufgaben des Lebens unwirksam abzuschaffen.

Wie man zu so falschen Urtheilen und so verkehrten Forderungen hat kommen können, wäre unbegreiflich, wenn nicht leider der Grund deutlich genug sich erkennen ließe. Die herrschende Abneigung gegen das klassische Alterthum, zumal gegen eine Erziehung die dort ihre Nahrung schöpft, hängt mit dem gesammten Charakter unseres Zeitalters eng zusammen. Als eigentlichen Inbegriff der Geistesrichtung, die mit dem Wiedererwachen der klassischen Studien aufkam, bezeichnete Jakob Burkhardt die Werthschätzung und Ausbildung der Persönlichkeit. Und so ist es immer geblieben. Wer Griechen und Römer mit wirklicher Hingabe studirt, muß nothwendig von dieser Anschauung mit ergriffen werden: daß das eigentlich Werthvolle im menschlichen Leben die Persönlichkeit ist, und daß jeder Einzelne, auch wenn er nicht zum Riesen oder Uebermenschen geboren ist, doch das Recht und die Pflicht hat, Alles, was an lebendigen Ansätzen in ihm liegt, zu frischer und freudiger Eigenart auszubilden. Davon will nun aber die moderne Gesellschaft, die überall auf Massenwirkungen ausgeht, nichts wissen; nur Nullen kann sie gebrauchen, die an irgend eine Eins angehängt eine große Zahl ergeben. Darum ist das Widerstreben der Gene-

ration, die jetzt lebt und den Ton angiebt, gegen die ganze Ideenwelt des klassischen Alterthums sehr wohl zu verstehen.

Aber je mehr man sie versteht, desto mehr muß man sie bekämpfen. Die Masse der Menschen schätzt naturgemäß immer das am geringsten, was ihr am meisten noththut; und das ist in unserer Zeit geistiger Uniformirung die Persönlichkeit. Daß die Stimmführer der öffentlichen Meinung sie unterdrücken wollen, ist natürlich, aber darum nicht weniger verwerflich. Die glänzendsten Errungenschaften der exakten Wissenschaft und der Technik können einem Volke nichts helfen, dem es an führenden Geistern fehlt. Wir dürfen überzeugt sein, daß die Männer, die an der Spitze unseres Unterrichtswesens stehen, dies selber erkennen; nur das Drängen der blinden Menge, die von einzelnen Fanatikern verleitet wird, schafft ihnen Unsicherheit. Eben deshalb ergeht an alle, die das Bessere sehen und wollen, unser Mahnruf, nun auch ihrerseits hervorzutreten und der Regierung zum Widerstande den Rücken zu stärken*). Jeder Einzelne trägt ein Stück der Verantwortung. „Sie säen Wind, und Sturm werden sie ernten“: so heißt es von den falschen Propheten. Aber wer möchte sich dabei beruhigen, daß er nicht mitgeholfen habe den Samen auszustreuen, wenn es doch seine Pflicht war, einzugreifen und hindern zu helfen, daß die schlimme Ernte aufging!

Düsseldorf. 19. Mai 1900.

---

*) Es wird beabsichtigt, im Anschluß an die Versammlung des Gymnasial-Vereins, die am Pfingstdienstag in Braunschweig stattfindet, eine Erklärung zu veröffentlichen, die alle den inneren Bestand des Gymnasiums gefährdenden Reformpläne ablehnt und einen mindestens unverkürzten Betrieb der alten Sprachen fordert. Für diese Erklärung sollen nachher in großem Umfange Unterschriften gesammelt und so eine Kundgebung geschaffen werden, die der vom 5. Mai wirksam entgegenarbeitet.

Notizen und Besprechungen.

Nochmal die Gefängnißschreiber.

Zu dem unter obigem Titel im Maiheft der Preuß. Jahrbücher veröffentlichten Artikel hat die „Berliner Korrespondenz" eine Richtigstellung gebracht, in der die Schuld an den gerügten Uebelständen nicht sowohl dem System als dem pflichtwidrigen Verhalten der betreffenden Strafanstaltsbeamten zur Last gelegt wird. Diese Richtigstellung enthält eine solche Fülle unrichtiger Behauptungen, daß ein nochmaliges Eingehen auf die Sache geboten erscheint. Richtig ist ja allerdings, daß eine ganze Reihe Ministerial-Reskripte existiren, durch deren strikte Befolgung die häßlichen Auswüchse des von uns angegriffnen Sparsystems leicht beseitigt werden könnten. Leider hat es aber in der Praxis mit der strikten Befolgung der von den verfügungslustigen Herren am grünen Tisch erlassenen Ukase zuweilen irgend einen Haken.

So ist es z. B. ganz richtig, daß Gefangene, die wegen Betrug, Fälschung und ähnlicher Verbrechen bestraft worden sind, nicht zu Schreibern genommen werden sollen, aber . . . aus welcher Verbrecherkategorie sollen sie dann genommen werden? Unter den wegen Körperverletzung, Sachbeschädigung, Beleidigung 2c. verurtheilten Elementen werden sich immer nur ganz ausnahmsweise Leute finden, welche die nöthige Gewandtheit mit der Feder besitzen, um in dieser Weise beschäftigt zu werden (in Zuchthäusern sind sie überhaupt nicht vorhanden). Die betreffende Strafanstalts-Direktion ist also thatsächlich gezwungen, diese ministerielle Vorschrift zu übertreten, wenn die Schreiberarbeit überhaupt erledigt werden soll. So erklärt es sich, daß im grellen Widerspruch mit der angezogenen Verfügung mindestens 90 Prozent aller Gefängnißschreiber gerade den ausdrücklich von dieser Beschäftigungsart ausgeschlossenen Verbrecherkategorien angehören.

Ganz ebenso verhält es sich mit der famosen Bestimmung, daß diese Schreiber nur zur Anfertigung von Abschriften gewöhnlicher Sachen verwandt werden dürfen; Arbeiten, deren Anfertigung durch Strafgefangene nicht geeignet erscheint, aber vom Sekretär oder irgend einem anderen Beamten zu mundiren sind. Ja, das ist ja eben der Fehler, daß man den

Gefängniß-Direktionen die zur Durchführung dieser Vorschrift nöthigen Beamten nicht zur Verfügung stellt. So kommt es, daß die Gefängnißschreiber in Wahrheit heutzutage überall nicht bloß die Führung der Arbeitsbücher der Gefangenen u. s. w., sondern auch die amtlichen Rapporte der Anstaltsbeamten besorgen müssen. Mit einem Wort: sie verrichten in allen Strafanstalten die gesammte überhaupt in der Gefängnißkanzlei vorkommende Arbeit.

Das ministerielle Organ behauptet freilich, daß von Gefängnißkanzleien überhaupt nicht die Rede sein könne, da sich die als Schreiber beschäftigten Gefangenen laut Vorschrift sämmtlich in Einzelhaft befinden müssen. Diese kühne Behauptung ist vielleicht der schlagendste Beweis, wie schwer es für die Zentralstelle, die ihre Kenntniß bloß aus Akten, Berichten und gelegentlichen Inspektionen schöpft, ist, die Wirklichkeit der Verhältnisse zu beurtheilen. In Wahrheit giebt es — Untersuchungsgefängnisse ausgenommen — nicht eine Strafanstalt, in der die betreffenden Schreiber in Einzelhaft sitzen. Ja, es ist überhaupt zweifelhaft, ob es viele Gefängnißbeamte giebt, die jene Bestimmung kennen; ihre korrekte Handhabung würde jedenfalls in einigen Fällen, d. h. in Gefängnissen, wo sich gar keine Einzelzellen befinden, wie es z. B. in dem kleinen Filialgefängniß Rummelsburg der Fall ist, auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen.

Von einer Einsperrung im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist überhaupt den Schreibern gegenüber nirgend die Rede. Sie arbeiten überall in unverschlossenen Räumen, können sich innerhalb der Gefängnißmauern selbst gewöhnlich völlig frei bewegen und haben jedenfalls — und das ist schließlich das Wesentlichste — fast überall völlig ungehinderten Zutritt in die Arbeitszimmer sämmtlicher Oberbeamten, dasjenige des Direktors miteingeschlossen. Daß es unter diesen Umständen ihnen gegenüber thatsächlich keine Anstaltsgeheimnisse giebt, liegt doch wohl auf der Hand. Ob man ihnen nun die Akten direkt in die Hand giebt, oder sie — wie es sich doch schließlich gar nicht vermeiden läßt — frei in Räumen liegen läßt, zu denen sie fortwährenden Zutritt haben, bleibt sich doch im Effekt ganz gleich. Jedenfalls — und das war es, was wir behauptet hatten — haben diese Leute infolge ihrer eigenartigen Beschäftigung thatsächlich bequeme Gelegenheit, sich stets sehr eingehend aus den ihnen zugänglichen Personalakten der übrigen Gefangenen über die Letzteren gründlich zu informiren.

Ebenso müssen wir auch das voll aufrecht halten, was wir in Bezug auf das Herumschnüffeln der Gefängnißschreiber in der Privatkorrespondenz der übrigen Gefangenen behauptet haben. Auch hier verblüfft das offiziöse Organ durch seine grandiose Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse. Es ist einfach nicht wahr, weil praktisch völlig undurchführbar, daß die einlaufenden und abgehenden Briefe nur vom Vorstand und vom Geistlichen gelesen werden und vom Letzteren direkt den Gefangenen überbracht werden, in dessen Gewahrsam sie alsdann verbleiben. In Wahrheit ist der

Geschäftsgang der, daß die einlaufenden Briefe immer erst dem Vorstand oder seinem Vertreter vorgelegt werden, von wo aus sie der Reihe nach an den Geistlichen, Polizei-Inspektor, Ober-Aufseher, Stations-Aufseher und von Letzteren an den Gefangenen gelangen. Hat dieser den Brief gelesen, so muß er ihn zurückgeben, und er wird nun zwar nicht offiziell, aber doch thatsächlich den Gefängnißschreibern zur Aufbewahrung übergeben, von denen ihn der Gefangene bei seiner Entlassung — in vielen Fällen sogar direkt — zurückerhält.

Auch das entspricht nicht den wirklichen Verhältnissen, daß die Gefängnißschreiber infolge ihrer Beschäftigung angeblich keinerlei besondere Vergünstigung genießen. Sie stehen thatsächlich überall unter einer wesentlich gemilderten Hausordnung, haben eine kürzere Arbeitszeit, längere Bewegung im Freien und dergleichen Vergünstigungen mehr.

Die ganze „Richtigstellung" des amtlichen Organs war also ein Schlag ins Wasser. Die Ausführungen jenes Artikels richteten sich ja gar nicht gegen die ministeriellen Verfügungen resp. gegen Verhältnisse, wie sie eigentlich sein sollen, sondern lediglich gegen Zustände, wie sie sich infolge der gerügten übertriebenen Sparsamkeit des Staates in der Praxis allmählich herausgebildet haben. Zustände, die durch irgend welche papiernen Verfügungen nicht aus der Welt zu schaffen sind, so lange man nicht mit dem ganzen System bricht. Wenn man unseren Behauptungen weiter nichts entgegen zu setzen hat, als den Hinweis auf ein halbes Dutzend vom grünen Tisch her erlassener Verfügungen, so hätte man wirklich klüger gethan, sich diese „Berichtigung" zu schenken. Der einfache Hinweis auf irgend eine preußische Strafanstalt, wo die von uns gerügten Uebelstände nicht vorhanden sind, hätte jedenfalls eine größere Wirkung gethan, aber es dürfte dem offiziösen Organ sehr schwer fallen, uns eine solche Anstalt namhaft zu machen. Das wird wohl auch in Zukunft noch lange nicht der Fall sein, denn das in jener „Berichtigung" wieder einmal angekündigte Bestreben, durch Verminderung des Schreibwerks und Anstellung von freien Lohnschreibern ist schon recht alt. Es hat sich aber bisher in diesen Verhältnissen trotz aller Versprechungen nicht das Mindeste geändert. Neu und überraschend ist an dieser Berichtigung nur, daß sie die Schuld an den geschilderten Mißständen, deren Vorhandensein sie schließlich doch nicht ganz abzuleugnen vermag, den betreffenden Strafanstaltsbeamten zur Last legt, die — wir betonen das auch hier wieder nachdrücklich — einfach gar nicht in der Lage sind, von sich aus zur Beseitigung derselben mehr als bisher zu thun.

Friedrich der Große und Maria Theresia am Vorabend des siebenjährigen Krieges.

Von

Georg Küntzel.

Als Entgegnung auf die Ausführungen von E. Daniels im Aprilheft der Preuß. Jahrbücher beschränke ich mich an dieser Stelle darauf, diejenigen Punkte hervorzuheben, die mir der Kern der D'schen Beweisführung zu sein scheinen.

1. D. kann urkundlich nicht beweisen, daß Frankreich zu Ende 1755 durch den Herzog von Nivernais dem Könige von Preußen die Einverleibung Hannovers angeboten habe. Zwar hat ein halbes Jahr vorher der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Rouillé, den König Friedrich darauf hingewiesen, daß er bei einem Einmarsch in Hannover „trouverait dans l'électorat d'Hanovre de quoi se dédommager amplement des frais“, indessen zeigt der Wortlaut, daß es sich hier schwerlich um das Angebot von Landerwerb gehandelt hat; auch sind Rouillé's Worte von dem Könige selbst als ein Hinweis auf den Schatz des König-Kurfürsten Georg aufgefaßt worden. Vor allen Dingen aber ist Frankreich später auch nicht mit einem Worte, insbesondere auch nicht in der Instruktion für Nivernais, auf die sich D. beruft, auf diese Andeutung zurückgekommen.

2. D. kann urkundlich nicht beweisen, daß Friedrich von den Franzosen die Zustimmung zur Eroberung Sachsens und Westpreußens erwartet habe.

3. D. kann urkundlich nicht beweisen, daß Friedrich deshalb die Westminster-Konvention abgeschlossen habe, weil Nivernais ihm nicht die erwünschten Anerbietungen (vgl. 2) gemacht habe. Friedrich hat sich aber bereits am 1. September 1755 mit England in Verbindung gesetzt, noch bevor er den Inhalt der Nivernais'schen Instruktion kannte. Er hat den entscheidenden Befehl zum Abschluß der Westminster-Konvention am 7. Dezember 1755 ertheilt, noch bevor Nivernais in Berlin angekommen war, und obwohl er wußte, daß Nivernais ihn über seine etwaigen Wünsche aushorchen sollte. (Vgl. Polit. Korrespondenz Friedrich's des Großen XI, 373.) Friedrich selbst hat vielmehr in vertraulicher Aeußerung gegenüber seinem Gesandten in Paris („pour votre direction seule“, am 10. Februar 1756, P. K. XII, 95) die Rücksicht auf Rußland als das für ihn bestimmende Moment erklärt.

4. Es ist unerwiesen, daß Friedrich bereit gewesen ist, die soeben vollzogene Verbindung mit England sogleich wieder aufzugeben, wenn Frankreich ihm die genügenden Anerbietungen mache. Wenigstens hat Nivernais



nicht gewagt, diese Andeutungen des Königs für so ernst gemeint zu halten*), als D.; auch hütete sich Friedrich, auf sie zurückzukommen, sobald er nur die erwartete Ratifikation der Konvention in der Hand hatte.

5. D. kann urkundlich nicht beweisen, daß Friedrich sich deshalb zu England gewandt habe, weil er daselbst größeres Entgegenkommen für seine Angriffspläne auf Sachsen und Westpreußen erwartete. Friedrich nennt in seinem politischen Testament von 1752 seine Verbindung mit Frankreich eine natürliche, weil er nur an der Seite Frankreichs, nicht aber auch Englands, auf Erwerbungen hoffen dürfe. England hat in Wien erklären lassen, einen etwaigen Angriff Friedrich's auf die österreichischen Gebiete nicht dulden zu wollen. England hat in den Verhandlungen mit dem preußischen Bevollmächtigten als den Zweck dieser Konvention angegeben, de „conserver la paix à l'Allemagne dans la crise présente" (P. K. XII, 1). Friedrich selbst hat den Engländern gleichfalls erklärt, er wolle durch den Abschluß dieser Konvention den Frieden erhalten (P. K. XI, 418), er „habe keinen anderen Grund zu diesem Vertrage, als den Wunsch, für Preußen und Deutschland den Frieden zu erhalten, er wolle sich in Nichts einlassen, was ihn in den Krieg hineinziehen könnte und würde niemals seine Hand zu diesem Vertrage geboten haben, falls er derartiges beabsichtigt hätte." (P. K. XII, 14, Instruktion für seinen Bevollmächtigten in England, 4. Januar 1756). Und in einem eigenhändigen Briefe an den Thronfolger vom 12. Februar 1756 spricht der König die Hoffnung aus, daß die Konvention selbst für das Jahr 1757 ihm vermuthlich den Frieden sichern werden, dessen er dringend bedürfe. (P. K. XII, 105.)

6. D. kann urkundlich nicht beweisen, daß Friedrich seit dem Aachener Frieden keinerlei Berechtigung gehabt habe, Rachegedanken Oesterreichs zu besorgen, daß die österreichische Politik seit 1748 bis zur Konvention von Westminster „nur auf die Erhaltung der Integrität des Staatsgebietes und der Existenz des Erzhauses gerichtet gewesen sei, daß die k. k. Staatsmänner zur Wiedereroberung Schlesiens nicht einen Schritt gethan hätten." Am 21. August 1755 wird als leitender Grundsatz für die österreichische Politik der Satz aufgestellt: „Richtig ist, daß Preußen muß übern Haufen geworfen werden", „richtig ist, daß wir ihn (König Friedrich) nicht ohne die größte Gefahr attaquiren können, wenn wir keine Hilfe haben und vor unseren Nachbarn nicht sicher sind." Dem Zwecke, diese beiden Hemmnisse eines Angriffes auf Preußen aus dem Wege zu räumen, dienen die Verhandlungen, die Kaunitz noch im August 1755 mit Frankreich, nach einigen vorbereitenden Andeutungen im März 1756 mit Rußland anknüpfte

*) Nivernais schrieb: Au reste, je ne connais pas assez la manière de négocier de ce prince, pour porter un pronostic assuré, et même pour avoir une opinion déterminée. Vgl. Waddington, Louis XV et le renversement des alliances. (Paris 1896), 254.



und die bis zum 20. August 1756 zu einem verheißungsvollen vorläufigen Abschluß gediehen waren.

7. Es ist unerwiesen, daß Oesterreichs Politik seit dem Sommer 1755 keinen offensiven Charakter trage. Kaunitz wenigstens ist anderer Meinung, wenn er z. B. davon spricht, solche „Offensivunternehmungen", wie die beabsichtigte gegen Preußen, nur mit der Aussicht auf sicheren Erfolg wagen zu können*). Maria Theresia hat in einem berühmten Briefe vom 2. Januar 1778 unzweideutig zugestanden, daß 1756 Oesterreich der Angreifer war**). Die Zarin Elisabeth faßte die Anträge Oesterreichs als das Angebot einer „offensiven Allianz gegen Preußen" auf***), und ebenso bezeichnete Frankreich die österreichischen Absichten als „offensive"†), als einen „lever de bouclier", für den es vor der Welt eines Vorwandes bedürfe††). Ueber die Absichten König Friedrich's aber urtheilte Kaunitz im August 1755, d. h. in dem Augenblicke, als er seinen Angriffsplan gegen Preußen vorzubereiten begann, daß „die eigene preußische Politik und Interesse erfordern, stille zu sitzen".†††) Im Juli 1756 gestand der österreichische Kanzler zu*†), daß die „eigentliche Ursache" der preußischen Rüstungen, durch die man in Wien vor der Welt den Beginn der eigenen Mobilmachung rechtfertigte, „sonder Zweifel aus des russischen Hofs Betrag gegen England und aus dem Anmarsch seiner Truppen nach Livland hergerühret ist", daß „viele Wahrscheinlichkeit" vorhanden sei, daß der König „sich nicht leicht durch offensive Operationen einen Krieg zuziehen, noch Oesterreich in den Stand setzen werde, sich auf den casum foederis bei Frankreich und Rußland . . . berufen zu können." Am 11. August 1756 meint Kaunitz, der König „dürfte keinen Anstand genommen haben, die förmliche Erklärung von sich zu stellen, daß er nichts Feindliches gegen Uns (Oesterreich) unternehmen, auch seine Kriegsveranstaltungen wieder abändern wolle, wenn Unserer Seits ein Gleiches geschehe."**†)

8. D. widerspricht seiner eigenen Behauptung, daß die österreichischen Staatsmänner keinen Schritt zur Wiedererlangung Schlesiens gethan hätten, indem er ausführt, daß Kaunitz die Wiedereroberung Schlesiens nur be-

---

*) Vgl. Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven, 74, 254.

**) Vgl. v. Arneth Maria Theresia X, 305. Sie will „den Marsch der Truppen verhindern, der einem Gewaltstreiche gleicht." „Niemals sah ich eine ähnliche Unternehmung gelingen, außer der gegen mich, im Jahre 1741, als ich Schlesien verlor. Der Einbruch in Sachsen, der in Portugal, unserer im Jahre 1756, keiner gelang. Alle haben diejenigen zu Grunde gerichtet, die sie unternahmen. Noch verspüren wir die Folgen davon: 200 Millionen Schulden mehr und der Wohlstand unserer Völker vernichtet."

***) Vgl. Publikationen 317.

†) Vgl. Publikationen 478.

††) Vgl. Publikationen z. B. 350, 354.

†††) Vgl. Publikationen 147.

*†) Vgl. Publikationen 488.

**†) Vgl. Publikationen 504.

trieben habe, um einen Ersatz für die unvermeidliche Abtretung der österreichischen Niederlande an Frankreich zu erhalten.

9. D. kann urkundlich nicht beweisen, daß erst die zweite preußische Anfrage in Wien über den Zweck der österreichischen Rüstungen und die durch diesen Schritt gegebene Unvermeidlichkeit des Krieges die Franzosen zwischen dem 7. und 11. August 1756 veranlaßt haben, sich Oesterreichs Angriffsgelüsten zu fügen. Die Nachricht von der zweiten Anfrage ist dem französischen Gesandten in Berlin frühestens am 6. August 1756*) zugestellt worden; sie kann also in Paris kaum Wirkungen ausgeübt haben, über die der österreichische Gesandte daselbst bereits am 11. August zu berichten in der Lage war.

10. D. macht nicht einmal den Versuch, den von Volz**) vervollständigten Nachweis Naudé's zu entkräften, daß im August 1756 diejenigen Voraussetzungen noch längst nicht erfüllt waren, an die Friedrich in seinem politischen Testament die Möglichkeit eines etwaigen neuen Angriffskrieges geknüpft hatte. Statt über ein Heer von 180 000 Mann verfügte er noch im September 1756 nur über 153 746 Mann; statt des Baarschatzes von 20 Millionen Thalern besaß er nur $13^1/_3$; der geforderte Ueberschuß des Staatseinkommens von jährlich 5 Millionen Thalern war noch nicht zu Stande gebracht. Die märchenhaft glückliche politische Konstellation, die er sich 1752 ausgemalt hatte, war nicht eingetreten***). Und auch der fernere Nachweis von Naudé und Volz, daß Beginn, Art und Tempo der preußischen Rüstungen durchaus abhängig sind von dem mehr oder weniger bedrohlichen Charakter der Nachrichten, die dem Könige über die Absichten und Maßnahmen seiner Gegner zugeflossen sind, unterläßt D. zu widerlegen.

Replik.

Ad 1. Bei jedem preußisch-französischen gegen England gerichteten Offensivbündniß bildete Hannover den natürlichen Siegespreis für Preußen. Noch 1806 ist in Folge des preußisch-französischen gegen England gerichteten Bündnisses Hannover preußisch geworden. Die sprachliche Form des Rouillé'schen Angebots erzwingt keineswegs, wie Küntzel wähnt, eine pekuniäre Auslegung der Worte des Ministers, sondern läßt auch die territoriale zu. Uebrigens ist uns das Angebot Rouillé's nur in dem Bericht Knyphausen's über das betreffende Gespräch zwischen ihm und dem

*) Vgl. Polit. Korresp. XIII, 177.

**) Vgl. Publikationen I ff.

***) Der König bezeichnet am 21. Juni 1756 die Gefahr, in der er schwebe, als „imminent et présent“ (Polit. Korresp. XII, 438), meint am 26. Juli 1756, daß bei der „situation critique et épineuse“ seine einzige Rettung im Präveniren bestehe. (Polit. Korresp. XIII, 127.)

Minister erhalten, nicht in seiner authentischen sprachlichen Formulirung. Auch darum ist die philologische Beweisführung Küntzel's unzureichend: es handelt sich in dieser Frage nicht um sprachliche sondern um pragmatische, nicht um formale sondern um materielle Argumentation. Befolgen wir diese Methode, so müssen wir uns zunächst sagen: Es ist nichts Seltenes, daß eine Macht die Aufwendungen, zu welchen sie sich im Interesse eines Bundesgenossen entschließt, anstatt in Geld in Land ersetzt bekommt. Um Küntzel auf ein naheliegendes Beispiel zu verweisen, erinnere ich ihn an das österreichisch-französische Bündniß gegen Friedrich den Großen, welches Frankreich für die von ihm gezahlten Subsidien eine Gebietsentschädigung in Belgien gab. Oder sind Subsidien nicht auch „des frais“?

Rouillé kann sein Angebot auch deßhalb nicht pekuniär gemeint haben, weil beim Einmarsch der Preußen in Hannover eine einzige britische Fregatte hinreichend gewesen wäre, um den Schatz Georg II. über die Nordsee in Sicherheit zu bringen. Die pekuniäre Interpretion der Aeußerung des französischen Ministers setzt deßhalb geradezu voraus, daß es die Absicht des Versailler Hofes gewesen ist, den König von Preußen zu foppen. Diese Hypothese ist indessen unhaltbar, denn Frankreich hat nie ein friedfertigeres Régime gehabt, als das der Frau von Pompadour; speziell auf ein gutes Verhältniß zu Preußen legten Ludwig XV. und seine sämmtlichen Rathgeber einen ganz außerordentlichen Werth, sodaß Kaunitz sagte, die Franzosen sähen den König von Preußen als den Strebepfeiler unter dem Gebäude ihrer Allianzen an; sie fänden, daß die Vergrößerung der preußischen Monarchie durch Schlesien eine köstliche Frucht wäre, welche der österreichische Erbfolgekrieg dem Versailler Hofe in den Schooß geworfen hätte, denn das verstärkte Preußen hielte Oesterreich und Rußland gegenüber zu Gunsten Frankreichs im Norden „die Balance“. So urtheilte Kaunitz, während nach Küntzel das Kabinet von Versailles beim Heraufziehen des französisch-englischen Krieges unternahm, den König von Preußen zu foppen!

Friedrich der Große aber war, wie sich „urkundlich“ nachweisen läßt, so dumm, daß er garnicht bemerkt hat, wie er von Rouillé durch das Angebot von Schätzen, welche auf dem Monde lagerten, gefoppt worden war. In seiner Antwort auf Knyphausen's Bericht hält er es nicht nur nicht für nöthig, seine Königliche Würde zu wahren, weder in schroffen noch in maßvollen Worten, sondern er stimmt im Gegentheil der französischen Aufforderung, ein Heer nach Hannover zu schicken, ohne die Kooperation französischer Truppen in diesem Lande zu beanspruchen, ohne weiteres im Prinzipe zu: nur möchte der preußische Botschafter „in den verbindlichsten und schonendsten Wendungen“ dem französischen Minister bemerken, daß Preußen von Frankreich vorher Garantien für eine kräftige Rückendeckung haben müßte*). (Einmarsch der Franzosen in Belgien und Mobilmachung

*) „Pol. Korr.“ XI, 144.



der französischen Partei im Reich wie im österreichischen Erbfolgekriege oder auch Entfesselung eines Türkenkrieges.)

Freilich erzählt der König in seiner Histoire de la guerre de sept ans, in jener Unterredung mit Knyphausen hätte Rouillé zu dem preußischen Botschafter gesagt: „Schreiben Sie dem König von Preußen, er möge uns bei der Expedition gegen Hannover helfen; es giebt da was zu plündern. Der Tresor des Königs von England ist reich gefüllt; der König braucht nur zuzugreifen, und er ist gute Prise.“ So hat Rouillé zu Knyphausen nach Friedrichs viele Jahre lang später verfaßten Memoiren gesprochen; wie der französische Minister wirklich gesprochen hat, das lehrt uns Knyphausen's unmittelbar nach der Konferenz an den König gesendeter Bericht*). Der preußische Gesandte bemerkt zunächst, daß er dem Befehl des Königs gemäß dem Minister Rouillé den Vorschlag eines französischen Einmarsches in Hannover unterbreitet habe. Sodann fährt er fort: „Dieser Minister wiederholte mir, daß . . . . wenn Englands Absichten wirklich offensiver Natur wären, man sich unzweifelhaft anschicken müßte, Diversionen in die Staaten des Kurfürsten von Hannover und seiner Alliirten zu machen, und daß man sich hinsichtlich der ersten dieser Operationen schmeichle, Eure Majestät würde dabei nicht allein mitwirken, sondern sie ganz allein übernehmen . . . . Sie würden ja in dem Kurfürstenthum reichliche Entschädigung für die Unkosten finden, welche der Krieg Ihnen bereiten könnte.“

So hat Rouillé „urkundlich“ gesprochen, und des Königs Erinnerungen haben getrogen. Memoiren sind eben nur eine Quelle zweiten Ranges, die Friedrichs so gut wie die Bismarcks oder Napoleons. Küntzel vermag seine pekuniäre Auslegung der Rouillé'schen Worte nur zu stützen, indem er, eine Grundregel der historischen Methodologie verletzend, aus einer Quelle zweiten Ranges schöpft, wo ihm eine Quelle ersten Ranges, eine „Urkunde“, zu Gebote stünde.

Gesetzt übrigens, Küntzel befände sich im Recht, und die Franzosen hätten dem König Friedrich nicht Hannover sondern nur eine Goldgrube im Monde und daneben Tobágo, St. Vincent und St. Lucie angeboten — sieht er denn nicht, daß er durch einen derartigen siegreichen Nachweis meine Erzählung von der Genesis der Westminsterkonvention nur noch mehr erhärtet haben würde? Je weniger der Hof von Versailles Friedrich angeboten hat, desto fester steht mein Satz, daß der König von Preußen aus dem französischen in das englische Lager überging, weil die Franzosen ihm nichts Vernünftiges mehr zu bieten hatten, weil der Nutzen des französischen Bündnisses für ihn erschöpft war. Denn daß König Friedrich nach der Eroberung Schlesiens noch weitere gewaltsame Abrundungen des preußischen Staatsgebiets erstrebt hat, gesteht Küntzel selber zu, indem er unter 5 äußert: „Friedrich nennt in seinem Politischen

*) „Pol. Korr.“ XI, 143.



Testament von 1752 seine Verbindung mit Frankreich eine natürliche, weil er nur an der Seite Frankreichs nicht aber auch Englands auf Erwerbungen hoffen dürfe." Welcher Art die von Friedrich im Jahre 1752 ins Auge gefaßten Erwerbungen waren, lehren die Exzerpte aus dem „Politischen Testament", welche Lehmann auf Seite 66 seiner Schrift veröffentlicht hat. Friedrich erstrebte 1752 die Annexion Sachsens und die Versetzung der Wettiner nach Prag.

Küntzel hebt richtig hervor, daß die Franzosen ihr hannöversches Angebot nicht erst am Ende, sondern schon im Anfang des Jahres 1755 gemacht haben; am Ende des Jahres 1755 haben sie Preußen nur noch die westindischen Inseln offerirt. In diesem Einen Punkte ist es Küntzel in der That gelungen, mir eine Ungenauigkeit nachzuweisen, aber sein Nachweis schlägt nur zum Schaden der Sache aus, welche er verficht, denn er zeigt, daß sich die ohnehin so dürftigen Angebote Frankreichs noch obendrein in absteigender Linie bewegt haben. Küntzel's Pfeil hat mich also wohl getroffen, ist jedoch auf den Schützen zurückgeprallt.

Ad 2. In seiner Verzweiflung, keine Fuge in meiner Rüstung entdecken zu können, schnappt Küntzel begierig meine Bemerkung auf, Friedrich habe Nivernais nicht direkt gesagt, daß er Sachsen und Westpreußen haben wolle. Daß Friedrich vier Jahre früher, im Jahre 1752, mit Hilfe Frankreichs nicht nur Sachsen, sondern sogar Böhmen zu erobern in's Auge faßte, steht, wie bereits bemerkt, positiv in den bekannt gewordenen Exzerpten aus dem Politischen Testament von 1752,*) sodaß auch Küntzel erwähntermaßen unter 5 gestehen muß: „Friedrich nennt in seinem Politischen Testament von 1752 seine Verbindung mit Frankreich eine natürliche, weil er nur an der Seite Frankreichs nicht aber auch Englands auf Erwerbungen hoffen dürfte".

Warum der König im Jahre 1756 auch an der Seite Englands Erwerbungen machen zu können glaubte, werde ich unter 5 erörtern. Daß er Nivernais gegenüber nicht mit direkten Forderungen hervorgetreten ist, entspricht der Praxis geriebener und vorsichtiger Diplomaten, welche lieber die Dinge an sich herankommen zu lassen als ihrer Entwickelung ungeduldig vorzugreifen pflegen. Daß Friedrich zur Zeit des Abschlusses der Westminsterkonvention nicht geglaubt hat, in dem gegebenen Moment die Zustimmung der Franzosen zu der Annexion Sachsens und Westpreußens erlangen zu können, zeigt sein Uebergang ins englische Lager, welcher ihn freilich nicht abhielt, die Vorschrift Macchiavell's zu befolgen: „Unterhandeln muß man immer" Sollte Küntzel aber vielleicht meinen, daß der König, wenn er im Jahre 1756 mit der Verwirklichung seiner alten Arrondirungsgedanken umgegangen wäre, dieselben in irgendwelchen Formen oder Andeutungen dem Versailler Hofe schriftlich („urkundlich!") gegeben

*) Vgl. M. Lehmann. S. 66.



haben würde, so möge mein Kritiker bedenken, daß es sich um einen Friedrich den Großen handelt und nicht um einen Benedetti.

Ad 3. Von der diplomatischen Thätigkeit Nivernais' ist in meinem Aufsatze zum ersten Male die Rede, nachdem ich den Abschluß der Westminsterkonvention längst erzählt habe. Die Aktion des Herzogs in Berlin wird von mir erst da erwähnt, wo ich der Bemühungen der französischen Diplomatie gedenke, die Westminsterkonvention wieder rückgängig zu machen. Wie kann Küntzel also behaupten, ich hätte gesagt, die von Nivernais in Berlin gezeigte Zurückhaltung wäre für den König Friedrich das Motiv zum Abschlusse der Westminsterkonvention gewesen? Ganz im Gegentheil habe ich auf Seite 19 und 21 meiner Arbeit auseinandergesetzt, wie schon fünf Monate vor der Westminsterkonvention, im August 1755, das preußisch-englische Bündniß in der Bildung begriffen war,*) nachdem König Friedrich die Nothwendigkeit eingesehen hatte, einen diplomatischen Frontwechsel zu vollziehen.

Gegen das Ende des Siebenjährigen Krieges hin schrieb Friedrich an die preußischen Gesandten in London, Knyphausen und Michell, folgenden Brief: „Ich glaube, meine Herren, Sie sind Commis' von Bute. Es sieht so aus, als ob Sie keine Preußen sind. Ihr Vater, Knyphausen, hatte Geld von England und von Frankreich genommen und wurde dafür geschaßt. Sollte er Ihnen jene Eigenschaft in seinem Testament vermacht haben?" Und in den Busen dieses Knyphausen soll nach Küntzel der mißtrauische Autokrat Friedrich seine geheimsten politischen Gedanken ausgeschüttet haben!!

Ad 4. Daß Friedrich gefürchtet haben soll, die Engländer würden in Bezug auf die Ratifikation des Vertrages Schwierigkeiten erheben, ist eine ganz außerordentlich luftige Kombination. Küntzel hat für diese Hypothese weder einen „urkundlichen" Anhaltspunkt, noch vermag er in Abrede zu stellen, daß man in Potsdam an dem englischen Vertragsentwurf nichts abgeändert hat als eine einzige Bestimmung redaktionell (Vgl. Waddington S. 220). Deshalb ratifizirten die Briten auch sehr bereitwillig (Ibidem).

Im Uebrigen glaube ich in meinem Essay doch deutlich genug auseinander gesetzt zu haben, daß Friedrich zur Zeit des Abschlusses der Westminsterkonvention nicht der Ansicht gewesen ist, in der nächsten Zeit mit Frankreich seine Pläne durchsetzen zu können. Aber unterhandeln muß man eben immer, weil jede auswärtige Politik ihrer Natur nach eine oszillirende ist. Friedrich hat während seiner ganzen politischen Laufbahn

*) Künzel's Vorstellungen von der Chronologie der britisch-preußischen Unterhandlungen, einseitig aus der „Politischen Korrespondenz" abstrahirt, scheinen ziemlich verworren zu sein. Er studire Kapitel V im Waddington, ein ganz vortreffliches Kapitel, welches außer auf der Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen auf ungedruckten englischen Dokumenten von hohem Werthe beruht.



zwischen den verschiedenen europäischen Mächten oszillirt, ebenso wie das der Große Kurfürst und Bismarck beständig auch gethan haben. Um nicht das Joch Englands zu tragen, in der Vorahnung politischer Konjunkturen, deren Charakter durch den Namen Bute bezeichnet wird, hat Friedrich zu verhindern versucht, daß sämmtliche von Potsdam nach Versailles führenden Drähte rissen. So erklärt sich die Haltung des Königs gegenüber dem Herzog von Nivernais.

Ad 5. Küntzel hat überaus verworrene Begriffe von historischer Methode; er bildet sich ein, alle Geschichte direkt aus den Quellen ablesen zu können; jede selbstständige Denkoperation ist ihm von vornherein verdächtig. In Wahrheit können so verwickelte geschichtswissenschaftliche Probleme wie das von dem Ursprunge des Siebenjährigen Krieges nicht allein durch die einfache Sammlung aller in Betracht kommenden Quellen gelöst werden, vielmehr bedarf man, um derartiger Aufgaben Herr zu werden, abgesehen von einer sehr sorgfältigen Quellenkritik, äußerst häufig auch des Werkzeuges der pragmatischen Kombination. Es ist selbstverständlich, daß die pragmatische Struktur des Raisonnements auf einem sorgfältig geprüften urkundlichen Fundament beruhen muß, oder, was vielleicht besser gesagt ist, die urkundlichen und die pragmatischen Bestandtheile der Argumentation müssen sich aufs Innigste durchdringen.

Nachdem ich diese methodische Klarstellung vorausgeschickt habe, bitte ich Folgendes in Betracht zu ziehen: Im Jahre 1752 waren England, Oesterreich und Polen-Sachsen noch Verbündete, und Preußen hatte sich deshalb und in Anbetracht seiner Sachsen, Westpreußen und Böhmen umfassenden Eroberungspläne auf einen Waffengang mit Georg II. vorzubereiten. Dagegen konnte der König von Preußen damals hoffen, daß seine Alliirten, die Franzosen, einer weiteren Abrundung der preußischen Monarchie zustimmen würden und zwar nothgedrungenermaßen, unter dem Drucke der Gefahr, welche die englisch-österreichische Allianz für Frankreich bedeutete. Wie lange war es her, daß Eugen und Marlborough an der Spitze ihres Koalitionsheeres Paris bedroht hatten und der geängstigte Ludwig XIV. den Elsaß an Oesterreich zurückzugeben bereit gewesen war? Im Jahre 1752 glaubte man, daß Oesterreich für sich allein, ohne die Engländer, Frankreich an Macht überträfe.*) Deshalb erblickten die Franzosen in ihrem Bündniß mit Preußen ein nothwendiges Vorbeugungsmittel gegenüber der furchtbaren Invasion, mit welcher der Bund der Häuser Habsburg und Welf die französische Monarchie bedrohte: deshalb betrachtete der Hof von Versailles, um mit Kaunitz zu reden, die Vergrößerung Preußens als die köstlichste Frucht des österreichischen Erbfolgekrieges.

Im Sommer 1755 änderten sich alle diese Verhältnisse, weil das

*) Siehe Friedrich's Politisches Testament. Max Lehmann S. 95.



britische Parlament Tendenzen entwickelte, welche zur Zeit der Abfassung des politischen Testaments von 1752 noch nicht hervorgetreten waren. Die öffentliche Meinung Englands zwang die Minister der Krone, den kostspieligen Bund mit Oesterreich und Sachsen-Polen zu lösen. In Folge dessen hatte Frankreich, welches eine Kombination à la Eugen-Marlborough nicht mehr zu fürchten brauchte, auch keine Veranlassung mehr, Preußen zu einer von Frankreich unabhängigen Stellung an der Spitze des Corpus Evangelicorum zu verhelfen. Es bot jetzt nicht einmal Hannover mehr an, sondern nur noch „die Insel Barataria". Friedrich konnte also an der Seite Frankreichs auf territoriale Erwerbungen nicht mehr hoffen und seine Verbindung mit diesem Lande hatte aufgehört, eine natürliche zu sein. Dagegen war England fortan Preußens natürlicher Verbündeter, weil sich das Kabinet von St. James im Gegensatz zum Parlament von der Erkenntniß leiten ließ, daß Großbritannien den Krieg gegen Frankreich ohne kontinentale Allianzen nicht siegreich durchzuführen vermochte (vgl. S. 53 meiner Arbeit), Friedrich jedoch im Gegensatz zu Maria Theresia keine Subsidien von den Engländern beanspruchte.

Warum unterdrückt Küntzel, dessen übrige Citate in formaler Hinsicht in Ordnung sind, das Datum des Versprechens, welches die Engländer seiner Behauptung zufolge in Wien abgegeben haben? So wahr die Chronologie das Rückgrat der Historie ist, so wenig läßt sich aus Küntzel's formlosem Citat feststellen, unter welchen Verhältnissen die britischen Minister jene Erklärung abgegeben haben, sodaß sich die Tragweite der bezeichneten Deklaration schwer beurtheilen läßt. Im Uebrigen ist es wahr, daß England in Potsdam seinen ganzen Einfluß aufgeboten hat, um zu verhindern, daß Preußen als der Hüter Hannovers und Oesterreich als der Hüter Belgiens mit einander in Krieg geriethen. Daß die Briten schließlich gute Miene zum bösen Spiel gemacht und den Angriff Preußens auf Oesterreich gelitten haben, ist ein Beweis dafür, daß das preußisch-englische Bündniß von 1756 in der That ein naturgemäßes war und dem König seine Allianz mit Frankreich wirklich ersetzte. Die Hoffnungen, welche Friedrich auf den englischen Einfluß in St. Petersburg setzte, sind nicht in Erfüllung gegangen, aber trotzdem bleibt die Westminsterkonvention eine der ruhmvollsten Erinnerungen der preußischen Diplomatie. Der Scharfblick, mit welchem Friedrich erkannte, daß in Folge der Fortentwickelung der englischen parlamentarischen Verhältnisse die Weltlage von 1756 mit der von 1752 keine Aehnlichkeit mehr aufwies, der Elan, mit welchem er sich, der veränderten Situation folgend, auf die andere Seite warf, die Feinheit und die Schlauheit, Dank denen er mit seinen neuen austrophilen Alliirten siegreich fertig zu werden verstand, sind gleichermaßen bewunderungswürdig. Diejenigen Gelehrten, welche zur vermeintlichen Stützung der Koser'schen Theorie Friedrich dem Großen die diplomatische Genialität absprechen und behaupten, anstatt seiner müsse Kaunitz

als der diplomatische Genius der Epoche gelten, stellen Menschen und Dinge auf den Kopf und wissen nicht, was sie reden.

Die von dem Berliner und von dem Londoner Kabinet ausgetauschten inbrünstigen Betheuerungen rein friedfertiger Absichten wird kein einigermaßen gewitzter Historiker für „urkundliche“ Beweisstücke ansehen, welche uns über die tiefsten Beweggründe der die Westminsterkonvention schließenden Staaten authentisch zu unterrichten geeignet wären. Ein Historiker darf sich durch die bezeichneten diplomatischen Finessen um so weniger betrügen lassen, als ich ja gezeigt habe, daß die Westminsterkonvention von England sogleich dazu benutzt worden ist, 20 000 Hessen und Hannoveraner an der englischen Küste gegen Frankreich aufzustellen.

Was den Prinzen von Preußen betrifft, sei mir folgendes Citat aus Koser's „König Friedrich der Große“ *) gestattet: „Gleich nach seiner Ankunft in Leitmeritz hatte Friedrich den Thronfolger nach Jungbunzlau zu dem zweiten Heere gesandt, um den dessauischen Prinzen im Oberbefehl abzulösen. Der Prinz von Preußen hat nochmals behauptet, sich um diese Stellung nicht beworben zu haben; der König dagegen hat es sich zum Vorwurf gemacht, den Fürsprechern des Prinzen, denen er oft genug reinen Wein eingeschenkt, endlich doch nachgegeben zu haben ..... Wenn nun 1756 **) nicht nur Schwerin, sondern auch Keith selbstständige Heere anvertraut erhielten, so machte der Thronfolger gegen seine Umgebung kein Hehl daraus, daß es ihn beleidigte, gleichsam auf die Stellung eines Volontairs angewiesen zu sein und höchstens auf kleine Streifzüge ausgesandt zu werden, ... nicht anders, als er die Politik verdammte, die zu diesem Kriege geführt hatte; selbst den Franzosen gegenüber hielt er mit seinem Verdammungsurtheil nicht zurück, die sich dann noch nach einem Menschenalter, als der Sohn dieses Prinzen den preußischen Thron bestieg, erwartungsvoll an die französische Sympathien des Vaters erinnert haben. Prinz Wilhelm bezeichnete sich als das unglückliche Opfer des Systemwechsels [der Westminsterkonvention] ***), denn keiner habe mehr zu verlieren als er; schon sah er sich, wie er seinen Vertrauten klagte, nicht als mächtigen und gefürchteten König von Preußen, sondern als kleinen Kurfürsten von Brandenburg; er erklärte, daß er nach einem schimpflichen Frieden die Krone nicht annehmen, sondern alle Rechte seinem Sohne übertragen werde.

Und in einem nichtssagenden Schreiben an diesen Frondeur erblickt Küntzel ein „urkundliches“ Zeugniß für den Zweck, welchen Friedrich mit seinem englischen Bündniß verfolgte!

Ad 6. Ich habe gesagt, daß die k. k. Staatsmänner vom Aachener Frieden „bis zur Epoche der Westminsterkonvention“ keinen

*) II. 1, S. 105. Es handelt sich um die Operationen nach Kollin.
**) Wohlgemerkt: Der von Küntzel angeführte Brief ist aus dem Jahre 1756.
***) Wohlgemerkt: Der von Küntzel angeführte Brief ist unmittelbar nach der Westminsterkonvention geschrieben.

Schritt zur Wiedererlangung Schlesiens gethan hätten. „Ha!“ denkt Küntzel, „den Schritt will ich ihm schon nachweisen!“ Und triumphirend verweist er auf die österreichischen Beschlüsse vom 21. August 1755, das Angebot einer antipreußischen Offensivallianz an Frankreich betreffend, welche gefaßt wurden, nachdem man in Wien die richtige Information erhalten hatte, daß ein englisch-preußisches Bündniß im Begriffe wäre, sich zu bilden. Die Epoche der Westminsterkonvention hatte also schon begonnen; das Angebot an Frankreich war eben durch jene englisch-preußischen Pourparlers hervorgerufen worden, welche in ihrem weiteren Verlaufe zum Abschlusse der Westminsterkonvention führten. Wie die unfreiwilligen Witze, so sind auch die unfreiwilligen Beweisführungen zuweilen die wirksamsten. Wenn ein solcher Späher wie Küntzel in dem ganzen langen Zeitraum, welcher sich zwischen 1748 und dem Hochsommer 1755 ausdehnt, nicht einen einzigen auf die Wiedererlangung Schlesiens gerichteten Schritt der k. k. Staatsmänner zu entdecken vermag, dann kann ich die Struktur meiner Arbeit mit Gemüthsruhe für bombenfest ansehen.

Von der Epoche der Westminsterkonvention an arbeiteten die Oesterreicher darauf hin, Preußen unter Erfolg verheißenden Bedingungen „attaquiren“ zu können; seitdem stießen, um Lehmann's Ausdruck zu wiederholen, zwei Offensiven aufeinander: „Preußen muß über'n Haufen geworfen werden,“ sagte Kaunitz und citirt Küntzel. „. . . . Wir wissen sicher, daß es nur auf unseren Untergang bauet und solchen menschlichem Ansehen nach bewürcken würde, wenn wir ihme nicht bevorkommen,“ sagte Kaunitz ebenda auch, und citirt Küntzel nicht.

Ad 7. Der von Küntzel in der Anmerkung zitirte Brief Maria Theresias aus dem Jahre 1778 ist geschrieben, um der Ansicht der Kaiserin Ausdruck zu geben, daß man Bayern lediglich durch Unterhandlungen zu gewinnen suchen und nicht zur militärischen Okkupation des Landes schreiten solle. Ich möchte denjenigen unserer Leser sehen, welcher die angeführte Stelle aus dem Briefe Maria Theresias verstanden hat! Die Stelle ist offenbar korrupt, da im Jahre 1756 gar kein Einbruch eines österreichischen Heeres stattgefunden hat. Entweder hat sich Arneth verschrieben oder Maria Theresia; oder die Kaiserin ist, vielleicht durch ihre Beschäftigung mit dem Siebenjährigen Kriege, so konfus geworden, daß sie „Unser Einbruch im Jahre 1756“ gesagt und „Unsere auf einen Offensivkrieg hinarbeitende diplomatische Aktion im Jahre 1756“ gemeint hat.

Facilius ex errore quam e confusione veritas. Offenbar konfundirt Küntzel die grundverschiedenen Begriffe der diplomatischen und der moralischen Offensive. Moralisch hat sich Oesterreich im Jahre 1756 sicher in der Defensive befunden. Dafür ist ein klassischer Zeuge Küntzel selber, welcher sich das von mir nicht oft genug zu citirende Geständniß hat entschlüpfen lassen: „Friedrich nennt in seinem Politischen Testament von 1752 seine Verbindung mit Frankreich eine natürliche, weil er (!) nur an der Seite

Frankreichs, nicht Englands auf Erwerbungen hoffen dürfe." Also Küntzel giebt zu, daß Friedrich selber, wenn er wieder gesund wurde, Sachsen und Böhmen erobern wollte, daß er dieses Programm nicht bloß für die auswärtige Politik seines Nachfolgers aufstellte, von welchem er im Jahre 1752 annahm, daß er ihm bald succediren würde, sondern auch für den Rest seiner eigenen Regierung. Mein Aufsatz wimmelt von urkundlichen Zeugnissen dafür, daß die Oesterreicher in den Jahren 1755 und 1756 ehrlich überzeugt waren, moralisch in der Defensive zu sein. Und daß die Vorstellungen, in welchen man sich österreichischerseits bewegte, ganz richtige waren, beweist u. A. unbeabsichtigterweise aber schlagend Küntzel.

Im August 1755 hatten die englisch-preußischen Pourparlars schon begonnen, aber noch nicht zu einem Resultat geführt. Die Franzosen aber hatten bereits Wind von der Annäherung bekommen, welche sich zwischen den beiden protestantischen Großmächten vollzog, sodaß Kaunitz sagte: „Es ist gewiß, daß Frankreich dem König in Preußen nicht trauet, und großen Argwohn wegen seiner gefaßt hat."*) Friedrich, in welchem die Franzosen den werdenden Feind argwöhnten, und welchen die Engländer noch nicht als Freund anerkannten, saß also für den Augenblick zwischen zwei Stühlen, er war vorübergehend isolirt und darum, wie Kaunitz richtig fühlte, im Momente friedlich gestimmt.

Daß der Aufmarsch der russischen Armee in dem König den Entschluß zur Mobilmachung hervorgerufen hätte, konnte Kaunitz so gut von einem Friedrich sagen, welcher einen Angriffskrieg im Schilde führte, wie von einem Friedrich, welcher einen Präventivkrieg im Schilde führte. Daß der König trotz seines Säbelgerassels sich doch besinnen würde, loszuschlagen, angesichts der Defensivbündnisse, welche Frankreich, Oesterreich und Rußland umschlangen, konnte Kaunitz so gut von einem Friedrich sagen, welcher einen Angriffskrieg im Schilde führte wie von einem Friedrich, welcher einen Präventivkrieg im Schilde führte. Küntzel beweist hier zuviel, eine Regel der Logik aber lautet: „Wer zuviel beweist, beweist gar nichts."

Küntzel bemerkt ganz richtig, daß Kaunitz noch kurze Zeit vor dem Einmarsch der Preußen in Sachsen der Ansicht Ausdruck verliehen habe, der König werde wohl abrüsten, wenn österreichischerseits das Gleiche geschehe. Diese Aeußerung des Hof- und Staatskanzlers stellt Küntzel als ein beachtenswerthes Zeugniß für des Königs von Preußen friedliche Gesinnung hin. Kaunitz hat in der That so an Starhemberg geschrieben; er hat aber noch mehr geschrieben: der Hof- und Staatskanzler fährt nämlich, ohne von dem schlauen Küntzel weiter angeführt zu werden, fort: „Allein hiebei hätten wir keineswegs unsere Rechnung gefunden . . . . . . Denn der große Unterschied und Vortheil auf königl. preußischer Seiten besteht

*) „Publikationen" S. 147.

allezeit darinnen, daß dieser König sich in solche Verfassung gesetzt hat, eine ansehnliche Armee mit allen Kriegserfordernissen, wann er es für gut befindet, in sehr kurzer Zeit marschiren zu lassen; da hingegen die Zusammenziehung unserer in Ungarn und andere entlegene Erblande verlegter Truppen, wie auch die übrige Veranstaltungen eine ziemliche Zeit erfordern und über das unsere Grenzen von Festungen entblößt sind.

Wir können nun zufolg der vorhinnigen dreimaligen Erfahrung*) wegen des ernannten Königs gefährlicher Absichten niemals zuviel auf unserer Hut stehen . . . . . ."

Küntzel hat also von der Kaunitz'schen Depesche genau soviel citirt, daß der das Citat nicht nachschlagende Leser wähnen muß, der Hof- und Staatskanzler habe die Abrüstungspläne, welche er bei dem König voraussetzte, als den Ausfluß friedlicher Gesinnung angesehen, während der österreichische Staatsmann in Wahrheit ein den Krieg vorbereitendes Manöver darin erblickte, welches die Bedingungen des Losschlagens für Preußen verbessern sollte. Nachdem Küntzel genug aus der Quelle geschöpft hat, um das Urtheil des Lesers zu verwirren, unterdrückt er den Rest der Quelle. Einer ewigen Jugend genießt sie doch, die herrliche hellenische Sage von Prokrustes! Da die von ihm angeführte Urkunde ein Stück zu lang ist, um den gewünschten Beweis zu liefern, so hackt Prokrustes-Küntzel ihr die Beine ab.

Ad 8. Ich habe gesagt, daß die österreichischen Staatsmänner „bis zur Epoche der Westminsterkonvention" keinen Schritt zur Wiedererlangung Schlesiens gethan hätten. Der Beschluß, dem Versailler Hofe Belgien gegen Schlesien anzutragen (vom 21. August 1755), ist jedoch erst gefaßt worden, nachdem man in der Hofburg die Information erlangt hatte, daß ein preußisch-englisches Bündniß in der Bildung begriffen war. Küntzel konfundirt also wiederum die beiden diplomatischen Epochen, welche durch den weltgeschichtlichen Beschluß Maria Theresias vom 21. August 1755 getrennt werden.

Ad 9. Schon die erste drohende Anfrage, welche Friedrich (am 18. Juli 1756) an Maria Theresia richtete, bedeutete den Krieg, so daß der König in der Depesche, vermittelst deren er Knyphausen von der ergangenen Anfrage in Kenntniß setzte, schon ganz positiv schrieb: „Der Krieg ist für mich unvermeidlich." (Seite 53 meiner Arbeit: Anmerkung.) Was König Friedrichs zweite Anfrage an die Hofburg betrifft (vom 2. August), so habe in Bezug auf sie nur auseinandergesetzt, daß sie der Tropfen war, welcher am französischen Hofe das bis zum Rande gefüllte Gefäß zum Ueberlaufen brachte. Aus diesem Tropfen im Meere meiner Arbeit macht Küntzel eine These. Und nun gar die „Beweisführung", vermittelst deren er seine Thesen zu begründen bestrebt ist: daß Gott erbarm! Er ist so naiv, zu glauben, daß Könige von Frankreich immer „in Paris" residirt

*) Die beiden schlesischen Kriege und die Anfrage vom 18. Juli 1756.



haben müssen, während doch am 11. August 1756 das Hoflager Seiner Allerchristlichsten Majestät weder in Paris noch in Versailles gewesen ist, sondern in Compiègne*), volle 80 Kilometer näher an Berlin. Demgemäß wußte Knyphausen bereits am 8. August von Friedrich's zweiter Anfrage,**) obwohl der an ihn geschickte Kurier schwerlich vor dem 4. Berlin verlassen hat.***) Warum soll mithin ein am 7. abgefertigter Kurier Valorys †) nicht am 11. haben in Compiègne anlangen können? Gesetzt jedoch, ich irrte mich; die letzte Veranlassung zum Umschwunge der französischen Politik hätte nicht Friedrich's zweite Anfrage (vom 2. August) gegeben, sondern es müßte in der bezeichneten Evolution die Wirkung von Friedrich's erster Anfrage (vom 18. Juli) gesehen werden, gesetzt, Küntzel hätte mir das nachgewiesen, dann dürfte ich doch noch immer sagen, daß keiner von den Eck- und Strebepfeilern unter dem Gebäude meiner Beweisführung auch nur im Allerentferntesten tangirt sei, daß mein Kritiker Mücken seihe und Kameele verschlucke.

Ad 10. Die „Publikationen" zerfallen in zwei Gruppen von Aktenmassen, in die von Küntzel herausgegebenen österreichischen Akten, welche ca. 600 Seiten füllen, und in die von Volz herausgegebenen preußischen Akten, welche ca. 150 Seiten füllen. Während ich die Küntzel'schen Dokumente auf Schritt und Tritt benutzt habe, habe ich die Volz'schen mit Stillschweigen übergangen, weil sie mir zur Lösung des Problems vom Ursprunge des Siebenjährigen Krieges nichts Neues beizutragen schienen. Die Leser der „Preußischen Jahrbücher" wissen aus einem Aufsatz Delbrück's, daß die der Vertheidigung der Koser'schen Theorie gewidmete Schrift Naudé's sich als nicht stichhaltig erwiesen hat. Und da uns nun Volz nichts Neues zu bieten vermochte als erstickend trockene und in Bezug auf das große Problem unerhebliche Aktenmassen — wozu crambe repetita?

Die beiden von Küntzel in der Anmerkung citirten Schreiben Friedrich's sind an die englische Adresse gerichtet und verfolgen die Tendenz, die preußische Mobilmachung und die in Wien gethane drohende Anfrage in den Augen einer Macht zu rechtfertigen, welche den Krieg zwischen den beiden deutschen Großmächten mit dem größten Unbehagen heraufziehen sah. Es ist wahr, daß König Friedrich sich in beiden Schriftstücken als den unschuldig angegriffenen Theil hinstellt, gleichwohl hätte Küntzel seine Auffassung von dem Ursprunge des Siebenjährigen Krieges aus keiner trüberen Quelle schöpfen können.

Emil Daniels.

---

*) Vgl. die aus Compiègne datirten Berichte Knyphausens vom 8. und vom 12. August. „Pol. Korr." XIII. S. 233 und S. 266.

**) „Pol. Korr." XIII, S. 233.

***) Erst im Laufe des 3. meldete Eichel die zweite Anfrage aus Potsdam an das Ministerium in Berlin. „Pol. Korr." XIII, S. 169 Nr. 7799 auch 7798.

†) Valory erfuhr am 6. Nachmittags 5 Uhr die zweite Anfrage. „Mémoires du marquis de Valori." II. 135.

Kunst.

Graf Leopold von Kalckreuth.

In der Kunsthandlung Cassirer in der Viktoriastraße in Berlin wird der Oberlichtsaal gegenwärtig (und voraussichtlich noch für einige Zeit) gefüllt von einer Sammlung von Gemälden und Studien des Grafen Leopold von Kalckreuth, des Jüngeren. Es ist meines Erinnerns das erste Mal, daß dieser Künstler in Berlin ein abgerundetes Bild seines Trachtens und Könnens giebt. Der Eindruck, den die Sammlung macht, ist ein so starker und wohlthuender, daß es angebracht sein möchte, nachdrücklich auf sie aufmerksam zu machen, zumal da in Norddeutschland, so viel ich sehe, die Eigenart des Künstlers noch nicht sehr allgemein bekannt ist.

Ich habe selten von der Sonderausstellung eines einzelnen Künstlers einen so geschlossenen und unmittelbaren Eindruck empfangen wie von dieser. Es ist, als sei die Persönlichkeit des Urhebers in seinen Werken zum lebendigen, anschaulichen Ausdruck gelangt, als spreche sie zu uns; es ist, als wenn eines der Bilder das andere erläutere; diese Sammlung ist nicht nur eine Zusammenstellung, sondern gleichsam das Ergebniß einer inneren Sammlung, und sie giebt uns diejenige, Thätigsein und Ruhen in sich schließende Gemüthsverfassung, die wir mit dem Worte Sammlung zu bezeichnen pflegen. Und das Wohlthuende an ihr ist, daß sie uns sammelt zur Gemeinschaft mit einer schlichten, aber klaren, großzügigen und vornehmen Persönlichkeit.

Indem ich dies Gesammturtheil ausspreche, bin ich mir bewußt, daß Mancher sich in seiner dadurch hochgespannten Erwartung bei der Betrachtung der Bilder zunächst enttäuscht finden wird. Schlicht und still in ausgeprägtem Maße sind diese Bilder alle. Keine Handlung, kein äußerer dramatischer Zug, keine starke leidenschaftliche Erregung. Auch die Farbe erscheint zunächst schlicht und still. Und das Schlichte ist nicht Jedermanns Sache. Nahe kommen kann diesen Werken nur, wer es vermag, einmal nur für sie da zu sein, sie in gesammelter Ruhe auf sich wirken zu lassen. Wir sind an diese Art Kunstbetrachtung nicht sehr gewöhnt. Die großen Ausstellungen mit ihren Massenwirkungen, dem fluthenden Gedränge, dem Bedürfniß, witzige oder witzlose Urtheile schnell fertig zu prägen und auszugeben, sind wenig geeignet, zu gesammelter Kunstbetrachtung zu erziehen. Und doch ist das die einzige berechtigte, weil die einzige dem Gegenstand gerecht werdende und zugleich innerlich bereichernde Art der Kunstbetrachtung. Schopenhauer hat einmal gesagt, man habe mit Kunstwerken zu verkehren wie mit Fürsten: man habe zu warten, bis man angeredet wird. Das ist, wenn auch in zugespitzter Form, eine Wahrheit; eine Wahrheit, der man nachleben muß auch, wenn man in die Seele von Kalckreuth's Kunst eindringen will.

Graf Kalckreuth ist vorwiegend ein Maler des schlichten Volks, der Arbeiter der Hand und ihrer Umgebung; als solcher erscheint er uns

zunächst räumlich, denn die größten Flächen sind von diesem Stoff erfüllt. Dergleichen malen Andere auch: Uhde vornehmlich, Gebhardt (das Abendmahl), Mackensen; in anderer Weise Defregger und Leibl. Man fühlt, indem man diese Künstler nennt, daß jeder von ihnen eine besondere Stellung zum Volke einnimmt. Kalckreuth scheint mir wie keiner der Anderen das innerste, spezifische Seelenleben des Volkes mit liebevollem Verständniß zu erfassen. Defregger und Leibl interessiren sich für das Volk: die frische Natürlichkeit, die ungebrochene Spannkraft und die elementare Auswirkung der Empfindungen, der urwüchsige Humor, das ist es in der Regel, was sie anzieht und zur Wiedergabe reizt. Kalckreuth dringt in die Grundlagen des Seelenlebens ein, und er wird dazu befähigt dadurch, daß er nicht nur ein ästhetisches Interesse für das Volk, sondern eine warme Liebe zum Volke empfindet. Man kann auf ihn in gewisser Weise das schöne Wort anwenden, mit dem Carlyle den Kern von Goethe's Wesen darstellt: Er sieht liebend in die Welt hinein. Von Gebhardt darf man das Gleiche, vielleicht in noch höherem Maße, sagen, aber bei ihm richtet sich das liebevolle Interesse nahezu ausschließlich auf die religiöse Seite des Lebens; Uhde und Mackensen dagegen stehen meiner Empfindung nach in dieser Beziehung hinter Kalckreuth zurück. Und man wolle nicht meinen, daß die Gabe, „liebend in die Welt hineinzusehen", nur auf dem sittlichen Gebiete liege, mit dem künstlerischen Schaffen aber nichts gemeinsam habe. Im Gegentheil, sie ist eine eminent künstlerische Gabe; sie gerade befähigt den Künstler zu der innigen, verständnißvollen Vertiefung in den Stoff, aus der heraus das echte Kunstwerk geboren wird.

Unter diesem Gesichtspunkt wolle man den alten Seemann betrachten, der einsam am Strande sitzt, seine Pfeife stopft und still vor sich hin sinnt. Ich nenne das Bild ein Meisterwerk. Ein ganzes Leben liegt in den Augen des Alten. Ein Leben voll Arbeit, Enttäuschungen, Bitterkeiten, Entsagungen. Ehrfurchtgebietend wirkt das unschöne, hagere Gesicht, das die Trauer des Kampfes mit einer letzten großen Enttäuschung wiederzuspiegeln scheint. Man glaubt die müde Bewegung zu sehen, mit der der Alte sich erheben wird, um langsam in sein einsames Haus zurückzukehren. Man wagt nicht von diesem Leben zu sagen: es war köstlich, denn es war Mühe und Arbeit; man denkt eher an das andere alte Wort: sie gehen dahin mit Weinen, und tragen edlen Samen. Denn es spricht sich in dem Bilde schließlich doch kein hoffnungsloser Pessimismus aus: es liegt eine Ahnung endlichen Friedens und Ausruhens darüber. Das Alles kann so nur malen, wer mit innerster Seele liebend in so ein altes, von Sehnsucht nach Ruhe erfülltes Leben hineingesehen hat.

Eine ähnliche Sprache spricht das Bildniß der alten Frau, welches an derselben Wand hängt. Sie ist wohl für Kalckreuth's Freunde eine Bekannte; eine der beiden Greisinnen, die auf des Meisters ergreifendem Bilde „Das Alter" (jetzt in der Dresdener Galerie, wenn ich nicht irre)

dargestellt sind. Auch sie zurückblickend auf ein langes Leben, das tiefe Furchen in ihr Angesicht gezogen und manche tiefe Narbe in ihrem Herzen hinterlassen hat. Aber sie ist aus härterem Stoff gemacht als der Alte: sie hat noch einen ungebeugten Nacken, und aus ihren ernsten, eindringlich sprechenden Augen leuchtet ein klarer und fester Wille. Ich möchte sie mit dem Dürer'schen Holzschuher vergleichen, so fest und willenhaft, so beherrschend lebt eine reiche Seele in den leuchtenden blauen Augen; eine echte Adelsnatur in ihrem schlichten Arbeiterkittel.

Ihre Enkelin möchte ich Paula Damke nennen, deren Bildniß in der Vorhalle zum Oberlichtsaal hängt. Ein zwölf- oder dreizehnjähriges Mädchen mit schlichten, festen Zügen, ein einfaches Bauerndirnchen, an dem eigentlich nichts zu sehen ist und an dessen Bilde wir leicht vorübergehen würden, wenn die Augen nicht eine so eigenthümliche Kraft in sich trügen. Ganz richtige einfältige — im guten Sinne einfältige — Kinderaugen, und doch deutlich darin sich aussprechend das innere Leben, an welches wir denken, wenn wir sagen, das Kind sei des Mannes Vater. Man sieht schon jetzt die tüchtige, thatfrohe, gediegene Frau, zu der das Kind sich zu entwickeln verspricht.

Am Abend eines schwülen Arbeitstages kehrt ein junges Weib von der Feldarbeit heim, rüstig am Rande eines Getreidefeldes entlang schreitend. Das ist Alles, was uns das Mittelbild der rechten Saalwand an Thatsächlichem zu sagen hat. Der schlichteste Vorgang. Und doch kann man in dem Bilde ausruhen und ein wohlthuendes Gefühl der Stille davon mitnehmen. Denn der schlichte Vorgang ist der Körper von Stimmung und Leben. Abendfrieden äußerlich und innerlich; das junge Weib ruht im Heimweg schon aus von des Tages Last und Hitze; sie lebt vielleicht in der Ahnung künftigen Mutterglückes, oder beschäftigt sich mit dem, was sonst den Reichthum ihres Lebens ausmacht; genug, sie lebt nach innen, ganz hingegeben an ihre Gedanken, und ein Hauch von innerer Gesundheit und Güte verklärt ihre Züge, die in der Form allein kaum etwas Anziehendes haben würden.

Noch weniger Vorgang, noch mehr ausschließlich Stimmung ist das große Bild, welches die Augen des Eintretenden von der gegenüberliegenden Wand her zunächst auf sich lenkt. Im Abendsonnenschein zwei Ackergäule ruhig stehend; ihr Führer auf dem einen von ihnen, mit dem Gleichmuth eines müde gearbeiteten Menschen herabblickend auf die junge, frische Dirne, die ihren Heukarren niedergestellt hat und sich ein Schwätzchen mit dem ihr vielleicht nicht ganz gleichgiltigen Burschen gönnt. Das Mädchen dreht uns den Rücken zu, wir sehen nur eine Andeutung von Wange, eben genug, um zu Vermuthungen über ihre Züge anzuregen. Es scheint, als könne von psychologischer Vertiefung, wie in den vorgenannten Bildern, hier keine Rede sein, ist es auch unzweifelhaft viel weniger, und doch möchte ich glauben — nicht dem Leitgedanken der Er-

örterung zu Liebe, sondern rein den Eindruck, den ich empfangen, wiedergebend — daß auch in diesem Werk ein gutes Stück feinfühligen Verständnisses für das schlichte Seelenleben einfacher Naturen, für ihre unbeholfene Ausdrucks- und Umgangsweise, für den Segen der Arbeit und der Ruhe nach gesunder Arbeit sich ausdrückt. Es ist Sache der Stimmung und Empfindung, das nachzufühlen; dafür gilt mehr noch als für die anderen Werke die Forderung, daß man mit empfänglicher, hingebender Seele sich dem Sinn des Kunstwerks erschließe und ihm Raum gebe, seine Wirkung zu entfalten; nachweisen lassen sich dergleichen künstlerische Momente kaum. Aber es kann doch darauf hingewiesen werden, eine wie beredte Sprache bei diesem Bilde, wie auch bei den vorher genannten, der Maßstab, die Durchführung, die Beleuchtung sprechen. Es ist zweifellos nicht Zufall noch Laune, was den Künstler veranlaßt hat, seinen Darstellungen Lebensgröße zu geben. Man stelle sich die Wirkung vor, die dieselben Bilder ausüben würden, wenn sie auf das für Zimmerschmuck übliche Maß beschränkt wären. Die verkleinerte Darstellung hat einen abstrakten Charakter; sie bringt unmittelbarer ihre Gleichnißnatur zur Empfindung, während diese lebensgroßen Gestalten, wie aus dem Leben gegriffen, traulicher wirken, vertrauter zu unserem Gemüth sprechen.

In demselben Sinne wirken die Art der Durchführung und die Beleuchtung. Graf Kalckreuth ist durchaus Realist; er steht mit beiden Füßen auf dem Boden der modernen Anschauungs- und Malweise; seine Bilder bekunden eine äußerst feinsinnige und eindringende Empfindung für die Sprache von Licht, Luft und Farbe. Aber er ordnet seine Ausdrucksmittel hierfür dem unter, was er uns mit dem Ganzen des Bildes sagen will. Die Wahrheit seiner Farben und Lichter tritt nicht selbstständig auf; sie dient dazu, uns in die innere Wahrheit des Kunstwerks hineinzuleiten und demselben — so seltsam das bei großen, mit lebensgroßen Figuren besetzten Flächen klingt — einen ausgeprägten Charakter von traulicher Intimität zu geben. Der Unterschied wird schlagend, wenn man sich Werke von Liebermann — dem heutigen Liebermann —, Trübner, Slevogt, Zügel daneben denkt. Ihnen ist das Spiel von Farbe und Licht Alles, und ihre ganze Technik und Malweise dient diesem Ideal. Diese Technik, auf Kalckreuth's lebensgroße Bilder übertragen, würde das eigenthümliche intime Leben dieser Bilder tödten. Als ein sprechender Beweis dafür kann „Der Alte in den Dünen“ dienen, das schöne, Kalckreuth's Werken nahe verwandte, auch lebensgroße Bild Liebermann's, welches kürzlich in demselben Saale von Cassirer ausgestellt war und sich jetzt in Königsberg befindet. Es steht im denkbar stärksten Gegensatz zu den meisten heutigen Liebermanns, es giebt nicht, wie diese, ausschließlich Farbflecke, sondern ganz klare, scharfe Linien und Formen. Es wird ein älteres Werk von Liebermann sein, und vielleicht würde der Meister es heute anders behandeln; dennoch glaube ich, daß er einem immanenten

Gesetz der Kunst gefolgt ist, als er dieser lebensgroßen, auch seelisches Leben wiedergebenden Darstellung die Bestimmtheit von Linie und Form gab, die seinen heutigen Bildern fast durchweg abgeht. So thut auch Kalckreuth, und er erreicht durch die Betonung der Form in Verbindung mit der stellenweise geradezu verblüffenden Wahrheit der Farben eine packende Naturwahrheit des Ganzen, die uns die Bilder viel unmittelbarer menschlich nahe bringt als auf anderem Wege zu erreichen sein würde. Gerade das Riesenbild mit den Ackergäulen, dies Stimmungsbild par excellence, ist groß in dem vollen, dabei doch maßvollen und deshalb ganz schlicht und überzeugend wirkenden Realismus der Darstellung. Man sehe sich die schwarze und grauschwarze sammetweiche Umgebung der Pferdenüstern an: es ist nicht möglich, sie noch wahrer zu malen. Das verbrauchte und verstaubte Geschirr der Thiere, die Thiere selbst, die Arbeitskleidung des Mannes, das in der Abendsonne leuchtende Hemd des Mädchens, Alles in demselben schlichten — ich möchte sagen bescheidenen Realismus dargestellt, der nie sich selbst, immer nur die Sache will und deshalb nur wahr und lebensvoll, nie trivial wirkt.

Ja, der poetisch wirkt unter dem Einfluß der Beleuchtung. Jeder Empfängliche wird unmittelbar empfinden, wie die Beleuchtung auf allen diesen Bildern ein Ausdrucksmittel ist für die Psyche des Kunstwerks. Das warme Gold der Abendsonne auf dem Bilde mit den Pferden, die dunstig-farblose kühle Luft, die den Alten am Strande umgiebt, die bedeckte, träumerische Stimmung um die heimkehrende Frau, endlich der stille, ernste Waldesdämmer, der den Lebensabend der Greisin umschattet, das Alles spricht seine lautlose und doch ausdrucksvolle Sprache.

Als Darsteller des Volkslebens erscheint Kalckreuth in den bisher besprochenen Werken. Aber der Kreis seiner Thätigkeit ist damit nicht umschrieben. Eine Anzahl von Bildnissen zeigen uns Personen, die offenbar, näher oder ferner, dem Lebenskreise des Künstlers angehören. Seine Eigenart bleibt sich auf dem veränderten Gebiet getreu: seine Eigenart, mit liebevollem Verständniß in das innerste Wesen der Menschen einzudringen. Da ist das Bildniß einer Dame, die in stilles Nachdenken versunken an ihrem Schreibtisch sitzt. Frida Schanz könnte dies Bild vor Augen gehabt haben, als sie ihre entzückende kleine Künstlernovelle „Palettenstreit" *) schrieb:

— — „Dies sonnenlose, bleiche,
Dies alltagsgraue, häßlich scharfe Bild — —"

so erscheint es dem Einen. Der Maler aber:

„Nichts leichter, als ein Bildniß überbreiten
Mit süßem Zauber, holdem, hellem Schein.
Was aber kann in Noth und Kummerzeiten
Ein solches ewigholdes Bild uns sein?

*) Velhagen und Klasings Monatshefte, VIII. Jahrg. 1893/94, Heft 9, S. 257 ff.



Dies, mag es Dir zu wenig sonnig scheinen,
Sieht's mit zu stillem Alltagsblick Dich an,
Es ist ein Bild, mit dem man reden kann,
Das mit den Leuten lächeln lernt und weinen,
Das ernsthaft blickt, wenn ich es ernst betrachte,
Und wenn ich's jubelnd grüße, sanft und mild."

So führen sie den Kampf, den das Bekenntniß des überwundenen Gegners beendigt:

„Das Bildniß, Lars, fing doch zu lächeln an."

Derartig wirkt auch jenes Frauenbild von Kalckreuth: fast zu schlicht, und doch eben in seiner Schlichtheit der lebenswahre Ausdruck eines reichen Innenlebens.

Ein anderes Bildniß stellt ein kleines Mädchen im Garten am Frühstückstisch dar; ein zartes träumerisches Dirnchen, dessen Darstellung zeigt, wie Kalckreuth auch in Kinderseelen zu lesen vermag. Es ist anmuthig zu sehen, wie das Kind sich über seine Milchtasse hinweg in das Reich seiner unschuldigen Träume verliert: wie die leicht zusammengesunkene Haltung, die Neigung des Köpfchens, die Haltung der Hände das gedankenversunkene Kind ausprägen.

In gewissem Sinne freilich fällt dies letzte Bild aus dem Rahmen heraus, der die übrigen zu einer Einheit zusammenfaßt. Es ist, wenn ich nicht irre, das einzige aus dem vorigen Jahre stammende Bild; alle übrigen sind zu Anfang oder wenigstens in der ersten Hälfte der neunziger, stellenweise zu Ende der achtziger Jahre entstanden. Die Farbensprache dieses jüngsten Bildes weicht deutlich ab von derjenigen aller früheren, und ich kann nicht leugnen, daß sie mir weniger verständlich erscheint. Das Bild enthält unleugbare koloristische Feinheiten; der durchsichtige rosa Stoff des Kleides, das Lichterspiel auf dem Tischtuch, die zarten Farbentöne des Porzellangeschirrs sind echt künstlerisch gesehen und wiedergegeben. Aber die volle malerische Einheit der Farben, die für alle anderen Bilder ausgeprägt kennzeichnend ist, ist mir hier nicht auffindbar, obwohl ich das Bild, das sich schon auf der vorjährigen Sezessionsausstellung befand, oft gesehen habe.

Der Gesammteindruck wird dadurch nicht beeinträchtigt. Um so weniger, da man in besonderem Sinne von Gesammteindruck sprechen darf. Diese Kunstwerke haben nicht nur jedes für sich den Reiz voller künstlerischer Geschlossenheit, sondern sie wirken auch so harmonisch zusammen, daß sie einheitliche lebensvolle Stimmung und höchstpersönliches Gepräge dem Saale zu geben scheinen, der sie beherbergt. Sie sind eben selbst Ausprägungen einer geschlossenen Künstlerpersönlichkeit. Sie lehren uns einen Mann kennen, der in Bezug auf die Personen, die er malt, das stolze Wort sich wird aneignen können, mit welchem Michelangelo in

Konrad Ferdinand Meyers großartigem Gedicht „Pensieroso“ die Grundlage seines Schaffens bezeichnet: „Ich kenne seine Seele. Das genügt.“ Er kennt ihre Seele; er kennt die Kunst, seinen Werken die Seele einzuhauchen, die zu erkennen ein menschlich und künstlerisch liebevolles Versenken ihn befähigt.

Konrat Weymann.

Max Klinger's „Radirte Skizzen“. (Opus I.)

Wie Klinger's „Radirte Skizzen“ bisher aufgefaßt werden, dafür sind die Worte bezeichnend, mit denen Avenarius in seinem trefflichen Klinger-Führer ihre Besprechung einleitet. Avenarius schreibt: „Eine anspruchslose Sammelmappe von Erstlingsblättern; von dem Tausenderlei, das dem jungen Künstler an der Hand der Phantasie durch den Kopf spaziert, hat er dieses und das aufgefangen, ein wenig mit der Nadel darüber zu fabuliren.“ Weder Avenarius noch Meißner sahen in dem Tausenderlei einen inneren Zusammenhang.

Ich vermag solche Ansicht nicht zu theilen, sondern mir erscheint auch dieser erste Cyklus wie fast alle späteren als eine in sich geschlossene Folge von durchaus einheitlichem Ideengehalt, und zwar liegt der Kern des ganzen in den Blättern „Schaukel“, „Verfolgung“ und „sterbender Wanderer.“ „Frühlingsanfang“ und „Siesta II“ lassen die Stimmung der drei Hauptblätter an- und ausklingen, während „Siesta I“ sie durch scharfen Gegensatz erläutert und klarstellt. Blatt I und II bilden nur eine Ouverture. Der geistige Inhalt des Cyklus, wie er mir erscheint, möge aus Nachstehendem ersehen werden.

I. Titelblatt. Bei dämmrigem Mondschein schlägt Elfe Phantasie, über einsamem Weiher schwebend, das Tambourin. Sie tanzt zu ihrer eignen Freude, aber wer hinauf gelangt in ihr Reich, darf sich mit ihr freuen. Ein Krokodil blickt begehrlich, sehnsüchtig zu ihr auf, doch vergeblich; nur bis zum Rande ihres Elementes, des Wasser's, vermag die arme Bestie zu gelangen. „Bär und Elfe“ in dem Intermezzi (Opus IV) geben in anderer Form gleiche Idee. Und Klinger hatte Recht mit seiner Einleitung; denn selbst für feinsinnige Kenner, also gewiß für ein Krokodil, blieb in diesem Falle seine Phantasie ein unzugängliches Reich. — Das Wasser ist, vielleicht gemäß der dekorativen Natur eines Titelblattes, nur angedeutet. Die Wasserpfützen auf Blatt VI beweisen, daß Klinger schon damals, wenn er wollte, das feuchte Element lebendig gestalten konnte.

II. Malerische Zueignung. Dieses Zeichnerlein „ergötzt“ sich doch wohl nicht zwischen Blumen, sondern blickt mit angesetztem Stift „ganz versenkt“ auf seine Mappe. Er ist gedankenvoll, der eigenthümlich zwerghafte Künstler, und ganz gewiß, er wird uns gedankenvolles zum Besten geben.



III. Siesta I. Man muß scharf zusehen, wenn man die Darstellung enträthseln will. Zwei Hummer, die sich vollgegessen haben, liegen in der Verdauungsruhe. Des einen Scheere faßt einen todten Fisch, der sich auf dem Trocknen befindet und schon an einigen Stellen das Gerippe der Gräten zeigt. In Klinger's Gleichnißsprache ist hier die große Masse symbolisirt oder doch jener Theil der Menge, der als wesentlichen Lebenszweck Essen und Trinken und behagliches Verdauen betrachtet. Während des Verdauens ist die tiefsinnige Absicht des einen Hummers schon auf die nächste Mahlzeit gerichtet. Das Sterben solcher Wesen ist nicht viel bedeutungsvoller als das Verwesen des Fisches auf dem trocknen Sand. — Es ist kaum anzunehmen, daß Klinger dieses Motiv, das im Zusammenhang des Ganzen durchaus berechtigt erscheint, als selbstständiges Einzelblatt gezeichnet und veröffentlicht hätte.

IV. Frühlingsanfang. Die vorige Radirung gab nur einen Gegensatz zum eigentlichen Thema. Jetzt schlägt der Künstler zart und leise in die Saiten, ruft den Betrachter näher zu sich heran und weckt ernste klagende Stimmung. Es ist zwar Lenz, auf Baum und Wiese eben erwachendes Leben, und die Frauengestalt auf dem Rasen ist selbst noch ein Bild der Jugend, aber sie beschaut eine Frühlingsblüthe mit Trauer. Ohne eine Spur von Empfindsamkeit, echt elegisch, mit in der That wundersamer Stimmungsgewalt bei so wenigen Mitteln, sagt uns das Blatt, daß auch das eben erwachende Leben nur zu nicht fernem Tode ersteht. Diese näher bezeichnende Idee ist aber nicht Zweck, sondern Mittel. Die ästhetische Absicht der Radirung innerhalb des Cyklus ist einzig und allein, elegische Stimmung in dem Beschauer wachzurufen.

V. Schaukel. Das erste der Hauptblätter. Der Meister schildert nun — seiner Art gemäß, in Gleichnissen — in wenigen bedeutungsvoll gewählten Augenblicken das Dasein eines Idealisten, eines Geistesgewaltigen. Wir sehen den Helden nicht, aber Etwas, das in ihm vorgeht, sehen den alten Kampf des Herkules in neu ersonnener Symbolik. Auf der schwankenden Schaukel sitzt an einem Ende eine nackte Mädchengestalt, die behagliche Sinnlichkeit in ihrer ganzen Bewegung athmet; begehrlich, sinnlich träumerisch blickt sie in die Ferne. Auf der anderen Seite ein Adler, zum Fluge bereit, zugleich drohend und kampfeslustig zur Sinnlichkeit hinüberschauend. Schwer ruht seine Gestalt auf der schwankenden Wage und drückt die Stange tiefer hinab, als die leichte Waare am anderen Ende es vermag. So ist der nächste Augenblick im Voraus angedeutet. Zu gewaltigem Fluge wird sich der Adler erheben; die Leichte aber, die zu leicht befunden wurde, wird hinabgleiten und wie ein Traumbild im Nichts verschwinden.

VI. Verfolgung. Wir sehen den Helden nicht, aber wir sehen des Helden übliches Loos. Im realen Leben muß er auf schmutziger Straße daherziehen, und der Frieden stiller Hütte ist ihm nicht vergönnt. Wie

einen Missethäter treiben und drängen ihn Verfolger, und er wird vor ihnen fliehen gleich dem Missethäter, auch nur ein Mensch, ein armer, am Leben Hangender.

VII. Sterbender Wanderer. Nun erblicken wir den Helden oder doch eine Gestalt, die sein Ebenbild, einen einsamen Wanderer auf einsamer Höhe. Er hat den Gipfel erklommen; was es ihm gekostet, sagt das leidensvolle Antlitz des Sterbenden; Hand und Füße sind schmerzlich im letzten Kampf bewegt. Vor ihm der Geier Tod, der ihn fragend, prüfend betrachtet. Er wird ihn nicht zerfleischen, schon hat er seine Pflicht gethan und wird still wieder davonfliegen und den Heiligen lassen. — Beethoven und Michelangelo — und an solche Heilige und Helden hat Klinger gedacht — waren einsame Wanderer im Leben und im Sterben. Ob auch an Michelangelo's Todeslager Tommaso Cavalieri gestanden hat, Michelangelo starb doch als Einsamer, ermattet in tiefster Seele nach langer, mühevoller Wanderung, auf der er ferne Bergeshöhen erstiegen, die bisher Niemand gekannt oder geschaut hatte. Und dem Geier Tod hat der Große vielleicht noch mit brechendem Blick, wie so manches Mal vorher, angstvoll ins Auge gesehen.

VIII. Zweite Siesta. Nach der Anlage des Ganzen durfte es mit dem mächtigen Tone des siebenten Blattes nicht schließen. Die letzte Radirung korrespondirt in der Stimmung mit der vierten und endet mit leiser Klage den Cyklus. Wieder sehen wir eine schmiegsame, jugendliche Mädchengestalt wie beim Frühlingsanfang. Dieses Mal blickt sie mit ernsten, großen, dunklen Augen in die Ferne, als ob sie trauernd an Schönes gedenke, das ihr nun verloren. Ueber ihr nicken vergängliche Blumen. Ihre rechte Hand mit der Rose umfaßt die Linke, schon eine Andeutung des verwandten Motiv's bei Klinger's Kassandra. Die Seherin umklammert mit der einen Hand das Gelenk der andern, wie wenn sie mit dieser Bewegung zugleich ihren Schmerz zusammenpressen, zurückdämmen könne. — Die Pantherkatze neben dem Mädchen ist eine so ungewöhnliche Begleitung, daß sich vielleicht auch ein besonderer Sinn hinter ihr verbirgt. Ich weiß nicht, wie sie gemeint ist. Die Stimmung des Blattes und der Zusammenhang der Stimmung mit der ganzen Folge sind verständlich, und das ist es, worauf es vor Allem ankommt.

Es ist nicht schwierig, durch Vergleich mit Klinger's späteren Cyklen meine Ansicht über das erste Opus auf festeren Boden als den der subjektiven Auffassung zu stellen. Auch ist meine Auffassung keineswegs ersonnen oder gar erklügelt, sondern sie stellte sich mit der ersten Betrachtung ein, und ich war überrascht, bei Avenarius und Meißner so ganz andere Meinung kennen zu lernen. Für das Titelblatt findet sich, wie schon erwähnt, in der ersten Zeichnung der Intermezzi ein Analogon. Bei den Rettungen Ovidischer Opfer bilden ebenfalls zwei Radirungen die Ouverture, und die zweite zeigt, wie in unserer Folge, den Künstler selbst, oder vielmehr seine

gefalteten Hände auf dem Arbeitstisch. Bei der Art, wie Siesta I im Gegensatz zum Hauptthema gedacht ist, möchte ich, ohne Beides thätsächlich gleichstellen zu wollen, doch wenigstens erinnern an den Kontrast zwischen „Vom Tode I“ und „Vom Tode II“ auch dort erst das Alltägliche, dann „die Leiden der oberen Welt“. Daß nur ein einziges Blatt den Materiellen gewidmet wird, ist durch die knappe Fassung des Hauptthemas in unserm Cyklus wohl begründet. Für das An- und Ausklingen der Stimmung durch „Frühlingsanfang“ und „Siesta II“ verweise ich von Neuem vergleichend auf die Intermezzi. Die zweite Radirung der Intermezzi zeigt eine Mädchengestalt „am Meer“. Wie sich das Mädchen vom stürmischen Wind mit wohligem Behagen am sichren Strande anwehen läßt, so hat der Meister im stillen Studirzimmer von wilder vergangener Zeit mit Künstlerfreudigkeit geträumt; mit diesem leisen Fingerzeig deutet er unsrer Stimmung die Richtung. Bei dem letzten Blatte der Intermezzi „Amor, Tod und Jenseit“ möchte ich auf die Landschaft viel mehr Gewicht legen als bisher geschah. Sie ist nur mit Wenigem gegeben, aus dem Wenigen aber spricht tiefster Frieden. Und auf diese friedensvolle Landschaft steuert das sonderbare Gespann mit dem Tode hin. Nicht mit dem äußerlich grausigen Tod des gefallenen Reiters wollte Klinger schließen, sondern das stille Ausklingen sagt uns, daß auch in jenen recht- und gesetzlosen Zeiten das letzte Ziel das gleiche, stille Ziel war wie heute. Man sieht, bei Opus IV sind die Hauptblätter in verwandtem Sinne wie bei dem ersten Opus eingeschlossen.

Klinger war zwanzig Jahre alt, als er unseren Cyklus schuf. Einige der Radirungen hat er nur in Umrißlinien ausgeführt, daher wohl der bescheidene Titel: „Radirte Skizzen“, welcher über den Inhalt der Folge nichts mittheilt. Die Jugend des Meister's verräth sich vor Allem dadurch, daß er das eigentliche Thema im Vergleich mit den Umhüllungen zu kurz behandelt. Auch hätte er vermuthlich in späterer Zeit vor der „Schaukel“ den Helden selbst eingeführt. Die beiden Blätter mit der Klage sind überaus reizvoll in der Stimmung, dennoch ist sehr möglich, daß der gereifte Mann die Klage nicht den jungen Mädchen anvertraut und das leise Elegische in gewaltige Töne umgewandelt hätte. Wir aber wollen uns an der jugendlichen Zartheit von Herzen erfreuen. — Im Einzelnen verweist der ausgesprochene Japanismus des Blattes VIII, der schon von Andern mehrfach erwähnt wurde, auf einen noch für äußere Einflüsse empfänglichen Sinn.

Nunmehr muß wohl Klingers erstes Werk auch sein erstes „ganz ernstes“ Werk genannt werden. Des Künstler's Jugendperiode bekommt ein etwas anderes Gesicht. Schon der Jüngling Max Klinger, der ein Wenig später so heiter antikisch zu träumen weiß, zeigt in den „Radirten Skizzen“ das düstre Antlitz des Modernen. Kürzlich fand ein Schriftsteller im zweiten Cyklus „Vom Tode“ „lebenskräftigen Optimismus“. Man

mag für solche Behauptung das Blatt „Und doch“ mit einem gewissen Recht ins Feld führen. Es steht vereinzelt da, und ich vermag im Uebrigen in diesem Cyklus so wenig wie sonst bei Klinger Optimismus zu entdecken. Und wie wäre auch optimistische Gesinnung bei einem Manne möglich, dem Alles am Herzen liegt, was unsere Zeit bewegt und beschäftigt! Für den tragischen Ernst seines Empfindens ist selbst das Blatt „an die Schönheit“ charakteristisch. Kein Grieche, kein echter Sohn der italienischen Renaissanceperiode hätte „an die Schönheit“ in gleichem Sinne gedichtet. Die knieende Gestalt fühlt keine „Seligkeit“, sondern Schauer der Ehrfurcht und des Glücks, die mit tiefem Schmerz gemischt sind. So erschüttert, verehrt der Moderne die Schönheit, der „die ungeheuren Kontraste zwischen der gesuchten, gesehenen, empfundenen Schönheit und der Furchtbarkeit des Dasein's“*) wie kein Mensch der vorhergehenden Epochen durchgekostet hat. Auch die Kassandra mag man wohl, wenn man sie allein betrachtet, einzig als die griechische Seherin auffassen. Wer aber die Statue nicht für sich erschaut, sondern in Klinger's Gesammtwerk und Klinger's Gesammtwerk nicht für sich, sondern mitten unter allen Schmerzenslauten, wie sie aus Gerhart Hauptmann's Dramen und sonst tausendfach ertönen, der wird zu anderem Resultat gelangen. Jene Gesinnung des 19. Jahrhunderts, die sich des Lebens nicht erfreut, weil sie in „seine Tiefen blickt“, die auch in die Zukunft der Menschheit mit fröhlicher Hoffnung nicht zu sehen vermag, hat in der Kassandra bildnerische, monumentale Verkörperung gefunden. Und zu solchem freilich bei aller Trauer lebenskräftigen Pessimismus in Klinger's späteren Werken giebt Opus I den ersten Ton.

Oskar Ollendorff.

Literatur.

Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild von Otto Berdrow mit zwölf Bildnissen. Stuttgart. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer 1900. 457 S. größtes Oktav. Preis 7 Mk., in Halbfrz. 9 Mk.

Wir haben das fleißige und vorzüglich geschriebene Werk Otto Berdrow's nicht als eins der vielen literarischen Charakterbilder allein zu betrachten, die sich als Bausteine zu einer großen Geschichte des geistigen Lebens zu bezeichnen lieben. Vielmehr müssen wir es unter dem Gesichtswinkel eines Zeichens der Zeit, und zwar unser heutigen, an die es sich werbend wendet, sorgfältiger ansehen.

War es mit dem Anti-Goethe oder dem „größten deutschen Lyriker“ seit Goethe eben nichts, nun, vielleicht giebt es unter den Töchtern

*) Max Klinger. Malerei und Zeichnung. 2. Aufl. 1895 p. 26.



Israels eine, die man als eine Art „weiblichen Goethe's“ auf den Schild heben konnte. Und welche Erquickung, wenn selbiger weiblicher Goethekopf ein echtes und rechtes Berliner Kind sein sollte, dessen Wiege am Gensdarmenmarkte im Hause des Friderizianischen Schutzjuden Markus Lewin in der Behrenstraße gestanden hatte! Wie trefflich, wenn sie nicht nur christlich getauft, sondern im Herzen von Kindesbeinen an recht ehrlich christlich empfindend und handelnd gepriesen werden kann, wie gut, daß sie die Lebensgefährtin eines Königlich Preußischen Diplomaten von angeblich altem, wenigstens in Wien wieder aufgeputztem Adel ward und als Frau von Ense auch gesellschaftlich den erlauchtesten Geistern gleichgestellt, eine Sache, deren ihre geistige Superiorität zwar nicht hätte bedürfen sollen, die aber doch auch zu schätzen bleibt.

Zwar möchte mancher, und besonders wer bereits die unendlichen Bücher Varnhagen's gelesen hatte, die ihrem Andenken und ihrer Kanonisation gewidmet waren, meinen, es sei ja des Guten genug und übergenug geschehen. Aber das ist's eben, übergenug. Varnhagen und noch mehr dann die Nichte Ludmilla von Assing hatten das Publikum mit Rahel-Denkwürdigkeiten, Briefwechseln, Tagebüchern so reichlich überschüttet, daß es — und nun gar nach 1870, vierzig Jahre nach ihrem Tode — wohl nur noch wenig Geschmack daran haben konnte.

Nun braucht ja solche Erwägung einen tendenzlosen Forscher nicht abzuschrecken, das Wesentliche aus jener Materialienfülle zur Darstellung eines getreuen Zeitbildes zusammenzudrängen. Und wir geben schon hier dem Verfasser das Zeugniß, daß er das geschmackvoll verstanden hat. Sein Buch ist keine sogenannte „Rettung“, kein advokatisches Plaidoyer, und wenn es nicht ohne warmen Herzensantheil für seine Heldin geschrieben ist, so wäre das wohl eher ein Lob, denn ein Tadel. Es darf uns jedoch nicht von der Pflicht entbinden, recht wesentliche Vorbehalte geltend zu machen, die der Leser, so Gott will, als historisch berechtigt, nicht etwa als von antisemitischer Voreingenommenheit diktirt empfinden soll. Es wird sich herausstellen, daß und warum wir der Berdrow'schen Arbeit den Charakter reiner Absichtslosigkeit nicht zusprechen können.

Die apologetische Tendenz verräth sich gleich in den einführenden ersten Blättern, es gilt unserer Generation, der dieses „Heldenleben“ verloren gegangen sei, die „Seelenschönheit“, „Gemüthstiefe und Herzensgüte“, „dieses gottbegnadeten Weibes“ aufzuzeigen. „Wer Rahel kennt, der wird sie lieben.“*)

Es wundert uns natürlich durchaus nicht, daß durch das ganze Buch hindurch, wie ja von Rahel selber und ihrem Gemahl und liebsten Freunde

*) Das wird als ein Ausspruch G. O. Marbach's zitirt und angeeignet. Und die relative Giltigkeit des Wortes, aber auch nur sie, wollen wir nicht durchaus antasten.

Varnhagen geschah, immer mit den „vornehmen“ und „berühmten“ Leuten ihres Verkehrs Staat gemacht wird. Uns ist das widerwärtig, aber es gehört zum Kostüm, wie Brillanten und Perlen und Spitzen.

Bei Markus Lewin, wo die junge geistreiche Rahel für die unzugängliche und auch wohl unzulängliche kränkliche Mutter die honneurs machte, gaben sich die feinsten Leute Stelldichein. Hoch zu Roß sprengte der Prinz Louis Ferdinand, gewöhnlich familiärer Prinz Louis genannt, der Neffe Friedrich's des Großen, an.

Hier war Ludwig Tieck zu finden, der als das „hervorragendste Talent unter den Romantikern“ bezeichnet wird und sich gewiß selber dafür ansah, wie er denn alles Ernstes der geistige Erbe Goethe's zu sein beanspruchte. „Die Hofgesellschaft und die Vornehmen hatten wenig „geistige Interessen“ und bei Hofe war's eigentlich langweilig. Es wird angedeutet, daß auch nicht die geistigen Interessen, die „seltsamerweise“ „fast nur jüdische Häuser“ pflegten, weil Moses Mendelssohn sie dazu, wie zum Patriotismus erzogen hatte, jene vornehmen Herren in das Judenhaus zogen, ach nein, sie brauchten auch Gelder für ihre noblen Passionen, und der Vater war Banquier. Rahel, früh in Kampf mit dem väterlichen Willen, und „in dem Walde von Menschen“ ohne sorgsam leitende Hand und Liebe aufwachsend, war, heißt es, „zur strengen Selbstdenkerin geboren“, einsam und achtsam auf sich selbst. Ihr späteres (1822, sie war im Mai 1771 geboren, also über 50jährig) bestechendes Paradoxon vom Werthe des Herzens müsse schon für diese Jugend gelten: „das Herz ist ganz im Dunklen, ganz allein, möchte man sagen, und weiß ganz allein Alles besser.“ Das Wunderbare dieser freilich richtigen Thatsache wird dem verständlicher, glauben wir, der einsieht, daß, was hier Herz heißt, genauer Gewissen heißen sollte, und daß dieses eben Erbe, sogar Alterbe von Eltern und Ahnen ist, auch ein Atavismus, wie die Darwinisten sagen müßten.

„Im Zeichen Goethe's“ wird die Periode vom Tode des Vaters (1789) bis 1796 getauft.

Es gilt in der Literaturgeschichte als eine ausgemachte Sache, daß die Erkenntniß Goethe's und demgemäß seine Popularität eigentlich das Werk geistreicher Berliner Jüdinnen sei. Ohne Zweifel haben sie Antheil daran, z. B. auch die beiden Töchter des Seidenfabrikanten Meier, aber die Romantiker waren eben Mode und ihre Anlehnung an Goethe ist offenbar wirksamer gewesen als jenes Mitthun. Auch Bettina fand Goethe's Ruhm fest gegründet vor. Dem Judenthum im Ganzen, das zeigte sich bald in dem „jungen Deutschland“, war Goethe kein Apostel, sondern ein Baal, den man umwerfen mußte, ein Reaktionär, Fürstenknecht und Aristokrat, was immer so lange ein Schimpfwort ist, bis so einer an die Thüre klopft. Aber das müssen wir der klugen Rahel lassen, treu geliebt bis zum Grabe hat sie ihren Goethe, und gewiß nicht bloß

des Perlen- und Diamantenwerthes seiner Dichtungen wegen, wie Hehn in seiner spitzen Weise sagt.

So bereitwillig wir die außerordentliche intellektuelle Begabung Rahel's, das aus wahrhaft edlem und muthigem Herzen geborene Impulsive ihres Urtheils achten und bewundern, wie sehr wir überzeugt sind, daß auch heute in Berlin und überall, wo sie unter uns wohnen, in den gut erzogenen deutsch-jüdischen Frauen nicht wenige sind, die ihr ohne jede Befangenheit das Wasser reichen könnten, so wenig sind wir doch leider im Stande, an die wirkliche Bescheidenheit der Heldin unseres Buches zu glauben. Sie besaß das jüdische Charisma in hohem Maße, an sich zu glauben. „Hätten Sie", schreibt sie z. B. an Freund Brinckmann, „den Muth im Innern, so würden Sie ebenso fest und ebenso gescheidt sein, wie ich."

Das wiederholt sich vielfach, Rahel ist eben ganz wunderbar verliebt in ihre Gescheidtheit und in ihr großes Herz. Wie kanzelt sie Wilhelm von Humboldt ab, dessen Blick, falls wir Berdrow glaubten, „an der Oberfläche ihres Wesens haften blieb." „Ewig wird es in Ihrer Menschenkunde und -Jagd und in ihrem Leben ein Brachfeld bleiben, daß Sie mein Wesen übergehen konnten."

Aehnlich redet sie nur zu oft von sich. Schwer enthält man sich des Lachens, wenn sie ihm sagt: „Welch' Studium hätten wir miteinander vollbringen, welche Welten von Leben entdecken können!" Schade! Heute wäre sie Fräulein oder Frau Dr. und triebe vielleicht großartige bakteriologische oder vielleicht baktrische Studien. In solchen Aeußerungen keine Ueberhebung zu finden, das zeigt das kindlich-unschuldige Gemüth unseres Biographen. Es ist doch wohl Größenwahn, wenn Jemand von sich sagen kann: „Ich bin so einzig als die größte Erscheinung dieser Erde" (s. S. 40). Freilich in gewissem Sinne kann es jeder Wurm sagen, aber er thut's doch nicht. Damit ist die Entschuldigung Berdrow's erledigt. Man treibt bei dem geistreichen Weibe gleich Alles auf die Spitze, wie ein verliebter Primaner. Spricht sie z. B. von Jacobi's Woldemar, so zeigt sie, wie tief sie über die Natur des epischen Kunstwerks nachgedacht hatte." An den Hamburger Arzt David Veit, zu dem sie ein „reizendes" Verhältniß hatte, schreibt sie 1793: „Es ist ein großes Unglück für Sie, daß Goethe Sie nicht kennt. Wie würde er Sie lieben." Als Rahel nun in Karlsbad Goethe's wirklich ansichtig wird, ruft sie aus: „War das nicht eigentlich das größte Recht, daß ich Goethe sah?" Wem kam es eher zu, als mir, der ihm Ebenbürtigen? meint sie doch. Für das angeblich Goethische Wort: „kurz, sie ist, was ich eine schöne Seele nennen möchte", wäre bessere Bezeugung erwünscht, aber auch so will „schöne Seele" in seinem Munde einen feinen ironischen Beigeschmack nicht verhehlen.

Das Vorbild des Salons hatte Rahel in Paris kennen gelernt.

wohin sie 1800 in Begleitung der Gräfin Schlabrendorf gegangen war. Einen im Ganzen heilsamen, anregenden Einfluß auf das literarische wissenschaftliche und Kunstleben Berlins wollen wir diesen Zusammenkünften keineswegs absprechen, wenn wir auch den „ethischen Einfluß“ Rahel's nicht allzu hoch veranschlagen. Gewiß, man bevorzugte wieder frische Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit, gesunde Leidenschaft, verfolgte mit warmem Herzensantheil die rüstige geistige und sittliche Wiedergeburt des preußischen Staates. Auch des Verdienstes, der Poesie Goethe's in Berlin zu Anerkennung und Sieg verholfen zu haben, war schon gedacht. Berdrow theilt mit Recht nicht Varnhagen's Behauptung, daß Rahel eben die erste gewesen sei, die seinen Ruhm literarisch festgestellt hätte. Auch die ersten Anregungen zu der so nachhaltig sich auswachsenden Frauenbewegung, angeblich im Sinne Rahel's als geistige Emanzipation gemeint, wird man gern hier wahrnehmen. Dabei ging es ja freilich ohne wunderliche Orakel und Paradoxa über die Ehe nicht ab, Dinge, die wir von Varnhagen sorgsam gesammelt sehen, für den sie im Grunde recht wenig schmeichelhaft sein konnten. Auch schon Graf S. [Schlabrendorf] attestirte ihr „kolossale Sprüche“. Bei dem Vergleich Rahel's mit Bettina fällt, scheint uns, allzuviel Licht auf die Seite Rahel's, zu viel Schatten auf die Seite Bettina's, deren Improvisationen und hinreißendes Pathos doch auch Rahel in einen wahren Rausch versetzten.

Das Mißverhältniß zu der Mutter*) und den knauserigen Brüdern — nur mit Ludwig Robert, dem Auch-Dichter, hielt sie enge brüderliche Freundschaft — hatte stetig zugenommen, und da man sie offenbar aus dem Hause los sein wollte, so bezog sie eine eigene Wohnung. Es galt nun sich einzuschränken, da die Brüder ihr 1811 als ihr zustehende Rente nur noch 800 Thlr. statt der bisherigen 1200 zahlen wollten. Dabei war ihr wohl das Bitterste, auf das Theater verzichten zu müssen. Dazu gesellten sich körperliche Beschwerden — sie war doch unversehens 40 Jahre alt geworden. Zwar ist sie schon mit Varnhagen, der aber damals noch gar keine sichere Position hatte und unschlüssig hin und wider schwankte, so gut wie verlobt, unbeschadet einer Freundschaft mit Alexander von der Marwitz, die sich wie eine Art Liebschaft ansieht, aber es sollte noch ein langes Zerren geben, bis die 43jährige den 15 Jahre jüngeren Freund an den Altar führen konnte. Denn in der That, sie kürte ihn, den „als Charakter noch ganz unfertigen Jüngling“ (S. 151). Von 1808 bis 1814 lebten sie getrennt, erst am 27. September 1814 war die Trauung. Bis kurz vorher war Varnhagen nur zu dem Bewußtsein vorgedrungen „ein verdorbener großer Dichter zu sein.“

Den Ruhm des Paares hat Ludmilla nicht vermehrt durch Herausgabe des sechs Bände füllenden Briefwechsels der wunderlich Liebenden

*) Sie starb, verkommen in Geiz und Vereinsamung, im Oktober 1809.

(Leipzig 1874. 1875). Unerquickliches genug hat Berdrow daraus entnommen, doch soll es uns hier nicht aufhalten.

Eine glückliche Schicksalswendung ward es für Varnhagen, daß er sich entschloß, wie damals (1809) viele Jünglinge Deutschlands, nach Oesterreich zu gehen, um sich an dem Kampfe wider Napoleon zu betheiligen. Er ward als Fähnrich im Regiment Vogelsang eingestellt und — man kann sagen zu seinem Glück — bei Wagram verwundet. Er konnte sich als Arzt und auch sonst in Geschäften seinem Vorgesetzten, Grafen Bentheim-Steinburg nützlich und unentbehrlich machen, sah so auch Paris und erdiente sich den Oberleutnant. Nach einem traurigen Winter in Berlin (1812 auf 1813) gelang es ihm, sich, nun als russischer Hauptmann an das Tettenborn'sche Korps anzuschließen. Er ging zuerst nach Breslau, dann nach Hamburg. Tettenborn wußte Varnhagen zu schätzen.

Rahel aber wandte sich über Breslau, wo der filzige, reiche Oheim ihr ihr Silberzeug für 100 Thlr. abkaufte, mit dem Bruder Ludwig Robert nach Prag, wo sie bei der Schauspielerin Auguste Brede wohnte, und den in Sachsen verwundeten, als Flüchtling nach Prag gekommenen von der Marwitz gesund pflegt.

Varnhagen hatte sich auch als Publizist die ersten Sporen verdient, indem er eine Schilderung der „Hamburger Ereignisse" in London drucken ließ. Im Gefolge der siegreich vorrückenden Heere kam er bis Paris und weiter.

Der Sommer 1814 vereinigte die Verlobten wieder in Teplitz. Varnhagen hatte inzwischen von Hardenberg Zusicherungen einer Verwendung im Preußischen Staatsdienste erlangt, er schien geborgen. Und nun also endlich Hochzeit.

Bezeichnend für den jüdischen Hochmuth, um uns gelinde auszudrücken, ist die Erzählung von der nunmehrigen Christin Friederike von Ense, der alte Prediger Stegemann, der sie zu taufen hatte, habe sie empfangen „als ob sich Spinoza wollte taufen lassen, so zerknirscht von Ehre."

Fast gleichzeitig mit der Hochzeit geschah auch die Ernennung Varnhagen's, die ihn als Gehilfen Hardenberg's Anfangs Oktober nach Wien führte. Rahel folgte ihm bald nach. Die prächtige Schilderung des Treibens auf dem Kongreß, dem „Fürstenbachanal", entlehnt Berdrow Treitschke's großem Werke (Bd. 1), doch unterläßt er es nicht, ihm überall am Zeuge zu flicken, wo der nicht ehrerbietig genug von Varnhagen als Diplomaten, von Rahel und ihrer Sippe spricht.

Im November 1815 wurde Varnhagen mit der Zusicherung entlassen, er solle in Karlsruhe Geschäfte tragen mit 3000 Thlr. Gehalt. Kein großer Posten, aber doch eine anständige Versorgung, und bei diplomatischer Bewährung eine Staffel zu wichtigeren Geschäften. Mit

dieser Bewährung haperte es nun freilich sehr bei dem haltlosen, eitlen und unglaublich indiskreten Manne. Für Rahel war Karlsruhe — erst im Frühjahr 1816 ward die Berufung ertheilt — kein zusagender Platz, erst allmählich gewöhnte sie sich ein. Ihre Sehnsucht blieb Berlin. Ihre Ehe leistete das, was beide Theile unter den ungewöhnlichen Verhältnissen von einander erwarteten und war gewiß ein reines, ungetrübtes Bündniß. Berührt es uns auch nicht gerade angenehm, die Frau äußern zu hören: „Ich bin völlig frei bei ihm, sonst hätte ich ihn nie heirathen können", so haben wir doch weder Neigung noch Befugniß, uns in diese persönlichsten Dinge einzudrängen. Ce n'est que mon mari, wie jene Pariser Handschuhmacherfrau zu Yorick sagte, das ist auch ein Standpunkt. Gewiß ist Berdrow's Bemerkung richtig: „sie kannte nicht die Liebe des echten Weibes". Vielleicht durfte er hinzusetzen, sie hätte sie aber doch gern gelernt, wenn Varnhagen der Kerl dazu gewesen wäre. Aber wie gesagt, was gehts uns an?

Ende 1818 kommt unter Anderen auch Uhland aus Stuttgart nach Karlsruhe. „Er sprach in drei Tagen kaum hundert Worte." Das sieht ihm ähnlich. Schließlich giebt es doch wieder vornehme Bekanntschaften, mit denen Staat zu machen nicht unterlassen wird. Rahel führt mit Stolz alle die Kavaliere auf, mit denen die Nichte Hanna getanzt hat, und Varnhagen's Berichte über die Beziehungen seiner Gattin zu dem Grafen Custine, der sie über die Staël stellte, weil sie nicht, wie diese, durch Beredsamkeit habe glänzen wollen, treiben die Verherrlichung Rahel's bis ins Aschgraue, wie man in Berlin sagt. Zum Beispiel: „Ihr Geist genügte allem, weil er mehr als Geist war: er war das Genie im Dienste der Freundschaft und der Geselligkeit". In der That, der Schritt zur Heiligsprechung dieser „Märtyrerseele" mit dem „ahnungsreichen Schauen jener intuitiven Erkenntniß, die Gott den wahrhaftigen Seelen gewährt", scheint nicht mehr groß.

Am 22. Juli 1819 ward Varnhagen plötzlich und ohne Angabe von Gründen, abberufen. Man gab ihm Schuld und wohl nicht ohne Grund, wider seine Instruktion liberale Parteipolitik auf eigene Faust getrieben und sich zu bedenklichsten Indiskretionen haben verleiten zu lassen.*)

Wir beklagen alle und verabscheuen aus tiefer Seele die unglückseligen politischen Polizeimaßregeln, zu denen die Ermordung Kotzebue's (23. März 1819) und zum Theil schon der „Wartburgstank", wie Goethe das etwas ungebärdige studentische Fest ärgerlich nannte, das Signal gab. Liest man aber Varnhagen's und Rahel's politische Axiome, so muß

*) Berdrow zieht bei dieser Gelegenheit wieder über Treitschke her, der nicht einmal den Versuch mache, V. gerecht zu werden. S. 253. Dabei ist aber komisch, daß Berdrow nun im Grunde viel Vernichtenderes über den eitlen „Ausnahme-Diplomaten" vorträgt, als Treitschke gethan hatte.



man zu der Einsicht kommen, daß es ganz schief ist, erst von einem achtundvierziger Radikalismus zu sprechen, da er bereits 1825 vollständig ausgeprägt vorlag und im Großen und Ganzen bis heute genau derselbe geblieben ist, denn „Errungenschaften“ sind ihm ewig nur Abschlagszahlungen.

Daß Varnhagen nun den „liberalen Märtyrer“ gespielt habe, wie Treitschke sagt, will Berdrow wieder nicht mit den Thatsachen übereinstimmend finden. Nun, sagen wir, er wurde und wird dafür gehalten und hat sich diese Auffassung gefallen lassen. So klug war er ja, seine Tagebücher nicht bei Lebzeiten bekannt zu geben, die, wie wir jetzt erfahren, die Nichte Ludmilla viel zu voreilig und wider Varnhagen's testamentarische Willenserklärung publizirt habe.

Uebrigens finden wir gar keinen sittlichen Makel darin, daß ein an seinen allzu offen bekundeten politischen Ueberzeugungen in seiner Laufbahn schiffbrüchig gewordener Mann sich als ein Opfer derselben betrachtet. Das durften stärkere Männer thun, als der Legationsrath Varnhagen.

Man hatte damals Varnhagen die Möglichkeit gelassen, als Minister-Resident nach Amerika zu gehen. Das sah er als Verbannung an, auch durfte er Rahel die Seereise nicht zumuthen, wollte aber auch nicht von ihr getrennt leben. Eine an sich ganz zweckmäßige pädagogische Maßregel hätte es sonst für ihn vielleicht werden können.

Also wieder Berlin. Und wieder erhalten wir, immer auf Grund Varnhagen'scher Berichte und Briefsammlungen, eine glanzvolle Schilderung ihres „Salons“, des zweiten, der von ihr als „die Dachstube, im Größeren fortgesponnen“, bezeichnet wird (1819—1833). Der Leser des Berdrow'schen Buches, der etwa zum ersten Male auf die geistreichen Dikterien oder ihre „kolossalen Sprüche“ stößt, sei gemahnt, zu bedenken, daß immer einer Frau gar Vieles zu sagen freisteht, was Männer sich zu versagen hätten. Ihr sprunghaftes Denken, ihre impulsive Natur, ihre höchst empfindlichen Nerven sogar geben den Quellgrund für dieses Uebersprudeln von Geistreichigkeit, die sich wenig durch Rücksichten eingeengt fühlt. Tout est permis à une femme. Man nahm ihr nichts übel, man bestaunte und verehrte, fürchtete sie auch wohl, und selbst Männer wie Schleiermacher empfanden die Bezauberung, die von dem „brünetten Hamlet“, der sich immer ganz habenden, konzentrirten Seele, ausging. Einen erklecklichen Antheil an ihrem Witz haben wir aber auch auf ihre Lektüre, voraus französischer Bücher, deren sie unglaubliche Massen verschlang, zu setzen. Das soll kein Vorwurf sein, denn wer wüßte sich selber genaue Rechenschaft zu geben, wo er seine Gedanken eigentlich her hat? Daß der zweite Salon Rahel's mehr und mehr auch politisch zwar nicht einflußreich, aber anregend gewirkt habe, ist wohl auch auf Varnhagens Regie, um so zu sagen, zurückzuführen.

Man möchte gern wissen, wann und von wem zuerst das immerhin

schiefe Wort „Klassiker“ auf die Goethischen und Schiller'schen Dichtungen, und vorzugsweise auf ihr Theater-Repertoire, ist angewandt worden. Ist es ein Verdienst, so gebührt es wohl den Romantikern Novalis und den beiden Schlegel, die nicht ahnen konnten, wie übel sie selber bei der Gegenüberstellung von „klassisch und romantisch“ abschneiden sollten. Das ist der Fluch der nichtsnutzigen Vokabeln, bei denen die Leute glauben, sich was denken zu können. Wir leben heute noch in dem Wahne, das Theater, die weltbedeutenden Bretter, solle der Mittelpunkt einer „veredelten Geselligkeit“ sein. Das sind tempi passati und alle Reklame der heutigen Theater-Industrie wird uns zu diesem Glauben nicht wieder verführen.

Auch selbst damals stand es schief um das beliebte Dogma, war doch zur Ablösung des allmächtigen Kotzebue und des spießbürgerlichen Iffland ein Geist wie Raupach der Beherrscher des Repertoires in Berlin geworden, der von 1820—1840 siebzig Stücke auf die Szene bringen durfte. Und ein Verdienst des Rahel'schen Kreises ist es in der That, den Werth dieser Centralsonne der „veredelten Geselligkeit“ sogleich erkannt zu haben. Die „bescheidene“ Rahel nennt sich zu Gentz „einen der ersten Kritiker Deutschlands“. Wenn sie vom Schauspieler aber doch nur „Naturgefühl und Sinn für Wahrheit“ forderte, so war sie, scheint's, nicht über das Lessing'sche Wort hinausgekommen, das über dem Eingang des Blumenthal-Theaters prangt. Wie sie dabei mit Goethe sich abgefunden hat, wissen wir nicht zu reimen, aber es geht viel in eines Menschen Hirn und Herz. „Das Leben ist so voller Widerspruch, sagt der Dichter, wie sollte sich's nicht widersprechen?“

Wir deuteten schon im Eingange an, daß wir ein wirkliches Bedürfniß zu der Publikation des neuen Lebensbildes nicht zu erkennen vermögen. Gleichwohl, wir wären dankbar gewesen, wenn ein Kundiger das wirklich Bedeutende und historisch Interessante des endlosen Materials, womöglich etwas kritisch beleuchtet, ins Kurze redigirt hätte. Aber des Guten geschah nun leider zu viel. Wer sich jedoch dem Vorwurf der Oberflächlichkeit oder gar Böswilligkeit nicht gern aussetzt, dem sieht es der Leser hoffentlich nach, wenn er schließlich seufzt: Schade, schade um die schöne Zeit, in der etwas Nützlicheres hätte gethan werden können.

Weimar, Mitte Januar 1900.

Franz Sandvoß (Xanthippus).

Fähnrich Stahl's Erzählungen von Johann Ludwig Runeberg (deutsch von Wolradt Eigenbrodt). Halle, Max Niemayer 1900. XXXV. u. 218 S. 8°.

„Finlands National-Dichtung“ lautet der Umschlagtitel dieses für die Kenntniß der jüngeren finnischen Literatur wichtigsten Werkes, das der



Uebersetzer jetzt in zweiter, verbesserter Gestalt vorlegt. Es ist zu wissen, daß Finlands neuere Literatur nicht in der Volkssprache, wie das große National-Epos Kalewala, vorgetragen ist, das seiner Zeit Jakob Grimm mit jubelndem Antheil begrüßte (1846, freilich er auch auf Grund der schwedischen Uebersetzung des Matthias Alexander Castrén), sondern schwedisch, das als Bildungs- und Schulsprache nunmehr wohl vor dem Russischen allmählich wird zu weichen haben. Bisher noch betrachtet der gebildete Finne das Schwedische als Zeitungs-, Buch- und Unterrichtssprache und war, selbst nach dem unglücklichen Kriege von 1808 und 1809, der der Krone Schweden das Großherzogthum entriß, dankbar und stolz auf eine hohe geistige Blüthe, die sich nun erst entfaltete. Wer will sagen, wie die Zukunft des Landes sich gestalten werde nach der traurigen Wendung seit 1899? Hoffen wir, daß die russische Verwaltung zu den milden Grundsätzen zurückkehre, die sie, nicht zu ihrem Schaden, bis dahin in treuer Erfüllung gewährleisteter Selbstständigkeit und religiöser Duldung dem tüchtigen Volke angemessen erachtet hatte. Als zuerst 1848, dann wieder 1860, des Dichters Runeberg letztes und wichtigstes Werk, eben die hier vorliegenden Schilderungen aus dem großen Kriege ausgehen sollten, die mehr als alles andere das nationale Bewußtsein der Finnen wach zu erhalten geignet sind, hatte die russische Censur nichts daran zu beanstanden. Das ehrt den Dichter wie den Censor, von dem es heißt, daß er selber mit tiefer Ergriffenheit die noble Denkart des Gegners bewundert habe.

Wenn man Runeberg zur schwedischen Literatur rechnen wollte, so wäre das insofern auch richtig, als er in der That in Schweden nicht weniger volksthümlich ist, als in Finland. Der Uebersetzer meint, und trägt ja selber zur Erfüllung dieser Hoffnung ein gutes Theil bei, bald werde Runeberg als einer der Großen der Weltliteratur allgemein anerkannt sein.

Runeberg's Lebensgang ist der eines stillen Universitäts- und Gymnasiallehrers, und somit ohne große äußere Erregungen. Geboren am 5. Februar 1804 zu Jacobstad am Bottnischen Meerbusen als Sohn gebildeter, aber unbemittelter Eltern, mußte er sich durch Privatunterricht die Möglichkeit, zu studiren, erwerben, und vor der ersten Anstellung als Dozent der lateinischen Sprache an der Universität Helsingfors noch zwei Jahre als Hauslehrer leben. Das ward für den Dichter sehr entscheidend, denn nun lernte er das finnische Landvolk gründlich kennen. In Helsingfors verheirathete er sich, lebte in regem Verkehr mit bedeutenden Männern und gründete das Helsingforser Morgenblatt. 1837 siedelte er als Professor an das Gymnasium zu Borgå am finnischen Meerbusen über. 1857 schied er aus dem Amte, und fortan nur seinem poetischen Schaffen lebend, starb er hier am 4. Mai 1877. Sein Sohn Walther ward der Schöpfer seines Kolossalstandbildes zu Helsing-

fors. Das Vorbild seines Fähnrichs Stahl hatte Runeberg in seiner Hauslehrerzeit in dem alten Unteroffizier Pelander kennen gelernt.

Wir erwähnten die edle Denkart des finnischen Dichters in Betreff des Landesfeindes. Das ließe sich am treffendsten an dem Gedichte Kulneff (S. 72—77) aufweisen. Der kühne russische Reitergeneral, der sich besonders in der Schlacht bei Jutas hervorthat, fiel 1812 im Kampfe gegen Napoleon. Runeberg singt:

Auf uns wohl schwang er Spieß und Schwert,
Das oft uns tiefe Wunden hieb.
Doch ist auch uns sein Kriegsruhm werth,
Er war ein Bruder lieb.
Denn was da mehr als jedes Band,
Das Fahne knüpft und Vaterland,
Verbrüdert uns im Pulverdampf,
Ist: gleiche Kraft im Kampf.

Hurrah für Kulneff! Hoch sein Muth!
Nicht viele sind so fest und echt.
Gewiß, er goß ja unser Blut —
Das war sein Kriegerrecht.
Und war er unser Feind, wohlan,
Wir packten auch ihn feindlich an.
Daß er wie wir schlug freudig drein —
Was kann das Böses sein?

Zu den schönsten dieser Dichtungen gehört wohl S. 12—23, „Der Wolke Bruder". Es ist das herrliche Loblied des armen, namenlosen Helden, der sich als Bruder der landfahrenden Wolke fühlt, sich erst als Knecht, dann als Landesvertheidiger bewährt. Die Tochter seines Herrn aber, die ihn sterbend findet, rühmt ihm nach:

„Mehr als leben, fand ich, war doch lieben,
Mehr als lieben ist — wie dieser sterben."

Es ist ein durchgehender und charakteristischer Zug in den Gedichten Runeberg's, daß heldenhafte Mannesart immer von natürlich empfindenden schlichten Mädchen erkannt und gewürdigt wird, denselben, die sich der Feigheit eines Angehörigen schämen. Runeberg und, man darf wohl sagen, die Gesinnung seiner Landesgenossen begegnen sich da mit unserem Theodor Körner.

Auch der — echt finnische — heldenhafte Tölpel, der sonst als dumm verlachte, fehlt nicht. Der Name des elenden Verräthers seines Vaterlandes soll nicht genannt werden. Es ist dasselbe, wie Uhland's „Sängers Fluch", wenn es heißt:

„Er, der sein Land verrieth, er hat
Nicht Sohn und Vater, Stamm und Statt."

Die deutsche Form lehnt sich wohl etwas zu eng an die schwedische Vorlage und erscheint dadurch manchmal ungelenk oder gesucht. Darf man z. B. sagen:

„Aber so wie Fieandt streiten,
Hat ja auch wohl seine Seiten?“

Gemeint ist, es hat seine vortheilhaften oder guten Seiten; ich glaube nicht, daß man das weglassen dürfe. Auch „den Soldat“, „da der Abend lange“ (nämlich da er lang ist) kann ich nicht gelten lassen. Fluthen im Sinne von flattern („laßt hoch die Siegesfahnen fluthen!“) ist unmöglich. Doch im Ganzen liest sich's glatt und angenehm. Xs.

Jungbrunnen. Ein Schatzbüchlein deutscher Kunst und Dichtung. Verlag von Fischer und Franke, Berlin W.

Von diesem angeblich „groß angelegten Text- und Bilderwerke“ oder auch „Schatzbehalter deutscher Kunst und Dichtung“ liegen uns drei Hefte vor, die einzeln 1,25 Mk., im Abonnement 1 Mk. kosten, und zwar: die zwei von Franz Stassen mit stilvollen Bildern gezierten Märchen „Der Bärenhäuter“ — eigentlich doch kein rechtes Märchen, sondern eine symbolische Erfindung des 17. Jahrhunderts, wie sie in Anlehnung an den sehr toleranten pietistischen Separatismus der Zeit der Verfasser des Simplicissimus liebte — und „Die sieben Schwaben“, auch kein echtes Märchen, sondern moderne individuelle Erfindung Aurbachers, die ja freilich auf großartiger Kenntniß der Volksneckereien beruht. Lustig zu lesen und ergötzlich zu beschauen ist's aber. Zweitens: „Des weyland Nürnberger Hans Sachsens lustige Schwänke mit (hervorragend talentvollen) Bildern verzieret von Georg Barlösius.“ Es sind „Sanct Peter mit den Landsknechten“, „der Jungbrunn“, als Traumvision erzählt, der alte Schwank vom Schneekinde, hier „Der Eiszapfen“ genannt, jedesfalls nichts für die Jugend; ferner: „Der Abt im Wildbad“, „Warum die Bauern nicht gern Landsknechte herbergen“, vom „Bruder Zweifel“, „Der Schwabe mit dem Rechen“, der reizende Schwank von den „Fünsinger Bauern“, „Von dem frommen Adel“, „Das Unholdenbannen“' Der Müller mit dem Studenten“.

Bedenklicher stimmt uns jedoch das dritte Heft, zwar nicht die zum Theil ganz entzückenden Zeichnungen Franz Stassen's, aber die Textauswahl der angeblich altdeutschen Lieder, die hier unter dem Titel „Liebe, Lied und Lenz“ zu Hauf gebracht wurden. Will man die Jugend zu echter Liebe und Verehrung altdeutscher Biederkeit, Zucht und Sitte, aber auch herziger Fröhlichkeit erziehen, so müßte ein in unserer alten Literatur redlich bewanderter Mann, der jedoch auch pädagogischen Takt genug besäße, vor Allem um seinen Rath angegangen werden. Er würde

des Köstlichsten reichlich finden. Soll es freilich darauf ankommen, unsere Kunst in die unhistorische Bahn einer Renaissance unserer Renaissance zu drängen, so mag ja allerdings eine planlose Auslese aus „Des Knaben Wunderhorn" genügend erscheinen. Den Kenner täuscht man mit diesen echten Edelsteinen altdeutscher Volkspoesie natürlich nicht. Es ist Schade, daß man dem trefflichen Zeichner nicht reinere Quellen öffnete, wie etwa Uhland's herrliche Sammlung hoch- und niederdeutscher Volkslieder, auch etwa Gödeke und Tittmann's Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert oder noch bequemer des trefflichen Franz M. Böhme „Altdeutsches Liederbuch" (Leipzig 1877). Die 24 hier gebotenen Texte sind sammt und sonders, und zwar ganz kritiklos und daher zum Theil auch sinnlos, aus dem Wunderhorn geschöpft, das mit den Texten oft recht verwegen umsprang und gar manches alte Lied funkelnagelneu erst geschmiedet hat. Die Reklame nimmt, wie ihre Art ist, den Mund gar zu voll. Die edelsten Jünger der heutigen deutschen Kunst, wird uns z. B. gesagt, hätten, hiermit also doch, begeistert den Plan zu einem Werke aufgenommen, das bestimmt ist, noch in Jahrhunderten ein Denkmal deutscher Kunst zu sein! Es mag ja wohl wahr sein, daß der „krasseste Realismus" bereits hinter uns liegt, wir fürchten jedoch, daß der Neu-Romantizismus sich die Aufgabe gar zu leicht denkt. Sollte wirklich neue Kunst sich nicht auch lieber enger an die in ihrer Zeit schaffenden Dichter anlehnen? Die bloße Nachahmung Dürer'scher Holzschnittmanier thut's doch noch nicht. Pädagogische Einwände sind von anderer Seite wider manche Liedertexte geltend gemacht worden, mag sein, zum Theil allzu engherzig. Xs.

Die Figur des Kindes in der mittelhochdeutschen Dichtung von Agnes Geering. Zürich E. Speidel 1899. 120 S. gr. 8°. 2,40 Mark.

Wir würden diese kleine Schrift, wie viele andere Arbeiten ähnlicher Art, die ungefähr den Forderungen einer Doktordissertation gerecht werden, lediglich den Fachzeitschriften überlassen, hätten wir es nicht mit einer merkwürdigen Frauenarbeit zu thun. Des besonderen Beweises zwar sollte es für unsere Zeit nicht mehr bedürfen, daß die Frau sehr wohl befugt ist, sich auch an rein wissenschaftlichen Aufgaben zu betheiligen, aber immer noch verdienen solche Fälle besonders hervorgehoben zu werden, die auch dem Gegner der modernen Frauenbewegung diese Wahrheit ad hominem demonstriren. Wir erblicken in dieser Konkurrenz so wenig eine Gefahr, daß wir sie vielmehr als recht geeignet zur Entfachung schönen wissenschaftlichen Wetteifers erachten. Die praktisch-nüchterne, doch gar nicht philiströse Behandlung der gestellten Frage, die ja freilich etwas schulgemäß-willkürlich herausgehoben ist, der große Fleiß und die Ehrlichkeit, die nicht auf den

Schein der Gelehrsamkeit ausgeht, sind aller Achtung werth und geben die Gewähr, daß die junge Forscherin auch wohl schwierigere kritische Probleme, wenn sie ihren nützlichen literargeschichtlichen Zwecken zu dienen hätten, bewältigen würde. Wir bewundern den Umfang der Lektüre der Verfasserin, der es ihr nun leicht macht, ein getreues und anziehendes Bild sehr merkwürdiger Projizirung allgemein mittelalterlicher Ideale (der Ritterschaft, der Frauen- und Gottesminne) auf die Kindesseele zu zeichnen. **Xs.**

Die Insel. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen, herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder.

Ob das Blatt sich im Publikum durchsetzen wird, bleibt fraglich; an sich entwickelt es sich gut. Die moderne Romantik hat eine Stätte gefunden, wie sie werthvoller und schöner kaum sein kann. Ich persönlich sehe in dieser Romantik nicht mein Kunstideal. Ich wünsche und erhoffe eine Art Neuidealimus, d. h. eine Weltauffassung und Kunstdarstellung, in der Geist und Vernunft als übergeordnete Prinzipien bestimmend und herrschend sind, entgegen dem materialistischen, die Seele in Sklavendruck haltenden Naturalismus und auch entgegen der Romantik, deren Weltauffassung aus dem Instinkt und aus den Sinnen herausgeborener Mysticismus ist. Dennoch aber ist die Nothwendigkeit einer romantischen Uebergangsperiode vom Naturalismus zu einem neuen Idealismus nicht zu leugnen und darum objektiv anzuerkennen. Die drei Hefte des zweiten Quartals der „Insel" sind einheitlicher zusammengesetzt und in den einzelnen Beiträgen auch vorzüglicher, als die vorangehenden. Zumal das letzte, das mir zugegangen ist, das Märzheft, bietet ganz Ausgezeichnetes. Eröffnet wird es von einem neuen Drama Maeterlincks: „Schwester Beatrix", aus der noch unveröffentlichen Handschrift übertragen von F. von Oppeln-Bronikowski. Mit sieben Zeichnungen von G. Minne. Maeterlincks Dichtung bezeichnet man wohl am besten als dramatisirte Legende. Für das beste seiner Erzeugnisse halte ich sie nicht. Aber der Stimmungszauber und die Schönheit einzelner szenischer Bilder sind von berückendem Reiz. Ich erinnere z. B. an den Augenblick, in dem Beatrix mit Bellidor sich zur Flucht anschickt. Das Drama soll, wenn ich nicht irre, in nächster Saison auf der neugegründeten Sezessionsbühne zur Aufführung gelangen. Dann wird näher davon zu reden sein. Jetzt möchte ich nur auf eine kleine Merkwürdigkeit hinweisen. Schwester Beatrix, die dem verführerischen Geliebten aus dem Klosterfrieden in die Welt folgte, dann von dem Verführer verlassen wurde, mannigfache Schicksale erlitt und nach fünfundzwanzig Jahren gebrochen und zum Tode bereit wieder das Kloster aufsucht, erzählt den Schwestern also von ihrer Irrfahrt: „Nach drei Monaten erlosch seine Liebe. Ich verlor die Hoffnung, ich verlor den Verstand, ich verlor die Scham. Alle Männer nach einander

entweihten diesen Leib, der seinem Gott abtrünnig geworden. Ich fiel so tief, die Engel selbst mit ihren großen Flügeln hätten sich nicht wieder daraus hochgeschwungen. Ich habe so viele Verbrechen begangen, daß ich zuweilen selbst das Verbrechen besudelt habe. . . . . . . Ich habe meine Kinder nicht mehr. Die drei schönsten starben, als ich nicht mehr schön war. Und das letzte habe ich eines Nachts getödtet, als der Wahn mich erfaßte, daß es nicht mehr leiden sollte. Und andere, die geboren werden sollten, sind nicht zur Welt gekommen . . ." Sind diese Schicksale nicht fast genau auch die Irenes in Ibsens Drama „Wenn wir Todten erwachen", jener Irene, die auch die Scham und den Verstand verloren hatte und von vielen Männern besessen war? Hier handelt es sich natürlich um nichts weniger als eine Nachahmung oder gar ein Plagiat. Es ist aber merkwürdig, wie aus unserer Zeit heraus gewisse Stimmungen und Gestalten an verschiedenen Orten zugleich ans Licht treten. — Der schönste von allen Beiträgen, die in der „Insel" bisher überhaupt enthalten waren, sind nach meinem Geschmack, die „Drei Briefe aus fremden Sphären" von Kurt Martens. Ich möchte ganz besondere Worte des Lobes für diese kleine entzückende Herrlichkeit finden. — Wunderhübsch ist im Märzheft auch Heymels Gedicht „Mondnacht". — Die Ausstattung des zweiten Quartals ist von Heinrich Vogeler (Worpswede) in bewundernswerth gelungener Weise gezeichnet. Von den Bilderbeiträgen endlich nenne ich besonders die Zeichnungen des Belgiers Minne zu „Schwester Beatrix" und die fünf Reproduktionen nach japanischen Holzschnitten. Die zweite, wohl im April fällige Ausgabe des zur „Insel" gehörigen Mappenwerkes steht bis jetzt noch aus.

Max Lorenz.

Ein Berliner Literaturhistoriker. Dr. Richard M. Meyer und seine „Deutsche Literatur". Von Adolf Bartels. Flugschriften der Heimath, Heft 1. Leipzig und Berlin bei Georg Heinrich, Meyer. 1900.

Es ist eine besonders auch im Antisemitismus arbeitende Schmähschrift gegen R. M. Meyers „Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert". Das Werk ist uns zur Besprechung zugegangen und wird auch besprochen werden. Das sei schon jetzt bemerkt: Die Verurtheilung von Adolf Bartels verdient es nicht. Ich stimme durchaus nicht immer mit Meyer überein. Vor allem trennt mich eine Grundauffassung von ihm. Er will wenig oder garnichts von Ideenwerten in der Literatur wissen, hat daher für Hamerling oder Jordan garnichts übrig. Für mich dagegen ist die ganze Kunst in der Hauptsache die sinnliche Gestaltung der aus der Entwickelung sich heraus-

arbeitenden Zeitideen. Herrn Bartel's Streitschrift übrigens dürfte, wie sich aus Seite 2ff. ergiebt, zu einem guten Theil auch aus persönlichen Motiven entsprungen sein. Ein weiteres Eingehen verbietet sich darum wohl von selbst. Max Lorenz.

Selbstanzeige.

Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte von Hans Delbrück. I. Band: Das Alterthum. Berlin. Georg Stilke. 10 Mk.

In den nächsten Tagen kommt unter dem obigen Titel ein Werk von mir zur Ausgabe, das ich, da ich mich an dieser Stelle nicht wohl von einem Andern rezensiren lassen kann, und es doch vor den Lesern der Preußischen Jahrbücher nicht ganz mit Stillschweigen übergehen möchte, mit einigen Worten selber anzeigen will. An die 25 Jahre habe ich mich mit diesem Werke beschäftigt und es ist so eng mit meinen eigenen Lebensschicksalen verflochten, daß ich nicht umhin gekonnt habe, in der Vorrede eingehender darüber zu sprechen, ja, die Vorrede ist sogar so persönlich geworden, daß ich sie hier, außerhalb des Zusammenhanges, was ja sonst das Natürlichste wäre, nicht wiederholen möchte. Auch etwa einige der historischen Ergebnisse hier zusammenzustellen, ist nicht räthlich, denn sie weichen von den herrschenden Vorstellungen so sehr ab, daß sie, so nackt hingestellt, nicht anders als ein Gefühl des Widerspruchs hervorrufen können. Das Heer des Xerxes' hat bisher für sehr groß, das, mit dem Alexander Asien eroberte, für sehr klein gegolten. Ich glaube meinerseits mit voller Sicherheit nachweisen zu können, daß das Heer Alexanders viel größer war als das des Xerxes'. Noch einige solche Behauptungen und der freundliche Leser fängt an zu zweifeln, ob das Buch wohl wirklich auf strenger Quellenforschung beruhen könne und nicht etwa von stark subjektiven Vorurtheilen eingegeben sei. Ich will deshalb von dem Inhalt nichts weiter sagen, und begnüge mich in formeller Beziehung mit der Bemerkung, daß ich mich bemüht habe, die quellenmäßige Forschung möglichst von der Darstellung zu trennen und in besondere Abschnitte zu verlegen, so daß trotz vielfältiger Einzeluntersuchungen doch ein Buch entstehen konnte, das nicht bloß für Fachgelehrte bestimmt, sondern für jeden Geschichtsfreund lesbar ist. Im Mittelpunkt steht stets nicht die eigentliche Kriegsgeschichte, sondern der Zusammenhang zwischen dem Kriegswesen und der Verfassung der Staaten. Die Darstellung setzt ein bei den Perserkriegen und führt bis zu Cäsar, so daß der zweite Band mit der Frage, wie es kam, daß die Germanen den Römern Widerstand leisten konnten, zu beginnen haben wird. Delbrück.

Theater-Korrespondenz.

Gastspiel des Deutschen Volkstheaters aus Wien. Die Geschwister. Schauspiel in einem Aufzug von Goethe. — Untreu. Lustspiel in drei Aufzügen von Roberto Bracco. — Onkel Toni. Komödie in vier Aufzügen von C. Karlweis. — Die Kreuzelschreiber. Bauernkomödie mit Gesang in drei Aufzügen von Ludwig Anzengruber. — König Harlekin. Ein Maskenspiel von Rudolph Lothar.

Königliches Schauspielhaus. Schwarmgeister. Tragödie in fünf Akten von Carl Weitbrecht.

Im Mai ist unser Deutsches Theater nach Wien gegangen und an seine Stelle das Deutsche Volkstheater von dort hierher gekommen. Solch ein Theaterwechsel verdient unter allen Umständen literarisches Interesse. Wir lernen Wiener Theaterkunst kennen, die an der Donau erfahren, wie an der Spree gespielt wird. Das Deutsche Volkstheater nimmt in Wien in literarischer Beziehung, nachdem das Burgtheater nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Kenner heruntergewirthschaftet sein soll, eine erste Stelle ein, also so etwa, wie das Deutsche Theater bei uns. Da drängt sich nun der Vergleich von selbst auf. Doch wird bei diesem Vergleichen kaum eine Censur zu ertheilen sein: Dies ist besser als jenes. Man wird sich vielmehr freuen, erkennen zu können: dies ist Wienerisch und jenes Berlinerisch. Der Unterschied scheint uns nun darin zu liegen: Die Wiener „spielen" mehr, sind mehr „Komödianten", natürlich im guten Sinne des Wortes. Die Schauspieler stehen über den Rollen, machen sie sich zurecht und kommen sich mindestens so wichtig vor, als das Werk. Das Eigenartige der Kunst des Deutschen Theaters dagegen beruht auf dem völligen Untertauchen der Spieler ins Werk. Sie sind nur um der Dichtung willen da. Das Ganze wird von vornherein als Ensemblespiel angesehen und angelegt. Der Wiener dagegen zerlegt das Stück in Rollen. In Berlin geht man vom Allgemeinen zum Einzelnen, in Wien vom Einzelnen zum Allgemeinen. Der verstandesscharfe Berliner verfährt deduktiv, der warmblütige Wiener induktiv. Ich muß aber bemerken, daß sich diese Berliner Theaterart allein auf

unser „Deutsches Theater" beschränkt. Nur hier ist wirklich ein Stil ausgebildet, den man als specifisch Berlinerisch bezeichnen könnte. Unsere anderen Theater, z. B. das Lessing-Theater, stehen dem Wiener Stil viel näher. Hier spielt jeder auch nach Kräften seine Rolle. Wir, vom Berliner Standpunkt aus, lieben natürlich die Art des Deutschen Theaters mehr, geben ihr den Vorzug, halten sie für künstlerischer und literarischer. Dazu kommt nun noch, daß dieser Berliner Stil — literarisch ausgedrückt — auch der Stil des Naturalismus ist, in dem wir alle mehr oder weniger hineingezogen sind. Ganz mit Recht aber wird der Wiener von seinem Standpunkte aus seine Art mehr lieben und an den Berlinern manches auszusetzen haben. So kann man denn auch in der That jetzt in den Theaterkritiken der Wiener Zeitungen manche Aussetzungen den Berlinern gegenüber finden. Um ein Beispiel anzuführen: Die Vorstellung, die das Deutsche Theater von Hauptmann's „Friedensfest" giebt, halte ich schlankweg für vollendet, die Wiener nicht. Sie kommen überhaupt mit dem ganzen Stück schwer aus. Das liegt ihnen eben nicht. — Was das Repertoire anbetrifft, so sind unsere Berliner den andern sicherlich überlegen, selbst wenn man in Betracht zieht, daß zwei Stücke von literarischer Bedeutung, die hier noch nie gegeben worden sind, „Familie Wawroch" und „Der letzte Knopf", die Polizeibehörde zur Aufführung nicht zugelassen hat. Von Stücken, die für uns Neuheit sind und halbwegs auf literarische Bedeutung Anspruch erheben können, ist bis jetzt allein Lothars „König Harlekin" zu nennen. Soviel sei über die Wiener im Allgemeinen gesagt. Von einer Besprechung der einzelnen Künstler sehe ich ab. Denn es hat immer etwas Mißliches, über Darsteller zu urtheilen, die man zum ersten Mal sieht und deren Eigenart man daher doch eigentlich gar nicht durchschauen kann. Mindestens möchte ich mich unter solchen Umständen doch vor dem Tadeln hüten. Lobend erwähnen möchte ich zuerst vor Allem Herrn Martinelli's Steinklopferhans in Anzengruber's Bauernkomödie, Herrn Tewele als Graf Waldhof in „Onkel Toni", Herrn Kramer in anderen Rollen, obwohl ich mir für den Harlekin eigentlich Kainz herbeiwünschte; Herr Kutschera hat mir in Goethe's Einakter sehr gut gefallen; seine Sentimentalität schien mir da ganz angebracht. Von Damen wird Frau Retty mit viel Lob genannt; sie verdient es wohl auch. Aber betonen möchte ich doch, daß sie die Gabe der Charakteristik nicht zu besitzen scheint, sie spielt mehr oder weniger sich selbst mit viel Anmuth und lieblicher Natürlichkeit. Frau Odilon war als Gräfin Sangiorgi von glänzender Extravaganz. Bracco's Stück selber, eine vergröberte „Cyprienne", wirkt unterhaltend und amüsant. Aber einen literarischen oder psychologischen Werth kann ich ihm nicht zuerkennen. Ich ging an dem Abend auch nicht Bracco's, sondern Goethe's wegen ins Theater, dessen „Geschwister" dem italienischen Dreiakter vorangingen. Es wird einem warm ums Herz bei diesem Einakter, der seinem Stoff nach

doch wirklich sehr harmlos ist und in seiner Technik mit veralteten Mitteln arbeitet. Der Stoff ist in der That harmlos, denn die „Geschwister-liebe“ liegt doch gar nicht vor, auch nicht etwa in der Vermuthung und Befürchtung des Zuschauers, der früh genug erfährt, wie unschuldig Alles zu gutem Ende kommen kann. — Anzengruber's „Kreuzelschreiber“ zu sehen, ist eine reine, ungetrübte Freude. Anzengruber gehört heute zu den Dramatikern, den ganz wenigen Dramatikern, die in allen Lagern gepriesen, nur gepriesen werden. Inwiefern da nicht auch gewisse Zeit- und Mode-strömungen ein wenig mitspielen, will ich nicht untersuchen. Auf eins nur möchte ich die Aufmerksamkeit lenken: ein Dramatiker im höchsten und reinsten Sinne ist er doch nicht. Unter einem solchen nämlich verstehe ich einen Dichtergeist, der in dem dramatisch darzustellenden Lebens- resp. Weltprozeß völlig aufgeht, verschwindet. Aus Anzengruber's Bühnenwerken aber guckt doch immer der Autor vor, der das Stück „gemacht“, sozusagen arrangirt hat. Es fehlt die absolut zwingende Nothwendigkeit der Geschehnisse und Seelenzustände. Viel gerühmt ist in den „Kreuzelschreibern“ die Figur des Steinklopferhans. Sie verdient den Ruhm. Aber das ist doch nicht zu leugnen: vollkommen organisch fügt sie sich so, wie sie ist, dem Ganzen kaum ein. Aus dem Leben „genommen“ ist sie auch nur in bedingter Weise. Sie stammt aus der Seele des Dichters, personifizirt sein eigenes Glaubensbekenntniß in herrlicher Weise; aber stilistisch betrachtet paßt sie in den Rahmen des Uebrigen nicht ganz hinein. Es mischen sich hier verschiedene Kunststile. Es herrscht eine gewisse persönliche Willkür von Seiten des Autors. Ich glaube übrigens, daß dieses persönliche, subjektive Element dem Volksdichter im Gegensatz zum Kunst-dichter, soweit dieser auf der Höhe steht, stets eigenthümlich ist.

Das andere Volksstück, das die Wiener uns brachten, Karlweis' „Onkel Toni“, kann sich mit der Dichtung Anzengruber's natürlich nicht messen. Ihm giebt nicht der Stoff, nicht die Handlung irgend welchen Werth, sondern nur eine einzige Figur, der Graf Paul Waldhof. Das ist ein ganz echter Wiener Typus, nirgends als in Wien möglich, sicherlich, das fühlt man mit eindringlichster Deutlichkeit. Das Charakteristikum dieses verarmten Adeligen, der aber doch von der Höhe nicht herunter will, ist Leichtlebigkeit bis zur Schlechtigkeit. Er ist ein guter Kerl, ein ganz guter Kerl. Er würde mit Willen und Vorbedacht und Berechnung Niemandem etwas Böses thun. Aber die Verhältnisse ziehen den fidelen Grafen, ohne daß er es will und weiß, hinab, ganz tief hinab. Wie ein fideler guter Kerl schlecht sein kann — das zeigt uns Karlweis, und das kann man wohl nirgends so harmlos einerseits und so gründlich andererseits, als mit „Wiener Blut“ in den Adern.

Lothar's „Maskenspiel“ vom König Harlekin ist ein Stück, über das man sich gründlich ärgert, um so gründlicher, als man bei seinem ersten Akt und gelegentlich auch sonst noch hofft, sich höchlichst freuen zu dürfen.

Das Stück verspricht besonders im ersten Akt, aber auch weiterhin sogar bis zur letzten Seite, sehr viel und hält garnichts. Reden und Thaten stehen in einem bösen Widerspruch und zerreißen völlig die Einheit des Werkes. Die Reden sind geistreich, die Thaten bedeutungslos. Der erste Akt gehört zu den brillantesten, die auf dem Theater gesehen werden können. Die Zeit ist die Renaissance. Der Ort irgend ein imaginäres Königthum in der Nachbarschaft Genuas. Die Situation ist die: Der alte König, ein Bluthund, liegt im Sterben, verflucht vom Volk und selbst seiner Gemahlin, die sich vor Gram die Augen hat blind geweint. Sein Sohn Bohemund soll jeden Augenblick aus dem Ausland eintreffen, um die Nachfolge anzutreten. Sein Eintreffen ist um so dringender nöthig, als die Genueser mit Heeresmacht feindlich heranrücken und das Volk dringend des Feldherrn bedarf. Bohemund kommt. Aber er kommt nicht, um sich an die Spitze des Heeres zu stellen. Er ist ein wüster Lüstling. „Laßt sie kommen, die Genueser! Wir wollen sie hier empfangen wie Sardanapal. Meinem Vater soll dies Schloß als Todesfackel brennen. Mein reizendes Fräulein Braut, darf ich Euch nicht einladen, das brennende Bett mit mir zu theilen?" So führt er sich ein. Und mit sich führt er eine Gauklertruppe, Harlekin und seine Genossen, Colombine, Pantalone und Scapino. Sie müssen ihm mit ihrem Possenspiel die Zeit vertreiben. Auch jetzt verlangt er nach ihnen, und der Lüstling verlangt besonders nach der reizenden Colombine, mit ihr allein zu sein. Doch Harlekin liebt Colombine und Harlekin erschlägt Bohemund, der sich an der Geliebten vergreift, erschlägt ihn im selben Moment, da der alte König stirbt. Nun wird der Königsmörder dem Gericht verfallen. Doch nein, er sieht einen Ausweg. Er hat oft zum Ergötzen Bohemund's diesen selbst spielen müssen. Das konnte er gut. Denn er glich ihm an Gestalt und konnte mit schauspielerischer Kunst und mit Bart und Perrücke den Prinzen getreu nachahmen. Dessen entsinnt er sich. Er wirft die Leiche über die Brüstung hinaus ins Meer, verkleidet sich als Bohemund und — ein Harlekin ist König.

Ein Harlekin wird König! Das kann zwei Entwickelungen möglich machen. Entweder: ein Harlekin kann ein König sein, königlich handeln, befehlen, regieren, so daß Niemand den Harlekin merkt — dann wehe den Königen! Oder: der Harlekin bleibt, der er ist, er kann nimmer ein König werden, er fühlt es selbst, der Harlekin muß unter der Königslast zusammenbrechen, — armer, närrischer Harlekin, der Du Dir das Königsein so leicht vorstelltest. Lothar wählt keinen dieser beiden Wege und geräth darum in die Irre, irrlichterirt hin und her, kreuz und quer. Die Einheitlichkeit des Werkes geht ihm völlig in die Brüche. Er führt eine Reihe von Thatsachen herbei, die dem Harlekin das Königsein äußerlich verleiden. Die Personen seiner nächsten Umgebung stellen ihm nach mit Gift und Dolch. Diese Handlung, die doch reine Aeußerlichkeiten sind,

bedingen dann eben eine rein brutale Entwickelung von außen her. Das wollte nun aber Lothar nicht. Darum sind in dem Werk eine Reihe von Betrachtungen und Gesprächen, die theilweise geistreich, sehr geistreich sind und die innere Entwickelung des Harlekin-Königs darlegen sollen. Der Harlekin wird sich mehr und mehr bewußt, seine Rolle schlecht zu spielen. „Ein elender Stümper bin ich. Sehe ich aus wie ein König? Ja! Gehabe ich mich wie ein König? Ja! Trage ich die Krone wie ein König? Ja! Und doch bin ich keiner. Ich werde Dir das Geheimniß der Schauspieler sagen: man muß vergessen, daß ein Schauspieler auf der Bühne steht. Man muß glauben, da oben agiere ein Geizhals, ein Verschwender, ein Lump, ein König, ein Verbrecher. Dazu aber genügt es nicht, seine Rolle gut zu können. Nein. Der Schauspieler muß aus seinem eigenen Wesen dazu geben. Die Rolle ist der Schacht, durch den er in sein Innerstes steigt. Da holt er dann das Wesentliche hervor. Wer nicht schlau und unerschrocken ist wie ein Verbrecher, wer nicht demüthig ist wie ein Priester, nicht tapfer wie ein Soldat, wird nie einen Verbrecher, einen Priester, einen Soldaten so spielen können, daß der Zuschauer die Kunst vergißt und vom Leben ergriffen wird. Darum ist der Schauspieler ein so herrlicher Mensch, weil er so vielfach ist in seinem Wesen. Und weil er besser in sich hineinsieht, als andere. Weil er sein Innerstes zeigen muß, lernt er es erkennen. Er lernt lesen in seiner eigenen Seele. Er lernt in sich hineinsehen! Ich sehe, Pantalone, nichts Königliches ist in mir! Ich spiele eine Rolle, ich schaffe sie nicht!" Und schließlich erklärt er, wohl allen Ränken und Anschlägen auf sein Leben hätte er entgegentreten können und König bleiben. „Aber ich habe nichts in die Waagschale zu legen. Ich bin nicht der Mann dieser Rolle. Wir spielen alle die Rolle, die wir spielen müssen. Die Maske wird mit uns geboren. Die Natur hält sie uns vor's Gesicht, nicht unsere Willkür. Ich muß ein Anderer sein können jeden Tag, um ich selbst immer zu sein. Was ich bin? Ein Komödiant bin ich! Sonst nichts! Ich sage es wieder mit meinem alten Stolz! Heut' König, morgen ein Narr, übermorgen ein Gauner — aber nicht König alle Tage!" Schließlich entflieht Harlekin mit seinen Genossen heimlich, um wieder zu sein, der er ist. So läuft also schließlich das Ganze auf ein Komödiantenspiel hinaus. „Wir spielen immer, wer es weiß, ist klug" — dieses Wort aus Schnitzlers „Paracelsus" macht sich auch Lothar zu eigen. Am besten weiß es der Komödiant. Also ist der der Klügste, Aufrichtigste, Ehrlichste und Tapferste im Maskenspiel des Lebens. Was sich zunächst als im höchsten Maße politische Satire anließ, wird so ein bloßes Spiel, nichts als Spiel, ein Maskenspiel, wie es ja jetzt in der Wiener Literatur Mode ist. Nicht unterlassen will ich, zu betonen, daß außer sehr hübschen und geistreichen Gedanken und Beobachtungen auch sehr wirksame Bühnenscenen gelegentlich vorkommen.

Wie Harlekin im dritten Aufzug mit Colombine eine „Probe anstellen“ will auf die „Reinheit eines Menschenlebens“ und wie sich dabei nothwendiger Weise allerlei Irrungen und Wirrungen ergeben, das ist ganz ausgezeichnet geraten. Alles in Allem: Wir haben das Werk eines geistreichen Schriftstellers, der mit der Klugheit des Hirns und der Lebhaftigkeit des Esprit arbeitet, ohne mit der Intuition des Dichters schaffen zu können. Daß dieses Stück in Wien verboten worden ist, konnte natürlich nur der Reklame dienen. Im Uebrigen wird Herr Lothar — unter uns gesagt — ganz genau wissen, daß er sich eine stattliche Zahl recht böser Anspielungen nicht hat entgehen lassen.

* * *

Ich habe vor Kurzem Carl Weitbrecht's Buch über das „Deutsche Drama“ recht scharf zurückweisen müssen. Ich würde mich nun wirklich aufrichtig freuen, wenn ich sein Drama „Schwarmgeister“ loben könnte. Jede Kritik, so objektiv sie gemeint ist, wird ja schließlich vom Autor persönlich genommen. Und nun gestehe ich es offen, daß mir jede Kränkung einer Menschenseele, auch wenn ich mich ihr als Kritiker nicht entziehen kann, leid thut. Ueber Weitbrecht's „Schwarmgeister“ muß ich — leider also — urtheilen, wie Alle geurtheilt haben. Die Tragödie taugt nichts. An sich ist der Ideengehalt, der ihr zu Grunde liegt, gar nicht unbedeutend oder uninteressant. Die Idee und das Problem werden durch drei Gestalten personifizirt, durch Kohlhas, den aus Kleist bekannten Kohlhas, der mit allen Mitteln sein Recht verfechten will, durch Martin Luther, der in diesem Drama kühner Weise — es ist eine Kühnheit des Autors — persönlich auftritt, und durch Claus Frey, den Pfarrer von Marzahna. Das Wesentliche des Dramas, die darin enthaltenen Ideenkämpfe spricht zum Schlusse hin der Pfarrer von Marzahna zu Kohlhas so aus:

Blieb mein Auge klar
In all' dem Wirrsal, klarer als das Eure —
Auch klarer noch als Doktor Luther's Aug' —
So dank ich's Gott, der in der Jugend schon
Durch Irrthum zur Erkenntniß mich geführt!
Was Ihr gewollt, was meine arme Schwester
Im anerzognen trüben Wahn geträumt —
Einst wollt' ich's auch, als ich dem Thomas Münzer
Zulief und für ihn focht! Unrecht mit Unthat bessern,
Ein Reich des Geistes gründen, und dazu
Das Thier erwecken, das im Menschen schläft!
So ging es nicht und wird es niemals gehen!
Auch auf dem Weg nicht, drauf der Luther steht —
Denn nicht von Gott ist alle Obrigkeit,
Wie er es lehrt — und nicht mit Geisteswaffen
Allein wird Gottes Reich erkämpft! Macht und Gewalt,

Dem Recht verbündet und der Wahrheit, Geist und Schwert,
Ein klarer Kopf und eine starke Faust
In einem sieggewaltigen Willen eins:
Das muß erst kommen, wenn die Zeit erfüllt,
Das muß in tausend Millionen Herzen
Und Millionen Geistern lange dämmern —
Dann kommt Ein Mann, und der vollbringt's!
Wann, weiß ich nicht — und Ihr war't nicht der Mann.

Ich freue mich, den Dichter in einem Punkte in Schutz nehmen zu können. Man hat es nirgends verstanden, warum, aus welchem Grunde und in welcher Absicht er dem Kohlhas die Elsbeth Frey zugesellt. Die beiden gehören in der That innerlich zusammen. Diese Elsbeth Frey ist in den zionistischen Wiedertäuferwirren zu Münster verstrickt gewesen. Sie kann wohl ruhig als hysterisch bezeichnet werden. Sie sieht Visionen und fällt verzückt beim ersten Anblick dem Kohlhas in die Arme. Sie redet stets vom Ueberirdischen. Das Ueberirdische aber kommt bei ihr, wie ihr Bruder, der Pfarrer, sehr richtig erkennt, aus dem Fleische. Wie nun bei diesem Mädchen das vermeintlich Hohe und Geistige aus dem Niedrigen und Thierischen quillt, so erhebt sich in Wahrheit des Kohlhas' überspanntes Rechtsverlangen nicht aus einem wirklich edlen Rechtsgefühl, sondern aus der Rechthaberei und einem geradezu brutalen Krafttrieb und Kraftbewußtsein. Die Elsbeth ist in der That eine ins Weibliche übertragene Kohlhasnatur, wobei zu bedenken ist, daß sich das beim Weibe in der Sphäre der Sinne abspielt, was beim Manne im Reiche der Gedanken vor sich zu gehen scheint. Der Parallelismus und doch auch wieder der Kontrast zwischen Kohlhas und Elsbeth sind wirklich sehr geistreich erdacht. Nur ist es schade, daß in dem ganzen Drama keine Gestalt Blut und Leben gewinnt, auch nicht in dem Gewande einer Sprache, die sich äußerlich knorrig und urwüchsig giebt. Es fehlt dem Autor jede dichterische Intuition.

Max Lorenz.

Politische Korrespondenz.

Die Beseitigung der lex Heinze als Verdienst der Sozialdemokratie. — Der Berliner Straßenbahn-Streik und die Sozialdemokratie. — Die zukünftigen Handels-Verträge und die Sozialdemokratie. — Die Schul-Reform. — Transvaal. — Die Fürstlichkeiten in Berlin und der Dreibund.

Deutschland ist heute mit seinen inneren Angelegenheiten in der Lage des Odysseus, als sein Schiff der Meerenge zutrieb, wo es zwischen Scylla und Charybdis hindurchzusteuern hatte. Wir haben nur noch zwei maßgebende Parteien, das Zentrum und die Sozialdemokratie, beide sind in ihrem innersten Wesen international, undeutsch, kulturfeindlich, und doch kann das Deutsche Reich keinen Schritt nach irgend einer Seite thun, ohne entweder mit der einen oder mit der anderen dieser Parteien zu paktiren und ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen. Daß wir so mit dem Zentrum stehen, ist aller Welt längst geläufig, wird theils mit Freude, theils mit Achselzucken, theils mit Seufzen anerkannt; daß die Sozialdemokratie im Begriff sei, in die analoge Stellung einzurücken, ist von unserer Seite schon längst in Aussicht genommen und nunmehr in den letzten Monaten zur vollendeten Thatsache geworden.

Ich gehöre zu den Leuten, die nicht so sehr vom Parteigeist eingenommen sind, um nicht hervorragende Eigenschaften und Leistungen auch beim Gegner erkennen zu können, ja, ich gestehe, ein glänzend geführter Feldzug macht mir eine gewisse ästethische Freude, auch wenn ich selber der Richtung angehöre, welche dabei eine Niederlage erlitten hat. Einen solchen Feldzug hat jetzt die Sozialdemokratie mit der Lex Heinze geführt. Auch wir haben uns ja gegen dieses Gesetz erklärt und könnten uns ja insofern auch der reinen Siegesfreude hingeben. Wenn wir dennoch die ganze Aktion sachlich nicht bloß als einen Sieg, sondern in gewisser Richtung als eine Niederlage ansehen, so liegt die Niederlage in der Thatsache, daß wir diesen Sieg der Sozialdemokratie verdanken und die deutsche Bildung wie der deutsche Liberalismus sich nicht aus eigener Kraft haben

behaupten können. Je weniger in der Presse gerade von dieser Seite der Erscheinung die Rede gewesen ist, desto wichtiger ist es, sie wenigstens hier stark zu betonen. Wenn es je für den Liberalismus einen Kampfplatz gab, seine Nothwendigkeit und sein Recht zu beweisen, so war es hier. Aber die Impotenz und Zerfahrenheit der liberalen Parteien in Deutschland ist so groß, daß sie bei dieser wahrhaft von den Göttern geschenkten Gelegenheit, die deutsche Bildung gegen die klerikale Weltanschauung zu vertheidigen, keinen Gebrauch zu machen verstanden, sondern die Führung der Sozialdemokratie überließen. Die allgemeine Erregung der litterarischen und künstlerischen Kreise in Deutschland gab den unentbehrlichen Untergrund ab, aber den Sieg verlieh erst die Entschlossenheit und taktische Geschicklichkeit der sozialdemokratischen Fraktion. Kunst, Wissenschaft und Bildung haben sich in Deutschland unter die Fittiche der Sozialdemokratie flüchten müssen! Es hilft nichts, die Augen gegen diese Thatsache verschließen zu wollen: im Gegentheil, je bestimmter man sie ausspricht, desto deutlicher erkennt man die Situation und findet leichter den richtigen Weg in die Zukunft. Jeder Gedanke, mit Scharfmacherei und Umsturzbewegung der Sozialdemokratie etwas anhaben zu wollen, muß jetzt schwinden. Wir sind soweit, diese Partei schon gar nicht mehr entbehren zu können; alle die Kreise in Deutschland, die jetzt mit Dankbarkeit auf den Obstruktionsfeldzug im Reichstag blicken, würden sich für die Sozialdemokratie erheben, wenn man ihr mit neuen Ausnahmegesetzen zu Leibe gehen wollte. Wie recht haben doch jene Leute behalten, die von Anfang an der unseligen Verirrung der Nationalliberalen auf ihrem Frankfurter Parteitage widersprachen, als sie die Umsturz-Gesetzgebung ins Werk setzen wollten! Welch eine Wandlung von jenem nationalliberalen Parteitage bis zu diesen Reichstags-Sitzungen, wo die einst so stolze Fraktion nichts zu thun wußte, als ihr Schifflein an die aus allen Stückpforten feuernde sozialdemokratische Fregatte hinten anzubinden und endlich eine Gelegenheit zu erhaschen, ihr durch ihren Uebertritt den definitiven Sieg zu verleihen!

Nicht minder bewundernswerth als der Scharfblick der sozialdemokratischen Fraktion, mit dem sie erkannte, daß hier eine Gelegenheit sei, wo sie, durch die öffentliche Meinung im Rücken gedeckt, die ultima ratio jeder radikalen Opposition, die Obstruktion in den deutschen Reichstag einführen könne, ist die Klugheit, mit der sie die Obstruktion sofort einstellte, als das Ziel erreicht war, und den Gegnern selbst die Erreichung eines gewissen Kompromisses nicht weiter erschwerte. Während die „Kreuzzeitung“ jubelte, daß endlich das Kartell der „positiven“ Parteien, von anderen Leuten das „schwarze Kartell“ genannt, zu Stande komme, ist das ganz Umgekehrte geschehen: die Sozialdemokratie ist aus der Stellung einer „reichsfeindlichen“ in die Stellung einer positiven Partei, einer Partei, mit der man verhandelt und zuletzt auch Kompromisse schließt, ein gut Stück weiter vorgerückt.

Gleichzeitig hat die Sozialdemokratie noch einen andern großen Sieg erfochten. Die Angestellten der Berliner Straßenbahn, 5000 Mann, haben unter ihrer Aegide einen großen Streik gemacht und gewonnen, und abermals hat die ganze öffentliche Meinung auf Seiten der Sieger gestanden, und wiederum ist es nichts als die vollendete Unfähigkeit ihrer Gegner, die der Sozialdemokratie diesen Sieg in die Hand gespielt hat. Unsere Scharfmacher-Parteien, nach den famosen Grundsätzen des Herrn von Stumm, glauben bekanntlich, für alle Zeit unserer Industrie-Arbeiterschaft die gewerkschaftliche Organisation verbieten zu können. Die unvermeidliche Antwort darauf ist, daß die Arbeiter, da sie für ihre wirthschaftlichen Angelegenheiten nicht selber sorgen dürfen, sich unter die Protektion einer politischen Partei stellen, der sozialdemokratischen. Das hat wohl zuerst mit ausgezeichnetem politischen Scharfblick Herr Richard Rösicke erkannt und vorausgesagt, und das ist auch hier wieder eingetroffen. Die Schaffner und Kutscher wollten an sich mit der Sozialdemokratie garnichts zu thun haben, aber sie konnten sie nicht entbehren, da ihre Direktion ihnen nicht erlaubte, sich selbstständig zu organisiren. Ist es den Leuten zu verdenken, wenn sie von Stund' an mit Sympathie und Dankbarkeit auf die sozialdemokratischen Führer blicken? Wer aber ist Schuld an dieser neuen Förderung des Umsturzes? Der Industrie-Feudalismus, der auch den Geist der Direktion der Straßenbahn erfüllte. Ist es zu hart, wenn wir diese Art Gesinnung seit Jahren in dieser Zeitschrift als Mammonismus gebrandmarkt haben?

Was die einzelnen Forderungen der Angestellten betrifft, so lehnen wir es ganz wie seiner Zeit bei dem Hamburger Hafenstreik grundsätzlich ab, ein berechtigt oder unberechtigt auszusprechen. Das ist sehr schwer zu beurtheilen und man darf darüber auch verschiedener Ansicht sein. Ein Punkt ist jedoch in den Verhandlungen mit völliger Deutlichkeit zu Tage getreten, der zeigt, daß die Direktion der Straßenbahn ihre Verwaltung rein kapitalistisch, ohne das elementarste sozial-politische Verständniß geführt hat. Es ist festgestellt worden, daß die Angestellten Ueberstunden leisten mußten, die mit 25 Pfg. gelohnt wurden; mit anderen Worten: Ueberstunden kamen der Gesellschaft billiger als im Durchschnitt der regelmäßige Dienst, und die Folge war eine ganz unerlaubte Ausdehnung der Arbeitszeit. Eine der wichtigsten Bedingungen des geschlossenen Friedens ist daher die Erhöhung des Ueberstunden-Preises auf nicht weniger als das Doppelte, 50 Pfg., woraus sich ganz von selbst ergiebt, daß die Ueberstunden eingeschränkt und den Leuten ihre freien Tage erhalten bleiben. Ist es nicht unerhört, daß eine hauptstädtische Gesellschaft, die 15 Proz., 16 Proz., 18 Proz. Dividende gegeben hat und trotz Verdoppelung des Aktienkapitals noch jetzt 10½ Proz., zu einer solchen Reform erst durch Androhung eines Streiks gezwungen werden muß? Ist es zu hart, eine solche Verwaltung mammonistisch zu nennen?

Aber es kommt noch schlimmer. Eben dieser Gesellschaft hat gerade in diesen Tagen der Minister der öffentlichen Arbeiten, die ablaufende Konzession bis zum Jahre 1949 verlängert, und als er im Abgeordnetenhause über den Streik sprach, fand er nicht das leiseste Wort des Tadels für die Direktion, die es fertig gebracht hat, den Verkehr der Reichshauptstadt drei Tage lahm zu legen und ihre 5000 Angestellten den Sozialdemokraten in die Arme zu treiben, sondern nichts als Drohungen für die Arbeiterschaft. Es gab ja eine Zeit, wo die sozialpolitisch denkenden Professoren als Helfershelfer der Sozialdemokratie verdächtigt wurden — wo stecken wohl die wahren Helfershelfer der Sozialdemokraten? Es war doch wahrlich für die Herren Minister nicht schwer, hier den Standpunkt einer ihrer Pflicht bewußten und entschlossenen Regierung zu finden: daß eine solche Unterbrechung des Verkehrs nicht mehr eine rein private, sondern eine öffentliche Angelegenheit ist; daß der Kontraktbruch und die Unordnungen, die sich daran geknüpft, nicht mehr bloß wirthschaftliche, sondern moralische Schäden sind; daß die Regierung deshalb ernstlich darauf sehen muß, solchen Dingen in Zukunft vorzubeugen; daß aber die unerläßliche Vorbedingung dafür ist, den Arbeitern Mittel und Wege zu schaffen, ihre Beschwerden und Ansprüche in geordneter Weise zu vertreten und so schwere Mißbräuche, wie sie hier vorgelegen haben, zu verhindern. Die Angestellten der staatlichen Verkehrsanstalten, Eisenbahn und Post, haben den Schutz der Volksvertretung und das Recht, diese beschwerdeführend um Schutz anzurufen. Für die Angestellten der Privatgesellschaften müssen andere Mittel zugelassen werden.

So lange wir nicht Minister haben, die so sprechen, wird unsere Arbeiterschaft sozialdemokratisch bleiben.

Alle diese Erscheinungen erhalten aber ihre wahre Bedeutung erst durch das Herannahen des Termins der Handelsverträge. Mit vieler Mühe ist es ja gelungen, bei dem „anderen Fleischschau-Gesetz“ innerhalb der regierenden Parteien gegen die extremen Agrarier einem verständigen Kompromiß die Majorität zu verschaffen, aber die Heftigkeit dieses Kampfes um ein keineswegs bedeutendes Objekt war eine Probe darauf, wie heftige Kämpfe uns bevorstehen. Immer wieder wird die Regierung sich glücklich schätzen, in den Stimmen der Sozialdemokraten eine Hilfe gegen die unerfüllbaren Forderungen der Agrarier zu finden. Das industrielle Deutschland ist bereits hart an der Linie, wo es, weit entfernt einen verstärkten Zollschutz zu wünschen, seinen Fortschritt in größerer Freiheit des Handels suchen muß, und das industrielle Deutschland ist so stark und so wichtig für Gesammt-Deutschland, daß man sich seinen Forderungen nicht entziehen, ihnen wenigstens nicht entgegenhandeln kann. Es gab ja eine Zeit, wo man sich vorstellte, daß Deutschland als Wirthschaftsgebiet sich durch Kolonien vergrößern und dann möglichst in sich abschließen müsse, weil die drei großen Weltmächte England, Rußland und die Ver-

einigten Staaten dasselbe thun würden. Ich selber habe mich dieser Ansicht einmal zugeneigt, bin aber schon seit längerer Zeit zweifelhaft geworden, ob sie richtig ist, und eine Reihe ausgezeichneter Artikel von Professor Dietzel in Bonn in den letzten Nummern der „Nation" hat mich vollständig überzeugt, daß die Dinge nicht diesen Gang gehen werden, sondern daß die durch den Grafen Caprivi zum Segen Deutschlands eingeleitete Aera der Handels-Verträge und Erleichterungen auch die Zukunft beherrschen wird. Man mag und muß den Agrariern dankbar sein, daß sie uns helfen, die Flotte zu bauen: man wird und muß auch suchen, ihren Bedürfnissen nach Möglichkeit gerecht zu werden (namentlich das hysterisch-selbstmörderische Verbot fremder Arbeitskräfte endlich beseitigen), trotzdem wird man gegen ihre ganz unvernünftigen Forderungen einen harten Strauß auszufechten haben. Auf einem nationalliberalen Parteitag in Arnstadt hat der Abgeordnete Bassermann eine sehr schöne Rede gehalten, wo er versichert hat, daß die nationalliberale Partei den besten Willen habe, alle billigen Ansprüche der Landwirthschaft bei der Verlängerung der Handelsverträge zu erfüllen. Nur schade, daß in solchen Fragen auch der beste Wille der Gemäßigten niemals den Ansprüchen der entschlossenen, einseitigen Interessen-Vertreter genügt. Im Jahre 1879 sind Landwirthschaft und Industrie zu einem Bündniß gelangt, weil beide in derselben Richtung gingen und die wirthschaftlichen Interessen durch die überlieferten politischen Grundsätze der Parteien noch im Zaum gehalten wurden. Heute sind die wirthschaftlichen Interessen das stärkste Element in den alten Kartell-Parteien geworden, und die Industrie und Landwirthschaft gehen, wenn auch noch nicht gerade in entgegengesetzter Richtung, doch mehr und mehr auseinander. Der Moment muß kommen, wo in der Industrie nicht die Stimmführer, die zusammengehen, sondern diejenigen, die Widerstand gegen die Agrarier predigen, die Oberhand behalten, die Regierung ihnen zustimmen und man dazu auch die Hilfe der Sozialdemokraten nicht wird entbehren können. Die augenblickliche große Stellung dieser Partei ist also keineswegs eine bloße Episode, sondern die Einleitung eines dauernden Zustandes.

Hier modifiziren wir nun etwas das Bild von der Scylla und Charybdis, das wir im Eingang gebraucht, und sagen, bei der Nichtigkeit und Zerfahrenheit der alten „reichstreuen" Parteien wird die Staatskunst bei uns in Zukunft darin bestehen müssen, Centrum und Sozialdemokratie immer so gegen einander auszuspielen, daß jede das verhindert, was die andere uns Böses thun könnte, und wenn es so weiter geht, wie jetzt, so geht es ja ganz gut. Die lex Heinze ist beseitigt: daß wir aber den Kampf darum haben durchfechten müssen, war keineswegs ein Unglück, sondern ein Segen. Die Tendenz des Gesetzes, wie die Herren in der Regierung, namentlich der Staatssekretär Nieberding sie wollte, war ja keineswegs tadelnswerth, sondern vortrefflich. Es ging nur deshalb

nicht, ein solches Gesetz zu machen, weil unsere Judikatur nicht das für die Ausführung nöthige Vertrauen besitzt. Gerade daß diese Thatsache einmal mit aller Deutlichkeit zur Aussprache gekommen, wird hoffentlich auf die Herren im Reichsgericht, manchen Oberlandesgerichten und Strafkammern einigen Eindruck machen und unsere Rechtsprechung auch in Majestäts- beleidigungs- und ähnlichen Sachen günstig beeinflussen. Eine Erklärung, wie sie 16 Professoren des Strafrechts über unsere Strafgerichtsbarkeit veröffentlicht haben, dürfte in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen sein, und ich will offen gestehen, daß sie mir sogar in Anbetracht der Stellung der Sprechenden etwas allzu scharf vorkam. Jedenfalls ist damit ein sehr bedeutsames Warnungssignal aufgesteckt und man darf hoffen, daß es nicht vergebens sein wird. Ganz ebenso war die allgemeine Hinweisung der öffentlichen Aufmerksamkeit auf allerlei Unanständigkeiten, gegen die bisher nichts geschah, gewiß nützlich. Man kann sich für die Gesundheit des öffentlichen Geistes garnichts Besseres wünschen als Episoden wie diesen lex Heinze-Kampf. Nehmen wir hinzu, daß das Fleischschau-Gesetz passabel zu Stande gekommen, daß die Unfall-Versicherung und Gewerbe-Ordnung sehr erheblich verbessert worden ist, daß das Flottengesetz in seinen Grundlagen gesichert erscheint und daß auch im preußischen Landtag in den Gesetzen über die Zwangserziehung etwas sehr Gutes und über das Gemeinde-Wahlrecht wenigstens etwas Brauchbares zu Stande gebracht, so kann man ganz befriedigt auf unsere inneren Zustände schauen. Regierten die abstrakten Prinzipien die Welt, so würde es um das Beste der deutschen Nation zwischen Ultramontanismus und Internationalismus eingekeilt heute schlimm stehen. Aber zum Glück, trotz aller modernen Wahnlehren von der Bestimmung der Völkerschicksale durch die bloße Masse und ihre Wirthschaftsbedürfnisse, bedeutet doch auch die Persönlichkeit etwas in der Welt, und in beiden Parteien, dem Centrum wie der Sozialdemokratie, giebt es Männer genug, die unendlich viel besser, deutscher, gebildeter sind, als sie es nach den Parteiprinzipien, die sie vertreten, sein dürften. Kann der Reichstag sich einen besseren Präsidenten als den Grafen Ballestrem wünschen?

So schreitet Deutschlands Entwickelung unter steten Kämpfen, wie sie sein müssen, doch stetig voran, und doppelt befriedigt sieht man auf unsere Zustände, wenn man eben gelesen hat, wie das souveräne Schweizervolk in seiner souveränen Weisheit ein Kranken-, Unfall- und Militär-Versicherungsgesetz, das die gesetzgebenden Faktoren mit größter Sorgfalt ausgearbeitet und endlich fast einstimmig angenommen, mit weit mehr als Zweidrittel-Mehrheit verworfen hat. Auch das deutsche Volk hätte ja in Volksabstimmungen unsere Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Alters-Versicherung, die jetzt Jedermann als ein Segen anerkennt, zweifellos ganz in derselben Weise verworfen, wenn es in derselben Weise gefragt worden wäre. Rühmen wir uns nicht, daß wir weiser wären, als jene. Aber

besser haben wir's als alle Republikaner, das ist gewiß, wenn uns auch leider oft genug Aergernisse, die ganz überflüssig und leicht zu vermeiden wären, das vergessen machen.

* * *

Wenn wir uns also auch der angenehmen Empfindung hingeben dürfen, daß die Dinge in Deutschland den von der Natur gebotenen und im Ganzen gutzuheißenden Weg gehen, so ist doch ein Punkt, der uns mit großer Besorgniß erfüllt. Es ist offenbar, daß die Grundlagen unserer geistigen Bildung jetzt wirklich schwer bedroht sind. Es giebt keine wahre Bildung, die nicht historischer Natur, die sich nicht des gesammten geistigen Zusammenhanges ihres Ursprungs bewußt wäre. Die Wurzeln unseres geistigen Daseins aber sind zu suchen vor Allem in Griechenland. Wird der Zusammenhang unseres Bildungswesens mit dem Griechischen zerschnitten, so giebt es in Zukunft Theologie, Geschichte, Philosophie, Litteraturgeschichte, Kunstgeschichte in strengerem, wissenschaftlichem Sinne nur noch für einen kleinen Kreis von Gelehrten. Wie ist es möglich, daß während die ganze Welt darüber einig ist, daß Deutschland den ungeheuren Einfluß, den es auf allen Gebieten des Lebens in diesem Jahrhundert gewonnen, vor Allem seinem Bildungswesen verdankt und es nachzuahmen strebt, in Deutschland selber eine stärker und stärker werdende Tendenz aufkommen konnte, dieses Bildungswesen zu zerstören?

Die Frage ist ganz dieselbe, die wir oben aufgeworfen haben: wer eigentlich die Sozialdemokratie bei uns großzieht? Wie hier für jeden Unbefangenen die Antwort auf der Hand liegt, daß es der kurzsichtige Egoismus des Kapitalismus ist, der dem Arbeiterstande die natürlichsten und berechtigtsten Forderungen versagt und ihn dadurch gewaltsam den Ideen des allgemeinen Umsturzes zutreibt, so haben die Vertreter der klassischen Bildung, glücklich im Besitzstand, ihr Bildungswesen weiten Volkskreisen aufgezwungen, für die es thatsächlich ungeeignet ist, und sind als Strafe dafür nunmehr in ihrer eignen Burg bedroht. Nicht die klassische Bildung ist es, die die allgemeine Feindschaft erweckt, sondern die politischen Berechtigungen, die ihr verliehen worden sind. Immer und immer wieder, leider vergeblich, haben wir in diesen „Jahrbüchern“ darauf gedrungen, daß die Vertreter klassischer Bildung selber dafür sorgen sollten, ihre Berechtigungen los zu werden und den andern Schulen die formale Gleichberechtigung zuzugestehen: statt dessen hat man durch die unselige Schulreform von 1892 die klassische Bildung verkrüppelt, in der Hoffnung, dem Krüppel dadurch das Privileg zu erhalten. Die einzig wahre Reform muß das Programm haben, wie es ein so anerkannter und erfahrener Schulmann wie Herr Direktor Cauer hier immer vertreten hat: Wiederherstellung eines wirklich klassischen Gymnasiums auf der einen, Ausbildung der jetzigen, sogenannten Ober-Realschule ohne die alten Sprachen auf der

andern Seite mit gleichen Rechten. Dazwischen mögen auch die Zwischenformen des Real-Gymnasiums und des Reform-Gymnasiums (Frankfurter Lehrplan) fortbestehen, wo sie praktisch sind. In Hamburg besteht, wie mir versichert wird, ein derartiges mehrseitiges Schulsystem mit gutem Erfolg, und die Hamburger haben sich deshalb auch gehütet, die Fehler unserer Schulreform von 1892, die man ja auch hier bald genug erkannte, mitzumachen. Die Universitäten müssen sehen, wie sie sich durch nachträgliche Examina nach der Art, wie es jetzt die Theologen mit dem Hebräischen halten, für die einzelnen Fächer den nöthigen Unterbau sichern. Eine völlig gleichmäßige Bildung für alle Volkskreise kann nichts als etwas gleichmäßig Unbrauchbares ergeben. Das Beste wäre, um der herrschenden Vorstellung von dem sozialen Vorrang des klassischen Gymnasiums den Boden zu entziehen, wenn man allen Schulen mit neunjährigem Kursus und Abiturienten-Examen denselben Namen „Gymnasium“ gäbe und sie nur durch Beiwörter wie „klassisches“, „modernes“ und dergleichen unterschiede. Der innere Vorzug der höchsten Bildung, der den klassischen Studien innewohnt, wird sich auch ohne jede äußere Dekoration immer behaupten, die gefährliche Feindschaft aber, die diese Bildung heute in Volkskreisen erregt hat, die ein volles Recht haben, ihre Meinung geltend zu machen, würde durch eine solche Konzession gedämpft werden. Wie wenig eine wirkliche Entwurzelung der alten Sprachen auch bei völliger Freigabe zu besorgen ist, erkennt man dann, wenn man sich klar macht, einen wie mächtigen Bundesgenossen sie an den Kirchen haben. Der Protestantismus würde sich selbst aufgeben, wenn er das Griechische aufgäbe, und wenigstens für das Lateinische ist das Zentrum ein sehr in Betracht kommender Bundesgenosse. Selbst das Reform- und das Real-Gymnasium haben an der hohen katholischen Geistlichkeit durchaus keine Freunde.

Ist es nun ein Widerspruch, daß wir oben den Ultramontanismus als kulturfeindlich und bildungsfeindlich bezeichnet haben und hier das Zentrum als Verbündeten für die Erhaltung der deutschen Bildung anrufen? Keineswegs. So komplizirt ist eben das Leben und im Besondern das deutsche Leben mit seiner unermeßlichen Fülle von Gegensätzen. Gewisse Bildungs-Elemente haben wir mit der katholischen Kirche, andere mit der Sozialdemokratie gemein. Wer sich über diese unzweifelhaften Thatsachen einmal klar geworden ist, wird nicht mehr geneigt sein, mit einer kurzen, scharfen Formel ein für alle Mal seine Stellung im deutschen Parteileben nehmen zu wollen.

* * *

Der Verlauf des Transvaalkrieges ist an dieser Stelle, glaube ich, von Anfang an richtig beurtheilt: die Schwäche in der burischen Rüstung (Mangel an Offensivkraft), die Stärke des englischen Heerwesens, entgegen

den damals bei uns herrschenden Auffassungen, anerkannt worden, bis auf das letzte Mal, wo die an dieser Stelle von mir ausgesprochene Meinung durch die Ereignisse nur zu bald widerlegt worden ist. Ich ging davon aus, daß die englische Kriegsrüstung in Südafrika zwar sehr stark, aber doch nicht ausgeschlossen sei, daß sie in dem Kampf mit Raum und Klima unterliege. Eine große Burenkolonne war damals in der Flanke der Engländer bis weit in ihren Rücken vorgedrungen, und ich glaubte schließen zu dürfen, daß, wenn die englische Armee dieses Detachement nicht abfassen und abschneiden könne, dies ein sicheres Zeichen sei, daß ihr bereits der Athem ausgegangen, daß sie bei der jetzt dort herrschenden Regenzeit nicht weiter vorwärts kommen könne und trotz ihrer Uebermacht liegen bleiben müsse. Das Gegentheil ist eingetreten. Die Regenzeit scheint bei Weitem nicht so schlimm zu sein, wie unsere Afrika-Kenner sie geschildert haben, denn es wurde berichtet, daß die Engländer das Bett eines Flusses, von dem man annahm, daß sie ihn nicht ohne Schwierigkeiten passiren würden, trocken gefunden hätten, und die englische Hauptarmee ist in flottem Vormarsch bereits am Vaalflusse angelangt und hat ihn überschritten. Wie ist der Widerspruch zu erklären? Denn die Thatsache, die unser ganzes Urtheil bestimmt hat, daß die Engländer die burische Umgehungskolonne, die ihnen bei einiger Thätigkeit unmöglich entgehen konnte, nicht gefaßt haben, ist ja doch einmal da und bleibt, gegen ihre jetzigen flotten Operationen gehalten, objektiv unverständlich. Vermuthlich liegt der letzte Grund in dem persönlichen Charakter des Feldmarschall Roberts. Er wird zu den Generalen gehören, die nicht mit der freien Schöpfungskraft des Genius allein aus der augenblicklichen Lage jedesmal das richtige Mittel entnehmen, sondern die nur dann ihre Aufgabe erfüllen können, wenn sie nach einem ganz bestimmten Schema, nach einem gewissen System von Grundsätzen, das sie sich gebildet haben, handeln. Ein solcher General war Benedeck; ein solcher General war auch, freilich in der höchsten Potenz der Begabung, Wellington. Zu den Grundsätzen des Lord Roberts gehört offenbar, daß er nicht zur Offensive schreitet, bis alle Vorbereitungen beendet und jeder einzelne Truppentheil mit allen seinen Kolonnen bereit ist.

So ließ er England sich in Ungeduld verzehren, bis er mit gesammelter Kraft den Marsch zum Entsatz von Kimberley und im Anschluß daran auf Bloemfontein antrat. Dann machte er in Bloemfontein Halt und schuf sich erst eine neue Basis, ohne sich auf irgend welche Einzel-Unternehmungen einzulassen. Hiebei blieb er auch, als die Buren, ermuthigt durch sein Sitzenbleiben, ihn zu umgehen wagten und damit selbst ihren Rücken preisgaben. Statt die prächtige Gelegenheit zu einem großen Schlage zu benutzen, hielt Lord Roberts fest an seinem einmal gefaßten Plan und blieb mit dem Gros seiner Armee bei Bloemfontein. Erst als die Buren gar zu keck wurden, schickte er nothgedrungen einige Kolonnen gegen sie vor, die sie aber nun nicht mehr erreichten. Ist ihm dadurch hier ein

großer Erfolg entgangen, so hat er doch auf der andern Seite den nicht minder großen, moralischen Erfolg erreichte, plötzlich und gegen alles Erwarten seine ganze Armee bis an den Vaalfluß vorwärtsrollen zu können, und es ist noch nicht abzusehen, wo sie zum Stehen kommen wird.

Nicht bloß bei den Buren, sondern auch bei andern Völkern blickt man mit Beklommenheit auf die Schnelligkeit dieses Erfolges. Während es anfänglich schien, als ob die Russen die Gelegenheit benutzten wollten, in Persien vorzugehen, haben sie zuletzt in Korea einen großen Vorstoß gemacht und sich des Hafens Masompo bemächtigt; die Franzosen aber haben angefangen, mächtig gegen Marokko vorzurücken, wo in Folge des Todes des Groß-Vezirs die innern Verhältnisse gerade ins Schwanken gerathen sein sollen. Beide Punkte, sowohl Korea als Marokko, sind für England kaum von geringerer Wichtigkeit als Transvaal. Bis jetzt schweigt die englische Diplomatie vorsichtig still zu jenen Ereignissen, aber wenn sie erst mit den Buren Frieden geschlossen oder wahrscheinlicher, sie unterworfen, annektirt, und ein strammes Militärregiment aufgerichtet haben wird, dann wird man hören, wie sie im Herzen über Korea und Marokko denkt.

Wie bescheiden steht doch Deutschland neben diesen Weltmächten, die allenthalben große Ziele im Auge haben, während wir froh sind, kleine Gruppen von Korallen-Inseln um Dutzende von Millionen baar Geld kaufen zu können. Oder hat die deutsche Diplomatie doch auch ein großes Ziel im Auge, das nur noch vorläufig im Geheimen bleiben muß? Wozu ist der große Apparat des Fürstenkongresses in Berlin bei Gelegenheit der Großjährigkeits-Feier unseres Kronprinzen aufgeboten worden? Wir stehen mit Rußland gut; wir haben von Frankreich nichts mehr zu fürchten; unsere amtlichen Beziehungen zu England sind getränkt mit Sympathiebezeugungen; wozu war da die feierliche Renaissance des Dreibundes erforderlich? Waren es nicht deutsche, sondern österreichische und italienische Bedürfnisse und Wünsche, die es nöthig machten? Erwägungen der inneren Politik dieser Staaten? Oder ist es für Deutschland wünschenswerth, kommender großer Ereignisse willen sich so vorsichtig den Rücken zu decken? Die Zukunft wird es lehren.

27. 5. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Anton, Dr. G. K. — Der Mittellandkanal (Rhein-Elbekanal), Vortrag. (40 S.) **Hamburg**, Verlagsanstalt und Druckerei, Akt.-Ges.
Arndt, A. — Unser Leben. Oktav. (150 S.) M. 2,50. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Arnheim, Dr. Fritz. — Der ausserordentliche Finnländische Landtag. 1899. (344 S.) Leipzig, Duncker & Humblot.
Arons, Dr. — Die Aktenstücke des Disziplinarverfahrens. (38 S.) Berlin, G. Reimer.
Berlit, Prof. Georg. — Ueber Walther von der Vogelweide. Oktav. (39 S.) Leipzig, B. G. Teubner.
Beyschlag, Friedrich. — Volkskunde und Gymnasialunterricht. Oktav. (45 S.) 80 Pf. Leipzig, B. G. Teubner.
Bölte, Dr. F. — Das klassische Alterthum und die höhere Schule. Ein Vortrag. (15 S.) Heidelberg 1900, Carl Winter.
Bornhak, Conrad. — Geschichte der preussischen Universitätsverwaltung bis 1810. Oktav. (VIII, 200 S.) M. 3,—. Berlin, Georg Reimer.
Cauer, P. — Wie dient das Gymnasium dem Leben? Düsseldorf, L. Voss & Cie.
Conrad, Elster, Lexis, Loening. — Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 3. Bd. (1290 S.) Jena, Gust. Fischer.
Dungern, Helene von. — Frederick Denison Maurice, der Führer der christlich-sozialen Bewegung Englands 1848—1866. (142 S.) M. 2,40. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Eltzbacher, Dr. Paul. — Der Anarchismus. Oktav. (XII, 305 S.) M. 5,—. Berlin, J. Guttentag.
Erdmann, H. — König Tod. Schauspiel in drei Akten. M. 1,—. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Federn, K. — Dante. Gr.-Oktav. (235 S.) Kart. M. 4,—, geb. M. 5,—. Leipzig, E. A. Seemann.
Fick, Dr. R. — Auf Deutschlands hohen Schulen. (487 S.) M. 10,—. Berlin, Hans Ludw. Thilo.
Fr., Fr. — Ergänzungen zu Denken und Handeln. (69 S.) Birkenwerder/Berlin, A. Koch.
Freudentheil, Dr. G. W. — Geschichte des Advokatenstandes des vormaligen Königreichs Hannover bis zum Jahre 1831. (24 S.) Stade, A. Pockwitz' Verlag.
Geiger, Ludwig. — Gefühltes und Gedachtes von Fanny Lewald. (400 S.) Dresden und Leipzig, Heinr. Minden.
Gény, Joseph. — Die Reichsstadt Schlettstadt. (223 S.) M. 3,—. Freiburg i. Br., Herder.
Golowin, K. — Die finanzielle Politik Russlands und die neue Goldwährung. (117 S.) M. 1,80. Berlin, August Deubner.
Hahn, Ed. — Die Wirthschaft der Welt am Ausgange des XIX. Jahrhunderts. Gr.-Oktav. (VIII, 320 S.) M. 5,50, geb. M. 7,—. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
Hartmann, Eduard von. — Geschichte der Metaphysik. II. Bd. M. 12,—. Leipzig 1900. Hermann Haacke.
Heinemann, E. — Die Grundlagen der Schleiermacher'schen Theologie. (48 S.) Berlin, Hermann Walther.
Vorläufiger **Jahresbericht** der Handelskammer zu Köln. 1899. (99 S.) Köln, Du Mont-Schauberg.
Kant's gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. Bd. X. Zweite Abth.: Briefwechsel. 1. Bd. Oktav. (XIX, 582 S.) M. 10,—. Berlin, Georg Reimer.
Karpeles, Dr. B. — Die englischen Fabrikgesetze. (481 S.) M. 10,—. Berlin, E. Felber.
Kassner, Rudolf. — Die Mystik, die Künstler und das Leben. Oktav. (288 S.) M. 6,—. Leipzig, Eugen Diederich's Verlag.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin W., Mauerstr. 86-88.

Register

zu den

Preußischen Jahrbüchern.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Band 71 bis 100.

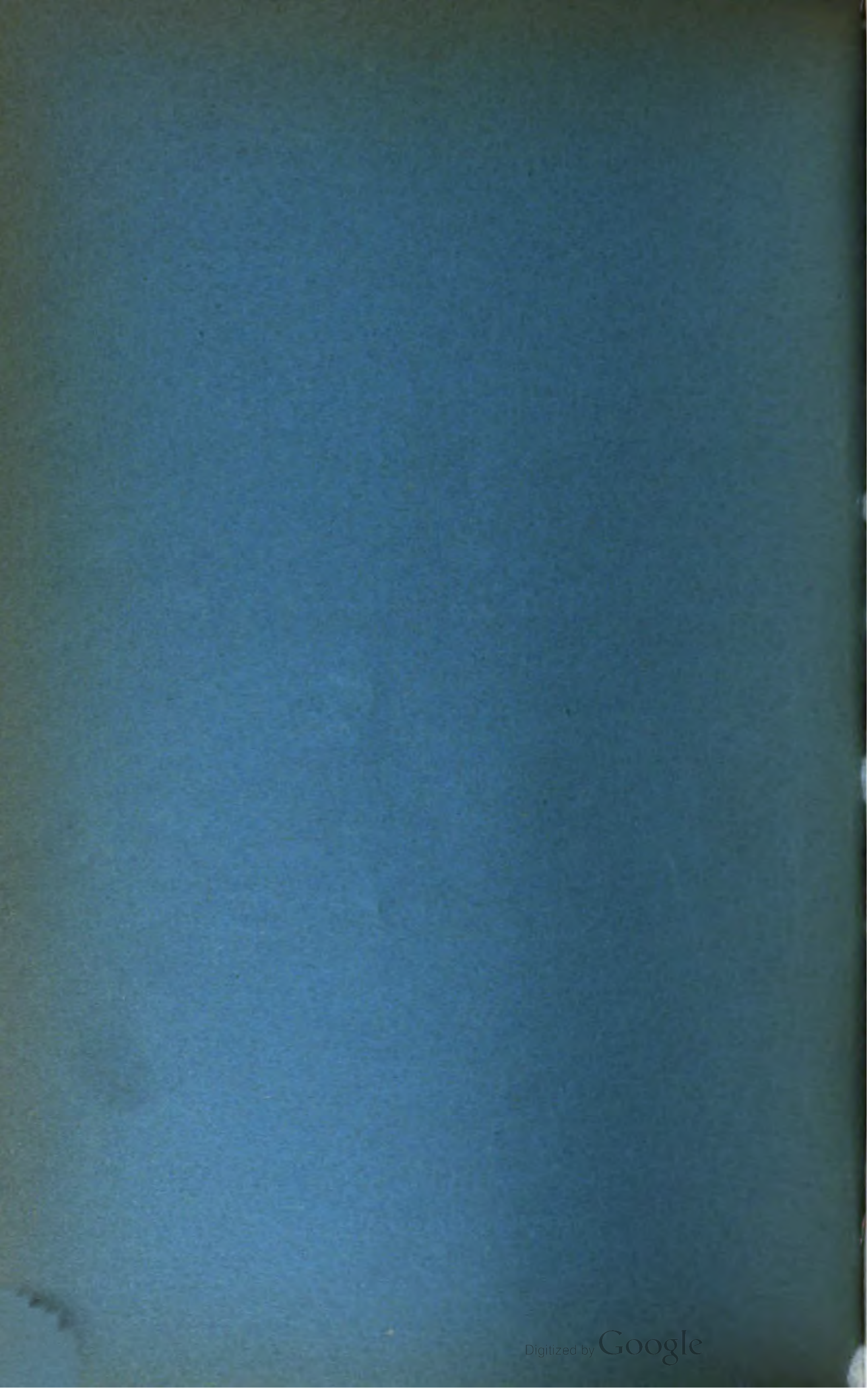
(Januar 1893 bis Juni 1900.)

Die Preußischen Jahrbücher erscheinen jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

1901.



Register

zu den

Preußischen Jahrbüchern.

Einundsiebenzigster bis hundertster Band.

(1893 bis 1900 Juni.)

Einzelne Hefte der Preußischen Jahrbücher, soweit vorräthig, sind zum Preise von M. 2,50 durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1901.

Inhalt.

Sachregister.

Die größeren Ziffern bedeuten die Nummer des Bandes, die kleineren die Seitenzahl.

1. Geschichte.

2. Politik.

3. Sozialpolitik.

4. Volkswirthschaft.

5. Jurisprudenz.

6. Philosophie.

7. Literatur.

8. Kunst und Kunstgeschichte.

9. Philologie.

10. Germanistik.

11. Pädagogik.

12. Theologie.

13. Ethnologie. Naturwissenschaft. Geographie. Reisen. Handel.

14. Medizin.

15. Militaria.

16. Nekrologe und Biographisches.

17. Theater.

Die regelmäßigen Theater-Korrespondenzen sind an dieser Stelle nicht aufgenommen. Die einzelnen Stücke sind unter „Besprochenen Werken" zu finden.

18. Varia.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

Buchdruckerei der Aktiengesellschaft „Nationalzeitung" in Berlin W.

Juni 1900. Einhundertster Band. Heft III.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt:

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1900.

Mit einer Beilage von C. L. Hirschfeld in Leipzig.



ein bisher in der volkswirtschaftlichen Litteratur nicht genügend berücksichtigtes Gebiet, der Betrieb des Waarenhandels, einer eingehenden Besprechung unterzogen. Eine ausführliche Schilderung des Börsenhandels bildet den Schluss des ersten Teiles.

Im zweiten Teil behandelt die Schrift zunächst die Handelspolitik im allgemeinen, ihren Begriff, ihre Arten und ihre Organe. Daran schliesst sich eine Darstellung der inneren Handelspolitik, wie sie in gleicher Vollständigkeit in der neueren Litteratur überhaupt nicht vorhanden ist, und eine gedrängte, aber für den Lehrzweck völlig ausreichende Besprechung der Hauptgebiete der äusseren Handelspolitik. Auch in diesem zweiten Teil bietet sich dem Verfasser vielfach Gelegenheit, die üblichen Begriffsbestimmungen und Lehrmeinungen einer Revision zu unterziehen und gleichzeitig eine Fülle schwebender Fragen zu besprechen. Besonders wichtig ist es, dass nachdrücklich betont wird, wie wenig sich die Aufgabe der inneren und äusseren Handelspolitik in der Wahrnehmung der besonderen Interessen des Handels und der durch ihn bewirkten Güterbewegung erschöpft. Van der Borght bemüht sich, gerade hier den Blick wieder auf das Gesamtinteresse zu lenken, das zu fördern allein die Aufgabe jedes einzelnen Zweiges der staatlichen Politik sein kann, eine Auffassung, die unter den heftigen wirtschaftlichen Interessenkämpfen der letzten Zeit den Männern der Praxis fast ganz und nicht selten auch denen der Wissenschaft verloren gegangen ist.

Durch das Werk geht ein lebhaftes Streben nach Durchdringung und Erfassung der thatsächlichen Verhältnisse, mit denen der Verfasser in enger Fühlung geblieben ist. Schon deshalb wird das Buch sich auch ausserhalb der Fachkreise einbürgern können. Aufbau, Inhalt und Form sind überdies dazu angethan, dem Buch bei allen Gebildeten Eingang zu verschaffen. Insbesondere für Parlamentarier, Verwaltungsbeamte, Industrielle, Landwirte, Handelskammern, Redaktionen, wird es sich als unentbehrliches Hilfsmittel erweisen.

Von demselben Verfasser erschien im gleichen Verlage:

DAS VERKEHRSWESEN



(Band VII der ersten Abteilung des „Hand- und Lehrbuchs des Staatswissenschaften in selbständigen Bänden“, begründet von Kuno Frankenstein, fortgesetzt von Max von Heckel.)

Preis *M* 12.50, in elegantem Halbfranz-Einband *M* 14.50.

Das Buch hat sich allenthalben rasch eingebürgert. Seit 1898 hatte das Verkehrswesen eine umfassende Bearbeitung vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus nicht mehr erfahren. Wohl hatten die grosse Zahl von Einzelfragen, die in der Zwischenzeit fast in allen Verkehrsgebieten aufgetaucht sind, eine fast unübersehbare Litteratur hervorgerufen, aber durch diese Speziallitteratur war die Erkenntnis fast verloren gegangen, dass jede Verkehrsgruppe nur als ein Glied der Gesamtheit des Verkehrswesens richtig aufgefasst werden kann. Mit Rücksicht auf diese Thatsache hat van der Borght gerade dem allgemeinen Teile seines Werkes eine besondere Ausdehnung gegeben, um durch die Nebeneinanderstellung der einzelnen Verkehrsgruppen die Berührungspunkte und Unterscheidungsmerkmale zur Darstellung zu bringen. In den Hauptabschnitten — I. Verkehrswesen im Allgemeinen, II. Landstrassenverkehr, III. Wasserstrassenverkehr, IV Eisenbahnverkehr, V. Post- und Telegraphenverkehr — geht der Verfasser dann auf die vielen Verkehrsfragen ein, die, namentlich soweit sie den Wasserstrassen- und Eisenbahnverkehr betreffen, in der Gegenwart Gegenstände der lebhaftesten Erörterung bilden. Auch in diesem Buch erweist sich van der Borght als ein gründlicher Kenner des praktischen Wirtschaftslebens und als ein Schriftsteller, der auch schwierige Materien in einer für jeden Gebildeten verständlichen Form zu behandeln weiss. Gerade das hat das Eindringen des Buches in weite Kreise erleichtert.



URTEILE DER PRESSE:

Mag man dem Buche gegenüber auch noch manchen Wunsch geltend machen können, so bietet dasselbe doch bei den grossen Schwierigkeiten der Bewältigung des Gesamtstoffes und seiner Teile u. E. nach dem grossen, 1878/79 erschienenen Sax'schen Werke über „die Verkehrsmittel in Volks- und Staatswissenschaft", nach Form und Inhalt mit das Beste, das wir z. Z. auf dem Gebiete des Verkehrswesens besitzen. E. Blenck, Berlin.

Juristisches Litteraturblatt. 1895, Bd. VII, No. 3.

Wenn ich nun zuvörderst ein allgemeines Urteil über das Buch aussprechen darf, so kann ich dasselbe nur als eine im ganzen treffliche Leistung bezeichnen, und ich bin überzeugt, dass dieses Urteil wohl die weiteste Zustimmung finden wird. Das Buch vereint in sich eine Anzahl Vorzüge, die es für denjenigen Lehrzweck und denjenigen Leserkreis, welchen es dienen soll, im vollen Masse geeignet erscheinen lassen. Es erschöpft den Gegenstand innerhalb des vorgezeichneten Umfanges in jenen Beziehungen, welche der allgemeinen Volkswirtschaftslehre angehören. E. Sax, Abbazia.

Zeitschrift für Literatur und Geschichte der Staatswissenschaften. 1896, 4. Band.

Dem mit grösstem Fachverständnis und mit umsichtigster Beherrschung des reichen Stoffes geschriebenen Buche wohnen alle Vorzüge inne, die ein Werk über eine staatswissenschaftliche Materie haben muss, wenn es den berechtigten wissenschaftlichen Anforderungen, andererseits auch dem praktischen Bedürfnis entsprechen soll. Die Volkswirtschaftslehre beansprucht das Interesse aller Gebildeten; diesem Grundsatze huldigt der Verfasser auch des vorliegenden Werkes, so klar, bündig und übersichtlich ist der Stoff behandelt. Grund genug, dass das Buch stark begehrt werden wird.

Leipsiger Tageblatt. 1894, No. 554.

Prof. van der Borght verwertet in seinem Werke die Erfahrungen, die er in einer neunjährigen Thätigkeit als Handelskammersekretär gerade in Bezug auf das Verkehrswesen zu sammeln Gelegenheit hatte. Dadurch hat er das Werk auch den Kreisen des praktischen Lebens näher zu bringen gewusst. Das Werk wird daher nicht nur ein Lehrbuch zum akademischen Gebrauche sein, es wird sich auch als ein praktisches Nachschlagewerk und Hilfsmittel für viele im praktischen Leben stehende Männer, für Parlamentarier, Verwaltungs-, Eisenbahn- und Postbeamte, Industrielle, Landwirte etc. erweisen.

National-Zeitung. 1894, No. 608.

Es ist dies ein Buch, aus welchem man auf jeder Seite sehen kann, wie gut es ist, wenn ein Professor der Nationalökonomie aus der Schule des praktischen Lebens hervorgegangen ist und mit dem praktischen Leben ständige Fühlung auch ferner zu halten mit Erfolg sich bemüht hat. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, jedoch ohne langweilige Weitschweifigkeit, mit ernster Vertiefung, aber ohne jenen mystisch-theoretischen Stil, der derartigen Arbeiten so oft eigen ist, behandelt van der Borght das grosse Gebiet des Verkehrswesens mit einer Frische der Darstellung, die das Buch auch für weitere Kreise zu einer genussvollen Lektüre gestaltet. Dabei zeugt es von einem wahren Bienenfleiss des Verfassers, der hier in statistischer Beziehung wertvollsten Stoff in einem Umfange zusammengetragen hat, wie wir ihn anderweitig noch nicht besitzen.

Kölnische Zeitung. 1894, No. 949.

Wenn man von einzelnen bedeutenden Leistungen auf Specialgebieten absieht und insbesondere auch die Röll'sche Encyklopädie ausnimmt, so ist dem vorliegenden Werke van der Borght's wohl zweifellos, und zwar seines Inhaltes wegen, wie schon allein auf Grund der Thatsache, dass es eine zusammengefasste Darstellung des Gegenstandes bildet, eine der ersten Stellen in der Fachlitteratur der verflossenen drei Lustren zuzuerkennen.

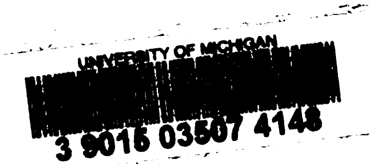
Zeitschrift für Eisenbahnen und Dampfschifffahrt der österreichisch-ungarischen Monarchie. 1894, 50. Heft.

Das van der Borght'sche Buch wurde vermisst, ehe es geschrieben war, und als es erschien, begrüsste es jeder mit Freuden, der es nötig fand, seine theoretische Kenntnis der Verkehrspolitik zu erweitern. Es sind zumeist die Leute der wirtschaftlichen Praxis, denen es hochwillkommen sein muss und denen es voraussichtlich immer wertvoller werden wird. Damit ist aber der zweite Grund für die wachsende Popularität des Werkes nahe gerückt. Das Werk ist nämlich so wissenschaftlich und gründlich, wie man es nur wünschen kann.

Handel und Gewerbe. 1895, No. 32.



Buchdruckerei der Actien-Gesellschaft „National-Zeitung“, Berlin W.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03507 4148

